





John Dunlop's

Geschichte der Prosadichtuugen

oder

Geschichte der Romane, Novellen, Märchen u. s. w.

Aus dem Englischen übertragen und vielfach vermehrt und berichtigt

so wie

mit einleitender Vorrede, ausführlichen Anmerkungen und einem vollständigen Register versehen

von

Felix Liebrecht

Professor am Athénée Royal zu Lüttich.

Berlin.

Verlag von G. W. F. Müller.

1851.





John Dunlop's

Geschichte der Prosadichtungen

oder

Geschichte der Romane, Novellen, Märchen u. s. w.

Aus dem Englischen übertragen und vielfach vermehrt und berichtigt

so wie

mit einleitender Vorrede, ausführlichen Anmerkungen und einem vollständigen Register versehen

von

Felix Liebrecht

Professor am Athénée Royal zu Lüttich.

Berlin.

Verlag von G. W. F. Müller.

1851.



Sr. Wohlgeboren

Herrn Professor Dr. Josef Fiesz

Oberbibliothekar der Universitäts-Bibliothek zu Lüttich

als Zeichen ganz besonderer Hochachtung und Freundschaft

gewidmet

vom Uebersetzer.



Vorrede.

Unter denjenigen Zweigen der europäischen Nationalliteraturen, die in der neuesten Zeit mit besonderem Erfolge bearbeitet worden sind, nimmt die Romanliteratur unläugbar eine der ersten Stellen ein und hat in mehr als einer Beziehung einen nicht unbedeutenden Einfluß geübt. Kenntnisse mancherlei Art sind durch dieselbe verbreitet, Zustände offen gelegt, Gebrechen an's Licht gezogen, schädliche und nützliche Ideeen geweckt worden und alles dieß meist in um so weiteren Kreisen, als Werke dieser Gattung eine sehr ausgedehnte Leserzahl besitzen. Die Richtigkeit des Gesagten ist einleuchtend für Jeden, der sich die hierhergehörenden Erzeugnisse in's Gedächtniß ruft, in so weit sie historische und soziale Gegenstände behandeln. Wie tief eingreifend haben nicht die derartigen Erzeugnisse unter Anderm in Deutschland und England, mehr aber noch in Frankreich gewirkt? Genügt es nicht, nur beispielsweise aus dem Schriftthume des letztern Landes die Namen Sand, Souvestre, Sue, Luchet zu nennen? Was haben sie nicht dem denkenden Leser offenbart? Was lernt man ferner nicht aus den Werken von Dickens, Ainsworth, Bulwer, der Gräfin Blessington und Lady Bury über englische Zustände nach oben und unten? Sie bieten Unerwartetes. — In anderer Richtung zeigt sich uns nicht minder Anziehendes und, um bei letzterer Literatur stehen zu bleiben, darf ich unter vielen neben Bulwer nur den Namen Walter Scott's nennen, um die wohlthuendsten Erinnerungen hervorzurufen. Welch' tiefes geschichtliches Studium, welch' umfassende Kenntniß der Sitten und Denkweisen verschiedener Zeiträume und Länder und kurz der Geschichte in ihrem umfassendsten Sinne thun die Schriftsteller nicht kund? Wer, der nicht auf die Quellen zurückgehen will, könnte das alte und mittelalterliche Rom, das mittelalterliche und neuere Brittanien auf anziehendere Weise kennen lernen als bei jenen? Wo das Morgenland als bei Morier? — Auch bei anderen Ländern darf ich nur einzelne Namen anführen und auf Italien blickend deute ich, außer Manzoni, nur auf den edlen Azeglio hin. Wie erschütternd und (man fühlt es!) wie wahr hat er, aus den Quellen schöpfend und ihnen erneueten Geist und Leben einhauchend, den Fall der florentinischen Freiheit geschildert, den Fall der letzten italienischen Freiheit! — Ich übergehe andere Literaturen, um nur einen Schriftsteller aus einem theilweis noch ziemlich zurückgebliebenen Lande zu erwähnen, als Beweis wie sich auch dort der Einfluß dieser

Dichtgattung bemerkbar macht; ich meine den Portugiesen Alexandro Erculano, der, auf gründliche, geschichtliche Forschungen von bedeutendem Umfange gestützt, sie nicht nur zu ernsteren Arbeiten, sondern auch zu einer trefflichen romantischen Schilderung des Sturzes der Gothenherrschaft in Spanien benutzt hat.

All' das bisher Gesagte soll nur dazu dienen, um größere Leserkreise daran zu erinnern, wie anziehend es sei, den Ursprung und Verlauf eines Literaturzweiges kennen zu lernen, der zu so hoher Vollkommenheit und Wichtigkeit gediehen ist. Gleichwohl entbehrt das deutsche Schriftthum bis jetzt noch eines diesem Gegenstande ausschließend gewidmeten Werkes; wie zahlreich auch, wie gelehrt die anderweitigen Forschungen auf diesem Gebiete sind. Zwar hat ein gründlicher Kenner desselben*) eine Arbeit im großartigsten Maaßstabe beabsichtigt, jedoch ist er leider vor der Ausführung verstorben, vielleicht auch hatte er sie aufgegeben, und noch immer ist die Arbeit des Schotten John Dunlop die einzige in ihrer Art**).

Indem ich nun diese in einem deutschen Gewande erscheinen laße, erfülle ich gewissermaßen eine Pflicht der Dankbarkeit, da ich selbst ihr eine genauere und zusammenhängende Kenntniß des darin behandelten Gegenstandes schulde, auf welche gestützt ich dann leichter meine Studien ausdehnen konnte. Allerdings habe ich bei der jahrelangen Beschäftigung mit diesem Werke die mehrfachen und oft bedeutenden Mängel desselben wohl erkannt, so daß sich mir zuletzt der Wunsch aufdrängte, lieber selbständig aufgetreten zu sein, wenngleich ich nicht hoffen konnte, die Val. Schmidt vorschwebende Idee zu verwirklichen. Indeß mußte ich diesen Gedanken an meinem jetzigen Aufenthaltsorte, wo mir alle und jede Hilfsmittel zu einer so umfassenden Unternehmung fehlen, gänzlich aufgeben und mich damit begnügen, sie in ihrer jetzigen Gestalt an's Licht treten zu laßen, wobei ich mir recht wohl bewußt bin, wie unvollkommen und lückenhaft sie ist, an wie vielen Gebrechen sie leidet. Zur theilweisen Entschuldigung dieses letztern Umstandes darf ich jedoch anführen, daß ich mir selbst über nachträgliche Notizen aus in Deutschland überall zu findenden Werken dieser Literatur in der letzten Zeit fast immer aus weiter Ferne habe Rath erholen müßen. Wie hemmend dieß war, brauche ich nicht weiter darzuthun, um so mehr als das in Rede stehende Gebiet ein so ausgedehntes und jetzt so vielfach bearbeitetes ist; welcher letztere Umstand mir jedoch hier nicht zu gut kam.

Zu den Mängeln der History of Fiction zurückkehrend muß ich vor Allem als einen solchen des Verfassers ganze Anschauungsweise betrachten, welche keineswegs eine durchweg richtige oder mindestens mit der jetzigen übereinstimmende ist, wenn sie auch durch seine Eigenthümlichkeit, seine Stellung im Leben, so wie in Betracht des Standes derartiger Forschungen in seiner Zeit zu erklären und zu entschuldigen sein möchte. Zuvörderst nämlich scheint Dunlop seinen literarhistorischen Studien und Arbeiten (er hat auch eine Geschichte der römischen Literatur geschrieben) nur als Nebenbeschäftigung obgelegen zu haben (vergl. unten S. 453.) und er summiert seine Betrachtungsweise, wie anzunehmen steht, in den folgenden Worten: „Alles dieß (d. h. die Wunder der

*) Valentin Schmidt; s. dessen Beiträge zur Gesch. der romant. Poesie. Vorr. S. V ff.

**) The History of Fiction, being a critical Account of the most celebrated Prose Works of Fiction from the earliest Greek Romances to the Novels of the present Age by John Dunlop. Edinburgh 1814. III. 8. — Second edition. Edinburgh 1816. III. 8. — Third edition. London 1843. I vol. 4. — Letztere Ausgabe ist nur ein unveränderter Abdruck der zweiten. — Eine andere Ausgabe, Philadelphia 1842, kenne ich nur aus Anführungen.

Romanwelt) mag nun zwar sehr albern sein, jedoch bietet das Leben vielleicht nur wenige Dinge, welche besser sind, als an einem Winterabende nach einem in der Erfüllung seiner Pflichten zugebrachten Tage am Kamine zu sitzen und solche Albernheiten zu lesen." (S. 450 b.). Fügt man noch hinzu, daß er, wie aus seiner ganzen Darstellungsart erhellt, mehr ein Mann von nüchternem Verstande und trockenem Humor, oft aber auch zu kaustischem Spotte geneigt gewesen sein muß, so wird es, wie gesagt, erklärlich, wie er die von ihm besprochenen Erzeugnisse der Phantasie meist nur als Gegenstände einer zeitvertreibenden Unterhaltung betrachten und dabei seinem Hange zur Satyre freien Lauf laßen konnte*), ohne darin ein tieferliegendes Element zu erkennen, welches als eigenthümliches Ergebniß des bei aller Einheit im allgemein Menschlichen dennoch verschiedenen und daher verschieden schaffenden Volksgeistes erscheint, deshalb auch eine entgegenkommende, sich hingebende Stimmung, eine volle, ungehinderte Einwirkung auf die Einbildungskraft, so wie ein völliges Eingehen auf die jedesmal herrschende Denk- und Gefühlsweise verlangt. Daher kommt es denn, daß Dunlop nur von seinem individuellen Charakter ausgehend, einerseits nicht selten schiefe Urtheile fällt (vgl. Anm. 56.) und andererseits bloß zufällige Aehnlichkeiten in's Auge fassend, eine zu große Neigung zu äußerer Ableitung besitzt, die fast überall eine von Hand zu Hand gehende Ueberlieferung annimmt und die uns jetzt als Oberflächlichkeit erscheint; weshalb ich nicht selten Gelegenheit hatte, seine Ansichten zu berichtigen, dabei aber noch immer manches derartige mag übergangen haben. Daher also kommt es z. B., wenn er an den italienischen Dichtern des 15ten und 16ten Jahrhunderts lobt, „daß sie die Feeen, diese Geschöpfe der Phantasie, mit allem Schmucke der dichterischen Erfindung ausstatteten," daß Perrault „von der Maschienerie des Wunderbaren nur dann Gebrauch macht, wenn die Moral, die immer hauptsächlich im Auge behalten wird, auf diese Weise nachdrücklicher eingeprägt werden kann," und tadelnd bemerkt, daß in den Märchen der Gräfin d'Aulnoy „sich nur wenig Erfindungsgabe zeigt." — Es wäre überflüßig jetzt noch auf das Unrichtige dieser Ansicht hinzuweisen, denn Straparola's und Basile's Feeen sind so wie sie im Volke stets lebten und noch leben; die ächten Volksmärchen wollen nicht mit Bewußtsein Moral lehren und die Gräfin d'Aulnoy hätte besser gethan, in der Wiedererzählung der „auf allen Wiesen und Gründen der abgelegensten Volkspoesie, duftigen Kräutern und Blumen gleich, sprießenden Märchen" noch viel weniger Erfindungsgabe zu zeigen (Vgl. Jakob Grimm's Vorrede zu meiner Verdeutschung des Basile S. IX und Kindermärchen 3, 380.). Daß Dunlop also die innerste Natur des Märchens gänzlich verkannt hat, daß es nämlich das ächteste Erzeugniß des geheimsten Volksgeistes, Volkslebens und Volksglaubens ist, und kaum geahnt hat, welch' reiche Schätze zugleich für die Geschichte dieser und somit für die Wissenschaft aus denselben gewonnen werden können, liegt klar am Tage.

Aehnliches läßt sich mit Bezug auf Dunlop's Beurtheilung der großen Romane des Mittelalters sagen. Denn abgesehen davon, daß er auch oft willkürlicher Erdichtung zuschreibt, was in jenen Volksanschauungen und besonders hier in der Sage wurzelt, ist ihm überhaupt das eigentliche Wesen dieser und somit der sich darauf gründenden Schöpfungen gleichfalls verschlossen geblieben, und daher bei diesen entgangen, welche Ausbeute auch sie der Wissenschaft gewähren können.

---

*) Es ist bemerkenswerth, daß unter allen Werken, die er behandelt, die Princesse de Clèves der Gräfin Lafayette fast allein ihn gezwungen hat, ernst zu werden.

Diese und ähnliche Ansichten Dunlop's, die ihn an einer richtigen Einsicht in die wahre Natur eines bedeutenden Theiles der romantischen Dichtungen hinderten und ihn auch, wie schon angeführt, einem Systeme äußerer Ueberlieferung huldigen ließen, das er viel zu weit getrieben hat, sind bereits theilweise vor längerer Zeit von Valentin Schmidt wiederlegt worden*), und es ist Zeit, daß ich auch die hierhergehörigen Ver-

---

*) „Der Verfasser bemüht sich, nach Art seiner nächsten Vorgänger unter Engländern und Franzosen, die europäischen Dichtungen aus früheren, bald orientalischen, bald antiken abzuleiten. Aber bei allem diesem Anlehnen an ein Früheres muß man doch zuletzt einmal an ein Frühestes, Ursprüngliches und Unabhängiges kommen. Wir in Deutschland sind daher seit der Zeit, wo eine großartigere Kritik unter uns Wurzel faßte, überzeugt, daß die Poesie natürliches Erzeugniß und Bedürfniß eines jeden sich entwickelnden Theiles der Menschheit oder eines jeden Volkes ist, daß sie überall entstehen kann [vgl. Jakob Grimm in der bereits angeführten Vorrede zum Basile a. a. O.], aber nur da wirklich gedeiht und reift, wo zu den nothwendigen Bedingungen des Wachsthumes jedes echten Volksproduktes auch noch ein höherer Segen, ein Funke von oben hinzukommt, welcher, das Wilde und Rohe durchdringend, es vernichtet und so die gemeine Naturnachahmung als edle Kunstgestalt wiedergebiert. Millionen Märchen, Fabeln und Erzählungen sind gewiß bei Griechen, Römern und Orientalen gewesen, die sich mündlich fortgepflanzt haben und von denen uns keine Spur in Schriften zugekommen. Aber was war die Ursache, daß Erzählungen, sonst theils schnöde Leckerbissen für Müssiggänger und Wollüstlinge, theils von den Bessern wenig geachtet und gewürdigt (man sehe die Zeugnisse über die Märchen der alten Griechen bei den Br. Grimm, Kindermärchen I, XXVIII und III S. 435.) allmälich seit Zerstörung des weströmischen Kaiserthumes an Ausdehnung, Gehalt und Einfluß wunderbar zunehmen? Es war der Geist des Christenthumes. Er durchdrang im vorzüglichen Grade die Ritterromane, aber auch mehr oder weniger die übrigen in die Phantasie der Nationen lebendig eingreifenden Produktionen. Der Christ sah das Leben auf der Erde und was ihm hier die Wirklichkeit bietet, nur als einen Durchgangspunkt an; eine andere höhere Welt war seine Heimat, auf die er gewiesen war. Die Liebe sollte Grundtrieb seines Lebens sein und Leiden und Kämpfe ihn läutern. Natürlich bot ihm also das unermeßliche Reich der Phantasie einen ergiebigen Boden, wo die Helden, mit potenzierter Menschenkraft ausgestattet und von den Ideeen christlicher Tugend begeistert, übernatürliche Gefahren mit höherer Hülfe leicht besiegen konnten. Der sinnliche Geschlechtstrieb ward (in mehr oder minder echter Weise und Meinung) zur idealischen Liebe verklärt. So erweiterte sich die Legende, so entstand der Ritterroman. Jene suchte sich unmittelbar an die christliche Glaubensgeschichte zu knüpfen, dieser verarbeitete frei, was aus dem Geiste des neuen Glaubens in seine Sphäre gehörte." Val. Schmidt in seiner Recension des vorliegenden Werkes, Wiener Jahrbücher Bd. 26 S. 21 ff. und vgl. hier Anm. 65.

So richtig und wohl begründet diese Urtheile Schmidts nun auch sind, so ist jedoch seinerseits dieser Gelehrte selbst zuweilen in einen andern Fehler verfallen und hat unendliche Tiefe, Größe und Schönheit oft da gesehen, wo nur er sie sah. Es würde zu weit führen, wollte ich auf eine ausführliche Beweisführung des Gesagten eingehen und die einzelnen Stellen der verschiedenen Schriftsteller namhaft machen, bei denen wahrscheinlich nur er in Entzücken gerieth †). Es genügt beispielsweise auf seine Beurtheilung einiger Ritterbücher, namentlich des Perceforest hinzuweisen ††). Dieß, meine ich, heißt zu weit gegangen und auf diese Weise ließe sich Alles in Alles hineinlegen. Der Verfasser des Perceforest hat muthmaßlich meist ebensowenig an all' die ihm beigelegten tiefen Dinge gedacht wie Ariost an das, was manche Moralisatoren in dem Rasenden Roland entdeckt, die ihm so gewissermaßen die Langweiligkeit Spenser's haben in den Schuh gießen wollen. — Ich will damit jedoch dem trefflichen Schmidt, dem gründlichen und gelehrten Forscher auf dem Gebiete

---

†) In dem mir von Jakob Grimm geliehenen Exemplare von Rolands Abenteuer fand ich bei einer solchen Stelle (3, 114.) die handschriftliche Bemerkung desselben, daß er darin nichts Besonderes sähe; ein Urtheil, das vollkommen dem meinen entsprach.

††) „Uns ergreift, indem wir von dem Romane reden wollen, ein Gefühl der Bewunderung und Ehrfurcht, ähnlich dem, was wir bei dem Anblicke jener ungeheuren Kirchen hegen, die aus dem frühen Mittelalter bis zu uns sich herüber gerettet haben. Nicht leicht wird Jemand sich rühmen können, die Gesammtheit der festen Theile, Thürme, Spitzen, Knöpfe, Bilder so in sich aufgenommen zu haben, daß er bei dem Eindrucke des Ganzen zugleich jene alle lebendig vor sich hätte. Eben dieß gilt von dem gigantischen Gedichte, womit die Reihe der Romane dieser Klasse geschlossen ist u. s. w." Val. Schmidt a. a. O. Bd. 29. S. 108.

dienste Dunlop's hervorhebe. Abgesehen davon nämlich, daß er, wie ich schon oben erwähnt, der einzige auf diesem Gebiete der Literatur ist, der eine zusammenhängende Darstellung der wichtigsten Erzeugnisse derselben gegeben, ein Verdienst, das man gewiß nicht gering anschlagen darf, hat Dunlop dieß mit so umfassender Gelehrsamkeit gethan, daß ihm von competenten Richtern gebührendes Lob und Anerkennung zu Theil geworden. „Wenn man den ungeheuren Umfang des Gebietes erwägt, dessen Beschreibung der Verfasser übernommen, sagt Val. Schmidt zu Anfange der mehrerwähnten Recension von Dunlop's Werk, so kann man ihm, ohne ungerecht zu sein, den innigsten Dank für das Geleistete nicht versagen;“ und eine auf dem Gebiete des klassischen Alterthumes gleich gewichtige Stimme äußert sich in Betreff des griechischen Romanes dahin: „Si qui sunt qui pluribus de amatoriarum apud Graecos fabularum origine, indole ac natura, deque singularum scriptorum ingenio edoceri cupiant, adeant isti *imprimis doctissimum Joh. Dunlopii* opus: the History of Fiction.“ (S. Franz Passow Corp. Script. Graec. Erot. vol. I p. IV). Jeder Kenner des Werkes wird gewiß gern diesen Urtheilen beistimmen und dieß steht daher auch nicht nur in England in so großem Ansehen, daß die dritte Ausgabe stereotypiert worden ist, sondern daß es auch in fast allen deutschen, französischen und anderen hierher gehörigen Arbeiten vielfach benutzt und angeführt wird. Wer ferner von Dunlop's meist satyrischer Darstellungsweise absieht (obzwar auch diese nur zu oft an rechtem Orte und jedenfalls nicht selten vortrefflich ist), wird die richtige Auswahl bei größtmöglichster Vollständigkeit, die gebührende Behandlung des mehr oder minder wichtigen, die lichtvolle Darstellung und da, wo er nicht von vorgefaßten Meinungen befangen ist, das treffende Urtheil anerkennen, so daß seiner Arbeit eine hohe Stelle unter den literarhistorischen Werken nicht versagt und es besonders zur Einführung in das Studium der Prosadichtung in ihrem weitesten Umfange nicht dringend genug empfohlen werden kann.

Ich sage Prosadichtung, denn nur diese wird hier behandelt, aus Gründen, welche Dunlop in der Einleitung (s. S. 2.) dargelegt, obzwar man allerdings gestehen muß, daß sich eine solche Trennung der prosaischen Dichtungen von den poetischen wegen ihrer innern vielfältigen Verbindung nur schwer durchführen läßt und Dunlop selbst sich auch oft genug genöthigt gesehen hat, auf letztere als die ursprünglichen zurückzukommen. Es ist ferner einleuchtend, daß, da das Werk nur bis zu Ende des 18ten Jahrhunderts reicht, hier Literaturen nicht behandelt sind, die bis dahin keine bedeutenden, hierhergehörigen Erzeugnisse besaßen, wie z. B. die nordischen. Bei dieser Gelegenheit könnte die Frage entstehen, ob die Sagas, soweit sie nämlich die eigentliche Heldensage betreffen, in diesen Kreis gehören und daher hier hätten besprochen werden sollen. Nun

---

der romantischen Poesie†), dem dieses Studium so viel schuldet, keinen ungeziemenden Vorwurf machen. Wer die Geschichte seines innern Lebens kennt, wird es erklärlich finden und gern entschuldigen, daß er, der sich in die Dichtungen des Mittelalters so sehr eingelebt, sein ganzes Leben ihnen zugewandt hatte, in ihnen oft zu viel erblickte. Die richtige Mitte zu beobachten, ist ja stets so schwierig und die Mängel anderer zu erkennen dafür um so leichter. Valentin Schmidt war, ich wiederhole es, ein gründlicher Gelehrter, der Wissenschaft mit Leib und Seele ergeben, der sie förderte, wo und wie er konnte, und dessen Andenken ich um so mehr Pietät schulde, als ich ihm in dieser Beziehung zu persönlichem Danke verpflichtet bin. Sit ei terra levis!

---

†) qui in romanensi literatura regnat, sagte von ihm Boissonade in seinen Anecd. Graec. vol. IV praefat.

hat zwar Dunlop, wie er an dem angeführten Orte sagt, eigentlich nur die Romane und Novellen behandeln wollen, jedoch auch die Märchen (und zwar mit vollem Rechte, wenn auch nur in sehr beschränkter Ausdehnung und Auffassung) mit hineingezogen, so daß also wegen der mannigfachen Verwandtschaft von Sage und Märchen allerdings auch die prosaischen Sagas der obengenannten Art hier ihre Stelle hätten finden müßen. Demgemäß war es auch meine Absicht ihnen dieselbe hier anzuweisen; leider bin ich jedoch hieran durch die Veränderung meines Wohnortes gehindert worden, indem hier in Lüttich von den dazu erforderlichen Hülfsmitteln auch nicht das Mindeste zu finden ist*). Gleiches muß ich auch in Bezug auf den ältern deutschen Roman bedauern;

---

*) Einen kleinen Ersatz für diese und manche andere derartige Entbehrung gewährt mir jedoch der Aufenthalt in der hiesigen sagenreichen Gegend; ich sage **sagenreich** und brauche nur an Landen, Herstal, Tongern, die Burgen der Haimonskinder an der Amblève und bei Montfort, an Ogier den Ardenner (dessen Name an und in Lüttich selbst fest haftet) u. s. w. zu erinnern, um dieß sogleich als richtig erkennen zu laßen. Und hier möchte ich Gelegenheit nehmen, mein tiefes Bedauern darüber auszudrücken, daß der überreiche Schatz von Sagen, Sitten und Gebräuchen, der in der hiesigen nächsten Umgebung allein schon (wieviel mehr im ganzen wallonischen Belgien) zu heben wäre, zur Zeit noch unberührt geblieben ist, weil bis jetzt der wahre Sinn dafür mit wenigen Ausnahmen hier zu Lande fehlt. Jedoch hoffe ich, später eine derartige Sammlung zu geben; einige dazu gehörige Vorarbeiten habe ich bereits unternommen.

Zum Beweise, welch' wichtige Belege und Stoff zu weiteren Forschungen von einer solchen zu erwarten wären, will ich hier nur ein oder zwei Beispiele beibringen und zwar aus einer verhältnißmäßig nur sehr kleinen Zahl Sagen u. s. w., die mir bisher näher bekannt geworden sind. — In den Promenades Historiques dans le Pays de Liége par le Docteur B..y [Bovy]. Liége 1838. II. 8. wird (2, 215ff.) erzählt, daß auf dem linken Maasufer nicht weit von Lüttich in der Nähe des Dorfes Gràce in Hesbaye ein Haus steht, das jetzt Derein-Patar heißt, früher aber den Namen Stabatiaz führte, ein wallonisches Wort, zusammengesetzt aus sta (halt an) und batiaz (i. e. bateau, Kahn, in der Mundart von Huy). Zur Erklärung des Ursprunges dieser Benennung berichtet der (jetzt schon verstorbene) Verfasser nach einer alten nicht näher bezeichneten Handschrift (deren er viele besessen oder doch benutzt haben muß), daß im Jahre **1113** der Lütticher Bischof Obert (Otbert), um durch den Luftwechsel von einer schweren Krankheit zu genesen, eine Wasserfahrt nach Huy (oberhalb Lüttich an der Maas) unternahm. Dort erwarteten ihn die Einwohner **mit dreißig Pferden, die sie an den Kahn spannten, und so durch die Straßen nach dem Marktplatze zogen.** Der Prälat kehrte alsbald über die ihm angethane Beleidigung im höchsten Grade erzürnt nach Lüttich zurück, ließ sich indeß durch die Bitten der Schuldigen besänftigen, da sie ihr Vergehen nur der Absicht den Bischof zu **ergötzen** zuschrieben. Sie erhielten also Verzeihung, jedoch nur unter der Bedingung, **daß sie den Kahn von dem Marktplatze zu Huy bis nach dem bischöflichen Pallaste in Lüttich zu Lande zurückschleppen sollten, und zwar sollte dieß nicht etwa geradesweges, sondern quer durch die Gefilde Hesbaye's** †) **geschehen.** Dieß thaten sie denn auch und die Orte, wo sie um auszuruhen Halt machten, erhielten den Namen Stabatiaz. Eine andere, gleichfalls nicht näher bezeichnete Handschrift, verlegt diesen Vorfall auf **1118**, das Todesjahr Otberts, und stimmt hierin mit Foullon (Hist. Popul. Leod. 1, 254.) überein, der auch nach einer histoire inédite de Huy noch hinzufügt, daß die Einwohner dieses Städtchens dem Bischofe durch diese Landschiffsahrt eine Ehre zu erweisen dachten, weil er auf beiden Seiten hinkte. Melart (Hist. de Huy p. 85.) erzählt dieselbe Geschichte, führt dieselbe Anzahl Pferde an und sagt, es seien 37 junge Leute, meist Schiffer und Sackträger, gewesen, die entweder (wie manche sagen) um den Bischof, oder (wie andere behaupten) **um sich selbst zu belustigen**, ihn die unfreiwillige Fahrt nach dem Brunnen des Marktplatzes machen ließen, „en la cuve de laquelle (fontaine) ils abreuvèrent leurs dits chevaux, *tout le peuple y appleuvant et courant après*, de quoy il fut extremement faché et estomaqué, reputant ceste action à une affronterie et inexpiable injure

---

†) Hasbania, Hasbanium, Hasbaniensis pagus, vlämisch Hespangow, wallonisch Hasbain oder Hesbaye umfaßte ehedem das ganze Gebiet zwischen Lüttich und Tirlemont, welches theilweis von der Maas, der Mehagne und dem Demer begränzt wurde. Man zählte darin sechs Städte: St. Trond, die Hauptstadt, ferner Tongern, Waremme, Landen, Hannut und Huy.

gern hätte ich das Wichtigste davon bis zu dem oben genannten Zeitpunkte besprochen,

---

et de fait retourna de ce moment en Liége etc. Er erzählt weiter, daß der Bischof die Schuldigsten bestrafte, und fügt hinzu: „Au reste pour leur faire payer la folle enchère de ceste insolence les condamna de traîner et tirer ceste nef, sans chevaux, à force de bras et l'amener depuis ladite fontaine par le chemin de la Hesbain jusques au palais de Liége, lequel ils devirent, en outre, refaire et reparer à leurs frais es en dreits plus necessaires et deschus, qu'aucuns originaux disent qu'ils firent à leur grande dérision et infamie, et pour exemple aux autres et suivans de ne se jouer des princes, ne faire le compagnon avec eux, et *que la nef fut rentrée et ensevelie dans les fondements d'une nouvelle muraille y dressée*, depuis laquelle on avait tiré et conduit le petit canal, dit la Rivelette. — Ich habe alle diese Umstände mit Absicht ausführlich mitgetheilt, um nichts Wesentliches zu übergehen, und nun vergleiche man mit diesen Berichten die von Jak. Grimm D. Mythol. 2. Aufl. S. 237 ff. aus Radulfi Chronicon Abbatiae S. Trudonis mitgetheilte Stelle und man wird das in derselben Erzählte auf überraschende Weise bestätigt finden, daß nämlich dergleichen Umzüge mit Schiffen in jenen Zeiten und in jener Gegend wirklich Statt fanden; ja man konnte glauben, es sei bei Bovy und in dem Chronicon von demselben Umzuge die Rede (denn die Zeit weicht nicht sehr ab: 1118 und 1133), und annehmen, es sei dieß vielleicht der letzte der Art gewesen, fernere aber durch Einschreiten der Geistlichkeit (die wir an beiden Stellen gegen dieses Volksfest feindlich gestimmt sehen) gehindert worden; allein ich finde, daß noch später, im Jahre 1202 unter dem Bischofe Hugo von Pierrepont, die damals aufgestandenen Einwohner von Huy sich eines mit Kriegsgeräth beladenen Kahnes bemächtigten, den Hugo hatte von Namur kommen laßen und ihn nachdem sie jenes zerstört, nach dem Markte schleppten. Auch diesmal mußten sie baarfuß nach Lüttich ziehen und den Bischof für ihr Vergehen um Verzeihung bitten. (S. Aegidius Aureae Vallis c. 98, bei Chapeaville 2, 198). Man konnte indeß den letztgenannten Vorfall nur für einen in der Erinnerung der Einwohner von Huy schon verdunkelten Nachklang an das ehemalige Volksfest halten, dessen eigentliche Feier bereits untergegangen war, oder für eine unbewußt aus der alten Sitte herstammende Verhöhnung des Clerus, so wie es natürlich auch einleuchtet, daß die unfreiwillige Landschifffahrt des Bischofs Otbert nach dem Marktplatze von Huy späterer Zusatz und unbeholfene Erklärung der Feindseligkeit sein soll, welche die Geistlichkeit gegen jene Umzüge gehegt hatte, deren wahre Bedeutung man in späterer Zeit nicht mehr kannte. Hier erfahren wir übrigens auch, was aus der terrea navis wurde (vergl. Grimm S. 242.), wobei sich an das Vergraben desselben unter die neue Mauer im bischöflichen Palaste zu Lüttich mancherlei Vermuthungen knüpfen laßen. — Noch will ich bemerken, daß Leugues und die Durachienses Domini (in der Stelle des Chronicon bei Grimm) Léau und die Grafen von Duras meinen; ersteres ein Städtchen, letzteres ein Dorf, beide in der Nähe von St. Trond.

Ich gehe zu einem andern, noch wichtigern Gegenstande über. Bovy (a. a. O. p. 187 ff.) erzählt, daß sich zwischen den Dörfern Russon und Herstappe in Hesbaye südlich von Tongern und nicht weit davon eine heilige Kapelle befinde, wohin alljährlich am Frohnleichnamsfeste die Einwohner von Russon eine Prozession halten, zur Erinnerung an den Mord des heiligen Evermarus, der gegen Ende des siebenten Jahrhunderts zur Zeit Pipins von Herstal von einem berüchtigten Raubritter, Namens Hacco, der in Herstappe hauste, ermordet wurde. Evermarus nämlich, ein Friese von Geburt, hatte eine Wallfahrt zu den Gräbern der in jener Gegend verstorbenen heiligen Männer und unter Anderm des heiligen Servatius (Servais) in Mastricht unternommen und von der Nacht überrascht, kehrte er in Herstappe ein, wo ihn und seine Begleiter in Hacco's Abwesenheit dessen Gemahlin die Nacht über beherbergte, dann aber am frühen Morgen vor Rückkehr ihres Mannes entließ. Dieser jedoch, nach Hause gekommen, erfährt das Stattgehabte, setzt den Fremden nach und ermordet sie sämmtlich im Walde. Leute vom Hofstaate Pipins entdeckten später auf der Jagd die Körper und beerdigten dieselben, wobei der des heiligen Evermarus, welcher sich durch einen besondern Glanz auszeichnete, eine eigene Grabstätte erhielt. Im Jahre 969 wurde sein Körper nach der Kirche von Russon gebracht und im Jahre 1073 bei diesem Dorfe eine Kapelle zu Ehren der heiligen Jungfrau und zur Aufnahme der irdischen Ueberreste des Heiligen gegründet. In dieser befindet sich unter Anderm eine Bildsäule desselben, die wie sein Repräsentant in der bald zu erwähnenden Prozession ausgeschmückt ist. Ich laße hier die Beschreibung derselben mit Bovy's Worten folgen, welcher a. a. O. p. 189 ff. also berichtet: „Cette procession se distingue de toutes les autres en quelques points assez dignes de remarque. Les deux bedeaux de la paroisse, dans le plus bizarre accoutrement, courent en avant et sur les deux cotés, faisant ranger la foule *avec d'énormes massues qu'ils tiennent à la main. Ils sont censés représenter deux sauvages. Leur vêtement, collant au corps, est recouvert, depuis les pieds jusqu'au cou, de feuilles de lierre fixées sur l'étoffe, comme les ardoises le sont sur un toit. Il en est de même de leur bonnet terminé en pointe comme celui des sorciers.* Leur allure et leurs

wenn auch nur in gedrängter Kürze; allein auch hier kann ich mich nur auf meinen

gestes provoquent le gros rire des paysans. C'est dans ce bel équipage qu'ils remplissent leurs fonctions même à l'autel.

Le dais est suivi par sept hommes portant aussi le coutume le plus étrange. Ils représentent Saint Evermaire et sa suite. Celui qui fait le personnage du saint est vêtu d'une tunique de bure de couleur brune, serrée à la taille par une ceinture de cuir d'où pendent un long chapelet et une gourde. Le haut du corps est couvert d'un camail en peau, sur lequel sont attachés des coquillages. Sur sa tête est un chapeau rond; il tient à la main un bourdon blanc. Les autres n'ont de ce costume que le camail et le bourdon; ils portent habits et culottes noires, gilets et bas blancs. *Ils sont escortés par cinquant-deux jeunes gens à cheval, ayant à leur tête un homme à figure patibulaire* .... La procession a terminé la moitié de sa tournée, elle arrive à la chapelle; on y chante la grand' messe, après laquelle le pieux cortège parcourt l'autre moitié de la commune, puis rentre dans l'église paroissiale. La dernière bénédiction étant donnée, hommes, femmes, vieux et jeunes, se portent en foule dans la prairie. Les pélérins les précedent et vont se placer en cercle près de la fontaine (die sich daselbst befindet). Ils entonnent un cantique dont le chant, bien qu'un peu agreste, n'est pas dépourvu de mélodie. Pendant ce temps, les cavaliers figurant Hacco et sa bande galoppent jusqu'à trois fois en dehors de la prairie, puis, franchissant la barrière, en font aussi trois fois le tour à l'intérieur. Alors les pélérins se rapprochent de la chapelle et chantent une légende commençant par: Je suis un pauvre pélerin qui volontiers fait un pélerinage.

Ce dernier chant terminé, *Hacco arrive, il brandit son épée; son aspect est terrible! sa voix foudroyante annonce aux étrangers qu'ils doivent mourir.* Il s'établit un dialogue entre lui et Evermaire. Celui-ci le supplie de le laisser vivre. Il n'a pas encore accompli, lui dit-il, l'oeuvre que lui a suggérée le ciel. C'est le moment pathétique de la cérémonie; le langage du saint homme devient si touchant que les assistants se mettent à pleurer ou en font le semblant. *Le plus jeune des pélérins, qui probablement n'ambitionne pas la couronne du martyre, saisit cet instant pour se sauver à toutes jambes. Hacco et sa troupe se mettent à ses trousses à travers les ronces et les buissons, mais le jeune gars n'est point facile à atteindre; il saute les fossés comme un cabri.* Le Hacco moderne, qui n'est pas à un anachronisme près, lui tire un coup de pistolet, il en tire deux: il manque le fugitif. Au troisième coup pourtant, *celui-ci est renversé. Un des bandits arrive; plus fidèle aux usages du temps que son maître, il bande son arc, et en décoche une flèche qui achève le pélerin, dont le corps est relevé de terre pour être placé en travers comme un sac de bled sur le devant de la selle de l'un des cavaliers.* Pendant l'action du Jeu, Evermaire et ses compagnons se sont laissé choir sur le gazon; on fait mine de les tuer à coups de dagues; mais bientôt, ils ressuscitent et suivent Hacco au cabaret. Là, pélérins et brigands se gorgent de bière grasse et de genièvre, etc"

Zuvörderst will ich hierzu bemerken und man wird mir gewiß leicht hierin beistimmen, daß die christlichen Elemente in diesem Umzuge, sobald erst die heidnischen Bestandtheile desselben nachgewiesen sind, sich von selbst ablösen und als spätere, sei es nun auf thatsächlicher oder legendenartiger Grundlage beruhende Zuthat der Heidnisches in Christliches verwandeln wollenden Geistlichkeit betrachtet werden müßen. Nun aber scheint mir die eigentliche Haupthandlung zu bestehen in dem Verfolgen des Jüngsten der Gesellschaft (stellte wahrscheinlich ursprünglich ein weibliches Wesen vor) durch einen Haufen Reiter, an deren Spitze sich ein Anführer von furchtbarem Aussehen befindet, welcher ein Schwert schwingt; diese alle jagen jenem querfeldein über Feld und Graben durch Strauch und Busch (in jener Gegend war aber in alten Zeiten der bereits erwähnte weitausgedehnte Wald von Ruth, später Russon genannt) so lange nach, bis er erreicht, getödtet und endlich von einem der Reiter (ursprünglich gewiß von dem Anführer) vor sich quer über das Pferd geworfen und so mit ihm davongeritten wird. — Nun aber wird von Helinand bei Vincentius Bellovacensis Spec. hist. l. 29 c. 30 gerade fast dasselbe erzählt, daß nämlich ein Köhler mehremal des Nachts im Walde einen gespenstischen Reiter mit gezogenem Schwerte einem vor ihm herfliehenden nackten Weibe nachjagt, es erreicht und durchbohrt, es darauf vor sich übers Pferd wirft und davonreitet. — Bei Cäsar von Heisterbach 12, 10 wird gleichfalls ganz dasselbe erzählt; der infernalis *venator* hält auch ein gezogenes Schwert in den Händen und wirft die getödtete Frau quer vor sich über's Pferd†). In der dänischen Sage vom

†) Grimm a. a. O. S. 1230, Zusatz zu S. 881 bemerkt zu einer daselbst aus Bebelii Facetiae

guten Willen berufen, denn von Anderen Gesagtes mit anderen Worten wiederholen mochte ich nicht. — Was ich Einzelnes über hierhergehörige orientalische Erzeugnisse hinzugefügt, hatte ich mir schon früher in Berlin zu einer spätern vollständigern Darstellung ausgezogen und angemerkt; auch diese ist gehindert worden und ich mußte es bei den Bruchstücken bewenden laßen*). Endlich will ich auch noch bemerken, daß

Grönjette (Grimm a. a. O. S. 896.) jagt dieser im Grünewald mit einem Spieße in den Händen (und dieser ist vielleicht älter als das Schwert) zu Pferde der Meerfrau nach und bringt sie todt quer vor sich liegend zurück. — In den norddeutschen Sagen von Kuhn und Schwarz Nr. 115. hat der wilde Jäger gleichfalls die getödtete nackte Frau quer vor sich auf dem Pferde liegen; hier jedoch wird die Waffe nicht näher bezeichnet, so wie wiederum bei Boccaccio V, 8. der gespenstische Reiter mit gezogenem Schwerte dem nackten Weibe im Walde nachjagt, der Zug mit dem über's Pferd werfen jedoch, wahrscheinlich als nicht recht in die Erzählung passend oder sonst verloren gegangen, ausgelaßen ist.

Ich habe hier das allen diesen Versionen Gemeinsame erwähnt, abweichende Einzelheiten bei Seite gelaßen; offenbar aber wurde bei allen ursprünglich ein an der Spitze eines Gefolges daherstürmender Reiter gemeint, wenn dieß auch bei einigen nicht mehr ausdrücklich erwähnt wird oder später ausgefallen ist, wie denn überhaupt diese und ähnliche Sagen sämmtlich in den Kreis der von dem wüthenden Heere gehören (s. Grimm a. a. O. 870—902.).

Erwägt man nun all' die eben angedeuteten Umstände genauer, so scheint es, als ob in uralten Heidenzeiten (man berücksichtige hierbei auch die als Wilde gekleideten Kirchendiener bei der oben erwähnten Prozession, die aber noch einer besondern Erörterung bedürfen; ob ihre grüne Ausstaffierung mit dem Grönjette in Verbindung steht?) weithin durch Europa Aufzüge oder Umzüge oder Festspiele zu Ehren eines Gottes (wahrscheinlich Wuotans: s. Grimm S 871 ff.) gefeiert wurden, wobei jene eben näher bestimmten Einzelheiten religiöse Vorstellungen zur sinnlichen Anschauung bringen sollten und wovon wir in jener Prozession noch den vielleicht einzigen und letzten Rest übrig haben.

Diese Aufzüge, oder wie man sie sonst nennen will, scheinen mir endlich auch nächste Veranlaßung zu den noch vorhandenen Vorstellungen von dem tobenden Umherstürmen des wüthenden Heeres einerseits oder der Verfolgung und Tödtung des Waldweibes durch den Wilden Jäger andererseits gegeben zu haben, wobei auch noch zu bedenken, ob die zuweilen im wüthenden Heere erscheinende Herodias nicht ursprünglich in das vom Reiter gejagte Weib hineingedeutet wurde, wobei sein gezücktes Schwert sehr passend die vom Täufer erlittene Todesart auch der Anstifterin desselben drohen sollte. Späterer Volksglaube und Deutungen mögen ihre Stelle im Zuge verändert haben.

Bemerkenswerth ist endlich, daß von diesem und dem obenerwähnten Schiffsaufzuge sich gerade in derselben Gegend deutliche Spuren nachweisen laßen. Man scheint hier ganz besonders lang an dergleichen Dingen fest gehalten zu haben, bis der Schiffsumzug endlich der Geistlichkeit unterlag, der wilde Jäger aber die Gestalt einer Prozession annahm und so bis auf unsere Zeit fortdauern konnte; denn, wie Grimm (a. a. O. Vorrede S. XXXI) bemerkt, „in Festen des Volks liegt ein so zäher Stoff, sie sind mit seiner Lebensart so eng verwachsen, daß sie sich fremden Zusatz gefallen laßen, um doch ein Stück der bewährten und geliebten Feier zu sichern."

Eine weitere Ausführung und genauere Erörterung der Einzelheiten (so weit sie Grimm a. a. O. nicht gegeben), wobei sich bei fast jedem Umstande ein sehr weites Feld für Muthmaßungen aufthut, muß ich mir jedoch, als hier zu weit führend, für einen andern Ort vorbehalten.

*) Namentlich thut mir dieß in Bezug auf den arabischen Roman Antar leid, weil ich ihn ausführlicher erwähnen wollte, obgleich er nach Dunlop's Plan, als nicht in Prosa geschrieben, eigentlich hätte ausgeschlossen bleiben müßen. Da indeß auch Dunlop zuweilen bei gegebener Veranlaßung von seinem Verfahren abweicht, so konnte ich dieß um so mehr, als der Antar nach Meinung einiger Literatoren auf die Ritterromane des Mittelalters einen nicht unbedeutenden Einfluß ausgeübt haben soll. Ich begann daher in Berlin die vier ziemlich starken Bände der englischen Uebersetzung genau durchzugehen und mir einen Auszug und andere Notizen daraus zu machen, wobei ich denn das, was bei einer spätern Verarbeitung derselben ausführlicher anzuführen und zu be-

---

angeführten Stelle: „Die Holzweiblein werden hier durch die Pfaffenfrauen vertreten; das kann aber in der Volkssage schon des 13ten Jahrhunderts geschehen sein." — Dieß ist ganz richtig; denn in der auch von Grimm selbst S. 872 angedeuteten Erzählung des Cäsarius Heisterb. ist von einer concubina sacerdotis cujusdam die Rede.

ich gern noch den Abschnitt über die Märchen vervollständigt (vgl. Anm. 487a.) und

sprechen war, nur kurz andeutete, da ich das Buch stets zur Hand zu haben hoffte. Indeß auch dieß ist jetzt nicht mehr der Fall und ich muß mich daher, um doch etwas zu geben, auf die, wie sie jetzt ausfällt, ziemlich magere Uebersicht der ersten 26 Capitel beschränken †).

Im ersten Capitel also wird erzählt, daß Antar der Sohn eines vornehmen Arabers aus der Familie Carad vom Stamme Abs, Namens Schedad, und einer Mohrensklavin Namens Zebibba ist. Bei seiner Geburt wird er beschrieben als „von tief schwarzer Farbe (black and swarthy) wie ein Elephant; flachnasig, triefäugig, mit harten Gesichtszügen, mit zottigen Haaren, mit herabhängenden Mundwinkeln, mit geschwollenen inneren Augenwinkeln, mit starkem Knochenbau und langen Füßen; er war wie ein Bruchstück einer Wolke (like a fragment of a cloud), seine Ohren unermeßlich lang und aus seinen Augen blitzten Feuerfunken." Schon als Knabe zeichnet er sich durch tapfere Thaten aus und faßt bald auch Zuneigung zu Ibla, der Tochter seines Oheims Malik.

Capitel 3. Antar erwirbt das edle Roß Abjer durch Tausch und besiegt allein fünftausend Araber, von denen er neunhundert tödtet. Er erhält deshalb den Beinamen Abulfawaris (d. h. Heldenvater; p. 126.).

Capitel 4. Antar findet das aus einem Donnerkeile verfertigte Schwert Dhami und zeigt sich von nun an als besonderer Vertheidiger bedrängter Frauen. Er wird demnächst von seinem Vater als rechtmäßiger Sohn anerkannt und vom Könige Zoheir in den Stamm Abs aufgenommen und hochgeehrt, weil er allein den bereits siegreichen Stamm Tey zurückschlägt.

Capitel 5. In Begleitung seines Bruders Schibub zieht er aus auf die Erbeutung der tausend Asafihr-Kamele, die Malik von ihm als Preis für Ibla verlangte und welche sich im Besitze Monzars befanden, den der persische König Chosroes Nuschirwan zum Könige der Araber und seinem Statthalter ernannt hatte. In diesem Kampfe „empfängt er die Krieger, wie die ausgedörrte Erde den ersten Regen empfängt" (ein in diesem Werke oft gebrauchtes Bild), wird jedoch gefangen genommen und besiegt nun mit gefesselten Füßen einen furchtbaren Löwen, worauf er auch in dem Kampfe Monzars mit dem wegen seiner Empörung gegen ihn gesandten persischen Heere jenem den Sieg erringt und den Anführer dieses tödtet.

Capitel 6. Antar wird hierauf zur Aussöhnung an Chosroes abgefertigt und erlegt im Zweikampfe den an denselben geschickten Abgesandten des griechischen Kaisers, der bereits die tapfersten Perser überwunden hatte. Nachdem er dann auch den Ringer Rostam besiegt, kehrt er mit herrlichen Geschenken und den tausend Asafihr-Kamelen in seine Heimath zurück.

Capitel 7. Antar befreit Ibla aus der Gewalt ihres Räubers und vertheilt unter seine Stammgenossen reiche Gaben.

Capitel 9. Demnächst wird Ibla von Amarah (einem ihrer Liebhaber von der Familie Ziad, aus dem mit dem Stamme Abs verbundenen Stamm Fazarah) auf's Neue entführt und fällt nebst diesem in die Gewalt des Mufridsch (vom Stamme Tey).

Capitel 9. Zwar befreit Antar beide nach hartem Kampfe, indeß widersetzt sich Malik, Ibla's Vater, fortwährend ihrer Vermählung mit jenem, der nun, um den steten Anfeindungen Maliks und anderer Vornehmer auszuweichen und keinen Anlaß zur Zwietracht zu geben, mit seinem Bruder Schibub den Stamm Abs verläßt und sich nach Mekka begiebt, woselbst er seine Zeit mit Jagen und in süßen Erinnerungen zubringt.

Capitel 10. Schas, König Zoheirs Sohn, geräth in Gefangenschaft, aus der Antar ihn befreit, worauf er mit ihm zu seinem Stamme zurückkehrt.

Capitel 11. Durch eine neue List Maliks wird Antar veranlaßt auf die Besiegung Chalids auszuziehen. Episode von Chalid (einem Vornehmen vom Stamme Zebidd) und seiner geliebten Dschaida. Kampf Antars und Dschaida's, welche besiegt wird, aber entkommt.

Capitel 12. Zoheir zieht dem Antar zu Hülfe. Malik, Ibla's Vater, wird bestraft und wandert mit den Seinigen aus. Dschaida wird umringt und ergiebt sich Antar. Chalid nimmt Malik und alle seine Begleiter gefangen. Kampf Antars und Chalids, in welchem letzterer fällt. Dschaida jedoch entflieht, ebenso Malik, der seine Tochter Ibla mitnimmt, worauf Antar und Zoheir in ihre Heimat zurückkehren.

Capitel 13. Malik begiebt sich zu dem Stamme Schiban und verlobt Ibla mit Bostam, dem Sohne des Königs, der nun auszieht um Antar zu tödten. Dieser eilt ihm entgegen, besiegt

†) Der erste Band nämlich reicht bis Capitel VIII, der zweite bis Capitel XVII, der dritte bis Capitel XXVIII und der vierte enthält den Schluß der Uebersetzung, jedoch nicht des Werkes selbst, welches vollständig übertragen eine doppelte Bändezahl gefüllt haben würde.

einen andern über die Thierfabel hinzugefügt hätte, allein auch hiervon, da ich dieß

---

ihn und nimmt ihn gefangen, läßt ihn jedoch auf sein Bitten frei und wird sein Freund. Demnächst überfällt Keschab, Haupt des Stammes Kahtan, Bostams Lager, wird jedoch von Antar zurückgeschlagen und getödtet, worauf letzterer in Begleitung Maliks und Ibla's sich auf den Rückweg begiebt und auf Maliks Ansuchen voranzieht.

Capitel 14. Malik flieht zu dem Stamme Kendeh, wohin Antar ihn verfolgt; dort erschlägt er Ibla's neuen Verlobten Mas-hil, den Neffen Amru's, des Königs der Kendeher. Hierauf kehrt Malik zu dem Stamme Abs zurück, nachdem er Antar versprochen, daß er Ibla wenigstens keinem Andern vermählen würde, und Antar zieht mit Bostam.

Capitel 15. Sich in die Nähe des Stammes Abs begebend, um etwas von Ibla zu hören, findet Antar ihren Vater fast todt und hört von ihm, daß Ibla in die Hände des Chitamiten Anis gefallen ist. Er besiegt letztern und befreit Ibla, die indeß bald darauf auf Anstiften Amarah's durch den Schiboniten Muferridsch geraubt wird.

Capitel 16. Im Begriffe auf Befehl desselben ermordet zu werden, wird Ibla durch Antars Bruder Schibub vom Tode gerettet und später durch Antar selbst befreit.

Capitel 17. Auf Bitten des Königs Zoheir, der den steten Zwistigkeiten der Familien Karad (Antars) und Ziad (Amarah's) ein Ende zu machen wünscht, verlaßt Antar und die Seinen nebst Ibla's Vater Malik, mit dem er sich schon früher ausgesöhnt, den Stamm Abs und begiebt sich nach dem Berge Radm und dem Thale Raml, woselbst sie sich festsetzen. Antar zieht gegen den Schibaniten Muferridsch, welcher bei seinem Könige Numan und dessen Bruder Mosihd, mit dem Beinamen Prinz Aswad (d. h. der schwarze Prinz) Hülfe sucht, worauf Letzterer gegen Zoheir aufbricht.

Capitel 18. Nachdem Antar das Lager der Schibaniten erbeutet, findet er bei seiner Rückkehr, daß Amarah und dessen Bruder Rebia in seiner Abwesenheit sein eigenes Lager überfallen und die Seinen gefangen genommen haben und zwar unter Beistand des Zalim, eines berühmten Helden vom Stamme Marah. Antar befreit jedoch die Seinigen nach einem furchtbaren Kampfe, nimmt Zalim und Muferridsch nebst Rebia und Amarah gefangen und zieht dann dem Könige Zoheir zu Hülfe. Hierauf wird Aswad's Heer, da Schibub, Antars Bruder, ihnen bei Nacht die Schläuche aufschneider, durch Durst aufgerieben, Aswad selbst von Antar gefangen genommen, König Zoheir und die Absier aber aus der Gefangenschaft errettet. Da jedoch Antar mit ihnen nach dem Berge Radm zurückkehrt, findet er sein Lager verlaßen und Ibla geraubt.

Capitel 19. Ibla's Vater Malik und sein Sohn Amru hatten nämlich in Antars Abwesenheit die zurückgebliebenen Gefangenen (Zalim, Muferridsch, Rebia und Amarah) in Freiheit gesetzt und waren mit ihnen davongezogen. Sie stoßen dabei auf Dschaida und Moadi Kereb, den Freund ihres Gemahls Chalid (s. oben Cap. 11.), in deren Hände Malek und Ibla fallen, während die anderen zu Numan, König des Stammes Zebihd, entfliehen. Auf Befehl des Letztern schickt Maadi Kereb durch Dschaida, welche Malek und Ibla in ihrer Gewalt behält, dem Muferridsch sein Eigenthum zurück und zieht gegen Antar, wird aber von demselben besiegt und gefangen. Aber auch König Numans Heer wird von Antar geschlagen; Dschaida indeß überliefert Malek und Ibla dem Numan.

Capitel 20. Antar erhält jedoch von Numan beide zurück und läßt dafür Prinz Asward und Maadi Kereb frei. Inzwischen sendet König Chosroes, erbittert über Antars Verfahren gegen seine Unterthanen Numan und Aswad, seinen Feldherrn Wirdischan mit vierzigtausend Mann gegen Antar, zu welchen auch noch Numan mit siebzigtausend Mann stößt, denen allen Antar nur viertausend entgegenzustellen hat. Es erfolgt hierauf der furchtbare Nachtkampf im Thale der Ströme, in welchem Wirdischan von Antar getödtet und sein Heer besiegt wird.

Capitel 21. Ghasik, ein berühmter Häuptling, kommt nun dem Numan zu Hilfe und fordert die Absier einzeln oder sämmtlich zum Kampfe gegen ihn allein heraus, wobei er ohne alle Rüstung ist. Nachdem er so nach einander zwanzig Reiter getödtet, wird er endlich selbst von Antar im Zweikampfe erschlagen. — Aswad wird von Chosroes statt seines Bruders Numan zum Könige ernannt.

Capitel 22. Antar besiegt nun den Stamm Kendeh und nimmt den Häuptling desselben, Hidschar, gefangen, mit welchem er sich jedoch später befreundet und auf dessen Veranlaßung sich auch Maadi Kereb dem Antar anschließt, worauf Letzterer den Sohn des Chosroes, Chodawend, Anführer des von seinem Vater gegen Numan gesandten Heeres, angreift.

Capitel 23. Nach einem furchtbaren siebentägigen Kampfe, worin Aswad von Antar gefangen genommen wird, schließt dieser nach Numans Ankunft mit Chodawend Frieden.

Capitel 26. König Zoheir wird von Chalid, dem Haupte des Stammes Aamir erschlagen. — Hiermit schließt meine Uebersicht und indem ich die folgenden Bemerkungen an dieselbe

alles bis nach völliger Beendigung der ganzen Arbeit aufgeschoben, durch das oft erwähnte Hinderniß abgehalten worden bin. Ich hatte Mühe genug, um sie hier selbst nur so weit abschließen zu können, als das bereits Beendigte, wo ich noch Mängel entdeckte, der Berichtigung bedurfte.

---

knüpfe, thut es mir zwar leid, daß ich die Recensionen der englischen Uebersetzung von Eichhorn (in den Gött. Gel. Anz. 11. Dezbr. 1820) und von Hammer (Wien. Jahrb. 1819. Bd. VI S. 229 ff.) nicht zur Hand habe, vielleicht jedoch läßt mich eben dieser Umstand um so unbefangener urtheilen.

Zuvörderst also werden sich allerdings auch schon aus dem obigen Auszuge Analogieen mit den alten Ritterbüchern darbieten, so gleich der Umstand, daß der Held ein Kind der Liebe ist und endlich durch Verrath fällt (vgl. hierzu unten S. 56a und 93a), ferner seine Liebesgeschichte mit Ibla, der Umstand daß er sich besonders hilfsbedürftiger Frauen annimmt, sein Schlachtroß Abjer, sein Schwert Dhami, sein Kampf mit dem Löwen, die Schlacht, in welcher er fünftausend Feinde besiegt und deren neunhundert tödtet †), seine Freundschaft mit Boštam und Hidschar, die Verrätherfamilie Ziad (Amarah, Rebia und die Ihrigen), den Mädchenräuber Racmeh (vol. III p. 325.), der Berserker Ghasik, — alles dieß und noch einzelnes mehr zeigt allerdings mancherlei Aehnlichkeit mit den obengenannten Romanen und man wird leicht die entsprechenden Züge aus denselben dazu finden. Bei allem dem jedoch, betrachtet man das Ganze seinem Geiste und Inhalte nach in seiner Totalität, so zeigt sich nur wenig dem Geiste und Inhalte der Ritterbücher Entsprechendes, und wenn diese einen Theil ihrer romantischen Ausschmückung aus dem Osten erhalten haben, so geschah dieß jedenfalls aus anderen Quellen als dem Antar (vgl. unten S. 53.). Was aber jene, beiden gemeinsamen Züge betrifft, so mögen sie theils zufällig, theils aus Ideeen, Vorstellungen und Sitten entsprungen sein, welche, weil aus gleichen Lagen und Umständen entstanden, mehren Völkern gemeinsam sein können, ohne daß man deshalb ein Verpflanzen und Uebergehen derselben von einem auf das andere anzunehmen braucht (vgl. unten S. 56.).

Was nun aber das Werk in anderer Beziehung anlangt, so ist es zwar im Allgemeinen in mehr als einer Hinsicht anziehend, indem es einen tiefen Blick in die Lebensweisen, Sitten und Ideeenkreise des darin geschilderten Volkes thun läßt, theils auch in dichterischer Rücksicht nicht des Interesses ermangelt (so findet sich darin namentlich eine scharfe Charakterzeichnung, wie z. B. außer dem Hauptthelden und vielen andern die edle Gestalt des Zoheir, Königs der Stämme Adnan und Abs, und Antars Bruder Schibub, sein steter treuer Gefährte, einen lebendigen Gegensatz zu den beiden hinterlistigen Verräthern Malik und Amarah bilden); die stete Wiederkehr fast ähnlicher Ereignisse und Abenteuer jedoch ermüdet eben so sehr wie in den meisten alten Ritterbüchern (und dieß bildet eine der größten Aehnlichkeiten beider mit einander), daher es auch nicht zu verwundern ist, daß der englische Uebersetzer bei der Hälfte stehen blieb, entweder selbst ermattend oder weil er auf keine der seinigen entsprechende Geduld der Leser rechnen konnte.

Hier will ich noch einzelne Notizen folgen laßen, die ich mir bei Lesung des Buches machte, ohne sie jedoch aus oben angeführten Gründen weiter ausführen zu können. — Prächtige Beschreibungen finden sich z. B. von einem Palaste und Garten (vol. I p. 285 ff.), von dem Feuertempel (ebend. p. 299 ff.), von den Schätzen Nuschirwans (ebend. p. 302 ff.; s. auch noch p. 51 und 285.); sehr lebendige Schlachtgemälde (I, 114, 162 III, 125, 220.). — Auch mehrfache lyrische und andere Poesieen, besonders Antars selbst, sind oft eingemischt (ich habe bereits bemerkt, daß eigentlich das ganze Werk in einer Art von Versen ist); so z. B. ein Liebeslied Antars (I, 122 ff.), ein Schlachtgesang desselben (I, 84 ff. vgl. 150 ff.). — Eine Episode (die von Chalid und Dschaida) findet sich, wie wir gesehen, im eilften Capitel. — Daß Wein oft als Getränk erwähnt wird, zeigt auf eine frühe Abfassung wenigstens eines Theiles des Werkes.

Noch will ich anführen, daß sich in der englischen Uebersetzung außer der Einleitung vor dem ersten Bande auch noch eine Vorrede in der Mitte des zweiten Bandes (nach p. 356.) befindet (ob aber gerade nur in dem Exemplare der Berliner Königl. Bibliothek, kann ich jetzt nicht mehr genau bestimmen) und aus dieser habe ich mir als besonders zu beachten bemerkt p. XI. XIII Anm. XVII. XX. XXIV. XXIX—XXXVII.

---

†) wie Arthur in der Schlacht bei Mountbaddon allein deren achthundertvierzig erlegt: „Duodecimum fuit bellum, in quo corruerunt uno die DCCCXL viri de uno impetu Arturi et nemo eos prostravit nisi ipse solus." S. Nennius c. 63.

Aber selbst in dieser unvollkommenen Gestalt des vorliegenden Werkes werden für den, der sich durch dasselbe mit der Geschichte des Zweiges der Literatur, den es behandelt, bekannt macht, mehre Resultate hervortreten, die sich auch sonst bestätigt finden. Zunächst nämlich wird man einerseits bemerken, wie beschränkt und in wie enge Gränzen eingeschlossen im Ganzen der menschliche Geist ist, dann hinwiederum welchen Reichthum, welche endlose Abwechslung derselbe trotzdem offenbart. Jenes bekundet sich darin, daß in allen Produkten er sich fast immer in dem nämlichen Ideenkreise bewegt und daher auch die nämlichen Vorstellungen, Gedanken und Ereignisse wiederkehren. — Liebe und Abenteuer in dem antiken wie in dem modernen Romane, Liebe und Abenteuer in den Ritterbüchern wie in der Novellistik und der Märchenwelt, Liebe und Abenteuer in dem geistlichen wie in dem komischen, in dem politischen wie in dem pastoralen Romane. Dieß sind die Hauptangelpunkte, um welche sich fast alle jene Schöpfungen drehen, und selbst was darüber hinausgeht, läßt sich dennoch zuweilen darauf zurückführen. Aber auch die Geschichte der wandernden Sagen und Erzählungen, die in dem vorliegenden Werke behandelt worden ist, gewährt einen deutlichen Beweis von der unendlichen Reproduktion und Umgestaltung des einmal Vorhandenen. Darf man auch nicht überall eine direkte Ueberlieferung annehmen, wo eine äußere Uebereinstimmung einzelner Züge in verschiedenen Stoffen anzutreffen ist, eine Annahme, deren zu häufige Anwendung ich selbst oben in Dunlop's und Anderer Auffassungsart zurückgewiesen, indem nicht nur ähnliche Verhältnisse, sondern auch das Allgemeinmenschliche und dessen Anschauungsweise in den von einander entferntesten Gegenden der Erde Aehnliches und dennoch Unentliehenes erzeugen müßen, so giebt es doch auch, abgesehen von der Urverwandtschaft und Urmittheilung verschiedener jetzt durch weite Strecken getrennten Völker, wiederum noch Anderes, bei dem jene äußere spätere Mittheilung nicht zurückgewiesen werden kann, wenn wir auch die Mittel und Wege derselben nicht immer nachzuweisen oder auch nur zu erklären oder zu muthmaßen im Stande sind. So wie nämlich der Same gewisser Pflanzen oft durch die Natur selbst ohne menschliches Zuthun an ferne Orte getragen wird und dort Wurzel schlägt, ebenso zeigt sich oft auch gegenseitige geistige Einwirkung da, wo sie äußerlich nicht nachgewiesen werden kann. Sehr wahr sagt in dieser Beziehung Bulwer in seinem Leben Schillers hinsichtlich dieses Dichters: „Einen wie großen, wenn auch indirekten Einfluß er auf den Geist unsrer neuern Poesie ausgeübt hat, muß denen, die mit seinen Schriften vertraut sind, offenbar sein, ohne daß jedoch vielleicht Alle, in denen man ihn erkennt, selbst nur mit der Sprache, in der Schiller schrieb, bekannt waren. Der Einfluß des Geistes nämlich circulirt unmerklich durch tausend Kanäle, die wahrzunehmen unmöglich ist."*) Eine nähere Ausführung und Beweisführung in Betreff des eben Gesagten wäre hier jedoch überflüßig, da sie sich in dem Werke selbst und den Anmerkungen vielfach gegeben findet**). — Kurz, es scheint als ob das alte Wort „es giebt nichts Neues

*) An unserm großen Dichter bewahrheitet sich also sein eigener Ausspruch: „Und Alles ist Frucht und Alles ist Samen." Vgl. auch noch Val. Schmidt zu Straparola S. 284 ff. u. Grimm D. Myth. S. XXX ff.

**) Auch Walter Scott (Lady of the Lake Anm. zu C. IV st. 15.), von den wandernden Sagen sprechend, bemerkt mit dem Obigen übereinstimmend: „A work of great interest might be compiled upon the origin of popular fiction and the transmission of similar tales from age

unter der Sonne," sich auch in dem vorliegenden Zweige der Literatur bewahrheiten müße; denn eigentlich Neues bietet nur der philosophische Roman (unter welchem ich hier Werke wie Ebn Jokhdan, die Utopia, Cyrano Bergerac's Mondreise, die Lettres Persannes und ähnliche verstehen) und zum Theile der geistliche.

Andererseits hingegen, bei aller Beschränktheit des eigentlichen Grundstoffes, welcher Wechsel, welche Mannigfaltigkeit, welche Fülle der Vorstellungen! — Paley hat überaus treffend bemerkt*), daß wenn man die sich überall offenbarende Künstlichkeit der Werke Gottes betrachtet, man nicht nur über dieselbe in das höchste Staunen und Bewunderung gerathen muß, sondern sich uns auch der Gedanke aufdringt, daß, da es doch der göttlichen Allmacht ein Leichtes gewesen sein müßte, ihre Zwecke durch einfache Mittel zu erreichen, sie gleichwohl nur ein gewisses Maaß von Kräften dazu bestimmt zu haben scheine, innerhalb dessen jene ausgeführt werden sollten, so daß hieraus die Nothwendigkeit jener künstlichen Einrichtungen zu erklären sei. Es ist ferner schon von einem ältern Schriftsteller**) mit gleicher Wahrheit und mit dem eben Angeführten zusammenhängend darauf aufmerksam gemacht worden, wie eine der wunderbarsten Aeußerungen der göttlichen Schöpferkraft in dem menschlichen Antlitze zu schauen sei, welches in einem so kleinen Raume mit der Zahl nach so wenigen Theilen immer dasselbe und doch die unendlichste Abwechslung und Verschiedenheit zeige, so daß unter den vielen Millionen Menschen, die da leben, fast nie zwei **durchaus** gleiche Gesichter angetroffen würden.

Eine gleiche Erscheinung bietet uns der menschliche Geist in der Dichtung. — Der Stoff, wie wir gesehen, ist fast immer der nämliche und scheint dennoch so oft neu zu sein, und zwar um so mehr, wenn zu jenen oben genannten Grundelementen der Dichtung, die an und für sich schon eine unendliche Reihe von mannigfaltigen Phantasmagorieen bieten, auch noch die Darstellung der übrigen Leidenschaften und Gefühle des menschlichen Herzens hinzutreten, des Herzens, von dem der Prophet fragt: „Wer kann es ergründen?"

Endlich aber nehmen wir wahr, wie gering hinwiederum die Zahl hervorragender Schöpfungen sei und wie lange Zeiträume verfließen, ehe dergleichen zum Vorschein kommen. Ueberblicken wir nämlich das ganze Gebiet der Prosadichtung bis zu Ende des 18ten Jahrhunderts, so zeigen sich eigentlich nur wenige große Geister, die einen weit ausgedehnten und nachhaltigen Ruhm und Einfluß gewonnen haben; ja es möchten, streng genommen, nur zwei sein, **Boccaccio** und **Cervantes**.

Letzterer, ein Schriftsteller voller Ursprünglichkeit, der, wenn auch nachgeahmt, doch unerreicht geblieben ist, hat ein, allerdings schon wankendes Gebäude dergestalt umgestürzt,

---

to age and from country to country†). The mythology of one period would then appear to pass into the romance of the next century and that into the nursery tale of the subsequent ages. *Such an investigation*, while it *went greatly to diminish our ideas of the richness of human invention* would also show etc."

*) In seiner Natural Theology (wenn ich mich recht erinnere, gleich in einem der ersten Capitel, da wo er von der Bildung der Gehörsorgane im Schädel des Rosses spricht).

**) Don Francisco Manuel zu Anfang des Prologo zu seinem Conde Lucanor.

---

†) Dem hier von Walter Scott ausgesprochenen Wunsche ist von dem durch ähnliche Arbeiten auf diesem Felde rühmlich bekannten Keightley entsprochen worden in seinem Tales and popular fictions, their resemblance and transmission from country to country. London 1834.

daß an dessen Wiederaufbau nie wieder zu denken ist, und wer (wie freilich auch heutzutage und nicht bloß auf dem Gebiete der Poesie versucht wird) dieß oder Aehnliches dennoch unternimmt, mit dem Namen des letzten irrenden Ritters belegt wird, so daß er zwar gleich diesem sich zuweilen Unsterblichkeit erwirbt, aber freilich nur die eines Ritters von der traurigen Gestalt.

Bei allem dem scheint es jedoch, als ob Cervantes einen Grundfehler begangen habe, welcher bei dem Leser, der sich nicht bloß ergötzen will, sondern auch fühlt und denkt, oft Empfindungen des Mitleids, nicht selten aber auch des Unwillens über die dem Helden der Erzählung zugefügte Unbill hervorruft; Empfindungen, wie sie der Dichter in dieser Art wahrscheinlich nicht beabsichtet hat und auch nicht beabsichten konnte. — Jener (ganz anders als viele seiner Namensvettern der Vergangenheit und Jetztzeit) besitzt so tiefe Gefühle für Hohes und Edles, für Wahrheit und Recht, kurz für Alles was das ächte Ritterthum besaß oder doch besitzen sollte, daß er trotz aller seiner Verkennung der Verhältnisse und Zeiten, in denen er lebt, gleichwohl in der Meinung des Mitanschauers seiner Schicksale bei Weitem höher stehen muß, als alle die, so sich ihm überlegen und berechtigt dünken, ihm diese Ueberlegenheit handgreiflich bemerkbar zu machen.

Das hier Gesagte ist schon mehrfach (zum Theil auch von Dunlop; sieh unten S. 333a.), von Niemand aber schöner und gefühlvoller ausgedrückt worden als von einem Schriftsteller, der, selbst begabt mit einem hochpoetischen Sinne und den zartesten Herzensregungen *), um so befähigter erscheint, über das in Rede stehende Werk zu urtheilen; ich meine Charles Lamb. Denn giengen dessen Anschauungsweisen auch zuweilen in das Empfindsame (und leider gegen Ende seines Lebens in das Krankhafte) über und kann man ihnen deshalb nicht durchaus unbedingt beipflichten, so ist das Tiefe und Wahre doch so überwiegend, daß man es mir vielleicht Dank wissen wird, wenn ich seine Aeußerungen über das vorliegende Werk hier mit seinen eigenen Worten wiederhole: **)

„Deeply corporealized, and enchained hopelessly in the grovelling fetters of externality, must be the mind, to which, in its better moments, the image of the high-souled, high-intelligenced Quixote — the errant Star of Knighthood, made more tender by eclipse — has never presented itself, divested from the unhallowed accompaniment of a Sancho or a rabblement at the heels of Rosinante. That man has read his book by halves; he has laughed, mistaking his author's purport, which was — *tears*. The artist, that pictures Quixote (and it is in this degrading point that he is every season held up at our Exhibitions) in the shallow hope of exciting mirth, would have joind the rabble at the heels of his starved steed. We wish not to see *that* counterfeited, which we would not have wished to see in the reality. Conscious of the heroic inside of the noble Quixote, who, on hearing that his withered person was passing, would have stepped over his threshold to gaze on his forlorn habiliments and the „strange bed-fellows which misery brings a man

*) Wer erinnert sich nicht an Old China (in den überall vortrefflichen Essays) und an Rosamund Gray?

**) Zu Anm. 410a habe ich bereits auf diesen Aufsatz Lamb's hingewiesen.

acquainted with?" Shade of Cervantes! who in thy second part could put into the mouth of thy Quixote those high aspirations of a superchivalrous gallantry, where he replies to one of the shepherdesses, apprehensive that he would spoil their pretty net-works, and inviting him to be a guest with them, in accents like these: „Truly, fairest Lady, Actæon was not more astonished, whe he saw Diana bathing herself at the fountain, than I have been in beholding your beauty: I commend the manner of your pastime, and thank you for your kind offers; and if I may serve you, so I may be sure you will be obeyed, you may command me: for my profession is this, To shew myself thankful, and a doer of good to all sorts of people, especially of the rank that your person shows you to be; and if those nets, as they take up but a little piece of ground, should take up the whole world, I would seek out new worlds to pass through, rather than break them; and (he adds) that you may give credit to this my exaggeration, behold at least, he that promiseth you this, is Don Quixote de la Mancha, if haply this name hath come to your hearing." Illustrious Romancer! were the „fine frenzies," which possessed the brain of thy own Quixote, a fit subject, as in this Second Part, to be exposed to the jeers of Duennas and Serving Men? to be monstered, and shown up at the heartless banquets of great men? Was that pitiable infirmity, which in the First Part misleads him *always from within*, into half-ludicrous, but more than half-compassionable and admirable errors, not infliction enough from heaven, that men by studied artifices must devise and practise upon the humour, to inflame where they should soothe it? Why, Goneril would have blushed to practise upon the abdicated king at this rate, and the she-wolf Regan not have endured to play the pranks upon his fled wits, which thou hast made thy Quixote suffer in Dutchesses' halls, and at the hands of that unworthy nobleman.

In the First Adventures, even, it needed all the art of the most consummate artist in the Book-way that the world hath yet seen, to keep up in the mind of the reader the heroic attributes of the character without relaxing, so absolutely that they shall suffer no alloy from the debasing fellowship of the clown. If it ever obtrudes itself as a disharmony, we are inclined to laugh; or not, rather, to indulge a contrary emotion? — Cervantes, stung perchance by the relish with which his Reading Public had received the fooleries of the man, more to their palates than the generosities of the master, in the sequel let his pen run riot, lost the harmony and the balance, and sacrificed a great idea to the taste of his contemporaries. We know that in the present day the knight has fewer admirers than the Squire. Anticipating, what did actually happen to him — as afterwards it did to his scarce inferior follower, the Author of „Guzman de Alfarache" — that some less knowing hand would prevent him by a spurious Second Part, and judging, that it would be easier for his competitor to out-bid him in the comicalities, than in the r o m a n c e, of his work, he abandoned his knight, and has fairly set up the Squire for his Hero. For what else has he unsealed the eyes of Sancho; and instead of the twilight state of semiinsanity — the madness at second-hand — the contagion, caught from a stronger mind infected — war between native cunning, and hereditary deference, with which he has hitherto accompanied his master — two for a pair almost — does he substitute a downright Knave, with open eyes, for his own ends only following a confessed Madman; and offering at one time to lay, if not actually

laying, hands upon him! From the moment that Sancho loses his reverence, Don Quixote is become a treatable lunatic. Our artists handle him accordingly."

So weit Charles Lamb. Ich füge nur noch hinzu (wenn es nicht vermessen scheint, Verbesserungsvorschläge für ein solches Werk machen zu wollen), daß wenn der Charakter des Helden bei seinem sonstigen verkehrten Streben als minder an und für sich hochherzig dargestellt wurde und dem entsprechend die Abenteuer theilweise in anderer Gestalt, obwohl immer noch im Geschmacke der spanischen Ritterbücher, auftraten, die gerügten Mängel fortfielen. Solcher niedrigdenkender, zugleich rohgewaltsamer, dabei aber dennoch ritterlich sein wollender Don Quijotes zeigte aber gewiß Cervantes' Zeit eben so, wie sie leider auch die jetzige Zeit zeigt, und die selbst handgreifliche Züchtigung dieser bemitleidete dann Niemand, hielt vielmehr Jeder für verdient. — Jedenfalls scheint es, als ob das Heldenalter der Söhne Don Pelayo's für immer entschwunden sein mußte, ehe der Ritter von La Mancha in dieser Gestalt geboren werden konnte.

Aber auch in seinem Einfluß auf die Literatur ist Cervantes bei Weitem nicht so bedeutend und nachhaltend gewesen und konnte es auch nicht sein, wie jener andere Schriftsteller, den ich ihm an die Seite gestellt. Jedoch war dieß freilich nur eine Folge der verschiedenen Umstände. Cervantes hatte das Glück, unter Verhältnissen aufzutreten, die nicht oft so günstig wiederkehren und daher eine literarische That verrichten zu können, zu deren Ausführung ihm Jahrhunderte den Stoff in der ganzen europäischen Welt herangebildet hatten, weshalb die Zahl seiner Nachahmer verhältnißmäßig immer nur gering blieb und bleiben mußte, wobei auch diese wenigen die Gegenstände ihrer Dichtungen nicht selten herbeizuziehen gezwungen waren, weil sie sich ihnen nicht wie ihrem großen Vorbilde von selbst boten, noch auch der Kreis ihrer „wissenden" Zuschauer so ausgedehnt war wie der seinige. An diesen Schwierigkeiten scheiterte z. B. Butler. Die Wahrheit und beißende Satyre, mit welcher letzterer die besonderen Zustände eines Zeitabschnittes, eines einzelnen Landes dem Spott und Lachen Preis gegeben hat, trifft jetzt nicht mehr so wie früher.

Aber auch auf Cervantes findet dieß theilweise Anwendung. Denn besitzt auch seine unsterbliche Schöpfung Vortreffliches im reichsten Maße (was aber meist nur in der Schilderung des stets und allgemein Wahren beruht), so daß dieß jeden Leser fesseln muß, so bedarf es bei ihm, um ihn in seinem ganzen Umfange zu würdigen und zu genießen, doch immer (wie Dunlop richtig bemerkt hat; sieh unten S. 332b.) einer Kenntniß derjenigen Werke, deren Sturz er vollendete; aber wer hat diese jetzt noch so leicht? und Kommentare, aus ausgehobenen Stellen der Ritterbücher bestehend, ersetzen die mangelnde genauere Bekanntschaft mit jenen nur sehr dürftig und ungenügend.

Wie ganz anders dagegen ist es bei Boccaccio. Dieser, obzwar kein eigentlich origineller Geist, war jedoch ein tiefer Kenner des menschlichen Herzens, verstand die geheimsten Falten desselben offen zu legen und wurde so der zweite Schöpfer eines Literaturzweiges, welcher, vor ihm ohne bedeutende Erzeugnisse und ohne große Einwirkung auf das Schriftthum, später durch ihn und seine durch ihn gebildeten Nachfolger nicht nur selbst Ausgezeichnetes hervorbrachte, sondern auch zu den schönsten Meisterwerken der dramatischen Kunst Stoff und Anstoß hergeliehen hat. — Weil nämlich diese Dichtgattung ganz besonders auf allgemein menschlichen Verhältnissen und Triebfedern fußte, war auch ein um so reicherer nie versiegender Zufluß von Stoff gegeben, an dem die Novellisten sich mit mehr oder minderm Erfolge versuchen konnten, wobei ihnen Boccaccio ein treffliches Vorbild gewährte, so daß er sich einer zahlreichen, wenn

auch sehr verschiedenen Nachkommenschaft rühmen kann. Sie versteht jedermann zu jeder Zeit ihrem ganzen Inhalte nach, und für wie leichte Waare ihre Erzeugnisse auch von Vielen gehalten werden und es in der That auch oft sind, welche reiche wechselvolle Schaubühne gewähren sie gleichwohl, wie schließt sich das ganze Leben mit seiner Liebe und seinem Hasse, seiner Freude und seinem Leide, mit seiner Erhabenheit und seiner Niedrigkeit, mit seiner Schönheit und seiner Häßlichkeit, kurz in allen seinen Höhen und Tiefen dem Blicke der denkenden Leser in ihnen auf! — Dieß hat Shakespeare „der Herzenskündiger" sehr wohl erkannt und darum aus ihnen tief geschöpft! —

Doch es ist Zeit, daß ich noch einmal zu Dunlop's Arbeit selbst zurückkehre und dann den Leser auf diese selbst verweise. Aus dem bisher Gesagten erhellt gewiß schon im Allgemeinen das Interesse und die Wichtigkeit derselben; hier will ich nur noch einiges Einzelne hinzufügen.

Da Dunlop, wie bereits bemerkt, sich die Geschichte der Prosadichtung, mit Ausscheidung der poetischen Literatur im engern Sinne, zum besondern Vorwurf genommen, so konnte er deshalb nicht nur auf eine zusammenhängende Darstellung und Beurtheilung der Erzeugnisse dieses Gebietes auf einem nicht gar großen Raume in umfassender Weise eingehen, sondern auch eine meist sehr vollständige, fast immer aber genügende Uebersicht ihres Inhaltes hinzufügen, welche desto eher ein lebendiges Bild desselben zu geben vermag, als er neben einer gründlichen Kenntniß des von ihm behandelten Gegenstandes auch einen sehr richtigen Takt in der Auffassung des Wichtigsten und Anziehendsten und im Ausscheiden des minder Wichtigen besitzt. Dazu kommt ferner der Umstand, daß er häufig Werke behandelt, welche wie z. B. die alten Ritterromane, in Folge ihrer Seltenheit dem größern Publikum sehr schwer zugänglich sind, deren Bedeutung aber theils vermöge ihres innern Werthes, theils wegen der Einwirkung, die sie auf ihre Zeit und die Literatur ausgeübt oder von diesen erlitten haben, nicht gering anzuschlagen ist. Andrerseits finden sich Erscheinungen vorgeführt, die gleich den französischen Romanen aus dem 17ten und 18ten Jahrhundert, wenn auch nicht gerade selten anzutreffen, jedoch (und zwar in vielen Fällen schon wegen ihres bändereichen Umfanges) in verdiente oder unverdiente Vergessenheit gesunken sind, deren Kenntniß gleichwohl aus den eben angeführten Gründen von mannigfachem Interesse sein muß. Ferner ist auch noch zu beachten, daß nicht wenige bedeutende Werke von Dunlop ausführlicher besprochen worden, die in fremden Sprachen geschrieben und daher dem Nichtkenner derselben, wo nicht dem Titel, aber doch ihrem genauern Inhalte nach unbekannt bleiben, da sehr viele von ihnen nicht in's Deutsche übertragen sind; so wie es endlich auch nicht unerwähnt bleiben darf, daß, abgesehen von dem bisher Gesagten, durch eine genauere Kenntniß des Inhaltes des einen oder des andern Geistesproduktes die Aufmerksamkeit in einem höhern Grade als sonst wohl der Fall wäre, auf dieses selbst hingelenkt wird, wie ich dieß aus eigener Erfahrung weiß.

Aus allem bisher Angeführten dürfte es wohl zur Genüge erhellen, daß das vorliegende Werk nicht nur für den Gelehrten von Fach, sondern auch für einen größern Leserkreis eben so belehrend als anziehend und unterhaltend erscheinen muß. Ich meine aber hier nicht nur den Gelehrten, der dieses Gebiet der Literatur sich besonders zur Bearbeitung erwählt hat, sondern auch ganz vorzüglich den, dessen Feld ein verschiedenes ist, der sich aber auch mit den Prosaschöpfungen vergangener Jahrhunderte im Allgemeinen bekannt machen und sich nicht mit denen einer Periode begnügen will. Denn auf die Arbeit Dunlop's gerade läßt sich fast wörtlich anwenden, was Photius von

seiner ähnlichen gegen den Schluß bemerkt: „Der Nutzen meiner Arbeit, sagt er nämlich, besteht darin, daß sie nicht nur einen summarischen Ueberblick desjenigen, was man selbst gelesen, und eine leichte Auffindung dessen, was man sucht, sondern auch eine gedrängte Uebersicht der Werke, die man noch nicht kennen gelernt, gewähren soll;“ und dieser letzte Punkt ist um so mehr zu berücksichtigen, je wahrer die Bemerkung eines bald näher anzuführenden Gelehrten ist, welche, auf die deutsche Literatur sich beziehend, auf die der fremden Sprachen um so mehr Anwendung findet: „unde factum est, ut non modo optimi libri de omni literarum bonarumque artium genere scripti exstent quam plurimi, sed etiam optimorum poetarum et eorum scriptorum, qui in elegantioribus literis versantur tanta sit copia ut si optimos quosque legere velis, ne vita quidem otii plena sufficiat.“

Dieser letzterwähnte Umstand bringt mich auf die Gründe, welche mich zur Uebertragung dieses Werkes veranlaßten. Eine geläufige Kenntniß der englischen Sprache ist nämlich nicht bei allen denen vorauszusetzen, welchen dasselbe von Interesse sein möchte, selbst nicht einmal bei allen den Gelehrten, deren eigentliche Studien auf einem andern Gebiete liegen. Ich kann mich in dieser Beziehung auf die vor nicht zu langer Zeit ausgesprochenen Worte eines derselben, den ich eben angeführt, berufen, welcher nämlich sagt: „Utinam tam felices essemus ut omnes, quos legere magni nostra interest, possemus libros intelligere! Sed non omnibus contigit ut praeter Gallorum possent etiam *Anglorum* et Italorum sermones discere.“ *)

Daß aber ein so wichtiges Werk wie das vorliegende, welches zugleich in dem darin behandelten Zweige der Literaturgeschichte alleinsteht, bisher noch nicht in's Deutsche übertragen worden, mag wohl hauptsächlich darin seinen Grund haben, daß es mit einer bloßen Uebersetzung nicht gethan war, indem es trotz seiner zahlreichen Vorzüge dennoch auch nicht wenige Mängel besitzt, deren Ergänzung und Berichtigung nicht immer auf der Hand lag. Ich selbst bin jedoch weit entfernt daran zu glauben, daß ich allen Ansprüchen genügt habe, die man an meine Arbeit zu machen berechtigt ist; ja ich bin mir selbst der Mangelhaftigkeit derselben vollkommen bewußt; ein Bewußtsein, welches aus dem oben früher Gesagten hinlänglich erhellt; indeß habe ich geleistet, was ich vermochte und zwar in Verhältnissen, die namentlich zuletzt in literarischer Beziehung sehr ungünstig waren und mich die Veränderung meines Wohnortes in dieser Beziehung oft schmerzlich empfinden ließen.

Die Anmerkungen enthalten, wie man bemerken wird, nicht Alles was ich zur Vervollständigung des vorliegenden Werkes gethan; auch der Text zeigt mannigfache kennbar gemachte Zusätze**); die sehr zahlreichen größern und kleinern mehr oder minder bedeutenden Berichtigungen des Textes selbst konnte ich indeß nur höchst selten andeuten, wollte ich die Anmerkungen nicht unnütz anschwellen, so daß sich jene bloß bei einer genauen Vergleichung der Uebersetzung mit dem Originale zeigen würden. Sie finden sich aber ganz besonders in den Analysen der behandelten Werke, welche letztere ich beinahe sämmtlich, wo sie mir irgend erreichbar waren, mit diesen Auszügen verglichen

---

*) Abhandlung des Professors und Prorectors Guiard: De ea quae nunc est Latine scribendi artis conditione. Schulprogramm des Gymnasiums zu Königsberg i. d. Neumark. 1843.

**) Sie sind mit eckigen Klammern bezeichnet. Es war ursprünglich meine Absicht, nur kürzere Zusätze in den Text einzurücken, die längeren in die Anmerkungen zu verweisen; jedoch erstere wuchsen oft zu letztern an.

habe, wobei ich dann das Unrichtige verbesserte und diese Gelegenheit zugleich auch dazu benutzte, um bei fast allen Analysen eine genaue Angabe sämmtlicher Stellen derselben, wo sie sich in dem Originalwerke finden, nach Buch, Capitel u. s. w. hinzuzufügen, so daß jetzt das Auffinden derselben bedeutend erleichtert ist. Der Nutzen, aber auch die oft große Schwierigkeit dieser Arbeit leuchtet ein.

Ferner habe ich, der Worte Val. Schmidts eingedenk (vgl. hier Anm. 119.) fast alle Verweisungen mit den betreffenden Werken verglichen, dieselben, wo es nöthig war, berichtigt, bei den meisten genauere Citate hinzugefügt und wo die Quelle gar nicht genannt war, diese, wenn sie mir zugänglich war, beinahe immer angeführt. Daß Letzteres dennoch nicht überall geschah, wird Jeder, der die Schwierigkeit einer solchen Ergänzung kennt, gewiß entschuldigen. Ferner sind aus den oben angeführten Gründen sämmtliche angezogene Stellen aus Werken fremder Sprachen, zwar wo es nöthig schien auch in der Ursprache, stets aber in deutscher Uebersetzung mitgetheilt *) und für den, der etwa durch die Auszüge angeregt sich mit den vollständigen Werken bekannt machen will, von den vorhandenen deutschen Uebersetzungen die vorzüglichsten namhaft gemacht worden.

In Betreff der Novellistik will ich noch anführen, daß ich mich mit wenigen Ausnahmen fast immer darauf beschränkt, die von Dunlop bei den angeführten Novellen der einzelnen Autoren dieser Art gegebenen näheren Nachweise zu vervollständigen, wo ich dieß konnte **), ohne selbst neue zu diesem Zwecke auszuheben, weil dieß sonst eine sich zu weit ausdehnende Arbeit geworden sein würde; ein Verfahren, das mir jedoch einigermaßen Leid thut, indem ich manches Neue zu bieten vermocht hätte, und nur Einzelnes konnte ich während des Druckes nachholen. Dahingegen habe ich einige von Dunlop ganz übergangene Novellisten behandelt.

---

*) Ein Verfahren, das um des größern Leserkreises willen z. B. auch K. J. Weber in seiner Geschichte der Päpste u. s. w. selbst in Bezug auf das Lateinische beobachtet hat, und nur die Kenntniß des Französischen glaubte ich allgemeiner voraussetzen zu dürfen.

**) Zwei Werke hätte ich bei meiner Arbeit noch gerne zu Rathe gezogen, die von der Gelehrtenwelt mit so großem Verlangen erwartet werden, sie sind aber leider noch nicht vollendet; Adalbert Kellers Untersuchungen über die Gesta Romanorum nämlich und der noch in Rückstand befindliche 3te Band von Maßmann's Ausgabe der Kaiserchronik, der sich auch über einen großen Theil der mittelalterlichen Sagen verbreiten wird (zuweilen jedoch konnte ich bereits in den Anmerkungen auf denselben hindeuten). — Dahingegen war es mir vor gänzlicher Beendigung des Druckes noch vergönnt v. d. Hagens Gesammtabenteuer zu benützen und oft auf dieß in jeder Beziehung reiche Werk verweisen zu können, so daß ich in dem letzten Theile meiner Arbeit alles strich, was dort und häufig vollständiger als bei mir der Fall war, behandelt ist.

Was Le Grand's Fabliaux betrifft, so hielt ich es aus mehrfachen Gründen für überflüßig seine Nachweisungen jedesmal an den betreffenden Stellen zu wiederholen (theils schon deswegen, weil sie sich oft bei v. d. Hagen wiederfinden), was ich hier ein- für allemal bemerke. Dunlop hat sich der zweiten Ausgabe Le Grand's bedient (welche 1781. V. 12 erschien) und etwas vollständiger ist als die erste (1779. IV. 8.), namentlich enthält sie außer einem Sachregister auch ein alphabetisches Verzeichniß sämmtlicher darin ausgezogener Fabliaux; da ein solches in der ersten Ausgabe fehlt und ich es in der zweiten erst später (bei Behandlung der Contes devots bemerkte, so habe ich, ziemlich überflüßig, zu den einzelnen Fabliaux die von Dunlop übergangene Angabe der Theile und Seiten hinzugefügt, die sich also immer auf die zweite Ausgabe beziehen. Die dritte von Antoine - Auguste Renouard (Paris 1829. V. 8.) besorgte ist zwar sehr schön, auch mit Kupfern ausgestattet, jedoch fast nur ein unveränderter Abdruck der zweiten und hat also Le Grand's mehrfache Mängel, namentlich die literarischen Nachweise nicht berichtigt, obwohl sie dessen oft bedurft hätten. Indeß enthält sie Nachweise darüber, wo die (bis 1829 erschienenen) Originaltexte der darin analysierten Fabliaux zu finden sind, und hat selbst einige derselben gegeben, deren Abdruck aber höchst jämmerlich ausgefallen ist.

Die Bibliographie habe ich nicht besonders berücksichtigt; einerseits ist dieß von Anderen, namentlich von Gräße, in seinem Lehrbuche sowohl als in seinem Handbuche hinreichend geschehen, und schon Gegebenes lediglich wiederholen hielt ich, wie immer, so auch hier für überflüßig; andererseits fehlte es mir an den betreffenden Werken, um die etwaigen Mängel Anderer zu berichtigen und Uebergangenes zu vervollständigen.

Dahingegen wird das sorgfältige und vollständige Register, welches sich über Namen, Büchertitel und Sachen erstreckt (das im Original befindliche ist höchst unbedeutend und läßt alle Augenblicke im Stich), eine willkommene Zugabe sein, die Brauchbarkeit des Werkes in seiner jetzigen Gestalt erhöhen und so dem Hauptzwecke desselben, Laien in die Geschichte der romantischen Prosaliteratur, einzuführen, um so mehr entsprechen.

Auslaßen glaubte ich nichts zu dürfen; wo ich dieß aber dennoch gethan (wie ich z. B. den etwas breiten Eingang in's Kurze gezogen), findet sich dieß in den Anmerkungen angegeben; sonst aber habe ich die im Original hin und wieder vorkommenden Wiederholungen vermieden und zu einander Gehöriges zusammengestellt. Breite des Stiles und der Darstellung ist überhaupt einer der Mängel Dunlop's, dem ich jedoch nicht immer abhelfen konnte.

Wenn endlich Dunlop aus sehr gewichtigen Gründen*) den neuesten Roman nur sehr cursorisch behandelt hat, so haben diese nämlichen jetzt noch viel triftiger gewordenen Motive und noch mehrere andere mich veranlaßt, sein Werk gleichfalls nicht weiter fortzuführen; eine Arbeit, die ich indeß als eine selbständige vielleicht später einmal unternehmen werde; vorausgesetzt daß das Haupthinderniß schwindet, der Mangel nämlich an den dazu nöthigen Hilfsmitteln. —

Nachdem ich so einen hinreichend ausführlichen Bericht auch über meine eigene Arbeit erstattet und hierbei mehr Gelegenheit hatte von ihren größeren und kleineren Unvollkommenheiten zu sprechen als von dem Gegentheile, bleibt mir nur noch eine angenehme Pflicht, — nämlich die, meinen herzlichsten Dank für die mannigfache Unterstützung abzustatten, die mir dabei zu Theil geworden ist.

Vor Allem habe ich hier unsern Altmeister auf diesem Gebiete der Dichtung, Ludwig Tieck zu nennen, der mir zur Zeit meines Aufenthaltes in Berlin die reichen Schätze seiner damals noch vollständigen Büchersammlung**) und die noch viel reichern seines Geistes mit der ihm innewohnenden liebenswürdigen Zuvorkommenheit auf das bereitwilligste öffnete, wodurch mir theils manches sonst seltene, ja fast unfindbare Werk zugänglich wurde, theils sich rasch Schwierigkeiten lösten, die mir lange im Wege gestanden. Möge er meiner auch in der Ferne noch lange Jahre hindurch eben so freundlich gedenken, wie er mich immer, wenn auch leider nicht selten von Kränklichkeit befallen, in Berlin und Potsdam in seinem Musensitze empfieng***). Unvergeßlich werden mir die Stunden sein, wo es mir vergönnt war, die noch immer mit jugendlicher Frische strömende Quelle seines herrlichen Geistes zu bewundern.

---

*) S. den Anfang des XIV Kap. S. 430.

**) Sie war es im eigentlichsten Sinne des Wortes; er hatte, wie bekannt, lange Jahre daran gesammelt.

***) Trotzdem er mich einst wegen meiner Ansicht über den Don Quijote einen Ketzer schalt; leider giebt es sehr verstockte Ketzer.

Demnächst fühle ich mich dem gründlichen Kenner der südlichen Literaturen V. A. Huber in Berlin innig verpflichtet, der mir Jahre lang die uneingeschränkteste Benützung seiner umfangreichen, viele seltene und kostbare Werke enthaltenden Bibliothek gestattete und diese ihn im höchsten Grade ehrende Liberalität gegen mich so weit selbst äußerte, daß er auch während mancher längern Abwesenheit von Berlin jene ganz meinem beliebigen Gebrauche überließ. Ich hätte ohne ihn meine Arbeit nicht unternehmen können, da meine Bücherbretter stets mehr von seinen als meinen Büchern beschwert waren und ich sogar theure und bändereiche Werke zum Nachschlagen, die er wohl oft selbst bedurfte, mehrere Jahre hindurch in meinem Hause hatte; ja auch hierher nach Lüttich hat er mir manche bis zur Beendigung meiner Arbeit geliehen und es gewährt mir einige Genugthuung, ihm wenigstens an dieser Stelle meine stete Erkenntlichkeit zu beweisen.

Gegen Maßmann in Berlin, dessen rückhaltlose Bereitwilligkeit zu helfen Jeder kennt, der sich an ihn gewandt, hege auch ich mehr als eine Art von Verpflichtungen und es ist nicht die größte, daß er sich bei meinem Fortgange von Berlin auf das Zuvorkommendste zu der ersten Korrektur des vorliegenden Buches erbot*). Es mag ihm diese manche Stunde gekostet haben, die er angenehmer und ersprießlicher hätte verwenden können; indeß er hat auch ein so großes Opfer für einen ihn wahrlich sehr hochachtenden und dankbaren Freund nicht gescheut und sich dieser beschwerlichen Arbeit selbst dann nicht entzogen, als ihn die härtesten Schicksalschläge trafen.

Daß ich von Maßmann an Büchern alles erhielt was ich bedurfte und er für meine Zwecke besaß, wäre überflüßig zu erwähnen; gleiches bezieht sich auch auf meinen alten Freund und Gönner von der Hagen, dem ich ebenfalls in mehr als einer Beziehung stets verpflichtet bleiben werde.

Die Sammlung italienischer Novellisten, die einen Theil der reichen Bibliothek des gelehrten Bibliophilen S. H. Spiker in Berlin ausmacht und in ihrer Vollständigkeit nur wenige ihres Gleichen hat, habe ich durch die Zuvorkommenheit des Besitzers derselben benützen dürfen und namentlich verdanke ich es ihm, daß ich die genaue Mittheilung über die so seltenen Novellae Morlini geben konnte, so wie er mir auch mit manchem bibliographischen Rathe an die Hand gieng.

Außer diesen und manchen anderen Privatbibliotheken benutzte ich natürlich die große Königliche Bibliothek und da war es besonders der Custos Herr Dr. Siebel, welcher der Abtheilung der romantischen Literaturen vorsteht, der mir gar lange Zeit hindurch mit mehr als amtsmäßiger Bereitwilligkeit und Unverdrossenheit die gewünschten Werke zur Benützung zukommen ließ, obwohl ich ihm oft gewiß mannigfache Beschwerlichkeit bereitete. Ich sage ihm hiermit meinen herzlichsten Dank.

Den Mangel aller dieser Schätze fühle ich nun hier in Lüttich auf das allerempfindlichste, da Privatsammlungen der Art, wie ich sie bedarf, hiesigen Orts nicht vor-

---

*) Wenn trotz seiner und meiner Sorgfalt dennoch und manchmal gar seltsame Druckfehler stehen geblieben sind, so kann ich mich bloß damit trösten, daß dieß nicht das erste Mal ist, daß dergleichen Statt findet, und deshalb nur um Nachsicht bitten, so wie auf das Verzeichniß der störendsten derselben unter den Nachträgen und Berichtigungen verweisen. So ist es mir z. B. fast unerklärlich wie S. 237a Z. 8 u. 11 v. o. dreimal statt and hat et stehen bleiben können u. s. w. Doch ist dieser Druckfehler lange nicht so arg wie der, von dem Menken in seiner Schrift de Charlataneria eruditorum spricht.

handen oder doch mir nicht bekannt sind*), die Bedürfnisse der hiesigen Universitätsbibliothek aber auf ganz anderm und daher zunächst zu versehendem Felde liegen. Gleichwohl hat der Oberbibliothekar derselben, Herr Professor Fieß, der mir seit meiner Ankunft hier das größtmöglichste Entgegenkommen und Dienste jeder Art erwiesen, so weit es irgend angieng auch in literarischer Beziehung mir beigestanden und mir zur Benützung verschafft, was ihm nur irgend möglich war. Ein kleines Zeichen davon, wie sehr ich mich ihm verpflichtet fühle, möge er daher in der Widmung dieser Arbeit erkennen.

In dieser Lage sah ich mich also oftmals gezwungen in der Ferne das zu suchen, was mir die Nähe nicht bot, in welcher Beziehung ich theils während einer kurzen Anwesenheit in Tübingen die Universitätsbibliothek und die meines gelehrten Freundes Adalbert Keller daselbst benutzte, theils mir schriftlichen Rath bei Letzterm und bei Maßmann erholte, den sie mir dann auch stets mit größter Bereitwilligkeit ertheilten, obwohl ich ihre Hülfsleistung nicht selten in Anspruch nehmen mußte.

Man wird bemerken, daß ich in diesem letzten Theile meines Vorwortes die Worte Dank und Verpflichtung von meiner, so wie Bereitwilligkeit und Zuvorkommenheit von anderer Seite nicht selten in Anwendung zu bringen hatte, so daß meine Erfahrung in dieser Beziehung eine sehr erfreuliche gewesen. Wenn ich bei allem dem nicht das geleistet, was ich hätte leisten sollen und können, so ist dieß freilich meine Schuld allein. Indeß hoffe ich wenigstens ein wichtiges und anziehendes Werk einem größern Kreise in verbesserter Gestalt zugänglich gemacht zu haben.

Jedenfalls darf ich hier die Schlußworte der Vorrede zu der letzten größern Arbeit meines verewigten Freundes und Lehrers, des trefflichen Franz Passow, wiederholen, die auch jetzt wieder und auf mich fast buchstäblich Anwendung finden:

„Die Zeit liegt in einer so furchtbaren Krisis, daß Niemand weiß, ob und wie er sie überstehen wird; daher geziemt es, von dem nicht engen Kreise, dessen Gunst man Jahre hindurch genossen hat, nur mit Worten heiterer Vorbedeutung den ungewissen Abschied zu nehmen: Vorwärts! Aufwärts!"

Lüttich, im Wonnemonat 1851.

Felix Liebrecht.

---

*) Die einzige Ausnahme hiervon macht, wenigstens meines Wissens, die Bibliothek meines hiesigen Freundes Charles Grandgagnage, welcher, mit der deutschen Sprache und Gelehrsamkeit auf deutschen Universitäten vertraut geworden, die genaueste Kenntniß derselben in seinem vortrefflichen, von gründlichen und umfassenden Studien zeugenden Dictionnaire Etymologique de la Langue Wallonne (vol. I. Liége 1847. vol. II. Première Livraison. Bruxelles et Leipsick 1850), das ihm auch der deutschen Gelehrtenwelt auf ehrenvolle Weise bekannt gemacht, bekundet hat und noch ferner bekunden wird.

Inhaltsverzeichniß.

John Dunlop's

Geschichte der Prosadichtungen.



Einleitung.

Die Kunst der erdichteten Erzählung scheint ihren Ursprung in demselben Prinzip der Auswahl gehabt zu haben, durch welches die schönen Künste im Allgemeinen geschaffen und vervollkommnet worden sind. Unter der zahllosen Menge verschiedenartiger Bäume und Sträuche, die sich dem Anblick des Wilden darbieten, findet er bei seinen Wanderungen einige, die durch ihre Schönheit und ihren Wohlgeruch seine Aufmerksamkeit besonders auf sich ziehen, und diese wählt er daher endlich, um sie rings um seine Wohnstätte zu pflanzen. Gleicherweise stoßen ihm unter den mannigfachen Ereignissen des menschlichen Lebens einige zu, welche besonders angenehm sind und deren Erzählung nicht nur ihm selbst gefällt, sondern auch in seinen Zuhörern ein ähnliches Gefühl erweckt. Dazu gehören unerwartete Vorfälle, glückliche Unternehmungen oder schwierige und unverhoffte Errettung aus ungewöhnlicher Gefahr und Bedrängniß. Sowie er nun seine Wohnung mit denjenigen Gegenständen umgiebt, die ihm gefallen, damit sie ihm einen desto häufigern Genuß gewähren, ebenso wird seine Phantasie besonders von *den* Ereignissen gefesselt, die früher in ihm die mächtigsten Gefühle erregten und deren Erinnerung seine Zärtlichkeit, seinen Stolz oder seine Dankbarkeit erweckt.

Auf diese Weise sammelt sich im Verlaufe der Zeit eine Masse interessanter Erzählungen, die von einem Individuum dem andern mitgetheilt werden. Fast jeder Vorfall des menschlichen Lebens jedoch enthält, wie fast jede Scene der Natur, etwas von gemischter oder gleichgiltiger Beschaffenheit, das die angenehme Empfindung, welche sonst reiner oder stärker wäre, schwächen muß. Ebenso findet der Sammler anziehender Thatsachen, daß die Sympathie, welche sie hervorrufen, erhöht werden müßte, wenn alles Gleichgiltige oder was das Hauptgefühl, das er erregen will, zu schwächen vermöchte, ausgeschieden würde. Auf diese Weise macht er die Ereignisse unerwarteter, die Unternehmungen erfolgreicher, die Errettung aus Gefahr und Bedrängniß wunderbarer. „So wie die Welt der Erscheinungen, sagt Bacon, der vernünftigen Seele nachsteht, ebenso verleiht die *Dichtung* den Menschen das, was die Geschichte ihnen versagt und ersetzt einigermaßen dem Gemüthe durch Schattenbilder dasjenige, dessen Substanz es nicht genießen kann. Denn genau genommen, zeigt die *Dichtung* auf eindringliche Weise, daß das Herz an einer größern und schönern Mannigfaltigkeit der Dinge, an einer vollkommeneren Harmonie, als sie irgendwo in der Natur anzutreffen ist, Gefallen findet und während die wirkliche Geschichte uns nicht den Verlauf der Dinge nach dem Verdienste der Tugend oder der Strafbarkeit des Lasters giebt, leistet die *Dichtung* dafür Ersatz und zeigt uns die Schicksale und Ereignisse von Menschen, die nach Verdienst belohnt oder bestraft wurden. Während ferner die wirkliche Geschichte durch eine zu bekannte und stete Aehnlichkeit der Dinge in uns Ueberdruß erweckt, erfreut uns die Dichtung durch unerwartete Wendungen und Wechselfälle und erzeugt auf diese Weise nicht nur Ergötzen, sondern prägt uns auch Sittlichkeit und Seelenadel ein. Sie erhebt den Geist dadurch, daß sie die Schilderung der Dinge unsern Wünschen entsprechen läßt und nicht wie die Geschichte und der Verstand den Geist den Dingen unterwirft.“ (De Augm. Scient. L. II. p. 1.)

Dieser Ansicht gemäß, leuchtet es ein, daß die

Dichtungen oder Erzählungen, an denen die Menschen Gefallen finden, sich mit ihren Gefühlen und dem gesellschaftlichen Zustand ändern müßen. Da man sie nämlich als ausgewählte und stark gefärbte Geschichtsdarstellungen betrachten kann, so pflegen diejenigen Ereignisse die Basis derselben zu bilden, die sich bereits zugetragen haben oder sich doch wahrscheinlicher Weise zutragen können. Sie beschäftigten sich daher in einem kriegerischen Zeitalter besonders mit der Erzählung von Abenteuern und Ritterfahrten, und in Zeiten der Galanterie mit ausführlichen Liebesabenteuern.

Die Geschichte der Dichtung ist also für den Philosophen in einem hohen Grade anziehend und nimmt in der Geschichte des menschlichen Fortschritts eine wichtige Stelle ein. Indem wir nämlich die Erzählungen eines Volkes betrachten, haben wir eine fortlaufende Darstellung der jedesmal unter demselben herrschenden Denkart, eine Schilderung seiner jedesmaligen Gefühlsweise, seiner Gewohnheiten, seines Geschmackes. In dieser Beziehung scheint aber die Prosa-Dichtung der Geschichte sowohl, als der Poesie bedeutend überlegen zu sein; denn in der Geschichte herrscht zu wenig Individualität und in der Poesie zu viel Anstrengung, als daß der Historiker und der Dichter auf eine genauere Schilderung der jedesmaligen Sitten sollten eingehen können. Die Geschichte behandelt das Menschengeschlecht gleichsam im Großen und betrachtet die Individualität, welche sie heraushebt, lediglich oder doch hauptsächlich von einem öffentlichen Gesichtspunkt aus, ohne ihre eigenthümlichen Gefühle, Gewohnheiten und Neigungen in den Kreis ihrer Betrachtung zu ziehen. Die Poesie aber gestattet im Allgemeinen zu wenig Detail, während zugleich ihre Gemälde gewöhnlich zu gezwungen und übertrieben sind. In der Prosadichtung hingegen können wir ohne Unstatthaftigkeit einzelne Individuen vorführen und auf Details eingehen, ohne in Niedrigkeit zu verfallen. Daher hat man auch die Bemerkung gemacht, daß wir besonders in den Prosadichtungen einer Periode die Lebensweise, Tracht und Sitten derselben entdecken können. „Endlich, sagt Borromeo in der Vorrede zu seiner Notizia dei Novellieri Italiani, ist noch das Licht in Erwägung zu ziehen, welche die Novellen über die Zeitgeschichte verbreiten ... Wer daran zweifelt, lese das Eulogium des Bandello und er wird sich überzeugen, daß sein Werk für einen magischen Spiegel gehalten werden kann, der die Sitten und Gebräuche des 16ten Jahrhunderts, einer an großen Ereignissen so fruchtbaren Zeit, auf das Deutlichste zurückstrahlt und außerdem viele literarische und politische Kenntnisse mittheilt, so wie uns mit Einzelheiten bekannt macht, welche die Geschichtschreiber den großen Staatsumwälzungen der Nachwelt nicht überliefert haben. Was mich betrifft, so kann ich behaupten, daß ich in diesen Erzählungen unbekannte Thatsachen aus dem Privatleben der Fürsten verzeichnet gefunden habe, die man in gewöhnlichen Geschichtswerken vergebens suchen würde."

Aber auch abgesehen von dem aus den Prosa-Dichtungen entspringenden Nutzen, wieviel verdanken wir ihnen nicht außerdem auch noch an Vergnügen und Genuß! — In dem vorliegenden Werke habe ich daher versucht, eine gedrungene Uebersicht des Ursprungs und Fortschrittes der Prosadichtung, der mannigfachen Formen, die sie zu verschiedenen Zeiten angenommen hat, und der Autoren, durch welche die Schöpfungen dieses Zweiges der Literatur am erfolgreichsten gepflegt und befördert worden sind, dem Leser darzubieten. Ich sage Prosa-Dichtung, denn nur diese macht den eigenthümlichen Gegenstand meines Unternehmens aus. Man hat es der ersten Auflage dieses Werkes zum Vorwurfe gemacht, daß ich die Geschichte der Dichtung nur beim Verfalle der Literatur begonnen und die erhabensten und großartigsten Erzeugnisse der Poesie und Mythologie vernachläßigt habe. Es war jedoch nicht meine Absicht, die Dichtungen in ihrer Verbindung mit letztern zu betrachten, sondern nur die verschiedenen Prosa-Dichtungen in Erwägung zu ziehen, die unter dem Namen Roman oder Novelle der Welt übergeben worden sind. Daß ich also bei einer späteren Periode angefangen, kommt daher, daß die Werke, die ich zu besprechen unternommen habe, erst später erschienen; und ich fühle mich um so mehr veranlaßt, meine Untersuchungen auf diesen Gegenstand zu richten, als mir nicht bewußt ist, daß bisher irgend ein Schriftsteller eine vollständige und zusammenhängende Uebersicht desselben geliefert hat, obwohl einzelne Theile mit vieler Gelehrsamkeit und großem Scharfsinne behandelt worden sind [1]).

Erstes Capitel.

Ursprung der prosaischen Dichtungen. — Früheste Verfasser Griechischer Romane. — Heliodor. — Achilles Tatius. — Longus. — Chariton. — Johannes Damascenus. — Eustathius. — Bemerkungen über diese Dichtungsart. —

Nachdem in den einleitenden Bemerkungen auf die Natur und den Nutzen der Prosadichtung hingewiesen und der Plan des Werkes dargelegt worden, müßen wir nun unsere Aufmerksamkeit auf den eigentlichen Gegenstand unseres Unternehmens wenden, auf den Ursprung nämlich und den Fortschritt jener Dichtungsart, so wie auf die Analyse und Beurtheilung der berühmtesten Erzeugnisse derselben, die zu verschiedenen Zeiten der Welt geboten worden sind. Wir haben bereits gesehen, daß Dichtung zu allen Zeiten die roheßten sowohl als die gebildetsten Nationen erfreut und ergötzt hat. Jedoch erst spät und nach dem Verfalle der edlern Literatur wurde das Gebiet der Prosadichtungen gepflegt. Denn in den frühesten Zeiten war selbst die bloße Kunst des Schreibens etwas zu Schwieriges und Ungewöhnliches, als daß man sich desselben für Gegenstände der Prosa hätte bedienen sollen und selbst die Gesetze der vornehmsten Gesetzgeber wurden damals in Versen bekannt gemacht. In den bessern Zeiten Griechenlands schrieben alle diejenigen, welche die mens divinior [2]) in sich fühlten und sich mit dem Gebiete der Dichtung beschäftigten, natürlich auch in Versen, und würden es verschmäht haben, sich mit einer einfachen Erzählung des gewöhnlichen Lebens in Prosa zu befassen. Dieser Zweig der Literatur war einer spätern Periode vorbehalten, nachdem die Reihen der Poesie sich mit großen Namen gefüllt hatten und gerade die reiche Zahl ausgezeichneter Vorbilder selbst schon Ueberdruß erzeugte. Auch müssen Schöpfungen der Poesie, wenn man Gefallen an ihnen finden soll, mit einem Anfluge desselben Geistes, mit dem sie geschaffen, gelesen werden und erfordern unter einem üppigen Volke zu viel Anstrengung von dem Hörer oder Leser, als daß sie im Allgemeinen populär werden könnten. Eine einfache Erzählung hingegen, eine Geschichte voll scherzhafter oder seltsamer Abenteuer gewährt alsdann eine Lieblingsunterhaltung, und demgemäß sehen wir auch, daß besonders die indolenten, vergnügungssüchtigen Nationen des Ostens einen hohen Grad von Lust daran finden, der Erzählung solcher Geschichten zuzuhören. Daher scheint in Persien und andern Theilen Asiens, wo die Beschaffenheit des Klimas und die Verweichlichung der Einwohner dazu beitrugen, die Pflege dieser Art von mündlichen und schriftlichen Erzählungen zu befördern, der Geschmack an denselben am frühesten und weitesten ausgebreitet gewesen zu sein [3]).

Die Völker Kleinasiens, welche den schönsten Theil der Erde inne hatten, waren jeder Art von Ueppigkeit und Pracht im höchsten Grad ergeben und eigneten sich, nachdem sie unter die Oberherrschaft der Perser gekommen, die unterhaltenden Fabeln ihrer neuen Gebieter mit der äußer-

sten Begierde an. Die Milesier, eine ionisch redende griechische Kolonie, übertrafen alle benachbarten Nationen an erfinderischem Geiste, und wurden zuerst durch die Perser mit dieser Märchensucht angesteckt; die Erzählungen jedoch, die sie schufen und deren Namen so berühmt geworden, sind alle verloren gegangen. Man weiß von ihnen nicht viel mehr, als daß sie meist keine sehr moralische Tendenz hatten, und besonders von einem Schriftsteller Aristides [4]) verfaßt, dann aber zur Zeit der Bürgerkriege des Marius und Sulla (um 90 v. Chr.) von Sisenna ins Lateinische übersetzt wurden (s. weiter hinten). Huet, Vossius (de Historicis Graecis s. v. Aristides) und die übrigen Gelehrten, welche der Erzählungen des Aristides Erwähnung gethan, halten sie einmüthig für kurze Liebesgeschichten in Prosa; und doch möchte es nach folgender Stelle der Tristia des Ovid fast scheinen, daß wenigstens einige derselben in Versen abgefaßt waren:

Iunxit Aristides Milesia *carmina* [5]) secum:
Pulsus Aristides nec tamen urbe sua est.

Obgleich nun, wie gesagt, die Milesischen Erzählungen verloren gegangen sind, so kann man sich doch durch die Erzählungen [6]) des Parthenius aus Nicäa (um 20 v. Chr.) eine Vorstellung von ihnen machen, da viele derselben, wie mit Grund zu glauben steht, aus jenen ältern Geschichten entlehnt oder doch wenigstens im Geiste derselben geschrieben worden sind. Parthenius enthält 36 Erzählungen, die aber nur bloße Skizzen zu sein scheinen. Sie bestehen hauptsächlich aus allerlei Arten von Verführungsgeschichten und den verbrecherischen Leidenschaften der nächsten Verwandten. Die Hauptcharaktere haben gewöhnlich ein klägliches Ende, obgleich es nur selten mit dem, was ihre Laster verdienten, in Verhältniß steht. Parthenius scheint die Milesischen Erzählungen mit den mythologischen Fabeln des Apollodor und ähnlicher Schriftsteller verwebt und auch frühern Historikern und Dichtern, deren Werke uns nicht erhalten worden, seinen Stoff entnommen zu haben [7]). Dies Werk ist dem lat. Dichter Cornelius Gallus gewidmet, dem Zeitgenossen und Freunde Virgil's (Ecl. 10). Der Verfasser sagt sogar, daß es zum besondern Gebrauche desselben verfaßt worden, um ihn mit Stoffen zu Elegien und andern Gedichten zu versehen [8]).

Die Einwohner Kleinasiens und besonders die Milesier standen in vielfachem Verkehre mit den Griechen Attika's und des Peloponnes, deren natürlicher Hang sie gleichfalls zur Dichtung hinzog; sie fanden an den Erzählungen der östlichen Nationen nicht minder Gefallen und dieses erzeugte Nachahmung.

Vor der Zeit Alexander's des Großen scheinen jedoch von den europäischen Griechen nur geringe Versuche auf diesem Gebiete gemacht worden zu sein; der häufigere Verkehr jedoch, der in Folge seiner Eroberungen zwischen den Griechen und Asiaten eintrat, eröffnete mit einem Mal alle Quellen der Prosadichtung.

Klearchus (um 300 v. Chr.), ein Schüler des Aristoteles, schrieb eine Geschichte von erdichteten Liebesabenteuern [9]) und scheint der erste Schriftsteller gewesen zu sein, der durch ein Werk dieser Gattung einen gewissen Grad von Berühmtheit erlangte. Jedoch kann ich von den Romanen, die den Aethiopica des Heliodorus vorangiengen, nur sehr magere Notizen mittheilen, da die Werke selbst verloren gegangen sind und unsere Kenntniß derselben hauptsächlich auf die Auszüge des Photius beschränkt ist.

Einige Jahre [10]) nach dem Erscheinen des Klearchischen Romans schrieb Antonius Diogenes einen vollkommenern Roman als bisher verfaßt worden, der sich auf die an Abenteuern reichen Irrfahrten und Liebeshändel des Dinias und der Derkyllis gründete und betitelt war: „Von den unglaublichen Dingen jenseits Thule." [11]) Diese Insel, deren Lage eine der zweifelhaftesten Punkte der alten Geographie ist, war nämlich nach Diogenes' Meinung nicht der fernste Punkt der Erde, da er von verschiedenen andern über die Insel hinausliegenden spricht [C. 9.]; Thule ist ihm nur ein einzelner Ruhepunkt für seine Abenteurer [C. 2.] und viele von den unglaublichsten Dingen werden in andern Theilen der Welt geschaut. Die Idee des Werkes soll der Odyssee entlehnt sein und viele der erzählten Ereignisse scheinen in der That diese Meinung zu bestätigen [12]). Der Autor erwähnt auch eine Anzahl früherer Schriftsteller, besonders den Antiphanes [13]), denen er diese wunderbaren Erzählungen entnommen. Gellius [9, 4] führt an, daß als er einmal von Griechenland nach Italien reiste, er in Brundusium gelandet und daselbst durch Kauf in den Besitz einer Sammlung fabelhafter Geschichten gekommen sei, die unter dem Namen des Aristeas, Ktesias und Onesikritus,

vieler'ei Nachrichten von Völkern, die des Tages blind wären, bei Nacht aber sähen, und verschiedene andere Fabeln enthielten, welche, wie wir gleich wahrnehmen werden, Diogenes in seinen Roman aufnahm. Photius lobt letztern wegen der Reinheit seines Stils und der angenehmen Abwechslung der Abenteuer; der Auszug jedoch, den er uns giebt, bietet uns nur eine Reihe der unwahrscheinlichsten Ereignisse. Indeß verdient dies Werk, obgleich voll der nichtssagendsten und unglaublichsten Dinge, dennoch einige Aufmerksamkeit, da Achilles Tatius und die folgenden Romanschreiber demselben den Stoff zu weniger mangelhaften Erzeugnissen entnommen zu haben scheinen [14]).

Dinias, ein Arkadier, geht auf Reisen und gelangt an die Mündung des Flusses Tanais. Durch die Heftigkeit der Kälte getrieben, zieht er gegen Osten und gelangt um die Erde herum nach Thule [C. 2.]. Hier knüpft er mit Derkyllis, der Heldin der Erzählung, ein Liebesverhältniß an, welche nebst ihrem Bruder Mantinias durch die Intriguen des Paapis, eines ägyptischen Priesters, aus Tyrus vertrieben worden ist. Sie erzählt dem Dinias, wie sie auf Rhodus und Kreta und auch unter den Kimmeriern, woselbst ihr durch die Begünstigung ihrer verstorbenen Dienerin Myrto der Anblick der höllischen Regionen zu Theil wurde, umherwanderte [C. 3.]; wie sie, von ihrem Bruder getrennt, mit einem gewissen Keryllus bei dem Grabe der Syrenen und später in einer Stadt in Spanien anlangte, deren Bewohner bei Nacht sahen, — eine zwar herrliche Eigenschaft, die jedoch durch gänzliche Blindheit während des Tages neutralisiert wurde; wie sie ferner unter den Kelten und einem Amazonenvolke umherreiste [C. 4.] und daß sie in Sicilien wiederum mit ihrem Bruder Mantinias zusammentraf, der ihr noch viel wunderbarere Abenteuer erzählte, indem er nämlich alle Merkwürdigkeiten der Sonne, des Mondes und der fernsten Inseln der Erde in Augenschein genommen hatte [C. 5.]. Endlich sei sie mit demselben nach vielen andern Erlebnissen nach Thule gekommen [C. 6.], wohin ihr alter Feind Paapis ihnen folgte und sie durch Zauberkünste alle Abend sterben und des Morgens wieder lebendig werden ließ. Das Geheimniß dieser Zaubereien, die hauptsächlich darin bestehen, daß Paapis den eben nicht sehr zu beklagenden Opfern derselben ins Gesicht speit, wird von Azulis, dem Begleiter des Dinias, entdeckt und, nachdem durch die Hülfe desselben der Bann des mächtigen Zauberers, der vorher einen gewaltsamen Tod gefunden, gebrochen worden, kehren Derkyllis und Mantinias in ihre Heimat zurück [C. 7. 8.]. Nach der Abreise seiner Freunde unternimmt Dinias mannigfache Fahrten über Thule hinaus, unter andern auch eine Nordpolexpedition. In diesen Gegenden, sagt er, dauert die Finsterniß zuweilen einen Monat, zuweilen 6 Monate, an gewissen Stellen jedoch ein ganzes Jahr und die Länge der Nacht stehe in Verhältniß zu der des Tages. Zuletzt findet er sich eines Morgens beim Erwachen in Tyrus und trifft daselbst mit seinen alten Freunden Mantinias und Dercyllis zusammen, mit denen er den Rest seines Lebens zubringt [C. 9.].

Außer dem allgemeinen Umrisse dieses Romans, wie ihn uns Photius aufbewahrt hat, giebt uns Porphyrius in seinem Leben des Pythagoras [§. 10—13.] eine lange märchenhafte Erzählung hinsichtlich dieses Philosophen, die, wie er bemerkt, eine Episode der „Unglaublichen Dinge jenseit Thule" bildete und der Derkyllis von Aristäus, einem ihrer Begleiter auf ihrer Flucht von Tyrus und ausgezeichnetem Schüler des Pythagoras, mitgetheilt wurde. Ein gewisser Mnesarchus fand nämlich eines Tages unter einer hohen Pappel ein kleines Kind liegen, welches ohne geblendet zu werden, in die Sonne schaute, während es ein Schilfrohr im Munde hielt und den Thau, der von der Pappel auf dasselbe herabtropfte, einschlürfte. Mnesarchus trug das Kind nach Hause, gab ihm den Namen Aristäus und erzog es mit seinem Sohne Pythagoras. Späterhin wurde Aristäus zugleich mit Zamolxis, dem Gesetzgeber der Geten, einer der Schüler dieses Philosophen, nachdem er sich vorher einer inspectio corporis [15]), die der Samische Weise unabänderlich mit seinen Schülern vornahm, unterworfen, da nämlich letzterer bei der Beurtheilung der geistigen Fähigkeiten die äußere Gestalt genau in Betracht zu ziehen pflegte. Auf diese Weise war Aristäus befähigt, über die Reisen seines Meisters, so wie über die mystische Gelehrsamkeit, die er sich unter den Aegyptern und Babyloniern erworben, genaue Nachrichten mitzutheilen; so wie nicht minder über das ruhige Leben, das derselbe in Italien führte, und über die Art und Weise, wie er durch Zaubereien und magische Gesänge Krankheiten heilte; denn er wußte Gesänge von solcher Kraft, daß sie Vergessenheit des Schmerzes

erzeugten, Kummer beschwichtigten und alle bösen Begierden unterdrückten.

Die Erzählung von den „Unglaublichen Dingen jenseits Thule" bestand aus 24 Büchern, in denen Dinias seine eigenen Abenteuer und die, so er von Derkyllis gehört, dem Kymbas berichtete, welchen letztern die Arkadier nach Tyrus gesandt hatten, um Dinias zur Rückkehr in sein Vaterland zu vermögen [C. 4.]. Im Eingange des Werkes wurde gesagt, daß einer der Begleiter des Kymbas die Erzählung dieser Abenteuer in zwei Exemplaren in Tafeln von Cypressenholz eingegraben hätte, von denen eins auf Bitten des Dinias nach seinem Tode ihm mit ins Grab gegeben und so vorgeblich von Alexander dem Großen während der Belagerung von Tyrus entdeckt worden sei [C. 12.].

Nach diesem Romane des Diogenes scheint eine bedeutende Reihe von Jahren verflossen zu sein, ohne daß irgend ein diesen Namen verdienendes Werk verfaßt worden wäre.

Lucius Patrensis und **Lucian** lebten beinahe zu gleicher Zeit unter der Regierung des Kaisers Marc Aurel [161—180]. Lucius sammelte Erzählungen von Verwandlungen [16]) durch Zauberei, und Photius bemerkt, sein Stil sei durch Deutlichkeit, Reinheit und Lieblichkeit anziehend; da aber sein Werk einen Bericht über eingeräumter Maßen unglaubliche Dinge umfaßt, ohne irgend einen Versuch von Seiten des Autors, denselben den Schein der Wirklichkeit zu geben [17]), so kann dasselbe vielleicht nicht zur Klasse der Romane gezählt werden.

Ein beträchtlicher Theil der Metamorphosen des Lucius wurde von Lucian in seinen „Esel" verwebt, dem er auch den Namen Lucius gab; ein Werk, das wir vielleicht wieder erwähnen, wann wir von dem „Goldnen Esel des Apulejus", einer umfangreichen und berühmten Schöpfung derselben Art, handeln werden.

Um dieselbe Zeit, da diese Autoren lebten, schrieb **Jamblichus** [18]) seine Babylonica [19]). Das Werk selbst ist verloren; der Auszug bei Photius (Cod. 94.) jedoch zeigt, daß während der Zeit, die seit der Abfassung des Romans Dinias und Derkyllis verflossen war, diese Gattung der Literatur keine bedeutenden Fortschritte gemacht hatte.

Garmus, König von Babylon, verliebt sich in die Sinonis; da er aber dem Gegenstande seiner Leidenschaft keine Erwiederung seiner Gefühle abzugewinnen vermag, so entflieht Sinonis mit ihrem Gemahle Rhodanes. Weil man jedoch die Wahrscheinlichkeit dieses Ereignisses vorhergesehen, so werden zwei Eunuchen, Damas und Sakas, die das Amt erhalten hatten sie zu bewachen, zuvörderst durch den Verlust von Nase und Ohren für ihre Nachläßigkeit bestraft, alsdann aber den Fliehenden nachgesandt, um sie wieder aufzufangen [C. 2.]. Die Erzählung enthält nun hauptsächlich die Abenteuer der Liebenden, während sie oft mit größter Noth und Gefahr ihren Verfolgern zu entkommen bemüht sind. Zuerst suchen sie auf einer Wiese bei einigen Schäfern Zuflucht; da aber ein Dämon oder Gespenst, das in der Gestalt eines Bockes (τράγου τι φάσμα) dort umherspukte, sich in die Sinonis verliebt, so sieht sie sich gezwungen diesen Zufluchtsort zu verlaßen, um seinen seltsamen Anträgen zu entgehen. Hierauf verbergen die Liebenden sich in einer Höhle, in der sie Damas belagert; letzterer und seine Truppen jedoch werden von einem Schwarme vergifteter Bienen in die Flucht geschlagen. Durch diesen rechtzeitigen Succurs entkommen nun zwar die Flüchtlinge aus der Höhle; da sie jedoch etwas von dem Honig ihrer Befreier genoßen, so fallen sie unterwegs in Ohnmacht, und werden während derselben von den vorüberziehenden Truppen des Damas als todt liegen gelaßen. Nachdem sie sich endlich erholt, setzen sie ihre Flucht fort [C. 4.] und kehren bei einem Manne ein, der seinen Bruder vergiftet und alsdann seine Gäste des Mordes beschuldigt; aus dieser Gefahr indeß rettet sie der Selbstmord des Klägers. Ihr seltenes Glück in Auffindung guter Gesellschaft führt sie zuletzt in die Behausung eines Räubers. Diese wird aber, während ihres Aufenthaltes daselbst, von den Truppen des Damas in Brand gesteckt; die Liebenden entkommen gleichwohl der Gewalt des Eunuchen dadurch, daß sie sich für Gespenster der von dem Räuber ermordeten Personen ausgeben [C. 5.]. Indem sie nun ihre Flucht fortsetzen, stoßen sie auf das Leichenbegängniß eines jungen Mädchens, die sich jedoch in dem Augenblick, da sie in die Erde gesenkt werden soll, als noch lebendig erweist. Da nun auf diese Weise das Grab leer bleibt, so schlafen Sinonis und Rhodanes darin während der darauf folgenden Nacht, und werden wiederum von den vorüber ziehenden Verfolgern für todt gehalten [C. 6.]. Sinonis aber, welche sich die Todtenkleider [20])zueignet, wird beim Verkaufe derselben von Sorächus, dem Ge-

richtsbeamten des Bezirks, festgenommen und erfährt von ihm, daß es seine Absicht sei, sie gefangen nach Babylon zu schicken. In einem der respektabeln Aufenthaltsorte nun, in denen sie auf ihrer Flucht eingekehrt waren, hatten unsere Liebenden eine günstige Gelegenheit, sich für unvorhergesehene Falle mit Gift zu versehen, wahrgenommen. Da indeß ihre Absicht ihren Wächtern nicht unverborgen bleibt, so wird von diesen ein Schlaftrunk untergeschoben, den unser Held nebst Begleiterin auch wirklich zu sich nehmen und zu ihrem großen Erstaunen aus der Betäubung, in der sie versenkt gewesen, erst in der Nähe von Babylon erwachen. Sinonis ersticht sich vor Verzweiflung, jedoch ist die Wunde nicht tödtlich und da auf diese Weise das Mitleid des Sorächus erregt wird, so läßt er seine Gefangenen entkommen [C. 7.], die nun eine neue Reihe von Abenteuern durchmachen, welche mit den bisher erzählten an Wahrscheinlichkeit wetteifern. Sie kommen zuerst zu einem Tempel der Venus auf einer Insel im Euphrat, woselbst die Wunde der Sinonis geheilt wird [C. 11.]. Alsdann suchen sie bei einem Landmanne Zuflucht, dessen Tochter, eine junge Wittwe, beauftragt wird, einige der Sinonis gehörige Kostbarkeiten zu verkaufen, aber für unsere Heldin gehalten wird, weswegen man König Garmus stracks davon in Kenntniß setzt, daß dieselbe in der Gegend sei gesehen worden. Da indeß jene den Verdacht des Käufers wahrgenommen, so flieht sie in möglichster Schnelle. Auf dem Wege nach Hause kommt sie zufällig in ein Haus, wo sich ihr das schreckliche Schauspiel eines Liebenden, der erst seine Geliebte ermordet und dann Hand an sich selbst legt, darbietet; und mit dem Blute dieser unglücklichen Opfer bespritzt, kehrt sie in die väterliche Wohnung zurück. Sinonis, die aus dem Berichte der jungen Frau ersieht, daß sie nicht länger mit Sicherheit in ihrem gegenwärtigen Aufenthaltsorte verbleiben kann, macht sich zur Flucht bereit [C. 13.]. Rhodanes nimmt, ehe er sich mit seiner Geliebten auf den Weg begiebt, von der Bäuerin mit einem Kuß Abschied; Sinonis aber, die auf seinen Lippen Blut sieht und vermuthet, woher dies komme, wird von wüthender Eifersucht ergriffen, nur mit großer Mühe daran gehindert, daß sie nicht ihre imaginäre Nebenbuhlerin ersteche [C. 14.], und flieht hierauf in das Haus des Setapus, eines reichen aber lasterhaften Babyloniers. Dieser macht ihr ohne Weiteres Anträge; sie geht scheinbar darauf ein, findet jedoch Mittel ihn im Laufe des Abends zu berauschen und ermordet ihn während der Nacht. Bei Tagesanbruch wird sie von den Sklaven des Setapus zu dem Könige geführt, um für ihr Verbrechen zu büßen [C. 15.]. Diesem war jedoch die falsche Botschaft von der Entdeckung der Sinonis bereits zu Ohren gekommen, weshalb er diese freudige Nachricht durch eine allgemeine Losgebung aller Gefangenen in seinem Reiche feiert, welcher Wohlthat die wirkliche Sinonis auf dem Wege zum Könige natürlich auch theilhaft wird [C. 16.]. Während unsere Heldin so vielfachen Glückwechsel erfährt, macht der Hund [21]) des Rhodanes (denn auch dieser hat seine Abenteuer) den Ort ausfindig, wo, wie man sich erinnern wird, ein Geliebter sein Mädchen ermordet hatte. Der Vater der Sinonis kommt zufällig dorthin, während das Thier die Ueberreste der Unglücklichen verzehrt und da er den Leichnam für den seiner Tochter hält, so begräbt er ihn und setzt darüber ein Grabesdenkmal mit der Inschrift: „Hier liegt die schöne Sinonis." — Rhodanes, der bald nachher gleichfalls dorthin gelangt und die Inschrift wahrnimmt, fügt hinzu: „und auch der schöne Rhodanes", wird aber durch das Herannahen der jungen Wittwe, welche zur Eifersucht der Sinonis Anlaß gegeben, daran gehindert, sich, wie er beabsichtet, zu erstechen und vernimmt nun von ihr, daß es nicht seine Geliebte gewesen, die an diesem Orte ihren Tod gefunden hätte [C. 18.]. Jedoch wird er eingeholt [C. 20.], dem Könige Garmus überliefert und auf das schleunigste an's Kreuz genagelt. Während er sich nun in dieser unangenehmen Lage befindet und der Monarch auf der Richtstätte ein Gastmahl veranstaltet und umhertanzt, kommt ein Bote mit der Nachricht an, daß der König von Syrien, in dessen Gebiet Sinonis geflohen war, im Begriff stände, sich mit ihr zu vermählen. Rhodanes wird vom Kreuze herab genommen und zum General einer Babylonischen Armee ernannt, welche gegen den syrischen König geschickt wird. Dies ist ein gewaltiger jedoch trügerischer Glückswechsel, da die untern Befehlshaber von Garmus den Befehl erhalten, Rhodanes im Falle er siege zu tödten, die Sinonis aber lebendig nach Babylon zu bringen. Der König wird nun zwar wirklich total geschlagen und Rhodanes kommt wieder in den Besitz der Sinonis; anstatt aber von den Offizieren seiner Armee getödtet zu werden, er-

wählen sie ihn zum Könige von Babylonien. Alles dies war freilich durch den Vorfall mit der Schwalbe dem König Garmus auf das klarste vorher angedeutet worden, welche Schwalbe[22]) er nämlich von einem Adler und einer Weihe verfolgt und nachdem sie den Klauen des erstern entkommen, das Opfer eines dem Anscheine nach weniger mächtigen Feindes werden sah [C. 21. 22.].

Der Roman, dem vorstehender Auszug entnommen, war in 16 Bücher getheilt[23]). Wenn wir das Original nach diesem von Photius überlieferten Abrisse beurtheilen dürfen, so war der Stoff der Erzählung sehr günstig gewählt, indem die eifrige Verfolgung der Liebenden durch die Eunuchen Anlaß giebt zu beschreiben, auf wie wunderbare Weise die erstern stets entkommen, welches durch geschickte Handhabung der Ereignisse wohl hätte anziehend gemacht werden können. Aber die einzelnen Abenteuer sind unnatürlich und monoton. Die Helden der Erzählung entkommen der Verfolgung ihrer Dränger gewöhnlich dadurch, daß sie für Todte oder Gespenster gelten, wodurch in einem Stoffe, der vieler Abwechselung fähig war, eine unangenehme Eintönigkeit erzeugt wird. Außerdem zeigt sich in dem Charakter der Sinonis eine widerliche Unbändigkeit, so wie auch der Schauplatz zu oft unter Gräber, Höhlen und Mördergruben verlegt ist. Die meisten Vorfälle sind daher, obzwar oft sehr possierlich erzählt, dennoch von düsterer, trübseliger Art, ein Charakter, der den Ereignissen der spätern Romanschreiber Heliodor, Chariton oder Tatius keineswegen eigen ist.

Außer diesen Mängeln der Haupterzählung scheinen die Episoden von der Königin von Aegypten Berenice [C. 17.] und des Tempels der Venus, welcher sich auf einer durch den Zusammenfluß des Euphrat und Tigris gebildeten Insel befand, im höchsten Grade langweilig und übel angebracht gewesen zu sein. Ein Theil der letztern Episode jedoch ist dadurch anziehend, daß sie uns eine den Tensons oder Wettkämpfen vor den Liebeshöfen des Mittelalters ähnliche Erörterung vorführt. Mesopotamia, die jüngste Tochter der Priesterin der Venus, hatte drei Liebhaber, deren einem sie einen Becher, aus dem sie gewöhnlich trank, schenkte; dem zweiten setzte sie einen Blumenkranz, der ihre Stirne geschmückt hatte, auf das Haupt und der dritte empfängt einen Kuß; die Liebhaber nun streiten darüber, wer das schlagendste Zeichen von Gunst erhalten habe, und zwar in Gegenwart des Borochus, eines hochberühmten Richters in Liebesangelegenheiten, der sich denn auch endlich für den Kuß ausspricht [C. 8.].

Huet (De l'Orig. des Rom. p. 51.) tadelt den Jamblichus wegen der ungeschickten Weise, wie er seine Episoden anbringt, und wegen der unkünstlerischen Disposition des ganzen Werkes. Nach der Meinung dieses Gelehrten scheint er für den Rath des Horaz hinsichtlich des in medias res rapere[24]) eine totale Verachtung gehegt zu haben, da er sich nie von der Zeitfolge entfernt und mit der Genauigkeit eines Chronikenschreibers sich der Reihe der Data nach fortplackt.

Zwei Jahrhunderte ungefähr vergiengen vom Tode des Jamblichus bis zum Erscheinen der Aethiopica des **Heliodorus**[25]), Bischofs von Trikka, eines Autors, der in jeder Beziehung, besonders aber in der Anordnung des Stoffes seine Vorgänger bei weitem übertraf.

Drei Punkte besonders sind nun aber bei einer Novelle oder einem Romane in Erwägung zu ziehen: der Stoff, die Disposition und die Ausschmückung. Durch diese Eintheilung wird man am besten befähigt, die Schönheit und Mängel jeder erdichteten Erzählung zu beurtheilen.

Trotz dieser Prinzipien kritischer Prüfung will ich jedoch keineswegs behaupten, daß ein gutes Werk nach Vorschrift geschrieben werden kann, oder daß ein Roman um desto vortrefflicher sei, je mehr er sich gewissen Regeln der Kritik anschließt. Nichts kann zum Beispiel regelloser sein, als Tristram Shandy und nichts regelrechter als einige der Novellen Cumberlands; jedoch zieht Niemand diese dem Werke Sterne's vor. Ein geistreicher Schriftsteller kann allen Gesetzen der Kritik zum Trotz ein interessantes Werk hervorbringen, während ein anderer, dem es an Talent mangelt, wohl in seinem Erzeugniß allen jenen Gesetzen genügt, so wie auch ein Steinmetz eine Bildsäule nach den richtigsten Verhältnissen fertigen kann, so jedoch daß beide Schöpfungen ohne Leben und Bedeutung sind. Obgleich es nun nicht die Aufgabe der Kritik ist, das Genie auf einen einzigen engen und abgenutzten Pfad zu beschränken, so folgt jedoch daraus nicht, daß die Regeln der Kritik deswegen ganz außer Acht zu laßen sind. Das Werk des geistreichen Schriftstellers wäre noch besser gewesen, hätte er dieselben nicht muthwilliger Weise über-

treten, so wie das Erzeugniß eines geringern Talentes noch schlechter gewesen sein würde, hätte er sich nicht streng an dieselben gehalten. Wir sind bei der Beurtheilung aller Schöpfungen der schönen Künste genöthigt, sie zu analysieren und sie in ihren gröbern Theilen zu beschreiben, während das Aetherische derselben oder das was das Herz und Gefühl durchdringt, nicht veranschaulicht werden kann. So beurtheilen wir die Gemälde Raphaels in Bezug auf Zeichnung, Erfindung und Colorit, können aber die Gefühle, die sie erwecken, ebenso wenig schildern, als wir die Düfte der Rose zu malen vermögen, wenn wir auch die Gestalt und Farbe derselben dem Auge zur Anschauung zu bringen im Stande sind.

Die Geschichte oder der Stoff der Aethiopica [26]) des Heliodor nun, besitzt keine besondere Vortrefflichkeit, wie aus der folgenden Skizze erhellen wird.

Die Zeit der Handlung muß vor Alexander dem Großen, da Aegypten noch der persischen Monarchie zinsbar war, gedacht werden. Um diese Zeit nämlich trug es sich einmal zu, daß eine Königin von Aethiopien, die während eines zärtlichen Augenblickes in den Armen ihres Gemahls ein Gemälde, welches die Geschichte der Andromeda darstellte, betrachtet hatte, von einer Tochter entbunden wurde, die eine weiße Hautfarbe zur Welt brachte. Aus Furcht nun, daß ihr Gemahl die Wirkung für nicht hinlänglich der Ursache entsprechend erachten möchte, setzt sie das Kind aus, nebst einem Ring und einer Binde, auf welche die Umstände der Geburt desselben geschrieben waren [B. 4. C. 8. B. 2. C. 31.]. Das Kind wird von Sisimithres, einem äthiopischen Gymnosophisten, gefunden und bleibt sieben Jahre lang im Hause desselben [10, 11.]. Nach Verlauf dieser Zeit fängt er an, die Möglichkeit zu bezweifeln, daß die Jungfrau ihre Keuschheit in ihrem Geburtslande länger zu bewahren vermöchte. Er beschließt daher, sie auf einer Gesandschaftsreise zu Oroondates, dem Satrapen von Aegypten, mitzunehmen [2, 31.]. In diesem Lande begegnet er zufällig dem Charikles, einem delphischen Priester [2, 30.], der sich wegen häuslicher Trübsale auf Reisen begeben hatte [2, 29.], und diesem überträgt er die Sorge für sein bisheriges Pflegekind [2, 31.]. Charikles bringt sie nun nach Delphi, hält sie wie seine eigene Tochter, indem er sie auch nach seinem Namen nennt (nämlich Chariklea) [2, 32.] und bestimmt sie seinem Neffen, Alkamenes, zum Weibe. Um ihr diese Verbindung annehmbar zu machen, bittet er, da es ihm selbst nicht gelingt, den Kalasiris, einen ägyptischen Priester, der sich zu jener Zeit in Delphi aufhielt [2, 26.], ihm durch seine Ueberredungskunst beizustehen, und dieser verspricht auch alles in seinen Kräften Stehende zu thun [2, 33.]. Um dieselbe Zeit jedoch kommt Theagenes, ein Thessalier und Abkömmling des Achilles, nach Delphi, um daselbst einen religiösen Ritus zu vollziehen [2, 34]; er und Chariklea sehen sich im Tempel und verlieben sich in einander [3, 5.]. Dieses Ereigniß scheint der Hero und Leander des Musäus entlehnt zu sein, wo die Liebenden sich auch zum ersten Mal in dem Heiligthume der Venus zu Sestos begegnen [26a]). Gottesdienstliche Orte waren jedoch in jenen Tagen gewöhnlich die Plätze des ersten Zusammentreffens Liebender, da die Frauen zu andern Zeiten sehr zurückgezogen lebten und für Bewunderer fast unzugänglich waren. Auch in späterer Zeit noch, sahen Orte der genannten Art die romantischesten Liebesverhältnisse entspringen. In der Capelle der heiligen Clara zu Avignon sah Petrarca Laura zum ersten Mal, und zum ersten Mal auch fühlte sich Boccaccio in der Barfüßerkirche zu Neapel von Maria, der Tochter Roberts von Neapel, entzückt.

Kalasiris, der es sich hatte angelegen sein laßen, auf das Gemüth der Chariklea zu Gunsten des ihr bestimmten Gatten einzuwirken, wird von Apollo und Artemis in einem Traumgesicht aufgefordert, in seine Heimat zurückzukehren und Theagenes und Chariklea mit sich zu nehmen [3, 12.]. Von Stund an wendet er daher sein ganzes Bestreben darauf, Charikles zu täuschen und aus Delphi zu entkommen. Da er endlich einige phönicische Kaufleute antrifft [4, 16.], so unterrichtet er die Liebenden von seiner Absicht [4, 17.] und geht mit ihnen nach Sizilien, wohin das phönizische Schiff bestimmt ist [4, 16.], unter Segel [5, 1.]; bald nachher aber wird dasselbe nach einigem Aufenthalt in dem Hafen von Zakynthos [5, 17.] von Seeräubern überfallen [5, 24.], welche Kalasiris und dessen Schützlinge nach der ägyptischen Küste führen [5, 27.]. Trachinus, der Anführer der Piraten, bereitet an den Ufern des Nils ein Fest, um seine Vermählung mit Chariklea zu feiern [5, 29.]. Kalasiris aber, der mit vieler Schlauheit dem Unterbefehlshaber Pelorus den Glauben beigebracht,

daß Chariklea in ihn verliebt sei [5, 30.], erweckt dadurch während des Festes einen Streit zwischen diesem und Trachinus [5, 31.] und die andern Seeräuber, die auf beiden Seiten Partei nehmen, fallen alle in dem darauf folgenden Kampfe, mit Ausnahme des Pelorus, der von Theagenes angegriffen und in die Flucht gejagt wird [5, 32.]. Die List des Kalasiris nützt jedoch nur wenig, ausgenommen ihm selbst, denn während er unmittelbar nach dem Kampf in einiger Entfernung auf einem Hügel sitzt [5, 33.], werden Theagenes und Chariklea von ägyptischen Räubern überfallen [5, 33. u. 1, 1—5.] und von denselben nach einer Niederlaßung gebracht, die von ihnen auf einer Insel in einem entfernten See war begründet worden [1, 7.]. Thyamis, der Hauptmann dieser Räuberschaar, verliebt sich in die Chariklea und legt ihr seine Absicht, sie zu heirathen, an den Tag [1, 19ff.]. Chariklea giebt vor, sie sei die Schwester des Theagenes, damit die Eifersucht des Räubers nicht erweckt und die Sicherheit ihres Geliebten nicht gefährdet werde [1, 21.]. Dieses Vorgeben finden wir auch noch in andern Theilen des Romans in Anwendung gebracht, besonders da, wo Arsake sich zu Memphis in Theagenes verliebt; auch begegnen wir demselben in vielen spätern griechischen Romanen und in der Erzählung Ismenias und Ismene von Eustathius, welche sich bei der Veranlaßung, da sie in dem Hause des Sostratus als Sklaven zusammentreffen, für Geschwister ausgeben [E. 9. 11.]. Auf diese Idee wurde der Verfasser der Aethiopica vielleicht durch einige Stellen des alten Testaments hingeleitet. Heliodor war bekanntlich Bischof, und obgleich er diese Würde erst, nachdem er den Roman geschrieben, erlangte, muß er jedoch auch schon vorher in Verfolg seiner Studien gefunden haben, daß Sarah und Abraham [1 Mos. 12, 13. 20, 2.] aus ähnlichen Gründen sich für Geschwister ausgaben und daß Isaak und Rebekka das Volk zu Gerar [1 Mos. 26, 7.] durch das Vorschützen gleicher Verwandtschaft täuschten, welche List von dem heiligen Chrysostomus, dem heiligen Ambrosius und andern Kirchenvätern in hohem Grade gepriesen wird.

Chariklea jedoch sieht sich bald von dem Zwange befreit, für eine Schwester des Theagenes zu gelten, denn die Kolonie wird von den Truppen des Satrapen von Aegypten zerstört [1, 27.], welcher durch eine Beschwerde des Nausikles, eines griechischen Kaufmanns, daß die Räuber seine Geliebte geraubt hätten, zu dieser Ausübung seiner Autorität war veranlaßt worden [2, 24.]. Thyamis, der Hauptmann der Räuber, wird gefangen genommen [1, 32.]; Knemon aber, ein junger Athener, der sich gleich Theagenes in der Niederlassung als Gefangener aufgehalten [1, 8.] und mit demselben während dieser Zeit Freundschaftsbande angeknüpft hatte, entkommt [2, 1.]. Theagenes und Chariklea begeben sich bald nachher auf den Weg nach einem kleinen Dorfe, woselbst sie mit Knemon zusammenzutreffen verabredet hatten [2, 18.], werden jedoch unterwegs durch die Truppen des Satrapen angehalten [5, 7.]. Theagenes wird dem Könige von Persien als Geschenk übersendet und Chariklea, die Nausikles fälschlich als seine geraubte Geliebte in Anspruch nimmt, zu letztrem ins Haus gebracht [5, 8. 9.]. Hier hatte Kalasiris zufälligerweise seit seiner Trennung von Theagenes und Chariklea seine Wohnung aufgeschlagen [2, 21. 5, 33.] und auch in Abwesenheit des eigentlichen Hausherrn Knemon gastfreundlich empfangen [2, 22.]. Sobald Chariklea von Kalasiris wiedererkannt wird, giebt Nausikles alle ferneren Ansprüche auf dieselbe auf [5, 11. 12.], und segelt mit Knemon nach Griechenland ab [6, 8.], während Kalasiris und Chariklea sich auf den Weg machen um Theagenes aufzusuchen [6, 11.]. Bei ihrer Ankunft in Memphis vernehmen sie, daß er, seinem gewöhnlichen Glücke gemäß, aufs neue in die Gewalt des durch seine Freunde befreiten [6, 13.] Thyamis gefallen war [6, 9.], welcher eben damals jene Stadt belagerte [7, 1 ff.]. Man kommt jedoch rasch zu einem Friedensschluß; es zeigt sich, daß Thyamis, der Sohn des Kalasiris sei und er wird demgemäß zum Oberpriester von Memphis erwählt [2, 25. 7, 6—9.]. Arsake, welche in Abwesenheit ihres Gemahls in dieser Stadt den Oberbefehl hat [7, 1.], verliebt sich in Theagenes, versucht jedoch, da er allen ihren Anträgen Widerstand leistet, diesen durch Einkerkerung und grausame Mishandlungen zu brechen [8, 5. 6.]; auch beauftragt sie ihre Amme, die gewöhnliche Vertraute ihrer Liebeshändel und das Werkzeug ihrer Grausamkeit, Chariklea zu vergiften; da aber der Mundschenk den für Chariklea bestimmten Becher der Amme giebt, so verscheidet diese unter heftigen Zuckungen [8, 7. 8.]. Dies jedoch dient als Vorwand, um Chariklea als Giftmischerin zu verdammen, welche daher

auch auf dem Scheiterhaufen sterben soll. Nachdem sie denselben bestiegen und er eben angezündet worden, wird sie durch die wunderbare Wirkung des Steines Pantarbe, den sie am Finger trägt und der sie gegen die Gewalt der Flammen schützt, für diesen Tag gerettet [8, 9. 11.]. Während der darauf folgenden Nacht langt ein Bote von Oroondates, dem Gemahl der Arsake [8, 12.], welcher zu der Zeit mit den Aethiopiern Krieg führt, [7, 29.] in Memphis an; er hatte nämlich von der üblen Aufführung seines Weibes Nachricht erhalten [8, 1.] und einen seiner Befehlshaber nach Memphis gesandt [8, 2.] mit dem Befehle, Theagenes und Chariklea zu ihm ins Lager zu bringen [8, 3.]. Arsace erhängt sich [8, 15.], die Liebenden werden auf dem Wege zu Oroondates von den Streiftruppen des äthiopischen Heeres gefangen genommen [8, 16.] und zu Hydaspes geführt, der zu dieser Zeit den Oroondates in Syene belagert [9, 1.]. Nachdem diese Stadt erobert [9, 13.] und Oroondates in einer großen Schlacht besiegt worden ist [9, 17 ff.], kehrt Hydaspes in seine Hauptstadt Meroë zurück [10, 1 ff.], woselbst er, der Landessitte gemäß [9, 1.], den Theagenes und die Chariklea der Sonne und dem Monde, den Gottheiten der Aethiopier, zu opfern Anstalt trifft [10, 6.]. Da jedoch nur Jungfrauen allein den Vorzug genossen, als Opfer angenommen zu werden [10, 7.], so unterwirft man vorher Chariklea einer Keuschheitsprobe [10, 8. 9.] und giebt dadurch eine unglückliche Präcendenz für Romanenschreiber, wie wir dies später finden werden. Indem nun die beiden Liebenden nahe daran sind geopfert zu werden, entdeckt man endlich durch den Ring und die Binde, die der Chariklea bei ihrer Geburt waren beigegeben und sorgfältig aufbewahrt worden, daß sie die Tochter des Hydaspes ist [10, 12. 13.], und dies wird durch das Zeugniß des Sisimithres, ihres einstigen Pflegevaters, noch weiter bestätigt [10, 14.]. Theagenes schwebt indeß noch immer in Gefahr, in welcher Lage er gleichwohl mehre Beweise seiner Stärke und Geschicklichkeit giebt. So zum Beispiel reißt sich ein Stier, der sein Unglücksgefährte ist, von dem Altare los und Theagenes verfolgt ihn zu Pferde, bezwingt ihn und kehrt auf seinem Rücken zurück [10, 28. 30.] [27]). Jetzt langt plötzlich Chariklеs, der delphische Priester und Pflegevater Chariklea's an [10, 34.], der die Welt durchzogen hatte, um Chariklea aufzusuchen [10, 36], und da nun endlich auch Letztere ihrer Mutter ihre Liebe zu Theagenes gestanden hat [10,33.38.] und Sisimithres gleichfalls zu seinen Gunsten spricht [10, 39], so erlangt Chariklea ihre eigene Befreiung sowohl, als auch die des Charikles, vermählt sich mit diesem und wird als Erbin des äthiopischen Reiches anerkannt. — Dies ist der Umriß der Geschichte des Theagenes und der Chariklea.

Die Hauptverdienste der Erzählung oder nuda materia eines Romans sind nun Neuheit, Wahrscheinlichkeit und Mannichfaltigkeit der Ereignisse; und dürfte daher passend sein das Werk des Heliodor in dieser dreifachen Beziehung genauer zu betrachten.

Die Ansprüche des Verfassers auf Originalität der Erfindung können wir nicht gehörig beurtheilen, da die der Aethiopica voraufgehenden Romane meistentheils verloren gegangen sind. Viele der Abenteuer jedoch sind wahrscheinlich dem Diogenes und Jamblichus entlehnt und man vermuthet sogar, daß die Grundzüge der Erzählung sich auf eine Tragödie des Sophokles, die den Titel „die Gefangenen" (αἰχμαλῶτοι) trug und nicht mehr vorhanden ist, gründeten (s. Bourdelotii Animadv. p. 3. seiner Ausgabe des Heliodor) [28]). Einige Punkte scheinen ferner der heiligen Schrift entnommen zu sein. Der List der Sarah und des Abraham ist bereits Erwähnung geschehen. Dem häufigen Lesen der Bibel mag der Bischof seine Vorliebe für Traumgesichte verdanken und die gewaltigen Wirkungen des Gemäldes der Andromeda auf die Gesichtsfarbe seiner Heldin mochte ihm, der den glücklichen Erfolg der List kannte, durch welche Jakob einen so großen Antheil an den Lämmern Laban's erhielt [1 Mos. 30, 37 ff.], nicht unmöglich scheinen.

Was die Wahrscheinlichkeit der Ereignisse betrifft, so verstößt Heliodor gegen dieselbe auf mannigfache Weise; so zum Beispiel durch das außerordentliche Zusammentreffen von Personen und die summarische Weise, mit der er Jeden der Handelnden beseitigt, der überzählig geworden ist. Wenn es ihm gerade so paßt, daß zwei Personen sich begegnen sollen, so kommt die eine auf einer Reise in ein Land, wo sie offenbar nichts zu thun hat; und wenn einer der Auftretenden überflüßig wird, so findet der Autor kein besseres Auskunftsmittel, als daß er ihn von

einer Natter beißen oder plötzlich in der Nacht verscheiden läßt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine Erzählung durch unvermuthete Vorfälle belebt wird; wenn sie aber der Ordnung und dem Laufe der Natur zu sehr entgegen sind, so wird der zum Wohlgefallen oder Interesse so wesentliche Glaube an eine ideelle Gegenwart gänzlich vernichtet, und ist erst dieser Glaube an die Wirklichkeit geschwunden, so kann der Traum des Wachens dann nicht wieder erneut werden, noch auch der Leser sich selbst nur die wahrscheinlichen Ereignisse als vor ihm sich zutragend denken.

In dem Romane des Heliodor sind die Glückswechsel auch zu häufig und einander zu ähnlich, da alle Abenteuer und Bedrängnisse ihren Ursprung darin haben, daß der Held oder die Heldin Räubern in die Hände fallen. Dies bringt zwar viele romantische Ereignisse zu Wege, verursacht aber auch eine eintönige und ermüdende Wiederkehr ähnlicher Unglücksfälle. In den Werken der Kunst wünschen wir dieselbe Mannigfaltigkeit zu finden, die sich in den Erscheinungen der Natur zeigt, und fordern, daß jeder Schritt irgend einen neuen Gegenstand oder Vorfall vor Augen bringe.

Das Werk des Bischofs von Trikka erhält jedoch einen hohen Grad von Reiz durch die Disposition des Ganzen und die kunstreiche Weise, mit der die Erzählung eingeführt wird. Tasso, welcher den Heliodor außerordentlich bewunderte und ihm vieles verdankte, lobt im höchsten Grade die stufenweise Entwicklung der Geschichte des Theagenes und der Chariklea, die Ungewißheit, in welcher das Gemüth des Lesers gehalten wird, und die nachherige Entwirrung dessen, was so sehr in einander verflochten scheint, indem er nämlich sagt: „Den Hörer bei dem Fortschreiten vom Verwickelten zum Klaren, vom Allgemeinen zum Einzelnen stets in gespannter Erwartung zu halten, ist eine von Virgil beständig in Anwendung gebrachte Kunst und eine der Ursachen, warum wir den Heliodor mit so großem Interesse lesen.“ (s. Opere vol. X. p. 103. ed. Venez.). Auch sind die Ereignisse nicht nach der chronologischen Reihenfolge der frühern und modernen Romane geordnet. Das Werk beginnt, die epischen Gedichte der Griechen und Römer nachahmend, in der Mitte der Geschichte und zwar auf eine höchst romantische Weise, welche die Neugier am besten zu erregen vermag. Indem sie, bald nachdem der Kampf um den Besitz der Chariklea nah der Mündung des Nils zwischen den Piraten stattgefunden, anfängt, stellt sie eine Schaar ägyptischer Räuber dar, die bei Tagesanbruch auf dem Gipfel eines Vorgebirges versammelt ist und nach der See zu schaut. Ein mit Beute beladenes Schiff liegt vor Anker. Die Ufer des Nils sind mit Leichen und den Resten eines Mahls bedeckt. Indem die Räuber herannahen um sich des Schiffes zu bemächtigen, wird ein junges Mädchen von seltener Schönheit, welche sich uns nachher als Chariklea zeigt, als auf einem Felsen sitzend geschildert, während ein Jüngling verwundet neben ihr liegt. Die Erzählung schreitet hierauf in der Person des Autors fort, bis nach dem Zusammentreffen des Knemon und Kalasiris in dem Hause des Nausikles, Kalasiris die frühere Geschichte der Chariklea, den Ursprung ihrer Zuneigung zu Theagenes und ihre Gefangennahme durch die Seeräuber dem Knemon erzählt. Man muß jedoch gestehen, daß der Autor darin, daß er eine der handelnden Personen des Romans die Abenteuer eines Helden und seiner Geliebten berichten läßt, nicht viel Scharfsinn verräth. Dies ist die ungewöhnlichste und schlimmste Erzählungsweise, die man irgend annehmen kann, besonders wo eine beginnende Leidenschaft zu schildern ist. Der Held oder die Heldin können, indem sie ihre Geschichte mittheilen, ihre Gefühle auf eine natürliche Weise beschreiben, so wie hinwiederum ein Autor in dem Besitze des Vorrechtes gedacht wird, den handelnden Personen in's Herz zu schauen; man kann es sich aber auf keine Weise vorstellen, daß eine dritte Person in einem Roman im Stande sein soll, alle Empfindungen und Gemüthsbewegungen der Hauptpersonen zu wissen und zu schildern.

Die Fehler in dem Plane des Werkes enden jedoch nicht mit der Erzählung des Kalasiris. Während der Autor die Geschichte wieder in seiner eigenen Person aufgenommen, vernichtet er unser Interesse an jedem Ereignisse dadurch, daß er uns immer vorher mittheilt, die dabei betroffenen Personen hätten geträumt, daß es stattfinden solle. Auch wird die Wirkung einer der effektvollsten Situationen in dem ganzen Werke durch einen Fehler in der Disposition geschwächt. In dem Augenblicke nämlich, da Chariklea in Aethiopien geopfert werden soll, fühlen wir keinen Schrecken für ihr Schicksal, noch auch die unerwartete Freude bei ihrer Befreiung, die Huet so

sehr preist[29]), da wir ja wissen, daß sie die Tochter des Hydaspes ist und ihre Beglaubigung als solche bei sich führt. Dies Bewußtsein erhöht zwar das aus Mitgefühl für Hydaspes und durch Eingehen auf seine Gemüthsbewegungen entspringende Vergnügen; das Interesse der Erzählung würde jedoch größer gewesen sein, wären die Umstände der Geburt der Chariklea bis zum Schluße verborgen geblieben. Dies hätte durch unbedeutende Veränderungen bewerkstelligt werden können und würde, wenn ich mich eines technischen Ausdruckes bedienen darf, eine ἀναγνώρισις[30]) nicht nur für die handelnden Personen, sondern auch hinsichtlich des Lesers erzeugt haben.

Auch die Disposition der Episoden ist nicht sehr zu loben. Die Abenteuer des Knemon [1, 9—18. 2, 8—11. 6, 2], die der Geschichte des Hippolyt entnommen zu sein scheinen, haben einerseits keine eigenthümliche, besondere Schönheit, noch stehen sie in irgend einer natürlichen Verbindung mit dem Hauptgegenstande und werden auch zu früh eingeflochten. Die einzige Episode von großer Länge, außer der ebengenannten, ist die Beschreibung der Belagerung von Syene und die Schlacht zwischen Oroondates und Hydaspes, die das ganze neunte Buch anfüllen und unser Interesse an dem Schicksale der Chariklea gänzlich verwischen, wie anziehend auch immer diese Vorgänge an sich geschildert seien, ja man kann sagen, um so mehr verwischen, je höher die Vortrefflichkeit der Schilderung ist; und zwar geschieht dies gerade in dem Augenblicke, wo die Erzählung sich der Entscheidung nähert und unser Interesse im höchsten Grade gespannt gewesen wäre, wenn unsere Eindrücke keine Unterbrechung erfahren hätten.

Nachdem wir die Natur des Stoffes und die Anordnung der Ereignisse in Erwägung gezogen, müßen wir unsere Aufmerksamkeit auf die Ausschmückung des Stoffes wenden. Die wichtigsten Punkte desselben aber sind der Stil, die Charaktere, die Gefühle und die Beschreibungen.

Der Stil des Heliodor ist als zu bilderreich und poetisch getadelt worden. Dieser Tadel scheint aber besonders auf diejenigen Stellen anwendbar, wo er Verse griechischer Dichter, die er häufig benützt, eingeflochten hat. Alle seine Vergleiche sollen dem Homer entlehnt sein; allein Sophokles, den er oft nachahmt und zuweilen ausschreibt, scheint sein eigentlicher Lieblingsautor gewesen zu sein. Wie dem auch sei, der Stil des Heliodor ist im Betracht der Periode, in der er lebte, merkwürdig durch seine Eleganz und Deutlichkeit und würde selbst einer frühern Zeit keine Schande gemacht haben. „Sein Ausdruck, sagt Photius (cod. 73.), ist von der Art, wie er sich für den Stoff ziemt; er besitzt große Lieblichkeit und Einfachheit und ist frei von Affectation; die Worte, deren er sich bedient, sind ausdrucksvoll und wenn auch zuweilen, wie zu erwarten steht, bildlich, dennoch immer bezeichnend und von solcher Beschaffenheit, daß sie den zu schildernden Gegenstand deutlich vor Augen stellen. Die Perioden auch sind schön gebaut und präcis, und endlich ist die ganze Composition von der Art, daß sie sich der Erzählung genau anpaßt.“ In der Charakterschilderung ist Heliodor im höchsten Grade mangelhaft und besonders Theagenes gewährt das Bild eines schwachen abgeschmackten Menschen. Zwar besitzt der Autor eine wunderbare Gewandheit Diejenigen, die in der Erzählung irgend eine Rolle spielen sollen, in Situationen einzuführen, die darauf berechnet sind, Sympathie zu erwecken; je näher wir sie aber kennen lernen, desto mehr verlieren wir durch ihre Schalheit alle Theilnahme an ihrem Schicksale; ja man kann sagen, daß Chariklea sich als der einzige interessante Charakter in dem ganzen Werke zeigt; denn diese wird als mit großer Stärke der Seele, Zartheit des Gefühles und einer Gewandheit des Geistes begabt dargestellt, die jede Lage auf das beste zu nützen weiß. Und in der That ist auch in allen Romanen des Alterthums die Heldin beständig der anziehendste und lebendigste Charakter; ein Umstand, der wahrlich überraschen muß, wenn wir bedenken, welche untergeordnete Rolle die Weiber in Griechenland hinsichtlich ihrer gesellschaftlichen Stellung spielten und wie wenig sie sich in die Angelegenheiten des öffentlichen Lebens mischten.

Der Verfasser des „reformirten Parnaß[31])“ hat Heliodor deswegen lächerlich zu machen gesucht, weil er seinem Helden eine so übertriebene Bescheidenheit beilege, daß er seiner Geliebten, die sich ihm nähert um ihn zu umarmen, eine Ohrfeige giebt. Diese Spöttereien beruhen jedoch nur auf falschen Darstellungen. Theagenes begegnet allerdings der Chariklea in Memphis; da er aber, durch ihre ärmliche Kleidung und elendes Aussehen verleitet, sich in ihrer Persönlichkeit und ihrem Stande irrt, so giebt er ihr

in der That einen Backenstreich, um ihre Zudringlichkeit los zu werden [B. 7. C. 7.]; ohne Zweifel kein sehr schöner Empfang, für welches Frauenzimmer auch immer es sein mag; doch beweist dies nichts in Bezug auf seine Gefühle für Chariklea.

Der Leser wird vielleicht beim weitern Fortschreiten bemerken, daß Piraten und Räuber in den nachfolgenden griechischen Romanen sowohl, wie in den äthiopischen Abenteuern eine bedeutende Rolle spielen. Die Anführer derselben sind oft die zweiten Hauptpersonen und machen gewöhnlich die unglücklichen Liebhaber der Heldin; jedoch werden sie nicht immer als mit besonders schlechten Eigenschaften ausgestattete oder in den übrigen Personen der Erzählung Schrecken erregende Charaktere dargestellt. Auch weicht diese Darstellungsweise von den Sitten der Periode, wo die Handlung dieser Romane vorgeblich Statt findet, keinesweges ab; denn Seeräuberei wurde in den frühesten Zeiten Griechenlands, wie allgemein bekannt, für keine entehrende Beschäftigung gehalten. Bei den alten Dichtern werden gewöhnlich die das Ufer entlang segelnden Schiffer mit der Frage angeredet, ob sie Piraten seien, gleich als könnte die Frage nicht als ein Schimpf von Seiten derer, welche sie thun, betrachtet werden, und als wenn die, an welche sie gerichtet wird, keinen Anstand nehmen würden, ihre Beschäftigung, wäre sie von der erwähnten Beschaffenheit, offen als solche anzuerkennen. Sogar zur Zeit des Peloponesischen Krieges noch lebten die Aetolier, Akarnaner und noch einige andere Nationen vom Seeraube, und in der ältesten Zeit war er die Beschäftigung aller derer, die in der Nähe der Küsten wohnten. „Die Griechen", sagt Thukydides gleich am Anfange seiner Geschichte [1, 5.], „beschäftigten sich in alten Zeiten mit der Seeräuberei unter dem Befehl angesehener Männer, sowohl um ihres eigenen Gewinnes willen, als auch um die Armen unter ihnen zu erhalten; sie überfielen plötzlich unbefestigte oder zerstreut liegende Städte und plünderten sie. Auch gereichte diese Beschäftigung keinesweges zur Schande, sondern vielmehr zu einem gewissen Ruhme. Einige Völker des Festlandes beweisen das Gesagte sogar noch heutzutage, da sie solchen Thaten noch immer Ehre erweisen."

Heliodor besitzt ferner eine Fülle von Beschreibungen, von denen einige im höchsten Grade anziehend sind. Seine Nachrichten von vielen Sitten der Aegypter sollen sehr genau sein und er beschreibt einzelne Orte mit einer Umständlichkeit, die seiner Erzählung einen Schein von Wirklichkeit verleiht. Er schildert jedoch nur selten die großartigen Züge der Natur und berührt gleichfalls nur selten diejenigen Erscheinungen, welche die Scenerie erhaben oder schön machen; vielmehr ergeht er sich gern in ausführlichen Beschreibungen von Gesandschaftsaufzügen [z. B. 10, 23—28] und Processionen [z. B. 3, 1—4] und, wie von einem Priester zu erwarten ist, von Opfern und religiösen Gebräuchen [z. B. 3, 4—6]. Diese möchten in einem modernen Roman ermüdend oder sogar widerlich erscheinen; die Beschreibung von Sitten, Gewohnheiten und Ceremonien ist jedoch in der alten Romanliteratur von unendlich höherem Werthe, als allgemeine Schilderungen der Natur [32]).

Es ist nicht daran zu zweifeln, daß Heliodor's Werk viele der ältern Romanschriftsteller mit Materialien versehen hat. Es wurde nicht nur von Achilles Tatius und den spätern Autoren dieser Gattung nachgeahmt, sondern war auch, wenngleich ich die Aehnlichkeit, die zwischen Heliodor und der zuerst von Richardson eingeführten Gattung des m o d e r n e n Romans bestehen soll, nicht entdecken kann [33]), unzweifelhaft das Vorbild der h e r o i s c h e n Romane, welche durch die Erzeugnisse des Gomberville und der Scuderi eine sehr lange Zeit hindurch in Frankreich so beliebt und vorherrschend wurden [34]). Die neuern italienischen Dichter haben sich gleichfalls der in dem Romane Heliodors vorkommenden Ereignisse bedient; so sind die von Arsete im 12ten Ges. St. 21 ff. [35]) des befreiten Jerus. geschilderten Umstände fast ohne alle Veränderung der Jugendgeschichte der Chariklea entlehnt. Das beabsichtigte Opfer und die darauf folgende Entdeckung der Herkunft der Chariklea sind nicht minder in dem Pastor fido des Guarini und aus diesem in der Astrée des Urfé nachgeahmt worden [36]).

Racine hatte auch einmal die Absicht, die Aethiopica zum Stoff eines Dramas zu machen, ein Plan, der von Dorat in seiner Tragödie Theagenes und Chariklea, die im Jahre 1762 in Paris auf der Bühne erschien, ausgeführt wurde. Der nämliche Stoff liegt einer alten englischen Tragikomödie von unbekanntem Verfasser zum Grunde, welche den Titel führt: „Die seltsame Entdeckung" (The strange Discovery).

Der französische Dichter Hardy schrieb über denselben Gegenstand acht Trauerspiele in Versen, ohne den Plan des Romanes wesentlich zu ändern; ein vielleicht alleinstehendes Beispiel literarischer Verschwendung. Der Stoff der Aethiopica jedoch ist, wenn auch zur Erzählung im höchsten Grade passend, doch zur Tragödie höchst ungeeignet und Dorat gesteht dieses auch in seiner Einleitung selbst ein. „Ich wurde, bemerkt er, von Begeisterung ergriffen, ich errichtete ein schwankendes Gebäude mit romantischen Verhältnissen und schrieb mit unglaublicher Wärme ein kaltes, mattes Drama."

Wenn wir nach dem thatsächlichen Erfolge urtheilen dürfen, so sind die Ereignisse des Romans mehr geeignet dem Künstler, als dem tragischen Dichter Stoff an die Hand zu geben. Zwei der ergreifendsten Scenen, die in dem Werke des Heliodor anzutreffen, sind von Raphael in besonders herrlichen Gemälden, in deren Ausführung ihm Giulio Romano Beistand leistete, dargestellt worden. In dem einen hat er den Augenblick aufgefaßt, wo Theagenes und Chariklea in dem Tempel zu Delphi zusammentreffen und letztere dem Theagenes eine Fackel überreicht um damit das Opfer anzuzünden [3, 5.]; im zweiten hat er die Eroberung des tyrischen Schiffes, in welchem Kalasiris den Theagenes nach der Küste von Sicilien führt, zum Vorwurfe genommen. Das Schiff hat sich bereits den Piraten ergeben und Chariklea zeigt sich beim Mondlicht in jammervoller Stellung vor Trachinus, als flehe sie ihn an, sie nicht von ihrem Geliebten und Kalasiris zu trennen [5, 26.].

Das Erzeugniß des Heliodor wurde bei seinem Erscheinen mit vielem Beifall empfangen. Die Beliebtheit eines Werkes hat zu jeder Zeit Nachahmung erzeugt; daher auch verschiedene Autoren sich die durch dasselbe eingeführte Darstellungsweise aneigneten.

Von diesen folgt **Achilles Tatius**[37]) dem Heliodor als der nächste an Zeit, vielleicht auch an Verdienst. Obgleich er seinen Vorgänger in vielen Punkten nachahmt, so muß doch zuvörderst bemerkt werden, daß die Art und Weise der Erzählung ganz verschieden ist. Der Autor stellt sich als das in dem Tempel zu Sidon befindliche Gemälde der Venus betrachtend dar. Während nun seine Aufmerksamkeit auf dasselbe gerichtet ist, wird er von Klitophon angeredet, welcher, ohne vorher mit ihm bekannt gewesen zu sein, ihm seine ganzen Abenteuer, die acht Bücher umfassen, ausführlich mittheilt. Diese Manier, eine Geschichte einzuführen, hat ohne Zweifel viel Ungereimtes; jedoch ist sie, wenn erst einmal angenommen, dem Theile der Aethiopica vorzuziehen, der von einer untergeordneten Person d.e es Romans erzählt wird.

Der Stoff der Erotika[38]) ist nun aber folgender:

Klitophon hält sich in dem Hause seines Vaters zu Tyrus auf [1, 3.], woselbst seine Base, Leukippe während eines Krieges, der zu dieser Zeit gegen ihre Vaterstadt geführt wird, Zuflucht sucht [1, 4.]. Diese jungen Verwandten verlieben sich in einander und da die Mutter der Leukippe den Klitophon während einer Nacht im Zimmer ihrer Tochter entdeckt hat [2, 22.], so beschließen die Liebenden, sich den Wirkungen ihres Zornes durch die Flucht zu entziehen [2, 30.]. Von Klinias, einem Freunde des Klitophon, begleitet, segeln sie zuvörderst nach Berytus [2, 31.]. Eine Unterhaltung, die während der Fahrt von dieser Stadt nach Alexandria zwischen Klitophon und Klinias stattfindet [2, 35 ff.], scheint durch die in den Ἐρωτες, die man dem Lucian zuschreibt, enthaltene seltsame Untersuchung hervorgerufen. Das Schiff erleidet nun aber am dritten Tage Schiffbruch [3, 1 ff.], jedoch die Liebenden, die sich mit großer Geistesgegenwart an dasselbe Brett anklammern, werden in der Nähe von Pelusium ans Land getrieben [3, 5.]. Hier miethen sie wiederum ein Schiff, um sie nach Alexandrien zu bringen, werden aber auf der Fahrt den Nil hinauf von einer Räuberbande, welche den Fluß unsicher macht, gefangen genommen [3, 9.]. Die Räuber werden bald darauf von ägyptischen Truppen unter dem Befehle des Charmides angegriffen, zu welchem letzteren Klitophon in der Hitze des Gefechts entkommt [3, 13.]; Leukippe jedoch bleibt in der Gewalt des Feindes, welcher der Heroine ganz nahe bei der Armee des Charmides und vor den Augen ihres Geliebten unter mannigfachen Opfergebräuchen den Bauch aufschlitzt, während letzterer durch einen tiefen Graben, der beide Heere trennt, gehindert wird ihr Beistand zu leisten [3, 15.]. Nachdem der Graben ausgefüllt ist, begiebt sich Klitophon bei Nacht auf den Fleck, wo Leukippe begraben worden, um sich ihr daselbst zum Opfer zu bringen. Auf ihrem Grabe angelangt [3, 16.], wird er

durch das plötzliche Erscheinen seines Dieners Satyrus und des Menelaus, eines Jünglings, der mit ihm von Berytus abgesegelt war, in der Ausführung seines Vorsatzes gehindert. Diese beiden waren gleichfalls dem Schiffbruch entronnen und nachher in die Gewalt der Räuber gefallen. Durch sie auch hatte Leukippe einen falschen Uterus [39]) aus Schafsleder erhalten, welcher die obige deceptio visus [40]) veranlaßte [3, 19—23.]. Auf Befehl des Menelaus entsteigt Leukippe dem Grabe [3, 17.] und begiebt sich mit ihm und Klitophon in das Lager des Charmides [3, 23.]. Bald nachher verliebt dieser Krieger sich in Leukippe [4, 6.], worin ihm Gorgias, einer seiner Soldaten nachahmt. Letzterer bringt ihr einen Trank bei, der ihr eine der seinigen entsprechende Leidenschaft einflößen soll, ihr indeß, da er zu stark gerathen ist, eine Art Wahnsinn von sehr unanständigem Charakter beibringt [41]).

Sie wird jedoch endlich von einem gewissen Chäreas geheilt, der sich gleichfalls in sie verliebt [5, 13.] und von dem Diener des Gorgias das Geheimniß des Trankes entdeckt hatte [4, 15.]. Klitophon und Leukippe segeln hierauf in Begleitung des Chäreas nach Alexandrien [4, 18.]. Bald nachher wird Leukippe aus der Umgegend dieser Stadt entführt und von einer Schaar Banditen, die sich im Solde des Chäreas befinden, in größter Eile an Bord eines Schiffes gebracht. Klitophon verfolgt letzteres, aber indem er dasselbe eben erreicht, sieht er, wie einem Frauenzimmer, das er für Leukippe hält, von den Räubern der Kopf abgeschlagen wird [5, 7.]. Darüber von Verzweiflung ergriffen, giebt er die Verfolgung auf und kehrt nach Alexandrien zurück. Dort vernimmt er, daß Melite, eine reiche ephesische Wittwe, die sich zur Zeit in Alexandrien aufhält, sich in ihn verliebt hat. Dies wird ihm in Beisein seines alten Freundes Klinias mitgetheilt [5, 11.], der sich nach dem Schiffbruche, auf der Fahrt von Berytus nach Alexandrien auf dem gewöhnlichen Rettungsmittel, nämlich einem Brette, so lang flott erhält, bis ihn ein Schiff aufnimmt [5, 9. 10.], und der nun jetzt seinem Freunde räth, sich die Vorliebe der Melite für ihn zu Nutze zu machen [5, 12.]. Diesem Rathe gemäß geht er mit ihm und der Wittwe nach Ephesus unter Segel, beharrt aber, trotz des heftigen Dringens von Seiten der letztern [5, 15.] darauf, die Hochzeit bis zu ihrer Ankunft in Ephesus aufzuschieben [5, 16.]. An diesem Orte angelangt, findet denn auch die Vermählung Statt; jedoch ehe Melite ihren Zweck bei derselben vollkommen erreicht, entdeckt Klitophon Leukippen unter den Sklaven seiner Gemahlin [5, 17. 18.]. Thersander, der Ehegatte derselben, der für ertrunken gehalten wurde, langt in Ephesus an. Klitophon wird von dem wüthenden Ehemanne sogleich eingekerkert [5, 23.], entkommt aber durch die Vermittlung der Melite, jedoch nur unter der Bedingung, daß er der jetzt ungültigen Ehe das letzte Siegel aufdrücke [5, 27.]. Er ist indeß noch nicht weit entfernt, so wird er von Thersander eingeholt und ins öffentliche Gefängniß gebracht [6, 5.]. Letzterer, wie sich von selbst versteht, verliebt sich in Leukippe [6, 6.]; da es ihm aber nicht gelingt, sich ihre Zuneigung zu erwerben, so macht er einen zweifachen Prozeß anhängig; den einen um Leukippe als seine Sklavin zurückzufordern und den andern gegen Klitophon, wegen Ehebruches [6, 5.]. Die Debatten auf beiden Seiten sind im höchsten Grade ermüdend [7, 7—12. 8, 8—16.]. Der Priester der Diana, in deren Tempel Leukippe als Jungfrau Zuflucht gefunden [7, 13.], überhäuft Thersander mit Schmähungen, die dieser mit gleicher Zungenfertigkeit erwidert [8, 1 ff.]. Endlich wird Leukippe in der Grotte der Diana einer Keuschheitsprüfung unterworfen. Aus dieser Grotte nämlich ertönte eine ungemein liebliche Musik, wenn sie von Personen, die der Göttin in jener Beziehung glichen, betreten wurde [8, 6.], und nie hatte man so melodische Klänge vernommen als diejenigen, welche die Jungfräulichkeit der Leukippe bewiesen. Thersander wird mit seiner Klage natürlich abgewiesen, und muß wegen falscher Anklagen und mehrfacher Vergehen aus der Stadt fliehen [8, 14.]. Leukippe erzählt hierauf, daß es eine mit ihren Gewändern bekleidete Frau gewesen, welcher die Räuber den Kopf abschlugen, um Klitophon von weiterem Verfolgen abzuschrecken, daß sich aber wegen ihrer unter den Piraten ein Streit erhoben, in welchem Chäreas fiel, sie selbst aber von andern Räubern dem Sosthenes verkauft wurde. Dieser hatte sie nämlich für Thersander erstanden, in dessen Dienst sie sich denn auch befand, als Klitophon sie entdeckte [8, 16.].

In diesem Romane sind viele Beschreibungen dem Philostratus und dem Musäus entlehnt, einige der Ereignisse aus dem Heliodor ent-

nommen[42]). Wie von diesem Autor werden auch von Tatius sehr häufig Räuber, Piraten und Träume eingeführt. Die ganze Haltung des Werkes jedoch ist wesentlich verschieden. Wenn dasselbe auch weniger Lieblichkeit und Anziehungskraft besitzt als die Aethiopica, so ist gleichwohl die Handlung lebendiger als in diesen. Auch sind sehr viele von den Liebeslisten originell und gut erfunden, wie zum Beispiel Klitophon's Unterhaltung mit Satyrus über das Wesen der Liebe, welche Leukippe, die sich unbemerkt glaubt, mit anhört [1, 16—20] und der schöne Vorfall mit der Biene [2, 7.], welchen D'Urfé und Tasso, letzterer in seinem Amint, Akt 1. Sc. 2., nachgeahmt haben, woselbst Silvia die von einer Biene gestochene Phyllis durch einen Kuß zu heilen verspricht, und Amint, der dies wahrnimmt, gleichfalls vorgiebt, er wäre gestochen worden, damit Silvia seinen Schmerz durch ein gleiches Heilmittel stille[43]). Gut erdacht ist auch die Bitte, welche Melite an Leukippe richtet, die sie für eine Thessalierin hält, ihr Kräuter zu einem Zaubertranke zu verschaffen, der ihr die Liebe des Klitophon gewinnen möge [5, 22.]. Auch das Opfern der Leukippe durch die Räuber in Gegenwart ihres Geliebten ist glücklich erfunden, wenn die Lösung des Räthsels nicht so kläglich wäre. Je mehr das Werk jedoch fortschreitet, desto mehr, man muß es gestehen, nimmt das Interesse ab, und desto seltener sind jene anziehenden Zwischenfälle eingestreut. Gegen Ende wird es auf unerträgliche Weise langweilig und der Autor nimmt keinen Anstand jede Wahrscheinlichkeit der erzählten Ereignisse zu verletzen. Ja man kann sagen, dieser Mangel an Wahrscheinlichkeit in dem ganzen Werke scheint der Hauptfehler desselben zu sein. Nichts kann ungereimter oder unnatürlicher sein, als der falsche Uterus, nichts schlechter erdacht, als die Keuschheitsprobe der Heldin in der Höhle der Diana, die den Schluß des Romans bildet. Da, wo es für die Erzählung nothwendig erscheint, daß Thersander erfahre wer Leukippe ist, läßt ihn der Autor ein Selbstgespräch belauschen, in welchem sie sich selbst einen langen Bericht über ihre Genealogie und eine Skizze ihrer sämmtlichen Abenteuer giebt [6, 15 ff.]. Ein Selbstgespräch ist aber nie an seiner rechten Stelle, wenn der Redende sich nicht in der Aufregung heftiger Leidenschaft befindet. So wie nun aber Heliodor von Sophokles entlehnt, ebenso soll Tatius den Euripides nachgeahmt haben, und dieser mag auch wirklich bei dieser unnatürlichen Art von Selbstgespräch sein Vorbild gewesen sein, da diese mangelhafte Darstellungsweise in den Eingängen fast aller Tragödien dieses Dichters anzutreffen ist.

Tatius hat wegen der Moralität seines Romanes vielen Tadel erdulden müßen und man muß gestehen, daß einige Stellen diesen Tadel auch wirklich in hohem Grade verdienen. Wie verwerflich diese nun auch immer sein mögen, im Allgemeinen ist die Tendenz der Erzählung gut, und diese Bemerkung kann man auf alle griechischen Romane ausdehnen. Tatius straft seinen Helden und dessen Gefährtin dafür, daß sie aus dem Hause ihrer Eltern fliehen und belohnt sie nachher wegen ihrer ausdauernden Treue.

Der Roman des Tatius gewährt nicht wie die Aethiopica des Heliodor den Eindruck einer in allen ihren Theilen gleich interessanten und sorgfältig geschriebenen Erzählung, sondern vielmehr den einer Art von Flickwerk, in welchem der Autor an verschiedenen Stellen seine mannigfachen Talente zur Schau stellen konnte. Bald bemüht er sich seinen Geschmack in Malerei und Skulptur, bald wieder seine Bekanntschaft mit der Naturgeschichte und gegen den Schluß der Erzählung seine Geschicklichkeit in rhetorischer Ausschmückung an den Tag zu legen. Sein Hauptvorzug besteht in den Beschreibungen und wenn auch in diesen eine zu große Ueberfülle herrscht, so sind sie doch im Allgemeinen schön zu nennen, da die Gegenstände nicht nur gut gewählt, sondern auch so geschildert sind, daß sie in der Phantasie des Lesers ein deutliches und lebendiges Bild erzeugen. Als Beispiel möge seine Beschreibung eines Gartens (B. 1. C. 15.) und eines Seesturmes und Schiffbruches (C. 3, 2. 3. 4.) dienen. Auch verdient seine Schilderung des Gemäldes der Europa (1, 1.), der Andromeda (3, 7.) und des Prometheus (3, 8.) angeführt zu werden. Ja man kann sagen, daß seine Bemerkungen über diese Gemälde auf den vorgerückten Stand der Kunst zu der Zeit, da Tatius schrieb, oder doch wenigstens auf die Achtung, die sie genoß, schließen laßen und Kennern und Künstlern vielen Stoff zur Spekulation bieten.

Es pflegen sich nun aber Schriftsteller gern auf dem Gebiete zu ergehen, auf dem sie besonders glänzen; daher sind die Schilderungen und Beschreibungen des Tatius zahlreich und zuweilen auf recht ungereimte Weise herbeigezogen. So

beschenkt Klitophon, indem er die Vorbereitungen zur Vermählung mit einer Frau, die ihm zuwider ist, erwähnt, den Leser mit einer langen Beschreibung eines Halsbandes, das er für sie gekauft und vertieft sich in eine lange Untersuchung über den Ursprung der Purpurfärberei (2, 11.); auch bringt er ganz zur Unzeit einen ausführlichen Bericht über verschiedene zoologische Curiositäten an (2, 14.). Er scheint wirklich ein großer Freund der Naturgeschichte gewesen zu sein und giebt sehr lebendige und genaue Beschreibungen des Nilpferdes (4, 2 ff.) des Elephanten (4, 4.) und des Krokodils (4, 19.).

Die Schilderung des Entstehens und der Zunahme der Leidenschaft Klitophon's für Leukippe, ist sehr treffend. In dem Roman Heliodors befindet sich nichts der Art; denn Theagenes und Chariklea verlieben sich gleich beim ersten Anblick in einander auf das Heftigste; im Tatius bieten sich mehr die ruhelose Aufregung der Liebe und die Künste des Bewerbers dar. Dies ist auch wirklich der schönste Theil der Erzählung des Tatius, da der Autor eine sehr genaue Kenntniß des menschlichen Herzens an den Tag legt. Diese Kenntniß erhellt ebenso aus den in das ganze Werk eingestreuten Gefühlsäußerungen, wenn man auch gleich bekennen muß, daß in seinen Bemerkungen sich oft eine zu große Subtilität und übertriebene Feinheit zeigt.

Was den Stil anlangt, so übertrifft hierin Tatius nach der Meinung Huet's und anderer Kritiker [Huet pag. 57. Boden, praef. pag. 15.] Heliodor und alle andern griechischen Romanschriftsteller. Seine Sprache wird besonders gelobt wegen ihrer Präcision, Leichtigkeit und Einfachheit. Photius, der selbst ziemlich gut griechisch schrieb, und hierin ein competenteres Urtheil als irgend ein anderer Kritiker gehabt haben muß, bemerkt (cod. 87.): „Hinsichtlich der Sprache und der Composition scheint mir Tatius den Vorrang zu verdienen, denn sie ist treffend und in ihren figürlichen Ausdrücken natürlich; seine Perioden sind meist präcis, angenehm und leicht verständlich, und ergötzen durch ihre Lieblichkeit das Ohr“ [44]).

In der Charakterschilderung ist Tatius noch mangelhafter als Heliodor. — Klitophon, die Hauptperson des Romans, ist ein jämmerlich schwaches und kleinmüthiges Wesen, er läßt sich zweimal von Thersander durchprügeln, ohne irgend Widerstand zu leisten [5, 23. 8, 1.]; er hat weder Verstand, noch Muth, noch überhaupt irgend eine andere Eigenschaft als eine ungewöhnliche Treue für seine Geliebte. Diese hingegen besitzt einen viel interessanteren und sogar einen heroischen Charakter [44a]).

Wir schreiten nun weiter zur Analyse eines seiner Natur nach von den bisher erwähnten Werken verschiedenen Romanes, der zu einer Gattung gehört, die man Hirtenroman nennen kann.

Man dürfte mit vieler Wahrscheinlichkeit muthmaßen, daß Erzeugnisse dieser Art zuweilen aus dem religiösen Sinne der ersten Generationen des Menschengeschlechtes hervorgiengen und zuweilen zur Unterhaltung derselben dienten. Die heilige Schrift bietet hinlängliche Beweise, daß diese Dichtart unter den Völkern des Ostens in den frühesten Zeiten gepflegt wurde. Bilder des ländlichen Lebens findet man überall im alten Testament und besonders das Hohelied giebt eine liebliche Schilderung der Reize des Landlebens sowohl, als der Empfindungen des Herzens, und der anmuthigsten Scenerie der Natur. Nicht wenige Stellen des Theokrit haben eine auffallende Aehnlichkeit mit den Schilderungen in dem heiligen Pastoralgedichte, und viele Kritiker haben angenommen, daß er die Schönheiten desselben studirt und in seine Idyllen übertragen habe. Bion und Moschus ahmten Theokrit in seiner eigenen Sprache nach und Virgil, sich mit Glück eines verschiedenen Idioms bedienend, nahm ihn zwar auch zum Vorbilde, wetteiferte jedoch mit ihm an Schönheiten jeder Art. Die bukolischen Gedichte des römischen Dichters scheinen durch ihre Vollkommenheit alle andern Versuche dieser Dichtart gehindert zu haben; denn wenn wir die schwachen Erzeugnisse des Calpurnius und seines Zeitgenossen Nemesianus, die im dritten Jahrhundert lebten, etwa ausnehmen, so ist meines Wissens auf dem Gebiete der Hirtenpoesie bis zur Wiederbelebung der Wissenschaften nichts mehr geschaffen worden.

In diesem Zwischenraum schrieb Longus [45]), ein griechischer Sophist, der bald nach der Zeit des Achilles Tatius gelebt haben soll, seinen Hirtenroman „Daphnis und Chloe“ [46]), welcher das früheste und bei weitem schönste Erzeugniß dieser Dichtart ist. Indem er sich drr Schönheiten der frühern Hirtendichter bedient, verbindet er mit ihrem einfachen Stile und ihren reizenden Naturschilderungen auch noch eine Erzählung,

die ein hohes Interesse erregt, und deren Hauptinhalt folgender ist.

In der Nachbarschaft von Mitylene, der Hauptstadt von Lesbos, bemerkt Lamon, ein Ziegenhirte, indem er eines Tages seine Heerde weidet, ein neugebornes Kind, das mit überraschender Fertigkeit an den Zitzen einer seiner Ziegen saugt. Er trägt das Kind nach Hause und überreicht es seiner Frau Myrtale nebst einem Purpurmantel, in welchen der Knabe gehüllt war und ein kleines Schwert mit einem Griffe aus Elfenbein, das neben ihm gelegen hatte. Da Lamon selbst keine Kinder hat, so beschließt er den Findling aufzuziehen, und giebt ihm den Hirtennamen Daphnis [B. 1. C. 1.].

Ungefähr zwei Jahre nach diesem Vorfalle findet der alte Dryas, ein Hirt der Nachbarschaft, in der Grotte der Nymphen, von der die Erzählung eine treffliche Beschreibung giebt, ein neugebornes Mädchen, das von einer seiner Schafmütter gesäugt wird. Dryas trägt das Kind in seine Hütte, giebt ihm den Namen Chloe und erweist demselben so viel Zärtlichkeit und Liebe, als wäre es seine eigene Tochter [C. 2.].

Nachdem nun Daphnis das Alter von fünfzehn und Chloe das von dreizehn Jahren erreicht hat, bieten sich dem Lamon und Dryas, den Pflegeeltern derselben, in ein und derselben Nacht entsprechende Traumgesichte dar. Die Nymphen der Grotte, in welcher Chloe war gefunden worden, erscheinen nämlich jedem dieser zwei alten Hirten und überliefern Daphnis und Chloe einem geflügelten Knaben, der Bogen und Pfeile führt und befiehlt, daß Daphnis Ziegen und Chloe Schafe weiden soll. Dies geschieht denn auch und sie haben noch nicht lange ihrer neuen Beschäftigung obgelegen, der sie sich mit um so größerer Sorgfalt für ihre Heerde hingeben, da sie die Umstände ihrer frühesten Kindheit in Erfahrung gebracht, als der Zufall sie auf einem Weideplatze zusammenführt [C. 3.]. Es war gerade, sagt die Erzählung, der Anfang des Frühlings und alle Arten Blumen sproßten in den Wäldern, Fluren und Bergen empor. Die Heerden sprangen spielend umher, die Lämmer hüpften auf den Hügeln, die Bienen summten in den Wäldern und die Vögel füllten die Haine mit ihren Gesängen. Daphnis treibt die zerstreuten Schafe der Chloe zusammen und Chloe scheucht die Ziegen des Daphnis von den Felsen. Sie machen zusammen Hirtenpfeifen und theilen ihre Milch und ihren Wein; ihre Jugend, ihre Schönheit, die Jahreszeit, alles trägt dazu bei ihnen eine gegenseitige Leidenschaft einzuflößen [C. 4.] und endlich bekommt Daphnis, der eines Tages einen Nebenbuhler im Wettstreit über ihre beiderseitige Schönheit besiegt, von Chloe als festgesetzten Preis einen Kuß, der zur ersten Nahrung der Liebesflamme wird [C. 6.] [47].

Chloe hat nämlich noch einen andern Bewunderer, den Kuhhirten Dorko [C. 6.], der vergeblich bei ihrem Pflegevater Dryas um sie angehalten hat [C. 8.] und daher beschließt, sie mit Gewalt zu entführen. Zu diesem Behufe verkleidet er sich als Wolf und versteckt sich in einem Gebüsch in der Nähe des Ortes, wo Chloe ihre Heerde zu weiden pflegt. In dieser Tracht wird er von den Hunden, die mit unerwarteter Lebendigkeit auf den Scherz eingehen, entdeckt und angegriffen, durch die rechtzeitige Ankunft des Daphnis jedoch aus den Zähnen der Hunde errettet [C. 9.]. Diese List des Dorko ist späterhin in Hirtengedichten mit besonderer Vorliebe nachgeahmt worden. So verkleidet Dorinda sich im Pastor fido (Act. IV. Sc. 2.) gleichfalls als Wolf und der Troubadour Peire Vidal gerieth in Folge eines ähnlichen Experimentes in die Gewalt der Hunde [48].

Der Frühling geht zu Ende, der Sommer strahlt in aller Pracht und die Natur blüht aufs Herrlichste; die Bäume sind mit Früchten beladen, die Felder mit Saaten bedeckt und die Wälder von Musik erfüllt; das liebliche Zirpen der Cicade, der Duft des reifenden Obstes, das Blöken der Lämmer — alles trägt dazu bei hohe Wonne einzuflößen. Die rasch hingleitenden Ströme scheinen den Gesängen der Hirten als Begleitung zu dienen und die Lüftchen, die zwischen den Fichten leise rauschen, das Tönen der Flöte nachzuahmen [C. 11.].

Im Anfange des Herbstes landen tyrische Piraten auf der Insel, rauben die Rinderheerde des Dorko und führen Daphnis, der sorglos am Ufer hinzieht, mit Gewalt fort. Chloe, die ihn vom Schiff aus um Hülfe rufen hört, fliegt zu Dorko um diese bei ihm zu suchen, findet ihn jedoch an den Wunden verscheidend, welche die Seeräuber ihm beigebracht [C. 14.]. Vor seinem Tode giebt er ihr eine Pfeife, auf welcher sie, nachdem er die Augen geschlossen, seiner Anweisung gemäß eine gewisse Melodie spielt (wahrscheinlich einen Kuhreigen), worauf die Rinder in dem ty-

rischen Schiffe, sobald sie die Töne vernehmen, alle über Bord springen und das Schiff umstürzen. Die Räuber, welche mit schwerer Rüstung belastet sind, ertrinken, Daphnis aber schwimmt wohlbehalten ans Ufer [C. 15. 16.].

Hier schließt das erste Buch. — Im zweiten erzählt der Autor ferner, daß während des Herbstes Daphnis und Chloe mit den Arbeiten oder vielmehr Ergötzungen der Weinlese beschäftigt waren [49]) [C. 1.]. Nachdem nun die Trauben waren eingesammelt und gekeltert und der neue Wein in Fässer gegossen worden, kehren sie zu ihren Heerden zurück [C. 2.] und werden eines Tages von einem bejahrten Manne Namens Philetas angeredet, welcher ihnen eine lange Erzählung mittheilt, wie er nämlich Eros in einem Garten gesehen und dafür hielte, daß Daphnis und Chloe sich dem Dienste desselben weihen sollten [C. 3.]. Natürlich fragen die Liebenden wer Eros sei; denn obgleich seinen Einfluß fühlend, kannten sie doch noch nicht seinen Namen. Philetas beschreibt nun die Macht und Attribute desselben und weist sie auch auf das Heilmittel der Schmerzen hin, welche er verursacht [C. 4.] [50]).

Die Lehren, welche dieser würdige Greis den Liebenden ertheilt, sind zwar hinlänglich deutlich, dennoch scheinen letztere nur geringe Fortschritte gemacht zu haben. Diese werden auch übrigens einmal durch die Ankunft einiger Jünglinge von Methymne unterbrochen [C. 8.], welche nämlich in der Nähe desjenigen Theiles der Insel, wo Daphnis seine Heerde weidet, landen, um während der Weinlese sich der Jagdvergnügungen zu erfreuen. Die Weidenruthen jedoch, mit denen diese Jäger ihr Schiff an das Ufer befestigt hatten, werden von einigen Ziegen durchgefressen und das Fahrzeug von der Fluth und dem Landwinde fortgetrieben. Die Herren desselben begeben sich tiefer ins Land um den Besitzer jener Ziegen aufzusuchen, und da sie ihn nicht finden, ergreifen sie statt seiner den Daphnis und peitschen ihn sehr heftig, bis andere Hirten ihm zu Hilfe kommen. Philetas wird hierauf zum Schiedsrichter zwischen Daphnis und den Methymnäern erwählt [C. 9.]; letztere jedoch weigern sich, seine Entscheidung, die ihnen ungünstig ausfällt, anzuerkennen und werden daher fortgejagt [C. 12.]. Indeß kehren sie den darauf folgenden Tag wieder und führen Chloe nebst einer großen Menge Beute mit Gewalt fort [C. 13. 14.]. Nachdem sie an einem sichern Orte, der auf dem Wege ihrer Seereise liegt, gelandet, bringen sie die Nacht in Schmausereien [C. 18.] hin, werden aber bei Tagesanbruch durch die unerwartete Erscheinung des Pan erschreckt [C. 19.], der ihnen droht, sie müßten, ehe sie an ihr Ziel gelangten, sämmtlich ertrinken, wenn sie nicht die Chloe in Freiheit setzten [C. 20.]. In Folge dieser gewichtigen Fürsprache erhält Chloe Erlaubniß nach Hause zurückzukehren und wird so den Armen des Daphnis wiedergegeben. Die dankbaren Liebenden singen hierauf den Nymphen Hymnen, opfern den andern Tag dem Pan und hängen neben seiner Bildsäule ein Ziegenfell an eine Fichte [C. 22.]. Das Fest, das auf diese Ceremonie folgt, versammelt alle bejahrten Hirten der Nachbarschaft, welche die Abenteuer ihrer Jugend erzählen und den Tanz ihrer Kinder mit ihren Flöten begleiten [C. 23 ff.].

Das dritte Buch beginnt mit der Annäherung des Winters, und der Beschreibung nach, welche in dem Romane von dieser Jahreszeit gegeben wird, möchte man glauben, daß zur Zeit der Abfassung desselben das Lesbische Klima kälter war, als neuere Reisende es schildern. Wir hören nämlich, daß bereits im Anfange des Winters ein plötzlicher Schneefall alle Heerstraßen unwegsam macht, daß die Landleute auf ihre Hütten beschränkt sind und der Erdboden nirgends sichtbar ist, außer an den Ufern der Flüsse und am Rande der Quellen. Niemand führt seine Heerde zur Weide, sondern bei hellloderndem Feuer drehen Einige Stricke zu Netzen, Andre flechten Ziegenhaare und noch Andre Vogelnetze; die Schweine werden in den Koben mit Eicheln, die Schafe in den Hürden mit Blättern und die Rinder in den Ställen mit Spreu gefüttert.

Die Strenge dieser Jahreszeit hindert die Liebenden sich zu sehen; denn auf den Fluren können sie nicht zusammentreffen und Daphnis fürchtet Verdacht zu erwecken, wenn er den Gegenstand seiner Leidenschaft in der Hütte des Dryas aufsucht [C. 2.]. Jedoch wagt er es sich derselben zu nähern, als wolle er in der Nachbarschaft Vogelnetze aufstellen [C. 3.]. Indem er sich nun hiermit beschäftigt, wartet er lange vergebens, ohne daß irgend Jemand aus dem Hause tritt [C. 4.]. Endlich als er unverrichteter Dinge wieder zurückkehren will, erscheint Dryas, seinen Hund verfolgend, welcher mit dem Mittagsgericht der ganzen Familie davongelaufen ist. Er er-

blickt Daphnis mit dem Ergebniß seines Vogelfanges und ladet ihn daher ein, in die Hütte zu treten, indem er dabei stark sein Absehen auf die Vögel hat. Letztere werden nun zum Abendbrote zubereitet, die Becher wieder gefüllt, das Feuer frisch angeschürt und Daphnis aufgefordert, auch den folgenden Tag da zu bleiben, um bei einem Opfer, das dem Bacchus dargebracht werden soll, gegenwärtig zu sein [C. 5.]. Er nimmt die Einladung an und genießt so noch einige Zeit die Gesellschaft der Chloe. Endlich scheiden die Liebenden, indem sie um Rückkehr des Frühlings flehen; während des Winters jedoch besucht Daphnis nun häufiger die Behausung des Dryas [C. 7.].

Sobald der Frühling erscheint, sind Daphnis und Chloe die ersten, welche ihre Heerden auf die Weide führen [C. 8.]. Ihre Glut wird bei ihrem erneuten Zusammentreffen auf den Fluren durch die lange Abwesenheit und die Jahreszeit noch mehr erhöht, jedoch ihre Herzen bleiben unschuldig, eine Reinheit, welche der Autor noch immer nicht der Tugend, sondern der Unwissenheit zuschreibt [C. 9.].

Nun aber hatte Chromis, ein in der Umgegend wohnender schon bejahrter Mann, eine junge Frau Namens Lycänium geheirathet. Diese verliebt sich in Daphnis, und da sie von der Verlegenheit, in welcher dieser sich hinsichtlich Chloe's befindet, Kenntniß erhält, so beschließt sie zu gleicher Zeit ihrer eigenen Leidenschaft Genüge zu leisten und Daphnis von seiner Unwissenheit zu befreien [C. 10. 11.]. Daphnis nimmt jedoch noch immer Anstand mit Chloe den von Lycänium erhaltenen Unterricht zu üben und der Leser wird wiederum durch die Wiederholung von Präludien ermüdet, für die er nicht länger eine Entschuldigung finden kann [C. 13ff.].

In dem *vierten* Buche vernehmen wir, daß gegen Ende des Sommers ein Diener des Herren, welchem die Grundstücke angehören, auf denen die Pflegeeltern des Daphnis und der Chloe ihre Heerden weiden, von Mitylene anlangt und dem Lamon die Nachricht bringt, daß sein Gebieter beim Anfang der Weinlese auf das Land zu kommen beabsichtige.

Lamon bereitet mit vieler Emsigkeit alles zu seinem Empfange vor, verwendet aber ganz besondere Sorgfalt auf die Verschönerung eines bei seiner Hütte befindlichen geräumigen Gartens, dessen verschiedene Theile der Beschreibung nach so angelegt waren, daß sie alle diejenigen angenehmen Gefühle einflößen mußten, welche die Gartenkunst nur irgend hervorbringen kann. „Er war, sagt der Autor, hochgelegen, ein Stadium lang und vier Plethra breit, so daß man ihn mit einer weiten Ebene vergleichen konnte. Es befanden sich in demselben alle Arten Bäume, als Aepfel-, Birn-, Feigen-, Oliven-, Granatäpfel- und Myrthenbäume, nebst dem schlanken Weinstocke, welcher, sich um die Aepfel- und Birnbäume windend, mit ihnen an Reichthum und Schönheit der Früchte zu wetteifern schien. Auch die Bäume des Waldes, als Platanen, Pinien und Cypressen, waren nicht minder zahlreich, und um diese schlangen sich nicht Weinstöcke, sondern Epheu, dessen große reifende Blüthenbüschel den Weintrauben gleich kamen. Diese Abkömmlinge des Waldes umringten die Fruchtträger, als wären sie durch Kunst zum Schutze derselben bestimmt worden, und das Ganze war von einem leichten Gehege umgeben. Der Garten war ferner von Gängen durchkreuzt, und die Baumstämme standen von einander getrennt, die Zweige aber, von obenher in einander verflochten, bildeten eine fortlaufende Laube, so daß man auch hier die Natur für Kunst hätte halten mögen. Auch Blumenbeete waren in dem Garten zu schauen, deren Sprößlinge theils die Erde freiwillig erzeugte, theils die pflanzende Hand des Gärtners hervorbrachte; da prangten Rosen und Hyacinten sorgfältig gepflanzt und gewartet; und Veilchen und Narcissen entsproßten von selbst dem Schoße der Erde. Hier fand man Schatten im Sommer, lieblichen Blumenduft im Frühling, die Ergötzungen der Weinlese im Herbste und Früchte zu jeder Jahreszeit. Von dort auch konnte man die Fluren und weidenden Heerden, so wie die See und die darüber hineilenden Schiffe überschauen, so daß alle diese Augenweiden mit zu den Ergötzungen des Gartens gezählt werden konnten. In dem Mittelpunkte desselben befand sich ein Tempel des Bacchus nebst einem Altar; dieser war von Epheu, der Tempel selbst von Reben umschlungen und innerhalb desselben sah man die Triumphzüge und Liebeshändel des Gottes dargestellt.“ [C. 1.].

Auf diesen Garten nun hatte Daphnis besonders seine Hoffnung gesetzt, sich die Zuneigung seines Gebieters zu erwerben, und dessen Erlaubniß zu seiner Verbindung mit Chloe zu erlangen, denn es scheint, daß in Griechenland, wie noch

jetzt unter den Leibeigenen in Rußland, die Erfüllung der schönsten Wünsche des Herzens von dem Belieben eines Gebieters abhieng [C. 2.] Lampis, ein Rinderhirt, der bei Dryas um Chloe angehalten, aber eine abschlägige Antwort erhalten hatte, beschließt nun den Garten zu zerstören. Er reißt daher bei Nacht die Blumen theils mit den Wurzeln aus und tritt die übrigen mit den Füßen nieder [C. 5.]. Die Bestürzung des Lamon, der am folgenden Tage die angerichtete Verwüstung sieht, ist ungemein groß [C. 6. 7.] und gegen Abend wird sein Entsetzen noch durch das Erscheinen des Eudromus, eines der Diener seines Gebieters, erhöht, welcher die Nachricht überbringt, daß letzterer nach drei Tagen eintreffen wolle.

Astylus, der Sohn des Gutsherrn Dionysophanes, langt zuerst an und verspricht von seinem Vater Vergebung für das dem Garten zugestoßene Unheil zu erlangen. In seiner Begleitung kommt auch ein Parasit Namens Gnatho [C. 8.], der für Daphnis eine Freundschaft à la Grecque faßt, und da dies zur Kenntniß des Lamon gelangt, welcher zugleich erfährt, daß Gnatho von Astylus den Daphnis zum Geschenke verlangt und ihn auch erhalten hat [C. 14.], so sieht er sich gedrungen, dem Dionysophanes, der unterdeß angekommen ist [C. 10.], das die Kindheit des Daphnis betreffende Geheimniß zu offenbaren [C. 15.]. Zugleich zeigt er ihm die bei dem Kinde gefundenen Zieraten, durch welche Dionysophanes sogleich in Daphnis seinen Sohn erkennt [C. 17.]. Er hatte nämlich früh geheirathet und zwei Söhne und eine Tochter bekommen; da er aber ein kluger Mann und mit dieser Kinderzahl zufrieden war, so hatte er sein viertes Kind, Daphnis, ausgesetzt; ein Verfahren, das jedoch nicht ganz zweckentsprechend war, da seine Tochter und einer der Söhne bald nachher an einem und demselben Tage starben und nur Astylus am Leben blieb [C. 18.].

Der Wechsel in der äußeren Lage des Daphnis verändert jedoch seine Zuneigung für Chloe nicht. Er bittet seinen Vater um die Erlaubniß, sie zu heirathen, und dieser, von den Umständen ihrer Kindheit unterrichtet [C. 22. 23.], kehrt nach der Stadt zurück [C. 24.], ladet die angesehensten Einwohner derselben zu einem Feste ein, bei welchem die bei Chloe gefundenen Kleidungsstücke vorgelegt werden. Dies Verfahren war freilich nicht seine eigene Erfindung, sondern war ihm von den Nymphen in einem Traume eingegeben worden; denn in den Pastoralia des Longus sind, wie in den meisten übrigen griechischen Romanen, die handelnden Personen nur

tunc recta scientes, cum nil scire valent [51]).

Das Ergebniß dieser Veranstaltung entspricht der Erwartung vollkommen, denn Chloe wird von Megakles, einem der Gäste, der sich jetzt in günstiger Lage befindet, mit seinem Freunde Dionysophanes aber an väterlicher Zärtlichkeit wetteifernd, sie früher in bedrängten Umständen ausgesetzt hatte, als Tochter erkannt [C. 25. 26.]. Da nun kein weiteres Hinderniß der Verbindung der Liebenden entgegensteht, so wird dieselbe, nachdem die Familien wieder auf's Land zurückgekehrt sind [25. 26.], mit einem herrlichen Gastmahle gefeiert und während ihres übrigen Lebens führen sie ein glückliches und idyllisches Leben [C. 27.].

In verschiedenen Beziehungen ist eine Erzählung in Prosa zur Hirtendichtung geeigneter, als die Ekloge und das Drama. Erstere ist auf zu enge Grenzen beschränkt und endet, ehe ein eigentliches Interesse erweckt ist. Eine Reihe bukolischer Gedichte, wo zwei oder mehr Hirten sich in einen Wettstreit einlaßen, dessen Preis ein Stab oder eine Ziege ist, und die im besten Falle sich eine kurze Zeit hindurch über ähnliche Gegenstände auslaßen, gleicht einer Sammlung von ersten Scenen einer Anzahl Komödien, deren Anfang jedoch nur als Eingang der darauf folgenden Handlung erträglich ist. Das Drama hingegen bietet zwar ohne Zweifel eine bessere Form der Hirtendichtung als unzusammenhängende Eklogen, stimmt aber andrerseits nicht recht mit den Sitten des Landlebens und gestattet keine gehörige Beschreibung desselben. In dramatischen Ergebnissen sind es besonders heftige Leidenschaften, welche Interesse und Mitgefühl erwecken; die Empfindungen des ländlichen Lebens sollten doch aber als ruhig und leidenschaftlos geschildert werden. Daher hat Longus, indem er seine idyllische Erzählung in Prosa verfaßte, allerdings eine Form gewählt, welche alle diejenigen Schönheiten entfalten kann, die aus der Beschreibung ländlicher Sitten oder der Scenerie der Natur entspringen und, soweit die Ereignisse des Hirtenlebens es gestatten, durch eine angenehme Handlung Interesse zu erwecken so wie durch eine geschickte Abwechslung der er-

zählenden und dialogischen Formen zu ergötzen vermögen.

Longus hat auch viele von denjenigen Fehlern vermieden, in welche seine neuern Nachahmer verfallen sind und die daher diesen Zweig der Literatur in einen so übeln Ruf gebracht haben; die handelnden Personen ergeben sich bei ihm nie in den Spitzfindigkeiten affectierter Galanterie oder in abstracten Raisonnements; auch hat er seinen Roman nicht mit den langen und immer wiederkehrenden Episoden angefüllt, die in der Diana des Montemayor und der Astrea des Urfé die Aufmerksamkeit ermüden und uns für die eigentliche Erzählung gleichgültig machen. Auch schildert er nicht jenen chimärischen Zustand der Gesellschaft, in welchem die eigentlichen charakteristischen Züge des ländlichen Lebens verwischt sind, sondern sucht durch eine ächte Nachahmung der Natur und durch die Beschreibung der Sitten und ländlichen Beschäftigungen oder Spiele der Einwohner desjenigen Landes zu ergötzen, in welches der Schauplatz seiner Erzählung verlegt ist.

Huet, der das Hauptverdienst eines Romanes nur darin zu suchen scheint, daß er in der Mitte der Erzählung anfange [32]), hat, wie ich glaube, mit Unrecht bemerkt, daß es ein großer Fehler in dem Plane der Pastoralia des Longus sei, daß sie mit der Kindheit der Hauptpersonen beginnen und die Erzählung über den Zeitpunkt ihrer Vermählung hinaus fortführen [33]) Der Autor wäre vielleicht zu tadeln, hätte er sich lange bei diesen Ereignissen aufgehalten; der Roman schließt jedoch wirklich mit der Vereinigung des Daphnis und der Chloe und dem Leser wird nur mit einigen Worten zu wissen gethan, daß sie nachher ein ländliches Leben führten und einen Sohn und eine Tochter bekamen; auch ist es dem Leser, wenn er für die Personen der Erzählung ein wirkliches Interesse gefühlt hat, keineswegs unangenehm, am Schluß derselben im Allgemeinen zu hören, wie es ihnen späterhin ergangen und ob ihr Lebensglück dauerhaft war. Ich sehe gar nicht ein, ob in einem Hirtenromane selbst eine ausführlichere Beschreibung ähnlichen Glückes so widerlich gewesen wäre, wie der genannte Kritiker zu glauben scheint; eine Schilderung der Kindheit der Hauptpersonen aber ist noch weit weniger zu tadeln, selbst da nicht, wo sie noch umständlicher ausfällt, als es bei Longus geschieht.

Die Erzählung dieses Autors ist im Allgemeinen sehr schön geschrieben. Der Styl ist zwar wegen der Wiederholung derselben Ausdrucksweisen und weil er an einigen Stellen durch Wortspiele und affectierte Antithesen den Sophisten verräth, getadelt worden, doch wird er als das reinste Produkt der griechischen Sprache aus jener späten Zeit betrachtet [34]); die Schilderungen ländlicher Scenen und ländlicher Beschäftigungen sind im höchsten Grade anziehend und über die ganze Erzählung ist, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, eine gewisse Lieblichkeit und Ruhe ausgegossen, und dies kann in einem Hirtenromane wohl als die vorzüglichste Schönheit gelten, da wir uns nicht sowohl durch das Weiden der Schafe, als durch die Stille des Landes angezogen fühlen. Das Ziel, welches uns bei unsern thätigsten Beschäftigungen vorschwebt, ist doch immer die Ruhe und sogar wenn wir die Hoffnung des Glückes verlieren, werden wir doch durch die der Ruhe angezogen; daher fühlen wir uns durch die Schilderung derselben erfreut und entzückt und glauben gleichsam an dem Genusse derselben Theil zu nehmen.

In mehrfacher Beziehung ist jedoch der Roman des Longus, wenn seiner Vorzüge auch viele sind, in einem hohen Grade mangelhaft; er zeigt wenig Abwechselung, außer etwa die, welche aus den verschiedenen Jahreszeiten entspringt. Die Erzählung, wie Daphnis sich um die Gunst der Chloe bewirbt, ist ausnehmend eintönig und die Unterhaltung der Liebenden äußerst abgeschmackt. Auch die mythologischen Erzählungen sind ganz ohne Interesse und zuweilen nicht sehr glücklich angebracht [35]).

Obgleich die Moral, welche der Roman zu entwickeln strebt, im Allgemeinen nicht geradezu schlecht ist, so sind gewisse Stellen dennoch so tadelnswerth, daß fast in keinem andern Werke etwas Aehnliches anzutreffen sein möchte. Und diese Immoralität ist um so weniger zu entschuldigen, als der Autor die Absicht zu erkennen giebt, einen Zustand der vollkommensten Unschuld zu schildern [36]).

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Erzählung des Longus auf den Styl der späteren griechischen Romane, besonders der des Eustathius und Theodorus Prodromus, und auf die in denselben geschilderten Ereignisse bedeutenden Einfluß gehabt hat; die Einwirkung derselben aber auf die neueren Schöpfungen dieser Art und besonders

auf die während des sechszehnten Jahrhunderts in Italien erschienenen ist ein Gegenstand von größerer Schwierigkeit. Huet ist der Meinung, daß sie nicht nur das Vorbild der Astrea des Urfé und der Diana des Montemayor war, sondern auch zur Schöpfung des italienischen Hirtengedichtes Anlaß gab. Diese Meinung wird von Villoison bekämpft und zwar stützt er sich darauf, daß die erste Ausgabe erst im Jahre 1598 erschien und Tasso im Jahre 1595 starb. Allerdings erschien nun zwar die erste griechische Ausgabe des Longus nicht vor 1598, es existierte aber eine französische Uebersetzung von Amyot, die im Jahre 1559, und eine andere in lateinischen Versen von Gambara, die 1569 herauskam, welche Tasso wohl gesehen haben kann. Wenn nun zwar dieser von Villoison angeführte Grund nicht von großem Gewicht ist, so ist doch wahrscheinlich seine Meinung im Allgemeinen richtig, daß nämlich die Pastoralia des Longus nicht für den Ursprung der Hirtendichtung zu halten sind. Das „Sacrificio" des Agostino Beccari, welches das früheste Erzeugniß dieser Gattung der Dichtkunst war und im Jahre 1554 zu Ferrara aufgeführt wurde, erschien, ehe irgend eine Ausgabe oder Uebersetzung des Longus an's Licht trat. Auch findet nicht die mindeste Aehnlichkeit zwischen dem Stoff und den Ereignissen des Amint und denen der Pastoralia des Longus Statt, die uns etwa berechtigen könnte, Tasso's Dichtung für eine Nachahmung des griechischen Romanes zu halten.

Eine größere Aehnlichkeit ist jedoch zwischen dem letztern und den neuern dramatischen Hirtengedichten Italiens zu bemerken. Diese gründen sich sehr häufig auf die Aussetzung von Kindern, die von Pflegeeltern als Schäfer auferzogen und dann von den wirklichen Eltern vermittelst Erkennungszeichen, die man ihnen bei der Aussetzung mitgegeben, wiedererkannt werden. Auch findet zwischen der Erzählung des Longus und dem „Gentle Shepherd" eine bedeutende Aehnlichkeit Statt; der Stoff wurde Ramsay von einem seiner Freunde an die Hand gegeben, der ihn dem griechischen Romane entlehnt zu haben scheint. Auch Marmontel hat in seiner Erzählung „Annette und Lubin", die Schlichtheit und Einfalt der Liebenden des Longus zum Vorbild genommen [57]). Von allen neuern Schriftstellern hat jedoch Geßner diesen Autor am genauesten nachgeahmt. In seinen Idyllen findet sich dieselbe poetische Prosa wieder, dieselben schönen ländlichen Schilderungen und dieselbe Unschuld und Einfachheit der ländlichen Charaktere. In seiner Idylle „Daphnis", deren Schauplatz nach Griechenland verlegt ist, hat er, wie Longus, die frühzeitige und unschuldige Zuneigung eines Schäfers und einer Schäferin geschildert und sein Gemälde nur mit Ereignissen ausgeschmückt, die aus den ländlichen Beschäftigungen und dem Wechsel der Jahreszeiten hervorgehen.

Wir wollen diese Skizze mit der Bemerkung schließen, daß die Geschichte des Daphnis und der Chloe in der Person des Autors erzählt ist. Er giebt vor, daß er einst während einer Jagd auf Lesbos, in einem den Nymphen geweihten Haine, ein vorzüglich schönes Gemälde erblickt, auf welchem ausgesetzte Kinder, Liebende, die sich Treue schwören und Angriffe von Seeräubern zu sehen waren; daß er, nachdem man ihm die Gegenstände dieses Gemäldes erklärt, den Inhalt desselben niedergeschrieben und so eine Gabe für Eros, Pan und die Nymphen hervorgebracht habe, die aber auch allen Menschen willkommen, für Kranke ein Heilmittel, für Betrübte ein Trost sein, denjenigen, der die Gewalt der Liebe gefühlt, an die süßesten Genüsse derselben erinnern und die Unerfahrenen über die Natur derselben belehren würde [L. 1. prooem.].

Obgleich das Werk des Longus von seinen Zeitgenossen sehr bewundert wurde und viele darin vorkommende Ereignisse in die späteren Prosadichtungen übergiengen, so versuchte dennoch keiner der folgenden griechischen Romanschriftsteller Hirtenerzählungen zu schreiben, sondern sie wählten den Heliodor oder vielmehr den Tatius zum Vorbilde.

Chariton [58]), der früheste dieser Nachahmer, wird dem Tatius in Hinsicht des Styles, aus welchem der Sophist ziemlich deutlich hervorblickt, nachgesetzt; in der Wahrscheinlichkeit und Einfachheit der Ereignisse aber übertrifft er ihn bei Weitem, ist ihm auch in der Composition der Erzählung überlegen, da je weiter dieselbe fortschreitet, das Interesse um so mehr steigt und das Schicksal der handelnden Personen dem Leser bis zum Schlusse sorgfältig verborgen wird; auch ist sie nicht mit den Episoden und ausgedehnten Beschreibungen überladen, welche den Roman des Tatius anfüllen. Der Autor trägt auch größere Sorgfalt als seine Vorgänger, der Wahr-

scheinlichkeit nicht zu nahe zu treten und einen Schein historischer Treue zu bewahren.

Ein bedeutender Theil des Anfanges der Erzählung [59]) des Chariton ist verloren gegangen, und das erste Ereigniß, mit dem sie nun beginnt, ist die Heirath des Helden und seiner Geliebten [1, 1.]. Die andern Bewerber der Kalirrhoe voll Wuth uber den Chäreas gegebenen Vorzug, finden jedoch Mittel, ihm Verdacht gegen seine Frau einzuflößen, und in einem Anfalle von Eifersucht giebt er ihr einen so heftigen Fußtritt, daß sie in Ohnmacht sinkt und für todt gehalten wird [1, 5.]. Dieser Vorfall ist so schlecht erfunden, wie fast kein anderer in irgend einem andern griechischen Romane. Er läßt einen so widerlichen Eindruck von der Rohheit der Hauptperson zurück, daß wir mit demselben, troß all' seines spätern Kummers und eifrigen Suchens nach Kalirrhoe, nicht wieder ausgesöhnt werden; unser Widerwille wäre vielleicht nicht so stark, hätte der Autor ihn einen Dolch oder Gift brauchen laßen.

Kalirrhoe wird, da man sie für todt hält, mit einer großen Menge Kostbarkeiten begraben [1,6.], denn es war in Griechenland Sitte dergleichen Dinge, deren Werth sich nach dem Range des Verstorbenen richtete, dem letztern mit in's Grab zu geben.

Strabo [B. 8. K. 6. S. 216. ed. Tauchn.] erzählt, daß die Kolonisten, welche Cäsar nach Korinth sandte, kein Grab undurchsucht ließen (οὐδένα τάφον ἀσκευώρητον), eine Notiz [60]), die das wirkliche Vorhandensein derjenigen Art von Räuberei beweist, welche in diesem und so vielen andern griechischen Romanen zu den hauptsächlichsten Ereignissen gehört. Kalirrhoe kommt bald nach ihrer Beisetzung wieder zu sich [1, 8.] und in diesem kritischen Augenblick erbricht Theron, ein Seeräuber, welcher den mitbegrabenen Schatz wahrgenommen [1, 7.], die Gruft, die sich in der Nähe des Seestrandes befindet, mit Gewalt [1, 9.] und geht mit der Beute und Kalirrhoe unter Segel [1, 11.]. In Milet verkauft er letztere dem Dionysius, einem vornehmen Jonier [2, 1.], der sich bald in seine Sklavin verliebt [2, 3.]. — Chariton ist der erste Romanschriftsteller, der einen interessanten Männercharakter eingeführt hat. Er schildert den Dionysius als edel, gelehrt, tapfer und zärtlich [2, 4.], und auch in seiner Zuneigung zu Kalirrhoe ist nichts Unziemendes, da sie ihn nur von ihrer edeln Geburt, nicht aber davon in Kenntniß setzt, daß sie das Weib eines Anderen sei [2, 5.]. Er zeigt in seiner Bewerbung um ihre Gunst allen möglichen Zartsinn und thut ihren Neigungen auf keine Weise Gewalt an. Kalirrhoe, die bereits einen Gatten besitzt, fühlt nun zwar einige Skrupel noch einen zweiten zu nehmen, willigt jedoch endlich darein, sich mit ihm zu verbinden, um so dem Kinde, mit dem sie sich schwanger fühlt, wenigstens einen nominellen Vater zu geben [2, 11.].

Der nun folgende Theil der Erzählung handelt von den Versuchen des Satrapen von Karien, Mithridates, sich in den Besitz der Kalirrhoe zu setzen [4. 3 ff.], für die er eine heftige Leidenschaft gefaßt hatte [4, 1.], — von der Nachforschung des Chäreas nach seiner Gattin [3, 5.], nachdem er entdeckt, daß sie unschuldig [1, 5.] und noch am Leben ist [3, 4.], — von seiner Ankunft in Asien [3, 6.] und seinen Bemühungen, um sie von Dionysius zurück zu erlangen [4, 4 ff.].

Endlich werden die streitenden Parteien nach Babylon gefordert, um vor Artaxerxes ihre Sache auszumachen [4, 6.]. Mithridates und Chäreas erscheinen zuerst [5, 2.] und nachher kommt Dionysius in Begleitung der Kalirrhoe an [5, 3.]. Im ganzen Romane findet sich nirgends etwas so Unnatürliches, als die Erzählung von den außerordentlichen Wirkungen, welche die Schönheit der Kalirrhoe auf die Einwohner Babylons und der von ihr durchreisten Gegenden hervorbringt; die Schmeichelei aber, die, wie anzunehmen, von den Satrapen und Eunuchen, einem orientalischen Despoten erwiesen wird, berührt der Verfasser auf sehr treffende Weise [6, 3.], so wie auch das Zusammentreffen des Chäreas und der Kalirrhoe in dem königlichen Palaste, während die Sache noch unentschieden ist [5, 8.], von einer glücklichen Erfindungsgabe zeugt. Da Artaxerxes, wie leicht zu erwarten, sich in den Gegenstand des Streites verliebt [6, 1.], so schiebt er die Entscheidung desselben auf, um ihren Aufenthalt in Babylon zu verlängern [6, 2.]. Inzwischen langt die Nachricht von einem Aufstande der Aegypter und ihrem Einfalle in Syrien bei dem Könige an [6, 8.]. Dieser begiebt sich in Begleitung des Dionysius auf den Marsch gegen die Empörer und nimmt, der persischen Sitte gemäß, die Frauen seines Hofes, zu denen Kalirrhoe jetzt bereits gezählt wird, mit sich ins Feld [6, 9.]. Da sie aber den Marsch erschweren, so werden sie in

Arado, einer nicht weit vom Festlande entfernten Insel, zurückgelaßen [7, 4.]. Chäreas voll Zorn über ein falsches Gerücht, als ob der König Kalirrhoe dem Dionysius zugesprochen [7, 1.], schließt sich den Aegyptern an [7, 2.], erobert Tyrus durch List [7, 4.], und wird in Betracht seiner kriegerischen Talente, zum Befehlshaber der Flotte ernannt [7, 5.]. Nachdem er bald darauf in einer großen Schlacht in der Nähe von Arado die persische Flotte vernichtet hat, bemächtigt er sich der Insel [7, 6.] und kommt wieder in den Besitz der Kalirrhoe [8, 1.]. Im Laufe der Nacht desjenigen Tages, welcher der Liebe und dem Ruhm des Chäreas so günstig gewesen, langt in Arado ein Bote an mit der Nachricht von der gänzlichen Niederlage des ägyptischen Heeres [8, 2.], welche besonders durch die Geschicklichkeit und Tapferkeit des Dionysius bewerkstelligt worden war [7, 5.]. An Letztern schreibt Kalirrhoe einen sehr schönen Brief [8, 4.] und kehrt mit Chäreas nach Syrakus zurück [8, 6.]. —

Um die Zeit des Chariton lebten drei Schriftsteller, welche sämmtlich Xenophon [61]) hießen und von denen jeder einen Roman schrieb. Man unterschied sie durch die Beinamen Antiochenus, Cyprius und Ephesius. Ersterer nannte sein Werk, Jamblichus nachahmend, Babylonica [62]); der zweite gab dem seinigen, welches sich auf die Liebesgeschichte des Kinyras, der Myrrha und des Adonis bezieht, den Titel Cypriaca.

Die Ephesiaca [63]), die allein auf uns gekommen sind, bestehen aus fünf [64]) Büchern und erzählen die Liebesgeschichte des Habrokomas und der Anthia. Die Ereignisse derselben sind denen in den vorhergehenden Romanen sehr ähnlich. Der Held und seine Schöne verlieben sich in einander im Tempel der Diana [B. 1. C. 2. 3.]; sie heirathen sich schon in dem ersten Kapitel, werden aber in Gemäßheit eines Orakels des Apollo [1, 6.] von ihren Eltern gezwungen, sich auf Reisen zu begeben [1, 7. 10.], und haben nun während derselben die herkömmlichen Abenteuer mit Land- und Seeräubern zu bestehen. So geschieht es denn, daß Anthia, durch eine Reihe schwerer Unglücksfälle von ihrem Gatten getrennt [2, 6ff.], in die Gewalt jener Räuberbande fällt [2, 11.], aus welcher sie von einem vornehmen jungen Manne Namens Perilaus befreit wird, welcher sich denn auch in sie verliebt. Anthia stellt sich aus Furcht vor Gewalt, als wolle sie sich mit ihm verbinden [2, 13.], nimmt aber zu der dazu bestimmten Stunde einen Schlaftrunk [3, 6.], welchen sie sich von einem Arzte, einem Freund des Perilaus verschafft, indem sie ihm ihre Geschichte anvertraut und von demselben statt des verlangten Giftes, ohne ihr Wißen, jenen Trank erhalten hat [3, 5.]. Ihr Tod wird auf das Bitterlichste bejammert und sie selbst mit großer Pracht in einer Gruft beigesetzt [3, 7.]. Dort erwacht sie bald nachher aus ihrem Schlafe, worauf das Grabgewölbe von Seeräubern wegen der darin verborgenen Kostbarkeiten geplündert wird [3, 8.].

Douce hat in seinen „Illustrations of Shakespeare" auf die Aehnlichkeit zwischen diesem Abenteuer und dem Hauptereigniß in Romeo und Julia hingewiesen. Zwar räumt er ein, daß zur Zeit, da Luigi da Porto die Novelle schrieb, welche muthmaßlich dem Dichter als Grundlage seiner Tragödie diente, die Ephesiaca noch nicht herausgegeben waren, jedoch hält er es für sehr wahrscheinlich, daß Luigi das griechische Manuscript in Händen hatte [65]).

Von Anfang bis zu Ende hält der Verfaßer der Ephesiaca es für unumgänglich nothwendig, daß jede Frau, welche den Helden des Romanes sieht, sich in denselben verliebe, und daß das nämliche hinsichtlich der Anthia von Seiten aller Männer stattfinde. Auch ist die Erzählung äußerst verwickelt und eine oben in Bezug auf Heliodor gemachte Bemerkung, daß die Glückswechsel in seinem Romane zu zahlreich und einander zu ähnlich sind, findet mit doppelter Wahrheit auch auf Xenophon Anwendung. Jedoch haben ihm die Kritiker wegen der Eleganz seines Styles, der dem des Longus sehr ähnlich und, nach der Meinung des Politianus [s. Anm. 64.], so lieblich, wie der seines berühmten Namensvetters sein soll, hohes Lob zu Theil werden laßen (Sic utique Xenophon scribit, non quidem Atheniensis ille, sed alter eo *non insuavior* Ephesius.) [66]).

Nach der Zeit, in welcher Chariton und Xenophon muthmaßlich gelebt haben, vergiengen mehr als drei Jahrhunderte, ohne daß irgend ein nennenswerthes Erzeugniß der Prosadichtung erschienen wäre. Der erste Roman, der zu Ende dieses langen Zeitraumes ans Licht trat, war von einer ganz verschiedenen Beschaffenheit, als die demselben vorangegangenen. Die Liebe, welche er athmet, ist von keiner irdischen, sondern von himmlischer Natur und die Ergüße desselben be-

stehen nicht aus Abenteuern von Helden, sondern aus den Leiden von Märtyrern [67]).

In den Zeiten, welche auf die ersten Jahrhunderte des Christenthumes folgten, scheint der Geist der neuen Religion von vielen ihrer eifrigsten Diener nur unvollkommen verstanden worden zu sein, und der leidenschaftlosen Untersuchung der neueren Zeit erst verdanken wir die Wiederherstellung ihrer ursprünglichen Einfachheit und Reinheit.

So wie die erste Entstellung der Lehren des Christenthumes von den Gnostikern herrührte, ebenso förderten die Therapeuten und andere ähnliche Sekten den der Ausübung ächter Religion so verderblichen Lehrbegriff zu Tage, daß die Verschmähung der zeitlichen Gaben des Schöpfers die beste Berechtigung auf unermeßliche Seligkeit in jener Welt verleihe.

In der Absicht nun, den Gefallen an asketischer Einsamkeit zu befördern, scheint der h. Johannes von Damaskus [68]) sein Leben des Barlaam und Josaphat [69]) geschrieben zu haben. Er giebt dabei vor, daß die Ereignisse desselben von einigen Aethiopiern, die man gewöhnlich Indier nannte, aus Schriften von unverdächtiger Glaubwürdigkeit übersetzt und ihm mitgetheilt worden wären.

Man behauptet, und zwar mit einiger Wahrscheinlichkeit, daß diese Geschichte, welche für das Vorbild unserer geistlichen Romane gehalten wird, sich auf wirkliche Vorfälle gründe, wenn gleich die prophetische Orthodoxie des Johannes Damascenus theologische Erörterungen eingemischt hat, die erst mehrere Jahrhunderte nach der Aera seiner Heiligen die Welt mit Zänkereien erfüllten.

Für ein weltlich gesinntes Gemüth ist die Erzählung leer von Interesse. Märtyrer und Zauberer, theologische Streitigkeiten und Triumphe über den Unglauben beschäftigen abwechselnd den Autor, während der Teufel und seine Helfer jede Gelegenheit ablauern, um die unvorsichtigen Neophyten in ihre Schlingen zu locken.

Der Styl des Werkes ist nach dem der heiligen Schrift gebildet, und nicht ganz ohne Grund hat man den Ursprung des geistlichen Romanes in den apokryphischen Büchern derselben aufzufinden geglaubt. Die langen Reden des Barlaam sind voll parabolischer Anspielungen, voll schöner und scharfsinniger Gleichnisse. Es ist wirklich überraschend, daß in einem Werke von solcher Ausdehnung und Beschaffenheit der Autor es so gut verstanden hat, den Dialog in dem Maße zu beleben und so wenig ermüdend zu machen, als es geschehen ist.

Als die christliche Religion sich in Aegypten auszubreiten angefangen und der Ruf der Heiligkeit ihrer Lehren sogar bis nach Indien drang, woselbst viele Bekenner derselben, ihre zeitliche Habe verlaßend, sich gänzlich der Einsamkeit und Verehrung Gottes widmeten, herrschte in Osten ein gewisser König Namens Abenner. Dieser Monarch war ausgezeichnet durch die Zierlichkeit seiner Gestalt und seinen Kriegesruhm, verdunkelte jedoch seine glänzenden Eigenschaften durch abergläubische Anhänglichkeit an seine Götzen. Was er auch unternahm, gedieh unter seinen Händen, und nur der Mangel an Nachkommenschaft allein schien ihn daran zu erinnern, wie unzulänglich seine Macht wäre, ihm ein dauerndes Glück zu sichern.

In der Mitte seiner übrigen kriegerischen Erfolge wurde Abenner gleichwohl durch die Schaaren von Einsiedlern und andere Christen sehr belästigt, die durch ihren Eifer im Predigen viele der Vornehmsten des Landes der Anbetung der Götzen abwendig machten. Wüthend über diesen Abfall und unbekannt mit der Wahrheit der ausgestreuten Lehren, gebot der König eine heftige Verfolgung Aller, die sich zu der neuen Religion bekannten. Viele von dem großen Haufen der Neubekehrten, wankten nun zwar in ihrem Glauben, die Anhänger der asketischen Lebensweise jedoch fanden eine herrliche Gelegenheit, durch Erduldung des Märtyrthums ihren Eifer zu zeigen [C. 1.]. Ein vornehmer Satrap sogar, nicht abgeschreckt durch die Leiden der Christen, ergreift diese Veranlaßung, seine Bekehrung offen zu bekennen, und bemüht sich in einer wohlgesetzten Rede selbst den König zu verführen. Der Monarch entläßt ihn jedoch mit seltener Nachsicht, ohne ihm die Krone des Märtyrthums zu verleihen, verschärft aber, zum Beweise der Wirkungslosigkeit seines Predigens, die Strenge der Verfolgung und erweist den Anhängern des Götzendienstes neue Ehrenbezeugungen [C. 2.].

Nach diesem unlöblichen Betragen wird dem Abenner ein Sohn von ungewöhnlicher Schönheit geboren. Ueber diese Erfüllung seines heißesten Wunsches im höchsten Grade erfreut, veranstaltet er eine große Festlichkeit und beruft zu derselben fünfzig der ausgezeichnetsten Sterndeu-

f. f. t. Kuhn, Barlaam u. Josaphat München 1893 [illegible]

ter. Diese weisen Männer nun verkündigen, daß der junge Prinz alle seine Vorfahren an Reichthum, Macht und Ruhm übertreffen würde. Nur Daniel [70]) ist der einzige unter ihnen, der auch seinen glühenden Eifer für die christliche Religion vorhersagt und zugleich erklärt, daß der ihm bestimmte Ruhm in einer anderen und besseren Welt für ihn aufbewahrt würde.

Der König, über diese Weissagung bestürzt, sinnt auf menschliche Mittel die Erfüllung derselben zu hindern. Zu diesem Behufe baut er einen prächtigen Palast, in welchem sein Sohn erzogen werden soll, indem er zugleich Sorge dafür trägt, daß derselbe nur von Lehrern und Dienern von dem gesundesten und schönsten Aussehen umgeben sei und auf diese Weise kein Symptom von Tod, Krankheit, Armuth oder sonst irgend etwas, das den Prinzen unangenehm berühren könnte, demselben vor Augen käme.

Nachdem nun Abenner diese zur Erziehung eines jungen Königssohnes so wohlgetroffenen Veranstaltungen ins Werk gerichtet und vernommen hat, daß einige von den Einsiedlern noch immer nicht getödtet sind, erneut er die Verfolgung [C. 3.] und verleiht zweien derselben die Krone des Märtyrthums, nach der sie auch wirklich gestrebt zu haben scheinen [C. 4.].

Unterdessen wächst Prinz Josaphat heran, und da er großen Scharfsinn und ungewöhnliche Lernbegierde besitzt, so macht er seinen Lehrern sehr viel Unruhe, da er sie oft durch seine Fragen in Verlegenheit setzt.

Ungeachtet aller Bemühungen des Königs, um jedes Schmerz erweckende Gefühl von seinem Sohne entfernt zu halten, martert und quält diesen dennoch Langeweile in seiner Einsamkeit und das Verlangen, die Ursache derselben kennen zu lernen.

Nachdem er also einen seiner Diener überredet, ihm die Vorhersagung des Sterndeuters mitzutheilen, erhält er von dem Könige die Erlaubniß, seinen kerkergleichen Palast zu verlassen, indem seine Begleiter angewiesen werden, ihn, wohin er auch immer gienge, mit allen nur denkbaren Ergötzungen zu umringen. Trotz der Wachsamkeit der ihn Umgebenden jedoch, die alle das Auge unangenehm berührenden Gegenstände von ihm entfernt halten, wirft er eines Tages einen Blick auf einen Aussätzigen, und bald nachher tritt ihm ein Greis auf der äußersten Stufe der Abgelebtheit vor das Gesicht, wodurch er denn nach und nach Vorstellungen von Krankheit und Tod erlangt [C. 5.].

Um diese Zeit kam zu Barlaam, einem gottesfürchtigen Einsiedler, der sich in der Wüste Sennaar aufhielt, das Wort Gottes, und trieb ihn an, die Bekehrung des Josaphat zu versuchen. Nachdem er sich mit weltlicher Kleidung angethan, reiste er in der Tracht eines Kaufmannes nach Indien, bis er zu der Residenz des jungen Prinzen gelangte. Hier gewann er das Zutrauen desjenigen Dieners, welcher Josaphat von der Weissagung des Sterndeuters in Kenntniß gesetzt hatte. Er theilt diesem mit, daß er wünsche dem Prinzen einen Edelstein zu schenken, der einen hohen Werth und viele verborgene Kräfte besäße. Unter diesem Bilde eines irdischen Juwels schildert er aber die Schönheiten des Evangeliums und der Prinz befiehlt, sobald er die Gegenwart des Kaufmannes vernommen, daß er sogleich herbeigeführt werde [C. 6.]. Nachdem Barlaam auf diese Weise Zutritt erlangt hat, eröffnet er seine religiösen Belehrungen mit einer kurzen Darstellung der biblischen Geschichte von dem Falle Adams bis zur Auferstehung Christi und, sobald er auf diese Weise die Wißbegier des Josaphat gereizt, welcher schon zu vermuthen beginnt, daß dies der Juwel des Kaufmannes sei [C. 7. 8.], fängt er an, ihm nach und nach alle Mysterien und Glaubenspunkte des Christenthumes zu entwickeln.

Das Sakrament der Taufe [C. 8.] und des Abendmahles unter beiderlei Gestalt [C. 19.], die Lehre von dem Glauben und den Werken [C. 8. 9.] nebst all' den mannigfachen Gegenständen, welche diese Dinge in sich fassen, werden der Reihe nach dargelegt und erklärt. Josaphat stimmt blindlings und unbedingt den Lehren Barlaams bei und erhält eine genaue Kenntniß all' der streitigen Punkte, welche die Kirche zu jener Zeit in Athem erhielten.

Die Entwickelung der Vortheile der Zurückgezogenheit und Einsamkeit, welche das Gemüth auf so wirksame Weise von dieser Welt abziehen, nebst einer warmen Lobrede auf diese Art von Märtyrthum [C. 12.], bahnt für Barlaam den Weg, die irdische Tracht eines Kaufmannes abwerfen und vor seinem Zögling in all der Herrlichkeit geistiger Reinheit erscheinen zu können. Ein altes Ziegenfell, das durch die Wirkung der Sonnenhitze mit seinen fleischlosen Knochen fast eins geworden ist, dient ihm als Hemde und ein

raubes, zerlumptes, härenes Gewand, das ihm von den Hüften auf die Knie herabhängt, nebst einem Mantel aus demselben Stoffe, welchen er um die Schultern geschlagen trägt, machen die oberen Gewande dieses Jüngers des heiligen Antonius aus.

Unerschreckt durch diesen schauerlichen Anblick bittet Josaphat den Einsiedler, ihn von dem ihn umgebenden Zwange zu befreien und als Genossen mit sich in die Wüsten zu nehmen, wird jedoch durch die Klugheit des Barlaam von diesem Schritt abgehalten, da letzterer befürchtet, daß er durch das Misglücken solch eines voreiligen Schrittes an der Vollendung seines frommen Werkes gehindert werden möchte [C. 18.].

Nachdem er also Josaphat getauft [C. 19.] und ihm sein ledernes Wamms und härenes Gewand als Andenken an seine Bekehrung, um damit die Angriffe des Satans abzuwehren, hinterlaßen hat, begiebt er sich zurück in die Wüste, nachdem er sich in einen überreichen Strom des Gebetes für die Beharrlichkeit des Prinzen im Gutesthun längere Zeit ergoßen [C. 21.].

Während seiner Abwesenheit legt Josaphat durch jede Art von Kasteiung und Gebet seinen Eifer ununterbrochen an den Tag. Unglücklicherweise jedoch wird der König von Zardan, einem der Diener des Prinzen, welcher die Bekehrung des Letzteren erfahren und sich wegen dieser Vernachlässigung des ihm übertragenen Amtes unbehaglich fühlt, von den Besuchen Barlaam's in Kenntniß gesetzt.

Unverzüglich begiebt sich Abenner voller Zorn und Unruhe zu Araches, einem berühmten Sterndeuter, welchem er die beklagenswerthe Lage seines Sohnes mittheilt.

Araches giebt dem Könige alsobald seine frühere Ruhe wieder, indem er ihm nämlich zwei Mittel zur Befreiung seines Kummers vorschlägt. Das erste derselben besteht darin, den Barlaam festzunehmen und ihm durch die Androhung der Folter dazu zu zwingen, daß er die Falschheit seiner Lehren bekenne. Sollte Barlaam jedoch entkommen, so schlägt er zweitens vor, den Nachor, einen bejahrten Mathematikus, zu überreden, daß er sich in einer zu veranstaltenden Disputation über die Wahrheit der christlichen Religion möge besiegen laßen, worauf dann, wie sie vermuthen, Josaphat ohne weitere Schwierigkeit zur triumphierenden Partei übertreten würde.

Ihre Bemühungen, um Barlaam einzuholen, sind vergeblich, der König aber läßt sich trotz seiner sonstigen Menschlichkeit, von seiner Wuth gegen die Einsiedler hinreißen und siebzehn dieser Asketiker, die sich mit vielen verächtlichen Schmähungen den Aufenthalt Barlaam's zu entdecken weigern, werden auf das grausamste verstümmelt und so getödtet [C. 22. 23.].

Hierauf nimmt der König seine Zuflucht zu dem zweiten Mittel des Araches, welcher nach einer mit Nachor getroffenen Verabredung vorgiebt, daß Barlaam in die Gewalt des Königs gefallen sei [C. 24.]; worauf Letzterer eine Amnestie erläßt und die Christen nebst den Gelehrtesten der Heiden einladet, sich bei einer öffentlich mit dem Einsiedler abzuhaltenden Disputation über den inneren Werth des neuen Glaubens zahlreich einzufinden.

Diese Einladung scheint jedoch nicht von den Christen angenommen worden zu sein, denn mit Ausnahme des Barachias, der später in einer erhabenern Stellung erscheinen wird, tritt Niemand zur Hülfe und Unterstützung des vorgeblichen Barlaam auf [C. 26.]. Trotz dieses ungünstigen Umstandes nimmt Letzterer an seinem berühmten Namensvetter des alten Testamentes [4 Mos. C. 22.], ein gutes Beispiel und, statt des Königs Feinde zu fürchten, segnet er sie allzumal [C. 27.]. Die Drohungen Josaphat's, der den Betrug Nachors entdeckt und ihm, im Fall er in der Disputation besiegt würde, Augen und Zunge mit seinen eigenen Händen auszureißen droht, scheinen freilich auf ihn eben so gewirkt zu haben, wie das Flammenschwert des Engels auf den klugen und geduldigen Ermahner des Bileam [C. 26.]. Wie dem nun aber auch sein mag, Nachor beweist zum höchsten Erstaunen und Misvergnügen Abenners in seiner Antwort an die Götzendiener die Irrthümer ihrer Religion und die göttliche Natur des Christenthums.

Indem er nämlich die verschiedenen Religionen in drei Klassen theilt, in Götzendiener, Anhänger des Judenthums und Bekenner Christi, zeigt er die Ungereimtheit der beiden erstern und schließt seinen Vortrag damit, daß er die Vorzüge der neuen Religion demonstriert. Alles dies nun können die Magier nicht widerlegen und der König sieht sich, nach mehrfachen vergeblichen Versuchen Nachors an die Verabredung zu erinnern, in die Nothwendigkeit versetzt die Versammlung auf-

zulösen, mit der Absicht jedoch die Konferenz den nächsten Tag fortzusetzen [C. 27.]. Josaphat vollendet indessen während der darauf folgenden Nacht die Bekehrung Nachors, der sich den nächsten Tag in die Wüste begiebt, um für sich allein den Weg des Heils zu wandeln.

Sobald diese Dinge zu den Ohren des Königs gelangen, geräth er wie gewöhnlich in große Wuth und da die weisen Asketiker derselben nicht länger ausgesetzt sind, so läßt er seine Weisen und Sterndeuter auspeitschen und verjagt sie in Ungnade von seinem Angesicht. Trotz dieser Zeichen von Unparteilichkeit war seine Zeit gleichwohl noch nicht gekommen, wennschon er den Götzen nicht mehr opfert und deren Priestern keine Ehre mehr erweist [C. 28.].

Da die Letzteren die Entfremdung des Königs wahrnehmen und den gänzlichen Verlust der Opfergaben, die er früher den Göttern darbrachte, befürchten, so ziehen sie Theudas, einen berühmten Zauberer, in ihr Komplot, durch dessen Worte Abenner wiederum gereizt wird, die Ruhe seines Sohnes zu unterbrechen.

Indem er dieses Mal den Einfluß des Geschlechtstriebes zu Hülfe ruft [C. 29.], entfernt er auf den Rath des Theudas sämmtliche Diener des Prinzen und umgiebt ihn statt ihrer mit Jungfrauen von der lockendsten Schönheit. Der junge Königssohn scheint ihren Angriffen mit wundersamer Ausdauer Wiederstand geleistet zu haben, obgleich das Verfahren einer jener Verführerinnen so gewaltsam war, daß der fromme Damascenus dasselbe den Wirkungen der Dämonen zuschreibt, welche von den Christen der ersten Jahrhunderte für die Urheber und Beschützer des Götzendienstes gehalten wurden [71]).

Jedoch erwartet Josaphat eine noch viel gefährlichere Versuchung. Die schönste seiner Zofen nämlich war eine gefangene junge Prinzessin; an dieser Jungfrau nimmt der Königssohn ein ganz besonderes Interesse und in Erwägung ihrer traurigen Lage bemüht er sich auf jede mögliche Weise, sie durch Bekehrung zum Christenthume zu trösten. Durch die Dämonen angetrieben, verspricht sie ihre Religion unter der Bedingung zu verlaßen, wenn er sich alsdann mit ihr vermähle; und da er diese mit seinem Gelübde der Ehelosigkeit unverträgliche Verbindung ablehnt, so bemüht sie sich, ihn von der Unschuld derselben zu überzeugen, indem sie ihre Beweise durch das Beispiel der Erzväter und anderer durch ihre Frömmigkeit ausgezeichneter Personen zu unterstützen sucht. Josaphat aber will von solch einem förmlichen Bruche seiner Verpflichtungen nichts wissen, und die Prinzessin sieht sich endlich zu dem Versprechen gezwungen, daß sie sich dem Christenthume unter mäßigern Bedingungen zuwenden wolle. Solch zuvorkommendem Benehmen konnte die Frömmigkeit Josaphat's nicht widerstehen und der Ruhm, die Seele der Jungfrau gerettet zu haben, schien ihm die körperliche Verunreinigung, auf welche sie als ein sine qua non beharrte, hinlänglich zu sühnen.

In dieser gefährlichen Krisis, wo auch die Prinzessin ihrer Bekehrung ganz nahe zu sein schien, kommt dem Prinzen der schöne Gedanken ein, seine Zuflucht im Gebete zu suchen. Nachdem er nun einige Stunden in Thränen und Flehen zugebracht, fällt er in einen tiefen Schlaf, in welchem es ihm vorkommt, als würde er nach einer unermeßlich großen Flur getragen, die mit schönen und duftreichen Blumen und mit allen Arten von Fruchtbäumen geschmückt war, deren vom Winde bewegte Blätter eine himmlische Musik und lieblichen Duft verbreiteten. Das Auge wurde von Strömen erquickt, welche dahin glitten reiner als Krystall, während üppig bereitete Lager überall zur Ruhe einluden. Von dort sah er sich in eine Stadt versetzt, in welcher unaussprechlicher Glanz und Herrlichkeit zu schauen war. Die Mauern bestanden aus blitzendem Gold und die Zinnen, die sich hoch empor hoben, aus Edelsteinen, die weit köstlicher waren, als die in den Schachten dieser Welt gefundenen. Ein übernatürliches, von oben aus strömendes Licht erhellte die Straßen. Aetherische in glänzende Gewande gekleidete Schaaren ließen Gesänge ertönen, wie sie das Ohr eines Sterblichen noch nimmer vernommen und eine Stimme rief aus: „Dies ist die Ruhe der Gerechten, dies die Wonne derer, die Gott gefielen." Da Josaphat's Führer die Bitte desselben, in einem Winkel dieser herrlichen Stadt zurückzubleiben, nicht erfüllen mögen, so sieht er sich wieder über die Flur hinweggetragen und betritt auf der gegenüberliegenden Seite derselben dunkle, düstere Klüfte, welche Wirbelwinde mit unaufhörlicher Heftigkeit durchstürmten, und woselbst Gewürm und Schlangen sich an den Seelen der Sünder gütlich thaten, welche in einem durch den Athem der Dämonen glühroth geblasenen Ofen gehörig durchgebraten wurden.

Josaphat erwacht aus dieser Vision tief erschöpft, jedoch gestärkt durch den allerdings sehr eindringlichen Kontrast, der sich ihm dargeboten. Zu gleicher Zeit waren auch die bösen Geister, wie späterhin aus ihrem eigenen Bekenntniß erhellt, durch das Zeichen des Kreuzes, das der Prinz zufällig machte, in die Flucht getrieben worden, wodurch er es denn nur noch mit seinen irdischen Widersachern zu thun hat [C. 30.].

Da die Absicht der Götzendiener auf diese Weise zu Schanden gemacht und die gefangene Prinzessin bei ihrer Jungfräulichkeit und Sündhaftigkeit belaßen wird, versucht Theudas in einer Konferenz mit Josaphat den Glauben desselben zu erschüttern; Letzterer bekehrt aber siegreicher Weise den Magier und sendet ihn wie Nachor in die Wüste, woselbst er die Taufe empfängt und den Rest seines Lebens damit zubringt, Thränen zu vergießen, Seufzer auszustoßen und andere Früchte der Buße zu Tage zu fördern [C. 31. 32.].

Endlich beschließt der König, seinen Sohn hinsichtlich der Religion nicht mehr zu behelligen, vielmehr theilt er auf den Rath des Araches sein Reich mit ihm, indem er hofft, daß die Regierungssorgen ihn vielleicht seiner asketischen Lebensweise entziehen würden. Der erste Gebrauch, den Josaphat von seiner neu erlangten Gewalt macht, besteht darin, daß er auf jedem Thurme der Stadt, in der er residiert, ein Kreuz errichtet, die Tempel und Altäre der Götzen hingegen dem Erdboden gleich macht; auch erbaut er dem Heiland eine prächtige Kathedrale, in welcher er selbst seinen Unterthanen das Evangelium predigt, viele derselben der Finsterniß entreißt und seine Schätze unter die Armen vertheilt. „Gott aber (sagt der fromme Autor dieser Geschichte) war mit ihm, wo er auch immer wandelte, und alles, was er that, gedieh unter seinen Händen; jedoch ganz anders war es in dem Haushalte Abenner's, welcher täglich schwächer und schwächer wurde.“ [C. 33.].

Der König nun, welcher nicht ohne Grund muthmaßt, daß jener Unterschied wohl seinen guten Grund haben müße, läßt sich endlich von Josaphat bekehren [C. 34.], dessen geistlicher Sohn er zur unsäglichen Erbauung und Freude der Bekenner Christi auf diese Weise wird, legt die Regierung nieder und zieht sich dann in die Einsamkeit zurück, woselbst er sich besonders damit beschäftigt, sich Staub auf's Haupt zu schütten, und nach lange fortgesetzter Buße und Kasteiung endlich seinen Geist aufgiebt [C. 35.].

Da Josaphat nun von allen Hindernissen befreit ist, so faßt er den Beschluß, sich von der Welt zurückzuziehen und den Rest seiner Tage bei Barlaam in der Wüste zuzubringen. Nachdem er das Volk also öffentlich angeredet und Barachias, der Mann, welcher einst zur Vertheidigung des falschen Barlaam aufgetreten war, obzwar ganz gegen den Willen desselben den Thron zu besteigen gezwungen hat, entkommt er endlich glücklich seinen Unterthanen [C. 36.].

Nach einer mühseligen Wanderung von einigen Jahren, in deren Lauf er zahllosen bösen Geistern begegnet, die ihn zuweilen in der Form von Quellen und zuweilen in der weniger reizenden Gestalt von wilden Thieren und Schlangen versuchen [C. 37.], gelangt er endlich zur Klause Barlaam's [C. 38.].

Nach gehöriger Vorbereitung durch fortgesetzte fromme Bußübungen, stirbt endlich der letztgenannte alte Mann und wird von Josaphat begraben, welcher 35 Jahre damit zubringt, den Himmel um eine rasche Hinwegnahme aus diesem Leben anzuflehen. Die heiligen Männer jener Zeit scheinen wirklich ihr irdisches Dasein so zugebracht zu haben, als wenn sie dasselbe nur zu dem Zweck erhalten hätten, um Befreiung von dessen Sklaverei zu erflehen [C. 39.].

Josaphat sieht endlich seine Gebete erhört und wird von einem benachbarten Einsiedler in dem Grabe Barlaam's bestattet.

Sobald die Nachricht von seinem Hinscheiden seinen Nachfolger erreicht, kommt Letzterer mit einem zahlreichen Gefolge in die Wüste und nachdem er die Leiber Barlaam's und Josaphat's enterdigt, welche sich in ganz unversehrtem Zustande befinden, und, was während des Lebens der Heiligen kaum zu erwarten stand, einen ungemein lieblichen Duft aushauchen, bringt er dieselben im feierlichen Aufzuge nach seiner Hauptstadt. Dort werden sie in einer prächtigen Kirche beigesetzt, woselbst sie fortwährend Wunder verrichten, wie sie dies auch schon auf ihrer Reise, und ehe sie wieder beerdigt wurden, gethan hatten [C. 40.]. —

Dies ist der ungefähre Inhalt des Barlaam und Josaphat; jedoch befinden sich in der Erzählung viele schöne Parabeln und Apologe, von denen der größte Theil offenbare Spuren orientalischen Ursprunges an sich trägt. Die meisten

derselben werden von Barlaam, dem jungen Königssohne erzählt, um so die heiligen Lehren, die er ihm vorträgt, besser zu erläutern und auszuschmücken.

Ein Mann, der von einem Einhorne verfolgt wird, stürzt beinahe auf der Flucht in einen tiefen Abgrund, rettet sich aber dadurch, daß er die Zweige eines schwachen, am Rande desselben wachsenden Strauches erfaßt. Während er an diesem schwankenden Anhalt über dem jähen Schlunde hängt, sieht er zwei Mäuse, eine weiße und eine schwarze, welche die Wurzel der ihm Rettung gewährenden Pflanze benagen. In der Tiefe des Abgrundes erblickt er einen ungeheuren Drachen, der Feuerflammen aushaucht und bereit ist ihn zu verschlingen, während zugleich das Einhorn über dem Rande der Kluft ihn anstarrt. In dieser Lage sieht er von den Zweigen, an die er sich klammert, Honig tropfen, und unbekümmert um das ihn umgebende mannigfache Grauen sättigt er sich an der dem Gesträuch entströmenden Süßigkeit. — Hier stellt das Einhorn den Tod dar, von welchem alle Sterblichen verfolgt werden; der Abgrund ist die mit Uebeln angefüllte Welt; der von der weißen und schwarzen Maus benagte Strauch ist das durch die Stunden des Tages und der Nacht verminderte und endlich ganz verzehrte Leben; der Drache ist die Hölle und der Honig die irdischen Genüsse, denen wir, unbekümmert um die Schlingen, die uns vernichtungsvoll umgeben, eifrig nachjagen [E. 12] [72].

Um uns zu versinnlichen, wie weise es sei Schätze zu sammeln, erzählt der Autor uns, daß in einem gewissen Staate die Gewohnheit herrschte, einen Fremden zum König zu wählen, und nachdem man ihn eine Zeit lang in allen nur denkbaren Genüssen hatte schwelgen laßen, wurde er durch eine allgemeine Empörung auf eine ferne wüste Insel verbannt. Da nun einer dieser Monarchen erfuhr, auf wie schwachen Füßen seine hohe Würde ruhe, so ließ er es sich angelegen sein, statt, wie seine Vorgänger, seine Zeit mit Festlichkeiten und Trinkgelagen hinzubringen, dafür Massen von Gold, Silber und Edelsteinen aufzuhäufen und nach der Insel, nach der er gebracht zu werden erwartete, schaffen zu laßen. Dorthin nun begab er sich, als die Zeit seiner Verbannung da war, ohne Sorge und Widerstreben und brachte den Rest seiner Tage in Freude und Ueberfluß zu, während er seine thörichten Vorgänger in Noth und Elend umkommen sah [E. 14] [73].

Ein mächtiger und prachtliebender König bemerkt, während er eines Abends die Straßen seiner Hauptstadt durchzieht, ein Licht, und indem er durch einen Ritz in der Thür sieht, durch welche es schimmert, nimmt er eine unterirdische Wohnung wahr, in welcher ein in Lumpen gehüllter und dem Anscheine nach in größter Dürftigkeit befindlicher Mann sitzt. Neben ihm befindet sich die Frau desselben, die ein irdenes Trinkgefäß in der Hand hält, dabei aber singt und ihren Gatten durch alle Art von Fröhlichkeit erheitert. Als nun der König großes Erstaunen über die Sorglosigkeit dieser Leute, die bei so großem Mangel dennoch wohlgemuth zu sein vermögen, an den Tag legt, nimmt der Minister, welcher ihn begleitet, diese Gelegenheit wahr, ihn darüber zu belehren, daß Fürsten, die an herrlichen Palästen und prächtigen Gewändern Gefallen finden, den seligen Bewohnern der ewigen Wohnung noch unbedachtsamer erscheinen [E. 16].

Es befindet sich in dem Werk des Johannes Damascenus auch eine oft nachgeahmte Erzählung von einem Manne, welcher wegen einer Forderung, die der Kronschatz an ihn hatte, vor Gericht gefordert und, als er sich an einige Freunde, denen er früher beigestanden, um Hülfe wandte, von diesen hart abgewiesen, endlich aber von einem Freunde, den er ehemals gering geschätzt und vernachläßigt hatte, aus seiner bedrängten Lage gerissen wurde [E. 13] [74].

Wahrscheinlich in Folge der großen Menge und Schönheit dieser Parabeln wurde die Erzählung Barlaam und Josaphat im Mittelalter so sehr beliebt und so häufig nachgeahmt. In einer späteren Zeit gab sie den Stoff zu mehr als einer Novelle des Boccaccio, wie sich, wenn wir von den italienischen Novellenschreibern handeln, zeigen wird; und sie war ohne Zweifel das Vorbild derjenigen Gattung geistlicher Dichtungen, die während des 16ten und 17ten Jahrhunderts in Frankreich eine so große Herrschaft behaupteten.

Dieses Werk war jedoch das letzte Erzeugniß dieser Art, das während der Dauer des orientalischen Kaiserthumes an's Licht trat, da der einzige griechische Roman, der später noch erschien, sich den Heliodor oder vielmehr den Achilles Tatius zum Muster nahm. Wir begegnen in dieser letzten und schwachen Schöpfung griechischer Pro-

sadichtung wirklich nur selten einem Ereigniß, wovon sich nicht in den genannten Autoren ein Vorbild fände. Die Erzählung führt den Titel „Ismenias und Ismene“ [75]) und war das Werk des Eustathius [76]), der, auch zuweilen Eumathius genannt, im zwölften Jahrhundert unter der Regierung des Kaisers Emanuel Komnenus blühte, wie Huetius sich ausdrückt. Der Anfang der Erzählung und die Art und Weise, wie die Hauptpersonen mit einander bekannt werden, ist augenscheinlich dem Heliodor entlehnt. Ismenias wird von seiner Vaterstadt Eurykomis nach Anlykomis geschickt, um dort einen gewissen jährlichen Gebrauch in Ausführung zu bringen, und woselbst er von Sosthenes, dem Vater der Ismene, gastfreundlich aufgenommen wird. Diese junge Dame faßt für den Herold, indem sie ihn bei einer Gasterei zum ersten Male sieht, eine heftige Leidenschaft; sie drückt ihm die Hand, giebt ihm bei Tisch auch noch einige andere Zeichen ihrer Liebe und geht endlich so weit, daß Ismenias in ein lautes Gelächter ausbricht [B. 1.]. Zwar hat auch Heliodor seine Arsake und Tatius seine Melite als Frauen dieser Art geschildert; aber Eustathius ist der erste, der seine Heldin ohne Bescheidenheit und Zartgefühl ihre Liebe gestehen läßt. Ihrem Entgegenkommen zeigt Ismenias sich endlich einigermaßen geneigt [B. 4.] und da die Zeit seiner Gesandtschaft zu Ende geht, so kehrt er in Begleitung des Sosthenes und seiner Tochter Ismene in seine Heimath zurück, woselbst er dieselben gastfreundlich in seinem väterlichen Hause aufnimmt [B. 5.]. Dort erwähnt Sosthenes zufällig, daß er im Begriffe stände, seine Tochter zu vermählen. Ismene, die bis dahin mit dieser beabsichtigten Veränderung ihrer Lage unbekannt gewesen zu sein scheint, dringt in der darauf folgenden Nacht darauf, daß Ismenias sie stehenden Fußes entführe. „Sie zog mich fort (sagt Ismenias, der die Geschichte erzählt) und wollte mich nicht loslaßen, obgleich ich ihr versicherte, daß die zu unserer Flucht nothwendigen Anstalten noch nicht getroffen wären. Mit großer Mühe und indem ich alle Götter zu Zeugen anrief, entwand ich mich endlich ihren Händen.“ — Ismenias macht sich, nachdem er sie verlaßen, jedoch nicht an die Vorbereitungen zur Flucht, sondern sucht, obwohl dieses Mal vergeblich, die Arme des Schlafes [B. 6.], der übrigens in allen anderen Bedrängnissen des Helden dieses Romanes sein beständiger Freund in der Noth zu sein scheint. In dem ganzen Werke nimmt er zu seinem Kissen unter Umständen Zuflucht, die jeden der Ephesischen Schläfer [77]) in einen Argus verwandelt haben würden. Endlich wird durch die Bemühung des Kratisthenes, des Freundes des Ismenias, ein Schiff ausfindig gemacht, das die Liebenden aufnimmt. Da sich jedoch ein heftiger Sturm erhebt und die Seeleute ein Opfer für nöthig halten, um den Zorn des Neptun zu besänftigen, so fällt das Loos auf Ismene, die demgemäß über Bord geworfen wird. Der Wind legt sich natürlich; da aber der unglückliche Liebhaber das Schiffsvolk mit seinen Wehklagen belästigt, so wird er an der äthiopischen Küste an's Land gesetzt [B. 7.]. Nachdem er so das Ufer gewonnen, hat er die gewöhnlichen Abenteuer mit Seeräubern und wird endlich in Daphnipolis einem griechischen Herrn als Sklave verkauft, welcher Letztere sich als Herold nach Artykomis, einer andern Stadt Griechenlands begiebt und Ismenias mit sich führt [.B 8.]. Beide werden von Sostratus in dessen Haus aufgenommen, wo Ismenias seine Geliebte als Sklavin wieder findet. Sie war nämlich, nachdem man sie dem Meere übergeben, durch die Bemühungen eines Delphins gerettet, und später von Seeräubern dem Sostratus verkauft worden [B. 9. 11.]. Dieser Ehrenmann begleitet nebst seiner den Ismenias mit unerwiederter Liebe verfolgenden Tochter und Ismene den Herrn des Ismenias nach Daphnipolis. Mitten in der Nacht nach ihrer Ankunft in letztgenannter Stadt begiebt die ganze Reisegesellschaft sich in den Tempel des Apollo, um dort ihre Andacht zu verrichten, sie finden daselbst die Eltern des Ismenias und der Ismene, die sich die Haare ausraufen und im vollen Chore wehklagen. Die Liebenden werden von ihren Angehörigen erkannt und werden frei [C. 10.], worauf man die Heldin der gewöhnlichen Keuschheitsprobe unterwirft [C. 11.].

In diesem Romane, der eilf Bücher umfaßt, begegnet, von dem sechsten Buche, wo der Vater Ismene's zum ersten Mal auf die beabsichtigte Verheirathung seiner Tochter anspielt, Niemand (ausgenommen etwa dem Leser) ein widerwärtiges Ereigniß. Die fünf ersten Bücher gewähren eine Scene fortwährender Fröhlichkeit und die langen Beschreibungen von Festlichkeiten werden selten anders unterbrochen, als durch noch längere Berichte über Träume, die viel angeneh-

mer ausfallen, als man wegen des überfüllten Magens der Schlafenden erwarten kann. Im weiteren Verlaufe dieses Werkes werden diese Träume durch ihre übertriebene Genauigkeit und die darin vorkommenden langen Raisonnements von Personen, deren Vorrath von Logik selbst im wachen Zustande nicht eben sehr bedeutend gewesen zu sein scheint, wirklich in hohem Grade lächerlich.

Die Geschichte des Ismenias und der Ismene ist an und für sich keineswegs verwickelt, wird aber durch die Aehnlichkeit der Namen nicht wenig verwirrt. Der Leser muß sich in das Werk schon gehörig eingelesen haben, ehe er den Helden von seiner Schönen unterscheiden kann, um so mehr, als die Letztere eine Rolle spielt, die sonst der Erstere zugewiesen erhält. Eurykomis ist die Stadt, von welcher Ismenias als Herold abgesandt wird; in Aulykomis wird er von Sosthenes, dem Vater Ismene's, gastlich aufgenommen und späterhin einem griechischen Herrn in Daphnipolis verkauft, welcher Letztere als Herold nach Artykomis geht und daselbst von Sostratus beherbergt wird. Eustathius hat sich dieses Versehen vielleicht durch eine zu weit getriebene Nachahmung Heliodors zu Schulden kommen laßen, in dessen Roman Chäreas, Kalasiris und Knemon die Namen der Hauptpersonen sind.

Eustathius gleicht Achilles Tatius in seiner Vorliebe für Schilderungen von Gemälden. Das zweite und vierte Buch sind voll Beschreibungen allegorischer Gegenstände in den Tempeln und dem Sommerhause, die sich in dem Garten des Sosthenes befanden und mit Darstellungen der Kardinaltugenden und Embleme eines jeden der zwölf Monate des Jahres ausgeschmückt waren. Ein Mäher stellt den Juli vor, eine badende Person den August und ein am Feuer Sitzender den Februar. Einige von diesen Allegorien sind jedoch weit hergeholt; so ist es zum Beispiel nicht sehr passend, einen Soldaten deswegen zum Sinnbilde des Märzes zu machen, weil dieser Monat zu kriegerischen Unternehmungen am günstigsten sei [B. 4.]. Dem Tatius entlehnt Eustathius auch das kitzliche Experiment, welches so viele griechische Romane zu so großer Ehre der Heldinnen und zu so hoher Genugthuung ihrer Geliebten schließt. Aus dem Longus [3, 5.] hat er nach der Meinung des Huetius jenen berühmten Zug von Galanterie (elegans urbanitatis genus) entlehnt, der darin besteht, beim Trinken den Theil des Bechers an den Mund zu bringen, den die Lippen der Geliebten berührt haben [B. 5.]. Dieses schlaue Verfahren, das in so vielen anderen Liebesgeschichten geschildert worden (z. B. von Achilles Tatius [2, 9.]), findet man jedoch in viel früheren Werken als das des Longus angeführt. Es ist einer der Rathschläge, welche Ovid (Ars Amat. 1, 575.) ertheilt:

> Raube den Becher zuerst, den sie mit den
> Lippen berühret;
> Da, wo getrunken sie hat, da auch trinke
> dann du.

Auch Lucian läßt den Jupiter in einem seiner Dialoge (Dialog. Deor. 5. §. 2.) dem Ganymed dieses Kompliment erweisen, und derselbe Gedanke findet sich auch in einer Sammlung Briefe des Sophisten Philostratus, der im zweiten Jahrhundert schrieb: „Trinke mir bloß mit den Augen zu, sagte er; oder wenn du willst, so setze den Becher an die Lippen, fülle ihn mit Küssen und alsdann reiche ihn mir dar.“ [78])

Wegen seiner zahlreichen Plagiate wird unser Autor von Huetius sehr heftig angegriffen, welcher sagt, daß er das Werk des Achilles Tatius nicht sowohl nachahmt, als ausschreibt. „Es kann in der That, sagt er [p. 91.], nichts Geistloseres, nichts Abgeschmackteres, nichts Langweiligeres geben, als diesen Roman. In der ganzen Erzählung ist weder Decenz, noch Wahrscheinlichkeit, noch Erfindung, noch glückliche Anordnung der Ereignisse. Der Autor läßt den Helden seine eigenen Abenteuer erzählen, aber man kann es gar nicht herausbringen, wann oder bei welcher Veranlaßung er sie mittheilt. Ismene verliebt sich zuerst, gesteht auch ihre Liebe zuerst und kommt dem Ismenias ohne Zurückhaltung, ohne Scham, ohne Geschicklichkeit entgegen. Dieser merkt nicht das Geringste davon, noch auch erwiedert er irgendwie ihre Liebe, was moralisch lobenswürdig erscheinen mag, den Regeln eines Romanes aber nicht entspricht. — Mit einem Worte, das ganze Werk ist das Erzeugniß irgend eines Schuljungen oder armseligen Sophisten, der es verdiente sein ganzes Leben hindurch Schüler zu bleiben.“

Diese Bemerkungen des Huetius mögen im Allgemeinen begründet sein, sein Tadel des Eustathius aber dafür, daß dieser Niemand einführt, dem der Held seine Geschichte erzählt, würde,

wenn er gerecht wäre, nicht bloß das Werk, das er kritisiert, sondern viele unserer besseren neueren Novellen und Romane treffen; denn das von Achilles Tatius befolgte Verfahren, einen Zuhörer einzuführen, scheint jetzt nicht mehr in Anwendung gebracht zu werden; und wenn wir uns vorstellen, daß der Held oder die Heldin spricht, so muß freilich die Erzählung von Anfang bis zu Ende für ein Selbstgespräch gehalten werden. In den neueren Novellen jedoch ebenso wie in dem Romane des Eustathius muß man sich nicht vorstellen, daß diejenigen Personen, die ihre Geschichte mittheilen, einen Freund anreden, noch auch auch ihre Abenteuer sich selbst erzählen, sondern daß sie das, was wir lesen, niedergeschrieben haben.

Ungeachtet seiner Mängel ist das Werk des Eustathius von spätern Dichtern und Romanschreibern nachgeahmt worden. D'Urfé besonders hat die in seiner Astrea befindliche Beschreibung der Quelle der Liebe (s. unten), der der Dianaquelle in Arnykomis [B. 8.] nachgebildet, und viele der Ereignisse und Namen in der Erzählung des Eustathius sind von Montemayor in seinen Hirtenroman übertragen worden.

Außer den bereits angeführten griechischen Romanen ist noch ein anderer vorhanden, der den Titel führt: Dosikles und Rhodanthe. Der Verfasser, Theodorus Prodromus, schrieb ihn um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, und lebte ungefähr zu gleicher Zeit mit Eustathius. Wir wollen dieses Erzeugniß nicht weiter erwähnen, da es, abgesehen von seinem nur sehr mittelmäßigen Werthe, auch in jambischen Versen geschrieben und nicht sowohl ein Roman, als ein Gedicht ist [79]). Auf dieses Werk folgten im zwölften und dreizehnten Jahrhundert noch viele andere von ähnlicher Art, die alle in Jamben verfaßt sind und eine Reihe von Abenteuern enthalten, die mit wenig Kunst oder Erfindungsgabe an einander gereiht erscheinen; so zum Beispiel die Liebesgeschichte des Charikles und der Drosilla [80]).

Von allen diesen hat Fabricius in seiner Bibl. Gr. [B. 5. C. 6.] Bericht erstattet; das einzige von allen diesen Werken jedoch, welches Bemerkung oder Aufmerksamkeit verdient, ist die Geschichte des Apollonius von Tyrus [81]), die in so barbarischen Versen geschrieben ist, daß ich die Grenzen, die ich mir gesteckt, nicht zu überschreiten glaube, wenn ich einen kurzen Auszug daraus gebe. Das griechische Original ist, wie ich glaube, erst vor Kurzem herausgegeben worden; eine bereits im eilften Jahrhundert angefertigte lateinische Uebersetzung in Prosa erschien bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst unter dem Titel: „Apollonii Tyrii Historia." In diesem Romane wird erzählt, daß Antiochus, König von Syrien, für seine Tochter wärmere Gefühle als väterliche Zuneigung hegte und, um sie bei sich zu behalten, ihren zahlreichen Bewerbern ein Räthsel aufgab, dessen Lösung durch ihre Hand belohnt werden sollte. Apollonius, König von Tyrus, der sich durch das Gerücht von ihrer Schönheit, ohne sie zu sehen, in sie verliebt hat, langt in der Hauptstadt des Antiochus an und löst das Räthsel, welches eine Anspielung auf die verbrecherische Leidenschaft ihres Vaters enthielt. Letzterer sinnt auf den Untergang des Apollonius, der jedoch entkommt und nach verschiedenen Abenteuern durch einen Sturm in das Gebiet eines Monarchen verschlagen wird, dessen Tochter, nachdem die hohe Geburt des Apollonius durch sein majestätisches Aeußere und seine vielfachen Talente und Kenntnisse entdeckt worden, sich in denselben verliebt und, um seinen Aufenthalt zu verlängern, ihren Vater bittet, ihn zu ihrem Lehrer in denjenigen Dingen zu ernennen, in denen er sich so geschickt erwiesen hatte. Im Laufe des sonach ertheilten Unterrichtes vergißt Apollonius die Prinzessin von Syrien und bewirbt sich um die Hand seiner schönen Schülerin. Einige Monate nach ihrer Vermählung erhalten sie die Nachricht, daß Antiochus und dessen Tochter vom Blitz erschlagen worden wären und das Erscheinen des Apollonius in Syrien, das Zeichen einer allgemeinen Erklärung zu seinen Gunsten sein würde. In der Absicht diesen vakanten Thron einzunehmen, geht er mit seiner Gemahlin unter Segel, welche Letztere auf der Fahrt eine Tochter gebiert; während einer Ohnmacht aber, in die sie bald nachher fällt, wird sie für todt gehalten und vermöge des Aberglaubens des Schiffsvolkes, in Bezug auf den bösen Einfluß von Leichnamen zur See, alsobald in einem Kasten ins Meer geworfen. Apollonius landet, der Verzweiflung nah, an der Küste von Syrien, wo er seine neugeborene Tochter der Sorgfalt einiger Personen, auf deren Treue er sich verlaßen konnte, anvertraut, und zieht dann weiter, unstät und flüchtig auf Erden. Sobald seine Tochter erwachsen ist

wird sie von Seeräubern entführt und in einer griechischen Stadt feil geboten, woselbst sie durch das Mitleid und die Enthaltsamkeit eines jungen Mannes Namens Athenagoras vor Schande bewahrt wird, bis ihr Vater, im Laufe seines unstäten Umherirrens in jener Stadt anlangt. Mit diesem trifft sie bei einer gewissen Veranlaßung zusammen und erzählt ihm die unglückliche Geschichte ihrer Kindheit, wodurch denn Apollonius in ihr seine Tochter entdeckt. Er verlobt sie hierauf mit Athenagoras, dem sie noch mehr als ihr Leben verdankte, und begiebt sich alsdann, von einer himmlischen Erscheinung veranlaßt, nach Ephesus. Dort findet er seine so lange Jahre bejammerte Gemahlin, welche, als man sie über Bord geworfen, an jene Küste getrieben und daselbst von einem Arzte entdeckt worden war, dem es auch endlich gelang, die fast ganz geschwundenen Lebensgeister wieder zu erwecken.

Außer der bereits erwähnten lateinischen Uebersetzung in Prosa wurde der Roman oder die Geschichte des Apollonius von Tyrus gegen Ende des zwölften Jahrhunderts von Gottfried von Viterbo in lateinische Verse übersetzt und von demselben seinem „Pantheon" oder allgemeinen Chronik [P. XI. p. 242 sqq. in Pistorius Script. Rer. German. vol. II.], als Theil der Geschichte Antiochus des dritten von Syrien einverleibt. Auch in die im vierzehnten Jahrhunderte verfaßten Gesta Romanorum wurde er aufgenommen [Nr. 153.] und gab bald darauf den Stoff zu einem französischen Romane, aus welchem die von Wynkin de Worde im Jahre 1510 gedruckte English Chronicle of Apollyn of Tyre entstand. Gower, der diese Geschichte mit geringen Veränderungen in seiner Confessio Amantis [C. 8.] erzählt, hat sie jedoch nicht der englischen Bearbeitung, sondern der metrischen Version des Gottfried von Viterbo entlehnt. Da Gower den Prolog eines jeden der fünf Acte des Perikles, Prinzen von Tyrus spricht, so vermuthet man, daß der Verfasser dieser Tragödie den Stoff zu derselben aus dem englischen Dichter entlehnte. Dieses Trauerspiel hat, wie bekannt, Anlaß zu großem Streite gegeben, da Shakespeare von einigen seiner Erklärer, besonders auf die Autorität Dryden's, für den Verfasser des ganzen Stückes oder doch des größten Theiles desselben gehalten worden ist. Dryden sagt nämlich:

„Auch Ben's und Fletscher's erstes Geisteslicht
Schuf Arbaces und den Volpone nicht;
Selbst Shakespeare bracht' erst „Perikles" hervor,
Der Tyr'sche Fürst ist älter als der Mohr." [81 a)]

Außer den erwähnten Romanen erschien während des Bestehens des byzantinischen Kaiserthumes eine Anzahl griechischer Erzählungen, die mythologischen Gegenständen entlehnt und denen des Parthenius Nicenus ähnlich waren, zuweilen aber auch lange Untersuchungen über die Natur der Liebe enthielten. Da diese jedoch nicht nach den Gesetzen des Romanes geschrieben sind, sondern ihren Stoff der heidnischen Fabelwelt entnehmen, so gehören sie nicht in den Kreis derjenigen Erzeugnisse, welche das vorliegende Werk zu behandeln unternommen.

Huetius [p. 61.], giebt einen interessanten Bericht über einen Roman von bestrittener [82)] Authentie, welcher, von Athenagoras verfaßt, unter dem Titel: „Von der wahren und vollkommenen Liebe" (Du vrai et parfait Amour), das Licht der Welt erblickte. Eine französische Uebersetzung dieses Werkes wurde im Jahre 1569 von Martin Fumée, der bloß der Verfasser dieser Uebersetzung sein will, dem Protonotar des Kardinals von Armagnac, Namens Lamané, übersandt. Er sagt in der Vorrede, daß er das griechische Original von genanntem Lamané erhalten, auch nie ein anderes Manuskript des Werkes gesehen habe, und fügt hinzu, daß letzteres das Erzeugniß jenes Athenagoras sei, der an die Kaiser Marc Aurel und Commodus eine Apologie der christlichen Religion richtete. Im Jahre 1599, dreißig Jahre nachdem dieser Roman von Martin Fumée war verfaßt oder übersetzt worden, wurde er von Bernhard von Sanjorry herausgegeben, welcher in der Vorrede sagt, daß er unter seinen Papieren eine Abschrift des Werkes gefunden, welche von dem Manuskript, das Fumée an Herrn von Lamané gesandt, genommen worden sei.

Huetius spricht in seiner oft angeführten Abhandlung von diesem Romane sehr ausführlich. Zuvörderst rühmt er die glänzende und anziehende Weise, wie derselbe beginnt. „Wie in einem Gemälde, sagt er [p. 78.], bietet sich uns der erhabene Siegeszug des Paulus Aemilius dar, wo unter so vielen merkwürdigen Gegenständen, welche die Schönheit dieses Schauspieles beleben, der König von Macedonien mit Ketten beladen erscheint,

wie er sich nebst seinen Kindern vor dem Triumphwagen seines Besiegers einherschleppt. Dort auch sehen wir, wie die liebende Charis sich tief bekümmert, daß sie in die Gewalt der Römer gefallen und den Umarmungen des Theagenes, ihres Geliebten, entrissen worden sei, unsägliches Entzücken empfindet, da sie ihn unerwartet wieder sieht, zugleich aber auch von dem heftigsten Schmerz ergriffen wird, weil sie ihn unter den Gefangenen erblickt." Von dem Hause des Octavius, eines römischen Befehlshabers, in dessen Besitz sie gekommen, sieht nämlich Charis den Siegeszug mit an, der solch widersprechende Gefühle in ihr erweckt. Melangenia, die eine ältliche Frau von vornehmer Geburt aus Karthago, zu jener Zeit aber die Sklavin des Octavius war, erhält den Auftrag sie zu trösten. Diese beiden Frauen nun erzählen einander ihre Liebesgeschichten und Unglücksfälle, welche die ersten sechs Bücher des Romanes anfüllen; die anderen vier enthalten die Abenteuer der Charis, nachdem sie von Octavius ihre Freiheit erlangt hat und zwar sind diese von der gewöhnlichen Beschaffenheit der in allen griechischen Romanen erzählten Ereignisse.

Was die Frage der Authentie dieses Werkes betrifft, so scheinen die Herausgeber der Bibliothèque des Romans dasselbe für ächt zu halten, gehen jedoch auf keine genauere Untersuchung dieses Gegenstandes ein. Huetius bemerkt [p. 66.], daß die von dem Verfasser an den Tag gelegte Kenntniß aller, sowohl Kunst als Natur betreffenden Entdeckungen der Alten, seine erstaunliche Bekanntschaft mit der Geschichte der Vorzeit und der den Alten eigenthümlichen Irrthümer, in die ein neuerer Schriftsteller kaum verfallen sein würde, — die griechische Phraseologie, die sogar durch den Nebel der Uebersetzung durchscheint, — und vor allen Dingen die nicht leicht nachzuahmende Würde und Grazie des Alterthums, in die das ganze Werk gehüllt ist, daß also alles dies dazu beitrage, dasselbe keinesweges als ein untergeschobenes erscheinen zu laßen. Der ehrwürdige Bischof entwickelt alsdann [p. 68.] seine Gründe gegen die Aechtheit des Werkes, von denen viele nicht viel mehr beweisen, als die zu Gunsten der Authentie desselben angeführten. Das erste Argument in dieser Beziehung also ist der Umstand, daß der Roman nicht von Photius erwähnt worden ist; wenn dies aber als ein Beweis der Unächtheit gelten soll, so müßten auch die Romane des Longus, Chariton und der drei Xenophon untergeschoben scheinen. Ebenso ist auch das aus der angenommenen Nachahmung des Heliodor hergenommene Argument nicht ganz schlagend, da, wenn man das in Rede stehende Werk für ächt hält, die Benennungen Theagenes und Chariklea ebenso gut von den Namen des Charis und Theagenes, als diese von jenen hergenommen sein können. Das Nichtvorhandensein eines griechischen Originales des Romanes: „Du vrai et parfait Amour" wirft jedoch das onus probandi seiner Authentie nothwendiger Weise auf die Vertheidiger desselben, und bis jenes nicht ans Licht kommt, bleibt immer eine starke Vermuthung zurück, daß jener Roman nichts mehr sei, als eine Umarbeitung der Erzählung des Heliodor.

Auch ist der Betrug durch die Beschreibung von Sitten und Gebräuchen, die in dem Zeitalter des Athenagoras unbekannt waren, sehr leicht und deutlich zu entdecken. So führt der Autor einen Kriminalprozeß im Herzen Griechenlands nach den vor dem Parlamente zu Paris gebrauchten Gerichtsformen, und die in dem Romane auftretenden, dem Dienste des Hammon geweiheten Priester und Jungfrauen leben nach der Weise der Mönche und Nonnen des funfzehnten Jahrhundertes, nicht aber wie diejenigen, welche sich in den ersten Zeiten des Christenthumes diesem Stande weiheten.

Huetius [p. 80.] hat es als Hauptfehler des Romanes erwähnt, daß er mit Beschreibungen von Gebäuden überladen ist und die Paläste nicht Schöpfungen der Phantasie, sondern von einem irdischen Architekten gebaut zu sein scheinen. Aus diesem Mangel hat er seinen Haupteinwurf gegen die Authentie des Werkes hergenommen. „Es ist allgemein bekannt, sagt er [p. 83.], daß der Kardinal Armagnac dem Studium der Baukunst sehr ergeben war. Philander, der Commentator des Vitruv und einer der eifrigsten Anhänger des Kardinales, war der wissenschaftlichste Architekt seiner Zeit, und außerdem in dem ganzen Gebiete der Literatur im höchsten Grade bewandert. Da nun die Beschreibungen dieses Athenagoras den von Philander in seinen Anmerkungen zum Vitruv dargelegten Grundsätzen der Baukunst genau angepaßt sind, darf man also nicht billiger Weise vermuthen, daß Letzterer diesen literarischen Betrug in der Absicht ausführte, um seine eigenen Meinungen

durch die Autorität des Alterthumes zu unterstützen? Indem derselbe jedoch leicht zu entdecken war, wenn das Werk aus den Händen Philander's oder dem Palaste des Kardinales hervorgieng, so schrieb er, um jeden Verdacht von sich zu entfernen und den Leser gleichsam auf einen anderen Boden zu versetzen, einen Liebesroman, nahm gleichsam gelegentlich die Regeln seiner Kunst darein auf und, indem er seinen eigenen Namen verhehlte, schob er klüglicher Weise den des Lamané, als Besitzers der Handschrift, und den des Fumée, als französischen Uebersetzers vor. Wie dem nun auch immer sein mag, fährt Huetius fort, der Stoff des Romanes ist mit großem Scharfsinne erdacht, mit vorzüglicher Gewandtheit bearbeitet, mit einer Fülle herrlicher, kunstreich geordneter Bilder ausgeschmückt und entfaltet die edelsten Gesinnungen und Tugendlehren. Die Ereignisse sind wahrscheinlich, die Episoden hängen mit der Haupterzählung genau zusammen, die Sprache ist deutlich und Zucht und Sitte streng beobachtet. Man findet in dieser Erzählung nichts Niedriges, nichts Unnatürliches oder Affektiertes, Nichts, das irgendwie kindisch oder sophistisch erschiene." Huetius beklagt es jedoch, daß der Schluß des Werkes der Vortrefflichkeit des Einganges bei weitem nicht entspreche [53]). —

Ich habe nun die **griechischen Romane** der Reihe nach dem Leser vorübergeführt, und mich bemüht eine solche Analyse derselben zu geben, die ihn in Stand setze, sich von ihrer Natur und Beschaffenheit eine möglichst richtige Vorstellung zu machen.

Eine Eigenschaft nun ist ihnen offenbar allen gemein und nicht nur das charakteristische Merkmal der griechischen Romane, sondern jedes ersten Versuches in der Prosadichtung, welches auch das Land sei, wo er gemacht wird. Das Anziehende jedes Werkes besteht nämlich fast ganz in einer ununterbrochenen Aufeinanderfolge seltsamer und oft unwahrscheinlicher Abenteuer; ja, da die Hauptabsicht des Erzählers darauf hingerichtet war, durch die Ereignisse, die er mittheilte, in Erstaunen zu setzen, so richtete er natürlich auch auf das Ueberraschende derselben seine Aufmerksamkeit ganz besonders. Nun aber hatte er für die Schöpfung dieser Wunderdinge einen hinlänglich großen Spielraum, da vermöge der geringen Beziehungen der einzelnen Länder unter einander die Grenzen der Wahrscheinlichkeit noch nicht genau festgestellt waren. Die Zurückgezogenheit des weiblichen Geschlechtes in jenen Zeiten gab dem Leben auch eine gewisse Einförmigkeit, und hinderte den Romanschriftsteller, jene feinen und fast unmerklichen Züge des Gefühles und Charakters, jene Entwickelung der Empfindungen zu schildern, die eine gut geschriebene Erzählung der neueren Zeit so angenehm und anziehend machen. Dennoch sind die griechischen Romane, trotz aller Mängel, in einem hohen Grade anziehend, da man sie beinahe als die ersten schriftlichen Erzeugnisse betrachten kann, in denen das Weib die ihr von der Vorsehung bestimmte Stellung als Freundin und Gefährtin des Mannes, wenigstens in einem gewissen Grade einnimmt. Bis dahin hatte man sie fast nur als Sklavin betrachtet, die ihre Zuneigung auf jeden sich ihr darbietenden Besitzer nach Belieben übertragen könne; bei Heliodor und seinen Nachfolgern aber sehen wir sie als liebevolle Führerin und Rathgeberin, sehen eine Vereinigung der Herzen als eine der Haupttriebfedern unserer Handlungsweisen im Leben dargestellt, werden durch Schilderungen von Treue, Beständigkeit und Keuschheit angezogen und durch die glücklichen Folgen eines tugendhaften Lebens ermuthigt, einem solchen auch unsererseits nachzustreben und darin auszuharren. Die griechischen Romane aber verlieren dadurch an Werth, daß sie den Abenteuern zu viel, der Sitten- und Charakterschilderung hingegen zu wenig Aufmerksamkeit widmen; letztere ist jedoch nicht ganz vernachläßiget, und es werden uns in jenen Erzählungen mancherlei anziehende Gemälde von den Gebräuchen und der Denkweise des Alterthumes geboten. Diese ersten Schöpfungen der Prosa-Dichtung sind, um es kurz zu sagen, von solcher Beschaffenheit, wie man von allen ersten Erzeugnissen erwarten kann, und nicht sowohl durch ihren eigentlichen inneren Gehalt werthvoll, sondern weil sie auf die Art und Weise hindeuten, wie man in jenen frühen Zeiten die angenehmsten Gefühle des Herzens und eine erhöhte Thätigkeit der Phantasie zu erwecken versuchte.



Zweites Capitel.

Einführung der milesischen Erzählungen in Italien. — Lateinische Romane. — Petronius Arbiter. — Apulejus ꝛc.

Die milesischen Erzählungen hatten sogar, noch ehe sie in dem eigentlichen Griechenland zu Ansehen gelangten, schon ihren Weg nach **Italien** gefunden. Sie waren von den Sybariten, dem üppigsten Volke im Westen Europa's mit großem Eifer aufgenommen und nachgeahmt worden, und diese Nachahmungen erwarben sich in Rom dieselbe Berühmtheit, welche die milesischen Vorbilder in Griechenland und Asien erlangt hatten. Es ist nicht leicht, die Beschaffenheit jener westlichen Nachbildungen genau anzugeben; wenn aber eine alleinstehende Probe, die uns Aelian (Varia Hist. 14, 20.) überliefert hat, unser Urtheil leiten darf, so waren sie von scherzhafter Natur und man beabsichtigte durch dieselben eine fröhliche Stimmung zu erwecken. Ein sybaritischer Hofmeister nämlich, wie dort erzählt wird, führte einmal seinen Zögling durch die Straßen einer Stadt. Der Knabe fand zufällig eine Feige und wollte sie eben verspeisen, als sein Mentor ihn durch eine lange Deklamation gegen die Leckerhaftigkeit unterbrach und ihm dann den lüsternen Bissen aus der Hand riß, um ihn selbst mit der größten Gier zu verschlingen. Diese Erzählung, sagt Aelian, habe er in den sybaritischen Geschichten (ἱστορίαις Συβαριτικαῖς) gelesen und so viel Gefallen daran gefunden, daß er sie im Gedächtniß behielt und seiner Sammlung einverleibte, da er den Menschen ein herzliches Lachen nicht misgönne. Viele von den Römern, möchte es scheinen, wurden eben so leicht zur Lustigkeit gestimmt als Aelian, indem die sybaritischen Geschichten sich lange Zeit großer Beliebtheit erfreuten und endlich auch zur Zeit des Sulla die milesischen Erzählungen des **Aristides** von Sisenna, welcher Prätor von Sicilien und Verfasser einer römischen Geschichte war, ins Lateinische übersetzt wurden [s. Ovid Tristia 2, 443.]. Plutarch erzählt in seinem Leben des Crassus [C. 32.], daß als die Parther diesen Feldherrn besiegt hatten, sie in den Zelten der römischen Soldaten milesische Erzählungen fanden; weswegen auch Surena seine Verachtung der Verweichlichung und Ueppigkeit seiner Feinde an den Tag legte, welche selbst im Kriege nicht unterlaßen konnten solche Geschichtchen zu lesen.

Das Gefallen an den sybaritischen und milesischen Erzählungen nahm unter der Regierung der Kaiser noch immer mehr zu. Es traten viele Nachahmer des Aristides auf, besonders **Clodius Albinus**, des Kaisers Severus Nebenbuhler, dessen Geschichten nicht auf die Nachwelt gekommen sind, aber eine ziemliche, wenn auch nicht sehr verdiente Berühmtheit genossen haben sollen [94]. Es scheint seltsam, daß Severus in einem Schreiben an den Senat, worin er dieser Versammlung wegen der Ehrenbezeu-

durch die Autorität des Alterthumes zu unterstützen? Indem derselbe jedoch leicht zu entdecken war, wenn das Werk aus den Händen Philander's oder dem Palaste des Kardinales hervorgieng, so schrieb er, um jeden Verdacht von sich zu entfernen und den Leser gleichsam auf einen anderen Boden zu versetzen, einen Liebesroman, nahm gleichsam gelegentlich die Regeln seiner Kunst darein auf und, indem er seinen eigenen Namen verhehlte, schob er klüglicher Weise den des Lamané, als Besitzers der Handschrift, und den des Fumée, als französischen Uebersetzers vor. Wie dem nun auch immer sein mag, fährt Huetius fort, der Stoff des Romanes ist mit großem Scharfsinne erdacht, mit vorzüglicher Gewandtheit bearbeitet, mit einer Fülle herrlicher, kunstreich geordneter Bilder ausgeschmückt und entfaltet die edelsten Gesinnungen und Tugendlehren. Die Ereignisse sind wahrscheinlich, die Episoden hängen mit der Haupterzählung genau zusammen, die Sprache ist deutlich und Zucht und Sitte streng beobachtet. Man findet in dieser Erzählung nichts Niedriges, nichts Unnatürliches oder Affektiertes, Nichts, das irgendwie kindisch oder sophistisch erschiene." Huetius beklagt es jedoch, daß der Schluß des Werkes der Vortrefflichkeit des Einganges bei weitem nicht entspreche [83]). —

Ich habe nun die griechischen Romane der Reihe nach dem Leser vorübergeführt, und mich bemüht eine solche Analyse derselben zu geben, die ihn in Stand setze, sich von ihrer Natur und Beschaffenheit eine möglichst richtige Vorstellung zu machen.

Eine Eigenschaft nun ist ihnen offenbar allen gemein und nicht nur das charakteristische Merkmal der griechischen Romane, sondern jedes ersten Versuches in der Prosadichtung, welches auch das Land sei, wo er gemacht wird. Das Anziehende jedes Werkes besteht nämlich fast ganz in einer ununterbrochenen Aufeinanderfolge seltsamer und oft unwahrscheinlicher Abenteuer; ja, da die Hauptabsicht des Erzählers darauf hingerichtet war, durch die Ereignisse, die er mittheilte, in Erstaunen zu setzen, so richtete er natürlich auch auf das Ueberraschende derselben seine Aufmerksamkeit ganz besonders. Nun aber hatte er für die Schöpfung dieser Wunderdinge einen hinlänglich großen Spielraum, da vermöge der geringen Beziehungen der einzelnen Länder unter einander die Grenzen der Wahrscheinlichkeit noch nicht genau festgestellt waren. Die Zurückgezogenheit des weiblichen Geschlechtes in jenen Zeiten gab dem Leben auch eine gewisse Einförmigkeit, und hinderte den Romanschriftsteller, jene feinen und fast unmerklichen Züge des Gefühles und Charakters, jene Entwickelung der Empfindungen zu schildern, die eine gut geschriebene Erzählung der neueren Zeit so angenehm und anziehend machen. Dennoch sind die griechischen Romane, trotz aller Mängel, in einem hohen Grade anziehend, da man sie beinahe als die ersten schriftlichen Erzeugnisse betrachten kann, in denen das Weib die ihr von der Vorsehung bestimmte Stellung als Freundin und Gefährtin des Mannes, wenigstens in einem gewissen Grade einnimmt. Bis dahin hatte man sie fast nur als Sklavin betrachtet, die ihre Zuneigung auf jeden sich ihr darbietenden Besitzer nach Belieben übertragen könne; bei Heliodor und seinen Nachfolgern aber sehen wir sie als liebevolle Führerin und Rathgeberin, sehen eine Vereinigung der Herzen als eine der Haupttriebfedern unserer Handlungsweisen im Leben dargestellt, werden durch Schilderungen von Treue, Beständigkeit und Keuschheit angezogen und durch die glücklichen Folgen eines tugendhaften Lebens ermuthigt, einem solchen auch unsererseits nachzustreben und darin auszuharren. Die griechischen Romane aber verlieren dadurch an Werth, daß sie den Abenteuern zu viel, der Sitten- und Charakterschilderung hingegen zu wenig Aufmerksamkeit widmen; letztere ist jedoch nicht ganz vernachläßiget, und es werden uns in jenen Erzählungen mancherlei anziehende Gemälde von den Gebräuchen und der Denkweise des Alterthumes geboten. Diese ersten Schöpfungen der Prosa-Dichtung sind, um es kurz zu sagen, von solcher Beschaffenheit, wie man von allen ersten Erzeugnissen erwarten kann, und nicht sowohl durch ihren eigentlichen inneren Gehalt werthvoll, sondern weil sie auf die Art und Weise hindeuten, wie man in jenen frühen Zeiten die angenehmsten Gefühle des Herzens und eine erhöhte Thätigkeit der Phantasie zu erwecken versuchte.



Zweites Capitel.

Einführung der milesischen Erzählungen in Italien. — Lateinische Romane. — Petronius Arbiter. — Apulejus rc.

Die milesischen Erzählungen hatten sogar, noch ehe sie in dem eigentlichen Griechenland zu Ansehen gelangten, schon ihren Weg nach Italien gefunden. Sie waren von den Sybariten, dem üppigsten Volke im Westen Europa's mit großem Eifer aufgenommen und nachgeahmt worden, und diese Nachahmungen erwarben sich in Rom dieselbe Berühmtheit, welche die milesischen Vorbilder in Griechenland und Asien erlangt hatten. Es ist nicht leicht, die Beschaffenheit jener westlichen Nachbildungen genau anzugeben; wenn aber eine alleinstehende Probe, die uns Aelian (Varia Hist. 14, 20.) überliefert hat, unser Urtheil leiten darf, so waren sie von scherzhafter Natur und man beabsichtigte durch dieselben eine fröhliche Stimmung zu erwecken. Ein sybaritischer Hofmeister nämlich, wie dort erzählt wird, führte einmal seinen Zögling durch die Straßen einer Stadt. Der Knabe fand zufällig eine Feige und wollte sie eben verspeisen, als sein Mentor ihn durch eine lange Deklamation gegen die Leckerhaftigkeit unterbrach und ihm dann den lüsternen Bissen aus der Hand riß, um ihn selbst mit der größten Gier zu verschlingen. Diese Erzählung, sagt Aelian, habe er in den sybaritischen Geschichten (ἱστορίαις Συβαριτικαῖς) gelesen und so viel Gefallen daran gefunden, daß er sie im Gedächtniß behielt und seiner Sammlung einverleibte, da er den Menschen ein herzliches Lachen nicht misgönne. Viele von den Römern, möchte es scheinen, wurden eben so leicht zur Lustigkeit gestimmt als Aelian, indem die sybaritischen Geschichten sich lange Zeit großer Beliebtheit erfreuten und endlich auch zur Zeit des Sulla die milesischen Erzählungen des Aristides von Sisenna, welcher Prätor von Sicilien und Verfasser einer römischen Geschichte war, ins Lateinische übersetzt wurden [s. Ovid Tristia 2, 443.]. Plutarch erzählt in seinem Leben des Crassus [C. 32.], daß als die Parther diesen Feldherrn besiegt hatten, sie in den Zelten der römischen Soldaten milesische Erzählungen fanden; weswegen auch Surena seine Verachtung der Verweichlichung und Ueppigkeit seiner Feinde an den Tag legte, welche selbst im Kriege nicht unterlaßen konnten solche Geschichtchen zu lesen.

Das Gefallen an den sybaritischen und milesischen Erzählungen nahm unter der Regierung der Kaiser noch immer mehr zu. Es traten viele Nachahmer des Aristides auf, besonders Clodius Albinus, des Kaisers Severus Nebenbuhler, dessen Geschichten nicht auf die Nachwelt gekommen sind, aber eine ziemliche, wenn auch nicht sehr verdiente Berühmtheit genossen haben sollen [84]). Es scheint seltsam, daß Severus in einem Schreiben an den Senat, worin er dieser Versammlung wegen der Ehrenbezeu-

gungen, womit sie seinen Gegner überhäuft, und der Unterstützung, die sie den Ansprüchen desselben geliehen, heftige Vorwürfe macht, sich dahin äußert, sein größter Schmerz sei besonders dadurch erzeugt worden, daß sie einen Mann wegen seiner Gelehrsamkeit gepriesen, der seine alten Tage mit dem Studium von Altweibermährchen, wie die milesisch-punischen Erzählungen des Apulejus, zugebracht hatte. (Major fuit dolor, quod illum pro literato laudandum plerique duxistis, cum ille naeniis quibusdam anilibus occupatus inter Milesias Punicas Apuleji sui et ludicra literaria consenesceret. ib. c. 12.).

Die berühmteste Erzählung dieser Gattung aber ist das Werk des Petronius Arbiter[55]), das merkwürdigste Erzeugniß vielleicht, das die Literärgeschichte irgend eines Volkes entehrt hat. Es ist die einzige auf uns gekommene Erzählung jener Periode, zugleich aber ein starker Beweis der monströsen Verderbtheit einer Zeit, die solch ein Geistesprodukt duldete, obgleich allerdings vor Erfindung der Buchdruckerkunst Schriften von unsittlicher Art umlaufen konnten, ohne gerade den Grad von Entsittlichung zu beweisen, von dem sie, wären sie der Welt nach jener Erfindung geboten worden, gezeugt haben würden.

Das Werk des Petronius[56]) ist satyrisch gehalten und nach der Meinung einiger Erklärer gegen die Laster des Nero und seines Hofes gerichtet, indem dieser Kaiser darin unter den Namen Trimalchio und Agamemnon geschildert sein soll, welche Meinung jedoch Voltaire [Ecrivains franç. du Siècle de Louis XIV. s. v. Nodot] mit Recht lächerlich gemacht hat. Das Satyricon ist in der zuerst von Varro[57]) eingeführten Weise geschrieben; es sind Verse mit Prosa und Späße mit ernsthaften Bemerkungen untermischt. Sowohl in den Ereignissen, als in der Anordnung derselben, sieht das Werk einem Romane sehr ähnlich; doch ist es zu bekannt und zu anstößig, um hier auf eine genaue Darlegung desselben einzugehen. Die Scene ist nach Griechenland verlegt, Encolpius aber [C. 91.], die Hauptperson des Werkes und Derjenige, der die Ereignisse erzählt. Er fängt mit einer Klage über den Verfall der Beredsamkeit an [C. 2.], und während er der Erwiederung des Agamemnon, eines Lehrers der Rhetorik zuhört, verliert er seinen Genossen Ascyltos. Indem er nun denselben aufsuchend die Straßen der Stadt durchirrt [C. 6.], wird er zuletzt von einer alten Frau nach einem abgelegenen Winkel geführt, wo die Ereignisse dem Schauplatze entsprechen [C. 7—11.]. Die darauf folgenden Abenteuer [C. 11—29.], das Gastmahl des Trimalchio [C. 29—78.], die Untreue und Rückkehr des Giton [80. 91.] die Liebeshändel des Eumolpus in Pergamus [C. 85—88.], die Seereise in dem Schiffe des Lycus [C. 91—116.], die Leidenschaft und getäuschte Hoffnung der Circe [C. 126—133.] sind sämmtlich ohne viel Kunst aneinander gereiht, welcher Fehler jedoch aus der verstümmelten Form, in der das Satyricon auf uns gekommen ist, entspringen mag.

Der Styl des Petronius ist wegen seiner Eleganz sehr gelobt worden; er besitzt auch allerdings sehr viel Natürlichkeit und Anmuth und ist ein viel zu schöner Schleier für einen so häßlichen Körper, so wie nicht minder einige von den Versen einen sehr hohen Grad von Schönheit tragen. Der beste Theil der Prosa jedoch ist die wohlbekannte Episode [C. 111. 112.] von der Wittwe zu Ephesus, welche ich fast ohne Zweifel für eine ursprünglich milesische oder sybaritische Erzählung halte. Eine vornehme Ephesierin nämlich ist, wie es in derselben heißt, bei dem Tode ihres Gatten, mit den gewöhnlichen Zeichen von Kummer nicht zufrieden, sondern steigt auch noch mit dem Leichnam in das Grabgewölbe hinunter, in welchem er beigesetzt wurde, um sich daselbst ihrem heftigen Grame so lange hinzugeben, bis er sie aufriebe, und weder ihre eigenen Freunde noch die ihres verstorbenen Gemahls vermögen sie von diesem Vorsatz abzubringen. Endlich begiebt sich ein gemeiner Soldat, der bei den Leichnamen einiger in der Nähe ans Kreuz geschlagener Verbrecher Wache steht, damit dieselben nicht von ihren Verwandten herabgenommen würden, und der in der Gruft ein Licht schimmern sieht, in dieselbe hinunter, woselbst er die Schönheit der trauernden Wittwe voll Bewunderung anstaunt und letztere endlich dazu beredet, zu essen, zu trinken und sich dem Leben wieder zu schenken. In der nämlichen Nacht auch, noch in der allerersten Zeit ihres Kummers, noch gehüllt in die Trauergewänder und sogar in dem Grabe ihres hingeschiedenen Gatten, ergiebt sie sich diesem neuen und unbekannten Liebhaber. Sobald der Soldat aus dem unterirdischen Brautgemache in die Oberwelt emporsteigt, sieht er daß inzwischen der Leichnam eines der Verbrecher fortgeschafft worden ist. Er kehrt hierauf zu seiner

Geliebten zurück, um mit ihr im Voraus die Strafe zu beklagen, die ihn wegen der Vernachläßigung seiner Pflicht erwartete; sie befreit ihn jedoch alsobald von seiner Unruhe, indem sie ihm vorschlägt den Leichnam des von ihr so schwer bejammerten Gemahls statt des Verbrechers ans Kreuz zu nageln.

Eine der vorstehenden fast ganz gleiche Erzählung findet sich unter dem Titel: „Von der getrösteten Wittib" in dem unter dem Namen der „sieben weisen Meister" bekannten Buche, welches eine der ältesten Sammlungen morgenländischer Erzählungen enthält. Dort wird der Leichtsinn der Wittwe jedoch noch durch den Umstand erschwert, daß der Ehemann derselben in Folge eines heftigen Schreckens über eine Gefahr stirbt, der seine Frau ausgesetzt war, und daß sie darein willigt seinen Leichnam zu verstümmeln, um ihn dem des vom Kreuze gestohlenen Missethäters vollkommen ähnlich zu machen.

Diese Erzählung weiblichen Leichtsinnes ist sowohl in ihrer klassischen als orientalischen Fassung häufig nachgeahmt worden, z. B. im Italienischen in den Cento novelle antiche No. 56., ferner [von Sercambi nov. 16.], von Annibale Campeggi (s. weiter unten.) und Eustazio Manfredi; im Französischen von St. Evremont [Oeuvres Meslées vol. I. p. 236. London. 1705. 4., ist nur eine Uebersetzung des Petronius], La Fontaine (La Matrone d'Ephèse) und Voltaire (in seinem Zadig C. 2. Le Nez coupé); so wie es auch den Stoff eines englischen Lustspieles aus dem Anfange des 17ten Jahrhunderts bildet, welches betitelt ist „Wittwenthränen" (the Widow's Tears: s. Dodsley's Collection vol. 6.). Die Geschichte ist auch von Johannes von Salisbury in sein Buch de Nugis Curialium (L. 8. C. 11.) aufgenommen worden, woselbst er sie als ein wirklich zu Ephesus vorgefallenes Ereigniß anführt und einen gewissen Flavianus als Gewährsmann dafür nennt. Es ist auch das Fabliau de la femme, qui se fist putain sur la fosse de son mari und der Pater Du Halde erzählt in s. Gesch. von China [Description de la Chine III., p. 405.], daß es in jenem Lande gleichfalls eine bekannte Geschichte sei. Der sonderbarste Ort zur Einflechtung einer solchen Erzählung war gewiß aber Jeremy Taylor's „Regel und Vorschrift zu einem gottseligen Tode (Rule and Exercise of Holy Dying), wo sie einen Theil des 5ten Capitels ausmacht, welches den Titel führt: „Von den mannigfachen Todesumständen und den Behandlungen der Todten" (Of the Contingencies of Death and Treating our Dead)[88]). —

Die lateinischen Prosadichtungen scheinen in ihren Episoden glücklicher gewesen zu sein, als in den Haupterzählungen. Diese Bemerkung ist besonders auf den Esel des Apulejus anwendbar, dem seine Leser, wie man gewöhnlich glaubt, wegen seiner Trefflichkeit den Beinamen „der goldene" gaben[89]). Warburton jedoch vermuthet auf Grund einer Stelle in des Plinius Briefen, daß aureae die gewöhnliche Benennung der milesischen und aller solchen Erzählungen war, welche Gaukler dem gemeinen Volke auf offener Straße zu erzählen pflegten.[90]). Diese milesischen Erzählungen waren zur Zeit des Apulejus sehr im Schwange, und daher giebt er seinen Lesern gleich im Anfange des Werkes auch die Versicherung, daß er ihnen eine derartige Produktion bieten werde (At ego tibi sermone isto Milesio varias fabulas conseram auresque tuas benevolas lepido susurro permulceam)[91]), obgleich er nicht minder bald nachher darauf anspielt, daß er tiefere Absichten hege als ihre bloße Unterhaltung.

Die Erzählung wird in der Person des Autors mitgetheilt, welcher damit anfängt, daß er sich als einen jungen Mann schildert, der für die Schönheit der Tugend zwar nicht unempfänglich, jedoch dem Vergnügen unmäßig ergeben sei und gern einige Kenntnisse der Magie erlangen möchte. Er berichtet ferner, daß er sich wegen einiger häuslichen Angelegenheiten nach Thessalien, aus welchem Lande seine Familie stammte, zu reisen genöthigt sah. Sobald er nun eine Stadt Namens Hypata betrat, fragte er nach einem Manne, der Milo hieß; und nachdem er dessen Wohnung erfahren, klopft er an die Thür desselben. „Auf was für ein Pfand willst Du borgen?" sagt ein Diener, der sie vorsichtig entriegelt; „wir leihen bloß auf Gold und Silber." Endlich zu dem Hausherrn geführt, überreicht Apulejus diesem Empfehlungsbriefe von Demeas, einem Freunde des Wucherers und wird daher aufgefordert bei ihm zu bleiben. Milo schickt hierauf zuerst seine Frau weg und bittet dann seinen Gast sich statt ihrer auf das Lager niederzulaßen, indem er sich wegen Mangels an Sitzen von einer mehr tragbaren Beschaffenheit mit seiner Furcht vor Räubern entschuldigt. Apulejus nimmt die Einla-

dung des Wucherers, bei ihm zu wohnen, an, begiebt sich dann in ein öffentliches Bad und, indem er unterweges über die Sparsamkeit seines Wirthes nachdenkt, kauft er sich einige Fische zum Abendbrot. Hierauf begegnet er dem Pythias, der sein Studiengenosse in Athen gewesen, damals aber Aedil zu Hypata war und die Aufsicht über die Lebensmittel hatte. Er untersucht die von seinem Freunde gekauften Fische, erklärt sie für schlecht, befiehlt sie zu vernichten und, nachdem er dem Verkäufer derselben bloß einen Verweis gegeben, verläßt er seinen alten Bekannten, der über den Verlust seines Geldes und Abendbrotes ganz bestürzt und keineswegs mit der Handhabung der Gerechtigkeit in Thessalien zufrieden ist.

Nachdem er das Bad besucht hat, kehrt Apulejus nach Hause zurück [B. 1.] und erhebt sich den nächsten Morgen in der Absicht alle Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen. Thessalien war nämlich das Heimatland der Magie und auf seiner Reise von Rom nach Hypata hatte er von der Natur dieser Kunst bereits einiges gehört und sogar auch gesehen. Daher stellte er sich nun vor, daß Alles, was er erblickt, durch Zauberei seine natürliche Gestalt verloren habe; er erwartet die Statuen gehen zu sehen und die Ochsen weissagen zu hören. Während er so die Stadt durchstreift, begegnet er einer Dame Namens Byrrhena, die als Freundin seiner Mutter ihn auffordert, seine Wohnung in ihrem Hause zu nehmen. Er muß dies Anerbieten ablehnen, da er bereits bei Milo eingekehrt ist, nimmt jedoch eine Einladung zum Abendbrot an. Die Beschreibung des großen Saales in dem Hause dieser Dame ist prächtig; auch die Schilderung einer Statue der Victoria und eines anderen Bildwerkes, das die Diana von ihren Hunden umgeben vorstellt, sehr lebendig. Apulejus erhält von Byrrhena die Warnung, sich vor Pamphile, der Frau des Milo, einer der gefährlichsten Zauberinnen in Thessalien, in Acht zu nehmen. Sie sagt ihm, daß diese Unholdin kein Zaubermittel spare um junge Leute, in die sie sich etwa verliebt, anzulocken und sich kein Gewissen daraus mache, diejenigen, die sich ihrer Neigung widersetzen, in Thiere zu verwandeln. Apulejus kehrt hierauf nach Hause zurück, unentschlossen, ob er sich Fotis, der Dienerin der Pamphile, oder dieser Letzteren anschließen solle, um sich von derselben in den Zauberkünsten unterrichten zu laßen. Die vorzügliche Schönheit der Fotis bestimmt jedoch bald seinen Entschluß und er tröstet sich für die mannigfachen Entbehrungen, die er in dem Hause des Milo zu erdulden hat, durch ein Liebesverhältniß mit der Dienerin, welche das doppelte Amt einer Zofe bei ihrer Gebieterin und eines Kammerdieners bei dem sparsamen Ehemanne derselben bekleidet.

Indem nun Apulejus eines Abends bei Byrrhena zu Abend speist, hört er, daß den folgenden Tag das Fest des Momus gefeiert würde, und man fordert ihn auf diesen Gott durch irgend eine scherzhafte Erfindung zu ehren. Er kehrt hierauf etwas berauscht nach Hause zurück und sieht im Dunkeln drei starke Figuren, welche auf die Hausthür des Milo mit großem Ungestüm einstürmen. Da er sie für Räuber hält, welche einzubrechen suchen, so durchbohrt er sie mit seinem Schwerte der Reihe nach und sie für todt zurücklaßend, entkommt er in das Haus [B. 2.]. Den nächsten Morgen wird er wegen des dreifachen Mordes gefänglich eingezogen, in einem öffentlichen dicht gedrängten Gerichtshofe verhört, und der Kläger von einem Herolde aufgerufen. Ein alter Mann, der als solcher auftritt, hält eine Rede, deren Dauer, dem Gebrauche der Alten gemäß, nach einer Wasseruhr bestimmt wird. Hierauf erscheinen zwei Frauen in tiefer Trauer, von denen eine den Tod ihres Ehemannes, die andere den ihres Sohnes beklagt, indem beide mit lauter Stimme um Rache an dem Mörder flehen. Apulejus wird des Todes der drei Bürger schuldig befunden, soll aber vor seiner Hinrichtung, um ihn zur Angabe seiner Mitschuldigen zu zwingen, auf die Folter gespannt werden, wozu man auch demgemäß die nöthigen Vorbereitungen trifft. Was aber Apulejus während dieses ganzen Verfahrens besonders in Erstaunen setzt, ist der Umstand, daß die sämmtlichen Beisitzer und Zuhörer des Gerichtshofes und unter Andern auch sein Wirth Milo in einem fort in das heftigste Lachen ausbrechen. Eine von den Frauen in Trauer fordert nun, daß man die Leichname, welche sich im Gerichtshofe befinden, aufdecke, damit durch den Anblick derselben das Mitleid der Richter erregt und die Martern desto mehr erhöht würden. Man giebt diesem Verlangen Folge und Apulejus selbst soll die Leichname aufdecken. Da erklärt sich nun die Lachlust der Versammlung auf das Deutlichste, denn zum höchsten Er-

staunen des Apulejus sieht er drei aufgeblasene Lederschläuche, die er in der vorhergehenden Nacht für Räuber gehalten und als solche durchbohrt hatte. Der vermeinte Verbrecher wird hierauf entlaßen, nachdem man ihm mitgetheilt, daß dieses spaßhafte Verhör zu Ehren des Gottes Momus Statt gefunden habe.

Bei seiner Rückkehr nach Hause wird ihm die Sache von Fotis noch deutlicher erklärt, indem sie ihm mittheilt, daß sie auf Befehl ihrer Gebieterin sich das Haar eines jungen Böotiers, in den diese verliebt wäre, hätte verschaffen sollen, um ihn vermittelst desselben und eines damit bereiteten Zaubers in ihr Haus zu bringen, daß es ihr aber nicht gelungen jenes Ingrediens in ihre Gewalt zu bekommen und sie aus Furcht vor Strafe ihr einige Ziegenhaare, die der Scheere eines Schlauchscheerers entfallen, gebracht hatte. Diese Haare habe die Zauberin mit den gewöhnlichen Beschwörungsformeln verbrannt und anstatt den jungen Böotier in ihr Haus zu ziehen, den Häuten, zu denen sie vormals gehört, Leben gegeben; diese nun, welche damals gerade die Gestalt von Schläuchen hatten, schienen dem Apulejus die Hausthür Milo's zu bestürmen.

Diese Schlauchgeschichte gab wahrscheinlich dem Cervantes die Idee zu dem furchtbaren Kampfe, der zwischen Don Quixote und den Weinschläuchen Statt findet und damit endet, daß er in dem Glauben Riesen zu spalten, dieselben in Stücke haut (B. IV. C. 4.).

Apulejus vergiebt der Fotis den ihm verursachten Schrecken unter der Bedingung, daß sie ihm einmal ihre Gebieterin zeige, während diese mit ihren magischen Operationen beschäftigt wäre. Den darauf folgenden Abend kommt Fotis daher in großer Eile mit der Nachricht zu ihm, daß ihre Herrin im Begriffe sei sich in einen Vogel zu verwandeln, um zu irgend einem Gegenstande ihrer Zuneigung zu fliegen. Indem er nun durch einen Riß in der Thür guckt, sieht er Pamphile verschiedene Fläschen aus einem Schranke nehmen und sich mit einer darin enthaltenen Salbe einreiben. Während sie hierauf einige Worte murmelt, wird ihr Körper mit Federn bedeckt, ihre Nägel verlängern sich zu Klauen und sie fliegt alsobald in der Gestalt einer Eule aus dem Zimmer. Da nun bittet Apulejus seine schöne Führerin, sie möchte ihm doch etwas Salbe zukommen laßen, damit er ihrer Gebieterin in derselben Gestalt folgen könne, da Fotis ihm gesagt, daß er um seine frühere Gestalt wieder zu erlangen nur eines Schluckes Quellwaßer mit Anis und Lorbeerblättern vermischt bedürfe. Fotis jedoch giebt ihm aus Versehen eine andere Salbe, so daß er, statt in einen Vogel, in einen Esel verwandelt wird. In dieser Gestalt behält er indeß seine früheren Gefühle und Verstandeskräfte, hört aber von Fotis, daß er nur durch den Genuß von Rosenblättern die menschliche Form wieder erlangen könne.

Der Rest der Erzählung handelt nun von den Bemühungen des Apulejus in den Besitz dieser kostbaren Speise zu gelangen und von den Leiden, die er in seiner dermaligen herabwürdigenden Gestalt zu erdulden hat. Dieser Theil des Werkes scheint in seinem Grundstoffe die Idee zu den Adventures of a Lap-dog, Perambulations of a Mouse (Abenteuer eines Schoßhundes, Wanderungen einer Maus) und ähnlichen Erzeugnissen gegeben zu haben.

Apulejus steigt nun zuvörderst in den Stall hinunter, wo er von seinem eigenen Pferde und dem Esel des Milo sehr übel behandelt wird. In einem Winkel seiner neuen Wohnung sieht er zwar den mit frischen Rosen geschmückten Schrein der Epona, der Göttin der Ställe, jedoch wird er, indem er sich einige derselben abzufressen bemüht, von seinem eigenen Reitknechte, den das beabsichtigte Sacrilegium in heftigen Zorn setzt, mit Schlägen zurückgetrieben.

In diesem Augenblicke brechen Räuber in die Wohnung des Milo, welche erst das Haus ausplündern und dann das Pferd und die beiden Esel, die sie im Stalle finden, mit der Beute beladen. Apulejus bemerkt nun in einem Garten, den sie auf ihrem Rückwege zur Räuberhöhle durchziehen, verschiedene Rosenbüsche, jedoch unterläßt er es von den Blumen derselben zu genießen, damit er nach Wiederannahme der menschlichen Gestalt nicht von seinen neuen Herren ermordet würde [B. 3]. Nach einem langen beschwerlichen Marsche und nahe daran unter der Last seiner Bürde zu erliegen, kommt er bei dem Aufenthaltsorte der Räuber an. Die Beschreibung desselben gleicht der der Räuberhöhlen aller neuern Romane in einem hohen Grade. Wir begegnen da dem rauhen Berggeklüfte, dem undurchdringlichen Walde, dem unzugänglichen Felsen und sogar dem hohen festen Thurme und der unterirdischen Höhle. An diesem schauerlichen Orte nun wird das Abendbrot

von einer alten Frau, der einzigen Dienerin, welche die Räuber hatten, aufgetragen, und während des Mahles langt noch eine Schaar mit reicher Beute an.

Bei Tagesanbruch zieht die Bande auf einen neuen Raubzug aus und kehrt nach einigen Stunden mit einer jungen Dame zurück, welche der Sorgfalt der alten Frau übergeben wird. Sie erzählt nun der alten Hexe, daß sie gerade an dem Tage ihrer Vermählung mit einem jungen Manne, welchen sie sehr liebe, geraubt worden sei, worauf jene, um ihren Kummer einigermaßen zu zerstreuen, ihr eine milesische Geschichte erzählt, und zwar ist dieß die berühmte Fabel von Amor und Psyche [B. 4 ff.].

Apulejus macht hierauf mit den Räubern verschiedene Züge mit und versucht auch mehrere Male aus ihrer Gewalt zu entkommen, was ihm jedoch jedes Mal misglückt [B. 6.]. Endlich kehrt einer von der Bande, der in Hypata zurückgelaßen worden war, zu ihnen zurück und berichtet, daß man nicht sie wegen des Einbruches in Verdacht hätte, sondern einen gewissen Apulejus, der dem Milo falsche Briefe von einem Freunde überreicht und nach dem Raube sich aus dem Staube gemacht habe. Auch bringt der neuangekommene Räuber einen Fremden mit, der sich ihnen als der berühmte Bandit Hämus, den Schrecken ganz Thessaliens, vorstellt und natürlich mit großer Freude von ihnen zum Hauptmanne erwählt wird. Apulejus entdeckt, indem er eine Unterhaltung dieses vorgeblichen Hämus mit der jungen Dame mit anhört, daß es der Bräutigam derselben ist, der, um ihre Flucht zu bewerkstelligen, diese Rolle und Verkleidung übernommen hatte. Hämus führt auch eines Abends seine Absicht dadurch aus, daß er die Räuber berauscht und, nachdem er sie mit Stricken gebunden, seine Braut auf den Rücken des Apulejus setzt, mit welchem er dann in größter Eile in seinen Wohnort zurück kehrt.

Zwischen diesen Vorfällen in der Wohnung der Räuber und einigen der ersten Abenteuer des Gil Blas findet eine ganz auffallende Aehnlichkeit Statt. Die düstere Behausung der Räuber, die Weise wie sie gesichert ist, die Gelage der Bewohner derselben, die alte Frau, welche sie bedient, die Ankunft einer neuen Schaar während des Mahles, die Gefangenschaft und endliche Flucht der jungen Dame, Alles dies bietet eine zu große Uebereinstimmung dar, als daß man sie für bloß zufällig halten könnte.

Der neue Herr des Apulejus beschließt, zum Danke für den von demselben geleisteten Dienst, ihn auf's Land zu schicken, damit er bei der Maulthierzucht fungiere. Unglücklicher Weise hat der Aufseher, dessen Pflege Apulejus übergeben wird, ein Weib, die alle Liebesgedanken des letzteren dadurch zu Schanden macht, daß sie ihn in einer Mühle arbeiten läßt. Seine Lage bessert sich auch dann noch nicht, als der Aufseher endlich, jener Befehle sich erinnernd, ihn seiner ursprünglichen Bestimmung widmet, da er unter den Hengsten, die seine Nebenbuhler sind, eine höchst ungastliche Aufnahme findet.

Nach diesen Unannehmlichkeiten soll Apulejus von den Bergen Holz herbeischaffen und zwar unter der Aufsicht eines Knaben, der ihn mit der größten Grausamkeit behandelt und ein solch nachtheiliges Gerücht von seiner boshaften halsstarrigen Natur verbreitet, daß er in der größten Gefahr ist zur Vermehrung von Maulthieren für immer unfähig gemacht zu werden [B. 7.]. Jedoch kommt noch zur rechten Zeit die Nachricht an, daß sein Herr von einem früheren Nebenbuhler ermordet worden sei und die Gemahlin desselben sich nach einer schrecklichen Rache an ihrem verrätherischen Bewunderer das Leben genommen habe. Sobald der Wärter des Apulejus diese Nachricht vernimmt, plündert er das Landhaus seines verstorbenen Herrn, beladet Apulejus mit dem gestohlenen Gute und flieht mit einigen Bauern, die ihm bei der Beraubung geholfen. Im Verlaufe ihres Weges durch eine wilde öde Gegend erleben sie mancherlei Abenteuer und langen endlich in einer volkreichen Stadt an, wo der nunmehrige Herr des Apulejus seinen Wohnsitz aufschlägt. Hier wird letzterer von einem alten Eunuchen, einem Priester der syrischen Göttin gekauft. Während er sich im Besitze desselben befindet, ist er Zeuge der gräulichen Ausschweifungen der Diener dieser Gottheit, und da er unvorsichtigerweise vor Erstaunen über das, was er sieht, zu yahen anfängt, so bringt einer der Nachbarn, der einen Esel verloren hatte, in das Haus und veröffentlicht alsdann die Schandthaten jener Elenden.

In Folge dieses Vorfalles sehen die Halbmänner sich genöthigt nach einer anderen Stadt zu ziehen, wohin Apulejus die Statue der syrischen Göttin auf dem Rücken tragend sie begleitet.

Hier kehren sie in dem Hause eines Bewohners jener Stadt ein, welcher für die in Rede stehende Gottheit eine besonders große Verehrung hegt. Da nun ein Hund mit dem Wildbraten, der zur Bewirthung der Gäste dienen soll, davonläuft, so ist der Koch vor Verzweiflung nahe daran sich zu hängen; seine Frau jedoch räth ihm dieses Experiment nur als letztes Auskunftsmittel in Anwendung zu bringen und unterdeß statt der verlorenen Keule einen Eselsschenkel auf die Tafel zu bringen. Apulejus hört also, daß er das dem Tode geweihte Opfer sein solle [B. 8.], stürzt in den Saal, wo der Hausherr seine Gäste bewirthet und wirft die Tische um. Da man nun einen tollen Hund im Stalle gesehen haben wollte, so schreibt man dies Benehmen des Apulejus der Wasserscheu zu und er würde in Folge dieses Verdachtes mit dem Tode bestraft worden sein, hätte er nicht alsobald etwas Waßer aus einem Glase getrunken.

Die Priester ziehen bald nachher weiter und auf dieser Reise hört Apulejus die Erzählung von dem Faße, welche die zweite Novelle des siebenten Tages des Decamerone ist. Endlich wird er auf dem Markte einer Stadt, durch welche sie ziehen, einem Bäcker verkauft, dem das von Boccaccio in der zehnten Novelle des fünften Tages erzählte Abenteuer zustößt [B. 9.]. Hierauf kommt er in den Besitz eines Gärtners, dem er von einem römischen Soldaten entführt und hierauf zweien Brüdern, welche zusammen wohnten, verkauft wird, von denen der eine der Koch und der andere der Zuckerbäcker eines reichen und angesehenen Mannes ist. Diese nun pflegten, wenn sie ausgiengen, die Thür ihrer Wohnung, in der sie ihre Torten und andere Gerichte zubereiteten, fest zu verschließen und nur ihren Esel darin zurückzulaßen. Stets jedoch, wenn sie nach Hause kehren, finden sie daß die Backwaaren und andere Lebensmittel verschwunden sind und da der Esel sein Korn und Heu immer unberührt läßt, geräth er in Verdacht, der sich denn auch dadurch bestätigt, daß seine Herren ihn eines Tages belauschen und bei seiner leckeren Mahlzeit ertappen. Die beiden Brüder sind durch diesen Anblick sehr belustigt und da das Gerücht von diesem seltsamen Epikureismus ihrem Gebieter Thyasus zu Ohren kommt, so kauft er ihnen den Esel ab, dem dann durch einen seiner Freigelaßenen eine Menge Kunststücke gelehrt werden. Der Besitz dieses seltenen Thieres verbreitet über den Besitzer desselben in der Meinung seiner Mitbürger einen großen Glanz und er wird in Folge dessen in fünf hintereinander folgenden Jahren zur höchsten Magistratsperson in Korinth ernannt.

Apulejus ist auch dem Freigelaßenen, in dessen Pflege er sich befindet, von sehr großem Nutzen, da derselbe ihn für Geld sehen läßt. Außerdem empfängt Apulejus auch von Damen sehr häufige Besuche, die ihn sein Wärter auf Bitten derselben erwiedern läßt [92]).

Hierauf giebt sein Herr ein glänzendes Fest, als Feier seiner Wahl zu der oben genannten Würde. Bei dieser Gelegenheit wird das Urtheil des Paris vorgestellt und Apulejus dazu bestimmt in einer Art von Nachspiel eine Hauptrolle zu übernehmen, die ihm jedoch keineswegs in solcher Oeffentlichkeit zusagte.

Er flieht daher unbemerkt ins Freie, und, nachdem er drei Meilen weit getrabt ist, gelangt er zu einem einsamen Flecke am Seeufer [B. 10]. Der Mond, der seinen vollen Glanz ausgießt, und die feierliche Stille der Nacht flößen ihm andächtige Gefühle ein, er reinigt sich auf die von Pythagoras vorgeschriebene Weise und richtet ein langes Gebet an die große Göttin Isis. Im Laufe der Nacht erscheint sie ihm im Traume und nachdem sie ihm eine seltsame Mittheilung über sich selbst gemacht hat, verkündet sie ihm das Ende seiner Leiden, fordert dafür aber, daß er sein ganzes Leben ihrem Dienste weihe. Bei seinem Erwachen fühlt er sich in seinem Entschluße, einem tugendhaften Leben nachzustreben, wunderbar gestärkt. Bei diesem Wechsel seiner Gesinnung und diesem Siege über seine Leidenschaften scheint ihm, wie er es sehr schön schildert, die ganze Natur ein neues Ansehen der Freude und Fröhlichkeit zu bekommen (Tanta hilaritudine, praeter peculiarem meam, gestire mihi cuncta videbantur, ut pecua etiam cujuscemodi, et totas domos, et ipsam diem serena facie gaudere sentirem) [93]).

Während er sich in dieser Stimmung befindet, erblickt Apulejus eine zahllose Menge Menschen, welche sich dem Ufer naht, um das Fest der Isis feierlich zu begehen. Unter der Schaar von Priestern bemerkt er den Oberpriester mit einem Rosenkranze auf dem Haupte und nähert sich demselben, um einige von den Blumen abzupflücken. Der Oberpriester, einer geheimen Eingebung folgend, bietet ihm den Kranz dar, Apulejus nimmt

seine frühere Gestalt wieder an und das Versprechen der Göttin ist erfüllt. Er wird alsdann in ihre Gebräuche eingeweiht, kehrt nach Rom zurück und giebt sich nun ganz ihrem Dienste hin. „Diese Mittheilung wird, sagt er, Diejenigen nicht überraschen, welche wissen, daß er Decurio des Osiristempels ist und daß Osiris und Isis ein und dieselbe Gottheit sind." [B. 11.][94].

Endlich wird Apulejus zu einer noch mystischeren und feierlicheren Einweihung von der Göttin selbst eingeladen, die ihn für seine hohe Frömmigkeit mit einem großen Ueberfluße an zeitlichen Gütern belohnt. —

Dies ist der allgemeine Umriß des „Goldenen Esels", welchen die Zeitgenossen des Autors und die Kritiker des folgenden Jahrhunderts für eine triviale Erzählung hielten, die bloß in der Absicht, das gemeine Volk zu belustigen, geschrieben worden sei. „Quibus fabulis, sagt Macrobius, Apulejum nonnunquam lusisse miramur."[95]). Später jedoch änderte sich die Meinung. Man zweifelte nicht länger daran, daß Apulejus eine tiefere Absicht hatte, doch war man nicht darüber einig, welche dies gewesen sei. Der heilige Augustin erlaubt sich die Vermuthung, ob die von Apulejus mitgetheilte Erzählung von seiner Verwandlung in einen Esel nicht wahr sein möchte. „Aut indicavit, sagt er, aut finxit"[96]). Die gewöhnliche Meinung ging dahin, daß das Werk eine Satyre auf die Laster der Landsleute des Autors enthalten sollte, und daß er einen berühmten Vorgänger[97]) zu ängstlich nachahmend die Uebel, welche er zu heilen wünschte, mit zu großer Genauigkeit geschildert habe. Beroaldus, der gelehrte Erklärer des Apulejus, glaubt, die Verwandlung desselben in einen Esel bedeute, daß der Mensch, wenn er sich den sinnlichen Lüsten ergebe, zum Thiere werde, daß er aber, wenn er Rosen, womit Wissenschaften und Weisheit gemeint seien, koste, zur Religion und Tugend zurückkehre, eine Veränderung, welche durch die Wiederannahme der menschlichen Gestalt angedeutet werde.

In seinem Werke „The divine Legation of Moses" [B. 4. Abschn. 4. Bd. 2. S. 182 ff. Anm. w. der deutsch. Uebers. von Schmidt], ist der Bischof Warburton auf viele gelehrte und scharfsinnige, wenn auch oft weit hergeholte, Betrachtungen über diesen Gegenstand eingegangen. Er kommt auf denselben (welcher auf den ersten Anblick nur in einer sehr fernen Beziehung zur Sendung des Gesetzgebers der Juden zu stehen scheint) an der Stelle, wo er zu beweisen sucht, daß bei allen Völkern der Glaube an eine Vorsehung und einen zukünftigen Zustand der Belohnung und Strafe auf eine ceremonienreiche und beliebte Weise, z. B. durch die Einführung von Mysterien, dem Volke eingeprägt wurde. Der gelehrte Prälat behauptet, daß Apulejus eine tiefe Abneigung gegen die christliche Religion gehegt habe. Er beweist durch verschiedene Stellen in der Apologie, einer andern Schrift desselben Verfassers, daß sein Schwager, der ihn der Zauberei anklagte, jenem Glauben angehörte, sowie auch in dem „Goldenen Esel" die Laster der Bäckerfrau darin zusammengefaßt werden, daß er uns schließlich sagt, daß sie eine Christin war [L. IX. p. 620 Oud.]. Daher sei seine Vorliebe für das Heidenthum erhöht und er veranlaßt worden, ein Werk in der ausdrücklichen Absicht zu schreiben, diesen Irrglauben zu verherrlichen und die Einweihung in die Mysterien desselben als ein Heilmittel jeglicher Laster zu empfehlen. Indem der Verfasser der „Divine Legation" nun von dieser Meinung ausgeht, erklärt er auch derselben gemäß die wichtigsten Ereignisse des „Goldenen Esels." Die Alten glaubten nämlich, wie gesagt, daß man durch die Einweihung in die Mysterien von dem geistigen Tode des thierischen Lebens und Lasters befreit und zu einem neuen Dasein der Tugend und Glückseligkeit zurückkehren könne, welches, wie wir wissen, den Hauptgegenstand des „Goldenen Esels" bildet. Byrrhena nun stelle die Tugend vor; Apulejus lehnt die Einladung derselben ab und ergiebt sich seinem Hange zu sinnlichen Genüssen und Zauberkünsten, bis die Thorheiten und Verbrechen, zu denen sie ihn verleiten, ihn am Ende in ein Thier verwandeln, in welcher Gestalt jeder Wechsel seiner Lage ihn noch immer elender und verächtlicher macht. Die Beschreibung der von den Priestern der Cybele verübten Abscheulichkeiten soll ein Kontrast gegen die reinen Gebräuche des Isisdienstes sein; die Rosen ferner, durch welche die Rückkehr zur menschlichen Gestalt bewirkt wird, galten bei den Alten als Symbol des Schweigens, welches besonders bei den Aegyptern, die den Harpokrates, den erstgeborenen Sohn der Isis, verehrten, ein nothwendiges Erforderniß war; daher auch die Statuen der Isis Rosenkränze trugen und die Redensart „unter der Rose" auch in neueren Zeiten sprüchwört-

lich geworden ist; die feierliche Einweihung endlich, deren ausführliche Beschreibung das Werk beschließt, stimmt mit dem überein, was andere Autoren hinsichtlich jener Mysterien mitgetheilt haben.

Wenn, wie Warburton glaubt, der Goldene Esel zur Unterstützung der heidnischen Religion geschrieben wurde, so scheint es vielleicht sonderbar, daß der Autor desselben den Esel des Lucian zum Vorbilde gewählt hat, der doch gerade, wie viele andere Werke dieses satyrischen Schriftstellers, die heidnische Mythologie lächerlich machen sollte. Beide „Esel" haben indeß ihren ersten Ursprung in den Erzählungen des Lucius Patrensis, die wir zwar nicht mehr besitzen, von welchen man jedoch glaubt, daß sie Verwandlungen nach dem Volksglauben schilderten. Eine von diesen Metamorphosen wurde nun um ihrer Lächerlichkeit willen auch von Lucian in seinem „Esel" benutzt, welche Erzählung zwar die Hauptereignisse mit dem Goldenen Esel des Apulejus gemein hat, jedoch sonst nur eine Skizze desselben ist[98]). So hat Apulejus die Geschichte von der Ermordung der Schläuche und dem darauf folgenden Scheinprozesse hinzugefügt, auch der Rückkehr zur menschlichen Gestalt ein ernstes und heiliges Ansehen gegeben, welche Lucian hingegen nur durch ein zufälliges Abfressen von Rosen, die ein Anwesender trägt, in dem Augenblicke bewirkt, wo eben ein ähnliches Schauspiel Statt finden soll, wie dasjenige, dem Apulejus glücklich entflieht. Die lange Beschreibung der Einweihung in die Mysterien tritt bei letzterem an die Stelle des Ereignisses, welches die Abenteuer Lucian's beendet, der nach Annahme seiner ursprünglichen Gestalt bei einer Dame, vor deren Augen er als Esel oftmals Gunst gefunden, Zuflucht sucht, von derselben aber wegen der Verminderung seiner Reize mit Schande und Spott weggejagt wird.

Der Goldene Esel ist auch mit zahlreichen Episoden ausgeschmückt, welche der Erfindungsgabe des Apulejus angehören, oder doch wenigstens nicht in der Schrift des Lucian zu finden sind. Von diesen ist die bekannteste und bei weitem schönste die Erzählung von Amor und Psyche, welche von der alten Dienerin der Räuber der geraubten jungen Dame erzählt wird [B. 4. 5. 6.].

Ein gewisser König hatte einst drei Töchter, von denen die jüngste und liebenswürdigste Psyche hieß. Ihre Reize waren so groß und wunderbar, daß die Unterthanen ihres Vaters ihr die nur der Göttin Venus schuldige Anbetung darzubringen begannen. Die erzürnte Göttin befiehlt ihrem Sohne, sie an dieser Nebenbuhlerin dadurch zu rächen, daß er derselben eine Leidenschaft für irgend einen unwürdigen Gegenstand einflöße; während Amor jedoch auf die Ausführung dieses Planes sinnt, sieht er sich selbst von heftiger Liebe für die Königstochter ergriffen. Unterdeß wird Psyche, einem ertheilten Orakelspruche gemäß auf einen öden Felsen ausgesetzt, wo sie einem Ungeheuer zur Beute bestimmt ist. Zephyr erhält den Auftrag sie aus dieser traurigen Lage zu befreien und bringt sie durch die Lüfte nach einem herrlichen Thale [B. 4.]. Hier genießt sie einen erfrischenden Schlaf und erblickt bei ihrem Erwachen einen Hain, in dessen Mitte sich eine Quelle und in der Nähe derselben ein herrlicher Palast befindet. Das Dach des letzteren wird von goldenen Säulen getragen, die Mauern sind mit Silber bedeckt und alle Arten von Thieren auf denselben in herrlichen Bildwerken dargestellt. Psyche betritt dies Gebäude, wo sie ein herrliches Mahl aufgetragen findet und von einer unsichtbaren Stimme eingeladen wird davon zu genießen. Nachdem dies köstliche Bankett verschwunden ist, vernimmt sie eine herrliche, aber wiederum unsichtbare Musik. In diesem bezaubernden Aufenthalte vermählt sich Amor mit ihr und besucht sie allnächtlich, untersagt ihr jedoch, daß sie es jemals versuche ihn zu sehen, indem er hinzufügt, daß ihr Glück auf die strenge Befolgung seiner Forderung beruhe. Unter diesen Umständen willigt er auf ihr dringendes Bitten auch nur widerstrebend ein, ihre jüngeren Schwestern zu ihr in den Palast zu bringen. Diese indeß, neidisch auf das Glück ihrer Schwester, bemühen sich sie glauben zu machen, daß ihr Gemahl eine Schlange sei und sie zuletzt verschlingen würde. Obgleich nun Psyche bereits hinlänglich darüber hätte im Klaren sein müssen, wie weit dieser Verdacht begründet sei, so beschließt sie gleichwohl sich durch den Augenschein von der Wahrheit zu überzeugen. Mit einer Lampe in der einen und einem Dolche in der andern Hand nähert sie sich dem Lager ihres Gatten, während er schläft, in der Absicht ihn zu ermorden, im Falle er ein Ungeheuer wäre. In der durch den Anblick seiner reizenden Gestalt erzeugten Aufregung jedoch

läßt sie ihm einen Tropfen heißen Oels auf die Schulter fallen; der erzürnte Gott entfliegt und überläßt sie ihren Gewissensbissen und ihrer Verzweiflung zum Raube, während der Zaubergarten und der prächtige Palast zugleich mit ihm selbst verschwinden. Psyche befindet sich nun allein und einsam an dem Ufer eines Flußes. Sie irrt hierauf unter dem Schutze Pans umher und kommt endlich in die Reiche ihrer Schwestern, die sie sämmtlich verstoßen [B. 5.]. So nun der Wuth der Venus und ihres Sohnes preisgegeben, durchzieht sie alle Länder der Erde, um den himmlischen Gatten, dessen Gunst sie verwirkt, wieder aufzusuchen, wobei ihr von Venus mannigfache Prüfungen auferlegt werden und sie unter andern von einer Quelle, welche ein stets wachsamer Drache hütet, Wasser holen muß. Endlich hat Jupiter mit ihrem Unglücke Erbarmen, verleiht ihr Unsterblichkeit und bestätigt ihre Vereinigung mit dem endlich versöhnten Gatten. Bei dieser Veranlaßung bekleiden die Horen den ganzen Himmel durch Rosen, die sie überall ausstreuen, mit Purpurgluth, die Grazien erfüllen die himmlischen Hallen mit duftreichen Wohlgerüchen, Apollo singt zur Leier, der Gott Arkadiens bläst auf seiner Hirtenflöte und auch die Musen schließen sich dem übrigen Chore freundlich an [B. 6.].

Diese allegorische Erzählung soll sich nach der Meinung Einiger auf eine dunkle Tradition von dem Sündenfalle des Menschen beziehen und ein Sinnbild seiner Versuchung, Uebertretung, Reue und Wiederaufnahme in die Gunst Gottes bilden. Jedoch ist der Sinn derselben wahrscheinlich beschränkter und bedeutet nur den Fortschritt der Seele zur Vollkommenheit und Erwerbung der göttlichen Liebe und Belohnung mit der Unsterblichkeit. Seit den frühesten Zeiten ist der Einfluß religiöser Gefühle unter der Furcht und Hoffnung eines Liebesbündnisses dargestellt worden. Diese Auffassungsweise wurde auch von den Dichtern Indiens und Persiens angenommen und bezauberte die üppige Einbildungskraft der Weisesten unter den Menschen. Bryant in seiner Analysis of ancient Mythology (Vol. II., 388) sagt, daß unter den Sinnbildern der Aegypter sich auch Psyche (Ψυχή) befand, die, obgleich als ein schönes weibliches Wesen dargestellt, doch ursprünglich nichts als die Aurelia oder der Schmetterling war, ein Insekt, das während des Winters sich in einem Zustande der Erstarrung befindet, bei der Rückkehr des Frühlings aber wieder mit neuem Leben und in herrlichem Schmucke hervorkommt. Dies hielt man für ein Symbol der menschlichen Seele und der Unsterblichkeit, nach der sie strebt, insbesondere aber des Osiris, der erst in einen Sarg eingeschlossen war und dann eines erneueten Lebens genoß. Diese Wiedergeburt also wird unter dem Bilde der Psyche dargestellt, und da jene eine Frucht der göttlichen Liebe ist, als deren Symbol Eros galt, so finden wir letztern oft auch als Begleiter der Psyche.

Was nun auch immer die tiefere Bedeutung der Allegorie sein mag, so ist die Erzählung von Amor und Psyche sicherlich eine herrliche Dichtung; auch die große Zahl der Uebersetzungen und Nachahmungen zeugt davon. Rose in den Noten zu seiner englischen Uebersetzung des Partenopex de Blois hat auf die auffallende Aehnlichkeit dieses Romans so wie der Geschichte der drei Kalender in 1001 Nacht [Nacht 32ff. Breslau], nicht minder auch einer andern in 1001 Tag mit unserer Allegorie hingewiesen. Das Verbot Amor's und die Uebertretung der Psyche haben der Madame d'Aulnoy die Idee zu dem „Serpent vert“ an die Hand gegeben; ja es scheint, daß die Leidensgeschichte der Psyche der Ursprung aller Feenprüfungen sei und besonders des Märchens Gracieuse et Percinet derselben Verfasserin. Auch hat Marini in seinem Adone die ganze Erzählung in sehr schöne Verse gebracht. Amor erzählt sie da im 4ten Gesange zur Unterhaltung des Adonis und zwar so, daß dies die lieblichste Episode jenes herrlichen Gedichtes bildet. Ich brauche weder die wohlbekannte Nachahmung La Fontaine's [Les Amours de Psyché] noch das Drama „Psyché“ zu erwähnen, welches im Jahre 1670 mit der größten Pracht zu Paris aufgeführt wurde und sich gewöhnlich unter den Werken Molière's befindet, in der That aber das Erzeugniß der vereinten genialen Bemühungen dieses Schriftstellers sowie Corneille's, Quinault's und Lulli's war.

Auch die schönen Künste haben nicht minder zur Verherrlichung dieser Erzählung beigetragen; die Vermählung Amor's und Psyche's hat Raphael den Stoff zu einer Reihe von Gemälden geliefert, die zu den schönsten Werken der Kunst gehören und die Wände des Palastes Farnesina zu Rom schmücken. In einem derselben führt er uns die über die Vermählung berath-

schlagende Versammlung der Götter vor, in einem andern das Fest der Wiederversöhnung, das Gesimse endlich enthält die Leiden der Psyche sowie die Triumphe Amor's über jeden einzelnen Gott.

Auch die Schöpfungen der alten Skulptur stellten Amor und Psyche in den verschiedenen Lagen ihrer Abenteuer dar. Nach einem antiken Intaglio, einem schönen Onyx, der sich im Besitze des Herzogs von Marlborough befindet, und nach einem andern, von dem Spence's Polymetis eine Abbildung enthält, hat Darwin im vierten Gesange des „Botanischen Gartens" (Botanic Garden) seine schöne Schilderung gearbeitet:

„So knieet hold und sanft, mit reinem Sinn
Am ew'gen Thron die schöne Psyche hin,
Füllt züchtig lächelnd Jovis Hof mit Lust,
Entflammt des unbesiegten Eros Brust.
Sie ziehn von Frucht und Blüthen rings umdacht
Dorthin, wo Hymens heil'ger Wohnsitz lacht.
Die Fackel vor dem Festzug hoch er schwingt,
Den er mit goldner Fessel ernst umschlingt,
Vereint das Liebespaar mit froher Fei'r
Und birgt ihr Schamerglüh'n mit myst'schem Schlei'r.
Rund um den holden Leib schlingt sich ihr Arm,
Der Flügel rauscht, — Mund naht dem Munde warm [99]).

Drittes Capitel.

Ursprung der romantischen Dichtung in Europa. — Ritterbücher aus dem Sagenkreise der fabelhaften Geschichte Britanniens, besonders Arthur's und der Ritter der Tafelrunde. — Merlin. — Sangreal. Perceval. — Lancelot du Lac. — Meliadus. — Tristan. — Isaie le Triste. — Artus. — Gyron. Perceforest. — Artus de la Bretagne. — Cleriadus.[100])

Die erdichtete Erzählung, wie wir in der Einleitung gesehen, entsprang, wie fast jede menschliche Kunst, aus dem Wunsche die Natur zu vervollkommnen und zu verschönern, das Große noch erhabener, das Glänzende noch prächtiger, das Hübsche noch schöner zu machen. Sie nahm gleichsam das Geschick der Menschheit aus den Händen des Schicksals, belohnte Tugend und Tapferkeit durch Wohlergehen und glücklichen Erfolg, und überhäufte Verrath und niedrige Gesinnung mit Schmach. Man nahm ferner bald wahr, daß die Menschen nicht mit Heeren oder Völkern, sondern mit Individuen Mitgefühl empfinden, und der Dichter, welcher den Fall eines Reiches besang, sah sich genöthigt einige Gestalten in den Vordergrund zu schieben, deren günstiges oder ungünstiges Schicksal die Hörer ergreifen sollte, da sie bei den Niederlagen und Blutbädern der großen Heere, von denen jene begleitet waren, gleichgültig blieben. Endlich kam man auf den Gedanken, daß man solche Erzählungen verfassen könnte, in welchen das Interesse bloß für ein oder zwei Individuen in Anspruch genommen würde, so daß nur deren Abenteuer, Freuden oder Leiden allein Unterhaltung und Ergötzen gewähren sollten. Dieser Versuch gelang, und da die Menschen das meiste Interesse an solchen Ereignissen finden, die ihnen selbst zustoßen können, oder an solchen Lagen, in denen sie selbst sich befunden haben oder befinden könnten, so gestaltete sich der Charakter derartiger Erzeugnisse nach den Sitten der Zeit, in denen sie geschaffen wurden. In einem vergnügungssüchtigen üppigen Lande waren Liebeserzählungen willkommen und so entstanden die griechischen Romane. Da es ferner bei der Erzählung der Abenteuer der Liebenden natürlich war dasjenige zu schildern, was möglicherweise hätte Statt finden können, so wurde das Bild jener Zeit in den Seeräubergeschichten, religiösen Gebräuchen u. s. w. wieder vorgeführt. Gleicherweise gaben die ascetischen Gewohnheiten der Mönche den Gedanken zu geistlichen Romanen an die Hand und die friedliche Stille in den Feldern Griechenlands mag die schönen ländlichen Schilderungen in den Pastoralia des Longus hervorgerufen haben.

Wenn nun durch irgend eine große Erschütterung eine bedeutende Umgestaltung der Sitten bewirkt wird, so pflegen die Ereignisse der Dichtungen, theils weil die frühern Vorfälle weniger natürlich erscheinen, theils weil sie weniger Interesse erregen, nothwendiger Weise gleichfalls zu wechseln. Ihrer eigentlichsten Natur nach also muß die das Privatleben wiedergebende Dichtgattung sich zugleich mit den Weisen und Gewohnheiten der Gesellschaft ändern, da sie die-

selben den verschiedenen Zeiten gemäß darzustellen hat, „die Sitten schildernd, die das Leben giebt.“

Es ist aber in den Annalen des Menschengeschlechtes nie ein größerer Wechsel der Sitten eingetreten, als im Mittelalter, und daher müßen wir auch in dem Charakter der Dichtungen, die jene Zeit hervorgebracht hat, eine ungewöhnliche Veränderung zu finden erwarten. Diese Umgestaltung trat jedoch nicht nur in der Beschaffenheit der handelnden Personen und ihrer Abenteuer ein, sondern auch eine besondere Weise der Ausschmückung wurde befolgt, die mit den Personen und Ereignissen selbst keine nothwendige Verbindung zu haben scheint und deren Erklärung daher den Forschern der Literaturgeschichte nicht wenig Mühe und Arbeit gekostet hat. Man hat nun diejenige Art von Maschienerie, welche in den Ritterabenteuern in Anwendung gebracht wird, wie Riesen, Drachen und Zauberschlösser, mit der Benennung „Romantische Dichtung“ belegt, und wir werden jetzt die verschiedenen Systeme, die zur Erklärung ihres Ursprungs aufgestellt worden sind, in nähere Betrachtung ziehen. Der Gegenstand ist interessant, aber in großes Dunkel und Ungewißheit gehüllt.

Man hat nämlich den Ursprung jener seltsamen Dichtungen, die „in den Ritterbüchern so phantastisch entstellt und von der italienischen Muse so anmuthig ausgeschmückt“ worden sind, der Reihe nach den skandinavischen Skalden, den Arabern, den Bewohnern Armorika's oder der Bretagne und den Erzählungen des klassischen Alterthums zugeschrieben.

Bei der Untersuchung dieses Gegenstandes scheint jedoch eine sehr große Verwirrung aus dem Umstande hervorgegangen zu sein, daß die Vertheidiger der verschiedenen Systeme diejenigen Elemente der Romantik, die einem verschiedenen Ursprunge zuzuweisen sind, mit einander vermischt haben. Drei Dinge besonders, die in ihren Grundprinzipien wenigstens in gar keiner Verbindung mit einander stehen möchten, hat man mit einander vermengt oder doch wenigstens nicht gehörig von einander geschieden. Erstens die willkürlichen Ausschmückungen der Romantik, worunter ich Drachen, Zauberei u. s. w. verstehe; zweitens die Thatenlust und den Hang zu Abenteuern, der in allen Ritterbüchern vorherrscht; drittens das sich auf Arthur und Karl den Großen beziehende historische Material, wenn es diese Benennung verdient, welches die Grundlage einer so großen Anzahl von Erzeugnissen dieser Klasse bildet.

Bei der Behandlung dieses Gegenstandes dürfte es daher ersprießlich sein, folgende Dinge zu erwägen: Erstens: Den Ursprung jener phantastischen und unwahrscheinlichen Fiktionen, jener übernatürlichen Ausschmückungen, welche die Maschienerie der Ritterbücher ausmachen und nur allein den Namen „romantische Dichtung“ tragen sollten; Zweitens: Das Entstehen jenes Rittersinnes, der jene Begierde nach Zweikämpfen, jene Lust am Umherirren nach Abenteuern und die Verpflichtung zum Schutze und Beistande der Frauen in's Leben rief; Drittens endlich werden wir in Erwägung ziehen, wie jene fabelhaften Ausschmückungen und jener Geist der Abenteuer bei der Geschichte einzelner Ritter in Anwendung gebracht wurden, und nicht minder von den den erwähnten Arthur und die Tafelrunde sowie die Pairs Karls des Großen betreffenden Materialien handeln, soweit nämlich die wirklichen oder erdichteten Thaten derselben den Stoff zu Ritterbüchern geliefert haben.

1) Eine Theorie (welche, wie ich glaube, zuerst Mallet in seiner Introduction à l'histoire de Danemarc aufstellte) gründet sich auf die Behauptung, daß die sogenannten willkürlichen Ausschmückungen der Romantik lediglich und allein den nordischen Skalden ihren Ursprung verdanken. Diese Theorie ist von späteren Schriftstellern und besonders von Percy (Reliques of Ant. Engl. Poetry vol. III.)[101]) eifrig vertheidigt worden, welcher letztere bemerkt, daß die Skalden ursprünglich die Stelle der Geschichtsschreiber dadurch vertraten, daß sie die Siege und Stammbäume ihrer Fürsten in einer Art erzählenden Gesanges schilderten und beschrieben. Als später die Geschichte durch die Darstellung derselben in Prosa eine festere und einfachere Gestalt annahm und ihnen abgenommen wurde, so war es besonders ihr Beruf zu unterhalten und zu ergötzen. Daher schmückten sie ihre Erzeugnisse mit wunderbaren Fiktionen, welche die rohen und unwissenden Geister ihrer Zuhörer anlocken sollten. Lange vor der Zeit der Kreuzzüge glaubten sie bereits an die Existenz von Riesen und Zwergen und an Zaubereien aller Art. Diese nun bildeten die Verzierungen der Werke ihrer Einbildungskraft, so wie sie auch Kämpfe mit Drachen und Ungeheuern und Erzählungen von den Aben-

teuern der Ritter mit Riesen und Zauberern erfanden.

Außer dieser Theorie, behauptet Percy auch noch, daß der ritterliche Geist sowie die Lust an Abenteuern und die übertriebene „Courtoisie", welche die charakteristischesten Merkmale desselben sind, lange schon vor der Einführung des Feudalsystemes oder des Ritterstandes als eines Ordens, unter den nordischen Völkern vorhanden waren.

Diese Vorstellungen und Ideen wurden, wie er behauptet, von den Skalden, welche wahrscheinlich das Heer Rollo's in seinem Zuge vom Norden her begleiteten, nach der Normandie mitgebracht. Die Kunst dieser Barden ging auf ihre Nachfolger, die Minstrels, über, welche die Religion und die Meinungen der neuen Länder annahmen. Statt ihrer heidnischen Vorfahren führten sie christliche Helden ein, deren Thaten sie mit den skaldischen Fiktionen von Riesen und Zauberern ausschmückten. Solche Erzählungen verbreiteten sich dann rasch in ganz Frankreich und gelangten nach der normannischen Eroberung durch einen leichten Uebergang auch nach England. —

Eine **zweite** Hypothese, die zuerst von Salmasius [s. Huet de l'Orig. d. Rom p. 131.] aufgestellt und dann von Warton (Hist. of Eng. Poetry vol. I. p. I sqq. Lond. 1824.] weiter ausgeführt wurde, schreibt die Begründung der romantischen Dichtung den Saracenen zu. Es war nun aber zu einer gewissen Zeit in Europa eine allgemeine Meinung, daß zuerst die Kreuzzüge die Wunder arabischer Phantasie dem Occidente mitgetheilt hätten; Warton indeß glaubt, daß diese Unternehmungen allerdings in einem hohen Grade zur Verbreitung dieser Dichtungsart beigetragen, jedoch behauptet er, daß diese Fiktionen bereits viel früher und zwar durch die Araber, welche im Anfange des achten Jahrhunderts sich in Spanien niederließen, in Europa eingeführt worden seien. In letzterem Lande nun verbreiteten sie jene extravaganten, ihrer fruchtbaren Phantasie eigenthümlichen Schöpfungen. Diese, die natürlichen Erzeugnisse eines warmen und üppigen Klima's, fanden eifrige Aufnahme und selbst kältere Gemüther fühlten sich durch diese belebenden Gäste erwärmt. Die erdichteten Erzählungen der Araber, die sich durch einen, der dürren Phantasie der Bewohner des Westens bisher unbekannten Glanz der Beschreibungen und Schilderungen empfahlen, verbreiteten sich mit reißender Schnelligkeit über ganz Europa. Von Spanien kamen sie durch Handelsverbindungen über die Hafenstädte Toulon und Marseille nach Frankreich. In letzterem Lande fanden sie die früheste und willkommenste Aufnahme, in der Provinz Armorika oder Bretagne, deren Hauptbevölkerung von einer walisischen Kolonie abstammte, die im vierten Jahrhunderte dort eingewandert war, so daß viele Jahrhunderte lang eine enge Verbindung zwischen Wales und Bretagne bestand. Die in letzterem Lande verbreiteten fabelhaften Erzählungen nun wurden von Gualtier, Archidiakonus zu Oxford, gesammelt, der sie dem Geoffroy von Monmouth übergab; die lateinische Chronik Geoffroy's aber, welche aus diesen Materialien zusammengetragen ist, bildet eine der vorzüglichsten Quellen der Ritterbücher und besteht gänzlich aus arabischen Erfindungen.

Warton weist ferner [a. a. O. p. XVII ff.] auf die große Aehnlichkeit unbestreitbar arabischer Fiktionen und der Maschienerie der frühesten Ritterbücher hin und schließt mit der Behauptung, daß wenn Europa irgendwie den Skalden die extravaganten Geschichten von Riesen und Ungeheuern verdanke, diese Erdichtungen dennoch einen orientalischen Ursprung hätten und mit einer asiatischen Völkerschaft, die bald nach Mithridat's Sturze durch Pompejus vor den Römern floh und sich unter Odin in Skandinavien niederließ, ihren Weg nach Nordeuropa gefunden haben müßten.

Diese beiden Theorien, welche man die gothische und die arabische nennen könnte, haben die zahlreichsten Anhänger gefunden. Was nun die übernatürlichen Ausschmückungen der Romantik betrifft (denn nur von diesen handeln wir gegenwärtig), so sind beide Theorieen, wenn auch sehr verschieden, dennoch keinesweges unverträglich. Wenn man nämlich den Charakter der arabischen und der gothischen Dichtung genauer betrachtet, so scheint es, daß weder die eine noch die andere auf die Ehre, die Wunder der Romantik geschaffen zu haben, ausschließlichen Anspruch machen kann. Die ersten Verfasser der Ritterbücher mögen den nordischen Skalden oder Barden jene phantastischen, grauenvollen Vorstellungen, wie sie in eisigen Regionen entspringen, verdanken, den Arabern hingegen jene Pracht und Herrlichkeit, jene glühenden Beschreibungen und üppigen Aus-

schmückungen, welche die bezaubernde Scenerie östlicher Himmelsstriche darbietet:

„Arabiens phantast'sche Wunder schließen
An goth'sche Bilder sich von dunklerm Schatten."

Jene Hypothese, welche den östlichen Völkern alle romantischen Fiktionen zuweist und die Flucht Odin's vor der römischen Uebermacht nach Skandinavien für wahr annimmt, scheint jedoch auf keinem sichern Grunde zu ruhen. Richardson behauptet sogar in seiner Vorrede zu seinem persischen Wörterbuche, daß das Ganze ein bloßes Mährchen sei, welches die Skalden erfanden, um den Ursprung der Feindschaft zwischen den Gothen und Römern aus einer bestimmten Veranlaßung herzuleiten, sowie die Erzählung von Aeneas und Dido den unversöhnlichen Haß zwischen Rom und Karthago erklären sollte [102]. Außerdem hätte kein Wechsel des Klima's und der Sitten, so stark auch die Wirkung eines solchen sein mag, den ungemein großen Unterschied, der sich jetzt zwischen orientalischen und gothischen Fiktionen darbietet, hervorbringen können. Denn es ist unläugbar und selbst Warton [l. c. p. LVII.] hat es anerkannt, daß die Dichtungen der Araber und Skalden verschiedener Natur sind. Die Fabelwelt und der Aberglaube der nordischen Dichter tragen einen dunklern Schatten und eine wildere Färbung als die der Araber. In ihren Dichtungen ist etwas, was die Phantasie erstarren macht. Die furchtbaren Gegenstände der Natur, mit denen sie in ihrer nördlichen Einsamkeit vertraut wurden, die Abgründe, eisbedeckten Berge und düstern Wälder wirkten auf ihre Einbildungskraft und gaben ihren Bildern eine grauenvolle Färbung. Geister, welche Stürme auf dem Meere entfesseln, sich an dem Schrei des ertrinkenden Seefahrers ergötzen oder tödtliche Pest verbreiten, Zaubersprüche, welche vor Gift bewahren, die Waffen des Gegners stumpf machen, oder die Todten aus den Gräbern heraufbeschwören — dies sind die Ausschmückungen der nordischen Dichtkunst. Die arabischen Fiktionen hingegen sind von einer glänzenderen Beschaffenheit: sie sind zwar minder schauerlich, besitzen jedoch mehr Abwechslung und Pracht; sie führen uns durch herrliche Wälder und zaubern prächtige von Gold und Diamanten schimmernde Paläste hervor.

Obwohl es nun unmöglich scheint, die furchtbaren Fiktionen des Nordens aus einer östlichen Quelle herzuleiten, so ist jedoch auf der anderen Seite zu bemerken, daß wir, vorausgesetzt die frühesten skaldischen Gesänge, die wir haben, seien wirklich ächt, in denselben keine Drachen, Riesen, Zauberringe und bezauberte Schlösser antreffen; diese Dinge finden sich nur in den Erzeugnissen derjenigen nordischen Sänger, die erst nach der Zeit blüheten, in welcher der einheimische Strom runischer Dichtung durch die Erzählungen der Araber bereichert worden war [102a]. Wenn wir uns aber auch in der früheren gothischen Dichtung vergeblich nach vielen derjenigen dichterischen Erfindungen umschauen, welche die Werke der romantischen Schöpfungen schmücken, so werden wir sie leicht auf dem ausgedehnten Felde orientalischer Dichtung antreffen. So sind z. B. die asiatischen Erzählungen und die chemischen Werke der Araber voll Zaubereien, die denen in den spanischen und selbst französischen Ritterbüchern ganz ähnlich sind; Zauberringe ferner spielten eine wichtige Rolle in der östlichen Philosophie und scheinen die Idee zu denjenigen gegeben zu haben, welche den italienischen Dichtern von so großem Nutzen sind. In den östlichen Peri's bietet sich uns das Vorbild der europäischen Feeen hinsichtlich ihrer Attribute und vielleicht auch ihrer Benennung. Der Greif oder Hippogryph der italienischen Schriftsteller endlich scheint der berühmte Simurgh der Perser zu sein, der in den epischen Gedichten Sadi's und Ferdusi's eine so wichtige Rolle spielt.

Eine große Zahl dieser romantischen Wundererzählungen wurde im Orient von jener herumstreifenden Schaar lügnerischer Pilger gesammelt, welche aus Neugier, Ruhelosigkeit oder Frömmigkeit das heilige Land besuchten und aus so großer Ferne zurückkehrend ihren leichtgläubigen Zuhörern alle Arten von Märchen aufhefteten. Späterhin wurden sie auch von den französischen Jongleurs vernommen, welche ihren Baronen zur Eroberung von Jerusalem folgten, bei ihrer Rückkehr nach Europa die vernommenen Wunder mitbrachten und die romantische Dichtung mit einer zahllosen Menge orientalischer Fiktionen bereicherten [102b].

Diese Art der Einführung östlicher Erzählungen in Europa scheint weit natürlicher, als die von Warton angenommene. Die Araber lebten nicht nur von den übrigen Bewohnern Spaniens ganz abgeschlossen, sondern waren sogar der Gegenstand ihres tiefsten Hasses und daher werden die Kastilier die Dichtungen ihrer Feinde sich eben

nicht sehr bereitwillig angeeignet haben. Auch ist es schlimm, daß gerade Armorika, eine der von Granada am fernsten liegenden Provinzen, das Mittelglied der Verpflanzung sein soll.

Wenn aber Armorika nicht ohne Schwierigkeit für einen Ruhepunkt romantischer Fiktion gehalten werden darf, so kann es noch viel weniger als das Vaterland derselben gelten, wie von Leyden in seiner Einleitung zur „Klage von Schottland" (the Complaynt of Scotland) als dritte Hypothese behauptet worden ist. Er nimmt nämlich an, daß eine britanische Kolonie im sechsten Jahrhundert in Armorika vor der Tyrannei der Sachsen Schutz gesucht und die Archive, welche der Wuth der Sieger entgangen, mit sich gebracht hätte. Das Andenken an Arthur und seine Ritter erhielt sich auf diese Weise in Armorika eben so frisch als in Wales oder Cornwall und die Einwohner Armorika's waren, wie man weiß, die ersten, mit denen die Normänner in freundschaftlichen Beziehungen standen. Die auf Karl den Großen bezüglichen französischen Ritterbücher schrieben außerdem diesem die Thaten Karl Martell's, eines armorikanischen Anführers zu und es ist wahrscheinlich, daß die Thaten desselben von den Minstrels seines eigenen Landes werden gefeiert worden sein und nicht von Turpin und anderen Verfassern mährchenhafter Chroniken. Mit Einem Worte, alle französischen Ritterbücher stammen ursprünglich aus der Bretagne und alle Völker Europa's erhielten ihre romantischen Erzählungen von den Franzosen.

Ich bin nun zwar weit entfernt davon läugnen zu wollen, daß in der Bretagne zahlreiche Materialien der Fiktion aufgehäuft waren und sich von dort über Frankreich und England verbreiteten; jedoch darf man unmöglich annehmen, daß die Maschienerie der romantischen Dichtung in einem Lande ihren Ursprung habe, welches der günstigsten Annahme nach nur als Glied in der Kette der Fiktion gelten kann; viel weniger aber ist es denkbar, daß dies klägliche Reich die einzige Wiege jenes Rittersinnes sein soll, der einst alle Völker Europa's durchdrang. Kurz, dieses armorikanische System scheint aus dem Irrthume entsprungen zu sein, daß die Sammlung von Materialien für die Quelle, der sie ihre Verschönerung verdanken, gehalten worden ist [103].

Eine vierte Hypothese stellt die Maschienerie und das Kolorit der romantischen Dichtung, die Zaubergärten, die Ungeheuer, die geflügelten Rosse als von den Autoren des klassischen Alterthumes hergenommen dar, und als seien diese Dinge bloß die alten griechischen Geschichten, nur durch die Sitten der späteren Zeit modificiert und so diesen angepaßt worden. Nun wären zwar die klassischen Autoren im Mittelalter fast gar nicht bekannt gewesen; die darin enthaltenen abergläubischen Vorstellungen aber hätten zu lange geherrscht und zu tiefe Wurzeln gefaßt, um sich so leicht verwischen zu laßen. Die zurückgebliebenen mythologischen Ideen wären daher in sehr vielen populären Werken verbreitet gewesen. In den Reisen des Sir John Mandeville befänden sich viele Anspielungen auf klassische Fabeln [104]) und da, wie Middleton [A Letter from Rome, shewing an exact conformity between popery and paganism in den Miscellaneous Works vol. V.] gezeigt hat, eine große Anzahl katholischer Gebräuche von heidnischen Ceremonien abstammen, so sei fast nicht zu bezweifeln, daß viele klassische Fiktionen in romantische verwandelt worden seien. Das wenigstens sei gewiß, daß das klassische System die zahlreichsten und ähnlichsten Vorbilder der romantischen Dichtungen enthalte. In vielen Rittergeschichten erschiene z. B. ein Ritter, der durch die Anlockungen einer Zauberin auf seinem Wege aufgehalten werde, welches nichts anderes sei als die Calypso oder Circe Homer's. Die Geschichte der Andromache mochte den Gedanken an Jungfrauen eingeben, die, nahe daran von einem Seeungethüme verschlungen zu werden, sich von ihren Rittern befreit sehen. Die Helden der Iliade sowohl als der Aeneide seien mit gefeiten Rüstungen versehen und in der Geschichte von Polyphemus komme ein Riese und eine Höhle vor. Ferner spreche Herodot [4, 27.] von den Arimaspen, einem Kyklopengeschlechte, welches den Norden bewohne und mit den goldhütenden Greifen beständigen Krieg führe. Der Argonautenzug, die von einem Drachen bewachten hesperidischen Aepfel, die zauberkundige Königstochter, die sich in den Ritter verliebt und ihn rettet, seien den Wundern romantischer Dichtung sehr nahe verwandt, besonders denen, die von den Arabern abstammen sollen, so wie wiederum einige von den weniger bekannten Fabeln der klassischen Mythologie, wie z. B. die in der hesiodischen Theogonie enthaltene Beschreibung der düsteren Kerker, in welchen die Titanen unter der Macht stark bewaffneter Riesen gefangen liegen, sich der schrecklicheren Erhabenheit der

gothischen Fiktionen auffallend ähnlich erweisen. Außerdem schienen eine große Menge jetzt für orientalisch gehaltener Dichtungen ursprünglich griechische Traditionen zu sein, welche zur Zeit Alexanders des Großen nach Persien verpflanzt und später mit den durch östliche Vorstellungen angenommenen Modifikationen nach Europa zurückgebracht worden wären.

Man kann es vielleicht für eine Bestätigung der klassischen Theorie halten, daß im 13ten Jahrhundert sowohl in Prosa als in Versen viele klassische Geschichten in der Tracht romantischer Fiktion erschienen. Von dieser Art sind die lateinischen Werke des Dares Phryx und Dictys Cretensis über den trojanischen Krieg und die noch ausführlichere Chronik des Guido di Colonna, welche vermittelst des französischen metrischen Werkes des Benoit de Saint More jenen Autoren nachgebildet ist. Diese und ähnliche Erzeugnisse jedoch müßen später ausführlicher erwähnt werden, wann wir die Romane von klassischen Helden behandeln, in denen Achilles, Jason und Herkules in den Ritterorden aufgenommen und zugleich mit Lancelot, Roland und Amadis, denen sie in ihren extravaganten Abenteuern in so hohem Grade gleichen, gefeiert worden sind.

Ritson [Ancient English Metrical Romance vol. I. p. XIX. sqq.] hat es versucht, alle drei Theorien, die gothische und die arabische sowohl, als die klassische der Reihe nach lächerlich zu machen, und behauptet, daß der Ursprung der Dichtungen jeder Periode und jedes Landes in den verschiedenen Superstitionen, die von Zeit zu Zeit herrschen, zu suchen seien. Es ist daher, wie er behauptet, ein eitles und thörichtes Bemühen den Ursprung derselben irgendwo anders zu suchen. Besonders seien die französischen Ritterbücher zu alt, als daß sie irgend einer barbarischen Nation ihr Dasein schulden sollten. Unter allen Himmelstrichen, wo ein höherer Geist gedieh, habe sich die Dichtung als das früheste Produkt desselben gezeigt und jedes Volk der Erde besitze eine reiche Fülle von geistigen Erzeugnissen eigener Erfindung, die es nur sich selbst verdanke

Und in der That muß, wenn man Alles in Erwägung zieht, ein großer Theil der romantischen Wunder der Einbildungskraft der Autoren zugeschrieben werden. In jeder Zeit und jedem Lande scheint der Glaube an übernatürliche Kräfte geherrscht zu haben, und Ungeheuer aller Art sind durch Uebertreibung oder Furcht geschaffen worden. Es war dem gemeinen Volke in einem unwissenden Zeitalter, wie wir es noch heutigen Tages bei den Türken sehen, daher ganz natürlich, einen ungewöhnlich herrlichen Palast für ein Werk der Zauberei zu halten. Dazu kommen noch die von einer abergläubischen Phantasie heraufbeschworenen Wunder, und selbst die der Natur, wenn sie sich einem, mit ihrer eigentlichen Beschaffenheit unbekanntem Gemüthe darboten. So kann den durch gewisse Stellungen des Lichtes und des Schattens hervorgebrachten Gesichtstäuschungen so wie der reflektierenden und vergrößernden Gewalt, welche Nebel und Wolken besitzen, das Vorhandensein von Geister-, Riesen- und anderen Geschichten in hügligen oder wolkigen, von tiefen Thälern und Seen oder von Wäldern, Felsen und Flüßen durchschnittenen Gegenden theilweise zugeschrieben werden [105]. Zu Allem diesem kamen noch die durch Hang zu phantastischen Schöpfungen der Einbildungskraft erzeugten Chimären. Von dieser Art waren der symbolische Cherub [106] der Hebräer, die zusammengesetzten Bildungen der Aegypter und das Ungeheuer der Mythologie, das als

Prima leo, postrema draco, media inde capella [107])

beschrieben wurde. Gleicherweise ist der Greif aus Löwe und Adler zusammengesetzt, so wie Schlange und Eidechse die Vorstellung eines Drachen an die Hand gegeben haben mögen [cf. Walter Scott, Sir Tristrem Note zu Fytte II. 27.] [108]). Sobald erst ferner der Gedanke eines die gewöhnliche Größe überschreitenden Wesens sich erzeugt hatte, so war es auch leicht seine Dimensionen noch weiter auszudehnen und die Gestalt desselben in die mannigfachsten, monströsesten Formen zu bringen; es war auch natürlich, demselben wie z. B. dem Goliath, eine dem schrecklichen Aeußern entsprechende Wildheit des Sinnes beizulegen. Hatte man ferner erst nur die Vorstellung von einem Zauberer erlangt, so konnte es nicht schwer sein ihm noch größere Kräfte zuzuschreiben, seine Zaubersprüche noch mächtiger und die Wirkungen derselben noch glänzender oder furchtbarer zu machen. „Undurchdringliche Rüstungen, sagt Hobbes, Zauberschlösser, unverwundbare Körper, eiserne Menschen, fliegende Pferde und andere dergleichen Dinge werden von einem kühnen Geiste sehr leicht erdacht."

2) Obgleich nun die eben behandelten Theorieen

einzeln oder alle insgesammt den Ursprung der übernatürlichen Ausschmückungen der Romantik zu erklären genügen mögen, so muß man diese doch nur als Verschönerungen der eigentlichen Ritterabenteuer betrachten, welche den bei weitem größten Theil derartiger Produktionen ausmachen.

Denn wenn wir auch die klassische Theorie hinsichtlich der Einführung von Riesen, Hippogryphen und Zauberern für wohlbegründet halten wollten, so kann dieselbe doch nicht den Unternehmungsgeist, die Galanterie und die romantische Tapferkeit erklären, die den Helden der Romantik zugeschrieben werden. Zwar besteht zweifelsohne eine sehr genaue Uebereinstimmung zwischen den Sitten des heroischen und gothischen Zeitalters. In beiden Perioden nämlich hielt man Räubereien für ehrenvoll, oder wenigstens waren sie nicht mit Schmach begleitet; uneheliche Geburt galt in beiden Zeiten als besonderer Ruhm und die berühmtesten Helden der Romantik waren eben so unächt wie die Heroen des Alterthumes die Sprößlinge von Halbgöttern und Nymphen. Auch die kriegerischen Spiele können ihrem Zwecke und ihren Wirkungen nach für die Turniere analog gehalten werden, so wie nicht minder den Dichtern Griechenlands und den Minstrels des Mittelalters gleiche Ermuthigung zu Theil wurde; während Herkules und Bacchus, die das Land durchstreifen, Räuber bestrafen und Ungeheuer vertilgen, für die irrenden Ritter des Alterthumes gelten können. Gleichwohl aber ist diese Aehnlichkeit nur die Folge eines gleichen Zustandes der Dinge, da unter den verschiedenen Völkern auf ähnlicher Stufe des socialen Fortschrittes ähnliche Ideen und Sitten herrschen müßen.

Noch viel weniger glaublich ist es jedoch, daß der chevalereske Geist durch die irrende Ritterschaft Arabiens seinen ersten Anstoß erhielt, und Warton hat diesen Theil seiner Theorie nur sehr wenig berührt. Die Natur des arabischen und des chevaleresken Unternehmungsgeistes nämlich war keineswegs dieselbe, so wie es auch gar nicht wahrscheinlich ist, daß die Europäer ihre wichtigsten Sitten und Einrichtungen von einem abgeschlossenen, feindlichen Volke entliehen haben sollten.

Percy hingegen und andere Vertheidiger der gothischen Theorie haben mit vielem Eifer behauptet, daß die chevaleresken Ideeen, die Seele und Stoff der romantischen Fiktion, seit den frühesten Zeiten unter den nordischen Völkern vorhanden waren und von diesen in die Dichtungen einer späteren Zeit übergiengen. Wenngleich nun aber auch der Keim des chevaleresken Geistes dagewesen sein mag, so waren diese Ideen, meiner Meinung nach, dennoch nicht allgemein und nicht entwickelt genug, als daß sie ohne weitere Durcharbeitung der Hauptstoff der romantischen Dichtung werden konnten. Auch müßte man dann Beispiele chevaleresker Galanterie schon in den ersten Zeiten der französischen Geschichte finden; die Sitten während der Regierung der beiden ersten Königshäuser sind jedoch weit entfernt, irgend welche Spuren von Courtoisie sehen zu laßen.

Erst in Folge der später in Europa getroffenen feudalen Einrichtungen gewann das Ritterwesen seine eigentliche Kraft und erlangte die Privilegien eines eigenen Standes. — Dies in der romantischen Dichtung auftretende Ritterthum war also das Ergebniß wirklich bestehender Sitten und bloß eine übertriebene Schilderung des bestehenden Zustandes der Gesellschaft, als dessen Grundzüge Unterdrückung, Anarchie und ruheloser Muth erscheinen, der aber zuweilen Beispiele hoher Tugend und Begeisterung erzeugte.

Als nach Zerstörung des römischen Reiches die von den Barbaren eroberten Länder unter eine große Menge unabhängiger Fürsten und Barone getheilt wurden, deren Absichten und Interessen häufig mit einander in Kollision kamen, so ließ es sich jeder derselben eifrig angelegen sein, die größtmögliche Zahl junger Männer von Geburt und Muth um sich zu versammeln und dieselben durch die stärksten Bande an sich zu knüpfen. Der Ritter oder gemeine Krieger sah seinerseits gleichfalls, wie nützlich es für ihn war, sich einem Mächtigern anzuschließen, der ihm gegen die Unterdrückung und Gewalt anderer Großen Schutz angedeihen ließ.

Um aber diese Bande desto fester zu ziehen und damit der nach der Ritterwürde strebende in ritterlicher Höflichkeit und kriegerischer Gewandheit unterrichtet würde, pflegte man denselben schon früh aus seinem väterlichen Hause an den Hof oder in das Schloß seines zukünftigen Gebieters zu bringen. Dort dienten diese jungen Leute zuerst als Pagen oder Edelknaben und verrichteten als solche gewisse niedrige Dienste, die man zu jener Zeit nicht für ungeziemend hielt, wobei sie zugleich in dem Ceremoniel eines

Hofes unterrichtet und nicht minder in denjenigen körperlichen Uebungen, die man als die beste Vorbereitung für ihre künftige Bestimmung hielt, sorgfältig unterwiesen wurden.

Das Schloß, in welchem der junge Rittersohn seine Ausbildung erhielt, war gewöhnlich voll von Edeldamen jedes Alters. Der Umgang mit diesen bot ihm nun die beste Gelegenheit dar, sich in ritterlicher Höflichkeit auf jede Weise zu vervollkommnen, und er wählte gewöhnlich irgend eine Dame zur Gebieterin seines Herzens, der alle seine Gefühle und Handlungen geweiht waren. Das Bild derselben prägte sich ihm unter den feenhaften Scenen frühester Jugend ein und mischte sich später mit seinen Erinnerungen aus dieser. Im Mittelalter befand sich das gesellschaftliche Leben in einem Zwischenzustande, der von den Extremen der Armuth und der Ueppigkeit gleichweit entfernt und für die Liebe daher um günstiger war; und diese Leidenschaft wurde außerdem durch Hindernisse zuweilen bis zu einer Art von Anbetung gesteigert.

So nun machte der Dienst einer Dame den zukünftigen Ruhm und Wirkungskreis des sich um die Ritterwürde Bewerbenden aus, während zugleich sein Streben nach kriegerischer Auszeichnung durch das Beispiel der Genossen und des Gebieters rege erhalten wurde. Sobald er alsdann Knappe geworden, begleitete er Letztern auf seinen Zügen, nahm jedoch in der Schlacht keinen Theil am Kampfe, sondern blieb nur Zuschauer und vervollkommnete sich so durch genaue Beobachtung der verschiedenen Bewegungen in kriegerischer Gewandheit und Erfahrung.

Ferner war ein großer Theil der Zeit denjenigen Vergnügungen gewidmet, die mit den Schlachten im offenen Felde verwandt sind und deren Kenntniß man als wesentlich zur Erwerbung der Ritterwürde betrachtete.

Wenn man nun die Verleihung der letzteren bloß als eine Ceremonie betrachtet, durch welche die zum Kriegerstande bestimmten Jünglinge ihre Waffen empfiengen, so reicht diese Sitte, wie man behauptet, bis in die Zeit Karls des Großen hinauf; betrachtet man diese Würde aber als eine solche, welche unter Beobachtung gewisser Gebräuche den höchsten Rang des Kriegerstandes verlieh, so kann man die Ertheilung derselben nicht höher hinauf verfolgen, als bis in's elfte Jahrhundert. In den Wäldern Deutschlands war die Aufnahme eines Jünglings in die Zahl der Krieger seines Volkes mit passenden Gebräuchen begleitet gewesen; das Oberhaupt desselben nämlich, schmückte ihn in öffentlicher Versammlung mit Schwert und Spieß [s. Tacit. Germ. C. 13.], welches einfache Verfahren in den spätern feudalen Zeiten sich in ein geheimnißvolles und pomphaftes Ritual verwandelte.

Bei seiner Erlangung der Ritterwürde wurde ferner dem neuen Ritter Treue gegen seinen Obern, unpartheiische Handhabung der Gerechtigkeit gegen seine Vasallen, unverbrüchliches Halten seines Wortes und Beobachtung derjenigen ritterlichen Höflichkeit zur Pflicht gemacht, welche seinen übrigen Eigenschaften zur höheren Zier gereichte und seine strengern Pflichten milderte. Alle ungerechter Weise Unterdrückten, oder die sich dafür hielten, waren befugt seinen Beistand und Schutz in Anspruch zu nehmen, und besonders genoß das weibliche Geschlecht in dieser Beziehung die ausgedehntesten Anrechte. Hülflos und der Gewaltthätigkeit des Geizes und der Leidenschaft preis gegeben, befanden sie sich unter seiner besonderen Fürsorge und unter dem Schutze seines tapferen Armes.

Auf die Ertheilung der Ritterwürde, die zuweilen nach der Verrichtung großer Kriegesthaten, häufiger aber bei kirchlichen Festlichkeiten, Krönungen, Taufen, oder Friedensschlüssen geschah, folgten dann gewöhnlich Turniere. Von diesen kriegerischen Spielen, welche französischen Ursprunges sind und ungefähr zur Zeit des ersten Kreuzzuges aufkamen, gab es eine geringere, in einem kleineren Kreise Statt findende, und eine feierlichere, öffentlichere Art. Beide Arten jedoch hatten den Zweck, in Ermangelung wirklicher Kämpfe, das Gemüth zu erregen und zugleich die Pracht eines Fürsten oder sonstigen Großen zu entfalten [1088]).

Es würde indeß eine endlose Arbeit sein, alle diejenigen Gebräuche zu beschreiben, die den Turnieren voraufgiengen, sie begleiteten und auf dieselben folgten, und die gewiß mehr als den vierten Theil der Ritterbücher anfüllen, welche in dieser Beziehung ein nur etwas ausgeschmücktes Bild dessen darbieten, was sich wirklich zutrug.

So wie nun aber der Geist des Ritterthums stets bemüht war in den Turnieren einen treuen Abdruck der Anstrengungen und Gefahren des Krieges darzubieten, so bewahrte er auch hinwiederum im Kriege ein Bild der Courtoisie, welche bei den Turnieren herrschte. Der Wunsch

irgend einer Dame zu gefallen und ihrer würdig zu erscheinen, erwies sich in Schimpf und Ernst als eines der stärksten Motive, die zu tapfern Thaten antrieben. Der Ritter, welcher in den Kampf stürzend den Wunsch äußerte (wie man uns berichtet), daß seine Dame ihn sehen möchte, muß auch durch die Hoffnung, daß sie einst auch den Ruf seiner Tapferkeit vernehme, zu höherem Muthe angefeuert worden sein. In den wirklichen Schlachten war der Ritter häufig mit den Gunstzeichen der Gebieterin seines Herzens geschmückt und forderte wohl auch einen Gegner auf, über die höhere Schönheit ihrer Damen und die Stärke ihrer Liebe durch das Schwert zu entscheiden, was allerdings nicht den ersten Anlaß zum Kampfe zu geben pflegte, sondern nur bei sonstigen Gründen zur Feindseligkeit Statt fand. Da ferner ein einzelner Streiter sich oft ganz besonders durch seine Tapferkeit auszeichnete und dadurch auf die Entscheidung des Tages großen Einfluß übte, so wurden häufig die nämlichen Kämpen veranlaßt, sich gegenseitig aufzusuchen, wodurch jene eigenthümliche Kampfweise entstand, die in den alten Ritterromanen geschildert wird. —

Das nämliche Prinzip nun, welches durch die Vereinigung der Liebe, der Ehrfurcht vor den Frauen und des Ruhmdurstes, den Sinn für Tapferkeit und Ehre weckte, schlang andererseits auch um die Helden, welche es schuf, die festesten Bande der Freundschaft: sie schlossen sich zur gemeinschaftlichen Ausführung aller ihrer zukunftigen Thaten oder irgend einer einzelnen besonders wichtigen und schwierigen Unternehmung eng an einander, und daraus entstand jene Waffenbrüderschaft, welche in den alten Ritterromanen die Ritter so häufig gegenseitig verbindet.

Der ruhelose Geist der Feudalzeiten und des Ritterwesens trieb aber auch jene Kämpen an, blos zu ihrem Vergnugen Abenteuer aufzusuchen. Bei ihrer Rückkehr nun, mußten die Ritter den Wappenherolden mit einem Eide bekräftigen, daß sie genauen Bericht von ihren Thaten abstatten wollten, welche Verpflichtung es auch erklärt, daß sie keiner auch noch so gefährlichen That auswichen, wenn sie auch ohne Zeugen verrichtet wurde und ohne Gefahr hätte vermieden werden können.

Ich glaube so zur Erklärung jener Leidenschaft für das Kriegeshandwerk, jenes Hanges zu Abenteuern und jener extravaganten Galanterie, welche die unvermeidliche Folge der feudalen Prinzipien waren und die hervorstechendsten Züge der alten Ritterromane ausmachen, genug gesagt zu haben.

Nächst den aus Thatenlust oder aus Liebe für das schöne Geschlecht aufgesuchten Abenteuern, besteht ferner ein großer Theil der in den alten Romanen beschriebenen Kämpfe aus solchen, welche irgend eine Streitigkeit entscheiden sollen. Sie fanden nämlich Statt, wenn ein Ritter den andern herausforderte oder ein dritter angeklagt wurde, dessen Sache einer der zwei Kämpfenden aus ritterlichem Sinne oder aus irgend einem andern Grunde verfocht. Die Idee zu solchen Kämpfen wurde durch die bekannten Gottesurtheile erzeugt, durch welche im Mittelalter Streitigkeiten vor Civilgerichtshöfen entschieden wurden. Da nämlich die Richter oder Magistratspersonen das gewaltthätige Benehmen der streitenden Parteien nicht zu bändigen vermochten, so begnügten sie sich die Gebräuche und Formen einer mit ihren eigenen Ansichten übrigens so sehr übereinstimmenden Entscheidungsweise zu bestimmen und zu beaufsichtigen. Diese schlagfertige Berufung auf das Schwert wurde übrigens durch den dem Menschen innewohnenden Glauben an Wiedervergeltung, vermöge dessen er die Schuld bestraft und die Unschuld beschützt zu sehen erwartet, noch mehr ermuthigt. Die menschliche Ungeduld läßt ihn hoffen, daß schon auf Erden eine göttliche Dazwischenkunft Statt finden und eine feierliche Berufung auf den Himmel die Entdeckung seines Willens zur Folge haben müße, welche Meinung in jenen Zeiten auch noch durch den Klerus verstärkt wurde, in dessen Interesse es lag, die göttliche Macht, als eine solche darzustellen, die bei der geringfügigsten Veranlaßung die Gesetze der Natur umgehe.

In Folge der allgemein bekannten Umstände, welche dazu beitrugen, den Einfluß der Kirche zu befördern, erscheint nun ferner der ächte Ritter häufig auch noch in dem wenigstens scheinbaren Lichte einer eifrigen, glühenden Frömmigkeit. Seine religiösen Pflichten bestanden in dem Besuche heiliger Orte, in dem Aufhängen seiner eigenen Waffen oder derer eines besiegten Feindes in Klöstern oder Kirchen, in der Feier verschiedener kirchlicher Feste und in mancherlei Bußübungen. Eine übertriebene Verehrung für das Mönchthum veranlaßte sogar viele Ritter und Fürsten, ihr Leben in klösterlicher Zurückgezogenheit zu enden; daher bieten die alten Ritterromane,

wie wir später sehen werden, Beispiele der abergläubischesten Frömmigkeit und endigen häufig damit, daß die Hauptperson Mönch oder Einsiedler wird.

Auf die Lust an Krieg und Abenteuern und auf die extravaganteste Galanterie, die beide mit dem blindesten Aberglauben Hand in Hand giengen und in dieser Vereinigung dem Geiste des Ritterthumes eigen waren, gründet sich nun bei weitem der größte Theil der in den alten Ritterromanen geschilderten Vorfälle. Wir werden kaum irgend ein Motiv einer Handlung finden, das sich nicht auf eines oder das andere der Prinzipien zurückführen ließe, von welchen die menschliche Gesellschaft in jenen Tagen geleitet wurde. Zu dieser günstigen Basis der Sitten und Ideeen fügte die Leichtgläubigkeit oder die Phantasie des Zeitalters nun auch noch die übernatürlichen Wunder, welche sie aus den Quellen, deren Ursprung wir bereits untersucht, zu schöpfen pflegte, und die durch solche neue Wunder noch mehr ausgeschmückten Abenteuer wurden durch die Einbildungskraft der Verfasser jener Ritterromane bis in's Unendliche vervielfacht und erweitert.

Dies also sind wahrscheinlich die Quellen, welche den Letztern im Allgemeinen die Abenteuer und deren romantische Verzierungen an die Hand gegeben haben.

3) Wir haben nun weiter zu sehen, wie diese erwähnten Abenteuer und deren Ausschmückungen bei der Geschichte einzelner Ritter in Anwendung gebracht wurden und die Materialien näher zu betrachten, welche den vornehmsten Stoff und die Hauptpersonen zu jenen Ritterbüchern geliefert haben.

Zu einer Zeit, da das Wesen des Ritterthums so allgemeine Bewunderung erweckte und die Wirkungen desselben sich wenigstens dem Anscheine nach auf das allgemeine Beste richteten, war es natürlich, daß Geschichte und Fabel auf jede Weise in Anspruch genommen wurden, um ihnen großartige, die Nacheiferung erhöhende Vorbilder zu entlehnen.

Nun waren aber Arthur und Karl der Große nebst ihren Paladinen diejenigen Helden, welche man am frühesten zu diesem Zwecke auswählte. Die diesen Sagenkreis betreffenden Erzählungen sind die allerersten Proben dieses Zweiges der Literatur und wegen ihrer schnellen Beliebtheit, wegen der Schönheit der Fiktionen, mit welchen sie anfangs ausgeschmückt wurden und weil sie der Eitelkeit der zwei mächtigsten Völker Europa's schmeichelten, blieben sie lange, wenngleich durch spätere Zuthaten verändert und erweitert, die herrschendste und beliebteste Unterhaltung.

Es dürfte hier der gehörige Ort sein, die Ritterbücher, mit denen wir es nachher zu thun haben, in verschiedene Klassen zu theilen und zwar in vier: Erstens in die sich auf Arthur und die Ritter von der Tafelrunde beziehenden; zweitens in solche, die den Sagenkreis Karls des Großen und seiner Paladine betreffen; drittens in die spanischen und portugiesischen Ritterbücher, welche besonders die Abenteuer der fabelhaften Familien des Amadis und Palmerin enthalten, und endlich viertens in die Ritterromane, die man die klassischen nennen könnte, da sie die Heroen des Alterthums im Gewande romantischer Dichtung darstellen.

Sobald wir die sich auf Karl den Großen beziehenden Ritterbücher behandeln, werden wir auch den Einfluß der dem Bischof Turpin zugeschriebenen Chronik in Betracht ziehen; zuvörderst aber müßen wir unsere Aufmerksamkeit auf die Erzählungen von Arthur und der Tafelrunde wenden, da sie die älteste und zahlreichste Klasse bilden, von der jetzt noch Spuren vorhanden sind. Diese gründeten sich nämlich ursprünglich auf die frühen nnd fabelhaften walisischen und bretonischen Sagen, auf die alten lateinischen Chroniken Englands und die späteren metrischen Romane der englischen und normännischen Minstrels.

Die normännischen Eroberer nun sollen unter der Regierung des Königs Stephan (1135—1154) zuerst begonnen haben, sich für die Geschichte und die Alterthümer Englands zu interessieren, da sie zu dieser Zeit anfiengen sich als Eingeborene zu betrachten; aus den Schriften des Gildas oder Nennius jedoch können sie keine übereinstimmenden oder wahrscheinlichen historischen Nachrichten kennen gelernt haben.

Gildas, oder wie Gibbon ihn genannt hat, der brittische Jeremias, ist der Verfasser von „Klageliedern über die Vernichtung Britanniens", welche eine weinerliche Elegie bilden, und einer Epistel, die eine wahnsinnige Satire auf die Laster seiner Landsleute enthält; er bedient sich übertreibender Ausdrücke und bietet verdrehte Thatsachen statt eine glaubwürdige Erzählung unserer so wichtigen frühern Geschichte zu geben, was er sehr

leicht hätte thun können, da er der Tradition nach der Sohn des Caw, eines brittischen Fürsten war, welcher im sechsten Jahrhunderte lebte und zugleich mit seinem Vater an den von seinen Landsleuten gegen die northumbrischen Sachsen geführten Kriegen Theil nahm. Nach der Niederlage der Britten bei Cattraith floh er nach Wales und lebte als Schulmeister zu Bangor [109]).

Nennius [110]) soll um die Mitte des neunten Jahrhunderts gelebt haben. Sein Werk ist bloß ein dürrer Abriß und selbst von diesem ist keine genaue und vollkommene Abschrift mehr vorhanden. Er verabsäumt zwar nicht, seine Gewährsmänner anzuführen, jedoch sind sie unglücklicherweise nicht eben besonders glaubwürdig, da sie aus den Lebensbeschreibungen von Heiligen und alten brittischen Sagen bestehen, denen er desto mehr Glauben beimißt, je ungereimter sie sind. Unter anderen giebt er einen Abriß der Geschichte des Brut, welcher mit der Erzählung des Geoffrey von Monmouth übereinstimmt, und im vierten Capitel fängt er eine sehr ausführliche Lebensbeschreibung des Merlin an, welche in vielen Beziehungen mit den Ereignissen des von dem Letztern handelnden Romans zusammentrifft. (s. Ellis's Early Metrical Romances vol. I).

Außer der thränenreichen Geschichte des Gildas und der nüchternen Erzählung des Nennius waren noch viele walisische Traditionen vorhanden, welche die Aufmerksamkeit normännischer Alterthumsforscher auf sich gezogen zu haben scheinen.

Die walisischen Chroniken und Dichtungen nämlich hatten sich lange die Verherrlichung Arthurs angelegen sein laßen. Gezwungen ihr Land ohne die Hoffnung, dasselbe je wieder zu erlangen, den Siegern zu überlaßen, rächten die Waliser sich an den Sachsen dadurch, daß sie in der Person Arthurs ein Phantom des Ruhmes schufen, das alle andern Helden hoch überragte [111]). Diese geisterhafte Figur scheint in den Sagen und Legenden der Bretagne ein ganz besonders hohes, Schrecken erregendes Ansehen erlangt zu haben. Walter Calenius oder Gualtier, wie er zuweilen heißt, Archidiakonus zu Oxford, sammelte nun während einer Reise nach Bretagne oder Armorica, einer Provinz, aus welcher, wie man glaubte, die königlichen Ahnen Arthurs ursprünglich abstammten, eine große Masse derartiger Materialien Bei seiner Rückkehr nach England übergab der Archidiakonus dieses bunte Gemenge geschichtlicher Lieder und Traditionen dem Geoffrey von Monmouth, der auf dasselbe seine in lateinischer Prosa geschriebene Chronik von Britannien gründete und dieselbe um das Jahr 1140 beendet haben soll. Einige Schriftsteller haben geglaubt, daß Geoffrey den größten Theil der genannten Chronik, die er aus britischen Originalen zu übersetzen behauptet, selbst erfand. Diese Meinung wurde zuerst von Virgilius Polydorus [Historia Anglicana Lugd. Bat. 1649. C. 1. p. 25ff.] aufgestellt und auch von spätern Schriftstellern angenommen [vgl. Gräße Sagenkreise S. 98.]. Ellis [1, 89.] aber hat zur Genüge bewiesen, es sei gar kein Grund vorhanden die wiederholten Versicherungen Geoffrey's zu bezweifeln, daß er nämlich bloß seine bretonischen Originale in's Lateinische übertragen habe. Seine fabelhaften Erzählungen von Brut, Arthur und Merlin stimmen mit den in Nennius oder in den Lebensbeschreibungen der Heiligen enthaltenen ganz überein, können daher auch nicht von Geoffrey erfunden sein, und überdies trägt die Geschichte eine innere Beglaubigung ihres armorikanischen Ursprunges an sich, da sie Hoel, einem Helden dieses Landes, viele von denjenigen Siegen zuschreibt, welche die Sage dem Arthur beilegt.

Sei es nun aber daß wir in dieser berühmten Chronik nur eine Erfindung Geoffrey's besitzen oder daß sie ein treues Bild von den zu seiner Zeit als Geschichte betrachteten Sagen und Fabeln gewähre, jedenfalls kann, wie Ellis, der einen Auszug daraus gegeben hat, sich ausdrückt, kein Zweifel darüber Statt finden, daß sie einer der Eckfteine der romantischen Dichtung sei.

Das Werk besteht nun aber aus 9 Büchern, von denen jedes in Capitel getheilt ist, und beginnt mit der Geschichte des Brutus, des Sohnes des Silvius und Enkels des Ascanius, der in Folge eines zufälligen Todschlags seines Vaters, aus Italien verbannt wird und nach Griechenland flieht. Dort erhält er die Hand der Imogene, der Tochter eines Königs jenes Landes, und eine Flotte, mit welcher er nach dem damals nur von einigen wenigen Riesen bewohnten Albion gelangt und das nach seinem Namen Britannien genannte Königreich gründet. Hierauf folgen Nachrichten über die fabelhafte Nachkommenschaft des Brutus, besonders über Arthur, und das Ganze schließt mit der Regierung Cadwallader's, eines der Descendenten jenes Helden.

Es würde in der That schwierig sein, die historische Basis der Chronik Geoffrey's ausfindig machen zu wollen; jedoch drückte sie den Thaten der alten in der Romgntik gefeierten Ritter das Gepräge der Wahrhaftigkeit auf und verlieh den Kompilationen der hinsichtlich dieser imaginären Helden berichteten Fabeln eine Art von Autorität. In der Zeit, da diese Chronik erschien, war es schwer die Wahrheit zu ergründen; der Irrthum hingegen wurde nicht leicht entdeckt, und indem von Kritik kaum schon etwas vorhanden war, um so eifriger hingenommen, je mehr er in der lockenden Tracht des Wunderbaren auftrat. Die Leser waren außerdem unwissender als die Verfasser und das leichtgläubige Zeitalter fügte zu historisch sein sollenden, aber offenbar unwahren Erzählungen auch noch physisch unmögliche Ereignisse, welche den bereits angedeuteten Quellen entnommen wurden, wodurch jene Erzählungen in Romantik ausarteten oder manchmal dazu veredelt wurden.

Es findet sich nun zwar in der Chronik Geoffrey's nichts, das sich auf die Thaten Tristan's und Lancelot's oder die Eroberung des heiligen Gral's bezöge, welche einen so großen Theil der die Tafelrunde betreffenden Ritterbücher ausmachen und erst spätere Zusätze sind; jedoch stammen diese gleich der Chronik wahrscheinlich [112]) von alten brittischen Quellen, da die Namen der Helden und der Schauplatz ihrer Abenteuer noch immer brirtisch sind [113]).

Auf das Werk Geoffrey's von Monmouth und ähnliche fabelhafte Sagen [114]) gründeten sich also diejenigen Erzählungen in metrischer Gestalt, in welcher anerkanntermaßen die alten Ritterromane zuerst auftraten. Auch scheint es unbestreitbar, daß diese metrischen Romane, obgleich in England verfaßt, zuerst in französischer Sprache erschienen.

In ihrer frühesten Bedeutung wurde die Bezeichnung Romance (d. h. romanisch) den in den verschiedenen früher zum römischen Reiche gehörigen Provinzen gesprochenen Dialekten beigelegt, deren Grundlage das Lateinische war, obgleich andere Bestandtheile damit vermischt sein mochten. Das Romanische war daher eine Zeit lang die Sprache des gemeinen Lebens in Gallien. Späterhin kamen zwar in diesem Lande verschiedene abweichende Dialekte zum Vorschein, das eigentliche Romanisch blieb jedoch in der Normandie herrschend und verbreitete sich von dort wiederum durch die nördlich von der Loire belegenen Provinzen.

Die frühesten Proben der nordfranzösischen Literatur bestehen aus versifizierten Lebensbeschreibungen von Heiligen. Diese sollen um die Mitte des elften Jahrhunderts aus lateinischen Originalen übersetzt worden sein. Zu Anfange des darauf folgenden Jahrhunderts erschienen verschiedene didaktische Werke, wie der Bestiarius, ein naturhistorisches Gedicht von Philip de Thaun, das er der Gemahlin Heinrich's I. von England widmete, so wie eine versifizierte Abhandlung über Chronologie von demselben Verfasser. Jedoch glaubt man, daß vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts keine Spur eines eigentlichen Werkes der Phantasie, nichts, was wir jetzt einen Roman nennen würden, zu finden ist. Nach jener Zeit aber kamen eine große Menge von Schöpfungen der Minstrels zum Vorscheine, zu welchen das reiche Material, das sie besaßen, immer neuen Stoff herlieh.

Vor diesem Zeitpunkte aber war bereits die Sprache, in der sie schrieben, vermittelst der normännischen Eroberung nach England hinübergedrungen, ja sogar letzteres Land schon vor diesem Ereignisse zur Aufnahme der französischen Sprache vorbereitet worden. So hatte Eduard der Bekenner seine Erziehung in Frankreich erhalten und bei seiner Thronbesteigung seine französischen Günstlinge zu den höchsten Würden befördert. Unter ihrem Einflusse fieng bereits auch das Volk an, seine englischen Sitten abzulegen und die Sprache und Gewohnheiten der Franzosen nachzuahmen (Ingulph. Hist. Croyl. p. 62. ed. Gale bei Tyrwhitt zu Chaucer vol. IV. od. neue Ausg. London 1843. p. XVII. n. 5.). Diese, um der Laune des herrschenden Monarchen zu willfahren angenommenen Moden wären nun zwar unter seinen Nachfolgern wahrscheinlich wieder in Verfall gerathen; ehe dieß aber eintrat, wurde die französische Sprache durch die normännische Eroberung mit dem neuen politischen Systeme verflochten. Der König, die obersten Staatsbeamten und ein großer Theil des Adels waren Normannen und verstanden nur ihre Landessprache, so daß auch die wenigen Sachsen, die noch bei Hofe Zutritt hatten, sich in die Nothwendigkeit versetzt sahen, sich mit der Sprache ihrer neuen Herren bekannt zu machen. Wilhelm der Erste vertheilte auch einen Theil des eroberten Landes unter die großen Barone,

welche ihm gefolgt waren und sich, sobald sie konnten, von Vasallen aus ihren Landsleuten begleitet, auf ihre neuerworbenen feudalen Sitze begaben, wodurch die von ihnen im gewöhnlichen Leben und vor Gericht gebrauchte Sprache sich bis in die fernsten Provinzen verbreitete. Auch alle geistlichen Stellen wurden normännischen Kaplänen verliehen und diejenigen, welche Abteien erhielten, ließen es sich eifrig angelegen sein, ihre Klöster mit Fremden anzufüllen. Daher sprachen die höhern Klassen des Klerus und der Laien französisch, während die niedern sich fortwährend ihrer Muttersprache bedienten, jedoch sich auch häufig die ihrer neuen Herren aneigneten. Dieser Zustand der Dinge währte mit geringer Veränderung während der ganzen Regierung der normännischen Könige und unter den ersten Herrschern aus dem Hause Plantagenet fort.

Die normännischen Minstrels nun, welche die Barone an den englischen Hof begleitet hatten, verfaßten ihre Dichtungen natürlich in derjenigen Sprache, welche ihnen selbst am Geläufigsten war und als die unter den höchsten Ständen am meisten herrschende ihnen die größte Zahl der Leser und Hörer unter denselben verschaffte.

Durch die frühzeitige Verbindung der Normannen mit den Bewohnern der Bretagne aber, hatten die Minstrels die Sagen der Letztern kennen gelernt und nicht nur Ueberreste derselben nach England mit hinüber gebracht (sieh Ellis Metrical Romances vol. I. p. 36.), sondern diese sogar unter den Walisern in einem noch vollkommenern Zustand wieder gefunden. Die Zerstörung der Sachsenherrschaft und der Sieg der Normannen waren ferner Ereignisse, welche bei den Nachkommen der alten Britten die größte Freude erweckten, so daß diese sich denen, die sie an ihren grimmigsten Feinden gerächt hatten, sehr gern anschlossen, während die walisischen Sagen den Normannen willkommener sein mußten, als die der Sachsen. Außerdem müßen während der politischen Intriguen, welche den ganzen Zeitraum zwischen der Eroberung von England [1066] und der endlichen Unterjochung [1282] von Wales ausfüllten, zwischen diesen beiden Ländern Beziehungen Statt gefunden haben, welche den Austausch jeglicher literarischen Materialien hinlänglich erklären dürften. Da nun die den normännischen Minstrels in England mitgetheilten brittischen Lieder (lays) nur selten niedergeschrieben wurden, so wiederholte sich derselbe Stoff mit unzähligen Abweichungen und zu diesen mündlichen Ueberlieferungen kamen nun außerdem noch die in der Chronik Geoffrey's von Monmouth enthaltenen stabilern Sagen.

Man scheint aber allgemein der Meinung zu sein, daß die gereimten Romane in französischer Sprache in England und der Normandie bereits zu einer Zeit erschienen, wo an dem Hofe zu Paris noch kein Versuch dieser Art gemacht wurde. Diese Annahme gründet sich auf den höhern Schutz durch die englischen Monarchen, auf den Styl und den Charakter der Romane selbst und auf die Gönner, denen diese Dichtungen ursprünglich gewidmet waren.

Der älteste nun von diesen gereimten Romanen in französischer Sprache heißt Roman de Brut und gründet sich auf die Chronik Geoffrey's von Monmouth; er wurde im Jahre 1155 von Robert Wace, gebürtigt aus der Insel Jersey, verfaßt, der sein Werk von dem Zeitpunkte des imaginären Brutus bis auf den Tod Cadwallader's, mit welchem auch Geoffrey schließt, herabführte, später jedoch von Gaimar und andern bis zur Regierung des Wilhelm Rufus fortgesetzt[115]). Wace ist auch der Verfasser des Roman de Rou, einer fabelhaften gereimten Geschichte der normännischen Herzöge von Rollo an. Diese Reimchroniken erzeugten bald nachher eigentliche Dichtungen, zu denen der unermüdliche Wace wiederum die Bahn brach. Sein Chevalier au Lion scheint einer der frühesten gereimten Romane dieser Art zu sein, die wir kennen[116]). Zu Ende des zwölften und im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts erschien nun sowohl in England als in der Normandie eine zahllose Menge versifizierter Romane, welche von Arthur und den Rittern der Tafelrunde handelten, wie z. B. der Sangreal, der Perceval u. s. w., die von Chretien de Troyes, Menessier und Anderen verfaßt wurden.

Zu derselben Zeit auch entliehen sehr viele französische Romane, in denen die Helden des Alterthums verherrlicht werden, ihren Stoff aus dem trojanischen Sagenkreise; jedoch nur wenige von diesen wurden in Prosa übertragen, wenigstens geschah dieß nicht frühzeitig, während der größte Theil der sich auf die Tafelrunde beziehenden gereimten Romane, sei es nun durch Zufall oder um der Eitelkeit und den Vorurtheilen des Volkes durch die Verherrlichung seiner Helden zu schmeicheln, in prosaischer Bearbeitung erschienen und in dieser Verwandlung eine

durch ihren Umfang Schrecken erregende Bändereihe bildeten, welche im Laufe der Zeit die versifizierten Originale verdrängte.

Diese Romane in Prosa, welche den eigentlichen Gegenstand unserer Unterhaltung ausmachen, wurden meist im Verlaufe des dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts geschrieben, obwohl es schwierig ist, den Zeitpunkt der Abfassung eines jeden oder die Verfasser derselben genau anzugeben.

Die Data, die uns bei der Untersuchung über den erstern Punkt leiten müßten und auf den ersten Anblick leicht erkennbar und sicher zu sein scheinen, sind folgende:

1) das Alter der Sprache;

2) die geschilderten Sitten, denn in den alten Ritterromanen werden nicht die Sitten, Gebräuche und Trachten derjenigen Zeiten beschrieben, in denen die imaginären Helden gelebt haben sollen, sondern die, welche zur Zeit der Abfassung des Werkes herrschten, und besonders müßten die Beschreibungen der Turniere, womit alle Romane angefüllt sind, bei einer derartigen Untersuchung von Nutzen sein. So z. B. turnierten, als diese Kampfspiele eingeführt wurden, die alten Ritter am ersten Tage und die neuen an den folgenden. Späterhin eröffneten die neuen Ritter das Turnier und die Knappen durften mitkämpfen; endlich aber gerieth der Unterschied, der späterhin zwischen Rittern und Knappen bestand, in große Verwirrung. Das Licht jedoch, das man von diesen Einzelheiten der Sache gemäß erwarten könnte, ist durch den Umstand verdunkelt worden, daß die Verfasser der Prosaromane ihre gereimten Originale zuweilen knechtisch nachahmten und auf diese Weise ohne weitere Andeutung die Sitten einer frühern Zeit vorführten. Größtentheils zwar wurden, wie ich glaube, die Prosaromane dem Ideenkreise und den Gebräuchen, welche zur Zeit der Umarbeitung vorhanden waren, angepaßt; jedoch läßt es sich unmöglich mit Gewißheit bestimmen, was dem Originale entsprechend und was neu hinzugethan ist.

3) Der Name desjenigen Gönners, dem der Roman gewidmet ist, oder auf dessen Veranlaßung er geschrieben worden sein soll, könnte bei der Feststellung der Abfassungszeit gleichfalls von Nutzen sein. Jedoch bezeichnen die Verfasser ihre Gönner auf so unbestimmte Weise, daß der daraus gezogene Schluß nur unbestimmt und unsicher ausfallen kann. So sind z. B. die Werke auf den Wunsch eines Königs Heinrich oder Eduard von England geschrieben, wodurch aber die Zeit ihrer Abfassung nur der Regierung eines der zahlreichen Herrscher dieses Namens zugewiesen wird.

4) Das Datum des Erscheinens kann bei der Beurtheilung des vorliegenden Punktes nicht minder Vortheil sein, soweit es sich nämlich um einige spätere Ritterromane handelt. Aber selbst diese kleine Hülfe fällt meistentheils fort, da die frühesten Drucke gewöhnlich ohne Angabe der Jahreszahl erschienen. Daher, fürchte ich, können diese Data in den meisten Fällen einen nur sehr schwachen und unsichern Beistand leihen.

Was nun die Verfasser der Prosaromane betrifft, so muß zuvörderst bemerkt werden, daß diese ihre Werke nicht für bloße Schöpfungen der Phantasie ausgaben, sondern im Gegentheil heftig über die lügenhaften gereimten Romane loszogen und selbst nur historische Thatsachen zu bieten behaupteten. Auch zweifelten ihre leichtgläubigen Leser keineswegs an der Wahrheit dieser Behauptungen und die Fabeln, denen man in ihrem metrischen Gewande keinen Glauben geschenkt hatte, wurden bei ihrer Umarbeitung in Prosa ohne Arg als Wahrheit hingenommen. Es lag daher in dem Interesse der eigentlichen Verfasser, wenn sie ihren Werken das Gepräge der Glaubwürdigkeit verleihen wollten, die metrischen Originale, denen jene eigentlich entliehen waren, zu verleugnen und dagegen vorzugeben, daß sie ihre Fabeleien entweder aus dem Lateinischen übersetzt oder nach alten französischen Prosawerken gearbeitet hätten, welchen Behauptungen man, wenn sie sich nicht sonst als wahr erweisen, nie Glauben beimessen sollte.

Einige Schriftsteller sind sogar der Meinung, daß dieses lügenhafte Verfahren noch weiter ausgedehnt wurde und daß die eigentlichen Verfasser sich gewöhnlich falsche Namen beilegten. „Diejenigen, sagt Ritson [a. a. O. vol. I. p. 45.], deren Namen als die der Verfasser der alten Prosaromane erscheinen, sind meist nur Luftgebilde. Von dieser Art sind Robert de Borron, der vorgebliche Autor oder vielmehr Uebersetzer des Lancelot; Lucas Sieur de Gast, der Uebersetzer des Tristan aus dem Lateinischen in's Französische; Gualter Map, welcher zwar wirklich lebte und ein ziemlich bekannter Dichter war, jedoch keineswegs die Histoire du Roi Artus

verfaßte; endlich Rusticien de Pise, welcher den Roman Gyron le Courtois übersetzt haben soll."

Die Vorreden sind es nun also allein, wo man irgend welche Nachrichten über die alten Romane und deren Verfasser finden kann; jedoch erfordert es einigen Scharfsinn, um das was wahr ist, zu entdecken und richtige Angaben von dem zu unterscheiden, was als nur im Scherze hingeworfen erscheint oder um dem Werke bei dem großen Haufen das Gepräge der Wahrheit aufzudrücken. Im Ganzen sind die in den Vorreden enthaltenen Angaben der Verfasser hinsichtlich der Schriftsteller in demselben Literaturzweige richtig; was sich aber auf sie selbst oder ihre eigenen Werke bezieht, muß mit großer Vorsicht aufgenommen werden.

Alle andern Nachrichten hingegen sind im höchsten Grade von einander abweichend. So z. B. wurde der gereimte Perceval wie die Herausgeber der Bibliothèque des Romans [Novemb. 1775. S. 37.] angeben, von Raoul de Beauvais verfaßt. Nach Tyrwhitt [zu Chaucer v. 13844.] schrieb dies Gedicht Chretien de Troyes in 60000 Versen und zwar vor dem Jahre 1191, und danach wurde, wie Jener sagt, der französische Prosaroman gearbeitet, der im Jahre 1530 erschien. Ritson [a. a. O. III., S. 245.] giebt an, daß nach der Meinung Einiger Menessier der Verfasser des gereimten Perceval ist, wogegen doch, wenn wir den Herausgebern der Bibliothèque d. R. Glauben schenken, eben dieser Menessier der Prosabearbeiter war. Endlich behauptet der Abbé de la Rue, [Archaeol. Britanica Th. XII., S. 75.], daß der Perceval von Chretien de Troyes in Prosa übertragen wurde. Zu diesen Aufklärungen kann ich noch hinzufügen, daß Warton [vol. I. p. 138 ff.] der Meinung ist, der gereimte Perceval sei von Chretien de Troyes verfaßt, derselbe Stoff aber auch von Menessier und zwar gleichfalls in einer metrischen Gestalt bearbeitet, der Prosaroman aber endlich dem letztern Gedicht entlehnt worden. Neuere Schriftsteller haben oft von Warton's Ungenauigkeit gesprochen; seine Meinung über den Perceval ist jedoch die einzige, die einen Anspruch auf Richtigkeit machen kann. Im Ganzen bin ich indeß geneigt zu glauben, daß man der Bearbeitung der prosaischen Ritterromane und ihren Verfassern gewöhnlich einen zu frühen Zeitpunkt zugewiesen hat; so z. B. spricht Rusticien de Pise, der Verfasser des Meliadus und des Gyron von dem einige Schriftsteller glauben, er habe unter der Regierung Heinrichs des Ersten [1100 — 1135] gelebt, in einer seiner Vorreden von dem Kreuzzuge Eduards des Ersten [1268—1272] und erwähnt Robert de Borron, den Verfasser des Merlin, und Helye de Borron, welcher einen Theil des Tristan schrieb, als seine Genossen in den Waffen und der Feder [vgl. später].

Man wird sich nun aber nicht darüber wundern, daß die ältesten französischen Romane sich die Verherrlichung eines britischen Herrschers zum Vorwurfe genommen, wenn man bedenkt, daß sie nicht zur Unterhaltung des französischen, sondern des englischen Volkes verfaßt wurden. Durch die genaue Bekanntschaft der normännischen Minstrels mit den britischen Ueberlieferungen erlangten sie auch wie oben (S. 62.) gezeigt worden, eine frühzeitige und umfassende Kenntniß der Sagengeschichte Arthurs. Er war daher der Gegenstand ihrer metrischen Erzeugnisse und demgemäß auch der Lieblingsheld der prosaischen Ritterromane.

Der älteste nun von diesen, der sich auf den genannten fabelhaften König bezieht, ist der Roman oder das Buch vom

Merlin

[s. Gräße Sagenkreise S. 197 ff.].

Die bösen Geister, voller Zorn darüber, daß seit der Geburt des Heilands täglich eine so große Zahl von Seelen ihren Krallen entkäme, hielten einst einen großen Kriegsrath, in welchem beschlossen wurde, daß einer von ihnen auf die Oberwelt mit dem Auftrage gesandt würde, mit einer Jungfrau ein Kind zu zeugen, welches als ihr Statthalter auf Erden fungieren und auf diese Weise der Heilsordnung Gottes entgegen wirken sollte. In dieser Absicht nun nimmt der höllische Abgesandte zuvörderst eine menschliche Gestalt an und wird, nachdem er sich in das Vertrauen eines reichen Britten eingeschmeichelt, von demselben in sein Haus aufgenommen [1 fol. 1. Paris 1528.]. Der Teufel kann jedoch der Versuchung nicht widerstehen, den Sohn seines Wirthes bei der ersten Gelegenheit, die sich ihm darbietet, zu erwürgen (obgleich dieß Verfahren freilich mit dem Zwecke seiner Mission nichts zu schaffen hatte) und macht sich sodann an die Verführung der drei Töchter seines vor Gram gestorbenen Wirthes, was allerdings mit der Absicht seines Aufenthalts auf Erden nun schon mehr in Verbindung steht. Nur die zweite der genannten Jungfrauen trotzt seinen

Künsten [1 fol. 4.], obwohl auch sie endlich vom Schlafe befangen das Schicksal ihrer Schwestern theilt. Als sie nun erwacht, geräth sie über das Vorgefallene in große Verlegenheit und theilt dasselbe einem heiligen Manne Namens Blasius mit, der bisher immer ihr Beschützer gewesen, bei dieser Gelegenheit jedoch sich gänzlich unfähig bekennt, die Ereignisse der verflossenen Nacht zu erklären [1 f. 5.].

Die Gerichte des Landes, welche bald darauf die Schwangerschaft des jungen Mädchens in Erfahrung bringen, wollen sie nun dem Gesetze und Brauche des Landes gemäß [1 f. 2] zum Tode verurtheilen [1 f. 6.] [117]). Blasius jedoch stellt ihnen vor, sie möchten die Hinrichtung wenigstens bis zur Geburt des Kindes aufschieben, da dieß ja an dem Vergehen der Mutter unschuldig wäre. Die Verbrecherin wird daher in einen Thurm gesperrt, woselbst sie den berühmten Merlin [118]) gebiert, welchen Blasius in möglichster Schnelle tauft und so die Hoffnungen der bösen Geister im Augenblicke ihrer Erfüllung zu Schanden macht [1 f. 7.]. Trotz ihres rechtzeitigen Verfahrens behält Merlin gleichwohl noch viele Spuren seiner unirdischen Abstammung, von welcher seine frühzeitige Redegabe einen baldigen und unzweideutigen Beweis liefert. Unmittelbar nach der Taufe nämlich, nimmt die Mutter den Knaben in ihre Arme und klagt ihn als die Ursache des traurigen Todes an, den sie nun bald erdulden soll. Das Kind jedoch erwiedert ihr lächelnd: „Sei ohne Furcht, liebe Mutter, du wirst meinetwegen nicht sterben“ [1 f. 8.]. Da nun der Prozeß wieder aufgenommen und Merlin als Corpus delicti vor den Gerichtshof gebracht wird, redet er die Beisitzer desselben an und offenbart die unehrliche Geburt eines unter ihnen, welcher nicht der Sohn seines vorgeblichen Vaters, sondern eines Priors war [1 f. 10.] und sich daher aus Rücksicht für seine Mutter gezwungen sieht, die Verurtheilung der Mutter Merlin's zu verhindern [1 f. 11.].

Zu jener Zeit nun herrschte in Britannien ein König Namens Constans, welcher drei Söhne hatte, Moines, Pendragon und Uter. Moines wurde bald nach seiner Thronbesteigung, die beim Tode seines Vaters Statt fand, in Folge der Treulosigkeit seines Seneschals Vortiger, der früher die Hauptstütze seines Thrones gewesen war, von den Sachsen besiegt [1 f. 13.], von seinen Unterthanen, bei denen er wegen seines Unglücks in Ungunst gerieth, bald nachher erschlagen und der Verräther Vortiger statt seiner zum Könige gewählt [1 f. 14.].

Da jedoch der neue Herrscher stets die wohlbegründeten Ansprüche Uter's und Pendragon's, der noch lebenden Söhne des Constans fürchtet, so fängt er an, einen festen Thurm zu seiner Vertheidigung zu bauen. Dreimal jedoch stürzt derselbe sobald er bis zu einer gewissen Höhe gediehen ist [1 f. 16.], ohne sichtbare Veranlaßung zusammen; weswegen der König sieben Sternkundige über dieses Phänomen in der Baukunst um Rath fragt. Nachdem also diese weisen Männer die Zeichen studiert haben, gestehen sie einander, daß sie die Aufgabe nicht zu lösen vermögen. Im Laufe ihrer Beobachtungen jedoch haben sie gelegentlich entdeckt, daß ein Kind, welches unlängst ohne Zuthun eines sterblichen Vaters in die Welt gekommen wäre, ihr Leben bedrohe. Sie beschließen daher den König, um ihrer eigenen Sicherheit willen, zu täuschen und verkünden ihm als Ergebniß ihrer Berechnungen, daß der Bau sich den gewöhnlichen Regeln der Baukunst fügen würde, wenn man auf den ersten Grundstein das Blut eines Kindes von obengenannter Abstammung vergöße.

Obgleich nun der König die Wirksamkeit eines solchen Mittels nicht bezweifeln kann, so sieht er seine Absichten durch einen derartigen Bescheid dennoch nicht eben sehr gefördert, denn die Schwierigkeit besteht jetzt darin, ein Kind von so unerhörter Herkunft ausfindig zu machen. Damit er jedoch seinerseits nichts unversucht laße, schickt er Boten im ganzen Königreiche umher, um Nachforschungen anzustellen [1 f. 17.]. Zwei von diesen nun stoßen zufällig auf einige Kinder, welche Ball spielen und unter denen sich auch Merlin befindet. Dieser erräth alsobald die Ursache ihrer Anwesenheit und giebt sich ihnen ohne Weiteres zu erkennen [1 f. 18.]. Vor den König gebracht, unterrichtet er denselben von dem Betruge der Sterndeuter und theilt ihm mit, daß das wiederholte Zusammenstürzen des Thurmes von zweien ungeheuern Drachen herrühre, welche unter demselben ihren Wohnsitz aufgeschlagen und sich einander befeindend seine Grundlagen durch ihre gewaltigen Kämpfe erschütterten [1 f. 22.]. Der König ladet hierauf alle seine Barone zu einem von Merlin verkündeten neuen Streite der Ungethüme ein, und Arbeitsleute, die zu einer unermeßlichen Tiefe unter dem Thurme graben,

offenbaren den Blicken des versammelten Hofes den grausenhaften Aufenthaltsort der Ungeheuer, welche denn auch das erwartete Schauspiel zum Besten geben. Der rothe Drache wird hierauf von seinem weißen Gegner gänzlich besiegt, aber auch dieser überlebt die Wirkungen dieses furchtbaren Kampfes nur drei Tage lang [1 f. 23—24.].

Diese Unthiere waren jedoch nicht bloß zur Unterhaltung des Hofes bestimmt, sondern stellten, wie Merlin späterhin erklärt [1 f. 25], auf die unzweideutigste Weise den bald nachher erfolgenden Angriff Uter's und Pendragon's vor, welche beide Prinzen bei der Usurpation des Thrones durch Vortiger, nach der Bretagne entflohen waren und nun in England landen. Vortiger wird in einer großen Schlacht geschlagen und alsdann in der Burg, die er mit so großer Mühe erbaut, lebendig verbrannt, worauf Pendragon den Thron besteigt [1 f. 31.].

Dieser nun setzt auf die Weisheit Merlin's großes Vertrauen und macht ihn zu seinem vornehmsten Rathgeber, wofür Merlin den König häufig durch seine Künste unterhält, hingegen den Bruder desselben, Uter, der mit den näheren ihn betreffenden Umständen nicht bekannt ist, durch seine Kenntnisse in der Nekromantie in Erstaunen setzt [1 f. 34.].

Um diese Zeit aber bricht zwischen den Sachsen und Britten ein furchtbarer Krieg aus [1 f. 33.]. Merlin veranlaßt die zwei königlichen Brüder einander Treue zu schwören, verkündet ihnen jedoch vorher, daß einer von ihnen in der ersten Schlacht fallen müße [1 f. 36.]. Die Sachsen werden gänzlich geschlagen, und da Pendragon, der Weissagung Merlin's gemäß, in dem Kampfe sein Leben verliert, so folgt ihm Uter in der Regierung, der hierauf zu seinem eigenen Namen auch noch den Pendragon's hinzufügt [1 f. 38.].

Auch bei diesem nun steht Merlin in hoher Gunst und versetzt auf die Bitte desselben durch Zauberkunst ungeheure Steine von Irland nach Britannien, aus denen das Grabmal Pendragon's errichtet wird [1 f. 39.] und begiebt sich alsdann nach Carduel (Carlisle) um dort die runde Tafel [119]) anzufertigen, an welcher er fünfzig der vornehmsten Edlen des Landes ihren Platz anwies und außerdem noch ein leerer Raum für den heiligen Gral frei blieb [1 f. 40. 41. S. Gräße a. a. O. S. 146. vgl. S. 179.].

Bald nach dieser Einrichtung ladet Uter-Pendragon alle Großen seines Reiches zur Feier eines großen Festes ein, welches er jährlich in Carduel zu halten gesonnen war [1 f. 42.]. Da die Gäste von dem Könige die Erlaubniß erhalten, ihre Frauen mitzubringen, so begleitet die schöne Yguerne ihren Gemahl, den Herzog von Tintadiel, zu einem dieser jährlichen Feste. Der König verliebt sich heftig in Yguerne und offenbart seine Leidenschaft dem Ulfin [120]), einem seiner Räthe [1 f. 43. s. hier Anh. Nr. 1.]. Da jedoch die Herzogin allen Lockungen widersteht, welche Ulfin, um sie für seinen Herrn günstig zu stimmen, in Anwendung bringt, und endlich sogar ihren Gemahl von der Leidenschaft und den Anträgen des Königs in Kenntniß setzt, so verläßt letzterer, sobald er dieß vernimmt, ohne Verzug und ohne Abschied von seinem Gebieter zu nehmen, mit seiner Gemahlin den Hof [1 f. 44.]. Der König klagt den Herzog wegen dieser Verletzung der schuldigen Ehrfurcht vor seinem Rathe an, welcher entscheidet, daß derselbe vorgeladen und, wenn er nicht erschiene, als Empörer behandelt werden solle. Da aber der Herzog der Vorladung nicht gehorchen will [1 f. 45.], so überzieht der König das Land seines Vasallen mit Krieg und belagert ihn in dem festen Schlosse Tintadiel [121]), in das er sich geworfen; Yguerne hingegen befindet sich in einer nicht weit davon entfernten, noch viel sicherern Burg. Während der Belagerung theilt Ulfin seinem Gebieter mit, daß ein alter Mann ihm versprochen, letztern zu Yguerne zu führen und ihn in dieser Absicht am folgenden Morgen an einem bestimmten Orte zu erwarten [1 f. 46.]. Indem sie sich nun zur festgesetzten Zeit einfinden, erkennen sie in dem alten blinden Manne den Zauberer Merlin, der jene Gestalt angenommen [1 f 47.] und nun dem Könige die des Herzogs von Tintadiel verleiht, während er sich selbst und Ulfin dem Ansehen nach zweien Knappen des letztern ähnlich macht. Unter dem Schutze dieser dreifachen Verwandlung begeben sie sich zu Yguerne, welche ohne alle Ahnung des Betruges den König empfängt, als wäre es ihr Gemahl [1 f. 48.].

Die Idee zu dieser List ist offenbar der bekannten Geschichte des Jupiter und der Alkmene entlehnt. Der Herzog spielt die Rolle Amphitryo's und Merlin die des Merkur, während Arthur, der, wie wir sehen werden, die Frucht dieser Liebe war, in der Romantik einen eben so hohen Rang einnimmt, wie Herkules in der Mythologie.

Der Betrug Merlin's wird nicht entdeckt und der Krieg von Uter-Pendragon mit der größten Heftigkeit fortgesetzt. Der Herzog fällt endlich in einer Schlacht [1 f. 49.] und der König heirathet auf den Rath Merlin's die Wittwe desselben [1 f. 52.], welche bald nach der Vermählung den Arthur gebiert und diesen für den Sohn ihres ersten Gemahls hält, da Uter ihr niemals die Geschichte seiner Verwandlung mitgetheilt hatte [1 f. 57.].

Nach dem Tode Uter's [1 f. 57.], tritt nun in England ein Interregnum ein, da Arthur nicht für Jenes Sohn gilt. Da er jedoch aus einem wunderbaren Amboß ein Schwert herauszieht [1 f. 60.], welches zweihundert und einer der tapfersten Ritter des Reiches hinter einander loszumachen vergeblich versucht hatten [1 f. 58. 59.], so wird er in Folge dieser Wunderthat zum Könige gewählt [1 f. 61. 62.]. Im Anfange seiner Regierung hat jedoch Arthur einen Bürgerkrieg zu bestehen, da der Grund seiner Wahl, wie vernünftig er auch immer sein mochte, dennoch einigen der Großen des Reiches keineswegs so erscheint, und als er endlich seine einheimischen Feinde besiegt [1 f. 63—69.], muß er wiederum gegen die Galen und Sachsen lange Kämpfe führen [1 f. 79. 82 rc.].

In allen diesen Kriegen aber ist die Zauberkunst Merlin's dem Könige Arthur von großem Nutzen, da er sich bald in ein kleines Kind [2 f. 106.], bald in einen Harfenspieler [2 f. 103.], bald wieder in einen Hirsch verwandelt, je nachdem der Dienst seines Herrn es erfordert, oder er bezaubert wenigstens die Augen von irgend welchen Zuschauern, so daß sie Dinge sehen, die in der That gar nicht da sind. Die Idee dieser Verwandlungen scheint aus den in der alten Mythologie dem Proteus und Vertumnus zugeschriebenen Zauberkräften entsprungen zu sein:

> Nunc equa, nunc ales, modo bos, modo cervus abibat [122])

Bei einer gewissen Gelegenheit unternimmt Merlin auch eine Reise nach Rom, betritt den Palast des Kaisers Julius Cäsar in der Gestalt eines ungeheuren Hirsches und hält als solcher eine Rede in aller Form zum großen Entsetzen des Kaisers. Letzterer war jedoch nicht der Julius Cäsar, den Ritter Mars in Persien in seinem Zelte tödtete, sondern der, welchen Gawain wegen seiner gegen König Arthur bewiesenen Keckheit erschlug [2 f. 19.] [123]).

Endlich verschwand dieser berühmte Zauberer gänzlich und für immer, und nur seine Stimme ließ sich in einem Walde [124]) aus einem Hagedornbusch, in den er sich eingeschlossen befand, vernehmen [2 f. 127.]. Er war in diesen seltsamen und unbehaglichen Aufenthaltsort vermittelst eines Zauberspruches gerathen, welchen er seiner Geliebten Viviane mitgetheilt [2 f. 106.] und diese, um sich von der Kraft desselben zu überzeugen, an ihrem Liebhaber versucht hatte. Der fatale Ausgang dieses Experimentes that ihr zwar selbst sehr leid, jedoch war es nicht mehr möglich ihren Anbeter aus seiner dornigen Hülle zu befreien. —

Die älteste Ausgabe dieses Romanes wurde im Jahre 1498 in drei Bänden fol. zu Paris gedruckt, ist jedoch jetzt sehr selten geworden; auf diese folgte eine Quartausgabe, die viel geringer als die erstere geachtet, aber gleichfalls nicht häufig mehr angetroffen wird.

Dieser **Roman de Merlin** nun ist einer der lesenswerthesten Werke der Klasse, der er angehört. Er enthält alle das Leben des Zauberers betreffenden Ereignisse von seiner Geburt bis zu seinem seltsamen Verschwinden und umfaßt einen längern Zeitraum anziehender Sagengeschichte als die meisten Ritterromane. Einige der Ereignisse sind unterhaltend und die Erzählung nirgends verwickelt. Obgleich Yguerne nur eine kurze Zeit lang auftritt, so ist sie doch ein viel interessanterer weiblicher Charakter, als man deren gewöhnlich in den alten Ritterbüchern antrifft. Die Leidenschaft Uter's für sie ist schön geschildert und bei weitem der anziehendste Theil der Erzählung und, obgleich das Wunderbare in derselben durchgehends herrscht, so ist es dennoch nicht so sehr übertrieben, wie in den spätern die Tafelrunde betreffenden Erzeugnissen. Die Sprache ist ein sehr altes Französisch und bemerkenswerth wegen ihrer Schönheit und Einfachheit; so wie in der That der ganze Roman überall die Spuren eines sehr hohen Alterthumes an sich trägt. Als Verfasser desselben, wie noch vieler anderer Werke gleicher Art wird gewöhnlich Robert de Borron genannt, welcher zur Zeit Heinrich's III. und Eduard's I. gelebt haben muß, da Rusticien de Pise, der unter der Regierung dieser Könige schrieb, ihn in der Vorrede zu seinem Romane Meliadus seinen Waffenbruder nennt (vgl. S. 80.).

So hoch indeß das Alter dieses Werkes ohne Zweifel ist, so kann der Verfasser desselben gleich-

wohl nur wenig Anspruch auf eigene Erfindung machen. Die meisten Ereignisse finden sich in der Chronik des Geoffrey von Monmouth, aus der sie in den oben erwähnten Brut des Wace und aus diesem in den Merlin aufgenommen wurden.

Die Vorstellung von Dämonen, welche mit irdischen Frauen Kinder zeugen, worauf sich nämlich der ganze Roman aufbaut, scheint der Vita Merlini, der Lebensbeschreibung des schottischen [125]) Merlin von Gotfried von Monmouth entlehnt zu sein, wo es heißt:

Et sibi multotiens ex aere corpore sumpto
Nobis apparent et plurima saepe sequuntur;
Quin etiam coitu mulieres aggrediuntur
Et faciunt gravidas, generantes more profano.

Jocelin in seinem Leben des heiligen Kentegern giebt einen Bericht von der Geburt des letztern, welcher dem über die Geburt Merlins gleich kommt und glauben läßt, daß unsere Großmütter nächtlichen Angriffen von der in dem Romane beschriebenen Art ziemlich häufig ausgesetzt waren: audivimus, frequenter sumtis transfigiis puellarem pudicitiam expugnatam esse, ipsamque defloratam corruptorem sui minime nosse. Potuit aliquid hujusmodi huic puellae accidisse [126]). Man könnte jedoch die Spur der Erzählung von der seltsamen Geburt und der Jugend Merlin's bis zu einer ältern und ehrwürdigern Quelle hinauf verfolgen [127]).

Schon frühzeitig verbreitete sich die Sage von Merlin in den meisten Ländern Europa's. Der französische Roman, von dem wir oben einen Auszug gegeben, wurde von dem Venetianer Antonio Tedeschi in dem Schuldgefängniß zu Florenz in's Italienische übertragen. Die Geschichte Merlin's erschien auch in englischer Sprache und zwar in metrischer Gestalt und sind die Ereignisse derselben denen in dem französischen Romane fast ganz gleich [S. Ellis Specimens of Early M. R. vol. I. p. 205 ff.].

Merlin erscheint auch in den spätern Ritterbüchern, besonders aber bei wichtigen Veranlaßungen und zwar nach seinem Tode oder zauberischem Verschwinden. Auch in der englischen versifizierten Bearbeitung der sieben weisen Meister begegnet man ihm [s. Weber Engl. Metr. Rom. vol. III. p. 91.]. Herodes, der Kaiser von Rom nämlich, hatte sieben Weise in seinem Rathe, die das Vertrauen, welches ihr Gebieter auf sie setzte, misbrauchten. Indem nun aber dieser eines Tages auf die Jagd geht, erblindet er plötzlich, und die weisen Männer werden alsobald zusammen berufen und sollen die Ursache dieses plötzlichen Verschwindens der königlichen Sehkraft erklären. Sie müßen nun freilich gestehen, daß sie zur Zeit keine Antwort in Bereitschaft haben, erhalten jedoch von einem alten Manne den Rath, den unsichtbaren Merlin um Rath zu fragen. Zwei aus ihrer Mitte werden daher von ihnen zu diesem Zwecke abgeschickt, welche den Zauberer mit großer Schwierigkeit ausfindig machen und ihn vor den König bringen. Merlin ist auch wirklich mit einem Mittel versehen und belehrt seine Majestät, wie zur vollständigen Wiederherstellung seines Gesichts nichts nothwendiger sei, als daß den sieben weisen Meistern die Köpfe abgeschlagen würden. Herodes höchlich erfreut, daß er seine Heilung so wohlfeilen Kaufes erlangen könne, läßt die Räthe der Reihe nach enthaupten und so wie der letzte Kopf fällt, erlangt er auch den Gebrauch seiner Augen wieder. —

Die Merlin betreffenden Sagen haben sich jedoch nicht bloß auf eitle Rittergeschichten oder andere Erzählungen beschränkt, sondern zur Ausschmückung der schönsten Schöpfungen der Dichtkunst beigetragen. In den romantischen Dichtungen Italiens sowohl wie in Spenser erscheint Merlin besonders als in der Zauberkunst hoch bewandert. Die Quelle der Liebe im Orlando Inamorato [Ges. 3.] [128]) ist das Werk des Merlin und im 26ten Gesange [St. 30.] des rasenden Roland befindet sich die Beschreibung einer von vier Quellen, welche der Zauberer in Frankreich hervorbrachte. Die Einfassung derselben war vom weißesten Marmor und zukünftige Ereignisse befanden sich darauf in herrlichster Arbeit dargestellt. In demselben Gedichte [Ges. 32. St. 65 ff.] langt Bradamante einmal bei Nacht in dem Schlosse des Tristan (Rocca di Tristano) an und sieht daselbst einen von Merlin mit prophetischen Gemälden ausgeschmückten Saal [Ges. 33. St. 5 ff.].

In dem dritten Gesange des Rinaldo von Tasso gelangt der Ritter dieses Namens in Begleitung des Isolero zu zweien durch die Kunst Merlin's [St. 61.] gearbeiteten Reiterstatuen, von denen die eine den Lancelot, die andere den Tristan vorstellt. Spenser nennt Merlin als den Verfertiger des undurchdringlichen Schildes und der

übrigen Rüstung Prinz Arthurs [Faery Queen Buch I. Gef. 7. St. 29ff.] sowie eines Spiegels [B. 3. Gef. 2. St. 18ff.], in welchem eine Jungfrau das Bild ihres Geliebten sieht. Jedoch wäre Merlin fast noch höhere Auszeichnung zu Theil geworden und er hätte beinahe den Gipfel romantischer Berühmtheit erreicht, da, wie bekannt der größte unserer Dichter, bevor er einen seines hohen Geistes würdigeren Stoff erwählte, die fabelhafte Geschichte Englands zum Gegenstande eines epischen Gedichtes nehmen wollte, wie er selbst es in seinem Epitaphium Damonis [v. 162ff.] ausspricht.

Ipse ego Dardanias Rutupina per aequora puppes
Dicam et Pandrasidos regnum vetus Inogeniae,
Brennumque Arviragumque duces priscumque Belinum,
Et tandem Armoricos Britonum sub lege colonos;
Tum gravidam Arturo fatali fraude Iogernen,
Mendaces vultus assumtaque Gorloïs arma,
Merlini dolus [129]).

In dem obigen Umrisse des Romans von Merlin ist S. 66 erwähnt worden, daß, als Merlin die runde Tafel zu Carduel verfertigte, er einen Platz für den heiligen Gral leer ließ, welches nämlich der Sage nach das Gefäß war, aus dem Christus bei der Einsetzung des Abendmahles trank und worin nachher das Blut aufgefangen wurde, das seinen Wunden bei der Kreuzigung entströmte [s. S. 70. und Anh. Nr. 2]. Die frühere Geschichte dieser Reliquie, deren Aufsuchung für die Ritter von der Tafelrunde die fruchtbarste Quelle von Abenteuern ist, wird in dem Werke erzählt, welches den Titel führt:

L'Histoire du Saint Graal oder Greal
[Gräße a. a. O. S. 187ff. 195ff.]

so genannt von Grasal, welches im Altfranzösischen einen Becher bedeutet, oder von Sanguis Realis, womit er angefüllt worden sein soll [130]).

Dies Werk ist eines der langweiligsten der Klasse, zu der es gehört; scheint auch in einer andern Absicht und in anderer Weise als die andern Romane der Tafelrunde geschrieben zu sein und sieht ganz so aus, als wäre es aus der Feder eines Geistlichen geflossen. Ueber den Namen des Verfassers und die Quellen, wonach er gearbeitet, herrscht jedoch das nämliche Dunkel und dieselbe Verschiedenheit der Angaben, wie über den Ursprung so vieler ähnlicher Erzeugnisse.

Warton [a. a. O. vol. I. p. 153ff.] hat aus einem gereimten Sangreal unter der Regierung Heinrichs VI. von Henry Lonelich Skinner verfaßten aus 40,000 Versen bestehenden Bruchstücke einen Auszug gegeben. Dieß ist jedoch weder das Original noch eine Paraphrase des französischen Sangreal in Prosa, sondern eine Bearbeitung desjenigen Theils des Lancelot du Lac, welcher die auf den heiligen Gral bezüglichen Abenteuer enthält. Hinsichtlich der vorzugsweise so genannten Geschichte des heiligen Gral, heißt es darüber in der Bibliothèque des Romans [August 1775. p. 89.], daß sie zuerst gegen Ende des zwölften Jahrhunderts von Chrétien de Troyes in Versen verfaßt [131]), hierauf im dreizehnten in lateinische Prosa und endlich im vierzehnten Jahrhundert von Gautier Map [132]) in französische Prosa übersetzt wurde und zwar, wie Letzterer sagt, auf Befehl seines Herrn Heinrich, unter welchem er nach der Vermuthung der Bibliothèque, weil er ein Engländer war, Heinrich den Dritten versteht. Dieß würde jedoch die Abfassung nicht in das vierzehnte, sondern in das vorhergehende Jahrhundert versetzen, da jener König im Jahre 1272 starb. Tyrwhitt [zu Chaucer p. XXXIII. n. 49. ed. London 1843.] sagt, daß einer Tradition nach Gautier Map der Verfasser des französischen Sangreal sei, und eine in dem Romane vom Tristan enthaltene Stelle stimmt mit dieser Nachricht überein: „Quant Boort ot conte l'aventure del Saint Graal teles come eles etoient avenues, eles furent mises en escrit, gardees en lamere de Salibreres dont Mestre Galtier Map l'estrest a faist son livre du Saint Graal per l'amor du Roy Herri, son senger qui fist l'estoire translater del Latin en Romanz.“ Eine andere Stelle im Lancelot du Lac läßt uns jedoch vermuthen, daß Map den lateinischen Sangreal verfaßt habe, während einige neuere Schriftsteller das französische Werk dem Robert de Borron zuschreiben. Ritson hingegen hält diesen Borron, wie bereits [S. 63.] erwähnt, für eine erdichtete fingirte Person und macht auch den Gedanken lächerlich, als hätte Map je einen Roman geschrieben. Wann und von wem nun auch immer der Sangreal verfaßt worden, er wurde im Jahre 1516 in französischer Prosa in zwei Bänden fol. von Gallyot du Pré und später im Jahre 1523 noch einmal

gleichfalls in fol. herausgegeben. Beide Ausgaben sind jedoch so schwer zu erlangen, daß der Roman vom heiligen Graal zu den seltensten der sich auf die Tafelrunde beziehenden Werke gehört.

Dem von Barbazan gegebenen Auszuge [133]) nach scheint der versifizierte Sangreal mit dem Geschlechtsregister Christi anzufangen und die biblische Geschichte genau durchzugehen [134]). Der prosaische Roman geht jedoch nicht so weit zurück, sondern fängt mit Joseph von Arimathia an, von dem man in England lange glaubte, er habe noch viele Jahrhunderte nach der Kreuzigung Christi gelebt. Mathäus Paris [z. J. 1238. s. f.] theilt uns mit, daß ein armenischer Bischof, der zu seiner Zeit nach England kam, erzählt habe, dieser jüdische Senator hätte noch kurz vor seiner Abreise aus dem Morgenlande an seinem Tische gespeist. Am Ende jedes Jahrhunderts fiel er in eine Art von Betäubung, und wann er sich aus derselben erholte, befand er sich wieder in demselben jugendlichen Alter, das er zur Zeit des Todes Christi hatte.

Der Verfasser des Romanes vom heiligen Gral hat sich in seinem Werke dieser Sage bedient und erzählt zuvörderst, daß Joseph am Tage der Kreuzigung in den Besitz des Hanap oder der Schüssel kam, aus welcher Christus am Abend vorher mit seinen Jüngern das Osterlamm gegessen hatte. Ehe er nun den Leib des Herrn begrub, fieng er in dem Gefäße das Blut auf, das aus den Wunden desselben floß [s. hier Anh. Nr. 2.], wurde jedoch von den erbitterten Juden bald nachher seiner heiligen Reliquie beraubt und in ein Gefängniß nahe bei Jerusalem geworfen. Hier erschien ihm sein verstorbener Herr und Meister und tröstete ihn in seiner Gefangenschaft, indem er ihm den heiligen Hanap wieder zustellte. Endlich wurde er im 42ten Jahre seiner Einkerkerung vom römischen Kaiser Titus aus dem Gefängnisse befreit, begab sich hierauf nach England, um daselbst das Evangelium zu predigen und bekehrte unterwegs den König von Sarraz Namens Enelach zum Christenthume, welcher auf diese Weise die Aegypter, mit denen er Krieg führte, zu besiegen in den Stand gesetzt wurde. Nach der Ankunft Josephs mit der heiligen Schüssel in England handelt der Roman besonders von den durch den Sangreal bewirkten Wundern, der Verfertigung der runden Tafel durch Arthur, welcher für jenes heilige Gefäß einen Platz leer ließ [s. oben S. 66 a.] und endlich von den Thaten, welche seine Ritter um den köstlichen Schatz wiederzuerlangen ausführten, da dieser nämlich in den Besitz des Königs Pecheur gefallen war, der diesen Namen entweder seiner Geschicklichkeit im Fischen oder seiner Sündhaftigkeit [135]) wegen führte. Der Verfasser des Romans hat denselben mit einigen unterhaltenden Abenteuern ausgeschmückt, welche den Rittern der Tafelrunde während ihrer Aufsuchung des heiligen Grals zustoßen; im Ganzen sind jedoch die Ereignisse weniger fesselnd als diejenigen, welche man in der vorliegenden Gattung von Dichtungen gewöhnlich antrifft.

Die Geschichte vom heiligen Gral eröffnet eine Reihe von Romanen, in denen die Aufsuchung und Erwerbung dieses kostbaren Gefäßes den Hauptgegenstand ausmacht. So in dem

Perceval
[Gräße a. a. O. S. 216 ff.] [136])

einem Romane des funfzehnten Jahrhunderts, in welchem über den Nutzen und das endliche Verschwinden des heiligen Grales sehr ausführlich gehandelt wird.

Die einzige Ausgabe des Perceval ist, wie ich glaube, die im J. 1530 zu Paris erschienene. Der Verfasser des Prosaromanes ist unbekannt [137]), sagt jedoch in der Vorrede, daß Philipp von Flandern seinem Chronikenschreiber befohlen habe die Geschichte des Perceval zusammenzutragen, daß aber Philipp und sein genannter Diener bald nachher starben und daher Johanne, Gräfin von Flandern, dem Menessier [auch Manessier geschrieben] ung sien familier orateur den Auftrag ertheilt habe, das von seinem Vorgänger bloß begonnene Werk fortzusetzen. Das gereimte Produkt des Letztern nun war der vornehmste Stoff des Prosaromanes, dessen Verfasser jedoch auch das von Chretien de Troyes im zwölften Jahrhunderte über denselben Gegenstand geschriebene Gedicht benutzte.

Obgleich die Erwerbung des heiligen Grals der Hauptgegenstand des letzten Theils des Perceval ist, so enthalten die ersten Kapitel doch nur die Geschichte eines unerfahrenen, natürlichen jungen Menschen, der zum ersten Male in die Welt tritt. Der Vater und die zwei ältern Brüder Perceval's waren in der Schlacht oder im Turniere gefallen und er selbst daher als die letzte Hoffnung der Familie von seiner Mutter,

welche in Wales wohnte, zu Hause gehalten worden, woselbst er in gänzlicher Unkenntniß des Waffenhandwerkes und Ritterthumes erzogen wurde [f. 2. Paris 1530.] Endlich wird jedoch auch Perceval von Verlangen nach Kriegsruhm ergriffen, indem er einst im Walde fünf Rittern in voller Rüstung begegnet [f. 3.]. Er beschließt hierauf das Mutterhaus zu verlaßen und erhält von seiner Mutter einige beachtungswürdige Lehren über die Pflichten eines Ritters, von denen er im Laufe verschiedener Abenteuer, die ihm auf dem Wege nach Arthur's Hofe zustoßen, eine gar seltsame Anwendung macht [fol. 4. s. hier Anhang Nr. 3.].

Bei seiner Ankunft in Carduel, wo Arthur damals residierte, begegnet er einem Ritter in rother Rüstung, der im Begriffe ist den Palast zu verlaßen und ihn fragt, wohin er gienge, worauf Perceval erwiedert: „Zum König Arthur, um Eure Rüstung zu verlangen." In Folge dieses billigen Vorhabens begiebt sich Perceval ohne weitere Ceremonie zu Pferde in den Saal, wo Arthur mit seinen Rittern saß. Diese Art sich vorzustellen war freilich in den Zeiten des Ritterthumes eben nicht ungewöhnlich. Stow [Survey of London 1633. p. 521. vgl. Percy Essay on the Ancient Minstrelsy Note Z. vor dessen Reliques etc. London 1839.] erwähnt, daß als Eduard II. bei der Feier des Pfingstfestes von königlichem Glanze umgeben in der Mitte der Großen seines Reiches dasaß, eine wie ein Minstrel gekleidete Frau auf einem hohen, vollständig aufgezäumten Rosse in den Saal kam, und wie zur Kurzweil um die Tafel ritt. In dem Gedicht vom König Estmere [Percy Reliques etc. Series I. B. I. No. 6.] führt sich dieser auf ähnliche Weise ein:

> Und König Estmere an die Tafel
> Band sein so schönes Roß,
> Von dessen Maul der Schaum in den Bart
> Des Königs Bremer floß [138].

Arthur nun hielt damals gerade offenen Hof (cour plenière). Zur Zeit, da Perceval geschrieben wurde, hielten nämlich die französischen Könige, deren Sitten in diesen Romanen häufig kopiert sind, nicht wie später beständig einen offenen Hof, sondern lebten zurückgezogen, bloß von ihrer Familie und ihren Hausbeamten umgeben, und entfalteten nur bei gewissen Gelegenheiten etwa drei oder vier Mal des Jahres ihre königliche Pracht. Diese Festlichkeiten sollen den Reichsversammlungen ihren Ursprung verdankt haben, welche Karl der Große zusammen berief, um über öffentliche Angelegenheiten zu berathschlagen, und die später Hugo Capet wieder einführte. Sie wurden in der Stadt oder dem Schloße, wo sie gehalten werden sollten, von Herolden ausgerufen und die Großen des Reiches und Fremde eingeladen; die Belustigungen bestanden aus Festen und außerdem zeigten auch Minstrels während derselben ihre Geschicklichkeit.

Bei einer solchen feierlichen Veranlaßung nun war es, daß sich Perceval mit der oben erwähnten Ungeschlachtheit benahm. Arthur verspricht jedoch ihn zum Ritter zu schlagen, wenn er vom Pferde steigen und Gott und den Heiligen die schuldige Ehre erweisen wolle. Perceval mag jedoch die erwähnte Ehre nur zu Pferde annehmen, da, wie er sagt, auch die Ritter, denen er im Walde begegnete, zu Rosse waren und fügt sogar vor Empfang des Ritterschlages noch eine andere Bedingung hinzu, daß ihm nämlich der König erlauben sollte, sich die Waffen des rothen Ritters zu erwerben, welcher, wie es scheint, der Todfeind Arthurs war. Indem er nun seine Absicht, sie durch seine eigene Tapferkeit zu erlangen, an den Tag legt, beginnt Keur [139]) des Königs Seneschal, der in den meisten Romanen der Tafelrunde erscheint, sich stets aber, gleich den Charakteren, die Shakespeare in so vielen seiner Stücke gezeichnet hat, als Lästerer und feiger Prahler erweist, ihn zu verspotten. Hierauf nähert sich dem Perceval ein Edelfräulein, von der gesagt wird, daß sie seit zehn Jahren nicht gelächelt, und sagt ihm lächelnd, daß wenn er am Leben bliebe, er einer der tapfersten und besten Ritter werden würde. Der Seneschal jedoch, erbittert über ihre gute Laune und die dem Perceval eröffneten günstigen Aussichten, versetzt dem Fräulein einen Backenstreich, und indem er den Narren des Königs an dem Kamin sitzen sieht, wirft er ihn mit einem Fußtritt zwischen die Feuerböcke, weil er früher oft gesagt hatte, das Edelfräulein würde nicht eher lächeln, als bis sie die dereinstige Blume der Ritterschaft gesehen [f. 64.]. Narren waren aber zur Zeit, da der vorliegende Roman geschrieben wurde, ein gewöhnlicher Zubehör der Höfe und zwar leitete diese schöne Zierde ihren Ursprung von der Sitte der asiatischen Fürsten her. In Europa war der Narr an Ansehen der zweite nach dem Zwerge;

er hatte einen kahlgeschorenen Kopf, eine weiße Tracht mit gelber Kappe und trug in der Hand eine Klingel oder einen sogenannten Narrenkolben. Wenn jedoch die Scene, welche zwischen dem Narren, dem Seneschal und dem Edelfräulein Statt fand, ein treues Gemälde der Sitten eines Hofes im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert gewährt, so muß in jenen Tagen die Gegenwart eines Königs nur sehr wenig Respekt eingeflößt haben.

Hierauf macht sich Perceval ohne Ritterschlag auf den Weg, um den rothen Ritter aufzusuchen und erwirbt die Waffen desselben, indem er ihn im Zweikampfe erschlägt; da er jedoch weder einen Helm zu öffnen noch ihn zu schließen versteht und auch sonst nicht mit den übrigen Theilen der Rüstung Bescheid weiß, so würde er sich ohne den Beistand seines Knappen Guyon, der ihm endlich beim Wappnen hilft, in großer Verlegenheit befunden haben. Dieser bemüht sich auch ihn zu überreden, daß er seine Unterkleider mit denen des erschlagenen Ritters vertausche, worauf jedoch Perceval erwiedert: „Nie will ich das gute hänfene Hemde, das mir meine Mutter gemacht, ablegen.“ Perceval nimmt also nur die Rüstung seines getödteten Feindes und der Knappe sieht sich genöthigt ihm die Sporen über die Gamaschen anzulegen, von denen er sich durchaus nicht trennen will. Hierauf lehrt Guyon ihn, den Fuß in den Steigbügel setzen, denn Perceval hatte nie weder von Steigbügel noch Sporen Gebrauch gemacht, sondern sein Roß stets ohne Sattel geritten und sich, um es anzutreiben, eines Steckens bedient. Der Knappe überbringt alsdann die Nachricht von Perceval's glücklichem Erfolge an den Hof Arthurs, zur größten Freude des Narren und höchsten Bestürzung des Seneschals [f. 7 ff.].

Hierauf führt der Zufall, der in allen Ritterromanen eine sehr bedeutende Rolle spielt, unsern Helden in das Haus eines Ritters, der ihn in den körperlichen Geschicklichkeiten und Pflichten seines Standes unterrichtet, ihm den Ritterschlag ertheilt und ihn auch, obgleich nicht ohne große Schwierigkeit überredet, seine gar zu schlichte Tracht mit einer prächtigern und kriegerischern zu vertauschen [f. 9.]. —

Der vorliegende Roman ist fast der einzige, welcher uns erzählt, wie ein roher, unerfahrener Landjunker zum ersten Male in die Welt eintritt und ohne Weiteres die Ritterwürde erhält. In den andern Romanen lernen wir die Helden derselben im vollen Glanze ihres Ruhmes kennen oder folgen ihnen, während sie unter den Waffen aufwachsen und die regelmäßigen Grade bis zur endlichen Erlangung der Ritterwürde durchmachen. Auch sind die ersten Seiten des Perceval bei Weitem die komischesten in allen Romanen der Tafelrunde und in keinem der übrigen Ritter Arthurs treffen wir dieselbe Ungezwungenheit und Naivetät wie in dem jungen Waliser.

Nachdem nun Perceval in den ritterlichen Künsten seines Standes sich ausgebildet und in die kriegerische Tracht desselben gekleidet hat, so gleicht der Roman in seinen nachherigen Ereignissen vollkommen den übrigen derjenigen Klasse, zu welcher er gehört.

Unser Held nämlich gelangt, sobald er seinen Lehrer verlaßen, nach der Burg Beaurepaire. Bald nachher merkt er, daß sie vom Feinde belagert wird und nimmt im Laufe des Tages wahr, daß sie sich aus Mangel an Mundvorräthen in großer Noth befindet. Blanchefleur, die Gebieterin der Burg, entschädigt ihn jedoch auf andere Weise für seine schlechte Bewirthung an der Tafel, wogegen er zum Danke sie von der Belagerung befreit, indem er die Anführer der Feinde im Zweikampfe besiegt und sie alsdann an den Hof Arthurs sendet, wobei er ihnen aufträgt dem lächelnden Edelfräulein mitzutheilen, daß er sie für den erhaltenen Backenstreich an dem Seneschal rächen würde [f. 10 ff.].

Nachdem er nun Beaurepaire entsetzt hat, begiebt sich Perceval nach der Residenz seines Oheims, des Königs Pecheur, an dessen Hofe er den heiligen Gral und die heilige Lanze sieht [f. 18.]. Nun aber waren einige Wunden, die der König in seiner Jugend erhalten hatte [s. Anmerkung 135.], niemals zugeheilt, welches indeß jetzt der Fall gewesen wäre, wenn sein Neffe es sich hätte beifallen laßen, hinsichtlich jener Reliquien gewisse Fragen zu thun, wie z. B. „welches ist der Nutzen des heiligen Grals?“ und „warum tropft Blut von der Lanze?“ [fol. 26.]. Diese ersprießlichen Fragen fallen dem Neffen jedoch nicht ein und durch diesen Mangel an Neugier zieht er sich, wie wir nachher sehen werden, den Unwillen der Dame **Häßlich** zu.

Indem so Perceval seinen Oheim ungefragt läßt, begiebt er sich auf die Rückkehr zum Hofe des Königs Arthur [f. 19.]. Bei seiner Ankunft

rächt er sich unbewußt an dem Seneschal Keux [f. 24.] und begleitet Arthur nach Carlion, woselbst letzterer offenen Hof hält. Während seines Aufenthaltes dort sieht Perceval eines Tages die Dame Häßlich vorübergehen, die ihn mit Verwünschungen überhäuft. Hals und Hände derselben, sagt der Roman, waren so braun wie Eisen und doch nur der geringste Theil ihrer Häßlichkeit, ihre Augen waren schwärzer als die eines Mohren und so klein wie die einer Maus; sie hatte eine Nase wie eine Katze oder ein Affe und Lippen wie ein Rind oder Esel, ihre Zähne waren gelbroth wie Eidotter, ihre Beine ganz krumm und endlich hatte sie einen Bart gleich einem Ziegenbocke und vorn und hinten einen Buckel. Dieses Musterbild in ihrer Art entschuldigt sich bei König Arthur, daß sie sich nicht länger an seinem Hofe aufhalte, da sie eine lange Reise vorhabe, macht ihm jedoch ein Schloß namhaft, wo 570 Ritter, jeder mit seiner Dame gefangen gehalten werden [f. 26].

Die Befreiung dieser Ritter eröffnet der Thatenlust ein weites Feld, und daher werden denn auch die Abenteuer vieler Ritter, besonders jedoch die Gawain's, des Neffen des Königs, sehr ausführlich berichtet.

Fünf Jahre lang widmet Perceval sich ausschließlich ritterlichen Thaten und vernachläßigt alle Andachtsübungen. Endlich jedoch wird er andern Sinnes, indem er einst in einem Walde einer Prozession von zehn Damen und drei Rittern begegnet, welche für frühere Sünden Buße thun und, um sich zu kasteien, barfuß einherziehen. Perceval fühlt sich durch ihre Unterhaltung sehr erbaut und beichtet darauf einem Einsiedler, der sich endlich als seinen Oheim und Bruder des Königs Pecheur zu erkennen giebt [f. 34.].

Von der Einsiedelei zieht Perceval weiter, in der Absicht den genannten Fischermonarchen wieder zu besuchen und die gehörigen Fragen in Betreff des heiligen Grals zu thun [f. 133.]. Indem er nun von Walde zu Walde irrt, kommt er wieder nach der Burg Beaurepaire, wo er sich trotz seiner neulichen Bekehrung dennoch wieder drei Tage lang mit Blanchefleur ergötzt [f. 143 ff.].

Nachdem er nun seinen Oheim wiederum besucht und dessen Wunden endlich durch die Kraft seiner Fragen geheilt hat [f. 180 ff. 207.], kehrt er an den Hof Arthurs zurück [f. 218.]. Bald nach seiner Ankunft erhält er die Nachricht von dem Tode seines Oheims, der, wie es scheint, nur durch seine Wunden am Leben erhalten worden war, wie dieß auch sonst bei manchen Leuten hinsichtlich der Gicht der Fall ist. Arthur und dessen ganzer Hof machen sich mit Perceval auf den Weg nach dem Reiche des verstorbenen Oheims des Letztern, um bei dessen Krönung gegenwärtig zu sein. Indem also Perceval seinem sündhaften Vorgänger folgt, erwirbt er auch von demselben eine ziemliche Anzahl heiliger Kuriositäten, deren vornehmste der heilige Gral war, welcher denn auch zur großen Zufriedenheit Arthurs und seiner Ritter verschiedene Wunder verrichtet; so erscheint er z. B. alle Tage zur Stunde der Mahlzeit in den Händen einer Jungfrau, die ihn dreimal um die Tafel trägt, worauf letztere sich mit aller leckern Speise, welche die Gäste nur irgend wünschen, anfüllt.

Arthur kehrt nach seiner Residenz zurück, Perceval aber zieht sich bald nach seiner Thronbesteigung in eine Einsiedelei zurück und nimmt den heiligen Gral mit sich, durch welchen er bis zu seinem Todestage mit Nahrung versehen wird [f. 219.]. In dem Augenblicke jedoch, da er verschied, flogen, wie der Roman erzählt, der heilige Gral, die heilige Lanze und die silberne Schüssel [140]) in Gegenwart Vieler zum Himmel empor und sind seitdem niemals wieder auf Erden gesehen worden [141]).

Nach seinem Hinscheiden wurde Perceval in den Palais aventureux gebracht, und zur Seite des Königs Pecheur beigesetzt, indem er folgende Grabinschrift erhielt:

> Cy-Git Perceval le Gallois,
> Qui du Saint Greal les adventures acheva.
> [f. 220.].

Viele Ereignisse aus dem Leben Percevals werden auch noch in andern Romanen der Tafelrunde erzählt und besonders im Lancelot du Lac [III. fol. 56 ff.], worin von dem ersten Theile seiner Laufbahn eine ausführliche, jedoch sehr abweichende Nachricht enthalten ist; so wird er z. B. von einem ältern Bruder an den Hof des Königs Arthur gebracht und statt einer Dame, die zehen Jahre nicht gelächelt hat, weissagt eine andere, die einen gleichen Zeitraum hindurch nicht gesprochen, seinen zukünftigen Ruhm und verscheidet alsobald darauf.

Die Hauptverschiedenheit besteht jedoch in den mit der Erwerbung des heiligen Gral's ver-

bundenen Umständen, welche Erwerbung in dem Roman

Lancelot du Lac[142])
[Gräße S. 199ff.]

eine Hauptrolle spielt und einen beträchtlichen Theil desselben einnimmt. Er wird daher zwar unter die Fortsetzungen der Geschichte des heiligen Grals gezählt, jedoch ist der auf die Erlangung dieser kostbaren Reliquie bezügliche Theil des Werkes keineswegs der anziehendste noch auch derjenige, an welchem Lancelot den größten Antheil hätte. Die Erzählung von seinen Jugendjahren hingegen ist der romantischste und sein Liebesverhältniß zur Königin Genevra der anziehendste Abschnitt des Romans.

König Ban von Bretagne, so beginnt der Roman, wurde in seinem Alter von seinem Feinde Claudas, einem benachbarten Fürsten, angegriffen und nach langem Kriege in dem festen Schlosse Trible belagert, welches der einzige Ort war, der ihm noch übrig blieb, jedoch für uneinnehmbar galt [1 fol. I. Paris 1533.]. Indem er sich aber endlich doch in die größte Noth versetzt sieht, verläßt er die Burg mit seiner Gemahlin Helena und seinem noch ganz jungen Sohne Lancelot, um von seinem Oberlehnsherren, dem Könige Arthur, Hülfe zu verlangen, und übergiebt unterdeß die Vertheidigung von Trible seinem Seneschal. Unterweges nun erreicht er einen Hügel, von dessen Spitze er sein Schloß in Feuer erblickt, da es von dem Seneschal, einer Art Leute, die man in den alten Ritterromanen gewöhnlich als Feiglinge oder Verräther geschildert findet, den Feinden treuloserweise übergeben worden war [1 f. 2.]. Bei diesem Anblicke wird der alte Mann von Verzweiflung ergriffen und haucht auf der Stelle seinen Geist aus [1 f. 3.], während Helena, ihr Kind an dem Rande eines Sees zurücklaßend, herbei eilt um noch die letzten Seufzer ihres Gemahls zu vernehmen, bei ihrer Rückkehr jedoch den kleinen Lancelot in den Armen einer Nymphe erblickt, die bei der Annäherung der Königin sich mit dem Kinde in den See stürzt [1 f. 4. S. hier Anhang Nr. 4.]. Diese Nymphe war Viviana, die Geliebte des Zauberers Merlin, die unter dem Namen der „Dame vom See" bekannter ist; so wie auch Lancelot seinen Beinamen du Lac, d. i. vom See, deswegen erhielt, weil er am Hofe dieser Zauberin erzogen wurde, deren Palast jedoch nicht in der Mitte eines wirklichen, sondern nur eines scheinbaren Seees, den Luftgebilden gleich, welche den Reisenden in den Wüsten Afrika's zu täuschen pflegen, gelegen und so gegen fremde Eindringlinge geschützt war. Dort aber wohnte sie nicht etwa allein, sondern umgeben von einem zahlreichen Hofstaate und einem glänzenden Gefolge von Rittern und Jungfrauen.

Die Königin Helena zieht sich nun nach diesem zwiefachen Verluste in ein Kloster zurück, wohin ihr bald nachher auch die Wittwe Bohort's folgt, da dieser gute König bei der Nachricht von dem Tode seines Bruders Ban vor Kummer gestorben war. Die beiden Sohne desselben, Lyonel und Bohort, werden durch einen treuen Ritter, Namens Farien, vor der Wuth des Claudas gerettet und kommen in der Gestalt von Windspielen bei dem Palaste Viviana's an, wo sie ihre natürliche Gestalt wieder annehmen und mit ihrem Vetter Lancelot zusammen erzogen werden [1 f. 6. 15.].

Sobald dieser das Alter von achtzehen Jahren erreicht hat, bringt die Dame vom See ihn an den Hof Arthurs, damit er dort den Ritterschlag erhalte [1 fol. 29ff.], und macht er gleich bei seinem ersten Auftreten auf das Herz Genevra's, der Gemahlin des Königs Arthur, einen starken Eindruck. Die Geschichte des Letztern erhält durch die Liebeshändel seiner Ehehälfte mit Lancelot eine eigenthümliche Färbung. Um ihretwillen legt der junge Held ganze Schiffsladungen von Kronen zinsbar gemachter Könige zu den Füßen ihres Gemahls; um ihretwillen vollführt er die Eroberung Northumberlands, wo er das Schloß Schmerzenswacht (Douloureuse Garde, jetzt Berwick) einnimmt [1 f. 36.], welches späterhin unter dem Namen Freudenwacht (Joyeuse Garde) der Lieblingsaufenthalt und die Begräbnißstätte des Ritters wurde; um ihretwillen auch greift er an und besiegt er den König Gallehaut, welcher darauf sein vertrautester Freund wird und die erste heimliche Zusammenkunft zwischen Lancelot und Genevra zu Stande bringt [1 f. 63ff.]; sogar erst auf ihren Antrieb auch reizt er Arthur und dessen Ritter zu einem langen Rachekriege gegen Claudas, der sich seiner eigenen Lande bemächtigt hatte [3 f. 31ff.]. Als Arthur endlich durch die Kunstgriffe einer Frau, welche darauf beharrt, daß sie die wirkliche Genevra sei, getäuscht, seine Gemahlin verstößt

und ihr auf diese Weise freien Spielraum läßt, ihrer Leidenschaft für Lancelot ohne Zwang Genüge zu leisten [1 f. 117. 127. 130.], so ist Letzterer damit nicht zufrieden, sondern glaubt, es sei für die Würde seiner Geliebten erforderlich, daß sie den britannischen Thron wieder besteige und in ihrem Rufe unter der Hülle der Ehe und durch das Schwert ihres Geliebten geschützt, ihr Leben in ehrbarem Ehebruche hinbringe [1 f. 133 ff.]. Ein großer Theil seiner Thaten besteht daher aus Zweikämpfen, die er zur Vertheidigung der Unschuld seiner Geliebten gewöhnlich mit glücklicherem Erfolge unternimmt, als er es vermöge der Gerechtigkeit seiner Sache verdient. Auch bleibt seine Treue gegen Genevra in den größten Versuchungen unerschüttert, wie dies unter Anderm aus dem Zorne erhellt, in den er darüber geräth, daß er sich durch List in die Arme eines Edelfräuleins gelockt sieht, die sich unüberlegter Weise für Genevra ausgegeben hatte [2 fol. 86. s. hier Anh. Nr. 5.]. Ein schlagenderer Beweis seiner Treue jedoch zeigt sich in seiner Antwort an ein anderes Edelfräulein, die ihm eine vollständige Liebeserklärung macht: „Ma volanté, sagt er nämlich, y est si bien enracinée que Je n'auroye pas le couriage de l'en oster. Mon cueur y est nuit et jour, car mon cueur ne mes yeux ne tendent tous jours fors celle part, ne mes oreilles ne peuent ouyr bonnes nouvelles que d'elle. Que vous dirois — mon ame et mon corps sont tous a elle. Ainsi suis Je tout a son plaisir, ne Je ne puis rien faire de moy non plus que le serf peult faire autre chose que son seigneur luy commande."

Lancelot beweist jedoch seine Liebe zu Genevra nicht bloß durch seine unerschütterliche Treue oder dadurch, daß er Thaten ausführt, die wohl einem jeden Ritter willkommen sein mochten, sondern er unterwirft sich sogar um seiner Geliebten willen mannigfachem Schimpfe, wie ihn sonst kein anderer Ritter ertragen durfte; so z. B. besteigt er um Genevra einzuholen in Ermanglung eines Rosses einen Wagen, die größte Schmach, die man einem Ritter nur irgend anthun konnte [2 fol. 3. s. hier Anhang Nr. 6.].

Endlich wird das Liebesverhältniß Lancelot's und Genevra's von der Fee Morgana, der Schwester Arthurs entdeckt [1 f. 155.] und demselben von ihr [3 f. 126.] und Agravain [3 f. 133.], einem der Ritter der Tafelrunde, mitgetheilt, denn für einen Vasallen wäre es ein schweres Verbrechen gewesen, hätte er seinem Lehnsherren irgend etwas verheimlicht. Nach dieser Entdeckung hat Lancelot gegen Arthur und dessen Ritter einen langen Krieg zu führen und wird von demselben zuerst in seinem Schlosse Freudenwacht [3 f. 139 ff.] und dann in seinen Besitzungen in der Bretagne [3 f. 144.] angegriffen. Arthur wird jedoch durch die Empörung Mordrec's [143]) an der Fortsetzung gehindert [3 f. 151.] und da er bald nach der Schlacht, die er diesem unnatürlichen Sohne liefert, verschwindet [3 f. 158. s. hier Anh Nr. 7.], so glaubte man von ihm, er sei mit den übrigen Rittern erschlagen worden, worauf Genevra, als hätte sie an der Befriedigung ihrer Leidenschaft nur so lange Vergnügen gefunden als sie verbrecherisch war, sich in ein Kloster [3 f. 153. 159.], Lancelot hingegen in eine Einsiedelei zurückzieht [3 f. 150.], wohin auch sein Bruder Hector von Mares ihm folgt [3 f. 161.], außer Lancelot der einzige Ritter der Tafelrunde, der die verhängnißvolle Schlacht gegen Mordrec überlebte.

Obwohl nun Lancelot du Lac nicht frei ist von dem allen Romanen von der Tafelrunde gemeinsamen Fehler, einem Mangel an Einheit in der Handlung nämlich, so wird gleichwohl, wie man gesehen, das Ganze von einer einzigen gewaltigen Leidenschaft belebt. Die unzusammenhängenden Abenteuer des Herzogs von Clarence [1 f. 140 ff. rc.] so wie die der zwei Vettern Lancelot's, Lyonel und Boort [2 f. 21 ff. rc.], werden allerdings ihrer ganzen Länge nach mitgetheilt und den Schluß des Romans füllt die Aufsuchung des heiligen Grals, bei welcher Lancelot nur eine untergeordnete Rolle spielt; was jedoch den Helden selbst betrifft, so ist seine Leidenschaft für Genevra die Haupttriebfeder aller seiner Handlungen und aller Ereignisse des Romans. Zwar sind die Abenteuer der Hauptperson einander ziemlich ähnlich; er wird zu oft gefangen genommen und befreit und leidet zu oft an Anfällen von Wahnsinn [z. B. I. f. 149. II. f. 1. rc.]; gleichwohl war Lancelot der beliebteste aller Romane der Tafelrunde, und ein Beweis, wie groß das Ansehen desselben zur Zeit der Erfindung der Spielkarten gewesen, ist der Umstand, daß einer der Buben in Frankreich den Namen Lancelot trägt.

Lancelot ist auch zum Gegenstande eines versifizierten Romanes genommen worden, welcher den Titel führt: La Charrette, „der Wagen"

[vergl. S. 75a.]; und von Chrétien de Troyes im zwölften Jahrhundert begonnen, von Geoffroi de Ligny hingegen beendet wurde. Dieß Werk ist älter als der Lancelot in Prosa; da aber die Ereignisse von einander abweichen, so kann es nicht als das Original des letztern betrachtet werden. Warton [a. a. O. vol. I. p. 118.] und die Herausgeber der Bibliothèque [Okt. 1775. p. 62] scheinen in der Meinung übereinzustimmen, daß der prosaische Lancelot ursprünglich in lateinischer Sprache geschrieben wurde; Warton jedoch schreibt die französische Bearbeitung dem Robert de Borron zu und stützt sich auf die Autorität eines Manuskripts des Lancelot du Lac wo es heißt, es sei mis en françois par Robert de Borron par le commandement de Henri d'Angleterre; dieß Manuskript ist indeß von dem gedruckten Lancelot ganz verschieden. Die Bibliothèque jedoch schreibt ein Mal die Abfassung des Lancelot in französischer Prosa Gualtier Map zu welcher auch in der Vorrede zum Meliadus [144]) als Verfasser erwähnt wird: „Ce n'est myc de Lancelot car Maistre Gualtier Map en parla assez suffisamment en son livre." Ein anderes Mal hingegen nennt die Bibliothèque den Gasse le Blond als Verfasser des Lancelot, welcher Irrthum aus dem falschen Verständnisse einer Stelle in derselben Vorrede entstanden zu sein scheint, wo es heißt, daß jener Gasse le Blond der Verfasser der Abenteuer des Lancelot war, indem damit die in dem Romane Tristan erzählten, Lancelot betreffenden Ereignisse gemeint sind (vgl. unten S. 80a.). Wer nun aber auch der Verfasser des Prosa-Lancelot sein mag, so ist dieser Roman gewiß von sehr hohem Alter; ja er ist augenscheinlich älter als der Tristan, welcher gewöhnlich für den ältesten Ritterroman in Prosa gehalten wird; denn in der Geschichte Lancelot's findet man die Abenteuer Tristans nicht erwähnt, wo doch, wäre das den Thaten desselben gewidmete Werk zuerst geschrieben worden, ein so hochberühmter Ritter nicht wäre mit Stillschweigen übergangen worden. Das Livre de Tristan andererseits ist voll von den Abenteuern Lancelots, von denen viele mit den in dem Romane dieses Namens erzählten genau übereinstimmen. Letzterer nun wurde zum ersten Male im J. 1494. in Paris gedruckt, welche Ausgabe für die beste gilt; er erschien wiederum im Jahre 1513 und zuletzt im Jahre 1533, welche letzte Ausgabe höher geachtet wird als die unmittelbar vorhergehende.

In einigen Ausgaben ist der Lancelot in 3 Theile getheilt, von denen der letzte den Stoff zu dem berühmten englischen Romane in Versen Morte Arthur geliefert hat. Das englische Prosawerk dieses Namens, das auch den Namen trägt: History or Boke of Arthur (Geschichte oder Buch von Arthur), wurde im Anfange der Regierung Eduards IV. [1461—1482] von Sir Thomas Malory aus den Romanen Lancelot, Merlin und Tristan zusammengetragen und von Caxton im Jahre 1485 gedruckt [cf. Gräße S. 243 ff.]. Ritson [Ancient M. R. I. p. CV sqq.] ist der Meinung, daß der versifizierte Morte Arthur nach dem in Prosa verfaßten Buche gearbeitet sei, das denselben Namen trägt; da er aber wesentlich von demselben abweicht und, wie bereits bemerkt, mit dem letzten Theile des französischen Romanes Lancelot genau übereinstimmt, so ist es wahrscheinlicher, daß dieses letztere Werk den Stoff dazu hergegeben hat. Malory's Roman ist, wie Warton in seinen Bemerkungen über die Nachahmung der alten Romane von Seiten Spensers [s. dessen Observations on the Fairy Queen of Spenser vol. I. p. 19 ff.] ausführlich darthut von Letzterm stark benutzt worden, indem Warton außerdem auch zu beweisen sucht, daß nicht minder Ariost dem Lancelot du Lac [145]) den Gedanken zu Rolands Raserei, zu seinem Zauberer Merlin [vgl. S. 68 b.] und zu dessen Becher entlehnt hat [146]).

Die Fee Morgana nämlich, eine Hauptperson dieses Romans, welche ihrem Bruder das Liebesverhältniß seiner Gemahlin mittheilt und nicht nur auch in andern Ritterbüchern, sondern selbst in italienischen Gedichten eine große Rolle spielt, überzeugt im rasenden Roland ihren Bruder vermittelst eines bezauberten Trinkhornes von der Untreue seiner Gemahlin [vgl. später.]. Im Orlando Inamorato ferner handelt ungefähr ein Fünftel des ganzen Werkes vom 36ten Gesang [St. 42.] an von der Fata Morgana. Sie vertheilt in diesem Gedichte alle Schätze der Erde und bewohnt auf dem Grunde eines Seees einen prächtigen Palast. Dorthin gelangt Orlando mit vieler Anstrengung und indem er sie an einer Haarlocke packt und im Namen ihres Meisters Demogorgon beschwört, zwingt er sie, die von ihr gefangen gehaltenen Ritter frei zu geben. Auf diese Weise wurde sie in Italien sehr wohl bekannt und die Benennung Fata Morgana jener seltsamen und fast unglaublichen

Erscheinung gegeben, welche sich bei gewisser Beschaffenheit der Fluth und des Wetters zuweilen auf der See an den Küsten Kalabriens zeigt. Jeder Gegenstand in Reggio wird dann auf dem Meeresspiegel tausendfach zurückgestrahlt oder, wenn die Dünste dick sind, auf einer Art Nebelwand, die über der Wasserfläche erhaben ist und worauf die Haine, Hügel und Thürme sich wie in einem lebendigen Gemälde darstellen (Swinburne's Travels Vol. 1. p. 365. Houel, Voyage Pittoresque des Isles de Sicile etc. Vol. II. p. 2.).

Wir haben nun die sich unmittelbar auf den heiligen Gral beziehenden Romane näher betrachtet und wenden uns hiernach zur Familiengeschichte der Fürsten von Leonnoys, die in den Romanen Meliadus und Tristan enthalten ist, welche beiden Ritter auch noch zur Tafelrunde gehören und Zeitgenossen Arthurs sind, so wie zur Geschichte ihres Nachkommen Ysaie le Triste.

Das Leonais oder Leonnoys [147]) benannte Königreich, welches von Meliadus beherrscht und worin Tristan geboren wurde, gränzte zwar einst an Cornwallis, ist aber jetzt verschwunden und soll mehr als 40 Klafter unter dem Meere liegen. Carew in seinem Survey of Cornwall hat einige Nachrichten darüber aufgefischt, die man in den Noten zu Way's Fabliaux [vol. 2. p. 179.] angeführt findet: „Indem die See, sagt er nämlich, nach und nach gegen die Küste vorgedrungen ist, hat sie von Cornwall den ganzen Lionnesse genannten Landstrich nebst andern nicht unbedeutenden Strecken losgerissen, und noch jetzt giebt es folgende Beweise von dem einstigen Vorhandengewesensein des genannten Landes Lyonnesse. Der zwischen dem Kap Landsend und den Scilly-Eilanden befindliche ungefähr 13 (engl.) Meilen breite Raum, trägt nämlich noch bis auf den heutigen Tag jenen Namen, der in der Landessprache Lethowsow lautet, und hat überall eine gleichmäßige Tiefe von 40 bis 60 Klaftern (was sonst bei dem Meeresboden nicht gewöhnlich ist) und nur in der Mitte ungefähr liegt ein Felsen, der bei niedrigem Wasserstande seine Spitze zeigt. Man nennt ihn den Strudel (the Gulphe), welche Benennung zu der andern: „Scilla" recht gut paßt. Fischer haben auch in dieser Gegend Stücke von Thüren und Fenstern heraufgezogen." —

Von den sich auf die Helden dieses untergesunkenen Landes beziehenden Romanen ist der erste in der Reihenfolge der Ereignisse, obgleich nicht der am frühesten geschriebene

Meliadus de Leonnoys
[Gräße S. 210 ff. vgl. S. 240.],

welcher 1528 zu Paris gedruckt wurde. Rusticien de Pise, der Verfasser des Romans in seiner ursprünglichen Gestalt, beginnt seine Vorrede mit einem Danke an die heilige Dreieinigkeit, daß sie ihn befähigt habe, den Roman vom Brut zu beendigen und auf diese Weise die Gunst des Königs Heinrich von England zu erwerben, welchem sein Werk in so hohem Grade gefallen hätte, daß er ihm befohlen, noch eins von ähnlicher Beschaffenheit zu schreiben, weil das erstere noch nicht alles sich auf den Stoff Beziehende enthielte. „In dem vorliegenden Buche also, sagt er, wird alles enthalten sein, was im Brut und den übrigen mit dem heiligen Grale in Verbindung stehenden Werken etwa fehlt" [148]). Nach dieser Schrecken einflößenden Erklärung spricht er, um seinen fabelhaften Erzählungen einen Schein von Glaubwürdigkeit zu verleihen, viel von seiner Mühe, welche ihm die Uebersetzung aus dem Lateinischen gemacht haben soll, und verweilt auch mit vieler Selbstgefälligkeit bei seinen Schriften, indem er unter Anderm bemerkt, daß ihm vom Könige Heinrich zwei Burgen zur Belohnung für dieselben geschenkt worden seien. Hierauf thut er seine Absicht kund, weder die Abenteuer Lancelot's weiter zu berühren, da Gualtier Map sie ausführlich genug erzählt, noch auch die Tristan's, da er selbst diesen Gegenstand im Brut behandelt habe. Da nun König Heinrich für Palamedes, welcher, wie wir sehen werden, in dem Romane Meliadus eine Hauptrolle spielt [149]), eine große Vorliebe zeigte, so beschloß Rusticien klüglicher Weise, der Laune eines Monarchen zu willfahren, der die Kompilation von Altweibermährchen mit Schlössern belohnte.

Dieser verschwenderische Monarch muß Heinrich III. gewesen sein, denn Rusticien theilt in seinem Gyron le Courtois [s. später] mit, daß er den Roman dieses Namens nach dem Buche seines Herrn Eduard, als dieser in den heiligen Krieg zog, gearbeitet habe. Es ist offenbar, daß damit Eduard I. gemeint ist, der sich 1270 noch bei Lebzeiten seines Vaters Heinrich III. nach Palästina einschiffte. Wenn nun Rusticien ein Buch, das Eduard I. gehörte, benutzt hat, so kann er weder unter der Regierung Heinrichs II,

der 1189 starb, noch auch unter der Heinrichs IV., der 1399 den Thron bestieg, gelebt haben [vgl. oben S. 67 b.].

Die Vorrede Rusticien's ist der einzige Theil des Werkes, der in seiner ursprünglichen Gestalt auf uns gekommen ist, da wir Letzteres nur noch in einer spätern Ueberarbeitung besitzen, deren Verfasser gleichwohl schon sehr alt sein muß. Dieser Redacteur, wie er genannt wird, theilt uns in seiner Vorrede mit, daß Rusticien de Pise der Name seines Vorgängers war, so wie daß er selbst auf Befehl des Königs Eduard von England arbeitete; was für ein Eduard aber hiemit gemeint sei, sagt er nicht und überläßt in dieser Beziehung den Muthmaßungen freien Spielraum, die sich nun dem vierten Monarchen dieses Namens zugewandt haben. Der Ueberarbeiter lobt den ursprünglichen Verfasser in einem hohen Grade, bricht jedoch in bittere Klagen darüber aus, daß er sich über das Geschlechtsregister seines Helden nicht ausführlich genug ausgelaßen. Glücklicherweise war es damals schon zu spät, dieser Mangelhaftigkeit Abhülfe zu leisten, daher der Roman, in seiner überarbeiteten Gestalt wenigstens, mit den Abenteuern beginnt, die zweien babylonischen Geißeln in England zustoßen, welche von ihrem Könige nach Rom gesandt worden waren und vom Kaiser auf ihr Ehrenwort die Erlaubniß zu einer Reise nach Britannien erhalten hatten. Sie besuchen also Arthur in Kamalot (Winchester), welches nächst London seine wichtigste Stadt und wegen der es umgebenden schönen Wälder und Flüsse sein Lieblingsaufenthalt war. Bei dieser Gelegenheit werden einige anziehende Schilderungen der Sitten des Hofes und der Regierungsform dieses fabelhaften Königs gegeben.

Während des Aufenthaltes der Babylonier am Hofe Arthurs trägt sich eine sehr romantische Geschichte zu, da ein unbekannter Ritter, der in einem Schiffe anlangt, alle Genossen der Tafelrunde herausfordert, jedoch von einem derselben im Zweikampfe heftig verwundet wird. Arthur nimmt diesen Ritter, ohne zu wissen wer er sei, in seinen Palast auf und behandelt ihn auch dann noch mit vieler Güte, nachdem er in dem Fremden seinen Todfeind, den fränkischen König Pharamund, entdeckt hat. Dieser nun schifft sich, von seinen Wunden geheilt, wieder ein, um in seine Heimat zurückzukehren; er segelt den Strom hinab und erfreut sich bis zur Mündung desselben eines günstigen Windes. Da sich jedoch hierauf ein Sturm erhebt, so landet er und lagert sich neben einer Quelle, welche von frischem dichtem Grase und einem Fichtenhaine umgeben war. Nachdem er sich ausgeruht, läßt er den benachbarten Burgherrn, Namens Trarsin, einen tapfern jedoch hinterlistigen Ritter, zum Zweikampfe herausfordern und überwindet ihn auch rasch; nachher indeß trifft er mit Morhault oder Morhoult von Irland zusammen, einem in den Sagen der Tafelrunde hochberühmten Helden, und wird seinerseits von diesem besiegt. Nach dem Kampfe erzählen sich beide Gegner, obwohl einander unbekannt, ihre Abenteuer, während welcher Zeit eine Zofe heran kommt, die dem Morhoult mittheilt, daß ihre Gebieterin, die Gemahlin Trarsin's und das schönste Weib im ganzen Lande, ihn zu einem Stelldichein erwarte. Dies war jedoch nur eine von ihrem Ehemanne gelegte Schlinge, der gegen seine Gemahlin Verdacht hegte und die Zofe bestochen hatte, damit sie Morhoult in seine Gewalt bringe. Die Liebenden erwartet nun eine Strafe, welche Tasso die Idee zu der Situation eingegeben zu haben scheint, in der sich uns Olindo und Sophronisbe im zweiten Gesange des befreiten Jerusalem zeigen. Brehus, der später den Beinamen der Mitleidlose erhält, versucht zwar die Liebenden zu befreien, jedoch vergebens. Nach dem Mislingen seiner Absicht begegnet er, indem er einen Wald durchstreift, dem Neffen Arthurs, Ywain, in Gesellschaft einer Dame [s. Anhang Nr. 8]. Brehus tödtet nun dieselbe, da er ob der Zofe, die Morhoult verrathen hatte, gegen das schöne Geschlecht einen heftigen Haß gefaßt hatte. Hierauf erfolgt ein Zweikampf zwischen Brehus und Ywain, welcher letztere die Gerechtigkeit einer solchen Wiedervergeltung nicht einzusehen vermag. Während beide durch anhaltendes Kämpfen der Erschöpfung nahe sind, langt der Ritter ohne Furcht zur Stelle an und von diesem unterstützt, versucht Brehus von Neuem die Befreiung Morhoult's, die ihm auch endlich gelingt. Letzterer führt die Gemahlin Trarsin's mit sich fort, trifft jedoch bald darauf mit Meliadus zusammen, der ihn überwindet und die Dame ihrem Eheherrn wieder zustellt, welcher jedoch zuvor das Versprechen leisten muß sie in Zukunft besser zu behandeln und sie in ihren Liebeshändeln nicht wieder zu stören. —

Dieß ist das erste Auftreten des Helden der

vorliegenden Erzählung, obgleich von den 173 Capiteln, in die das ganze Werk getheilt ist, bis dahin bereits 29 abgesponnen sind. Meliadus siegt noch einmal und bis zum 43ten Capitel hören wir wiederum nur sehr wenig von ihm. Der dazwischen liegende Theil der Erzählung enthält besonders die Thaten des Morhoult und des Ritters ohne Furcht. Nachher jedoch beginnt Meliadus eine lange Reihe ganz besonders kriegerischer Abenteuer, deren wichtigstes die Befreiung Arthurs und seiner Ritter aus der Felsenburg bildet. Nach mehr als zwanzig ganz mit „Turnieren und aufgehangenen Trophäen" angefüllten Kapiteln freut sich der Leser zur Abwechslung eine Liebesgeschichte zu finden, obgleich sie dem Helden wenig zur Ehre gereicht. Meliadus trifft nämlich im Laufe seines Umherziehens in einem Schlosse mit der Königin von Schottland zusammen und verliebt sich in dieselbe auf das Sterblichste. Er kehrt in einem angegriffenen Gesundheitszustande in seine Heimat zurück und theilt einem seiner Ritter die Geschichte seiner Liebe mit, der es nun übernimmt die Königin von seiner Leidenschaft in Kenntniß zu setzen und ihr ein Lied vorzusingen, welches sein Gebieter verfaßt hatte und worin er seine Gefühle aussprach. Meliadus setzt später am Hofe Arthurs, wo die Königin damals sich aufhielt, seine Bewerbung in eigener Person mit dem größtmöglichsten Erfolge fort, bis ihr Gemahl, von ihrem Liebesverhältnisse unterrichtet, sie in flagranti ertappt, dem Meliadus jedoch verspricht: qu'il ne feroit aucun mal a la reine pour chose, qu'il eut vue. Der König hält es indeß für gerathen, mit seiner Gemahlin den Hof zu verlaßen, wird aber auf seinem Wege nach Schottland von Meliadus eingeholt und seines Weibes beraubt. Wegen dieser Gewaltthat erklärt Arthur dem Meliadus den Krieg; worauf letzterer in sein Reich zurückkehrt und in einer poetischen Epistel von Pharamund Hülfe begehrt, die ihm dieser auch in ähnlicher Form verheißt. Alsdann folgt ein langer Bericht von dem in Leonnoys geführten Kampfe; Meliadus wird gefangen genommen und der Krieg endet im 106ten Capitel mit der Uebergabe seiner Hauptstadt und Zurückerstattung der Königin von Schottland an ihren Gemahl. Meliadus kürzt sich während seiner Gefangenschaft die Zeit mit Harfenspiel und Abfaßung von Liedern besonders eines, betitelt: Dueil sur deuil (Jammer über Jammer), welches, wie uns der Roman mittheilt, das zweite war, das jemals geschrieben wurde. Er tröstet sich auf diese Weise, bis Arthur von den Sachsen angegriffen ihn aus der Gefangenschaft entläßt, um sich seines Beistandes in dem nun folgenden Kampfe zu bedienen, welcher auch wirklich dadurch beendigt wird, daß Meliadus den Heerführer der Sachsen im Zweikampfe überwindet.

In mehr regelmäßigen Erzeugnissen der Fiktion würde das späte Auftreten des Helden ohne Zweifel für einen Fehler gehalten werden; jedoch nur in sehr wenigen von den alten Ritterromanen findet man Einheit der Handlung und des Interesses oder irgend eine andere Kunstregel beachtet. Außerdem aber ist Meliadus auch noch des größten Reizes der Werke dieser Gattung beraubt, der Abwechslung nämlich, welche Zaubereien, Riesen und Ungeheuer verleihen und die einzige Ausschmückung sind, die für den Mangel an Regelmäßigkeit und die Verletzung der Gesetze der Dichtung Ersatz leisten können. Die Ritter im Meliadus irren stets in schauerlichen Wäldern umher, so wie überhaupt im ganzen Romane mehr von der düstern Götterlehre des Nordens und weniger von der Pracht und Phantasie des Orients anzutreffen ist, als fast in irgend einem andern der alten Ritterbücher [150]).

Gegen das Ende beschäftigt der Roman sich mit den Thaten des Sohnes des Meliadus, dessen Abenteuer aber auch den Stoff eines besondern Werkes bilden, das von dem Namen des Helden

Tristan
[Gräße S. 202 ff.]

betitelt ist. Dieses war vielleicht der beliebteste Roman der Tafelrunde und wird für ein Werk gehalten, welches den Geist des altfranzösischen Ritterthumes am besten schildert. Es wurde zuerst zu Rouen im Jahre 1489 in einem Foliobande, späterhin von Verard in Paris ohne Jahreszahl und ebendaselbst wiederum in den Jahren 1522 und 1569 gedruckt. Die Zeit der Abfaßung fällt jedoch viele Jahrhunderte vor dem seines ersten Erscheinens im Drucke.

Die Geschichte Tristan's scheint seit den ältesten Zeiten sehr gangbar gewesen zu sein, und gab den Stoff zu einer Anzahl gereimter Dichtungen in romanischer Sprache, welche von französischen Minstrels nach alten brittischen Quellen verfaßt

wurden. Nach diesen Originalen oder nach den französischen gereimten Erzählungen wurde auch der dem Thomas von Erceldoune zugeschriebene und von Walter Scott herausgegebene Sir Tristrem verfaßt. Es sind auch noch zwei Bruchstücke gereimter Bearbeitungen vorhanden, welche Theile eines einzigen von Raoul de Beauvais, der in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts lebte, geschriebenen Werkes sein sollen. Für das unmittelbare Original des prosaischen Tristan wird jedoch die von Chrétien de Troyes, der in der Mitte des zwölften Jahrhunderts dichtete, verfaßte Geschichte Mark's und Yseult's gehalten. Handschriften sind von diesem Werke nicht auf uns gekommen und der danach gearbeitete Prosaroman ist aus viel späterer Zeit. Walter Scott glaubt [Introd. No. 2 ff. p. 26 Paris 1838.], daß der Verfasser des letztern eins sei mit dem des ursprünglichen Meliadus, welcher ohne Zweifel unter der Regierung Heinrichs III. von Rusticien de Pise geschrieben wurde [151]). Der Verfasser des Tristan sagt jedoch am Anfange des Romanes, daß sein Name Luce Sieur de Gast sei: „Ich Luce Seigneur de Gast habe die glaubwürdige Geschichte des Tristan zusammengetragen, welcher nächst Lancelot und Galaad der berühmteste Ritter der Tafelrunde war." Auch Warton schreibt diesen Roman dem nämlichen Verfasser zu, indem er sich auf das Titelblatt einer Handschrift desselben stützt [152]), welches lautet: „Le Roman de Tristan et Yseult traduit de Latin en françois par Lucas Chevalier, sieur du Chastel du Gast, pres de Salisberi, Anglois." In der Vorrede des Meliadus wird gesagt, daß Tristan von diesem Lucas de Gast oder Lucas de Jau, wie er dort genannt wird, dem Ersten, der den Stoff des heiligen Gral behandelte, angefangen, der sich auf Lancelot beziehende Theil hierauf von Gasse le Blond geschrieben und endlich die Geschichte von Robert und Helias de Borron beendet wurde: „Aussi Luces de Jau translata en langue Francoise une partie de l'Hystoire de Monseigneur Tristan et moins assez qu'il ne deust. Moult commenca bien son livre et si ny mist tout les faicts de Tristan, ains la greigneur partie. Apres s'en entremist Messire Gasse le Blond qui estoit parent au Roy Henry et devisa l'Hystoire de Lancelot du Lac, et d'autre chose ne parla il mye grandement en son livre. Messire Robert de Borron s'en entremist et Helye de Borron par la priere du dit Robert de Borron, et pour ce que compaignons feusmes d'armes longuement, Je commencay mon livre etc." Ich habe aber (S. 67; vgl. 77.) gezeigt, daß Rusticien de Pise, der diese Vorrede des Meliadus schrieb, unter der Regierung Heinrichs III. und Eduards I. lebte, da er von dem Zuge des Letztern nach dem heiligen Lande spricht. Da nun Rusticien de Pise den Robert und Helye de Borron, welche den Tristan beendeten, als seine Zeitgenossen erwähnt, so kann dieser berühmte Roman nicht vor der Regierung Heinrichs III. zu Ende gebracht worden sein, so wie denn auch wirklich in der Handschrift von Helye de Borron's Antheile an dem Werke, der den Titel führt: La Mort de Tristan gesagt ist, er sei auf Wunsch Heinrichs III. verfaßt worden.

Der erste Theil nun des prosaischen Tristan ist mit Nachrichten über die Vorfahren dieses Helden angefüllt und viele Generationen ziehen vor der Geburt des Meliadus der Reihe nach vor dem Leser vorüber. Der letztgenannte König aber war mit Isabelle, der Schwester des Königs Marc [153]) von Cornwall vermählt; eine Fee verliebt sich jedoch in ihn und entführt ihn einst auf der Jagd durch Zauberei. Seine Gemahlin macht sich daher auf den Weg ihn aufzusuchen, wird indeß während ihres Umherirrens von Kindeswehen überfallen und stirbt, bald nachdem sie einen Sohn geboren, dem sie vor ihrem Tode wegen der traurigen Umstände seiner Geburt den Namen Tristan [154]) beilegt.

Gouvernail, der Begleiter der Königin, stellt das Kind seinem Vater zu, welcher endlich den Zauber der Fee bricht und nach seiner Hauptstadt zurückkehrt. Da indeß ein Zwerg dem Oheime Tristan's, Marc, vorhersagt, daß er vermittelst seines Neffen enthront werden würde, so schwört dieser seinem Neffen den Tod. Die abgesandten Mörder überfallen und erschlagen Meliadus auf der Jagd, Gouvernail rettet jedoch den Sohn desselben und bringt ihn an den Hof Pharamund's. Nachdem der junge Königssohn aufgewachsen ist, verliebt sich Belinda, die Tochter des französischen Königs, in ihn; da aber ihre Leidenschaft von ihrem Vater entdeckt wird, sieht Tristan sich genöthigt, den Hof desselben zu verlaßen.

Hierauf findet zwischen Tristan und seinem Oheime Marc, der damals auf dem durch die Liebeshändel Uter's und Yguerne's berühmten

Schlosse Tintagel residierte, eine Versöhnung statt. Am Hofe Marc's erlangt Tristan die gehörige Kenntniß aller ritterlichen Uebungen und hat auch bald nachher Gelegenheit, seine Geschicklichkeit und Tapferkeit durch die That zu beweisen. Der berühmte Morhoult, der Bruder der Königin von Irland, langt nämlich an, um von Marc Tribut zu verlangen, wird indeß von Tristan im Zweikampfe tödtlich verwundet und zu fliehen und sich einzuschiffen gezwungen. Dieß ist die erste und vielleicht ruhmvollste der Thaten Tristans; nichtsdestoweniger hat er von der vergifteten Lanze seines Gegners eine immer gefährlicher werdende Wunde erhalten und verläßt daher Cornwall in der Absicht, in fremden Ländern diejenige Hülfe aufzusuchen, die er in seinem eigenen nicht finden kann. Ein ganzer funfzehn Tage lang währender günstiger Wind bringt ihn an die irländische Küste, obschon er nicht weiß, wo er sich befindet, da er auf's Gerathewohl gesteuert zu sein scheint. Er landet indeß an der unbekannten Küste, stimmt seine Harfe und fängt an zu spielen. Es war ein milder Sommerabend und der König von Irland und seine Tochter, die schöne Yseult standen an einem Fenster, von dem aus man das Meer überschauen konnte. Der schöne Harfenspieler wurde daher in's Schloß gebracht und seine Wunde von Yseult geheilt. Nach seiner Genesung zeigt es sich jedoch, da er das Schwert Morhoult's an seiner Seite trägt, daß er es war, der diesen Ritter erschlug, und daher sieht er sich gezwungen, das Land zu verlaßen.

Bei seiner Rückkehr nach Cornwall verliebt Tristan sich in die Gemahlin des Segurades, eines Großen jenes Reiches, und folgt ihr in das Land des Arthur, wohin sie von Bliomberis entführt wird. Während er sich nun in England aufhält, besiegt er einen Ritter, Namens Blaanor, der den König von Irland vor dem Hofe Arthurs des Verraths bezüchtigt hatte. Nachdem auf diese Weise der König von der Anklage freigesprochen worden ist, begleitet Tristan ihn auf seine Bitte nach Irland, wo er endlich auf die dringenden Bitten dieses seine Tochter Yseult dem Könige von Cornwall zum Weibe zu geben verspricht. Die Mutter der letztern händigt der Zofe derselben, Namens Brangian einen Liebestrank ein, damit diese ihn ihrer Tochter am Hochzeitsabende eingebe. Unglücklicherweise jedoch nehmen Tristan und Yseult auf ihrer Fahrt nach Cornwall diesen Trank zu sich und unterliegen den schnellen und gewaltigen Wirkungen desselben, die sich indeß eben so anhaltend als plötzlich erweisen, da die Gefühle und das Geschick Beider während ihrer ganzen übrigen Lebenszeit von ihnen beherrscht werden. Liebestränke, die eine temporäre Zuneigung oder vielmehr Leidenschaft erzeigten, sollen nun zwar in frühern Zeiten häufig bereitet worden sein; von der Kraft des in Rede stehenden Trankes jedoch glaubte man nicht, daß er sich auf seine unmittelbaren Wirkungen beschränke, noch auch daß diese aus reizenden Bestandtheilen entsprängen, sondern daß sie sich, wie gesagt, über das ganze Leben derer, die ihn genossen, ausdehnten. Der Glaube an dergleichen Getränke herrschte auch nicht im Mittelalter allein, sondern man findet Anweisungen zur Bereitung derselben in allen Autoren, die von medizinischen Mitteln handeln, von Plinius dem Aeltern an bis auf die Werke des siebzehnten Jahrhunderts hinab.

Im Laufe einer freudenreichen obwohl ungünstigen Fahrt langen Tristan und Yseult bei einer unbekannten Insel an, wo sie nebst vielen andern Rittern und Damen, die daselbst vor ihnen gelandet waren, gefangen gehalten werden. Da aber der ungastfreundliche Brauch dieses Schlosses enden sollte, wenn der tapferste Ritter und die schönste Dame der Welt dort hinkommen würden, so bewirkt Tristan, indem er einen Riesen überwindet, die Befreiung der Gefangenen, worauf er sich mit dem Burgherrn Gallehault genau befreundet.

Nach der Ankunft Tristan's und Yseult's in Cornwall und der Vermählungsfeier der letztern mit dem Könige Marc befürchten die Liebenden, daß der Neuvermählte die Unvollkommenheit seiner jungen Gemahlin entdecke. Brangian, die Vertraute derselben, welche sich nie der Schwäche, die ihre Gebieterin jetzt in Verlegenheit setzt, ergeben hatte, willigt jedoch ein, die Stelle derselben während einer Nacht einzunehmen, welchen Betrug wir in den Ritterromanen häufig in Anwendung gebracht finden. Nachdem auf diese Weise jeder Verdacht von Marc entfernt worden ist, überliefert die vorsichtige Yseult, um jede Möglichkeit einer spätern Entdeckung zu vernichten, ihre Zofe zweien Bösewichtern mit dem Befehle, sie in einem Walde zu ermorden; diese jedoch erweisen sich mitleidiger als ihre schöne Gebieterin und führen ihren Auftrag nicht aus,

sondern binden Brangian bloß an einen Baum, aus welcher Lage sie bald nachher durch Palamedes befreit wird.

Ein großer Theil des Romans handelt hierauf von den mannigfachen Listen, welche Tristan und die zärtliche Yseult zum Behufe geheimer Zusammenkünfte in Anwendung bringen, wobei sie sich von Dinas, dem Seneschal des Königs Marc, nach Kräften unterstützt sehen. Nun wird aber Tristan, als er einmal durch das Misvergnügen seines Oheims veranlaßt Cornwall verlaßen muß und eines Tages in einem Walde schläft, von dem Sohne eines Mannes, den er getödtet hatte, mit einem giftigen Pfeile verwundet. Die Frauen jener Zeit und besonders Yseult waren nun zwar in der Behandlung von Wunden sehr erfahren, indeß konnte er unter den obwaltenden Umständen nicht nach Cornwall zurückkehren. Er erhält daher den Rath sich nach der Bretagne zu begeben, wo Yseult mit den weißen Händen wegen ihrer wundärztlichen Geschicklichkeit in eben so hohem Rufe stand, als Yseult von Cornwall. Tristan wird also von dieser neuen Yseult geheilt und vermählt sich mit ihr, jedoch mehr aus Dankbarkeit als aus Liebe, wie wir aus seiner Gleichgiltigkeit nach der Hochzeit schließen dürfen [S. Anh. Nr. 9.]. Er beschäftigt sich hierauf nur mit dem Bau eines Fahrzeuges, um darin nach Cornwall zu segeln und schifft sich bei Empfang einer Botschaft von der Königin jenes Landes auch endlich ein, sieht sich indeß durch einen Sturm an die englische Küste in die Nähe des Waldes von Darnant getrieben, wo er König Arthur aus der Gewalt der Dame vom See befreit (s. S. 74.). Nach einer Reihe von Abenteuern gelangt er endlich nach Cornwall und zwar in Begleitung Pheredin's, des Bruders seiner Gemahlin, dem er seine Leidenschaft anvertraut und welcher ihm in allen seinen Abenteuern treu beigestanden hatte. Nicht sobald kommen diese beiden Freunde in Cornwall an, als Pheredin sich in die Königin verliebt. Tristan, von heftiger Eifersucht ergriffen, zieht sich in einen Wald zurück und wird wahnsinnig. Nach vielen ungereimten und tollen Handlungen läßt er sich an den Hof zurückbringen, wo er durch die Aufmerksamkeit Yseults bald wieder in den Besitz seines Verstandes gelangt; da jedoch die Eifersucht Marc's wieder auflebt, sieht er sich gezwungen einen feierlichen Eid zu leisten, daß er Cornwall für immer verlaßen wolle.

Unser Held begiebt sich hierauf in das Gebiet des Königs Arthur, welches wiederum der Schauplatz zahlloser Thaten wird. Die Eifersucht Marc's erlischt jedoch nicht durch die Abwesenheit Tristan's, vielmehr begiebt er sich nach England in der Absicht seinen Neffen zu tödten und macht sich auf seinem Wege durch England durch die Feigheit lächerlich, wegen welcher die meisten Ritter Cornwalls berüchtigt waren. Am Hofe Arthurs wird er das Gespött aller Ritter dadurch, daß er vor Daguenet, dem Narren des Königs flieht, den er irrthümlicherweise für Lancelot du Lac hält. Arthur bewirkt jedoch während des Aufenthaltes Marc's an seinem Hofe eine Versöhnung zwischen Letzterm und Tristan und nach ihrer Rückkehr nach Cornwall befreit Letzterer dieses Reich von einem Einfalle der Sachsen, die es dem Rande der Vernichtung nahe gebracht hatten. Marc zeigt sich trotzdem ganz besonders undankbar; denn da sein Verdacht wiederum erweckt wird, so wirft er seinen Neffen in einen Kerker. Dieser erhält jedoch durch eine Empörung der Einwohner von Cornwall seine Befreiung und sperrt seinen Oheim in dasselbe Gefängniß, worin er selbst sich befunden hatte. Tristan nimmt hierauf diese günstige Gelegenheit wahr, mit der Königin von Cornwall nach England zu entfliehen, woselbst sie Freudenwacht (Joyeuse Garde), das Lieblingsschloß Lancelot's, welches dieser den Liebenden zum Aufenthaltsorte überläßt, so lange bewohnen, bis Arthur auf's Neue eine allseitige Versöhnung zu Stande bringt. Marc wird hierauf aus dem Gefängnisse befreit und wiederum in den Besitz seines empörten Reiches und seiner flüchtigen Gemahlin gesetzt.

Tristan kehrt nun nach diesen Begebenheiten nach der Bretagne und zu seiner lange vernachläßigten Gemahlin zurück. Bald darauf erhält er die Nachricht, daß der Graf von Nantes sich gegen seinen Lehnsherrn Runalen, den Bruder der weißhändigen Yseult, der kurz vorher seinem Vater in dem Herzogthume Bretagne gefolgt war, empört habe. Tristan schlägt zwar die Empörer, wird jedoch beim Ersteigen eines Thurmes durch einen Steinwurf von der Sturmleiter gestürzt und schwer verwundet.

Während der darauf folgenden Pflege Tristan's von Seiten Yseult's wird diese nun zum ersten Male im zärtlichsten Sinne des Wortes sein

Weib. Der Graf von Tressan hat in seinem Auszuge [B. d. R. 1776 April vol. I. p. 230 ff.] diese späte Erfüllung seiner Pflichten als die hauptsächlichste Ursache des Todes Tristan's dargestellt; dieser erholt sich jedoch in Wahrheit von seinen Wunden und vergißt Yseult von Bretagne und ihre weißen Hände, obwohl sie jetzt doppelt die Seine war, in den Armen Yseult's von Cornwall. Er erhält nämlich in der Tracht eines Narren Zutritt zu dem Palaste Marc's und hat viele geheime Zusammenkünfte mit der Königin; da er jedoch endlich entdeckt wird, sieht er sich gezwungen nach der Bretagne zurückzukehren.

Zu jener Zeit nun hatte Runalen, der Schwager Tristan's, einen Liebeshandel angeknüpft und unser Held ihm bei der Anfertigung falscher Schlüssel zu der Burg des Ritters, in dessen Gemahlin Runalen verliebt war, hülfreiche Hand geleistet, auch sogar darein gewilligt, ihn bei einer geheimen Zusammenkunft mit Jener zu begleiten. Schon hatte Tristan sich entfernt, als der Ritter unerwartet von der Jagd zurückkehrt, worauf Runalen und Tristan zwar anfangs entkommen, nachher jedoch sich von dem Ehemanne und dessen Leuten verfolgt und eingeholt sehen; Runalen wird getödtet und Tristan mit einer vergifteten Waffe verwundet. Von den verschiedenen Aerzten, die ihn zu heilen versuchen, ist ein obskurer Doctor aus Salerno [153]) der einzige, der seine Wunde zu behandeln versteht; die andern Aerzte jedoch beharren auf seiner Entlaßung und Tristan sieht sich bald durch ihre Heilmittel in die größte Gefahr versetzt. In dieser Lage nun sendet er einen Vertrauten an die wegen ihrer Kenntniß der Heilkunde so berühmte Königin von Cornwall, um zu versuchen, ob er sie vielleicht vermögen könnte, mit ihm nach der Bretagne zurückzukehren. Wenn ihm dies gelänge, so sollte er auf seiner Heimkunft ein weißes Segel, im entgegengesetzten Falle aber ein schwarzes aufspannen, welchen Einfall jeder Leser auf einen mythologischen Ursprung des klassischen Alterthums zurückführen wird. Der Bote langt in der Tracht eines Kaufmannes in Cornwall an und da er in dieser Verkleidung rasch Gelegenheit findet die Königin zu sehen, so überredet er sie in der Abwesenheit Marc's ihn nach der Bretagne zu begleiten.

Unterdeß erwartet Tristan die Ankunft der Königin mit solcher Ungeduld, daß er eine der Zofen seiner Gemahlin am Hafen Acht geben läßt, um ihm von dem etwaigen Erscheinen des schwarzen oder weißen Segels Nachricht zu geben. Die weißhändige Yseult, welche von dem Geheimniß keine Kenntniß besitzt, fragt nach der Ursache dieser beständigen Wacht und erfährt jetzt erst, Tristan habe nach der Königin von Cornwall gesandt, so daß sie, die erst kurz vorher den vollen Werth eines Gemahls kennen gelernt hat, von der heftigsten Eifersucht ergriffen wird, einer Leidenschaft, welche ihr bisher unbekannt geblieben war.

Unterdeß wird das Schiff, welches die Königin von Cornwall herbeiführt, mit lauter weißen Segeln prangend von einem günstigen Winde in den Hafen getragen. Yseult, die am Ufer Acht hat, eilt zu ihrem Gemahl und berichtet, alle Segel seien schwarz, worauf dieser von unsäglichem Schmerze ergriffen, ausruft: „Haa, doulce amye a dieu vous command — Jamais ne me veerez ne moy vous: A Dieu je vous salue. Lors bat sa coulpe et se commande a Dieu et le cueur luy creve et l'ame s'en va.“

Das Erste, was die Königin von Cornwall, indem sie an's Land steigt, vernimmt, ist die Nachricht vom Tode Tristan's. Fast besinnungslos wird sie in das Gemach desselben gebracht und verscheidet, indem sie ihn fest in ihre Arme schließt: „Lors l'embrasse de ses bras tout comme elle peut, et gette ung souspir et se pasme sur le corps; et le cueur lui part, et l'ame s'en va.“

Tristan hatte vor seinem Tode den Wunsch ausgedrückt, daß seine Leiche nach Cornwall gesandt und sein Schwert nebst einem Briefe, den er geschrieben, dem Könige Marc überliefert werden möchte. Die sterblichen Ueberreste Tristan's und Yseult's langen also nebst dem Schwerte in Cornwall an und Marc fühlt sich bei dem Anblicke des letztern, welches Morhoult von Irland erschlagen, ihm so oft das Leben gerettet und die Ehre seines Reiches vertheidigt hatte, von dem tiefsten Mitleid ergriffen. In dem Briefe aber bittet Tristan seinen Oheim um Verzeihung und berichtet ihm den Vorfall mit dem Liebestranke.

Marc läßt die Liebenden in seiner eigenen Kapelle beerdigen, worauf aus dem Grabe Tristan's eine Pflanze emporwächst, die sich längs der Mauer hinwindet und auf das der Königin hinabsenkt. Dreimal wird sie auf Befehl Marc's abgehauen, an jedem Morgen jedoch erhebt sich der hartnäckige Sprößling grüner als zuvor und dieses Wunder-

gewächs hat seit jener Zeit stets das Grab Tristan's und Yseult's beschattet.

Pflanzen dieser Art sind in alten Balladen sehr häufig anzutreffen; so schließt die schottische Ballade von Lord Thomas und dem schönen Ännchen auf folgende Weise:

„Lord Thomas Grab war außer der Mauer,
Schön Ännchens im Chore man sah;
Sein Grab trug eine Birk', auf ihrem
Ein Rosenbusch wuchs da;
Die trieben immer
Und ruhten nimmer,
Als wären sie gerne nah."
Percy's Relics, [Series III. bock 3. No. 4.
London 1839.].

Aehnliche nur wenig verschiedene Verse schließen die Ballade vom Prinzen Robert in der Minstrelsy of the Border [vol. II. p. 125. Paris 1838.] und in der schauerlichen Ballade: „the Douglas Tragedy" [vol. I. p. 313.] finden wir gleicherweise Pflanzen, welche dieselben Kräfte der Sympathie und Vegetation besitzen.

Die Geschichte Tristan's ist allgemein für den schönsten Roman aus dem Sagenkreise der Tafelrunde gehalten worden. „Der Charakter des Palamedes, des verzweifelnden Anbeters der Yseult, sagt Walter Scott [zu Sir Tristrem, Introduction No. II. p. 25. Paris 1838.], bildet einen trefflichen Gegensatz zu dem Tristan's seines glücklichen Nebenbuhlers; auch kann man sich kein wahreres Gemälde des menschlichen Herzens denken, als den Kampf zwischen dem Hasse der Nebenbuhlerschaft und den Gefühlen ritterlichen Edelmuthes, welche beide Krieger abwechselnd beseelen. Der Charakter Dinadan's, der muthig und tapfer, jedoch schwach von Körper und unglücklich in seinen Unternehmungen ist, gleichwohl aber seine Unfälle auf das Wohlgemutheste erträgt und seinen Verfolgern oft auf eine feine und empfindliche Weise vergilt, ist mit vorzüglicher Kunst geschildert. Die Freundschaft Tristan's und Lancelot's und ihrer beiden Geliebten nebst tausendfachen Einzelheiten, welche eine große Kenntniß der menschlichen Natur entfalten, machen den Tristan trotz der ewigen Kämpfe, denen das Werk vielleicht seine frühere Beliebtheit verdankte, auch noch heutzutage anziehend. Der Charakter König Marc's tritt in seiner Eigenthümlichkeit lebendig hervor und man trifft in andern Ritterromanen keinen ähnlichen an, da er in den alten gereimten Dichtungen bloß als schwach und mit zu blinder Liebe für seine Frau geschildert wird. Die dunklern Schattierungen sind in dem Prosaromane hinzugefügt worden, um die Schwächen Yseult's zu entschuldigen." Ich weiß jedoch nicht, ob der Einfall mit dem Liebestranke, welcher die Hauptentschuldigung Yseult's ist und die Grundlage des ganzen Romanes bildet, eine glückliche genannt werden kann; denn wenn er auch einerseits das Benehmen der Liebenden beschönigt, vermindert er doch auf der andern unsere Bewunderung ihrer Treue. Auch der Charakter der Königin von Cornwall kann wohl kaum Zuneigung oder Mitleid erwecken, da der Leser sich alle Augenblicke des hohen Grades von Grausamkeit in ihrem Benehmen gegen Brangian erinnert. Die jämmerliche Bosheit der weißhändigen Yseult, welche ihrem Gemahle in seinen letzten Augenblicken ohne allen Zweck eine falsche Nachricht hinterbringt, macht sie eben so verächtlich, als die Heldin gehässig erscheint, und die unehrenvolle Weise, wie Tristan sich seinen Tod zuzieht, schwächt das Mitleid, welches wir sonst für sein Schicksal fühlen möchten.

Was nun aber auch immer die Schönheiten oder Mängel des Romanes sein mögen, so war derselbe jedenfalls in allen Ländern Europa's wohlbekannt und allgemein beliebt; er wurde in Frankreich nicht nur in seiner ursprünglichen Gestalt zu wiederholten Malen gedruckt, sondern auch von Jean Maugin, dit le petit Angevin, im Jahre 1554 unter dem Titel: Le nouveau Tristan modernisiert. Eine spanische Uebersetzung wurde 1528 zu Sevilla gedruckt und ein in den Abenteuern etwas abweichender Roman erschien im Jahre 1552 unter dem Titel: I due Tristani in italienischer Sprache [156]).

Kein Roman der Tafelrunde hat ferner den italienischen Novellenschreibern und Dichtern so reichen Stoff zu Nachahmungen geliefert, als Tristan. Die Geschichte von den Windspielen, einer im Mittelalter sehr beliebten Gattung von Hunden, die sowohl von der Königin von Navarra als von Bonaventure des Perriers nachgebildet worden ist [157]), kann man im Tristan finden. Dort nämlich setzt Dinas, König Marc's Seneschal, seinem Weibe nach, welche mit einem Ritter entflohen war und die Windspiele mit sich genommen hatte. Der Seneschal überholt auch

wirklich die Flüchtlinge, willigt jedoch im Vertrauen auf die Liebe seines Weibes ein, ihr freie Wahl zu laßen. Die Letztere folgt gleichwohl dem Ritter, kehrt aber sogleich zurück und fordert auch die Windspiele, hinsichtlich deren man ein ähnliches Uebereinkommen trifft; diese indeß, treuer als die Ehefrau des Seneschals und taub für die Stimme eines Fremden, bleiben bei ihrem frühern Herrn. Dieselbe Geschichte befindet sich auch in dem Fabliau von dem Chevalier à l'Epée [s. weiter unten] und wird hier, wie in dem gereimten Romane vom Perceval in Bezug auf Gawain erzählt, ist jedoch nicht in den Prosaroman dieses Namens aufgenommen worden. Sie befindet sich auch in dem gedruckten Lancelot, aber nicht in den ältesten Handschriften dieses Romanes [158]).

Ich will zwar ferner nicht behaupten, daß die Raserei Roland's der Tristan's nachgeahmt sei, jedoch haben sie in einigen Umständen eine auffallende Aehnlichkeit. Eifersucht ist die Ursache bei beiden und die Anfälle gleichen einander nicht minder. Ariost [1, 77 ff.] verdankt indeß, wenn auch nur durch das Medium seines Vorgängers Bojardo [s. oben S. 68.], diesem Romane die Idee zu den Quellen der Liebe und des Hasses, welche in den Liebesbeziehungen Rinaldo's und Angelika's einen solchen Wechsel erzeugen. Auch spielt Tristan im 32ten Gesange des rasenden Roland, woselbst eine diesem Romane entlehnte Geschichte von ihm erzählt wird, eine ziemlich bedeutende Rolle. Bradamante kommt dort, von der Nacht überfallen, zu einem festen Schloße, das noch den Namen Thurm des Tristan führte. Clodion, der Sohn Pharamond's nämlich, hatte daselbst einst eine Schöne, auf die er eifersüchtig war, gefangen gehalten. Nun langte eines Abends Tristan in dem Schloße an und da man ihn anfangs nicht einlaßen wollte, so erzwang er sich sein Nachtlager durch Waffengewalt. Hierauf wurde es Brauch, daß einem Ritter nur dann Einlaß gewährt werden sollte, wenn er die vor ihm aufgenommenen Ritter überwände und seine Dame nur in dem Falle, wenn sie die bereits im Schloße befindlichen Frauen an körperlichen Reizen überträfe. Dem Romane Tristan hat Ariost auch die Geschichte von dem bezauberten Horn entlehnt [s. oben S. 76.], vermittelst dessen ein Ehemann die Untreue seines Weibes durch seine eigene Trinkweise entdeckt, und welches ursprünglich der Zauberin Morgana dazu diente, Arthur von der Untreue Genevra's zu überführen [Ras. Rol. Ges. 43. St. 28.].

Im Tristan jedoch geschieht die Entdeckung durch die Trinkweise des schuldigen Theiles. In diesem Romane nämlich bringt ein Ritter während eines der Anfälle von Eifersucht, die König Marc von Zeit zu Zeit zu erdulden hat, eine Dame an den Hof desselben, die sich im Besitz eines bezauberten Hornes befindet, welches das darin enthaltene Getränk in dem Falle vergoß, wenn ein ihrem Ehemanne untreues Weib daraus zu trinken versuchte. Sämmtliche Hofdamen nun kommen bei der Probe, die sie anstellen, so übel davon, daß Marc in der ersten Hitze ein Lustfeuer zur Aufnahme sämmtlicher Schönen anzuzünden befiehlt. Dies Horn tritt auch im Perceval auf, woselbst jedoch die Ritter das Experiment gleicherweise versuchen, so wie auch die Damen am Hofe Arthur's in dem englischen Morte Arthur [B. II. Ch. 22.] sich einer ähnlichen Probe unterwerfen müßen. Man kann den Ursprung dieser Dichtung jedoch noch höher hinauf verfolgen, als bis zu der Erzählung im Tristan. Le Grand [vol. I. p. 60] glaubt denselben in dem kurzen Mantel, einem der von ihm ausgezogenen Fabliaux zu finden, welcher nämlich den ihren Ehemännern oder Liebhabern untreuen Frauen zu kurz oder zu lang war. Diese Erzählung wurde in den Fabliaux ursprünglich Le Court Mantel genannt, im sechszehnten Jahrhundert jedoch unter dem Titel: Le Manteau mal taillé in Prosa übertragen. Es giebt indeß ein bretagnisches Lai, das den Namen führt: Lai du Cor und der Geschichte im Tristan näher kommt [159]). Ein Zauberhorn nämlich wird während eines von Arthur veranstalteten prächtigen Bankets von einem Knaben hereingebracht und offenbart dieselben Geheimnisse wie im Tristan und auch auf ähnliche Weise. Die Erzählungen von dem Mantel und dem Horne sind in einer von Percy [Series III. book 1. No. 1. Lond. 1839.] herausgegebenen, „der Knabe und der Mantel" [the Boy and the Mantle] betitelten englischen Ballade aus der Regierungszeit Heinrichs VI. mit einander verschmolzen worden, woselbst nämlich der Becher als Prüfstein eines betrogenen Ehemannes und der Mantel als der eines treulosen Weibes auftritt. Irgend eine Art Prüfung hinsichtlich dieses Punktes ist in späteren Romanen und Gedichten sehr gewöhnlich; so ist es im Perceforest [IV.

ch. 16. 17. cf. V. ch. 42.] eine Rose, im Amadis de Gaula [L. 2. ch. 14. 15.], ein Schleier, dessen Blumen auf dem Haupte der treuen Frau ein frisches, auf dem der unbeständigen aber ein welkes Aussehen haben. Wer Spenser gelesen hat, erinnert sich gewiß des Gürtels der Florimel (B. 4. C. 5. st. 3.).

Man scheint in der That seit den frühesten Zeiten zu verschiedenartigen Mitteln seine Zuflucht genommen zu haben, um sich über die Treue der Frauen in Ermangelung anderweitiger Gewißheit Aufschluß zu verschaffen. Durch das levitische Gesetz (2 Buch Moses Cap. V. Vers 11 bis 31.) wurde eine Keuschheitsprobe vorgeschrieben, welche darin bestand, daß die in Verdacht befindliche Frau im Tabernakel Wasser trinken mußte. Die mythologische Fabel von der Prüfung durch die stygische Quelle, welche die Schuld dadurch offenbarte, daß ihr Wasser so hoch stieg, bis es den Lorberkranz der unkeuschen Frau, die sich dieser Prüfung auszusetzen wagte, gänzlich bedeckte [160]), entsprang wahrscheinlich aus irgend einer alten Sitte Griechenlands oder Aegyptens. Diese Vorstellung gieng in die griechischen Romane über, deren Heldinnen wir ohne Ausnahme [161]) einer übernatürlichen Probe dieser Art unterworfen sehen, welche einen derjenigen wenigen Punkte bildet, in denen irgend eine Aehnlichkeit zwischen den griechischen Erzählungen und den alten Ritterromanen Statt findet; die griechischen Heldinnen bestehen jedoch die Probe in einer Grotte oder irgend einem ähnlichen verborgenen Orte [162]), obgleich sie dieselbe hätten öffentlich bestehen können, während die Frauen in den Ritterromanen stets unverhohlen in einem vollen Hofe oder einer zahlreichen Versammlung preisgegeben werden; bei Erstern betrifft die Probe auch nur die Jungfräulichkeit, bei Letztern häufiger die eheliche Treue [163]).

Da wir uns bei Tristan und Yseult ziemlich lange aufgehalten haben, so dürfte es nun Zeit sein uns mit dem Romane

Ysaie le Triste

zu beschäftigen, in dem die Geschichte ihres Sohnes erzählt wird, der die Frucht der durch den dienstfertigen Dinas bewerkstelligten Zusammenkünfte der Liebenden war.

Als Tristan sich nach dem Hofe Arthurs begab, sah sich die Königin genöthigt um Erlaubniß zu einer fernen Pilgerfahrt zu bitten. Die Nothwendigkeit dieser Bitte enthält eine sehr grausame und, wenn wir anderen Romanen glauben, ganz unbegründete Insinuation gegen König Marc. Yseult war auf ihrer Reise nicht weiter gekommen, als bis zu dem Rande des Waldes von Mouris, als sie einen Sohn gebar. Sie ließ einen in der Nähe lebenden Einsiedler herbeiholen, der sich jedoch das Kind so lange zu taufen weigerte, bis die Mutter ihm ihre Vergehungen offenbart und auf diese Weise den Tribut bezahlt hatte, den in jenen Zeiten das Gewissen der Religion schuldete. Er taufte hierauf das Kind durch Untertauchen in eine benachbarte Quelle und gab ihm die aus dem Namen seiner Eltern zusammengesetzte Benennung Ysaie le Triste. Die Königin kehrte hierauf zu ihrem Gemahle zurück und der Einsiedler nahm den kleinen Ysaie mit sich in seine Klause.

Als der Einsiedler sich einst an einem mondhellen Abende in seine Betzelle zurückgezogen hatte und vor dem Altare kniete, wurde seine Andacht durch eine herrliche, überirdische Musik unterbrochen, die in einiger Entfernung im Walde ertönte und sich nach und nach seiner einsamen Behausung näherte. Indem er nun durch ein Fenster blickte, das sich zwischen seiner Betzelle und der eigentlichen Klause befand, sah er eine Zahl Feeen, die ganz ungezwungen ein behagliches Feuer anzündeten und, nachdem sie sich gewärmt und das Kind gewaschen, sich mit denselben lieblichen Klängen entfernten, mit denen sie gekommen waren.

Ueber diesen Besuch fühlt der Einsiedler einen hohen Grad von Unruhe, da Feeen nämlich keine Christen sind; das Wohlwollen jedoch, mit dem sie das Kind behandelt hatten, veranlaßt ihn sie als solche zu betrachten. Einige Nächte nachher kehren seine Gäste zurück und stellen sich ihm in gehöriger Weise vor, und zwar die eine als die kräftige Fee, eine andere als die muthige Fee u. s. w. Sie theilen ihm mit, daß sie sich häufig nach dem Busche, welcher dem Zauberer Merlin als Gefängniß diente, begäben und erst kurze Zeit vorher sich einer langen Unterhaltung mit ihm über die Verdienste verschiedener Ritter und andere wichtige Angelegenheiten des Ritterthumes erfreut hätten; besonders aber hatte Merlin des Todes Tristan's erwähnt und das Kind desselben ihrer größtmöglichsten Sorgfalt empfohlen. Sie verleihen daher auch jetzt dem kleinen Ysaie diejenigen Gaben, welche jede die Macht mitzutheilen

besitzt, indem ihm die eine Stärke schenkt, die andere Muth u. s. w. Auch fordern sie den Einsiedler auf, sobald sein Zögling über die Jahre der Kindheit hinaus wäre, mit demselben durch den grünen Wald zu ziehen; worauf sie, da der Hahn krähet, plötzlich verschwinden.

Nach Verlauf einiger Jahre macht der Einsiedler sich mit seinem Zöglinge auf den Weg, wobei er die ihm von den Feeen vorgezeichnete Straße einschlägt. Nachdem sie durch den grünen Wald gezogen sind, gelangen sie zu einer Ebene, in deren Mitte ein Baum, welcher aus einer Quelle hervorwächst, letztere mit seinen weit ausgebreiteten Zweigen beschattet. Rund umher sitzen die schutzreichen Feeen, die dem Ysaie jetzt einen häßlichen Zwerg, Namens Tronc zum Begleiter geben, für dessen persönliche Misbildung jedoch sein scharfer Verstand hinlänglichen Ersatz leistet.

Nachdem sie die Feeen verlaßen, gelangen unsere Abenteurer zufällig zu dem Grabe Merlin's, aus dem sie ein tiefes Stöhnen emporsteigen hören. Tronc befragt Namens Aller die Stimme des Zauberers, welche dieselben hierauf von dem Untergange Arthurs und seiner sämmtlichen Ritter in Kenntniß setzt und sie auffordert, sich nach der Einsiedelei des Lancelot du Lac zu begeben, da dieser allein die unheilvolle Schlacht mit Mordrec überlebt hatte und daher außer ihm Niemand vorhanden war, der es verdiente Ysaie den Ritterschlag zu ertheilen und einen neuen Tristan in die Welt zu senden. Der Ermahnung Merlin's gemäß ziehen sie auch nach der Klause Lancelot's, die sie jedoch nicht mehr bewohnt antreffen, da der Ritter den Tod, der ihn so oft auf dem Schlachtfelde verschonte, in großer Ruhe auf seiner Lagerstätte gefunden hatte. Auf den Rath des Zwerges Tronc begeben sie sich indeß nach Lancelot's Grab, woselbst sich ihren Blicken ein Mausoleum von edler Einfachheit darbietet. Sie heben den Marmor, der den Leib des tapfern Kriegers bedeckt, empor und der Einsiedler schlägt Ysaie mit dem rechten Arme des Skeletes zum Ritter, indem er diese grauenhafte Ceremonie mit einer Rede begleitet, die ein Compendium der ritterlichen Pflichten zu enthalten scheint: „Chevalier, soies cruel a tes ennemys, debonnaire a tes amys, humble a non puissans et aidez toujours le droit a soutenir et confons celluy qui fait tort a vefves dames poures pucelles et orphelins; et poures gens aymes toujours a ton pouoir, et avec ce aime toujours Saincte Eglise.“

Ysaie kehrt hierauf mit dem Einsiedler in seine Klause zurück; da dieser jedoch nach einiger Zeit stirbt, so macht er sich auf den Weg um Abenteuer aufzusuchen, in denen allen die List und Klugheit Tronc's sich seinem Herrn von großem Nutzen erweisen. Der Zustand des Landes zu jener Zeit gewährte nämlich einen weiten Spielraum für ritterliche Thaten, da nach dem Tode Arthurs sich eine große Zahl kleiner Staaten gebildet hatte, die sich durch Grausamkeit und Unterdrückung behaupteten. Ysaie jedoch schafft die in verschiedenen Schlössern bestehenden üblen Bräuche ab und führt andere dem ächten Geiste des Ritterthumes entsprechendere ein.

Auf diese Weise gelangt der Ruf von Ysaie's Thaten auch an den Hof des Königs Irion. Wo dieser Monarch herrschte, wird nicht gesagt, jedoch hatte er eine schöne Nichte, Namens Martha, welche auf die Autorität ihrer Amme hin die tapfersten Helden für die zärtlichsten Liebhaber hielt und daher zu Gunsten berühmter Ritter sehr eingenommen war. Sie beschließt daher Ysaie in sich verliebt zu machen und schreibt ihm auch alsobald hierüber einen Brief. Unser Held sendet nun zwar eine günstige Antwort zurück, da jedoch seine Eile ihren Wünschen nicht entspricht, so veranlaßt sie ihren Oheim ein Turnier zu veranstalten, in der Hoffnung auch ihren Ritter dabei anlangen zu sehen. Während nun Irion am Abend vor Eröffnung desselben mit 400 Rittern und einer gleichen Anzahl Damen in dem großen Saale seines Schlosses speist und eben der zweite Gang (second metz) erscheint, wird das fröhliche Mahl plötzlich durch die Ankunft Tronc's unterbrochen, welcher nämlich von seinem Gebieter vorangesandt worden und jetzt zur höchsten Bestürzung der ganzen Tischgesellschaft, car trop estoit hideux a merveilles, in den Saal trat. Indem er also Martha zwischen zweien schwarz und roth gekleideten Rittern sitzen sieht, überliefert er ihr einen Brief von Ysaie und verkündet seine baldige Ankunft.

In der That langt er auch während des Abendbrotes vor dem Palaste des Königs an und spaltet dem Thürsteher, der ihn nicht einlaßen will, den Schädel. Indem er alsdann die Treppe hinaufsteigt, empfängt ihn Martha ganz so, wie er es zu erwarten berechtigt war. Diese ihre erste Zusammenkunft wird nun zwar durch

den König unterbrochen; der Wirth aber, bei dem Ysaie eingekehrt war, kommt bald nachher zur Prinzessin und benachrichtigt sie, daß ihr Ritter in dem allerletzten Hause der Vorstadt seine Herberge genommen hätte. In Folge dessen begiebt sie sich des Abends zu ihrem Liebhaber hinaus und giebt ihm die entschiedensten Beweise ihrer Zärtlichkeit.

Am folgenden Tage zeichnet sich Ysaie, in weiße Rüstung gehüllt, beim Turniere aus; während des darauffolgenden Bankets jedoch langt von einem Riesen, der sich Herr des schwarzen Waldes nennt, eine Herausforderung an Ysaie an, in welcher er erklärt, daß troß der Passion Ysaie's, Misbräuche abzustellen, er gesonnen sei nach wie vor bei seinem Brauche zu beharren, der nämlich darin bestände alle Frauen, die in seine Gewalt kämen, seinen Stallknechten (varlets de chevaux) Preis zu geben und sie nachher in seinen Schloßgraben zu werfen, welches, wie der Roman ganz richtig bemerkt, „estoit la plus laide coustume du monde."

Unser Held macht sich daher auf den Weg dieses Ungeheuer zu vernichten und unterhält sich unterweges mit Tronc über sein kurz vorher genossenes Glück, welcher Letztere jedoch, wie es scheint, keine große Ursache hatte, sich über den Erfolg seines Herrn in Liebessachen zu freuen. „Ja en suis Je, sagt er, moulu et dechiré. Les Fées, vos amies et protectrices, m'ont fait chierement payer vos plaisirs; ores dansiez vous aux nopces et payois Je les violons; et disoient elles que en ma chair devois Je resentir le tort que avoit la votre."

Während Ysaie sich damit beschäftigt den Riesen zu erlegen und Bekehrungen zu dem allein wahren Glauben durch Waffengewalt zu Stande zu bringen, fühlt Martha die Folgen jener offenherzigen Briefe und des unklugen Stelldicheins. König Irion verzeiht ihr jedoch ihren Fehltritt und schwört sogar: „Par saincte croix si c'est du chevalier au blanc escu Je ne fus oncques si joyeulx." So viel Freude es ihm nun auch macht zu vernehmen, daß es wirklich der weißschildige Ritter gewesen, so kann er dennoch nicht umhin, sein Erstaunen darüber auszudrücken, daß Ysaie seinen nur 24stündigen Aufenthalt in dem Lande Irion's dazu verwandt hatte, seinen Thürsteher tod zu schlagen und seine Nichte zu verführen.

Nachdem nun Martha einen Sohn geboren, faßt sie, obschon etwas spät, den Entschluß, sich mit Ysaie zu vermählen. In dieser Absicht macht sie sich, als Minstrel verkleidet, auf den Weg ihn aufzusuchen, und zieht von Burg zu Burg, indem sie in jeder derselben Lieder singt, die ihren Schmerz und ihre Leidenschaft ausdrücken: „Lors tire la harpe et la trempe, et puis commence a harper si melodieusement que c'estoit merveilles a ouyr. Et puis chantoit avec ce tant bien que le palais en retentissoit." Einst strömt sie nun auch ihren Gesang an den Pforten eines Schlosses aus, in welchem Ysaie sich zu dieser Zeit gerade aufhält, wird jedoch unglücklicherweise von Tronc erkannt, welcher, der Zuchtigung der Feeen noch immer eingedenk, ihr, nachdem er sich verkleidet, zu wissen thut, daß Ysaie sich nach der nächsten Stadt begeben und leicht von ihr eingeholt werden könnte.

Während also Martha auf diese Weise vergeblich umherzieht und ihren Gesang nutzlos verschwendet, entwächst ihr Sohn Marc den Kinderschuhen: „Et bien saichez que c'estoit le pyre de son aage que oncques fust veu. Si vous diray en quelle maniere; de prime face quant le Roy mengeoit il venoit a la table et espandoit le vin et tiroit la nappe et les hanaps a luy et boutoit tout a terre: Et puis venoit en la cuisine et respandoit les pots. Aux petis enfans faisoit il tant de honte que c'estoit merveilles. Le roy avoit avec luy ung sien nepveu fils de son frere; une heure regardoit en la court dedans ung puis; Marc le leva par les piez et le bouta dedans et fut noyé. Quant le Roy Irion le sceut si en fust moult courroucé." Es war also kein Wunder, daß der Ritter „qui l'endoctrinoit" sich beim Könige beklagte, „que c'est la plus cruelle piece de chair qui oncques nasquit de mere. Et vous ditz, que ce tantost ne fais Je ce que il dist il me meteroit hors par les fenestres de la tour: Et sachez que au jour de l'escremie il a tué vostre boutillier et ung des Maistres d'hostel. Mon Dieu, fait le Roy Irion, J'estoye tout esbahy que Je ne les veoye plus aller ne venir." Indem der König nun diesen Bericht vernimmt, läßt er seinen Neffen holen und statt ihn auszuschelten „Beau nepueu, fait le roy, Je suis desormais ancien homme et tout maladif et vous etes fort et puissant et *saige;* se vous voulez si vouldroye que par le conseil des saiges gou-

vernissiez mon royaume en contester contre tous ceux qui mal vouldroyent faire.“

Die erste Ausübung der Gewalt von Seiten dieses weisen jungen Fürstensohnes besteht darin, daß er ein Turnier veranstaltet, bei welchem er mehr Muth als ritterliche Höflichkeit an den Tag legt. Die Ritter und Hofleute des Königs Irion nun, welche sich der Obergewalt eines Prinzen zu fügen nicht geneigt waren, dessen Befähigung zur höchsten Würde besonders in seiner Geschicklichkeit, Kinder in den Brunnen zu werfen und Kellnern die Köpfe zu spalten, bestanden zu haben scheint, zetteln eine Verschwörung gegen ihn an, deren Plan so seltsam und den Geschichten von Gespensterstuben in den neueren Romanen so ähnlich ist, daß ich glaubte, er verdiene nicht mit Unrecht einen Platz in dem Anhange [Nr. 10.].

Nachdem Marc über die Anschläge seiner Feinde triumphiert hat, langt die Nachricht an, daß der persische Admiral so eben in Britannien gelandet sei und zwar in Begleitung seines Neffen, des Königs von Nubien mit dem Beinamen „der rothe Löwe“, wie auch der Könige von Kastilien, Sevilla und Aragonien, die alle bei Tervagant und Mahomet geschworen hatten, nicht eher in ihre Heimat zurückzukehren, als bis durch sie die christliche Religion ausgerottet worden wäre.

Es scheint nun aber, daß der sarazenische Oberbefehlshaber sein Heer in zwei Theile getheilt hatte. Der schwächere von diesen gieng auf die Hauptstadt Irion's los, während die Hauptmacht unter den Befehlen des Admirals in Person an der Küste blieb. Marc zieht gegen den Letztern und bringt ihm mit Beistand einiger Landleute eine gänzliche Niederlage bei. Nach der Schlacht findet er die schöne Orimonda, die Tochter des Admirals, in dem Zelte ihres Vaters. Er führt sie als Siegesbeute in sein eigenes Zelt, speist mit ihr zu Abend, tauft sie und verspricht ihr, sie bei seiner Rückkehr an den Hof des Königs Irion zu heirathen, wobei er sie überredet, indeß die gewöhnlichen Ceremonien, die eine gehörige Ehe constituieren, umzudrehen.

Il n'est rien de si doux pour des coeurs plein de gloire
Que la paisible nuit qui suit une victoire;
Dormir sur un trophée est un charmant repos,
Et le champ des batailles est le lit d'un heros.
Scudéry, Alaric [c. X. v. 1 — 4.]

Den darauf folgenden Morgen macht Marc sich zur Verfolgung des Restes der sarazenischen Armee auf den Weg, findet jedoch, daß sein Vater ihm zuvorgekommen ist. Dieser hat nämlich in dem Bekehrungswerke reißende Fortschritte gemacht und empfindet, da er die eingeborenen Ungläubigen fast ganz ausgerottet, über diesen neuen Zufluß die höchste Freude, welchen er denn auch ohne Weiteres unter den Mauern der Hauptstadt Irion's angreift und schlägt. Vater und Sohn, beide siegreich, begegnen und erkennen einander auf dem Schlachtfelde, wo Orimonda von Marc seinem Vater vorgestellt wird. Doch erwartet ihrer im Augenblicke noch größeres Entzücken. Da nämlich Tronc jetzt Marc in den Abenteuern, die dieser unternimmt, zu begleiten pflegt, so geschieht es theils durch seine Mitwirkung, daß Martha einigen Bösewichtern, die sie zum Tode führten, entrissen und endlich den Armen Ysaie's wiedergegeben wird.

So findet sich denn die Nachkommenschaft Tristan's vereinigt und im Schoße des Glücks. Die Vermählung des Vaters und Sohnes wird gefeiert und Letzterer von Ersterem zum Ritter geschlagen. Während des Festes erscheinen die beschützenden Feeen wieder und, da Tronc für seine treuen Dienste noch keine Belohnung erhalten hat, so theilen sie ihm mit, daß er der Sohn Julius Cäsars und ihrer ältesten Schwester, der Fee Morgana, und daher so glücklich wäre, zu ihrer Sippschaft zu gehören. Seltsame Ereignisse nämlich, die in den Chroniken des Feenreiches zu lesen sind, hatten ihn gezwungen, eine lange und harte Strafzeit zu erdulden, seine Tanten, die Feeen, jedoch, damit er diese angenehmer hinzubringen vermöchte, ihn in einen häßlichen Zwerg verwandelt und ihn an das Schicksal ihres Schützlings gekettet. Die Zeit der Ungnade war nun endlich verflossen. Die Feeen nehmen seine Häßlichkeit von ihm und er zeigt sich nun als der hübscheste Prinz von der Welt, so wie er früher der klügste und scharfsinnigste gewesen. Die Kleinheit seiner Statur, welche nicht höher war als 3 Fuß, ist die einzige Unvollkommenheit, die ihm übrig bleibt. Seine Tanten verleihen ihm hierauf ein Königreich und in dieser neuen Gestalt und Würde erlangte er unter dem Namen Oberon (Aubron) große Berühmtheit, unter welchem er auch die in dem schönen Romane Huon de Bourdeaux erzählten Wunderthaten verrichtete. Ehe er sich nun nach dem Feen-

garten (Vergier des Fées) begab, wo er den Sitz seines Reiches aufschlagen sollte, hinterließ er dem Ysaie ein Zauberhorn, welches der Ursprung des im Huon befindlichen ist: Or quant Tronc fut baptisé si dist a Ysaie — tenez ce cor sur vous et le portez; si vous avez besoing vous ou Marc si le sonnez; mais gardez vous bien que point ne le sonnez si ce n'est pour grant besoing, et Je vous viendray aider et secourir.

Der Hauptvorzug des Romans Ysaie besteht nun in der Gestalt des Tronc, d. h. in der Anhänglichkeit, dem Scharfsinne und den endlosen Hülfsmitteln, die er entfaltet. Seine Treue ist gleich groß für Ysaie und Marc, die in ihrem Benehmen gegen ihn in einem hohen Grade von einander abweichen: der Erstere ist ein Krieger von feinen Sitten und behandelt ihn stets mit Freundschaft und Achtung, während sein hitziger Sohn ihn oft von sich jagt und daran erinnert, daß er sei „trop defiguré, trop hideux a veoir et la plus laide creature du monde."

Ysaie erhält auch einen hohen Grad von Neuheit durch die Verwandten Tronc's, die Feeen, da dieß nämlich der erste Ritterroman ist, in welchem sie als thätig in die Handlung eingreifend erscheinen. Diese neue Art Maschienerie hat zu prächtigen bisher unbekannten Schilderungen Anlaß gegeben und die des Feeengartens, welchen Tronc und Ysaie im Laufe ihrer Abenteuer besuchen, ist vielleicht die reichste und glänzendste in der ganzen romantischen Literatur [ch. 80. f. Anhang Nr. II.].

Die Einführung der Feeen nun und die häufigen Schilderungen der glänzenden Wunderdinge, die sie hervorbringen oder von denen sie umgeben sind, veranlaßen mich die Abfassung dieses Romanes gegen das Ende des vierzehnten oder den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, also ungefähr hundert und fünfzig Jahre nach der des Tristan anzusetzen. In Letztrem, im Lancelot vom See und andern Romanen der Tafelrunde finden wir allerdings auch Feeen, jedoch sind sie von den Beschützerinnen Ysaie's ihrer Natur nach verschieden; es sind nämlich nur zauberkundige Frauen wie Viviana und Morgana. Sie gebieten zwar über die ganze Hölle, verrichten große Wunderthaten und können, wenn sie wollen, großes Unheil verursachen; Alles dies wird jedoch vermittelst anderer Wesen vollbracht und sie sind nur durch ihre Gewalt über Dämonen furchtbar, mit denen sie vortheilhafte Verbindungen angeknüpft haben; die andern Feeen hingegen, wie sie im Ysaie erscheinen, zeigen sich als selbstkräftige Wesen, als eine Art Nymphen oder Gottheiten, denen eine unabhängige Gewalt innewohnt. Auch waren sie nicht bloß Geschöpfe der Phantasie, sondern man glaubte in dem Zeitalter, da die Romane verfaßt wurden, an ihr Dasein. In einer viel spätern Zeit noch, als der Abfassung des Ysaie, war die erste Frage, welche man in dem gegen die Jungfrau von Orleans geführten Prozesse an dieselbe richtete, ob sie mit denen, die sich zu dem Feeensabbat begäben, in irgend einer genauern Verbindung stände oder jemals bei den Versammlungen gegenwärtig gewesen wäre, die von den Feeen an der Quelle von Domprein, um welche die bösen Geister tanzten, gehalten würden, und das Journal de Paris aus der Zeit Karls VI. und VII. meldet, daß sie gestanden, sie hätte trotz ihren Eltern die schöne Feeenquelle in Lothringen, welches sie die gute Feeenquelle unsers Herrn nannte, oftmals besucht.

Außer den Feeen sind jedoch auch noch andere Umstände vorhanden, um der Abfassung Ysaie's ein spätes Datum anzuweisen, wohin zum Beispiel die Einführung der Sarazenen statt der Sachsen als Gegner der Helden des Romanes zu rechnen ist [vgl. weiter unten Anmk. 166.]. Ferner ist die Sprache augenscheinlich neuer, da sie weniger schwierig aber auch weniger kräftig erscheint, als die im Tristan oder Lancelot. Zwar wird auf dem Titelblatte des Romanes, wie er jetzt vorhanden ist, gesagt, er sei „redigé et reformé en commun langaige vulgaire" und der vorgebliche Bearbeiter behauptet sich „selon l'intention du premier hystoriographe" an die Geschichte gehalten zu haben, obwohl „l'original estoit en si estrange et maulvais langaige mis et couche que a grant peine en ay peu entendre le sens et elucider la forme de la matiere." Jedoch wurde alles dieß wahrscheinlich nur deshalb vorgegeben, um dem Werke das Gepräge der Glaubwürdigkeit zu verleihen und ich hege gar keinen Zweifel, daß die Sprache und die Geschichte selbst in diesem Romane von gleichem Alter seien. „Der Roman Ysaie, sagen die Herausgeber der Bibliothèque des Romans [1776 Mai p. 58 ff.], steht zwar den frühern Werken dieser Art [namentlich Tristan] in den Charakteren, Gefühlen und Ereignissen nicht minder

nach, als in der Sprache; gleichwohl bietet die Geschichte Ysaie's viele interessante Situationen, so zu sagen einige wahre coups de théatre; was dieselbe aber besonders schätzbar macht, ist der Umstand, daß wir daraus den Unterschied der Sitten zu Anfange des zwölften und zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts kennen lernen. Die Welt, welche man so gern der Verschlechterung anklagt, war allerdings hinsichtlich des Ritterthumes während dieser drei Jahrhunderte ausgeartet. Beim Schlusse dieses Zeitraumes hatte sich ferner die tiefste Nacht der Unwissenheit über die Geister gelagert und die Menschen waren jeglichem Zartgefühle entfremdet. Zwar fochten die Ritter noch immer und daher schilderten die Romanschreiber auch nach wie vor die furchtbarsten und blutigsten Kämpfe, sowie auch noch das Prinzip der Ehre im Herzen der Ritter waltete; indeß war dies unter einer rauhen und dicken Rinde verborgen. Auch die Frömmigkeit war glühend und aufrichtig, jedoch übel verstanden und noch übler angewandt. Alles dieses nun tritt uns in der Geschichte Ysaie's entgegen."

Dieser Roman gehört zu den seltensten seiner Art, welches ein starker Beweis seiner vorgeblichen Mangelhaftigkeit sein dürfte, und ist ferner, so viel mir bekannt, einer der wenigen, die nie in metrischer Gestalt erschienen. Es ist von demselben kein Manuskript und auch sonst nur eine zweifache Ausgabe vorhanden, nämlich die eine im Jahre 1522 in klein Folio von Gallyot du Pré in Paris, die andere von Filippe le Noire, ohne Jahreszahl gedruckt. —

Der Roman
Arthur
[Gräße S. 242 ff. 245 ff.]
enthält wenig mehr als die Ereignisse, von denen wir bereits in den vorhergehenden fabelhaften Geschichten der Tafelrunde Bericht erstattet haben; jedoch sind die Vorfälle besser geordnet und anschaulicher dargestellt. Er umfaßt die Geschichte der Tafelrunde, deren Gründer oder wenigstens Wiederhersteller Arthur war [vgl. Anm. 119.], und giebt eine Lebensbeschreibung dieses Königs von seiner Geburt an bis zu seinem tragischen Ende.

Die Herausgeber der Bibliothèque berichten mit der lächerlichsten Leichtgläubigkeit, daß dieser Roman von einem der Sire Cleres oder Chronikenschreiber der Tafelrunde verfaßt worden sei; sie bestimmen sogar den Verfasser des Arthur namentlich und behaupten, es sei dies Arrodian de Cologne gewesen, welcher sich, wie sie sagen, nach der Niederlage Arthurs mit Lancelot du Lac nach dessen Einsiedelei zurückzog. Sie folgern, daß es unmöglich sei dem Romane eine frühere Abfassungszeit anzuweisen, da er über den Tod fast aller Ritter der Tafelrunde berichtet: „Selon toute apparence ces chroniqueurs sont les Sirs Cleres ou officiers historiens et annalistes de cette première chevalerie du monde. Nous avons même leurs noms et *l'on peut conjecturer*, que c'est ici l'ouvrage du premier d'entre eux, nommé Arrodian de Cologne. *On croit* qu'il se retira avec Lancelot du Lac dans un même hermitage après la terrible defaite où perirent le roi Artus et la plus grande partie de ses chevaliers. La preuve que cette chronique ne fut terminée qu'après cette catastrophe c'est qu'on y voit la fin de presque tous ces héros." [164])

In dem Werke selbst findet sich die Notiz, daß es von dem so ungewissen Gualtier Map verfaßt worden sei [s. jedoch Gräße S. 243.]; es erschien zu Paris im Jahre 1488 in Folio bei Jehan de Pré.

Nach der Erzählung der mit der Geburt und Thronbesteigung Arthur's verknüpften Ereignisse, die bereits in dem Buche vom Merlin ausführlich erwähnt worden sind, berichtet der Roman ferner, daß er die Sachsen aus seinem Reiche vertrieb und auf diese Weise den öffentlichen Frieden sicherte, obwohl ihm die Glieder seiner eigenen Familie noch immer viel Unruhe bereiteten, indem nämlich seine vier Neffen, besonders Gawain, ihn unter dem Vorwande seiner unehelichen Geburt nicht als König anerkennen wollten. Er besiegte sie indeß theils durch seine eigene Klugheit, theils durch die Schlauheit Merlin's, und erwarb sich nachher durch seine Tapferkeit und edles Benehmen ihre Zuneigung in einem so hohen Grade, daß sie die treuesten seiner Vasallen wurden.

Hierauf macht sich Arthur mit seinen Rittern auf, um dem Laodogant, König von Carmelide, in Schottland zu Hülfe zu ziehen. Dieser war nämlich vom König Ryon, einem Manne von so bösem Charakter, feindlich angegriffen worden, daß er den Plan faßte sich einen mit den Bärten von ihm besiegter Könige gefütterten Mantel anzuschaffen [165]). Er hatte zu diesem Zwecke

mit dem Oberaufseher seiner Garderobe berechnet, daß ein vollständiger königlicher Mantel vierzig Bärte erfordern würde; fünf waren bereits besiegt, und auf einen sechsten rechnete er von dem Kinne Laodogants. Arthur und seine Ritter machten jedoch durch diese Rechnung König Ryon's einen dicken Querstrich, indem sie den letztern überwanden, wogegen Laodogant zum Danke für den erhaltenen Beistand seine Tochter, die berühmte Genevra, dem Arthur zur Frau anbot. Merlin, der kein schmeichelnder Hofmann gewesen zu sein und die Erhaltung des Bartes Laodogant's nicht hoch genug angeschlagen zu haben scheint, erklärt jedoch, daß sein Gebieter die Prinzessin erst verdienen müße. Diesem Ausspruche seines Orakels, des Zauberers, sich unterwerfend unternimmt Arthur, um sich des einzugehenden Ehebündnisses würdig zu erweisen, einen Zug nach der Bretagne, wo er Claudas, den König von Berri, der einen Vasallen Arthur's ohne allen weitern Anlaß angegriffen hatte, gänzlich überwindet.

Nach dieser That kehrt Arthur an den Hof Laodogant's zurück, woselbst man nun zu seiner Vermählung mit Genevra große Anstalten trifft, welche letztere als das schönste Weib der Welt geschildert wird. Ihr Wuchs war edel und zierlich, ihre Gesichtsfarbe blendend weiß, die Augen vom schönsten Himmelblau, der Ausdruck ihrer Züge lebendig, jedoch würdevoll, ihr schon von Natur richtiger Verstand vorzüglich gut ausgebildet und endlich ihr Herz gefühlvoll, mitleidig und der erhabensten Gefühle fähig.

An dem zweiten Tage des Turnieres (denn ohne ein solches wurde kein großes Fest gefeiert) erscheint ein unbekannter Ritter von fürchterlichem Aussehen und fordert die Kämpfenden heraus. Er reitet demgemäß in die Schranken, wird aber alsbald von Arthur aus dem Sattel gehoben und darauf von demselben in einem Kampfe auf Leben und Tod (combat a outrance) erschlagen. Nachdem er gefallen, entdeckt man, daß es der König Ryon war und zwar erkennt man ihn an dem mit den Trophäen der von ihm besiegten Könige halb gefütterten Mantel, den er unter der Rüstung trug.

Sobald hierauf Arthur mit seiner jungen Gemahlin nach England zurückgekehrt war, richtete er die Tafelrunde von Neuem ein, da die dazu gehörige Tafel von Schottland, woselbst König Laodogant sie seit dem Tode Uter's, des Vaters Arthur's, in Verwahrung hatte, wieder nach England zurückgebracht worden war. Merlin verfaßte die Gesetze und sonstigen Anordnungen dieser hochgefeierten Rittergesellschaft, und die Könige von Schottland und Norwegen sowie die Fürsten von Armorika und Gallien verschmähten es sogar nicht dem Könige von England eine Art Tribut zu entrichten, um in jene viel gepriesene Verbindung aufgenommen zu werden. Der Ruhm derselben stieg aber auf den höchsten Gipfel, als Pharamund, der König der Franken und Eroberer Galliens unbekannterweise nach Britannien kam, um sich durch seine Tapferkeit und seine Thaten einen Sitz an jener berühmten Tafel zu erwerben.

Die Ritter derselben hatten jedoch kein äußeres und unterscheidendes Merkmahl ihrer Verbindung, sondern jeder führte ein eigenes besonderes Abzeichen und Sinnspruch. So bestand das Wappen Arthurs aus dreizehn goldenen Kronen mit der Devise: Moult de couronnes, plus de vertus. Lancelot vom See hatte sechs Streifen von Gold und Azur — Haut en naissance, en vaillance, en amour; sein Bruder Hektor von Mares einen goldenen Stern — Pour etre heureux un bel astre suffit. König Pharamund führte die Lilie — Que de beaux fruits de ces fleurs doivent naitre."

Nach der Einsetzung der Tafelrunde faßt König Arthur den Entschluß, sich in den Besitz des heiligen Grals zu setzen, welche kostbare Reliquie gewissen Weissagungen gemäß nur von einem Ritter, der eine sehr seltene Qualifikation besaß, erworben werden konnte und, wie es scheint, war Perceval der einzige, dessen Sittenreinheit ihn zu dieser Unternehmung befähigte.

Die Geschichte von der falschen Genevra, der Leichtgläubigkeit Arthurs und das endliche Triumphieren der Königin, welche sämmtlich in dem Auszuge aus dem Lancelot erwähnt worden sind, werden in dem Romane Arthur ausführlich erzählt.

Nachdem sich Genevra die Zuneigung ihres Gemahls wieder erworben, scheint der Ruhm und das häusliche Glück Arthurs seinen höchsten Gipfel erreicht zu haben, jedoch näherte der Zeitpunkt zur Vernichtung des berühmtesten Ritterordens sich jetzt sehr rasch. Mordret, der Sohn Arthurs von der Königin der Orkneyinseln, machte nämlich den Neffen desselben das Recht der Thronfolge streitig und, obwohl Arthur die

Ansprüche seines Neffen Gawain gegen diesen unwürdigen und illegitimen Sohn [vgl. Anm. 143.] vertheidigte, so sammelte dieser dennoch unter seinem Banner alle diejenigen, welchen man die Aufnahme in die Tafelrunde verweigert hatte. Einige von Arthurs Rittern waren mit Perceval noch auf die Eroberung des heiligen Grales aus und obgleich die übrigen mit beispielloser Tapferkeit kämpften, wurden Arthur und seine Ritterschaft dennoch endlich besiegt. Die Sarazenen [166]) nämlich, welche Mordret Beistand leisteten, erreichten die vom Könige befehligte Abtheilung; letzterer erlag der Uebermacht und wurde tödtlich verwundet; sein treuer Knappe Goisled jedoch, der ihn verscheiden sah, nahm sein berühmtes Schwert Escalibor mit sich und warf es in einen See. Lancelot indeß, der, wie man sich erinnern wird, in dem Romane seines Namens, erst nach der Schlacht in England anlangt, hat inzwischen die von Mordret befehligte Schaar angegriffen, sie in die Flucht geschlagen und ihn selbst bis an's Meeresufer verfolgt. Dort holt er ihn ein und durchbohrt ihn mit seinem Schwerte. Hierauf kehrt er, nachdem er das ganze Heer desselben zersprengt, triumphierend in das Lager Arthurs zurück, erfährt jedoch daselbst das Schicksal seines Gebieters. Nach diesen Ereignissen zieht die schöne Genevra sich in ein Kloster zurück und Lancelot beschließt sein Leben als Einsiedler.

Auf den ersten Anblick erscheint es nun seltsam, daß Arthur und seine Ritter eben so wie Karl der Große und dessen Paladine in der romantischen Sage sämmtlich in der Schlacht fallen zu einer Zeit, wo glücklicher Erfolg im Kriege für unumgänglich nöthig erachtet wurde, um dem Ideal eines vollkommnen Kriegers zu entsprechen. Gleichwohl ist allen fabelhaften Helden halbgebildeter Völker die nämliche Todesart zugeschrieben worden, indem sie dieselben durch einen verborgenen oder verrätherischen Feind umkommen lassen. Achilles fällt, wenigstens nach den Fabeln des Mittelalters, auf diese Weise durch Paris, und Rustan, der berühmte persische Nationalheld, erliegt den Nachstellungen Bahaman's, des Sohnes seines Todfeindes Isfendar. Der Grund hiervon liegt aber wahrscheinlich darin, daß Dichter und Romanschreiber ihre Helden von dem Verdachte in ihrem Bette an einer Krankheit gestorben zu sein befreien wollten, welcher Todesart von barbarischen Nationen jeder andere noch so gewaltsame Tod vorgezogen wird. „Er wird wohl einmal an dem freundlichen Galgen zu Crieff baumeln, an welchem sein Vater und sein Großvater starben und, wie ich hoffe, er selbst auch einst sterben wird, wenn er nicht etwa in einem Streifzuge erschossen oder erschlagen wird.“ — „Wie, einen solchen Tod *hoffst* Du für Deinen Freund, Evan?“ — „Ei freilich wohl; oder soll ich etwa lieber wünschen, er stürbe in jener Höhle wie ein räudiger Hund?“ (Waverley C. 18.)

Obgleich nun also Arthur der allgemeinen Annahme gemäß in der Schlacht gegen Mordret besiegt und, wie einige glaubten, in derselben auch erschlagen worden war, so wurde die Hoffnung auf seine Rückkehr, wo er dann wieder die Tafelrunde herstellen und über Britannien herrschen sollte, noch sehr lange mit großer Liebe in Wales gehegt [167]). Alanus ab Insulis, geboren im Jahre 1109, sagt, daß wenn in der Bretagne Jemand geläugnet hätte, daß Arthur noch lebe, man ihn gesteinigt haben würde [168]). Diese Tradition nun bildete einen Lieblingsstoff in den Sagen der Barden und auf seinem vorgeblichen Grabe befand sich die Inschrift:

Hic jacet Arthurus rex quondam rexque futurus [169]).

Der Glaube an Arthur's Rückkehr entsprang wahrscheinlich aus dem Romane Lancelot und andern dergleichen Ritterbüchern, in denen von seinem Verschwinden nach der Schlacht in Begleitung seiner Schwester die Rede ist, welches demjenigen, was Homer uns von Sarpedon erzählt, auffallend ähnlich ist, daß nämlich Apollo seine Wunden in einem Strome wusch und, nachdem er ihn in ambrosische Gewänder gehüllt, ihn der Sorgfalt des *Schlafes* übergab, damit ihn dieser nach Lycien trüge. Obschon indeß hinsichtlich des Wiedererscheinens des Königs Arthur kein Zweifel gehegt wurde, so herrschten gleichwohl in Betreff seines zeitweiligen Zustandes und Wesens verschiedene Meinungen. Einigen Traditionen nach fuhr er mit furchtbarem Getöse und Windesschnelligkeit in einem Wagen durch die Luft [170]), während er, wie andere glaubten, die Gestalt eines Raben angenommen hatte, welchen Vogel man daher in Wales bei Todesstrafe nicht tödten durfte. Indessen der gewöhnlichsten Meinung nach lebte er unter der

Erde fort, auf welchen Glauben auch Milton in folgendem Verse anspielt:

„Arthur auch, der unter der Erde zum Kampfe sich rüstet."
[Mansus v. 81.] [171])

Die verschiedenen Sagen hinsichtlich des Verschwindens und der Rückkehr dieses fabelhaften Königs hat Warton in seinem „Grab des Königs Arthur" (Grave of King Arthur) zusammengefaßt und läßt sie dort von walisischen Barden zur Unterhaltung Heinrichs II. hersingen, während dieser Letztere auf einem Zuge nach Irland durch Wales kommt:

Und edle Barden, dichten Drangs,
Vom fernen Mona, Sitz des Sangs,
Von Teivi's dunklem Wäldersaal,
Von Cader's Höh' und Elvy's Thal,
Aus Radnor's tiefstem Berggeklüft,
Wo nie der Sonne Strahl hintrifft,
Von mancher steilen Felsenwand,
Wo Jerne's Meer sich bricht am Strand —
Sie flechten britt'schen Ruhmes Glanz
Zum Schluß des Fest's in Sangeskranz.
„Der Sturm an Cornwall's Klippen heult,
Die schrei'nde Mew' hoch oben eilt,
Tintaggels höchster Thurm selbst stöhnt,
Von dichtem Hagelschlag umdröhnt,
Als Arthur schart' das Rothkreuzheer
Um Camland's Purpurufer her,
Wo er durch Mordret's Treubruch fand
So blut'ge Wund' von Sachsenhand.
Jedoch umsonst der Heid' ihm dräut
Und mit dem Speer dem Tod ihn weiht,
Denn eine Elfenkönigin
Warf ungesehen über ihn
Ihr lieblich duftend blau Gewand,
Als sterbend sie den Helden fand;
Merlin's agatner Wagen eilt
Weit fort mit ihm dann unverweilt
Nach ihren Inseln grün und bunt,
Die nur den fernen Meeren kund.
Auf seine Wunden sprengt sie Thau
Gesammelt auf arab'scher Au;
Auf einem Lager zaubrisch reich
Ruht dann das edle Haupt gar weich;
Damit ihn süßer Schlummer lab',
Schwingt flüsternd sie dreimal den Stab;
Der Zauberverhang schließt sich zu,
Und süßer Klang lullt ihn zur Ruh. —
So neubelebet herrscht er dort
Als mächt'ger König fort und fort;
Und manches Land gar hold und schön,
Das Edens Lüfte stets durchwehn,
Mit ew'gem Frühling angethan,
Erkennt als höchsten Herrn ihn an;
Von wo zurück in's Brittenland
— Wenn Zukunftsspruch mir wohlbekannt —
Er einst kehrt und mit Sieg geziert
Das alte Zepter wieder führt;
Wo er mit früherm Heldensinn
Zieht wieder hoch zu Rosse hin,
Vereint der Tafelrunde Zier
Und fröhlich hält, wie einst, Turnier."
Er schweigt; und würd'gem Bard' entklang
Im Sängerstreit also der Sang:
„Nicht Fee in blauer Hülle raubt,
Als hinsank Arthur's stolzes Haupt,
Durch Zauberspruch Merlin's ihn fort,
Nach jenen sel'gen Hainen dort,
Woselbst gekrönt mit Mistelkranz
Erschlag'ne Kön'ge ziehn in Glanz;
Vielmehr trug seiner Kämpen Troß
Den Todten auf milchweißem Roß
Schnell hin aus jenes Kampfes Sturm,
Wo winkt der Josephskirche Thurm,
Das Thal von Avalon entlang;
Dort mit Gebeten und Gesang
Und vieler Kerzen hellem Schein
Empfiengen ihn der Mönche Reih'n;
Durch düstern Gang die Trauerschaar
Geleitet hin ihn zum Altar;
Dort sinkt an heil'ger Stätt' hinab
Des Helden Leib in's tiefe Grab,
Das dunkle Banner nicht umweh'n,
Nicht schmücken modernde Trophä'n!
— Doch, Heinrich, Du stell wieder her
Des Grabmals hingeschwundne Ehr';
Dein Aug' wird dort mit tiefem Graun
Des Königs Riesenglieder schaun;
Wird seh'n, wann auf das Grab sich thut,
Wie er in Kriegerhülle ruht,
Wie Kron' und Helm sein Haupt noch drückt
Und Heldenrüstung ihn noch schmückt!
Ja, tapfrer Fürst, entreiße Du
Der Nacht der Zeiten Arthur's Ruh'!"

Ich habe nun von den Romanen der fabelhaften Geschichte Britanniens, soweit sie sich auf Arthur und dessen Ritter beziehen und die bei Weitem den größten Theil derselben ausmachen, ziemlich ausführlich Bericht erstattet.

Außerdem aber giebt es noch zwei Romane, welche mit der imaginären Geschichte jenes Landes in Verbindung stehen und in die Zeit vor Arthur fallen, so wie zwei andere, welch die fabelhaften Ereignisse nach der Regierung desselben berichten.

Von jenen erstern beiden, welche auch in Bezug auf die Zeit ihrer Abfassung die ältern sind, enthält der eine [173]) die Abenteuer des

Gyron le Courtois,
[Gräße S. 239 ff.]

und handelt hauptsächlich von der uneigennützigen Freundschaft Gyron's für Danayn den Rothen so wie von der Undankbarkeit, mit der ihm gelohnt wird.

Der Verfasser dieses Romanes war Rusticien de Pise, welcher auch den Meliadus schrieb und unter Heinrich III. und Eduard I. von England lebte [s. oben S. 133.]. Er theilt uns mit [fol. 1. Paris 1519], daß er Gyron aus einem Buche Eduards I. übersetzte, als Letzterer zur Eroberung des heiligen Landes auszog: „et saichez tout vrayement que cestuy livre fut translaté du livre du Monseigneur Edouart le roi d'Angleterre en celuy temps que il passa oultre la mer, au service de nostre seigneur pour conquester le saint sepulchre. Et Maistre Rusticien de Pise compila ce Romant; car de celluy livre au roi Edouart d'Angleterre translata il toutes les merveilleuses advantures qui sont en cestuy livre." Wer der Originalautor war, nach welchem Rusticien arbeitete, oder was für ein Buch es war, das er benutzte, läßt sich nicht einmal muthmaßen [175]). Der Roman Gyron, wie ihn Rusticien verfaßte, wurde zuerst im Jahre 1494 in Paris in Folio von Verard und dann noch einmal im Jahre 1519 gedruckt.

Wir erfahren also aus diesem Werke, daß Brehus, mit dem Beinamen „der Mitleidlose" (Sans Pitié) im Verlaufe seiner grausamen Abenteuer eines Tages zu einer Höhle gelangt, die in prächtigen Gemächern einige Todte enthält [f. 122. 123.] und von zwei alten Rittern, die sich als Vater und Großvater des Helden des vorliegenden Romanes erweisen, bewohnt wird. Da sie die zu ihrer Zeit von ihren Waffengenossen verrichteten Thaten im höchsten Grade preisen, so behauptet Brehus, daß dieselben durch die eines Ritters übertroffen würden, der sich von allen andern durch zierliches Benehmen und Tapferkeit auszeichnete und das Wunder des englischen Hofes wäre [f. 125.], obgleich man nicht wisse, woher er käme oder von welchem Geschlecht er abstamme. Grant Pere Gyron, wie er genannt wird, muthmaßt dieser Beschreibung nach, daß Br hus von seinem Enkel Gyron dem Adeligen (le Courtois) [174]) spreche. Der Großvater und dessen Sohn hatten nämlich den gallischen Thron aufgegeben, um als irrende Ritter umher zu ziehen, jedoch diesen Stand, um des stillen, ruhigen Lebens willen, das sie eben damals genossen, wiederum verlaßen. Sie halten es indeß für nothwendig, sich wegen ihres abgemagerten, schmutzigen Aussehens zu entschuldigen, das sie dem Mangel an Nahrungsmitteln zuschreiben, „car nous mangeons si pourement en cestuy lieu ou vous nous voyez que a grant peine en pouons nous soubstenir nostre vie [f. 126.].

Der Krone, welche die beiden Gyrons aufgegeben, hat sich inzwischen Pharamund bemächtigt und ihr Nachkomme, Gyron der Adelige, sieht sich daher genöthigt, das Leben eines irrenden Ritters zu führen [ib.]. Im Verlaufe seiner Abenteuer wird er der Waffengefährte Danayn's des Rothen, des Herrn der Burg Maloanc [f. 15.], dessen Gemahlin, die Dame von Maloanc, für die schönste Frau in Britannien galt. Diese nun verliebt sich in Gyron und nimmt auch wahr, daß sie dem Ritter keinesweges gleichgiltig ist; alle ihre Lockungen jedoch, um ihn zu einem Verrathe an seinem Freunde zu verführen, erweisen sich als wirkungslos.

Endlich begeben sich Gyron und Danayn in Begleitung der Gemahlin des Letztern zu einem Turnier am englischen Hofe [f. 16 ff.]. Während desselben wird Danayn unerwartet nach Hause gerufen, um den Tod eines verrätherisch ermordeten Anverwandten zu rächen. Indem er daher den Hof verläßt, überträgt er Gyron die Sorge für sein Weib, welcher letztere durch diese neue Versuchung und je mehr seine Ehre dabei im Spiele ist, in große Bedrängniß geräth [f. 28.]. Während er nun eines Tages, von diesen widerstreitenden Gefühlen bekämpft, einen Wald durchstreift, hört er unbemerkt Messire Lac, wie er genannt wird, sich in leidenschaftliche Gefühle für die Dame von Maloanc ergießen; dieser nimmt ihn endlich wahr und beginnt, nachdem er ihn angeredet, ihm eine lange und langweilige

Geschichte zu erzählen [f. 29.], die er kaum beendet, als er schon wieder eine zweite anfangen will. Gyron verbittet sich diese zwar, Lac jedoch beharrt auf seinem Vorsatze, — „en nom Dieu, fait le Chevalier, Je vous en compteray ung autre. Je n'en vueil point ouyr, fait Gyron. Non Sire Vassal, fait le Chevalier, or saichez qu'il est mestier que vous l'escoutez, si vous voulez, vous lorrez et saichez que si vous ne le me laissez compter en telle maniere que Je soyes courrousse de votre escondissement. Je le vous compteray donc en telle guyse qu'il ne sera jour de vostre vie qu'il ne vous en souviegne" [f. 32.]. — Messire Lac fängt also diese neue Geschichte, im eigentlichsten Sinne mit gezücktem Schwerte vorzutragen an. Der Zweck dieser weitschweifigen Erzählungen nun war, Gyron so lange aufzuhalten, bis Lac's Anordnungen zur Entführung der Dame von Maloanc beendet waren. Gyron macht jedoch alle diese Pläne zu Schanden, besiegt Lac im Zweikampfe und befreit die Dame von Maloanc, welche in die Gewalt desselben gefallen war. — „Et quant la belle dame de Maloanc, qui ja avoit toute sa paour oublié, se voit toute seule avec le chevalier du monde quelle aymoit le plus et qui si preud homme des armes estoit quil avoit tout le monde passe et qui estoit plus beau et plus gracieulx que tous les autres en toutes choses elle ne scait a celuy point quelle en doit dire; tout le coeur luy va remuant. Orendroit luy veult elle parler d'amours et maintenant s'en retient [fol. 39.]. Endlich jedoch wagt sie es, Gyron zu fragen, ob er verliebt sei. Der Ritter, der seine Gefühle nicht länger zu beherrschen vermag, gesteht ihr, daß sie schon seit langer Zeit der einzige Gegenstand seiner Anbetung gewesen sei. Das gegenseitige Bekenntniß einer zwar geheimen jedoch bereits seit geraumer Zeit vorhandenen Leidenschaft macht die Details eines sich in die Länge ziehenden Liebesverhältnisses überflüssig und Gyron mit seiner Dame am Rande einer anmuthigen Quelle angelangt, scheint nahe daran gewesen zu sein die gegen seinen Freund mit solcher Ausdauer bewahrte Treue zu verletzen, da wirft er glücklicherweise seine Augen auf den Griff seines Schwertes, auf dem sich der Sinnspruch befand, — „Loyaulté passe tout — faulseté honit tout"[175]. Diese Inschrift erweckt in ihm das Gefühl seiner Unwürdigkeit und des Zorns über sich selbst in einem so hohen Grade, daß er sich das Schwert in die Brust stößt [f. 41.]. Während er nun in diesem Zustande an dem Rande der Quelle daliegt, langt Danayn, welcher ein falsches Gerücht über die Untreue seiner Gemahlin und seines Freundes vernommen, auf seiner Rückkehr an den englischen Hof bei der Quelle an. Gyron verheimlicht ihm jedoch, wie weit die Dame von Maloanc bei dem Vorgefallenen betroffen ist, und erzählt ihm bloß, daß er sich die Wunde zur Strafe für seinen moralischen Treubruch beigebracht. Die Freundschaft Danayn's wird jedoch, statt sich zu vermindern, dadurch vielmehr verdoppelt und der verwundete Ritter hierauf nach dem Schlosse Maloanc geschafft [f. 65 ff.].

Sobald Letzterer wieder hergestellt ist, knüpft er mit einem Edelfräulein, Namens Bloye, ein neues Liebesverhältniß an und verliebt sich in dieselbe von Tag zu Tag immer mehr. Auch Danayn richtet seine Wünsche auf sie und entführt sie heimlich, ohne sich um das Glück seines Freundes zu kümmern, noch auch des ungewöhnlichen Beispiels seiner Treue eingedenk zu sein. Der Zorn Gyron's ist daher eben so groß wie die ihm angethane Unbill und die Undankbarkeit dessen, der sie ihm zugefügt; er macht sich daher alsobald auf den Weg um den Verräther aufzusuchen und besteht, während er ein ganzes Jahr lang umherirrt, viele gefährliche und romantische Abenteuer, die mit dem eigentlichen Zwecke seiner Fahrt ganz und gar nichts zu schaffen haben [f. 93 ff.].

„Eines Tages nun, erzählt der Roman [f. 161.], als die Jahreszeit, wie gewöhnlich zu Ende des Oktober, hell und schön war, geschah es, daß Gyron am Fuße eines Hügels anlangte, welcher zwar (denn man befand sich im Winter) weiß von Schnee, die ihn umgebende Ebene aber so grün war, wie sie es nur im Mai hätte sein können. Am Fuße des Hügels sprudelte gerade unter einem Baume eine höchst liebliche und anmuthige Quelle und unter jenem Baume saß ein nur mit Panzer und Schienen bewaffneter Ritter, dessen übrige Waffen jedoch neben ihm lagen, während sein Roß an einen Baum gebunden war; an seiner Seite aber saß eine wunderschöne Dame, und wenn mich Jemand nach dem Namen des Ritters fragen sollte, so würde ich antworten, es war Danayn der Rothe, der tapfere Ritter, so wie auch die neben ihm sitzende Dame keine andere war, als die schöne Bloye, welche

Gyron so sehr liebte.“ [Das Original dieser Stelle s. im Anhang Nr. 12.].

Ein verzweifelter Kampf erfolgt zwischen den Rittern, in welchem Danayn besiegt wird; Gyron schenkt ihm jedoch das Leben, will sich aber nicht wieder mit ihm aussöhnen und zieht mit Bloye fort, in die er mehr als jemals verliebt ist [f. 162 ff.].

Einige Jahre nachher besteht Gyron nebst seiner Geliebten ein Abenteuer, das einen unglücklichen Ausgang hat, da sie beide mitten im Winter an Bäume festgebunden und erst durch die Tapferkeit Danayn's in Freiheit gesetzt werden [f. 204. 205.], welcher auf diese Weise für das seinem Freunde zugefügte Unrecht demselben einigen Ersatz leistet. Gyron und Bloye gerathen indeß durch den Verrath des Ritters vom Thurm wiederum in Gefangenschaft, in welcher sie sich auch am Ende des Werkes noch befinden, welches mit den Thaten eines Sohnes Gyron's und der Bloye so wie dem Tode der Letztern schließt und den Leser hinsichtlich der Befreiung Gyron's auf den Roman Meliadus verweist: — „Mais quant ils [nämlich Gyron, Danayn und noch ein anderer Ritter] furent delivrez ne fais Je point de mention pour ce que le livre de Latin se finist en cest endroit quant a leurs faits: mais le Romant du Roy Meliadus de Leonnoys dit la manière comment ils furent delivrez et par qui“ [f. 219 sqq.].

Der Fehler des vorliegenden Romans besteht jedoch nicht darin, daß er zu rasch endet, sondern im Gegentheil darin, daß er zu sehr in die Länge gezogen ist. Er hätte mit der Besiegung Danayn's und der Wiedervereinigung Gyron's mit Bloye schließen sollen, da die Abenteuer ihres Sohnes, welche einen beträchtlichen Theil des Romanes ausmachen, an die Haupterzählung auf eine elende Weise angeflickt sind. Freilich leiden so ziemlich alle Ritterromane an dem Fehler, daß wir in denselben keinen Ruhepunkt finden und der Leser, nachdem das Hauptinteresse erschöpft ist, dennoch von Geschlecht zu Geschlecht fortgeschleppt wird. Gleichwohl ist der erste Theil des Romanes Gyron le Courtois ungemein anziehend und der Styl vielleicht schöner als in allen übrigen Romanen dieser Klasse; daher war er auch in England und Frankreich ungemein beliebt und frühzeitig in viele andere Sprachen übersetzt. Auch bildet er den Stoff des Girone il Cortese, eines Gedichtes aus dem sechszehnten Jahrhunderte in 24 Gesängen Ottava rima, welches von Luigi Alamanni, dem berühmten Verfasser der Coltivazione geschrieben wurde, aber wegen seiner unüberlegten Nachahmung der epischen Schöpfungen der Alten in einem romantischen Gegenstande nie große Beliebtheit erlangt hat [vgl. Gräße S. 241 ff.]. Derjenige Theil des Romanes ferner, der sich auf die Abenteuer Gyron's mit der Dame von Maloanc bezieht, ist von Wieland unter dem Titel: Giron der Adelige in ein dichterisches Gewand gebracht worden.

Der zweite Roman, der sich, wie oben erwähnt, auf Ereignisse vor dem Könige Arthur bezieht und eine von den Rittern der Tafelrunde ganz verschiedene Klasse von Helden behandelt, ist

Perceforest
[Gräße S. 228 ff.],

welcher die fabelhafte Geschichte Englands vor der Zeit Arthurs umfaßt. Er ist der längste und bestbekannte Roman des Sagenkreises, zu dem er gehört, und von St. Palaye und ähnlichen Schriftstellern zur Erläuterung der Sitten jener Zeiten und der Gebräuche des Ritterthumes vorzugsweise benutzt worden.

Es ist auffallend, daß Perceforest, welcher Roman doch aller Zeitrechnung, Geographie und Wahrscheinlichkeit Trotz bietet, mit einer tiefen und keineswegs ungereimten Untersuchung über die Topographie Britanniens und die älteste Geschichte desselben beginnt, und Julius Cäsar, Plinius, Solinus und Beda werden mit großem Prunke der Gelehrsamkeit citirt.

Bald jedoch betritt der Verfasser die Regionen der Dichtung. Der Theil des Werkes nun, der unmittelbar auf die geographische Untersuchung folgt, entspricht ziemlich genau der fabelhaften Geschichte Gottfrieds von Monmouth; es wird nämlich darin erzählt [B. 1. C. 3.], daß Brutus oder Brut der Sohn des Sylvius und Enkel des Aeneas, nachdem er durch einen unglücklichen Zufall seinen Vater getödtet, in das Reich eines griechischen Königs, Namens Pandrasus floh [1, 4.], dessen Tochter Imogene er heirathete. Von dort segelte er mit einer Flotte nach Albion [1, 6.], welches später nach ihm Britannien genannt wurde [1, 9.], und eroberte das ganze Land mit Beistand des Corineus, gleichfalls eines trojanischen Anführers, der sich während der Seefahrt zu ihm gefunden hatte [1, 6.].

Die meisten europäischen Völker leiteten nun aber in frühern Zeiten ihre Abstammung gern von den Trojanern ab. Da nämlich der größere Theil derselben zu einer oder der andern Zeit den Römern unterworfen gewesen und zumal die Britannier, welche so lange sich unter ihrer Oberherrschaft befanden, eine allgemeine Kenntniß der trojanischen Geschichte von ihren Gebietern erlangt haben mögen; da ferner Rom, der Sitz des Hauptes der Christenheit, eine im höchsten Grade berühmte und verehrte Stadt war, für deren Gründer die Trojaner gehalten wurden, so entstand nach und nach unter den europäischen Nationen ein Wetteifer, ihre Abstammung von demselben ehrwürdigen Ursprunge herzuleiten; auch sahen die Mönche und sonstige Geistlichkeit, welche die einzigen Schriftsteller und Leser jener Zeiten waren, ihren Vortheil dabei derartige Meinungen aufzustellen und zu vertheidigen. Was aber die Geschichte des Brutus betrifft, welcher im Gottfried von Monmouth und Perceforest als der Gründer des Königreichs Britannien und in dem ältesten und berühmtesten aller gereimten Romane als Held desselben erscheint, so ist sie muthmaßlich nicht vor dem neunten Jahrhundert erfunden worden, da Nennius, der gegen das Ende desselben lebte [s. jedoch oben Anm. 110.], ihn nur ganz beiläufig erwähnt und mit der vorgeblichen britischen Geschichte vor Cäsars Einfall ganz unbekannt zu sein scheint [vgl. Gräße S. 111 ff].

Nach dem Tode des Brutus [1, 10.] schleppt der Verfasser des Perceforest uns durch die Geschichte seiner zahlreichen Nachkommen, deren einer König Leyr ist [1, 11.], dessen Geschichte zuerst in der englischen Recension der Gesta Romanorum von einem römischen Kaiser, späterhin jedoch in der Chronik Gottfried's von Monmouth von dem englischen Könige dieses Namens erzählt wurde [s. Gräße a. a. O. S. 99 ff.]. Diesen Werken nun entlehnte Shakespeare den Stoff zu seinem berühmten Trauerspiele König Lear, welches jedoch von denselben in so weit abweicht, als in Gottfried von Monmouth sowohl als im Perceforest die Ereignisse glücklich enden, indem Cordelia ihre Schwestern besiegt und ihren Vater wieder auf den Thron setzt. Aus dem Perceforest gieng die Geschichte in Fabian's zur Zeit Heinrichs VII. geschriebene Concordaunce of Stories und von da in verschiedene „Klägliche Balladen von dem Tode des Königs Leyr und seiner drei Töchter" über, deren Schluß Shakespeare wahrscheinlich die Idee zu der tragischen Katastrophe seines Trauerspieles eingegeben hat. Die Geschichte vom König Lear befindet sich auch im fünfzehnten Capitel des dritten Buches von Warner's Albion's England und in Spenser's Feenkönigin Buch II. Ges. 10. St. 32., woselbst in Uebereinstimmung mit dem Romane und der Chronik der Krieg gegen die Schwestern ein glückliches Ende nimmt:

> „Und so erwarb sie seine Kron' ihm wieder,
> Mit der er starb zum Tod durch Alter reif."

Gorboduc, der bald nach dem Tode Lear's, diesem in der Herrschaft Britanniens folgte, wurde durch das Beispiel seines Vorgängers so wenig gewitzigt, daß er noch zu seinen Lebzeiten das Reich zwischen seinen zwei Söhnen Ferrer und Porrex theilte, deren blutige Geschichte den Stoff zu dem ersten regelmäßigen Trauerspiel in englischer Sprache lieferte, welches theilweise von Thomas Sackville Lord Buckhurst geschrieben, im Jahre 1561 aufgeführt und später im Jahre 1565 gedruckt wurde und den Titel Gorboduc führt [s. Gräße S. 100.]. Sir Philip Sidney [Defence of Poesie cf. Warton 4, 186. ed. 1824.] sagt von diesem Trauerspiele, daß es die Höhe Seneca's erklimme, und Pope hat demselben ein noch viel höheres Lob ertheilt, indem er sagt, es besitze „ungekünstelte Deutlichkeit des Styls und leichten Fluß des Rhythmus, mit einem Worte, jene Reinheit und jenen Ernst des Styls, die der Tragödie so nothwendig sind, und welche die spätern tragischen Dichter, Shakespeare selbst nicht ausgenommen, entweder nur wenig verstanden oder doch beständig vernachläßigt haben." Sowohl in dem Trauerspiele wie in dem Romane entzweien sich die Prinzen, unter die das Reich war getheilt worden, bald nachher, und der jüngere ersticht den ältern [176]; da nun die Mutter, welche den Letztern innig geliebt hatte, seinen Bruder aus Rache tödtet, so empört das Volk sich, über die grausame That erzürnt, und Didimallo, der Sohn eines benachbarten Königs, wirft sich zum Herrscher auf [1, 12.]. Ihm folgen seine beiden Söhne Belinus und Brennus [1, 13.], welches Fürstenpaar, wie der Roman mit seltener historischer Verwirrung meldet, zur Zeit des griechischen Königs Artaxerxes regierte. Sie bezwangen erst Gallien und belagerten und eroberten hierauf auch Rom unter dem Konsulat des Fabius und Porsenna [1, 15.].

Nach einer langen Reihe von Fürsten aus der Familie des Brutus, starb das Geschlecht desselben mit dem König Pyr endlich aus [1, 17.], und während des darauffolgenden Interregnums empfahl die Göttin Venus den Einwohnern eine gewisse Zeit lang am Seeufer Wache zu halten, wo sie einen mit den gehörigen Eigenschaften ausgerüsteten König finden würden [1, 20].

Um diese Zeit nun war Alexander der Große mit der Eroberung Asiens beschäftigt. Sein Unterfeldherr Parmenio erschlug Gaddifer, den Herrscher von Galdes, einer Stadt zwischen Indien und Babylon, welcher das griechische Heer wegen begangener Räubereien unüberlegter Weise angegriffen hatte [1, 18.]. Alexander jedoch, der ein edles Herz besaß, nahm die Kinder Gaddifer's in seinen Schutz und schlug den Claurus, der sich ihres Gebietes bemächtigt hatte, in einer großen Schlacht. Letzterer wird in derselben getödtet und sein Sohn Porus gefangen genommen. Alexander giebt indeß diesem das Reich seines Vaters unter der Bedingung wieder, daß er Fezonas, die Tochter des alten Gaddifer, in welche, wie er wußte, Porus verliebt war, heirathe. Auch ihre beiden Brüder Betis, nachher Perceforest genannt, und Gaddifer den jüngern, versorgt jener gütige Monarch mit Weibern.

Die Vermählung des Porus nun wird in der Stadt Glodofar gefeiert. Ungefähr eine Meile von dieser Stadt aber befand sich im Meere eine Insel mit Namen Ciceron, auf welcher Venus verehrt wurde und wohin Alexander mit allen seinen Rittern eine Wallfahrt unternimmt [1, 19.]. Bei ihrer Rückkehr von dort erhebt sich jedoch ein furchtbarer Sturm, der ihre Flotte an die englische Küste treibt; und fürchterlich muß in der That der Sturm gewesen sein, der eine Flotte von Ostindien nach der englischen Küste jagte. —

Alexander landet mit seinen Baronen in dem Augenblicke, wo die Einwohner, dem Orakel der Venus gehorsam, am Seeufer harrten, um einen König zu erhalten [1, 20.] und da jene ihn demgemäß bitten, ihnen einen König zu geben, so macht er Betis zum Könige von England und Gaddifer zum Könige von Schottland [1, 23.]. Der macedonische Held verherrlicht hierauf ihre Krönung durch Veranstaltung von Turnieren, vermittelst deren er die alte Tapferkeit der Britannier, die selbst in jenen alten Zeiten schon in dem Verdacht der Entartung standen, wieder zu erneuern beabsichtete. Diese Kampfspiele nun, bei denen alle Ritter und Damen des umherliegenden Landes erscheinen, werden in größter Ausführlichkeit beschrieben [1, 29—34.].

Nach Beendigung der Turniere faßt König Betis den Plan, aus dem Bauholze des Waldes von Glar, welcher durch die furchtbarsten Zaubereien geschützt war, einen Palast zu bauen. Er macht sich also auf und dringt ziemlich tief in den Wald ein, ohne auf irgend welche Abenteuer zu stoßen. Endlich gelangt er zu einer Quelle, wo eine Bildsäule mit einem Horn aus Elfenbein stand, welches die Statue bei seiner Ankunft alsobald bläst. Hierauf erscheint der Zauberer Darnant, der Bewohner und Wächter des Waldes, in ritterlicher Rüstung, wird jedoch im Zweikampfe besiegt und entflieht [1, 34.]. Betis stößt bei der Verfolgung auf bezauberte Ströme und andere Hindernisse, die ihm durch Zauberei in den Weg geworfen werden. Endlich holt er Darnant an dem Eingange eines herrlichen Schlosses ein, und will ihn eben tödten, da nimmt Letzterer die Gestalt der schönen Idorus, der Ehefrau des Betis, an. Der König umarmt ihn hierauf voller Entzücken, erhält aber einen Stich zur Belohnung, worauf er dem Zauberer sogleich den Kopf abhaut [siehe Anhang Nr. 13.]. Die Zaubereien sind nun zu Ende und Betis erlangt den Namen Perceforest [1, 35. 36.]. Der Wald aber trug von jener Zeit an die Benennung „Wald von Darnant." Aus dem Romane Lancelot du Lac [1 fol. 6 vers. col. I. vgl. oben S. 67 b.] ersehen wir, daß Merlin in dem Walde von Darnant „qui marchoit a la mer de Cornouailles et a la mer de Sorelloys" von seiner Geliebten in den Dornenstrauch gebannt wurde. Die Idee zu diesem Walde mag wohl aus dem bei Massilia, der in den Pharsalia des Lucan [III. 399 ff.] vorkommt und den dort Cäsar niederhauen läßt, entstanden sein und hinwiederum Tasso den Gedanken zu seinem bezauberten Walde [Ges. 13. u. 18.] eingegeben haben; denn Betis zerstört ebenso wie Rinaldo die Zaubereien, welche seiner Absicht entgegentreten. So wie ferner der italienische Held für kurze Zeit durch einen bösen Geist, der sich in dem Baume aufhält und die Gestalt Armida's annimmt, in seinem Entschlusse wankend gemacht wird [Ges. 18. St. 30 ff.], eben so will auch der König von England den Zauberer Darnant, der sich in die schöne Idorus verwandelt hat, am Leben laßen.

Die Mühsale des Perceforest sind jedoch durch den Tod Darnant's noch nicht zu Ende, da er mit den Söhnen und den Brüdern desselben noch viele Kämpfe zu bestehen hat [1, 37—41.]. Alexander, der sich über sein langes Ausbleiben wundert, macht sich unterdeß auf, um ihn zu suchen und begegnet unterweges der Familie Darnant's, worauf er sich mit Sibille, der damaligen Dame vom See, in weitläufige Liebeshändel einläßt [1, 41. 42. 50. 71. 133. 140 2c.], aus denen der Ahne des berühmten Arthur entsprang.

Nach Beendigung eines langen Krieges gegen die Nachkommenschaft Darnant's, in welchem die Belagerung von Malebranche das Hauptereigniß bildet [1, 42—49.], werden von den Mitgliedern eines neuen von Perceforest [eigentlich erst später: s. 2, 123 ff. a. a. O. 1, 122 ff.] errichteten Ritterordens bei Gelegenheit der Krönung Gaddifer's große Turniere gehalten [1, 146 ff.]. Bei diesen erscheint auch der Einsiedler Pergamon, der ein Gefährte Brut's gewesen war [1, 143. 144.] und die dazwischen liegenden Jahrhunderte zu keinem anderen Zwecke durchlebt zu haben scheint, als nur um bei diesen ermüdenden Kampfspielen gegenwärtig zu sein, nach deren Beendigung Alexander, der bisher in dem Romane eine so bedeutende Rolle gespielt hat, seinen Rückweg nach Babylon unternimmt [1, 162.].

Wir begegnen noch in vielen andern Ritterromanen dem macedonischen Helden, der diese romantische Ausschmückung seiner Thaten einer fabelhaften Erzählung derselben verdankt, welche von Simeon Seth aus östlichen Märchen zusammengetragen wurde, aber den Namen des Kallisthenes, als ihres Verfassers [vergl. jedoch weiter unten Anm. 246.] trug, und während des Mittelalters in fast alle europäischen Sprachen übersetzt wurde.

Um diese Zeit ungefähr, da Alexander nach Asien zurückkehrt, macht sich Gaddifer, der Bruder des Perceforest, auf, um sein Königreich Schottland in Besitz zu nehmen [2, 1.], von welchem Lande in diesem Werke ausführlicher gehandelt wird, als in irgend einem andern Ritterromane. Nachdem Gaddifer in Schottland angelangt ist, zieht er überall in seinem Reiche umher, um Gerechtigkeit zu handhaben und die rohen Sitten seiner neuen Unterthanen etwas abzuschleifen. Zwei Tage lang, erzählt der Roman, irrte der König nebst seinen Hofleuten in den Einöden Schottlands umher, ohne irgend eine Stadt, eine Burg oder ein menschliches Wesen zu sehen und kommt endlich zu einer herrlichen Au, durch welche ein schöner Strom fließt. Der König bedauert diesen Distrikt so schwach bevölkert zu sehen, erblickt jedoch endlich einige Kühe so wie eine Anzahl Kinder von 10 oder 12 Jahren, die unter ihnen umher laufen. Der Ritter Estonne hascht einen dieser jungen Wilden, welcher gleich seinen Gefährten, mit einem Schafsfell bekleidet ist, sich jedoch als ein zwölfjähriges Mädchen von ausgezeichneter Schönheit, wenngleich von minder feinen Sitten erweist; denn der Ritter bemerkt, indem er niederblickt, daß seine schöne Gefangene, sei es nun aus Hunger oder aus Zorn den Hals seines Rosses zerfleischt; auch sprach sie ein so schlechtes Griechisch, daß es unmöglich war ihre Mittheilungen zu verstehen, obwohl sie dieselben mit ungemein nachdrücklichen Gebärden begleitete [2, 2.].

Nachdem nun Gaddifer alles, was in seiner Macht ist, gethan hat, um die ungebildeten Sitten seines jungen Reiches zu civilisieren, stehen die hierauffolgenden Ereignisse nur in einer sehr geringen Beziehung auf seine eigene Geschichte oder die seines Bruders Perceforest, des Titelhelden des Romanes. Einheit der Handlung wird in jeder Rücksicht vernachläßigt und der Rest des Werkes ist mit unzusammenhängenden Abenteuern einzelner Ritter angefüllt, von denen ein großer Theil dem Estonne, dem Herrn der schottischen Einöden zugeschrieben wird. Dieser große Landeigenthümer besaß die Gunst eines Geistes Namens Zephyr, welcher unter mannigfachen Gestalten seinen Liebling trug, wohin er nur irgend wünschte [2, 13. 14. 32. 36. 55 2c.]. Endlich wird jedoch Estonne, während er an einer bezauberten Quelle schlummert, von Bryant dem Treulosen ermordet [4, 8.]. Seinen Tod rächt sein Sohn Passelion [4, 14.], dessen Abenteuer in dem letzten Theile des Romanes bei weitem die unterhaltendsten sind, da er z. B. in einem Alter von nicht mehr als zwei Jahren [4, 13] sich als ein Muster des Ritterthumes zeigt und nicht lange nachher von einem Geiste um den Tartarus herum getragen wird [4, 33.], woraus vielleicht die Idee zu einigen Scenen in Dante's Göttlicher Komödie entsprungen ist.

In der Mitte des Romanes ungefähr befindet sich eine Erzählung des Einfalls Julius Cäsars in England. Derselbe war schon früher einmal gelandet [3, 21.], jedoch von dem britischen

Ritter Lyonnel im Zweikampfe besiegt worden [3, 23.]; sein zweiter Versuch hatte jedoch vermöge der Verrätherei des Weibes des Bethides, eines Sohnes des Perceforest, die mit Lucces, einem römischen Senator, ein Liebesverständniß anknüpft [4, 22.], einen bessern Erfolg und in der darauffolgenden großen Schlacht fallen sämmtliche englische Ritter [4, 27—30.], deren Leiber dann bis auf unsere Zeit noch in Aran, einer irländischen Insel, in welcher vermöge der Beschaffenheit ihrer Luft nichts verderben kann, aufbewahrt werden. Die Thaten eines neuen Heldengeschlechts füllen nun den Roman an, besonders aber die des Gallafar, des Enkels des alten schottischen Königs Gaddifer, welcher, während er der Jungfrau mit den zwei Drachen nachsetzt, zahllose Abenteuer besteht [5, 1—6. 31.]. Auch macht er den Zaubereien am Grabe Darnant's, das der Sammelplatz aller bösen Geister in Großbritannien gewesen zu sein scheint [4, 51.], ein Ende [6, 2.]. Nachdem er ferner das Land von der Anarchie, in welche die Römer es gestürzt, endlich befreit hat, wird er als Herrscher Britanniens anerkannt [6, 27.], genießt aber diese hohe Stellung nicht lange, da Scapiol, ein deutscher Ritter, ihn verjagt und sich des Thrones bemächtigt [6, 57.]. Olofer, einer der Söhne des abgesetzten Königs, erwirbt sich jedoch die Gunst des neuen Monarchen in einem hohen Grade [6, 58 ff.], während der andere, Namens Gallafar, sich in einen fernen Theil des Landes zurückzieht und sich zuerst mit dem Studium der Sternkunde beschäftigt [6, 62 ff.], nachher indeß ein neues Reich gründet.

In diesem wird der königliche Astronom von Alain, einem Bekenner der christlichen Religion, besucht und bekehrt, so wie auch veranlaßt seinen heidnischen Namen Gallafar abzulegen und sich fortan Arfaran zu nennen. Bald darauf tritt er seine Krone dem Bruder Alain's, Josua [6, 63.] ab und macht sich in Begleitung eines Priesters Namens Natael auf den Weg, um seinen Ahnen Perceforest und Gaddifer, welche zum Erstaunen des Lesers noch nicht todt sind und sich in der Insel des Lebens, l'isle de vie (vielleicht Wight) aufhalten, das Evangelium zu predigen [6, 66.]. Perceforest war es in den Kriegen mit den Römern sehr übel ergangen, denn er hatte nicht nur zwölf tödtliche Wunden auf den Kopf erhalten, sondern auch seine rechte Hand auf dem Schlachtfelde verloren, während die andere bloß noch an einer Fiber hieng; nicht minder war ihm der Leib viermal durchlöchert und das linke Bein gelähmt worden [4, 48.]. In diesem zertrümmerten Zustande wurde er nebst seinem Bruder Gaddifer auf wunderbare Weise nach der Insel des Lebens versetzt [4, 29.], wohin ihm später der abgesetzte Gallafar folgte. Indem nun König Arfaran und Natael an dieser Insel landen, erblicken sie einen Tempel und in demselben eine Gruppe Betender vor dem Altare. Die Kleidung derselben besteht aus Schafsfellen; die Haare, weißer denn Schnee, reichen ihnen bis auf die Füße, ihre Brust ist von dichten Bärten bedeckt, die von dort bis auf die Kniee niederwallen. Diese Antiken bestanden aus Dardanon, der bald nach Brutus nach England gekommen war, aus Gaddifer nebst seiner Gemahlin, Gallafar dem Aeltern und den Trümmern Perceforest's. Nachdem Natael ihnen einen kurzen Abriß der Lehren des alten und neuen Testaments mitgetheilt [6, 66.] und sie sämmtlich getauft hat, legen sie eine tiefe Sehnsucht nach dem Tode an den Tag. In dieser besondern Absicht verlaßen sie die Insel des Lebens und langen an einer unbekannten Küste an, wo fünf Grabesdenkmäler von freien Stücken aus der Erde emporgestiegen waren, um sie aufzunehmen. Dardanon erhält als der Aelteste bei der Sterbensceremonie den Vortritt und auch die Uebrigen folgen nach Maßgabe ihrer Jahre [6, 67.]. Diese Denkmäler mögen Tasso die Idee zu seinem Grabmale, das sich um den Leib Sueno's aufzunehmen, aus der Erde erhebt [Ges. 8. St. 39.] und zu demjenigen, welches in seinem Rinaldo [Ges. 7. St. 50.] den Ritter des Grabes auf wunderbare Weise einschließt, eingegeben haben.

In dem Romane ist das Schlußereigniß zwar in einem hohen Grade possierlich, jedoch wird dieser Eindruck durch treffliche Schilderungen sehr gemildert. Man kann sich nichts Ergreifenderes denken als die Fahrt der hochbejahrten Könige von der Insel des Lebens nach ihrem Bestimmungsort und ihre Ankunft an dem unbekannten einsamen Ufer, als die geheimnißvolle Stimme, welche ihnen kund thut, wohin sie sich begeben sollen, als die sich im Mondlichte erhebenden fünf Grabmale, das stufenweise Hinscheiden der ehrwürdigen Schaar und das freiwillige Hingeben ihres Odems in die Hände ihres Schöpfers.

Possierliche Ereignisse und schöne Beschreibun-

gen machen auch in der That die Haupteigenthümlichkeiten des Perceforest aus und ich kenne keinen Ritterroman, der die Schönheiten und Mängel dieser Gattung in einem reicheren Maße besitze als eben dieser; alle Einheit der Handlung, alle Wahrscheinlichkeit und chronologische Genauigkeit sind vernachläßigt, aber wir finden darin einen unaufhörlichen Wechsel von Zaubereien und eine wunderbare Fülle von Schilderungen.

Unter den Romanen, die sich auf die frühere Geschichte Großbritanniens beziehen, findet überhaupt hinsichtlich der dem Reiche des Wunderbaren entnommenen Ausschmückungen ein großer Unterschied Statt. So kann man sich unmöglich zwei Werke denken, die in dieser Hinsicht verschiedener seien, als Perceforest und Meliadus. Letzterer Roman ist fast ganz mit Beschreibungen von Schlachten und Turnieren angefüllt, von übernatürlichen Ausschmückungen hingegen findet sich darin nichts. Perceforest hat andererseits eine Fülle von bösen Geistern, Feeen, Zauberern und all' den anziehenden Wundern, welche die Seele der Romantik ausmachen. Auch Träume und Visionen, von welchen, wie wir gesehen, Heliodor, Tatius u. s. w. so häufig, die andern Ritterromane hingegen einen so geringen Gebrauch machten, sind im Perceforest ganz gewöhnlich.

Vermöge dieser steten Abwechslung der Zauberwelt nun ist der letztgenannte Roman vielleicht das unterhaltendste Erzeugniß derjenigen Klasse, zu der er gehört, sowie er auch die größte Verbreitung erlangt hat. In Folge der Nachrichten, die man daraus in Betreff der Sitten desjenigen Zeitabschnittes, in dem es geschrieben worden, und besonders hinsichtlich der bei Turnieren beobachteten Feierlichkeiten [z. B. 1, 29 ff. 123 ff. 146 ff. 2, 126 ff. 4, 1 ff.], so wie der Tracht unserer Vorfahren schöpfen kann, ist es auch das belehrendste Werk dieser Art und von St. Palaye und andern Forschern auf dem Gebiete der Geschichte und der Sitten des Mittelalters ihren Untersuchungen zu Grunde gelegt worden. Man sagt auch, daß Perceforest eins derjenigen Bücher war, dessen Studium Karl IX. in seinen jüngern Jahren sich vorzüglich angelegen sein ließ, und daß seine Mutter Katharina von Medicis ihn (ich kann nicht ausfindig machen, aus welchem Grunde) ganz besonders dazu anhielt.

Warton [l. c. vol. II. p. 299 Anm. a.] theilt uns mit, daß Perceforest ursprünglich in Versen verfaßt wurde [177]) und zwar gegen das Jahr 1220. Es ist jedoch schwer zu bestimmen, in welche Zeit die Prosabearbeitung fällt, wahrscheinlich aber fand sie erst nach der Vereinigung der Dauphiné mit der französischen Krone [im Jahre 1349] Statt, da in derselben [z. B. 1, 149 ff.] der Sohn des Königs von Galles (Wales) Dauphin genannt wird, woraus auch, wie ich glaube, erhellt, daß der Verfasser ein Franzose war. Was nun den Namen des letztern betrifft, so kann ich nicht einmal solche Nachrichten in dieser Beziehung mittheilen, wie ich sie, wenn auch einander sehr widersprechend, über die andern Verfasser der Ritterromane gesammelt habe. In der Vorrede, welche bloß eine mit übertriebenen Schmeicheleien angefüllte Anrede an den französischen Adel ist und einen Abriß des ganzen Romanes enthält, befindet sich nichts, das über den erwähnten Punkt irgend einen Aufschluß geben könnte. Der Verfasser deutet eben nur an, daß er die im Perceforest erzählten Ereignisse einem älteren Werke entlehnt habe [178]), wohingegen im zweiten Capitel des eigentlichen Werkes die Geschichte seines fabelhaften Ursprunges mitgetheilt wird. Wir erfahren nämlich daselbst, daß Philipp Graf von Hennegau die Tochter des Königs von Frankreich nach England begleitete, um bei ihrer Vermählung mit Eduard, die im Jahre 1286 gefeiert wurde, gegenwärtig zu sein. Während des Aufenthalts des Grafen in England unternahm er eine Reise in die nördlichen Gegenden des Reiches und gelangte eines Tages zu einem an den Ufern des Humber gelegenen Kloster. Der Abt empfieng ihn mit vieler Höflichkeit und führte ihn im Kloster umher. Unter Andern betraten sie auch einen alten Thurm, der damals gerade ausgebessert wurde, und in welchem der Abt seinem Gaste ein Gewölbe zeigte, das die Arbeitsleute kurz vorher in den dicken Mauern entdeckt hatten. Er theilte dem Grafen ferner mit, daß in dem genannten Gewölbe eine alte Chronik gefunden worden wäre, die Niemand lesen konnte, bis ein griechischer Gelehrter, der um Philosophie zu studieren, nach England gekommen war, sie aus dem Griechischen in's Lateinische übertrug. Der Graf bat, man möchte ihm die lateinische Uebersetzung leihen und nahm sie bei seiner Rückkehr in die Heimat mit sich nach Hennegau, woselbst sie abgeschrieben wurde. Im Verlaufe des Werkes vernehmen wir ferner [1, 139.], daß Cressus, ein clerc Alexanders des Großen, ursprünglich den

ersten Theil desselben verfaßte, welchem Cressus die Ritter ihre Thaten, nach vorheriger Ablegung eines Eides, nur Wahres berichten zu wollen, mittheilten. Auf diese Weise war er in den Stand gesetzt das erwähnte Werk zu schreiben, welches in der königlichen Schatzkammer aufbewahrt und bei der Krönung des Königs Gallafer von Pousson, dem Sohne des Minstrels und Wappenkönigs Paustounet vorgelesen wurde. Der ganze Hof zeigte sich bei Anhörung der Chronik so erfreut, daß Pousson von dem Könige den Befehl erhielt, auch die Abenteuer der Ritter seiner eigenen Zeit aufzuzeichnen, welche Arbeit denn auch den zweiten Theil des Romanes Perceforest bilden soll [6, 31.].

Das ganze Werk füllt drei Foliobände, die zum ersten Mal im Jahre 1528 zu Paris von Galliot du Pré und später im Jahre 1531 eben daselbst noch einmal gedruckt wurden. —

Wir haben oben bereits erwähnt, daß noch zwei andere Romane vorhanden sind, deren Abenteuer in die Zeit nach Arthur und dessen Ritter fallen; dies sind Artus de la Bretagne und Cleriadus, welche man als Fortsetzungen der fabelhaften Geschichte der Tafelrunde betrachten kann. Die Verfasser dieser Werke bestimmen die Zeit nicht, zu welcher jene Nachkommen des berühmten Arthur blühten, die Romane selbst sind indeß viel später als Lancelot oder Tristan verfaßt worden.

Artus de la Bretagne
[Gräße S. 244 ff.],

welches, wie ich glaube, das älteste dieser beiden Werke ist, soll nach der Meinung der Bibliothèque des Romans [Nov. 1776. S. 28.] unter der Regierung Karls VI. von Frankreich, der im Jahre 1422 starb, verfaßt worden sein, und zwar erstens weil die den Rittern und Damen zugeschriebenen Trachten dieselben sind wie die zur Zeit Karls gebräuchlichen; und zweitens weil die Sprache fast eben so alt ist als die Froissart's, welcher unter diesem Könige lebte. Am Hofe seiner Gemahlin Isabelle von Baiern herrschten ferner Glanz und Galanterie trotz aller Unordnung und Parteienwuth; sie veranstaltete zahlreiche Feste und Turniere, um dem umnachteten Geist ihres Gatten Zerstreuung zu gewähren oder seine Aufmerksamkeit abzuziehen, wenn er in lichten Augenblicken das tiefe Elend seines Reiches erkannte. Diese Festlichkeiten dienten dazu jenen romantischen Rittersinn wieder zu beleben, welcher in den bessern Zeiten Frankreichs mit so hohem Glanze gestrahlt hatte und auch dem Charakter jenes unglücklichen Monarchen nicht fremd war.

Ich vermuthe jedoch, daß die Zeit der Abfassung dieses wie fast aller andern Ritterromane zu hoch hinauf gerückt worden ist, und man kann mit gutem Grunde annehmen, daß er erst einige Jahre nach der Thronbesteigung Karl's VIII., welche im Jahre 1483 erfolgte, geschrieben wurde. Den Stoff desselben bilden nämlich die Abenteuer eines Herzogs der Bretagne und die Schmach der Peronne, einer österreichischen Prinzessin, um deren Hand der Erbe jenes Herzogthums sich anfangs bewirbt, die er aber endlich wieder nach ihrer Ankunft bei Hofe verwirft und zwar unter Umständen, welche der Letztern keineswegs zur Ehre gereichen. Es ist nun aber wohlbekannt, daß im Jahre 1489 der französische Staatsrath beschloß, die Prinzessin Margarethe von Oesterreich, Tochter Maximilian's zurückzuschicken, mit welcher der junge Monarch lange verlobt gewesen, und die in Paris, wo sie den Titel Madame la Dauphine trug, angelangt war. Zur selben Zeit beschloß der Rath statt ihrer um Anna von Bretagne anzuhalten und die Vermählung, durch welche dieses letzte große Lehen mit der französischen Krone vereint wurde, fand im Jahre 1491 Statt. Der Roman Artus de la Bretagne erschien aber im J. 1493 zum ersten Male im Druck, und ich zweifle nicht, daß er während jener wichtigen Vorgänge am französischen Hofe unmittelbar vor seinem Erscheinen in der Absicht geschrieben ward, der jungen Königin dadurch, daß man in demselben die Thaten ihrer Ahnen feierte und die Schande der frühern Braut hervorhob, eine Schmeichelei zu beweisen. Die Sprache des Romanes scheint allerdings etwas zu alt für den Schluß des funfzehnten Jahrhunderts, indeß dünkt es mir natürlich, daß der Verfasser eines romantischen Ritterbuches sich lieber einer außer Gebrauch kommenden Ausdrucksweise bediente, als daß er sich einen Styl aneignete, der erst vor nicht langer Zeit zur Herrschaft gelangt war [179]).

Die wichtige Rolle, welche Anna von Bretagne während der Regierung Karl's VIII. und Ludwig's XII., mit denen sie hinter einander vermählt war, auf der politischen Schaubühne Frankreichs spielte, und die große Popularität ihres Cha-

rakters mag zu der Verbreitung des Artus de la Bretagne beigetragen haben, von dem nach der Ausgabe von 1493 noch drei andere erschienen; eine 1502 in Quarto, die zweite 1539 und die letzte 1584.

Dieser Roman umfaßt die Abenteuer Arthur's, des Sohnes von Johann, Herzog von Bretagne, welcher von dem gefeierten Lancelot du Lac abstammte [C. 1.]. Ein berühmter Ritter, der von seinem Amte den Namen Gouvernau führte, wurde zum Erzieher des jungen Prinzen ernannt [C. 2.]. Eines Tages nun, während der Hofmeister und sein Zögling in einem Walde dem edlen Waidwerke obliegen, sehen sie sich von ihren Begleitern getrennt und gelangen zu einer Hütte, in welcher eine Dame von vorgerückten Jahren, deren Gemahl einst ein mächtiger Baron gewesen war, mit ihrer Tochter Jeannette lebte. Arthur wird von der Schönheit der letztern entzückt [C. 3.], verleiht ihr die Einkünfte des Grundes und Bodens, auf dem sie wohnt [C. 4.], und wiederholt oft seine Besuche [C. 5. s. Anhang Nr. 14.].

Die Mutter Arthur's, welche wegen seiner häufigen Abwesenheit fürchtet, daß er sich zu einer nicht standesmäßigen Heirat verleiten laßen möchte, schlägt dem Herzoge vor, sich für ihren Sohn um die Hand der Peronne, der Tochter des Herzogs von Oesterreich, zu bewerben. Diese Prinzessin besitzt jedoch keinen ganz makellosen Ruf und der Herzog lehnt eine Zeit lang diese Verbindung ab, indeß sieht er sich zuletzt gemüßigt in die Wünsche seiner Gemahlin zu willigen. Der Seneschal wird daher als Heirathsbevollmächtigter abgesandt [C. 6.] und Peronne, welche dringende Gründe hat ihre Vermählung zu beschleunigen, langt bald nachher mit großem Pomp in Nantes an [C. 9.].

Während der Vorbereitungen zum Beilager besucht aber Arthur die Hütte noch immer fort. Er findet indeß Jeannette bei der Nachricht von seiner herannahenden Vermählung ruhiger als er erwartete; sie theilt ihm bloß mit, daß auch sie im Begriff stände sich zu verbinden, daß ihr Bräutigam Arthur an Gestalt gliche und an hoher Geburt und Macht seines Gleichen nicht hätte [ebend.].

Diese dunkeln Andeutungen Jeannette's und ihre scheinbare Gleichgültigkeit finden nun aber auf folgende Weise ihre Erklärung. Während der Vorbereitungen zur Hochzeit nämlich war Lucca die Mutter Peronne's, sobald sie den Fehltritt ihrer Tochter wahrgenommen, in ziemlicher Sorge gewesen. Ancel, einer ihrer Ritter (denn auch er wußte um das Geheimniß) räth der österreichischen Herzogsfamilie zu einer ähnlichen List wie die, welche einst den Ruf Isold's von Cornwallis einige Zeit lang bewahrte. Er theilt ihnen zu diesem Behufe mit, daß ein junges Edelfräulein Namens Jeannette in der Nähe wohnte, deren Mutter wohl durch Geschenke dazu gebracht werden könnte, ihre Tochter die Stelle Peronne's einnehmen zu laßen, bis Arthur einschliefe, worauf die Prinzessin im Stande sein würde, ohne Gefahr der Entdeckung den ihr zukommenden Platz einzunehmen.

In Folge dieses Planes begiebt sich Ancel nach der Hütte und findet die Mutter nicht sehr geneigt auf diesen Handel einzugehen; jedoch Jeannette räumt alle Bedenklichkeiten durch einen Strom von Argumenten aus dem Wege, die in Betreff ihrer zukünftigen Absichten wohl für sie selbst genügend sein mochten, indeß zur Ueberzeugung Anderer gewiß nur wenig Wahrscheinlichkeit besaßen [C. 11.].

Die Vermählung Arthur's und Peronne's wird gefeiert und Jeannette spielt die übernommene Rolle. Es scheint nun aber in Bretagne der Gebrauch geherrscht zu haben, daß der Bräutigam in der Hochzeitsnacht seiner Braut einen Ring und die Verschreibung einer Morgengabe überreichte; Jeannette versäumt auch nicht die Erfüllung dieser Ceremonie zu fordern, in der Hoffnung Arthur als ihren Ehegemahl in rechtlichen Anspruch nehmen zu können, und im Besitze dieser Beglaubigungen tritt sie der Peronne, sobald die Gelegenheit sich günstig zeigt, ihren Platz ab [C. 12.].

Am darauf folgenden Morgen nun stattet Arthur der Jeannette einen Besuch ab, wobei diese ihm den Ring vorweist und ihm zugleich von dem Charakter Peronne's genauere Kenntniß gewährt. Letztere geräth auch in keine geringe Verlegenheit als ihr Schwiegervater, sie bittet ihm die Verschreibung der Morgengabe zu zeigen; und endlich macht Gouvernau, der Arthur bei seinem letzten Besuche in der Hütte begleitet hatte, bei seiner Rückkehr die ganze Geschichte bekannt. Jeannette wird der österreichischen Herzogsfamilie gegenüber gestellt und Peronne auf diese Weise zu Schande und Spott gebracht [C. 13.]. Hierauf verläßt Lucca mit ihrer Toch-

ter den Hof und als sie auf's freie Feld kommen, beginnt die Mutter zu jammern und Peronne stirbt vor Kummer [C. 14.], worüber, fährt die Erzählung fort, Arthur große Freude empfand, mehr als Alle jedoch Jeannette.

Hierauf bleibt Arthur nebst Jeannette vier Jahre lang am Hofe seines Vaters, nach Verlauf welcher Zeit er einen Traum hat, worin ihm Florence, seine ihm vom Schicksale bestimmte Gemahlin, erscheint und seine andern Abenteuer durch eine Vision von Adlern und Greifen sehr deutlich voraus verkündet werden. In Folge dieses Traumes bittet Arthur seinen Vater, ihn zur Aufsuchung seiner zukünftigen Gemahlin ausziehen zu laßen und da Letzterer ihm dies gewährt, so macht er sich auf den Weg, begleitet von seinem Vetter Hektor, Sohn des Grafen von Blois, von Gouvernau und von einem Knappen [C. 15.].

Zu jener Zeit aber herrschte ein König Namens Emendus in Sorolois, einem in der neuern Geographie nicht eben sehr bekannten Lande, von dem aber die Erzählung meldet, daß es im Herzen von Mesopotamien gelegen war. Dieser Monarch hatte vier Könige zu Vasallen, welche über die barbarischen Länder Normal, Valsondée u. s. w. herrschten und eine Gemahlin Namens Fenice, welche die angrenzenden Gebiete von Konstantinopel und Dänemark besaß. Bei einer gewissen Gelegenheit nun hielt das königliche Paar seinen Hof in Korinth und gab seinen Pairs ein großes Fest, wobei die Königin zur Rechten ihres Gemahls saß. Es scheint aber als ob ihre Majestät sich die Freiheit nehmen wollte in Gegenwart des Hofes ihre Wochen zu halten; der König von Orquanien jedoch, der sie genauer ansah, erklärte, sie müßte sich ohne Aufschub nach dem ihr von dem Könige zu ihrer Entbindung bestimmten Orte begeben, worauf sich bei Tafel hinsichtlich der dazu passendsten Lokalität eine längere Diskussion entspinnt, bis man endlich dahin überein kommt [C. 16.], daß das Schloß Porte noire (das schwarze Thor), welches auf dem „Gefährlichen Berge" lag und von Ungethümen aller Art bewacht so wie von einem Fluß umgeben war und einen Ueberfluß von Gewürm aller Art besaß, der bequemste Ort für die erwartete Entbindung sein würde. Ein fernerer Vortheil dieses Schlosses lag darin, daß es einer Fee Namens Proserpina gehörte, die, wenn man sich ihre Gunst erwarb, dem erwarteten Kinde eine Reihe wünschenswerther Eigenschaften verleihen konnte. Die Königin gebiert nun dort eine Tochter, die den Namen Florence erhält [C. 17. 18.], worauf sie zusammen mit Stephan, dem Sohne des Königs von Valsondée erzogen wird und im Verlaufe der Jahre sich als ein Wunder von Schönheit erweist [C. 19.]

Die Lebensaufgabe Arthurs nun ist die Aufsuchung dieser Prinzessin, jedoch die Lockungen, die sich ihm in der Vernichtung von Ungeheuern [C. 41. 48.] und Riesen [C. 37. 47.] darbieten, ziehen ihn häufig von seiner Hauptabsicht ab. Seine Thaten bestehen indeß hauptsächlich in der Entzauberung von Schlössern, von denen eins Porte Noire ist, der Geburtsort der Florence [C. 37. 38.], woselbst eine Figur mit einem Hut in der Hand, den es laut Schicksalsspruch auf das Haupt des Florence bestimmten Gemahls setzen sollte, seit undenklichen Zeiten bereit gestanden hatte [C. 45.]. Allein der Zeitpunkt dieser Weihe war noch nicht gekommen; denn Arthur fand auf seinem Wege noch immer

„Manch grimmiges Gesicht, das Kämpfe droht,
Und Riesen mächt'gen Bau's, von kühnem Sinn."

Bei diesen Thaten hilft ihm weder Hektor von Blois, den er zu Anfang seiner kriegerischen Laufbahn mit der Gräfin von Brueil, welche durch ihn von ihren Feinden befreit worden, vermählt hatte [C. 30.], noch auch begleitet ihn Gouvernau auf vielen seiner Unternehmungen, der vielmehr besondere obschon ähnliche Abenteuer besteht [C. 36.], wiewohl er häufig Arthurs Pfad durch die Leichname entdeckt, die er auf den Heerstraßen findet; „und er gieng, berichtet die Erzählung, bis er zehn Räuber erschlagen liegen sah; da sprach Gouvernau zu Jaquet: „Unser Gebieter ist hier gewesen." [C. 57.].

Arthur findet jedoch gelegentlich, wie gesagt, ein besonderes Vergnügen in dem Zusammentreffen mit Riesen und Ungeheuern, während Proserpina, die Fee, welche Florence beschützt, um seine Treue gegen ihre protegée zu prüfen, ihre eigene Ehre auf's Spiel setzt, indem sie sich in einem Walde, den er durchkreuzt, am Fuße einer Eiche ihm in den Weg stellt [C. 53.]. Auch ist diese wachsame Fee nicht etwa mit einem Experimente zufrieden; denn sie entwirft einen Plan, vermöge dessen Arthur in ihrem Schlosse anlangt, woselbst sie, nachdem er wie-

derum ihren Lockungen wiederstanden, ihn durch eine ihrer Zofen zu verführen sucht, welche aber mit einer Gleichgültigkeit behandelt wird, die für Proserpina ebenso erfreulich ist, wie sie die Zofe verdrießt, welche an diesem Triumphe seiner Beständigkeit kein so großes Interesse nimmt wie die Fee [S. 54.].

Florence befindet sich inzwischen in ähnlichen Schwierigkeiten. Der Kaiser von Indien hatte sie nämlich zur Gemahlin begehrt und sich unlängst an den Hof ihres Vaters begeben um seine Bewerbung persönlich zu unterstützen. Diese nun war dem Könige Emendus ebenso willkommen als Derjenigen unangenehm, die dabei hauptsächlich betroffen war. Da es jedoch zur Entscheidung kommt, so sieht sich Florence gezwungen zu bitten, daß man ihre Vermählungsfeier bis zur Bekanntmachung eines glänzenden Turnieres aufschiebe, da sie hofft, daß das Gerücht von demselben Arthur an den Hof bringen werde; denn ihr Vertrauter Stephan, der mit ihm in Porte Noire und andern Orten zusammengetroffen war [S. 43. 45.], hatte sie von seiner Treue und seinem Herannahen in Kenntniß gesetzt [S. 22.].

Dieser Hoffnung gemäß erscheint auch Arthur wirklich bei dem Turniere und Florence hat durch Vermittlung Stephan's oder des Meisters, wie er gewöhnlich heißt, eine Zusammenkunft mit ihm [S. 61.].

An dem ersten Tage des Turniers zeichnet sich Arthur ganz besonders aus [S. 62.] und damit ihr Geliebter nicht durch die Anstrengung an zwei hintereinander folgenden Tagen zu sehr erschöpft werde, stellt sich Florence am Morgen darauf krank und bittet um Aufschub des Turniers. „Aura elle ce meschief, sagt Emendus bei der Nachricht von dem Unwohlsein seiner Tochter, Je serois courroucé si elle se mouroit sans hoir de son corps.“ Der so väterlich gesinnte Monarch wird hierauf von Stephan nach dem Zimmer Florence's geführt [S. 63.] und dort beginnt Letzterer eine Rede, durch die wir uns eine Idee davon machen können, wie man in jenen Zeiten mit kranken Prinzessinnen umgieng. „Dame, sagt er nämlich, Gott hat euch heute große Ehre erwiesen; denn man hat wohl nie so viele Leute durch die Krankheit einer Prinzessin versammelt gesehen wie hier sind um Euch zu besuchen; denn es befinden sich jetzt hier ein Kaiser, zehn Könige, dreißig Herzöge und die ganze Ritterschaft des Herrschers von Indien.“

Jedoch befand sich in jenem Zimmer etwas, was viel wichtiger war als aller Prunk hoher Geburt. In einem Winkel desselben stand nämlich die Figur mit dem Hute, den Stephan, der sich zuweilen mit der Magie abgab, unlängst durch einen Zauberstreich von Porte Noire her eingeschmuggelt hatte. Die versammelte Gesellschaft wird nun in Kenntniß gesetzt, daß Derjenige, welchem diese Statue den Hut aufsetzen würde, als Gemahl der Florence anerkannt werden sollte. Demgemäß tritt der Kaiser von Indien zuerst heran, jedoch die Bildsäule bleibt regungslos und zeigt sich eben so ungünstig gegen die Vasallenkönige des Königs Emendus, bis sich endlich auch Arthur nähert und das für ihn bestimmte Zeichen erhält [S. 64.].

Trotz dieses unzweifelhaften Verfahrens von Seiten der Bildsäule, beharrt Emendus noch immer auf der Absicht, seine Tochter mit dem Kaiser von Indien zu vermählen. Dieser Entschluß zwingt Florence in Begleitung der ihr befreundeten Könige und Ritter nach Porte Noire zu fliehen, während die Fee Proserpina, welche ihr an Gestalt vollkommen gleicht, ihre Stelle am Hofe einnimmt [S. 65.]. Da jedoch der Betrug endlich entdeckt wird [S. 67.], so wird Florence von ihrem Vater und dem Kaiser von Indien mit ungeheuren Heeren in Porte Noire belagert [S. 70.]. Während dessen bemerkt Letzterer, daß Proserpina aus dem Schlosse flieht; da sie die Gestalt der Florence angenommen hat, so holt er sie ein und erpreßt von ihr ein Heirathsversprechen. Hierauf versichert er sie seines Schutzes und geleitet sie zu Emendus, welcher sie bei ihrem Eintritte mit einem Fußstoße begrüßt. Da aber diese Sinnesdarlegung ihres Vaters in Betreff ihrer Rückkehr zum Gehorsam dem Kaiser nicht eben sehr zusagt, so erhebt sich zwischen den zwei Monarchen ein Wortstreit, während dessen Proserpina verschwindet, worauf der Kaiser bald nachher in sein Land zurückkehrt [S. 71.].

In der darauf folgenden Nacht versenkt Stephan das ganze Heer des Emendus in einen tiefen Schlaf und bringt mit Hülfe von fünf Rittern den König mitsammt dem Bette, in welchem er sich befindet, nach Porte Noire[179a]). Durch diesen Taschenspielerstreich sieht sich Emendus bei

seinem Erwachen in die Nothwendigkeit versetzt, in die Vermählung seiner Tochter mit Arthur zu willigen [C. 72]. Vor seiner Hochzeit jedoch besucht Letzterer seine Heimat Bretagne, woselbst er eine ziemlich fatale Zusammenkunft mit Jeannette hat [C. 76.]. Auf seinem Rückwege nach Porte Noire begleiten ihn die Pairs von Frankreich, der Herzog und die Herzogin und auch Jeannette, deren Gegenwart gewiß überflüßig scheint. Unterweges theilt Stephan dem Arthur mit, wie er durch seine Zauberbücher erfahren, daß Florence Porte Noire verlaßen habe und nun von dem Kaiser von Indien, der den Krieg von Neuem begonnen, in dem weißen Thurme belagert wird. Arthur erhält nun den Rath, sich mit seinem Heere dorthin zu begeben; jedoch faßt er einen Entschluß, der seiner Ungeduld und seinem Vertrauen auf seine eigene Tapferkeit mehr entspricht [C. 77.]. Er begiebt sich nämlich verkleidet und in Begleitung dreier Ritter nach dem weißen Thurme, wo er bei seiner Ankunft ein ganzes Heer niederhaut, deren Wunden große anatomische Verschiedenheit darbieten [C. 78.]. Da seine übrigen Freunde bald nachher anlangen [C. 79.], so werden die Thore des weißen Thurmes absichtlich offen gelaßen, und der Kaiser, der das Schloß für unvertheidigt hält, dringt mit dem Reste seiner Armee, der sich noch auf 50,000 Mann beläuft, hinein. Diesen wird jedoch bald der Garaus gemacht; der Kaiser wird gefangen genommen und stirbt bald darauf vor Kummer [C. 80.]. Da auf diese Weise der Vermählung Arthur's kein weiteres Hinderniß entgegensteht, veranstaltet König Emendus ein Turnier zur dreifachen Feier der Verbindung Arthur's mit Florence, Gouvernau's mit Jeannette und Meister Stephan's mit Margarethe [C. 84.], einer Prinzessin, die Arthur lange Zeit vorher wieder in den Besitz ihres verlorenen Königreichs eingesetzt hat [C. 50.].

Florence gebiert hierauf zu gehöriger Zeit einen Sohn [C. 86.], den sie, wie der genaue Berichterstatter uns mittheilt, in der Hochzeitsnacht empfangen hatte [C. 84.] und dessen Geburt König Emendus dadurch feiert, daß er vor Freude stirbt [C. 87.]. Arthur wird, wie sich von selbst versteht, zum Könige von Sorolois gekrönt [C. 88.], als welcher er, wie es weiter heißt, zweiunddreißig Jahre regiert und die Sorge für sein Kind und sein ganzes Besitzthum dem Hektor, dem Gouvernau und dem Meister überträgt, — „et d'autre chose plus rien n'en dict l'histoire, ains elle se tait.“ [C. 89.].

Das Hauptverdienst dieses Ritterromanes nun besteht darin, daß er mehr Einheit des Planes besitzt als die demselben vorangehenden Werke des nämlichen Kreises. Die Geschichte der Jeannette im Anfange der Erzählung gehört zwar allerdings nicht recht zur Sache, jedoch ist sie in vierzehn Kapiteln abgethan und in dem übrigen Theile der Erzählung beziehen die Abenteuer sich auf einen einzigen Gegenstand, nämlich den, der Arthur im Traume erscheint, und gehen auf ein einziges Ziel hinaus, nämlich die Verbindung Arthur's mit Florence. Demgemäß ist die Hauptabsicht des Letztern die Aufsuchung der Florence und die Befreiung derselben aus der Gewalt des Kaisers, und obgleich er diese Dinge gelegentlich vermöge der ihm durch Riesen und Ungeheuer gebotenen Versuchungen eine Zeit lang aus den Augen verliert, so giebt er sie doch nie gänzlich auf. Dahingegen finden wir im Tristan, Meliadus, Perceforest und den ältern Ritterbüchern keine sich durchziehende Einheit der Handlung. In diesen bilden die augenblickliche Befriedigung der Leidenschaft, beiläufige Beweise von Tapferkeit und am Schluße ein Anfall von Frömmigkeit gewöhnlich die sämmtlichen Ereignisse der Erzählung.

Auch giebt es keinen einzigen Roman aus dem Sagenkreise der Tafelrunde, in welchem um einer einzigen Frau willen ein so großer Krieg geführt wird wie in dem, der so eben analysiert worden. Wir sehen in demselben nicht etwa zwei Ritter, die gelegentlich um des Herzens oder der Gunst einer Dame willen eine Lanze brechen, sondern hier kämpfen die sämmtlichen Streitkräfte Indiens gegen die Ritterschaft Frankreichs. Ein einziger Ritter ferner überwältigt hier das Heer eines ganzen Reichs und obgleich die Kämpfe gewöhnlich mit mehr Umständlichkeit als Genauigkeit beschrieben werden, so findet das Gemetzel doch immer im großartigsten Maßstabe statt und ist immer auf ein einziges Ziel gerichtet.

Obgleich nun also die Einheit des Planes in diesem Romane löblich erscheint, so verdient jedoch der Plan selbst keineswegs Beifall. Nichts kann ungereimter sein als daß Arthur in Folge eines dunkeln Traumes sich in eine Frau verliebt, die er nie gesehen[180]), den Gegenstand seiner bisherigen innigen Zuneigung verläßt und die unbekannte Schöne aufsucht. Ferner liegt

etwas außerordentlich Kaltes und Hartherziges darin, daß er Jeannette auf diese Weise verläßt, was uns gleich Anfangs eine sehr ungünstige Meinung von dem Charakter des Helden beibringt, und auch im weitern Verlaufe der Erzählung finden wir ihn, Muth und Tapferkeit abgerechnet, im Besitze keiner einzigen Eigenschaft, welche Achtung oder Interesse für ihn zu erwecken vermöchte. Diese Bemerkung könnte man vielleicht nicht mit Unrecht auf alle andern Charaktere in dem Romane anwenden, indem nur Stephan oder der **Meister**, wie er gewöhnlich heißt, davon auszunehmen wäre. Dieser jugendliche Astrolog von königlicher Geburt zeigt sich uns als ausgestattet mit jeder persönlichen Anmuth und schätzbaren Eigenschaft, es fehlt ihm bei keiner Veranlaßung an unerschöpflichen Hülfsquellen, er besitzt eine bezaubernde Offenherzigkeit und Frohsinn nebst einem unbesiegbaren Heldenmuth und eine unerschütterliche Treue für Florence. Auch ergötzt er den Leser beständig dadurch, daß er entzückende Gärten, Quellen und singende Vögel hervorbringt und zwar alles vermittelst der natürlichen Magie, deren Kenntniß in früherer Zeit für ganz gewöhnlich galt und die auch in Schottland unter dem Namen glamour bekannt war. Die Jongleurs galten als vorzugsweise im Besitze dieser geheimnißvollen Kunst und Sir John Mandeville sah auch im Osten viele Künstler dieser Art. Besonders giebt er uns eine Beschreibung von den Wundern, die dem Chan der Tartarei vorgezaubert wurden und denen in dem Romane von Arthur so auffallend ähnlich sind, daß man nicht ohne Grund vermuthen darf, solche Künste seien im Mittelalter wirklich versucht worden [181]) und nicht bloß der Phantasie des Verfassers genannten Romanes entsprungen. „Und dann, erzählt nämlich Mandeville [S. 22.], kommen Jongleurs und Zauberer, welche viele Wunder thun, denn sie machen daß die Sonne und der Mond, wie es scheint, in der Luft vor Jedermann zu sehen sind. Und dann machen sie die Nacht so dunkel, daß Niemand etwas sehen mag. Und dann machen sie, daß der Tag wiederkommt, schön und lieblich mit heller Sonne vor Jedermanns Angesicht. Und hierauf laßen sie Tänze aufführen von den schönsten Mägdlein der Welt, die auf das prächtigste gekleidet sind. Und dann laßen sie andere Mägdlein hereinkommen, welche goldene Becher mitbringen und dann Herren und Damen zu trinken geben. Und dann laßen sie Ritter gar lustig turnieren und sie brechen ihre Lanzen so gewaltig, daß die Schäfte rings in dem Saale in Splittern umherfliegen. Und dann laßen sie eine Hirsch- und Eberjagd herein kommen mit Hunden, die ihnen mit offenem Maule nachrennen; und viele andere Dinge noch thun sie durch ihre Zauberkunst, daß es ein Wunder ist anzuschauen." Und anderwärts bemerkt der Reisende: „Und ob es durch Kunst oder Zauberei geschieht, weiß ich nicht."

Es ist kaum daran zu zweifeln, daß das Hauptereigniß im Arthur von Bretagne dem Dichter Spencer den Plan und die Umrisse zu seiner Faery Queen [B. I. C. IX. St. 13 ff.] geliefert hat, da nämlich Arthur, der Held derselben, die Feenkönigin in einer Vision sieht und sich in sie verliebt, so daß dann die Aufsuchung derselben in diesem romantischen Gedichte durchaus den wichtigsten Gegenstand bildet [s. jedoch hier Anmerkung 180.].

Cleriadus
[Gräße S. 249 ε]

ist die letzte Erzählung, die man unter die Romane von der Tafelrunde aufgenommen hat. Sie gehört zwar nicht genau zu diesem Sagenkreise, doch wird sie deswegen zu demselben gezählt, weil ein großer Theil der Abenteuer sich in England zuträgt und der Held sich mit einer von dem großen Arthur stammenden Prinzessin vermählt.

Philippon, König von England, einer der Nachfolger Arthur's, schickt, da er hoch bejahrt ist, eine Botschaft nach Spanien, welche den Grafen von Asturien, der wegen seiner Weisheit hochberühmt ist, ersuchen soll, daß er nach England komme, um dem Könige in der Regierung seines Reiches beizustehen. Der Graf folgt der Einladung und bringt seinen Sohn Cleriadus mit sich, der sich sehr bald in die Tochter Philippon's, Namens Meliadice verliebt. Um sich ihrer Zuneigung würdig zu machen, stürzt er sich in viele gefährliche Abenteuer, sowohl in Britannien als in seinem Geburtslande. Unter Andern bezwingt er einen Löwen, der ganz England verheerte, sich endlich aber als ein tapferer Ritter erweist, der durch eine boshafte Fee diese Verwandlung erduldet hat; und ein anderes Mal fordert er alle Helden des Hofes Philippon's heraus und besiegt sie. Nach dieser That veranstaltet der

König zu Ehren des Cleriadus ein Gastmahl, wozu dieser ein Picknick von Sperbern und zugerichteten Hunden beiträgt, die zu den Delikatessen jener Zeit gehört zu haben scheinen; auch tanzt Cleriadus zur Unterhaltung der Gesellschaft und singt auf Befehl des Königs ein Duett mit Meliadice.

Die endliche Glückseligkeit des Liebespaares scheint sich auf diese Weise schnell zu nähern, als plötzlich Gesandte von Cypern anlangen, welche gegen die dort eingefallenen Sarazenen um Hülfe bitten. Obgleich nun diese Unternehmung der Politik des englischen Monarchen etwas fern liegt, so schickt er gleichwohl, um seinen Eifer für die Sache der Christen an den Tag zu legen, achthundert Mann unter dem Befehle des Cleriadus nach Cypern, eine Expedition, zu der die Phantasie des Verfassers vielleicht durch den Umstand veranlaßt worden ist, daß sich unter der Regierung Eduards des Dritten ein König von Cypern [Peter I. 1361—1368] eine Zeit lang in England aufhielt.

Die Königin des letztern Landes hat nun aber einen Bruder, Namens Thomas, Graf von Langarde, ein Mann von schändlichem Charakter, der für seine Nichte eine blutschänderische Neigung hegt. Da er seine Anträge mit Abscheu verworfen sieht, so bedient er sich der Abwesenheit des Cleriadus als einer passenden Gelegenheit zur Rache. Er schiebt Briefe unter, von denen er vorgiebt, daß sie zwischen Cleriadus und Meliadice gewechselt worden und worin die Liebenden ihre Absicht an den Tag legen, den König zu vergiften und statt seiner den Thron zu besteigen. Der gute Monarch, der sich nicht oft die Mühe des Denkens gemacht zu haben scheint, ist dennoch anfangs geneigt die Sache genauer zu untersuchen; indeß bringt Langarde ihn von diesem Vorsatze ab und Meliadice wird ohne weitere Umstände in Begleitung von vier Mördern in einen Wald geschickt, um dort unter ihren Händen zu verbluten. Zwei derselben werden jedoch von Gewissensbissen ergriffen und überreden auch ihre andern beiden Genossen, der Prinzessin das Leben zu schenken, worauf denn auch diese unter der Bedingung, England zu verlaßen, entfliehen darf, vorher aber ganz entkleidet wird, um durch die Pracht ihrer Gewänder nicht aufzufallen. So nun irrt sie im Lande umher und zwar in einem Negligée, welches eben so große Aufmerksamkeit erwecken mußte, wie ihre königlichen Kleider. Sie sieht sich daher als eine Person von verdächtigem Charakter von gar vielen Thüren zurückgewiesen, findet jedoch endlich in der Hütte einer alten Frau Zuflucht, von welcher sie denn auch Kleidung und Empfehlungsbriefe an einen in der Nähe der Küste wohnenden Kaufmann erhält, mit dem sie bald darauf nach Spanien segelt. Nach einer glücklichen Reise landet sie in Villablanca, der Hauptstadt von Asturien, wo sie bei einer Muhme des Kaufmanns in Dienst tritt.

Inzwischen kehrt Cleriadus nach Besiegung der Sarazenen nach England zurück und erfährt daselbst den Tod der Meliadice. Auch vernimmt er, daß sein Vater nach Verlust alles seines Einflusses nach Asturien zurückgekehrt und der Verläumder seiner Geliebten Vicekönig geworden ist. Er stürmt daher gleich am nächsten Morgen auf Langarde ein und fordert ihn zum Zweikampfe heraus; dieser elende Verräther zieht indeß die Gewißheit des augenblicklichen Todes den Gefahren eines Kampfes vor und gesteht sein Verbrechen. Philippon ist nun zwar, wie leicht zu erachten, über den Verlust seiner Tochter untröstlich, Cleriadus aber will, trotz aller seiner Bitten, nicht länger in England bleiben, sondern schifft sich in Pilgertracht am Bord eines nach dem Tajo bestimmten Schiffes ein. Dies wird jedoch glücklicherweise an der Küste von Gascogne von einem Sturme befallen und durch denselben gezwungen in den Hafen von Villablanca einzulaufen.

Zwar hat Cleriadus bereits früher auf sein Heimatsland förmlich Verzicht geleistet, dennoch kann er sich nicht enthalten einen naheliegenden Hügel zu besteigen und die geographische Lage des Wohnsitzes seiner Eltern zum letzten Male in Augenschein zu nehmen. Während er nun so über sein Unglück nachsinnt, nähert sich ihm ein junges Mädchen mit einem Wasserkruge auf dem Kopfe, von welcher der Leser sogleich muthmaßt, daß es Meliadice ist. Da sie ihn in tiefe Trauer versenkt sieht, so versucht sie ihn zu trösten und bietet ihm endlich eine milde Gabe. Sie überredet ihn auch ihr die Ursache seines Kummers mitzutheilen und während er eben noch spricht, erkennt sie ihren Geliebten, zerbricht ihren Krug und stürzt in seine Arme. Das glückliche Paar begiebt sich nun in das Schloß des Grafen von Asturien, der sie einige Tage darauf nach England begleitet. Dort knüpfen sie endlich in aller

Form Rechtens ihr Ehebündniß unter Beistimmung des alten Königs Philippon, der denn auch bald nachher seine Krone dem Cleriadus abtritt.

Auf die so eben erwähnte Erzählung nun gründet sich ein schottischer Roman in Versen, der zur Zeit der Königin Maria Stuart verfaßt wurde und den Titel Clariodus führt. Ein Manuskript desselben befindet sich in der Advokatenbibliothek zu Edinburgh [und ist neuerlich herausgegeben worden s. Gräße S. 249, ε]. —

Es giebt außerdem noch einen Prosaroman aus dem Sagenkreise der Tafelrunde, nämlich die Geschichte von Giglan, Sohn des Gauvain, und von Gottfried von Mainz, welche von Claude Platin aus dem Spanischen übersetzt [s. jedoch Gräße S. 225.] und nach de Bure im Jahre 1530 gedruckt wurde. Ich habe dieses Buch nie gesehen, jedoch nach Auszügen zu urtheilen, verdient es so selten zu sein wie es ist.[182]).

Außer den versifizierten Romanen, auf welche die oben analysierten Prosawerke sich gründen, existiert aber auch noch eine Anzahl anderer, die sich handschriftlich in der Bibliothek des Herrn von Sainte Palaye befanden. Keiner derselben ist vollständig gedruckt[183]), jedoch von denen, welche die nordfranzösischen Trouveurs verfaßten, in der vortrefflichen Sammlung Le Grand's eine abgekürzte Uebersetzung gegeben worden. Ein großer Theil der versifizierten Romane von Arthur und seinen Rittern wurde im zwölften Jahrhundert von Chrestien de Troyes geschrieben und viele derselben später durch Huon de Mery fortgesetzt. Einige von ihnen berichten neue Abenteuer der Ritter von der Tafelrunde und andere führen neue Helden ein.

1) Eine der schönsten dieser metrischen Erzählungen ist Erec et Enide von Chrestien de Troyes. Erec besiegt einen Ritter, welcher bei einer großen Jagd einen Diener der Königin Ginevra beschimpft hatte. Nach dem Kampfe entdeckt Erec auf den Besitzthümern des von ihm Besiegten die schöne Nichte desselben, Namens Enide, die in der Nähe der Burg ihres Oheims lebte, von ihm aber der größten Armut Preis gegeben worden war. Erec heirathet diese Jungfrau und vergißt bald in ihren Armen alle Pflichten der Ritterschaft, so daß seine Vasallen sich bitterlich über seine Trägheit beklagen und Enide selbst ihn zu neuen Thaten ermuntert. Nur von ihr allein begleitet zieht er auf Abenteuer aus, deren eine große Zahl berichtet wird. Einmal aber wird Erec aus Müdigkeit ohnmächtig und Enide hält ihn alsbald für todt. Zu gleicher Zeit kommt zufällig ein Baron, dessen Burg sich in der Nähe befindet, vorüber und Enide muß denselben während der Ohnmacht ihres Ehemannes heirathen. Das Hochzeitsfest findet nun in dem Zimmer, wo Erec liegt, Statt, jedoch erhebt sich zwischen dem Baron und seiner Braut wegen der Hartnäckigkeit, mit welcher sie sich zu essen weigert, ein Wortstreit, so daß Erec dadurch aufwacht, und da er sich, wie es scheint, durch seine Ohnmacht sehr gestärkt fühlt, so schlägt er seinem Nebenbuhler unverzüglich den Schädel ein und jagt die Diener desselben auseinander. Inzwischen sind aber die Speisen kalt geworden und er macht sich sogleich mit Enide auf den Weg, worauf er endlich wohlbehalten in seinem eigenen Schloß anlangt, nachdem er in einem unterirdischen Labyrinth, aus welchem er eine durch Zauberei festgehaltene Dame befreit, ein höchst seltsames Abenteuer bestanden hat[184]).

2) La Charrette, dessen erster Theil Chrestien de Troyes, den Schluß aber Geoffroy de Ligny verfaßt hat, erzählt die früheren Abenteuer des Lancelot und den Anfang seines Liebeshandels mit der Königin Ginevra[184*]).

3) Der Löwenritter (le Chevalier au Lion) ist gewöhnlich dem Chrestien de Troyes, von Andern aber dem Wace zugeschrieben worden [siehe Archaeol. Britanica vol. XII. p. 75.]; jedoch darf dieser Roman nicht mit einem andern eben so benannten verwechselt werden, dessen Held Perceval ist. In dem in Rede stehenden Werke ist Yvain die Hauptperson, und hat dasselbe zu einem altenglischen Gedichte, das Ritson herausgegeben, den Stoff geliefert. Ein Ritter von dem Hofe Arthur's erzählt darin, daß er veranlaßt worden an einer Quelle ein Abenteuer zu bestehen, wo man einen furchtbaren Sturm hervorrief, wenn man das Wasser auf einen Marmorstein spritzte, und wo auf diese Weise ein Ritter zur Stelle gebracht wurde, der ihn besiegte. Yvain beschließt dieses stürmische Experiment zu versuchen und der erwartete Kämpe erscheint auch wirklich. Unser Held nun tödtet denselben und heirathet seine Wittwe, welche in einem naheliegenden Schlosse wohnt und dafür hält, daß sie eines tapfern Ritters bedürfe, der ihre Besitzthümer vertheidige und den Aufforderungen von Seiten

der Wirbelwinde der Quelle entspräche. Nachdem er einige Zeit lang bei seinem Weibe geblieben, zieht Yvain auf neue Abenteuer aus und verspricht nach einem Jahre zurückzukehren. Da er die festgesetzte Zeit überschreitet, so erscheint ein Fräulein ganz unerwartet an Arthur's Hof und wirft dem Yvain seine Untreue vor. Dieser wird alsobald wahnsinnig und streift im Lande umher und begeht manche Ungereimtheiten, von welchen man nicht umhin kann zu bemerken, daß sie denen Orlando's viel mehr gleichen, als die Thaten Lancelot's oder Tristan's. Nachdem er nun von diesem Wahnsinne geheilt worden, errettet er einen Löwen, den er in einem gefährlichen Kampfe mit einem Drachen findet, so daß das dankbare Thier ihn nachher überall hin begleitet und ihm in allen seinen Abenteuern von großem Nutzen ist. Endlich denkt Yvain daran sich mit seinem Weibe wieder zu versöhnen und beginnt die ersten Schritte des Entgegenkommens damit, daß er aus der Quelle Stürme hervorruft. Obwohl sie nun zwar beschlossen hatte, sich ihm nicht wieder zu nähern, so wird ihr Vornehmen endlich dennoch durch diese Art Beredsamkeit erschüttert, da sie einsieht, daß eine Aussöhnung mit ihrem Gemahle Statt finden oder sie ihr Leben in einem ewigen Orkane verbringen muß. —

Die Sage, daß ein Ritter einem Löwen hülfreich ist und dann von ihm überallhin begleitet wird, welche in der obigen Erzählung den wichtigsten Umstand bildet, scheint unter allen Völkern heimisch zu sein. Die Geschichte des römischen Ritters [131]) ist Jedermann bekannt und in dem deutschen Heldenbuche aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts steht Wolfdietrich einem Löwen in dessen Kampfe mit einem Drachen bei und wird dann von dem dankbaren Vierfüßler nicht wieder verlaßen [vgl. Gräße S. 215. und San Marte Arthursage S. 153 ff.].

Es giebt ferner unter den Fabliaux, die sich auf die Ritter Arthur's beziehen, eine große Anzahl, in denen gewöhnlich Gawain (Gauvain) der Held ist, die aber auch viel von Keux, dem Seneschal Arthurs enthalten.

4) In dem Schwertritter (le Chevalier à l'Epée), den einige irrthümlich dem Chrestien de Troyes beilegen, wird Gawain in einem prächtigen Schloße aufgenommen, worin es Gesetz ist, daß ein Jeder getödtet werde, dem irgend etwas daselbst mißfiele. In Folge eines Winkes, den er bei seinem Eintritte in diesem Sitze konservativer Gesinnung von einem Bauern bekommt, enthält er sich nun zwar jeder Kritik, jedoch bleibt ihm eine weitere Anordnung verborgen, vermöge deren ein bezaubertes Schwert Demjenigen den Kopf abhieb, der sich gegen die Tochter des Burgvogts Freiheiten herausnahm. In der zweiten Nacht also schließt ihn Letzterer in eine und dieselbe Stube mit seiner Tochter ein; diese indeß hat den Ritter lieb gewonnen und warnt ihn gegen die ihn bedrohende Gefahr, so daß er mit einer leichten Armwunde davon kommt. Später heirathet er diese junge Dame und von ihr wird nun auch das Beispiel von weiblicher Untreue im Gegensatze zur Anhänglichkeit der Hunde erzählt, welches gleichfalls im Tristan angeführt wird, wie wir oben gesehen [S. 84 ff. vergl. Gräße S. 250, η].

5) Das Maulthier ohne Zaum (La Mule sans frein) ist von Einigen dem Paysans de Maisieres und von Anderen dem Chrestien de Troyes zugeschrieben worden. Eine Dame, die auf einem zaumlosen Maulthiere reitet, erscheint darin am Hofe Arthurs und bittet, daß einer seiner Ritter diesen Zaum aufsuchen möchte, indem sie zugleich sagt, daß das Maulthier den Weg nach dem Orte wüßte, wo jener läge. Keux der Seneschal bietet seine Dienste an, kehrt jedoch, durch die angetroffenen Gefahren erschreckt, bald wieder zurück. Hierauf zieht nun Gawain aus und nach mehrfachen Händeln mit Riesen und Ungeheuern, nimmt er der ältern Schwester, welche die jüngere desselben beraubt hat, diesen Schatz wieder ab. In der Originalerzählung knüpft sich an den Besitz dieses Zaumes auch nicht der geringste Nutzen; in dem Auszuge in der Bibliothèque des Romans [Fevr. 1777 p. 98.] aber wird demselben die Kraft beigelegt, dem Besitzer ewige Jugend und unvergängliche Schönheit zu gewähren, wodurch dem Streit der beiden zanksüchtigen Schwestern doch ein Grad von Wahrscheinlichkeit verliehen wird. Diese Erzählung ist im Englischen von Way in seiner Uebersetzung von Le Grand's Fabliaux und im Deutschen von Wieland (Des Maulthiers Zaum) versifiziert worden [vergl. Gräße S. 250, θ].

6) Die wohlbekannte Geschichte von dem kurzen Mantel (Le Court Mantel), die im sechzehnten Jahrhundert unter dem Titel „der schlecht zugeschnittene Mantel (Le Manteau mal taillé)

gedruckt und von Le Grand analysiert worden ist [vgl. oben S. 85 ff.].

7) Die Geschichte von den Abenteuern der vier Brüder Agravain, Gueret, Galheret und Gauvain [s. Bibl. d. Rom. Juillet 1777 p. 87ff.], welche in verschiedenen Richtungen ausziehen um Lancelot du Lac aufzusuchen. Agravain tödtet einen furchtbaren Riesen Namens Druas als coup d'essai, sieht sich jedoch seinerseits von Sornehan, dem Bruder Jenes, überwunden. Sein Leben wird indeß auf Bitten der Nichte des Siegers geschont, er selbst aber in einen Kerker geworfen, wohin seine Retterin ihm heimlich Erquickungen bringt. Auch Gueret kämpft nach mannigfachen Abenteuern mit Sornehan, wird aber gleichfalls besiegt und in denselben Kerker geworfen, wo sich sein Bruder befindet. Galheret, der dritte Bruder, gelangt nach einem Schlosse, dessen Herrin ihn zu einem Spiele Schach einladet unter der Bedingung, daß, wenn er diese gewänne, er Herr des Schlosses und der Dame, andernfalls aber der Sklave der letztern sein solle. Die Schachfiguren werden demgemäß auf Feldern, die sich auf dem Fußboden eines schönen Saales befinden, aufgestellt. Sie besitzen nämlich Lebensgröße und glänzen von Gold und Silber; eigentlich sind es aber Elfen [fées] und sie bewegen sich, wenn man sie mit einem Talisman berührt. Galheret verliert das Spiel und wird zu einer Anzahl anderer matt gemachter Ritter gesperrt. Gawain jedoch langt bald nachher an und besiegt die Herrin des Schlosses mit ihren eigenen Waffen, bittet aber nur um die Freiheit der Gefangenen, unter denen er seinen Bruder findet. Da er von einem der Elfendiener der Schloßdame das Schicksal seiner beiden andern Verwandten erfährt, so legt er die Tracht des Schachkönigs an und kämpft so mit Sornehan, welcher, durch den Glanz seiner Kleidung geblendet, leicht besiegt wird, worauf Agravain und Gueret ihre Freiheit wieder erlangen.

Diese Geschichte befindet sich auch mit geringer Abweichung in dem Prosaromane von Lancelot du Lac [2, fol. 99.], in welchen sie wahrscheinlich aus der eben erwähnten versifizierten Erzählung aufgenommen worden ist [186]. —

Hiermit [187]) hätten wir denn von den Romanen der Tafelrunde, der ältesten Klasse der Ritterbücher, den erforderlichen Bericht erstattet und ich darf glauben, daß der Leser durch die bereits gegebenen Auszüge eine Idee von der Beschaffenheit dieser Werke gewonnen, sowie demgemäß erkannt haben wird, daß sie in denjenigen Punkten äußerst mangelhaft sind, welche wir als die wichtigsten in dem Material der erdichteten Erzählung erkannt haben. So ist die Neuheit der Ereignisse keinesweges groß, da die meisten derselben denjenigen versifizierten Romanen entnommen wurden, die den Prosabearbeitungen vorangiengen. Wenn wir jedoch die Originale und deren Nachahmungen zusammen betrachten, so finden wir, daß die darin enthaltenen Vorfälle in solcher Verbindung bis dahin noch nie dem Publikum waren geboten worden und in jeder Beziehung einen vollkommenen Gegensatz zu den griechischen Romanen bilden. Da ferner die Dichtungen aus dem Sagenkreise der Tafelrunde gleich allen andern Ritterbüchern voller Geschichten von Riesen und Zauberern sind, so haben sie natürlich auf eigentliche Wahrscheinlichkeit keinen Anspruch und selbst diejenige Art von Wahrscheinlichkeit, die wir in den Handlungen und dem Verfahren unirdischer Wesen erwarten, wird öfter verletzt als beobachtet. Auch nimmt der jetzige Leser an den offenbaren Anachronismen und geographischen Verstößen, welche die Ritterromane entstellen, nicht geringen Anstoß und Butler hat im Hudibras diese so wie ähnliche Absurditäten auf höchst treffende Weise lächerlich gemacht, indem er sagt [Part. II. C. 1. v. 12sqq.]

„Geraubt sind da oft alle Frau'n,
Und Ritter, schnell wie Blitz, zu schau'n;
Und oft, wenn Eifersucht sie drückt,
Sind alle Ritter wie verrückt;
Oft der Geographie zum Tort
Fliegt ein ganz Land von seinem Ort;
Die Hand sich Vor- und Nachwelt reicht,
Und Früh'res oft dem Spätern weicht."

Die Geschichte wird ohne Ausnahme in der Person des Autors erzählt und die Romanschreiber haben vielleicht verständig gehandelt, diese Einrichtung zu treffen; denn da stets die Thaten so vieler Ritter zu berichten sind, so durften sie die Erzählung derselben nicht füglich der Hauptperson in den Mund legen, da diese mit Abenteuern, an denen sie meist gar keinen Theil nimmt, keineswegs genau bekannt sein kann. Die Geschichte wird ferner nie wie in den griechischen Romanen in der Form eines epischen Gedichtes fortgeführt und in der Mitte der Handlung an-

gefangen, sondern beginnt ganz eigentlich mit dem Ei der Leda, d. h. mit den Abenteuern des Vaters oder Großvaters des Helden, und schließt, nachdem sie durch einen Zeitraum von zwanzig oder dreißig Jahren ausgesponnen worden mit dem Tode des Helden, oder damit, daß er sich in eine Einsiedelei zurückzieht, oder schleppt uns auch wohl noch durch eine Reihe von Nachkommen. Auch wird das Interesse zu sehr getheilt und die Titelrolle ist nicht immer die bedeutendste; denn der Held erscheint und verschwindet wie ein Geist, und wir verlieren ihn zu rasch, als daß wir ihn für die Hauptperson der Erzählung sollten halten können. In den griechischen Romanen beschleunigen oder hemmen alle Ereignisse die Lösung der Fabel; in den Ritterbüchern hingegen herrscht ein gänzlicher Mangel an Einheit des Plans, welcher den Leser hindert, die Geschichte im Geiste weiter fortzuführen, und die Aufmerksamkeit zerstreut. Ja ich glaube, daß in den versifizierten und den wenigen schon ursprünglich in Prosa verfaßten Romanen der Autor nie darüber im Klaren war, wo er stehen bleiben müßte; er hatte sich weder einen Umriß der Geschichte entworfen, noch sich einen Schluß vorgesetzt, zu welchem die isolirten Abenteuer hinführen sollten.

Was nun diejenigen Eigenschaften betrifft, welche man die Zieraten der erdichteten Erzählung nennt, so sind die Charaktere der Helden nicht gehörig schattirt, noch von einander unterschieden. Der Held ist jedoch stets interessanter als die Heldin; was allerdings sonderbar erscheinen muß, wenn wir bedenken, daß diese Romane zu einer Zeit geschrieben wurden, wo gänzliche Ergebenheit gegen die Frauen das Wesen des Ritterthums ausmachte, und daß in den griechischen Romanen ganz das Gegentheil Statt findet, obgleich zur Zeit der Abfassung derselben das weibliche Geschlecht eine sehr untergeordnete Rolle im gesellschaftlichen Leben spielte. Im Perceval tritt dieser Ritter sehr häufig auf, dahingegen Blanchefleur sehr selten. Einige Romane, wie z. B. Meliadus, haben gar keine Heldin, und die Geliebte des Lancelot so wie die des Tristan sind Frauen von höchst ausschweifenden Sitten.

In all' diesen Werken ist ferner von ausgesprochenen bestimmten Gesinnungen nur sehr wenig anzutreffen, und vielleicht wäre ein häufigerer Ausdruck derselben in dieser Art von Dichtungen nicht ganz am rechten Orte gewesen; denn, wie Frau von Staël sehr richtig bemerkt: „l'honneur et l'amour agissaient sur le coeur de l'homme comme la fatalité chez les anciens, sans qu'on réfléchit aux motifs des actions, ni que l'incertitude y fut admise.“

Der größte Reiz der Ritterromane besteht also in dem Zauber des Styls und der Schönheit der Beschreibungen. In der Einfachheit der altfranzösischen Sprache liegt nämlich Etwas, was in keiner andern anzutreffen sein möchte, und überdies ist durch ein sorgfältiges Lesen jener Werke, in denen sich dieselbe in ihrem größten Reichthume und ihrer größten Schönheit zeigt, ein genauerer Einblick in die Etymologie der englischen Sprache zu gewinnen.

Herr von Sainte Palaye [s. Hist. de l'acad. des Inscr. vol. XVII, p. 787 sqq.] rühmt es ganz besonders, daß diese Werke den Arbeiten des Genealogen viel Licht zu gewähren vermögen und auch hinsichtlich des Fortschrittes der Künste unter unsern Vorfahren nicht geringe Belehrung darbieten. Dieser Schriftsteller war jedoch für diese Art von Büchern enthusiastisch eingenommen und gleich andern Enthusiasten geneigt die Wichtigkeit und den Werth derselben zu übertreiben. Zwar kann man wohl zugeben, daß die Ritterromane als Sittengemälde und Erzeugnisse der Einbildungskraft in einem gewissen Stadium des geistigen Fortschrittes interessant sind; mit Ausnahme dieses Umstandes jedoch und des durch die naive Sprache gelegentlich gewährten Vergnügens darf man wohl behaupten, daß der abgeschmackteste Roman der Gegenwart eben so viel Unterhaltung gewährt wie sie, und ihnen, was den Punkt der Belehrung betrifft, nicht eben sehr nachsteht.

Auch werden sich diejenigen, welche sich mit den Sitten des chevaleresken Zeitalters die höchste Reinheit verbunden zu denken pflegen, beim Lesen jener Werke sehr enttäuscht finden; ja man kann sagen, daß viele derselben in ihrer sittlichen Tendenz höchst tadelnswerth erscheinen. In einigen, wie z. B. Perceforest, sind einzelne Stellen anstößig, in andern hingegen, wo der Held unter Billigung Aller mit dem Weibe seines Freundes oder Königs ein Liebesverständniß unterhält, ist die ganze Tendenz verwerflich. In einem von den besten derselben, dem Tristan nämlich, füllt der Liebeshandel dieses Ritters mit der Königin Isolt, der Gemahlin seines Wohlthäters und Oheims, den ganzen Roman aus. Die Buhlereien des Lancelot und der Genevra aber, oder

die kalte hartherzige Untreue des Artus von Bretagne brauche ich wohl nicht erst zu erwähnen, so daß Ascham [in seinem Schoolmaster ed. 1589 fol. 25.] nicht ohne Wahrheit und Naivetät sagt: „Das ganze Vergnügen dieser Bücher beruht besonders auf zweien Punkten, auf offenem Mord und schamlosen Unflätereien, da in diesen Büchern diejenigen für die edelsten Ritter gelten, welche ohne irgend einen Anlaß die meisten Menschen todt schlagen und durch die verschmitztesten Ränke den schändlichsten Ehebruch üben, wie Sir Lancelot mit dem Weibe des Königs Arthur, seines Herrn, Sir Tristram mit dem Weibe des Königs Mark, seines Oheims, Sir Lamerock mit dem Weibe des Königs Lot, welche seine eigene Base war. Das ist hübsches Zeug für verständige Leute, um darüber zu lachen, oder für ehrbare Leute, um daran Vergnügen zu finden."

Viertes Capitel.

Ritterbücher aus dem Sagenkreise Karl's des Großen und seiner Pairs. — Chronik des Turpin. — Huon de Bordeaux. — Guerin de Monglave. — Gallien Rhetoré. — Milles et Amys. — Jourdain de Blaves. — Ogier le Danois etc.

Wir haben oben gesehen, daß die Ritterromane aus dem Sagenkreise Arthur's und der Tafelrunde großentheils aus der Geschichte Geoffrey's von Monmouth hervorgiengen. Jetzt nun liegt es uns ob, zu untersuchen, was für einen Einfluß die dem Erzbischof von Rheims und Zeitgenossen Karls des Großen Turpin oder Tilpin fälschlich zugeschriebene Chronik auf die fabelhaften Erzählungen von diesem Kaiser und seinen Paladinen ausgeübt hat.

Die genannte Chronik giebt nämlich zwar vor, daß sie von Viennes in der Dauphiné aus an einen Dechant von Aquisgranum (Aachen), Namens Leoprand, gerichtet worden sei, sie wurde jedoch in Wahrheit nicht vor dem Ende des elften oder Anfang des zwölften Jahrhunderts geschrieben; den Verfasser derselben scheint man nicht bestimmt zu kennen, obschon Einige muthmaßen, es sei ein Kanonikus in Barcelona gewesen, der seine Arbeit dem Turpin unterschob [s. Gräße 262 ff.].

Dies Werk nun handelt, wie allgemein bekannt, von dem Zuge Karls des Großen nach Spanien. Einige französische Schriftsteller haben freilich in Abrede gestellt, daß er je in diesem Lande gewesen; indeß genügt die Autorität Eginhards, um diese Thatsache festzustellen. Es scheint daher gewiß, daß um das Jahr 777 einer der zahlreichen Fürsten, unter welche zu jener Zeit die spanischen Provinzen getheilt waren, Karl um Beistand anrief, daß dieser, unter dem Vorwande seinen Bundesgenossen gegen die Angriffe seiner Nachbarn zu schützen, seine Eroberungen über einen großen Theil Navarra's und Arragons ausdehnte, und endlich daß Karl bei seiner Rückkehr nach Frankreich durch den verrätherischen Angriff eines unerwarteten Feindes eine theilweise Niederlage erlitt. Diese einfachen Ereignisse nun haben zu der berühmten Schlacht bei Roncesvalles und den andern extravaganten Erdichtungen, welche Turpins Chronik enthält, Veranlaßung gegeben.

Karl der Große nämlich hatte, wie dieselbe erzählt, nach der Eroberung Britanniens, Italiens, Deutschlands und vieler anderer Länder, endlich beschlossen sich einige Ruhe zu gönnen, wenn schon die Sarazenen noch nicht ausgerottet waren. Indem er jedoch glücklicherweise gern die Sterne anzuschauen pflegte [155]), so nahm er einst zur Zeit, wo er jene Absicht hegte, in einer Nacht eine Sterngruppe wahr, welche ihren Pfad an dem friesischen Meere begann und über Deutschland und Frankreich nach Galizien fortzog. Da sich dies Phänomen wiederholte, so erweckte es die Aufmerksamkeit Karls, der indeß über die Bedeutung desselben keine irgend vernünftige Vermuthung aufzustellen vermochte. Was sich

sich aber den Nachforschungen des Kaisers beim Wachen entzogen hatte, das wurde ihm in einer Vision hinlänglich erklärt. Es erschien ihm nämlich im Schlafe eine Gestalt, die sich ihm als der Apostel Jakobus vorstellte und ihm mittheilte, daß die Wanderung der Planeten die Eroberung Spaniens bedeute; außerdem fügte der Apostel noch hinzu, daß ihn selbst einst der König Herodes getödtet, sein Körper aber lange in Galizien verborgen gelegen hätte. „Daher bin ich höchlich erstaunt, fuhr der heilige Jakobus fort, daß Du **mein** Land noch nicht von dem Joche der Sarazenen befreit hast.“ Diese Besitzergreifung Spaniens von Seiten des Apostels war allerdings etwas wunderlich, gleichwohl machte ihm Karl sein Anrecht darauf nicht streitig. Letzterer scheint indeß hinsichtlich seines Gedächtnisses in keinem besonders guten Rufe gestanden zu haben und daher gebraucht der Apostel die Vorsicht, seine Aufforderung in den zwei darauf folgenden Nächten zu erneuen.

In Folge dieser wiederholten Ermahnungen zieht Karl mit einem großen Heere nach Spanien [C. 1.] und belagert Pampelona. Drei Monate lang liegt er vor dieser Stadt ohne sie erobern zu können, „denn, sagt die Chronik, sie war uneinnehmbar“; nach Verlauf dieser Zeit jedoch nimmt er seine Zuflucht zum Gebete, worauf die Mauern dem Beispiele ihrer schwankenden Vorgänger zu Jericho folgen. Denjenigen von den Sarazenen, welche die christliche Religion annehmen, wird das Leben geschenkt, die Uebrigen aber, die in ihrem Irrglauben verharren, werden getödtet. Karl begiebt sich hierauf nach dem Grabe des Apostels Jakobus und bezeugt demselben seine Ehrfurcht, während Turpin die Freude hat einer großen Anzahl der umwohnenden Galizier das Bad der heiligen Taufe zu verleihen [C. 2.].

Die Hauptabsicht des letztgenannten Bischofs und seines Gebieters war aber die Vernichtung aller Götzen, die sie nur irgend entdecken konnten: ein Beginnen, welches unter einem Volke, das Abgötterei im höchsten Grade verabscheut, eine sehr große Geduld im Nachforschen erfordert haben muß. Endlich waren alle diese Bilder ausgerottet, mit Ausnahme jedoch eines einzigen, welches sich hartnäckig in Cadir behauptete und nicht zerbrochen werden konnte, weil es von einer ganzen Schaar Teufel bewohnt wurde [C. 4.].

Demnächst gründet Karl eine Anzahl Kirchen und verleiht ihnen großen Reichthum: welche Geschenke dann später von einem Nachfolger, der ihn als sein Vorbild pries, sehr nachdrücklich zurückgefordert wurden [C. 5.].

Kaum ist hierauf Karl nach Frankreich zurückgekommen, so bemächtigt sich ein tapferer Heide Namens Aigolandus wieder des ganzen Landes, so daß der französische Monarch sich genöthigt sieht, mit einem großen Heere umzukehren, dessen Oberbefehl er dem Milo, dem Vater Rolands überträgt [C. 6.]. Während also diese Schaaren bei Bayonne lagern, stirbt ein Soldat, Namens Romanicus, nachdem er einem seiner Verwandten aufgetragen, sein Roß zu verkaufen und das Geld dafür unter die Geistlichen und die Armen zu vertheilen. Jener verkauft nun zwar allerdings das Pferd, jedoch verthut er das Geld in Zechgelagen. Nach dreißig Tagen erscheint ihm aber der Verstorbene, der diese ganze Zeit über war im Fegefeuer festgehalten worden, macht dem treulosen Testamentsvollstrecker Vorwürfe wegen der üblen Verwendung der Almosengelder und theilt ihm mit, er könne sich darauf verlaßen, im Laufe des folgenden Tages in der Hölle zu sein. Während nun der Soldat am nächsten Morgen diese unangenehme Nachricht seinen Kameraden mittheilt, wird er von einer Schaar Dämonen durch die Lüfte geführt und gegen einen Felsen geschmettert als Vorschmack der spätern Strafe [C. 7.].

Hierauf folgt eine lange Erzählung von dem Kriege mit Aigolandus, der anfangs nur aus Scharmützeln zwischen kleinern oder größern Haufen von jeder Partei besteht, endlich jedoch erfolgt eine Hauptschlacht, in welcher **vierzig tausend** Christen nebst dem Oberbefehlshaber Milo und dem Rosse Karls erschlagen werden. Am nächsten Tage indeß sehen sich die Franzosen durch **vier tausend** Krieger von der italienischen Küste verstärkt, so daß Aigoland nach einer andern Gegend der Halbinsel flieht und Karl nach Frankreich zurückkehrt [C. 8.].

Aigoland spielt nun den Krieg nach Gascogne, an der Spitze eines Heeres von Moabitern, Aethiopern, Parthern und Afrikanern [C. 9.]. Hierbei ereignet es sich in der Nähe von Sanctona (Saintonge), wie dies auch schon in dem vorhergehenden Kriege geschehen war, daß einige Christen vor einer großen Schlacht ihre Speere gegen Abend in den Boden stoßen und sie den

nächsten Morgen mit Baumrinde und Laub geschmückt finden: welches für die Besitzer dieser Waffen ein Vorzeichen war, daß sie in Kurzem die Krone des Märtyrerthums erlangen würden [C. 10.]. Aigoland wird hierauf mit Verlust von vier Tausend seiner Krieger geschlagen und flieht nach Pampelona. Karl folgt ihm mit einer Armee von 134,000 Mann [C. 11.], und bei dieser Veranlaßung erhält der Leser einen Nachweis der vornehmsten Krieger, unter denen sich auch die Namen Roland, Reinhold (Rinaldo), Olivier und Ganalon befinden [189]). Vor Pampelona angelangt erhält Karl eine Botschaft von Aigoland, der um einen Waffenstillstand anhält bis sein Heer vollkommen kampffertig erscheinen würde [C. 12.]. Da ihm dies gewährt wird, so stattet er Karl in der Zwischenzeit einen Besuch ab und ist sehr erstaunt sich in arabischer Sprache, die nämlich Karl in Coletus (Toulouse) erlernt hatte, als Usurpator angegriffen zu hören. Er erwidert nun zwar, daß auch sein Gegner weder ein persönliches, noch ein von seinen Vorfahren abstammendes Recht auf den spanischen Thron habe; indeß entgegnet Karl, daß er das Land zur Ausbreitung der christlichen Religion erobern müsse. Diese Antwort verursacht eine theologische Disputation zwischen den beiden Monarchen, welche mit dem Entschluß endet, an dem nächstfolgenden Tage mit hundert Kriegern gegen hundert und mit tausend gegen tausend zu streiten. Aigoland wird in dieser seltsamen Kampfweise überwunden und willigt ein, sich mit seinem Volke taufen zu lassen [C. 13.]. Zu diesem Behufe kommt er den Tag darauf zu Karl und findet diesen bei einem Trinkgelage, während dreizehn nackte Bettler, welche auf der Erde sitzen, das Fest mit ansehen. Der naseweise Heide fragt, was für Leute dies wären, und Karl erwidert ziemlich unglücklich, sie wären das Volk Gottes und stellten die Apostel vor: in Folge welchen Bescheides Aigoland dem Kaiser mittheilt, daß er mit einem solchen Glauben nichts zu thun haben wolle [190]) [C. 14.].

Am darauffolgenden Tage kommt es demgemäß zu einer offenen Feldschlacht, in welcher Aigoland, der nur 100,000 Krieger hat, von seinem Gegner, der ihm um 34,000 Mann überlegen ist, gänzlich geschlagen und selbst auch getödtet wird: woraus augenscheinlich erhellte, daß Karl die Repräsentanten der Apostel auf die gehörige Weise bewirthet hatte [C. 15.].

Demnächst führt der französische Monarch einen Krieg gegen Furra, einen Fürsten von Navarra. Da es nun einst zu einer Schlacht kommen soll, so fleht Karl, daß das Zeichen des Kreuzes auf der Schulter derer erscheinen möchte, welche prädestinirt wären in dem Kampfe zu fallen. Um aber die Beschlüsse der Vorsehung zunichte zu machen, schließt Karl diejenigen Krieger, welche in Folge seines Gebetes, auf die genannte Weise waren bezeichnet worden, in sein Betzimmer ein; indem er jedoch aus der Schlacht, in welcher er den Feind besiegt hatte, zurückkehrt, findet er alle unter Verschluß befindlichen Krieger todt, im Belaufe von einhundert und funfzig: woraus die Gottlosigkeit seiner Vorsicht deutlich erhellte [C. 17.].

Während seines Aufenthaltes in Navarra berichtet man ferner dem Kaiser, daß ein syrischer Riese von Prima-Qualität Namens Ferracutus (der Ferraù der Italiener) [191]) in Nagera erschienen wäre. Dieser Bursche besaß, wie gesagt, ganz ungewöhnliche Dimensionen, denn er war zwölf Ellen hoch, sein Gesicht eine Elle lang und seine Nase maß eine volle Spanne. Sobald nun Karl bei Nagera anlangte, schlug dieser unbeholfene Patron einen Zweikampf vor; jedoch spürte Karl, nachdem er ihn persönlich in Augenschein genommen, so wenig Lust dazu, daß er den Antrag ablehnte. Ogier der Däne wird daher als Kämpe für die Christen erwählt; allein der Riese schiebt ihn unter einen seiner Arme und trägt ihn fort nach der Stadt. Nachdem er es mit einer ganzen Reihe von Rittern ebenso gemacht, tritt endlich Roland gegen ihn auf. Der Sarazene beginnt seinen Angriff wie gewöhnlich damit, daß er seinen Gegner vom Pferde zieht und mit ihm davon reitet, bis Roland ihn aus allen Kräften beim Kinne packt und beide zu Boden fallen. Sobald sie wieder im Sattel sind, schlägt der Ritter, während er den Heiden zu tödten gedenkt, jedoch nur dem Rosse desselben den Kopf ab. Da Ferraù nun zu Fuß kämpfen muß, so versetzt ihm Roland einen Streich auf den Arm und schlägt ihm das Schwert aus der Hand; worauf der Riese das Pferd seines Gegners durch einen Faustschlag tödtet. Alsdann kämpfen beide zu Fuß und mit den Schwertern bis gegen Abend, wo Ferraù eine Unterbrechung des Streites bis zum nächsten Tage begehrt.

Am folgenden Morgen nimmt Roland Zuflucht

zu einer neuen Waffe, er bedient sich nämlich gegen seinen Feind einer ungeheuren Keule, mit der er aber nicht mehr ausrichtet, als mit dem leichtern Schwerte. Die Kämpen greifen sich demnächst mit Steinen an; als jedoch diese Kampfart am hitzigsten ist, wird Ferraù, da Riesen von Natur gern schlafen, gleichfalls vom Schlafe überwältigt und begehrt wiederum einen Waffenstillstand. Sobald er sich zur Ruhe niedergelegt, schiebt ihm sein ritterlicher Gegner einen Stein unter den Kopf, damit er so sanfter schlafe. Da er erwacht, nimmt Roland die Gelegenheit wahr ihn zu fragen, woher es komme, daß er weder Schwert noch Keule fürchte. Der Riese, der mehr Stärke als Klugheit besessen haben muß, erklärt ihm das ganze Geheimniß, indem er ihm mittheilt, daß er überall unverwundbar sei, ausgenommen am Nabel. Ferraù richtet seinerseits an ihn einige weniger ersprießliche Fragen in Betreff seines Namens, Geschlechts und Glaubens. Letzterer Gegenstand weckt in Roland die Hoffnung einen Proselyten machen zu können, und er beginnt ihm die Glaubensartikel auseinander zu setzen. Der Riese eröffnet die Disputation damit, daß er die Möglichkeit, Drei seien Eins, in Frage stellt; jedoch Roland besiegt seine arithmetischen Skrupel durch eine Reihe scharfsinniger Erläuterungen, wie z. B. daß eine Mandel eine einzige Frucht ist, jedoch aus drei Dingen besteht, aus der Hülse, der Schaale und dem Kerne. Der Gegner erwidert, daß es ihm jetzt zwar ganz klar sei, wie Drei Eins ausmachten, daß er jedoch Anstoß daran nehme, wie eine Jungfrau gebären könne. Roland macht ihn daher darauf aufmerksam, daß ihm dies nicht auffälliger scheinen dürfe, als die ursprüngliche Schöpfung Adams. Der Riese giebt sich auch hierin rasch zufrieden, vermag aber nicht zu begreifen, wie ein Gott sterben könne; er scheint jedoch eben so wenig im Stande gewesen zu sein die hierauf bezüglichen Argumente zu widerlegen, als er die frühern Punkte hatte anzugreifen vermocht, und verschanzt sich hinter einer Behauptung, die er für seine letzte Vertheidigungswehr hält, daß nämlich ein gestorbener Gott nicht wieder lebendig werden könne. Roland entgegnet, er sehe darin nichts Unmögliches, da Elias und Elisa ohne Weiteres nach ihrem Tode wieder auflebten und die todten Jungen einer Löwin nach drei Tagen durch den Hauch ihrer Mutter wieder lebendig gemacht werden könnten. Roland durfte nun wohl ohne Zweifel erwarten, daß das Schlagende dieser letzten Erklärung das Bekehrungswerk vollenden würde; wie sehr mußte er sich daher getäuscht sehen, als der hartnäckige Sarazene durch sein Begehren, die Schwerter an der Besprechung Theil nehmen zu laßen, bewies, daß sein Kopf für Beweise ebenso unzugänglich war, wie sein Körper für die unvergleichliche Schneide Durindana's. In dem darauffolgenden Kampfe macht nun Roland von der Belehrung, die er in Betreff des verwundbaren Theils seines Gegners erhalten hat, den nöthigen Gebrauch, und da er diesen in Folge dessen erschlägt, so unterwirft sich demgemäß auch die Stadt Nagera den Waffen Karls [C. 18.].

Hierauf erhält der französische Monarch Nachricht, daß Ebraim, König von Sibilia (Sevilla), welcher aus der Schlacht bei Pampelona entkommen war, bei Cordova lagere und gesonnen sei ihm Widerstand zu leisten. Karl marschirt daher ohne Zeitverlust nach dem Süden Spaniens. Als sein Vortrab sich den Feinden nähert, so zeigt es sich, daß letztere Larven mit Bärten tragen und Hörner an ihre Köpfe befestigt haben, sowie daß jeder von ihnen eine Trommel in den Händen hält, auf die er aus allen Kräften losschlägt. Die Rosse, an eine solche Maskerade ganz und gar nicht gewöhnt, werden daher sogleich scheu und verursachen in dem Heere der Christen große Verwirrung, so daß dieses sich nur mit großer Schwierigkeit nach einer nahen Anhöhe zurückziehen kann. Am Tage darauf jedoch läßt Karl vor dem Angriffe den Rossen die Augen verbinden und die Ohren mit Wachs verstopfen. Diese bewunderungswürdige List oder ars mirabilis, wie sie die Chronik nennt, raubt dem kriegerischen Präludium des Feindes seine Wirkung und verleiht Karl den Sieg. — Ein ähnliches Mittel wird bei gleicher Veranlaßung in dem versifizierten Romane von Richard Löwenherz [Ellis Metr. Rom. vol. III. p. 267 sqq.] durch diesen in Anwendung gebracht. —

Die Eroberung von Cordova ist die unmittelbare Folge des Sieges Karls, und da nun Spanien gänzlich bezwungen ist, so trifft Letzterer eine geziemende Eintheilung dieses Landes. Er verleiht Navarra den Britten, Castilien den Franzosen und Aragonien den Griechen, während er den Flamländern Andalusien und Portugal zuweist [C. 19.].

Nach dem Berichte von dieser Vertheilung bringt der Geschichtschreiber auf recht passende Weise eine Beschreibung des Aeußern seines Helden und der Eigenschaften seines Magens an. Was die Persönlichkeit Karls betrifft, so besaß er dunkles Haar, eine rothe Gesichtsfarbe, ein strenges Ansehen, aber eine anmuthige, zierliche Gestalt. Letzteres erhellt auch in der That aus den Dimensionen seines Körpers, denn er hatte dicke Beine, acht Fuß Höhe und einen hervorragenden Bauch. Sein täglicher Bedarf an Speise, obgleich fast unglaublich, übertraf jedoch kaum den Ludwigs XIV., von dessen Lebensweise in den Walpoliana [192]) ein Bericht aufgetischt worden ist. Bei Nacht wurde Karl von 120 Rechtgläubigen [orthodoxi] bewacht, welche, in drei Wachen abgetheilt, einander ablösten, indem zehn zu Häupten, zehn zu den Füßen und eben so viele auf jeder Seite des schlafenden Monarchen standen, wobei ein Jeder von ihnen ein gezogenes Schwert in der einen und eine brennende Fackel in der andern Hand hielt [C. 21.].

Als Karl auf seinem Rückwege nach Frankreich bis Pampelona gekommen war, fiel es ihm ein, daß er in Spanien noch zwei Sarazenenkönige gelaßen hatte, nämlich den Marsirius (den nämlichen, welcher im Ariost bei der Belagerung von Paris durch Agramant gegenwärtig ist) und seinen Bruder Beligandus, der gemeinschaftlich mit ihm in Cäsaraugusta (Saragossa) herrschte. Zu diesen Ungläubigen schickt er daher den Ganalon (der Verräther Gano [193]) der italienischen Dichter), damit er ihnen die Nothwendigkeit, daß sie Tribut bezahlten und die Taufe empfiengen, klar machen solle. Sie übersenden Karl eine Quantität süßen Weines und tausend Houris, bestechen aber zu gleicher Zeit den Gesandten, damit er seinen Herrn verrathe. Ganalon berichtet demgemäß bei seiner Rückkehr in's Lager, daß Marsirius geneigt sei Christ zu werden und Tribut zu zahlen. Im Vertrauen hierauf trifft Karl auf seinem Rückmarsch nach Frankreich eine Disposition, durch welche er die Hälfte seiner Armee verliert. Er selbst nämlich passirt die Pyrenäen wohlbehalten mit einem Theile seines Heeres. Die andere, zwanzig tausend Mann starke Abtheilung desselben unter dem Befehle Rolands wird jedoch ganz unerwartet in den Engpässen von Roncesvalles durch eine Streifschaar von funfzigtausend Sarazenen angegriffen und mit Ausnahme Rolands und weniger Ritter in Stücke gehauen [194]) [C. 22.].

Nachdem sich die Hauptarmee der Heiden zurückgezogen, entdeckt Roland einen einzelnen Sarazenen, den er an einen Baum bindet [C. 23.]. Nach dieser That besteigt er eine Anhöhe und bläst sein Elfenbeinhorn, wodurch er etwa hundert Christen, die Trümmer seines Heeres, um sich sammelt. Obschon nun die Heiden mit geringem Verluste ihrer selbst seine Krieger von zwanzig tausend auf hundert reduzirt hatten, so verzweifelt Roland gleichwohl nicht daran, das feindliche Heer zu besiegen. Er kehrt mit seiner kleinen Schaar zu dem Sarazenen zurück, den er festgebunden, und droht ihn zu tödten, wenn er ihm nicht den König wiese. Der Sarazene giebt einem so eindringlichen Zureden nach und zeigt ihm Marsirius, der sich durch die Farbe seines Rosses und seinen runden Schild auszeichnete. Roland stürzt unter die Heiden und erschlägt ihren König; was Beligand veranlaßt, sich mit seiner Armee nach Saragossa zurückzuziehen. In diesem glänzenden Kampfe fallen die hundert Christen und ihr Anführer Roland erhält eine schwere Wunde. Indem dieser nun in einem Walde umherirrt, kommt er allein an den Eingang des Passes von Cisera, wo er von seinen Wunden erschöpft und voll Kummer über den Verlust seines Heeres sich am Fuße eines Baumes niederwirft. Um sich zu stärken beginnt er eine lange Anrede an sein Schwert Durindana, welches er mit allen Superlativen der lateinischen Sprache begrüßt. „Fortitudine firmissime, capulo eburneo candidissime, cruce aurea splendidissime" etc. [195]).

Der sterbende Held bläst hierauf sein Horn mit solcher Macht, daß es berstet [196]). Auch Karl, zu jener Zeit in Gascogne, vernimmt deutlich den Schall desselben, und wünscht seinem Neffen zu Hülfe zu eilen; jedoch Ganalon macht ihn glauben, daß Roland nicht in Gefahr sein könne und sich nur in den Wäldern mit Jagen belustige. Das Blasen des Horns bringt indeß den Theodorich, den einzigen überlebenden Ritter zu Roland, welcher übrigens am Morgen jenes Tages von gewissen Priestern das Abendmahl empfangen und gebeichtet hatte; denn dies war, wie die gelehrte Chronik uns mittheilt, der stete Gebrauch der Ritter, ehe sie in die Schlacht giengen. Der Held hat nun also nichts weiter zu thun, als vor seinem Hinscheiden ein langes

Gebet zu verrichten [C. 24. — Ueber Roland überhaupt vgl. Gräße S. 293 ff.].

In demselben Augenblicke gerade stand Turpin vor König Karl und las Messen für die Seelen einiger unlängst verstorbenen Personen, wobei er, wie er dem Leser mittheilt, den Gesang der Engel vernahm, welche Roland in den Himmel hinauftrugen. Zu gleicher Zeit zog eine Schaar von Dämonen vor dem Erzbischof vorüber und ließen ihn wissen, daß sie mit der Seele eines gewissen Marsirius auf dem Wege nach Gehenna wären, daß aber Michael mit einer Schaar Engel den Trompeter (Roland nämlich) in die Höhe trügen. (Tubicinem virum cum multis Michael fert ad superna). Da Niemand an der Richtigkeit so glaubwürdiger Aussagen zweifeln konnte, so verkündigte Turpin dem französischen Monarchen den Tod seines Neffen; dieser kehrt sogleich nach Roncesvalles zurück und erhebt daselbst eine gelehrte Klage bei den irdischen Ueberresten Rolands, indem er ihn mit Samson, Saul, Jonathan und Judas Makkabäus vergleicht; worauf er den Leichnam mit Balsam, Myrrhen und Aloe einbalsamirt [C. 25.].

Karl denkt nun zunächst daran sich an den Heiden zu rächen, und um ihn dazu noch mehr anzutreiben, bietet ihm die Sonne dieselbe Ermuthigung, die sie einst dem Josua gewährt. Auf diese Weise erreicht er die Sarazenen während sie noch in der Nähe von Saragossa an den Ufern des Ebro ausruhen, und tödtet von ihnen tausend, eine Lieblingszahl dieses Schriftstellers, worauf er nach Roncesvalles zurückkehrt. Dort zieht er das Benehmen Ganalon's in genaue Untersuchung, und da der Kämpe dieses Verräthers in dem veranstalteten Zweikampfe fällt, so wird der Letztere an die vier wildesten Rosse des Heeres festgebunden und so in Stücke gerissen [C. 26.].

Hierauf folgt ein Bericht, auf welche Weise die Christen die Leichname ihrer Freunde aufbewahrten und wie endlich jede Art von Mumien begraben wurde [C. 27.] [197]).

Nach der Rückkehr des Kaisers nach Paris theilt ihm der heilige Dionysius in einem Traume mit, daß Allen, die in Spanien gefallen, ihre Sünden vergeben worden wären, und nimmt diese Gelegenheit wahr, beiläufig zu erwähnen, daß die, so Geld zum Bau seiner Kirche hergäben, gleicher Gnade würden theilhaft werden. Wer ferner freiwillig zu diesem Zwecke beisteuerte, ward von jeglicher Leibeigenschaft frei; weswegen Gallien von der Zeit an „Frankreich" (Reich der Franken d. i. der Freien) hieß [C. 31.].

Da Karls Gesundheit bei dem Feldzuge in Spanien sehr gelitten hatte, so begab er sich zum Gebrauche der warmen Bäder nach Leodium (Lüttich), wo er einen Palast baute und denselben mit Gemälden seiner Kriege in Spanien ausschmücken ließ. Nun geschah es eines Tages, daß während Turpin, der sich in Vienne aufhielt, vor dem Altar das Hochamt feierte, eine Schaar von Dämonen, welche in dieser Geschichte die Neuigkeitsboten zu sein scheinen, mit ungewöhnlicher Schnelligkeit vor ihm vorüberzogen. Auf Befragen erfährt er von einem derselben, der einem Aethiopier glich und hinter den übrigen herflog, daß sie sämmtlich bei dem Tode Karls gegenwärtig sein und seine Seele eiligst nach dem Tartarus bringen wollten. Turpin bittet, daß sie nach Verrichtung ihres Geschäfts ihm alsbald Nachricht davon bringen möchten; was die Teufel ihrem Versprechen getreu, auch wirklich thun, sich jedoch zu dem kränkenden Geständnisse gezwungen sehen, daß ein kopfloser Gallier [St. Dionysius] nach gehöriger Abwägung der Sünden und Verdienste Karls sie der erwarteten Beute beraubt und die Seele in einer ganz andern Richtung, als sie beabsichtet, fortgeführt hätte. Vierzehn Tage darauf langt ein besonderer Bote oder Expresser in Vienne an und bestätigt die Aussage der Dämonen in Bezug auf den Tod Karls: ein Verlust, der nicht unerwartet gekommen sein kann, da Sonne und Mond vor seinem Hinscheiden sechs Tage lang eine schwarze Farbe angenommen und so seine Unterthanen auf dieses Ereigniß vorbereitet hatten. Außerdem war sein Name von selbst aus einer Inschrift in einer Kirche verschwunden und eine hölzerne Brücke über den Rhein, deren Bau sechs Jahre gedauert, kurz vorher durch innerliches Feuer verzehrt worden.

Turpin schließt mit einer Bemerkung, welche wahrscheinlich die Moral des ganzen Werkes bilden soll, nämlich, daß es dem, welcher auf Erden eine Kirche baut, im Himmel nicht an einem Palast fehlen kann [C. 32. — Vergl. Gräße S. 268.].

Ich habe von der absurden Chronik Turpins diese genaue Analyse gegeben aus Rücksicht auf die gewohnliche Meinung, daß sie auf die Ritterbücher aus dem Sagenkreise Karls des Großen

und in Folge dessen auf die glänzenden Denkmäler des menschlichen Geistes, welche die italienischen Dichter errichtet, einen bedeutenden Einfluß ausgeübt habe [Vgl. Gräße S. 264 ff.].

Man kann jedoch nicht umhin zu bemerken, daß in diesem Werke wenige Ereignisse vorkommen, welche den Geist romantischer Dichtung athmen. Wir begegnen darin keinen Schlössern, keinen Drachen, keinen verliebten Rittern und keinen bedrängten Fräulein. Die Chronik ist angefüllt mit Kriegen im größten Maßstabe und mit den theologischen Controversen der Anführer der Sarazenen und Christen. Ja man kann wohl sagen, der Feldzug Karls sei besonders nach den Kriegen Josua's gemodelt worden. Jericho und Pampelona fallen auf gleiche Weise in die Hände der Belagerer, die List des Marsirius gleicht der der Gibeoniten, und die Sieger vertheilen die eroberten Länder auf ähnliche Weise unter die Ihrigen. Zwar werden in dem Werke Turpin's viele Wunder erzählt, jedoch ähneln sie mehr denen der Mönchslegenden als den schönen Dichtungen der Romantik. Letztere müssen also den oben bestimmten Prinzipien nach aus andern Quellen entsprungen sein, obgleich der historische Stoff, der in einigen Romanen aus dem Sagenkreise Karls des Großen enthalten ist, aus Turpins Chronik hergenommen sein mag. Es ist bezweifelt worden, daß die italienischen Dichter Turpin direkt benutzt haben; denn Ariost z. B. citirt ihn als Quelle bei Geschichten, die er mit keinem einzigen Wort erwähnt und welche die ungereimtesten und unglaublichsten in seinem Werke sind; sowie auch Voltaire späterhin in der Pucelle d'Orleans [Ch. 8 in.] das Onus probandi [198]) auf den Abt Trithemius wirft. So heißt es in dem Rasenden Roland:

„Es schreibt Turpin: Kaum kamen sie zurück
Zum Atlas-Paß, so wurden dieser Schaaren
Gesammte Rosse Stein' im Augenblick" u. s. w.
Ges. 44. St. 23.

Bojardo, dessen verliebter Roland, in seiner ursprünglichen Gestalt, das ernsthafteste aller romantischen Gedichte Italiens ist, nennt scherzhafterweise die Chronik Turpins seine wahre Geschichte, wie auch Cervantes sein vorgebliches Original bezeichnet:

„Turpins wahrhaftige Geschichte sagt,
Es herrschte einstens in dem fernen Osten" u. s. w.
[Verliebter Roland Ges. 1. St. 4.]

Die Ereignisse in dem Morgante Maggiore des Pulci nähern sich noch am meisten der Chronik Turpins, dennoch behauptet Crescimbeni, daß jener Vater der romantischen Poesie sie nie gesehen [199]). Der Schluß des Morgante scheint jedoch fast ganz aus Turpin abgeschrieben; denn Gano wird daselbst als Gesandter an den König Marsilio geschickt um einen Vertrag mit ihm abzuschließen; er schreibt hierauf verrätherischerweise an den Kaiser, daß Marsilio bereit sei, Tribut zu zahlen und bittet Karl seine Paladine nach Roncesvalles zu schicken um denselben in Empfang zu nehmen. Dort aber werden sie von den Sarazenen angegriffen; Roland bläst sein Horn, allein Gano macht erst Karl glauben, daß sein Neffe jage; beim dritten Schalle des Horns begiebt sich indeß Karl nach Spanien, findet aber Roland bereits todt. Hierauf belagert Karl Saragossa und nimmt es ein und Gano wird bei seiner Rückkehr nach Frankreich von vier Pferden zerrissen. Alle diese Umstände gleichen der Chronik Turpins mehr als irgend einem aus derselben geschöpften Roman; denn offenbar ist der französische Roman Morgante [s. Gräße S. 364.] nicht das Original des italienischen Gedichtes, sondern nur eine Uebersetzung desselben. —

Welchen-Antheil aber auch immer Turpins Werk an den italienischen Gedichten haben mag, jedenfalls macht die große Bekanntheit und Beliebtheit desselben wahrscheinlich, daß es auf die Romane aus dem Sagenkreise Karls des Großen, oder doch wenigstens auf die metrischen Erzählungen, aus denen sie unmittelbar hervorgiengen, einigen Einfluß ausübte. Denn Turpin wurde im vierzehnten Jahrhundert allgemein gelesen und mit Abänderungen und Zusätzen verschiedene Mal in's Französische übertragen. Von diesen Uebersetzungen ist die erste von Michel de Harnes, welcher unter Philipp August lebte [200]), und die darauffolgende von Gaguin, der Bibliothekar Karls VIII. war [s. Hist. Litter. de la France 4. p. 209.]. Es gab auch eine Anzahl französischer Bearbeitungen in Versen, welche mit der Originalchronik fast gleiches Alter besaßen.

Unter der Regierung des heiligen Ludwig erschien ein metrischer Roman über die Thaten Karls des Großen von einem unbekannten Verfasser, der besonders von den Kriegen des Letztern mit den Sachsen und ihrem berühmten

Herzog Guiteclin (Witekind) handelt [s. Gräße S. 291].

Um die Zeit Philipps des Kühnen verfaßte Girard oder Girardin von Amiens einen versifizierten Roman von den Thaten Karls des Großen in drei Büchern. Das erste derselben erzählt eine frühere Flucht Karls unter dem angenommenen Namen Maine [201]) zu dem Könige von Toledo Galafre, dessen Tochter er heirathet, nachdem er die Feinde ihres Vaters besiegt: eine Geschichte, welche in einem viel spätern Romane in Bezug auf Karl Martel berichtet wird. Das zweite Buch enthält seine Kriege in Italien gegen Didier (Desiderius) den König der Lombarden und weicht von der beglaubigten Geschichte Karls des Großen nicht eben bedeutend ab. Das dritte Buch ist eine metrische Uebertragung der Chronik Turpins [vergl. Gräße S. 311 cf. 334, 6.].

Fast zu derselben Zeit berichtete ein anderer voluminöser Roman in Versen von den Vorbereitungen Karls zu seinem Zuge in's heilige Land und die Abenteuer einiger seiner Ritter, die vorausgezogen waren. Von der Eroberung Palästina's wird jedoch nichts gesagt, auch längnen alle glaubwürdigen Geschichtschreiber, daß je ein solches Unternehmen Statt gefunden, obgleich viele von den abgeschmackten fabelhaften Chroniken des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts davon sprechen [202]).

Es giebt auch noch ein anderes Werk, welches der Chronik Turpins einigermaßen gleicht und nach der Histoire Literaire de la France im Jahre 1015 geschrieben wurde, während der Graf Caylus die Abfassung desselben unter die Regierung Ludwigs IX setzt. Es trägt den Titel Philumena, welcher Name von dem eines vorgeblichen Geheimschreibers Karls des Großen herstammt; in Wirklichkeit wurde es jedoch von einem Mönche der Abtei Grasse geschrieben. Es erzählt die Thaten des Kaisers gegen die Mauren in Spanien, beschäftigt sich aber hauptsächlich mit der Geschichte und den Wundern der Abtei, deren Gründung der Verfasser Karl dem Großen zuschreibt [203]).

In den Reali di Francia, einer alten italienischen Chronik, finden wir einen fabelhaften Bericht von den ersten Perioden der französischen Monarchie vor der Zeit Karls des Großen, von den ersten Thaten des Letztern und den Liebeshändeln Milo's, Rolands Vaters, mit Bertha, der Schwester des Kaisers [204]).

Es gab auch viele französische Romane in Versen über die Paladine Karls des Großen. Die nordischen Skalden nämlich, welche Rollo nach Frankreich folgten, brachten ihre heimatlichen Sagen mit, wie z. B. die auf Ogier den Dänen und andere Helden des Nordens bezüglichen, welche nachher in die Rittererzählungen aufgenommen wurden. Die frühesten französischen Romane in Versen bezogen sich, wie wir gesehen, auf Arthur; als aber die Normandie unter die Herrschaft der Könige von Frankreich gekommen war und letzteres Land anfieng England mit eifersüchtigen Augen anzusehen, welches nur das Vorspiel zu offener Feindseligkeit bildete, so vertauschten die einheimischen Minstrels ihr bi heriges Thema, nämlich das Lob der Ritter der Tafelrunde mit einem willkommneren Gegenstande, nämlich den Paladinen Karls des Großen. Im dreizehnten Jahrhunderte verfaßte Adenez, der eine Art von gekröntem Dichter Heinrichs III., Herzogs von Brabant war, den metrischen Roman L'Enfance d'Ogier le Danois; und um die nämliche Zeit ungefähr schrieb Huon de Villeneuve die noch berühmtern Dichtungen Regnauld de Montauban, Doolin de Mayence, Maugis d'Aigremont und Quatre fils Aymon.

Die oben erwähnten alten Chroniken und versifizierten Romane kann man als die Quellen betrachten, welche den frühesten Verfassern der Prosaromane aus dem Sagenkreise Karls des Großen den Stoff lieferten; jedoch wenn sie auch die Idee zu seinem Zuge nach Spanien und in das heilige Land mögen hergegeben haben, so scheinen die Verfasser der genannten Prosaromane gleichwohl ihrer Phantasie einen freiern Spielraum gelassen zu haben und den versifizierten Erzählungen ihrer Vorgänger weniger sklavisch gefolgt zu sein, als die Verfasser der Romane aus dem Sagenkreise Arthurs. Sie fügten Ereignisse hinzu, welche die Schöpfungen ihrer eigenen Phantasie waren und schmückten ihre Träume mit den speciosa miracula [205]), die von den Märchen Arabiens oder aus der nordischen und klassischen Mythologie herstammten. Ferner werden den Romanhelden häufig Dinge zugeschrieben, welche eigentlich ihre Ahnen oder Nachkömmlinge betreffen, und daher haben viele von den Vorfällen, die in der romantischen Geschichte von Karl dem Großen erzählt werden, historische Wahr-

heit mit Bezug auf Karl Martel. Als nämlich der Ruhm des Letztern durch den Namen Karls des Großen verdunkelt ward, übertrugen die Gesänge der Minstrels und die Legenden der Mönche die Thaten des armorikanischen Häuptlings auf seinen berühmtern Nachkommen [vergl. Gräße S. 270 ff.].

Aus den alten Chroniken und metrischen Romanen, aus den Thaten verschiedener einzelner Helden, die einem einzigen zugeschrieben wurden, und aus den Ausschmuckungen, welche die Phantasie des Verfassers und der Zauber der romantischen Dichtung hinzuthaten, entsprangen also die furchtbaren Produktionen, mit denen wir im Begriff sind uns einzulaßen und welche die zweite Abtheilung der Ritterromane ausmachen.

War es nun aber schon schwierig die Zeit der Abfassung der Ritterbücher aus dem Sagenkreise der Tafelrunde zu bestimmen, so ist dies bei denen, die sich auf Karl den Großen beziehen, noch weit mehr der Fall.

Huon de Bourdeaux
[Gräße S. 346],

obgleich bereits im dreizehnten Jahrhundert von Huon de Villeneuve in Versen abgefaßt [206]) [(jedoch Gräße S. 435 Anm. *)], soll gleichwohl in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht viel älter als die Erfindung der Buchdruckerkunst sein, da keine Handschriften von demselben vorhanden sind. Zwar heißt es am Schluße des Romanes, daß er auf den Wunsch des Charles Seigneur de Rochfort geschrieben und am 29. Januar 1454 beendet worden sei, indeß vermuthet man, daß der Schluß des Romanes etwas jünger sei als der erste Theil desselben. Die älteste Ausgabe ist in Folio ohne Jahreszahl, und die zweite in Quart 1516. Außerdem giebt es auch noch verschiedene Ausgaben des Originalromans aus späterer Zeit. Huon de Bordeaux scheint aber nicht nur unter den Franzosen, sondern auch unter andern Nationen ein Lieblingsbuch gewesen zu sein, und die von Lord Berners unter der Regierung Heinrichs VIII. verfaßte Uebertragung in's Englische hat drei Auflagen erlebt; außerdem hat er den Stoff zu einem der schönsten Gedichte der deutschen Literatur geliefert.

Da die Ereignisse in Wielands Oberon mit denen in dem altfranzösischen Romane fast ganz übereinstimmen und ersterer (in England durch die vortreffliche Uebertragung Sotheby's) allgemein bekannt ist, so scheint es mir nicht nothwendig, von dem Romane eine so genaue Analyse zu geben, als er sonst wegen seines Alters, seiner Eigenthümlichkeit und seiner Schönheit wohl beanspruchen könnte.

Charlot, der Sohn des Kaisers Karl, welcher auf Antrieb böser Rathgeber den Plan entworfen hat, sich der Besitzungen Huons und seines Bruders Girard zu bemächtigen, legt diesen einen verrätherischen Hinterhalt, während sie sich aus ihrem Herzogthume Guyenne zum Kaiser begeben um ihm den Lehnseid zu leisten. Da nun Huon, wenngleich nur im Vertheidigungskampfe den Lieblingssohn seines Gebieters tödtet, so kann er die Verzeihung desselben bloß unter der wunderlichen Bedingung erlangen, daß er sich nach dem Hofe des sarazenischen Amirals oder Emirs Gaudisse, der in Bagdad herrschte, begebe, vor diesen Monarchen, während er sich bei Tische befinde, trete, den Kopf des Pascha's, der zu seiner Rechten sitze, abschlage, seine Tochter dreimal küsse und dem Kaiser Karl eine Locke aus dem weißen Barte des Sarazenen und vier seiner besten Backenzähne als Tribut desselben überbringe.

Bevor nun Huon diese Excursion unternimmt, begiebt er sich erst nach Rom, wo sein Oheim, der Papst, ihm räth, zuvörderst eine Pilgerfahrt nach Palästina zu unternehmen und dann den übrigen Theil seines Zuges auszuführen.

Nachdem Huon diesen Rath befolgt und das heilige Grab besucht hat, macht er sich auf den Weg nach der Küste des rothen Meeres, irrt jedoch in einem Walde umher, woselbst er bis zu Ende des dritten Tages von Früchten und Honig lebt, dann aber einem Greis mit ganz weißem Barte begegnet, der eine riesige Statur besitzt und was Kleidung betrifft zwar nackt, übrigens aber mit langen Haaren bedeckt ist. Dieser ancien preudhomme, wie er genannt wird, redet Huon in einem besondern Dialekte der französischen Sprache an und theilt ihm mit, daß sein Name Gerasmes, er selbst aber Bruder des Bürgermeisters (Prevost) von Bourdeaux sei; er war nämlich in einer Schlacht mit den Sarazenen in Gefangenschaft gerathen, jedoch wieder aus der Sklaverei entkommen, und da er viel savoir vivre besaß, so hatte er als kluger Mann vorgezogen, in jenem Walde und in seiner damaligen behaglichen Lage dreißig Jahre zuzubringen.

Gerasmes theilt Huon mit, daß aus jener Wildniß zwei Straßen nach den Staaten des Emirs Gaudisse führen, die eine vierzig Tagereisen lang, die andere weniger langweilig jedoch im höchsten Grade gefährlich, da sie durch den von Oberon bewohnten Wald führe, welcher die Ritter, so sein Gebiet zu betreten wagen, in Kobolde und Thiere mancherlei Art zu verwandeln pflege.

Da unser Held sich, wie sich von selbst versteht, zu Gunsten des gefährlichsten Weges entscheidet, so dringt er und Gerasmes in den dichtesten Theil des besagten Waldes ein. Nachdem sie einen Pfad in demselben ziemlich weit verfolgt haben, setzen sie sich fast erschöpft vor Hunger unter einer Eiche nieder, zu einer Zeit da gerade Oberon, der dem Anscheine nach, ein Kind von vier Jahren aber von wunderbarer Schönheit war, in einem von Edelsteinen blitzenden Gewande durch den Wald paradirt. Der Zwerg redet Huon und dessen Begleiter an, erregt jedoch voll Zorn über ihr Stillschweigen ein furchtbares Unwetter. Huon versucht durch das Dickicht zu entkommen, wird aber bald von Oberon eingeholt, der den Sturm beschwichtigt und ein Zauberhorn bläst, was die Begleiter Huons in krampfhafte Fröhlichkeit und Tanzlust versetzt. Oberon, welcher endlich aufhört das Horn zu blasen, knüpft mit dem Ritter eine Unterhaltung an und beginnt einen genauen Bericht von seinem Stammbaume, indem er ihm mittheilt, daß er der Sohn des Julius Cäsar und einer Fee ist, welche Gebieterin der verborgenen Insel (heutzutage Cefalonia) war, woselbst sie den römischen Feldherrn, als er sich nach Thessalien begab um Pompejus anzugreifen, bei sich aufnahm. Bei seiner Geburt waren ihm viele seltene Eigenschaften verliehen worden, eine boshafte Fee jedoch, beleidigt darüber, daß man sie nicht eingeladen bei diesem Ereignisse gegenwärtig zu sein, hatte ausgesprochen, daß seine Leibesgestalt nach seinem dritten Lebensjahre nicht mehr zunehmen solle [vergl. S. 89, b.]. Oberon betheuert ferner für Huon und dessen ganze Verwandschaft einen hohen Grad von Achtung zu hegen, als Beweis wovon er sogleich einen prächtigen Palast zum Empfange Huon's hervorzaubert und diesen daselbst mit einem herrlichen Bankett bewirthet, wobei er selbst in vollstem Prunke die Honneurs macht. Nach Beendigung des Mahles schenkt er dem Ritter einen Becher, der sich in den Händen eines ehrlichen Mannes von selbst mit Wein füllte, ferner auch das Horn aus Elfenbein, welches, wenn man es sanft blies, einen Jeden, dessen Charakter nicht frei von allem Tadel war, zum Tanzen zwang, und wenn es stark geblasen wurde, Oberon selbst nebst hunderttausend Kriegern zur Hülfe herbei brachte.

Im Besitze dieser kostbaren Gaben, macht sich Huon nun wieder auf den Weg. Nachdem er einige Tagereisen weiter gezogen ist, langt er in der Stadt Tourmont an, die, wie er findet, von einem seiner Oheime regiert wird. Dieser hatte nämlich in seiner Jugend eine Bußfahrt nach Jerusalem unternommen, war aber in die Sklaverei des Emirs Gaudisse gefallen und als Lohn für seine Abtrünnigkeit vom christlichen Glauben zum Statthalter einer sarazenischen Stadt ernannt worden. In dieser Stadt erweckt Huon allgemeine Aufmerksamkeit dadurch, daß er alle Arme der Stadt vermittelst seines Zauberbechers bewirthet. Dieser Umstand verschafft dem Ritter auch einen Besuch von seinem abtrünnigen Oheime, welchem er sich als sein Neffe vorstellt und seinen mit Wein gefüllten Becher überreicht; da jedoch sein Verwandter einen lasterhaften Charakter besitzt, so verschwindet der Inhalt des Gefäßes alsbald. Der Renegat empfängt nun seinen Neffen mit anscheinender Freundlichkeit, sinnt aber insgeheim auf dessen Tod. Demgemäß ladet er ihn und Gerasmes zu einem prächtigen Gastmahle ein, befiehlt indeß einem seiner Aga's in dem Vorzimmer Wachen aufzustellen, welche bereit sein sollen, über die Christen herzufallen. Der Aga war jedoch von Geburt ein Franzose, und da der Vater Huon's sich in seiner Jugend freundlich gegen ihn erwiesen, so füllt er das Vorzimmer mit christlichen Gefangenen an, die er in Freiheit gesetzt hat, so daß der Befehl des Verräthers zum Angriffe auf Huon das Zeichen zu einem allgemeinen Gemetzel der Heiden ist. Der Emir entkommt gleichwohl, zieht Soldaten zusammen und belagert seinen Neffen, der sich in dem Palast befindet. Da Huon seine Lage hinlänglich kritisch erachtet, um Oberon zum Beistande herbeizurufen, so bläst er sein Horn, und während die Belagerer mit wunderbarer Behendigkeit tanzen, werden die Christen durch eine Armee von hunderttausend Mann verstärkt, als deren Generalissimus Oberon erscheint. Die Truppen des Apostaten werden sogleich in Stücke gehauen

und er selbst getödtet, worauf Huon sich zur Weiterreise anschickt. Oberon giebt ihm nun noch einige Rathschläge in Betreff seiner Fahrt und warnt ihn besonders, sich nicht dem Thurme des Angoulaffre, zu nähern, eines grausamen Riesen, welcher nur dann besiegt werden konnte, wenn sein Gegner einen gewissen Panzer anhatte, der sich aber unglücklicherweise in der Gewalt des Ungeheuers befand.

Huon nimmt jedoch seinen Weg gerade nach diesem Thurme, und indem er ihn betritt, während der Riese eben schläft, legt er den so wichtigen Panzer an, weckt hierauf den Burgherrn und tödtet ihn mit Hülfe einer Dame, die sich in dem Thurme in Gefangenschaft befindet und in ihrem Befreier einen Verwandten entdeckt.

Huon benutzt diesen Sieg dazu, sich in den Besitz eines Ringes zu setzen, welchen Gaudisse dem Riesen als Tribut übersandt hatte. Hierauf entläßt er Gerasmes nebst seinen übrigen Begleitern und indem er auf dem Rücken Malebran's, eines der dienstbaren Geister Oberon's, über einen Arm des rothen Meeres setzt, langt er endlich zu Babylon (Bagdad) in Arabien an, woselbst Gaudisse residiert.

Huon betritt den Palast des Emirs, begiebt sich in den Saal, woselbst Letzterer eben in Gesellschaft einiger tributärer Sultane bankettirt, und unterbricht die Freuden der Tafel dadurch, daß er den König von Hyrkanien, welcher der Bräutigam Esclarmonde's, der Tochter des Emirs ist, und damals gerade zur Rechten seines zukünftigen Schwiegervaters sitzt, um einen Kopf kürzer macht. Demnächst erfüllt Huon auf den Lippen der Prinzessin den zweiten Theil seiner Mission und verkündet schließlich seine Absichten auf den Bart und die Backenzähne des Emirs. Dieser Potentat nun war bei einem so unerwarteten Antrage und bei einem an seiner Tafel so ungewöhnlichen Benehmen in ziemlicher Verlegenheit wegen einer Antwort. Huon jedoch, welcher den Ring des Angoulaffre vorzeigt, wird anfangs mit ziemlicher Geduld angehört; als er indeß erwähnt, wie er in den Besitz desselben gekommen, so besiehlt der Emir sich seiner zu bemächtigen. Huon vertheidigt sich anfangs mit großem Muthe und tödtet viele von den Angreifern, zuletzt aber unterliegt er der Uebermacht. Auch hilft es ihm nichts, daß er seine Zuflucht zu dem Horne nimmt, denn an dem ersten Thore hatte er sich für einen Muselmann ausgegeben, welche Lüge das Horn seiner Kraft beraubt, da der Ritter von diesem Augenblicke an aufgehört hatte, untadelhaft zu sein. Er wird also mit Ketten beladen und in einen Kerker geworfen, woselbst ihn der Emir erst die Qualen des Hungers und der strengsten Gefangenschaft will erleiden lassen, um ihn so für den ihn erwartenden Feuertod gehörig vorzubereiten. Huon erhält jedoch von der schönen Esclarmonde Speise und Trank, sowie viele tröstende Besuche, welche ihm um so angenehmer gewesen sein mußten, da er sich keiner anderen Ansprüche auf die Gunst dieser Prinzessin bewußt sein konnte, als daß er ihrem Bräutigam den Kopf abgeschlagen, ihren Vater beschimpft und den Leibwächtern desselben das Lebenslicht ausgeblasen hatte.

Nach einigen zärtlichen Unterhaltungen nun, erklärt sich Esclarmonde bereit den christlichen Glauben anzunehmen: sowie auch in vielen anderen Romanen aus dem Sagenkreise Karls des Großen der Beistand, welchen sarazenische Prinzessinnen christlichen Rittern angedeihen laßen und der Verrath, den sie um ihrer Liebhaber willen gegen ihre Väter oder Brüder ausüben, den Hauptstoff ausmachen; wobei man freilich bedenken muß, daß die muhamedanische Religion das schöne Geschlecht sehr stiefmütterlich bedacht hat.

In Folge dieses Einverständnisses also und um Huon gegen die ihn bedrohenden Gefahren sicher zu stellen, meldet der Kerkermeister dem Emir, daß der Gefangene vor zwei Tagen gestorben und in dem Gefängnisse begraben worden wäre.

Um diese Zeit nun langt Gerasmes, den wir bei dem Thurme des Angoulaffre zurückgelaßen, in Bagdad an und entwirft im Vereine mit Esclarmonde einen Plan zur Befreiung Huon's. Die Prinzessin war bereits eine so wüthende Christin geworden, daß sie Huon erklärte, „que n'est homme que plus Je hais que l'amiral Gaudisse mon pere, pource qu'il ne croit en nostre seigneur Jhesu Christ.“ Ja, ihr Haß hatte eine solche Höhe erreicht, daß sie darauf beharrte, ihr Vater solle im Schlafe ermordet werden. — „A l'heure de minuit Je vous meneray en la chambre de mon pere; vous le trouverez dormant, puis incontinent le occirez: Et quant a moy, Je vueil bien estre la premiere qui le premier coup lui baillera.“ Diese Pläne nun werden auch noch durch den Einfall des Bruders Angoulaffre's, Namens Agrapard,

unterstützt, welcher an der Spitze einer furchtbaren Armee die Hauptstadt betritt, dem Emir mehrfache und wie es scheint unbegründete Vorwürfe darüber macht, daß er den Tod jenes Riesen nicht gerächt, und ihm die Alternative stellt, einen dreifachen Tribut zu zahlen oder seine Krone niederzulegen.

Da der Emir Niemand an seinem Hofe finden kann, der den Kampf mit Agrapard bestehen will, so verwünscht er seine Götter mit ziemlicher Ausführlichkeit; indeß hilft ihm dies nichts, und Esclaremonde benützt diese Gelegenheit zu dem Geständnisse, daß Huon noch am Leben ist. Der Ritter wird daher aus dem Kerker hervorgezogen und Gaudisse verspricht, daß im Falle Huon seinen Gegner überwältige, er sich nicht nur den Bart zerraufen laßen, sondern sich auch einer theilweisen Auszîehung seiner Backenzähne unterwerfen wolle. —

Huon besiegt hierauf den Riesen, schlägt jedoch alsdann dem Emir vor, daß er statt seinen Bart und seine Zähne plündern zu laßen, lieber Christ werden solle. Da aber Gaudisse dieser Abänderung des Vertrages keinen Geschmack abgewinnen kann, so befiehlt er Huon zu ergreifen, welcher nun im Vertrauen darauf, daß seine langen Leiden Oberon besänftigt haben würden, das Horn mit der erforderlichen Vehemenz bläst. Die Muthmaßung des Ritters wird durch den Erfolg gerechtfertigt; der Elfenkönig erscheint mit einem furchtbaren Heere und der Kopf des Emirs wird von unsichtbarer Hand abgeschlagen. Demgemäß werden Bart und Zähne eine leichte Beute des Siegers, und Oberon selbst näht sie dem zur Stelle befindlichen Gerasmes, ohne ihm irgend zu schaden, in die Seite. Huon beladet hierauf zwei Schiffe mit den Schätzen des Emirs und geht mit Esclaremonde nach Italien unter Segel, nachdem ihn Oberon mit den stärksten Strafen bedroht hat, wenn er sich etwa beifallen laßen sollte die ehelichen Freuden zu genießen, ehe er den nöthigen Segen des Priesters erhalten.

In den meisten Romanen ist es der Fall, daß wenn ein höheres Wesen einen Sterblichen in seinen Schutz nimmt, Letzterer irgend einen Beweis seines Gehorsams geben muß, diesen aber gewöhnlich verletzt, und die daraus entspringenden Unfälle eine endlose Reihe von Ereignissen nach sich ziehen. Was nun Huon betrifft, so scheint er von Oberon niemals einen Befehl erhalten zu haben, ohne demselben gerade entgegen zu handeln. Gerasmes, welcher das Schicksal der Liebenden voraussieht, segelt in einem der Schiffe nach Frankreich, indem er in seiner Seite den kostbaren Schatz des Bartes und der Backenzähne mit sich nimmt. Kaum hat er daher das Schiff verlaßen, in welchem Huon und Esclarmonde sich befinden, so verursacht ihr Benehmen einen Sturm, welcher lärmender ist, als die Beschreibung des jüngsten Dichters. Das Schiff scheitert an einer wüsten Insel, auf welcher die Liebenden eine Zeit lang umherirren, und sich auf's Neue des Vergehens schuldig machen, welches den letzten Orkan verursacht hatte. Obschon sie auf festem Lande sind, dürfen sie gleichwohl die Gebote Oberon's nicht ungestraft übertreten. Es langt nämlich eine Schaar Seeräuber auf der Insel an und einer derselben, ein ehemaliger Unterthan des Emirs Gaudisse, erkennt Esclarmonde auf der Stelle. Die Piraten binden nun Huon an einen Baum, laßen ihn auf der Insel zurück, und segeln alsdann mit der Prinzessin, in der Hoffnung einer großen Belohnung, nach der Hauptstadt des Yvoirin, Emirs von Montbrant und Oheims der Esclarmonde. Obwohl nun Huon sich nicht in dem Schiffe befindet, erhebt sich gleichwohl wieder ein Sturm, der es an die Küste von Anfalerne treibt. Der Kapitän legt in einem der Häfen dieses Landes an, und Galafre, der König desselben, kommt an Bord. Da Jener sich weigert, ihm die Prinzessin zu überliefern, so läßt Galafre die ganze Schiffmannschaft hinrichten, und nur Einem derselben gelingt es nach Montbrant zu entkommen. Esclarmonde wird hierauf nach dem Serail geführt und erfährt daselbst, daß sie sich bereit halten müsse, ihrem neuen Gebieter ihre Hand zu reichen. Sie giebt indeß vor, daß sie erst vor Kurzem gelobt, zwei Jahre lang keusch zu bleiben, und der Emir verspricht ihr, dies Gelübde zu respektieren.

Inzwischen wird Oberon von den Unglücksfällen Huon's gerührt und gestattet dem bereits oben erwähnten Geiste Malebron dem Ritter zu Hülfe zu eilen. Dieser Abgesandte nimmt Huon auf den Rücken und setzt ihn in dem Gebiete Yvoirin's ab, woselbst jedoch Huon, da die Gnade des Elfenkönigs sich nicht so weit erstreckt, daß er ihn mit Nahrung und Kleidung versehen hätte, Lebensmittel suchend in dem Lande umherirrt, bis er endlich auf einer Wiese einen alten Mann antrifft, der tüchtig darauf los ißt. Dieser war

ehemals am Hofe des Emirs Gaudisse Spielmann gewesen, und kommt nun mit Huon überein, daß Letzterer ihm seine Harfe und Quersack tragen, dafür aber Nahrung und Kleidung erhalten solle. Gleich denselben Abend langen sie am Hofe Yvoirin's an, und der alte Spielmann giebt so glänzende Proben seiner Kunst, daß alle Hofleute ihn mit Geschenken überhäufen. Auch sein Begleiter erweckt große Aufmerksamkeit und spielt auf Befehl Yvoirin's mit der Tochter desselben eine Partie Schach, unter Bedingungen, welche einen starken Beweis davon liefern, daß der Emir auf die Geschicklichkeit seiner Tochter das größte Vertrauen setzte, oder daß die Ehre seiner Familie ihm wenig am Herzen lag. Die Prinzessin nun, welche sich während des Spieles in Huon verliebt, läßt sich absichtlich matt machen; wogegen Letzterer, dessen fester Entschluß es ist, seiner geliebten Esclarmonde treu zu bleiben, sein erworbenes Recht gegen eine Summe Geldes aufgiebt. — „Et la pucelle sen alla moult dolente et courroucee et dist en elle mesme: ha maulvais cueur, failly de Mahom, soys confondu, car si J'eusse sceu que autre chose n'eusses voulu faire, Je te eusse matte, si en eusses eu le chief tranche.“

Unterdeß hatte Yvoirin bereits lange vorher erfahren, daß seine Nichte sich in der Gewalt Galafre's befände, und demgemäß die Auslieferung derselben verlangt. Da ihm diese verweigert wurde, so hatten die Feindseligkeiten zwischen beiden Sultanen ihren Anfang genommen. Der Tag nach der Ankunft Huon's am Hofe Yvoirin's war zu einem Einfalle in das feindliche Gebiet bestimmt worden, und Huon, welcher den Anlaß zu dem Kriege erfährt, hat daher jeglichen Grund, Yvoirin aus allen Kräften beizustehen; er verschafft sich in Folge dessen einige rostige Waffen, besteigt einen alten Klepper, und obgleich nur so übel ausgerüstet, trägt er gleichwohl durch seine Tapferkeit hauptsächlich zu der Niederlage Galafre's bei.

Der besiegte Monarch findet jedoch eine unerwartete Hülfe. Man wird sich nämlich erinnern, daß Gerasmes den Ritter und seine Dame in sehr bedenklichen Umständen zurückgelaßen, und die Liebenden sich so rasch nach der Abreise ihres Freundes vergessen hatten, daß das Schiff, in welchem Gerasmes sich befand, die volle Wuth des Sturmes erfuhr, der das Fahrzeug Jener scheitern machte. Er wurde daher von seinem Wege verschlagen und nachdem ihn der Sturm lange Zeit umhergeworfen, hatte er in dem Hafen von Anfalerne Zuflucht gesucht. Ihm also theilt der König die ungünstige Lage seiner Angelegenheiten mit, und ersucht ihn einen Krieger der Armee Yvoirin's zum Zweikampfe herauszufordern. Gerasmes willigt ein, verläßt Anfalerne mit einigen befreundeten Christen, und findet sich bald darauf im Kampfe mit Huon. Sie erkennen einander indeß im Verlaufe des Kampfes, und Gerasmes schlägt ihm mit rascher Entschlossenheit vor, ihre Waffen zu vereinigen und über die Ungläubigen herzufallen. Die kleine Schaar der Christen richtet demgemäß in dem Heere der Sarazenen ein furchtbares Gemetzel an, zieht hierauf mit größter Schnelligkeit nach der Hauptstadt Galafre's und bemächtigt sich derselben.

Letzterer scheint jedoch an nicht minder rasches Handeln gewöhnt gewesen zu sein, als die Christen; er vereinigt daher die Trümmer seiner Armee mit denen Yvoirin's, und bittet diesen, sie gegen Huon zu führen und ihm wieder zu dem Besitze seiner Hauptstadt zu verhelfen. Allein Galafre ist trotz seines Bundesgenossen ebenso unglücklich, wie er allein gewesen. Die vereinigte Armee wird in ihrem Angriffe auf die Stadt gänzlich zurückgeschlagen, und nachdem auch Esclarmonde aus ihrer Gefangenschaft im Serail befreit worden, bemächtigen sich die Christen der Schätze Galafre's und schiffen sich am Bord eines Schiffes ein, in welchem der ehemalige Bürgermeister von Bourdeaux mit mehr Glück als Wahrscheinlichkeit während der Belagerung angelangt war. Huon landet hierauf wohlbehalten in Italien, und sieht sich endlich zu Rom in aller Form mit Esclarmonde vereint. Sein Bruder Girard jedoch, der sich in seiner Abwesenheit in den Besitz des Herzogthums gesetzt hatte und dasselbe mit beispielloser Tyrannei regierte, legt ihm einen Hinterhalt auf seinem Wege nach dem Hofe des Kaisers. Girard macht nämlich seinem Bruder in der Abtei St. Maurice, wo dieser sich einige Tage unterwegs aufhält, einen scheinbar freundlichen Besuch. Da er indeß von Huon das Geheimniß des in Gerasmes's Seite enthaltenen Schatzes erfährt, so überfällt er den Letztern auf seinem Wege nach Paris, öffnet ihm die Seite, nimmt Bart und Backenzähne heraus, und sendet ihn nebst seinem Gebieter und Esclarmonde in Fesseln nach Bourdeaux. Hierauf

eilt der Verräther nach Paris, und theilt dem Kaiser mit, daß sein Bruder den Zweck seiner Fahrt nicht erfüllt hat, bei welcher Gelegenheit er um die Belehnung mit dem Herzogthume bittet. Der Kaiser begiebt sich nun nach Bourdeaux, worauf sich Huon daselbst vor den Gerichtshof der Pairs gestellt und nach langen Debatten endlich durch das Votum des Kaisers verurtheilt sieht. Er selbst und Gerasmes sollen geviertheilt, Esclarmonde aber lebendig verbrannt werden. Karl schiebt die Hinrichtung bis Mittag auf, damit er während der Tafel seine Augen daran weiden könne, den Mörder seines Sohnes bestraft zu sehen. Das Schauspiel soll nun eben beginnen, als plötzlich die Thüren des Saales, in welchem der Kaiser sitzt, von einer furchtbaren Armee besetzt werden; eine glänzende Tafel wird aufgerichtet und über die des Kaisers erhöht, worauf Oberon unter dem Schalle von Trompeten und Cymbeln in den Saal tritt, während zugleich die Fesseln den Gefangenen von den Händen und Füßen fallen und sie sich in prächtige Gewänder gekleidet sehen. Oberon wirft dem Kaiser seine Ungerechtigkeit vor, und droht ihm, seine geheimsten Verbrechen zu offenbaren; endlich schließt er damit, daß er die von dem Emir errungenen Trophäen produziert, und Girard der für Huon bestimmten Strafe überliefert. Hierauf zieht sich der Elfenkönig mit derselben Feierlichkeit zurück, mit welcher er erschienen war, nachdem er Huon und Esclarmonde aufgefordert, ihm in seinem Zauberreiche ihre Aufwartung zu machen. —

Hiermit endet die Geschichte Huon's von Bourdeaur vollständig; jedoch knüpft sich an dieselbe noch eine lange Fortsetzung, die von einem verschiedenen Verfasser zu sein scheint, offenbar aber viel später geschrieben ist, als das Hauptwerk, von dessen Inhalt wir so eben eine Uebersicht gegeben. In diesem nun beginnt Huon, wie wir gesehen, seine Thaten damit, daß er den Sohn des Kaisers Karl erschlägt; in der Fortsetzung eröffnet er seine neue Laufbahn auf ähnliche Weise, indem er dem Sohne Thiery's, des Kaisers von Deutschland, den Kopf abhaut. Dieser Monarch unternimmt daher einen Rachezug nach Guienne, und obgleich Huon sich einige Zeit lang glücklich vertheidigt, so macht er sich doch endlich auf den Weg nach dem Osten um den Bruder Esclarmonde's um Hilfe zu bitten, da er sich, trotzdem daß er den Vater desselben erschlagen und seine Schwester verführt hatte, gleichwohl glaubt an ihn wenden zu können. Während seiner Abwesenheit wird jedoch Bourdeaux erobert, Gerasmes getödtet und Esclarmonde als Gefangene nach dem Hofe des deutschen Kaisers geführt, woselbst Letzterer sie mit Liebesanträgen verfolgt.

Inzwischen sieht sich Huon auf seiner Fahrt nach Asien von einem furchtbaren Sturme überfallen, nach dessen Nachlaßen das Schiff von einem reißendschnellen und unwiderstehlichen Malstrom in einen gefährlichen Strudel fortgerissen wird. In der Mitte der Wogen sieht Huon einen Menschen schwimmen, und da derselbe herzzerreißende Klagen ausstößt, so befiehlt der Ritter die Segel einzuziehen, um seine Neugier befriedigen zu können. Der Schwimmer thut ihm hierauf zu wissen, er sei Judas Ischariot und dazu verdammt, bis an's Ende aller Tage in diesem Strudel umhergeworfen zu werden, ohne irgend andern Schutz gegen die Wuth der Elemente als ein kleines Stück Tuch zu haben, welches er einst bei Lebzeiten einem Armen geschenkt [207]). Auch empfiehlt Judas dem Ritter sich alle erdenkliche Mühe zu geben, damit er aus dem Strudel herauskomme. Seiner Ermahnung gemäß werden auch alle Segel beigesetzt, das Schiff benützt einen günstigen Wind, und steuert auf eine ferne Küste los, woselbst man etwas erblickt, was ein kleines Haus in einem Walde zu sein scheint. Nachdem man nun vier Tage lang darauf zugesegelt ist, so zeigt es sich, daß die gesehenen Gegenstände ein Palast von wunderbarer Größe und Pracht sowie die Maste zahlloser Schiffe sind, die an dem Magnetberg [208]), worauf das Schloß stand, gescheitert waren. Da der Steuermann länger keine Gewalt über das Fahrzeug hat, so zerschmettert dasselbe an dem Felsen, der es mit unwiderstehlicher Kraft anzieht. Huon allein gelingt es, das Ufer zu erreichen und nachdem er einige Zeit lang zwischen furchtbaren Abgründen und wüsten Thälern umhergeirrt ist, klimmt er zu dem bezauberten Palaste empor, von welchem eine herrliche Beschreibung gegeben wird [siehe Anhang Nr. 15.]. Dort genießt er eine Zeit lang keine andere Gesellschaft, als die einer gräulichen Schlange, welcher er jedoch den Garaus macht, bis er endlich in einem fernen Gemache fünf Feeen entdeckt, die als Pastetenbäckerinnen fungieren. Diese theilen ihm mit, daß der Palast von der Gebieterin der verborgenen Insel war

erbaut worden, um ihren Liebhaber Julius Cäsar gegen die Wuth der drei Könige von Aegypten zu beschützen [s. oben S. 124, a.], deren Schiffe dann, während sie jenen verfolgten, an dem Magnetfelsen gescheitert wären; die Schätze aber, die sie enthielten, hatten dazu gedient, den Palast so herrlich auszuschmücken. Nach längerem Aufenthalte in dieser Insel wird Huon endlich von einem Greife, welcher dieselbe gelegentlich heimzusuchen pflegt, fortgeführt und nach einer Luftreise von bedeutender Dauer auf dem Gipfel eines hohen Berges abgesetzt, welcher der Sammelplatz dieser Thiere gewesen zu sein scheint[209]). Unser Held nun tödtet vier von ihnen und erweist sich somit ziemlich undankbar für die sichere Fahrt, die ihr Genosse ihm gewährt. Bald nach seiner Ankunft an diesem Orte entdeckt er auch die Quelle der Jugend, in welcher er sich kaum gebadet hat, als auch die Spuren der in der letzten Zeit ausgestandenen Gefahren und Mühsale schwinden und er seine frühere Kraft wieder erlangt. Diese Fiktion von der Quelle der Jugend ist fast eben so überall anzutreffen wie das Verlangen nach stäter Gesundheit und langem Leben; so finden wir z. B. eine solche Quelle in dem griechischen Romane Ismenias und Ismene[210]), ferner in dem deutschen Heldenbuche und dem französischen Fabliau de Coquaigne [Méon Fabliaux et Contes IV, 180.]

— La Fontaine de Jovent,
Qui fit rajovenir la gent.

An dem Rande dieser Quelle, in welcher Huon sich restaurierte, wuchs ferner ein Baum, dessen Aepfel gleichfalls die verjüngenden Eigenschaften des Wassers besaßen, das seine Wurzeln bespülte[211]). Eine himmlische Stimme ertheilt hierauf Huon die Erlaubniß drei von diesen Aepfeln zu pflücken und weist ihn an, welchen Pfad er einschlagen soll. Er steigt daher den Hügel hinunter und, am Ufer eines Flusses angelangt, tritt er in ein mit Gold und Juwelen geschmücktes Fahrzeug, welches mit überraschender Schnelligkeit stromab und in einen unterirdischen Kanal einfährt[212]). Dieser wird durch den Glanz der Edelsteine, die das Bett des Gewässers bilden, erleuchtet und von letzterem schöpft Huon eine Hand voll. Er vernimmt inzwischen deutlich das Brausen der Wogen und des Sturmes über sich, gelangt jedoch nach einigen Tagen in ein ruhiges Meer, welches er für den persischen Meerbusen erkennt. Wohlbehalten landet er in dem Hafen von Tauris, wo ein geschickter Juwelenhändler nach Besichtigung der Edelsteine, welche Huon auf seiner unterirdischen Fahrt aufgenommen, erklärt, daß der eine vor Feuer und Gift schütze, ein zweiter alle Krankheiten heile, ein dritter Hunger und Durst beschwichtige und ein vierter unsichtbar mache. Der Besitz dieser allerdings werthvollen Dinge verschafft dem Ritter eine günstige Aufnahme bei dem alten Sultan jenes Landes, welcher von unserm Helden einen der Aepfel der Jugend zum Geschenke erhält und nicht sobald gekostet hat, als er auch schon die Stärke und das Aussehen eines Mannes von dreißig Jahren erlangt. Aus Dankbarkeit hierfür läßt der Sultan sich taufen und stellt eine Flotte und ein Heer zur Verfügung Huon's, welcher nun Esclarmonde zu Hülfe eilt. Unterwegs landet er Abenteuer suchend an der wüsten Insel Abillant und da ein Sturm alsbald seine Flotte zerstreut, so sieht er sich gezwungen zu bleiben. Nachdem er eine Zeit lang umher geirrt ist, ersteigt er einen Berg, dessen Spitze eine Ebene bildete, um welche ein Faß mit wunderbarem Getöse und Schnelligkeit herumrollte. Huon hemmt den Lauf desselben mit einem Hammer, worauf der Bewohner desselben sich ihm als Kain zu erkennen giebt und hinzufügt, daß das Faß voll Schlangen und scharfen Spitzen, er selbst aber dazu verdammt wäre, in dieser Behausung bis zum jüngsten Gerichte zu verbleiben. Der Ritter will sich daher nicht weiter in diese Sache mischen und läßt ihn in diesem unbehaglichen Fahrzeuge seine Fahrt fortsetzen.

Im Verlaufe seiner Unterhaltung mit Kain hatte Huon erfahren, daß der Dämon, der die besagte Maschiene zu liefern übernommen hatte, den Brudermörder in einem Boote nahe am Ufer erwartete. Er läßt diesen Wink nicht unbenutzt und begiebt sich an's Meer, woselbst der böse Geist ihn auch wirklich für Kain hält, für den er sich ausgiebt, ihn in das Fahrzeug aufnimmt und auf der entgegengesetzten Küste an's Land setzt, so daß man also sieht, der Ritter hat den Mangel an Wahrheitsliebe, der ihm zwar zu dem Saale des Emirs von Babylon Zutritt verschaffte, aber auch zur Zeit die Gnade Oberon's entzog, noch nicht ganz von sich gethan. In dem vorliegenden Falle ist seine Abweichung von dem Pfade der Aufrichtigkeit von keiner Strafe noch sonst einem Unfalle begleitet; er findet im Gegentheile seine Flotte am Ufer, wohin

sie durch den Teufel getrieben worden war, und schifft sich demgemäß nach Frankreich ein. Uebrigens scheint es, daß Huon sich nicht eben sehr übereilt habe Esclarmonde Hülfe zu bringen, denn er besucht unterwegs Jerusalem und unternimmt ohne irgend eine rechte Veranlaßung einen Krieg mit dem Sultan von Egypten.

Nachdem er bei seiner Ankunft in Marseilles die asiatische Flotte entlaßen, macht er sich auf den Weg, seinem Oheime, dem Abte von Clugny einen Besuch abzustatten und überreicht ihm einen der Aepfel der Jugend. Demnächst langt er in Pilgertracht am Hofe des Kaisers Thierry an, der ihm endlich sein Weib wiedergiebt und dafür den dritten Apfel erhält. Huon und Esclarmonde begeben sich nun auf kurze Zeit in ihr Herzogthum und hierauf der früheren Einladung gemäß nach dem bezauberten Walde Oberon's, der seinem Günstlinge Huon das Elfenscepter überträgt und bald nachher das Zeitliche segnet. Der übrige Theil des Romanes oder vielmehr Zaubermährchens erzählt die Regierung Huon's und seinen Dispút mit Arthur wegen der Herrschaft im Elfenlande, da Letzterer gehofft hatte Oberon zu succedieren, so wie die Abenteuer der Herzogin Clairette, der Tochter Huon's und Esclarmonde's, von welcher die erlauchte Familie der Capetinger abstammte.

Obwohl nun nur wenige Ritterromane schöner und interessanter sind als Huon de Bourdeaux, so ist gleichwohl die Erzählung zu weit ausgesponnen und der erste Theil scheint die Phantasie des Autors erschöpft zu haben. Wie dem aber auch sei, Huon besitzt einen weit interessanteren Charakter als die meisten Ritter Karls des Großen. Sogar seine Schwächen und sein Ungehorsam gegen Oberon entspringen aus übermäßiger Liebe oder kriegerischer Thatenlust und unsere Vorliebe für ihn wird durch seinen sanften Charakter und sein zartes Gefühl, die er in weit höherem Grade besitzt als alle anderen Helden des Ritterthumes, noch weit mehr gesteigert. Die untergeordneten Personen der Erzählung sind gleichfalls glücklich gezeichnet; so kann man sich nichts beßer geschildert denken als die Anhänglichkeit und den Eifer Gerasmes, als die Kämpfe in der Brust der Mutter Huon's zwischen der Zärtlichkeit für ihren Sohn und der blinden Treue für ihren Kaiser, als den schwankenden Charakter dieses Letztern endlich, in welchem zwar Billigkeit und Mäßigung überwiegen, stets aber von seiner zu weit getriebenen Liebe für seine Kinder zurückgedrängt werden.

Der erste Theil des Romanes ist den Abenteuern des Otnit im Heldenbuche auffallend ähnlich. Ehe sich nämlich Otnit, welches ein König der Lombardei ist, auf den Weg nach Syrien begiebt um die Hand der Tochter des dortigen Herrschers zu gewinnen, begegnet er dem Zwerge Elberich, der in eine mit Gold und Diamanten geschmückte Rüstung gehüllt ist. Dieser Zwerg macht Otnit verschiedene Geschenke, welche Zauberkraft besitzen und sich ihm bei seiner Ankunft in Syrien von großem Nutzen erweisen. Elberich leistet ihm später auch persönlichen Beistand in einem Streite mit dem heidnischen Vater seiner zukünftigen Geliebten, reißt auch bei einer Gelegenheit unsichtbarerweise aus dem Barte des Heiden eine Hand voll Haare und zieht der Gemahlin desselben verschiedene Zähne aus. Die Prinzessin verliebt sich endlich in den Ritter und läßt sich freiwillig von dem Zwerge demselben überliefern, welcher Letztere jedoch Otnit warnt, keine verliebte Indiskretion zu begehen bis seine Braut getauft wäre [vgl. Keightley Mythologie der Elfen und Feeen, deutsch von Wolf I. S. 68 ff. II. S. 6.].

Einige Analogie findet sich ferner, wie bemerkt, zwischen dem zweiten Theile des Huon und der zweiten und sechsten Reise des Sindbad; die Aehnlichkeit mit den Reisen des Abulfauaris in 1001 Tag [Tag 157 ff.], ist jedoch noch auffallender. Der in dem Strudel schwimmende Judas entspricht dem Manne, welchen der persische Abenteurer auf seiner ersten Reise auffischt, und der drei Jahre lang in dem Meere bei Java zur Buße herumgewirbelt worden war. Der berühmte Seemann entkommt auch aus einer Insel, an welcher er Schiffbruch gelitten, auf einem unterirdischen Wege, den die See durch einen der Berge auf derselben gebildet hatte, und wird endlich durch den Beistand eines benachbarten Königs in Stand gesetzt seinem Weibe Beistand zu leisten, von deren Gefahr er im Traume Kenntniß erhält. Die Geschichte Kain's und der wartende Teufel im Huon sind das Vorbild und die Nachahmung der ehernen Insel, nach welcher das Schiff Abulfauari's von einer unwiderstehlichen Strömung getrieben wird und woselbst er die Bestrafung des Afriten oder rebellischen Genius sieht. Ueberhaupt ist die Märchenwelt des Orients voller Sagen von den Strafen Kains,

von denen eine, wie irgendwo erzählt wird, darin bestand, daß ihn Spitzen, die seinen Körper durchbohrten, nicht tödten konnten. Ferner erzählt der Verfasser der arabischen Catena, einer Sammlung orientalischer Kommentare der heiligen Schrift, Kain sei fest gewesen gegen alle Elemente, so daß weder ein Schwert ihn durchstechen, noch Feuer ihn verbrennen, noch Blitz ihn erschlagen, noch auch endlich er im Wasser ertrinken konnte [S. 8.], ein Fluch der dem ähnlich ist, welchen Krhama [212*] ausstößt.

Der nächste Roman aus dem Sagenkreise Karl des Großen ist

Guerin de Montglave
[Gräße S. 345.].

„A l'issue de l'yver que le joly temps d'este commence et qu'on voit les arbres florir et leurs fleurs espanyr, les oysillons chanter en toute joye et doulceur tant que leurs tons et doulx chants retentissent si melodieusement que toute joye et lyesse est de les ecouter et ouyr tant que cueurs tristes pensifs et dolens s'en esjouissent et esmeuvent a delaisser dueil et toute tristesse et se perforcent de valoir mieux — en celuy temps estoit a Monglave le noble duc Guerin qui tant fut en son temps preux et vaillant chevalier." Dieser Guerin, welcher ein Bruder des Herzogs von Aquitanien war und in Montglave (Lyon) herrschte, einer Stadt, die er durch eigene Tapferkeit erworben, besaß vier Söhne. Nachdem er ihnen bei einem großen Feste wegen ihrer Bärenhäuterei und übermäßigen Eßlust heftige Vorwürfe gemacht, schickt er sie von Hause fort, damit sie ihr Glück in der Welt versuchen. Arnaud, der älteste, wird zu seinem Oheime Girard, Herzog von Aquitanien geschickt; Millon, der zweite, macht sich auf den Weg nach Pavia und Girard und Regnier ziehen nach dem Hoflager Karls des Großen. Der Roman enthält nun die verschiedenen Abenteuer der vier Ritter, von denen nur die Arnaud's einigermaßen anziehend sind.

Letzterer findet nämlich bei seiner Ankunft in der Hauptstadt Aquitaniens, daß sein Oheim todt ist und sein natürlicher Bruder Hunault sich des Herzogthumes bemächtigt hat; jedoch wird der Usurpator in so hohem Grade verabscheut, daß die angesehensten Einwohner dem Arnaud, obwohl er nur von einem einzigen Knappen begleitet ist, dennoch sogleich die Herzogswürde übertragen. — Hunault, der dieser allgemeinen Abneigung keinen offenen Widerstand zu leisten vermag, nimmt seine Zuflucht zur List, indem er vorgiebt, daß es bloß seine Absicht gewesen seinem Bruder das Herzogthum zu erhalten, und sich dann so sehr bei Letzterem einzuschmeicheln weiß, daß er dessen vornehmster Rathgeber wird. Kurze Zeit darauf räth er ihm sich mit der Prinzessin Fregonda, der Tochter des Sultans Florant, welcher in der Lombardei regiert, zu verbinden und überredet ihn demgemäß den Hof dieses Monarchen zu besuchen. In der Hoffnung also eine schöne Gemahlin zu bekommen und einen Ungläubigen zu bekehren, macht sich Arnaud auf den Weg nach der Lombardei begleitet von Hunault, welcher den Sultan vorher in Kenntniß setzt, daß Arnaud komme um seine Tochter zur Gemahlin zu begehren und den christlichen Glauben abzuschwören. Der Herrscher der Lombardei und Arnaud gerathen auf diese Weise in eine ziemlich schiefe Stellung zu einander; jedoch überläßt der Erstere das Bekehrungswerk seiner Tochter, die sich aber nicht sobald in Arnaud verliebt hat, als sie auch ohne Weiteres ihren Propheten nicht länger ausstehen kann. Hunault, welcher durch seinen Bruder von den Gefühlen in Kenntniß gesetzt wird, die Fregonda für ihn hegt, theilt alsbald dem Sultane Alles mit und räth ihm Arnauld einzukerkern, indem er sich zugleich erbietet den Turban zu nehmen, falls Florant verspräche, ihm bei der Wiedereroberung Aquitaniens Beistand zu leisten. Da der Sultan hierauf eingeht, so wird Arnaud in den Kerker geworfen und Hunault zieht auf einer entlegenen Straße in die Heimat zurück. Unterweges wird er plötzlich wegen seines Abfalles und Verrathes von Gewissensbissen gepackt, so daß als er mitten in einem Walde den Schall einer Glocke vernimmt, er sich nach der Gegend, wo er ertönt, wendet und an der Thür einer Einsiedelei anlangt, die von einem fürchterlich aussehenden Riesen geöffnet wird. Dieser seltsame Klausner war Robastre, der ehemalige Waffengefährte Guerin's von Montglave, der sich in diesen Wald zurückgezogen hatte, um Buße zu thun. Hunault besteht darauf seine Sünden zu beichten, und nachdem er das Register derselben beendigt hat, schlägt ihm Robastre alsbald den Schädel ein. Der Grund dieses handgreiflichen Kommentares zur Beichte Hunault's ist,

daß so Letzterer wenigstens bußfertig starb, hingegen, wenn er leben blieb, unfehlbar wieder in Ruchlosigkeit zurückgesunken sein würde; ein Räsonnement, das sicherlich mehr riesenmäßig als theologisch erscheint.

Robastre wendet zunächst seine Aufmerksamkeit darauf, wie er Arnaud auf die beste Weise aus seinem Kerker befreie. Er beräth sich daher zuvörderst mit Perdigon, welcher ehedem gleichfalls ein Gefährte Guerin's gewesen war und eine ziemliche Kenntniß der schwarzen Kunst besessen, jedoch seit einiger Zeit all' sein böses Treiben aufgegeben und sich in eine Klause in dem nämlichen Walde zurückgezogen hatte. Dieser Zauberer also fühlt anfangs einige Skrupel darüber seine Verbindungen mit dem Teufel wieder anzuknüpfen, jedoch beschwichtigt er endlich sein Gewissen durch seine guten Absichten.

Der Riese bewaffnet sich nun mit einem alten Panzer, der unter seiner Einsiedelei vergraben lag und indem er ihn durch ein Obergewand verdeckt, gewinnt er in der Kapazität eines Betteldderwisches am Hofe des Sultans Florant Zutritt. Er erlangt bald eine heimliche Zusammenkunft mit der Prinzessin und stellt sich ihr als einen Christen und Freund Arnaud's vor; wogegen sie ihm mittheilt, daß sie Letzterem im Geheimen häufige Besuche abstattet, und auch verspricht, den Riesen gleichfalls zu Arnaud zu bringen. In dieser Absicht theilt sie ihrem Vater mit, daß Robastre der gelehrteste Mollah sei, den sie je kennen gelernt und daß, wenn man ihn zu dem Gefangenen ließe, er ihn unfehlbar bekehren müsse. Auf diese Weise gelangt Robastre in den Kerker und verabredet mit Arnaud die Art und Weise, wie Letzterer entfliehen solle. Nachdem nämlich die Prinzessin in der darauf folgenden Nacht mit Mundvorräthen angelangt ist, mit denen die mahomedanischen Damen in der Romantik es sich stets angelegen sein laßen ihre Liebhaber auf das reichlichste zu versorgen, und Robastre die Prinzessin erst mit einem Becher Wasser getauft, dann aber sie mit Arnaud verbunden hat, schlägt er dem Gefängnißmeister demnächst den Schädel ein, erbricht dann die Fallthür des Gefängnisses und setzt sich so in den Besitz des Thurmes, unter welchem der Kerker sich befindet.

Arnaud entkommt hierauf und eilt nach Aquitanien, um dort seine Rechte aufrecht zu erhalten und dann zum Beistande Robastre's und der Prinzessin zurückzukehren, welche zusammen in dem Thurme zurückbleiben. In dieser Veste werden sie nun zwar von dem Sultane belagert, jedoch macht Robastre verschiedene Ausfälle, in denen er stets glücklich ist, da ihn sein Freund Perdigon durch seine Zaubereien unterstützt und bald die Sarazenen mit unaufhörlichem Hagel peinigt, bald sie durch seltsame Ritter in schwarzen Rüstungen niederhauen läßt. Robastre benützt endlich die Verwirrung, in welche die Sarazenen durch einen dieser Angriffe versetzt werden, indem es ihm gelingt, mit der Prinzessin wohlbehalten nach Aquitanien zu entkommen. Dort finden sie zu ihrem großen Leidwesen, daß Arnaud durch die Mutterbrüder Hunaults eingekerkert worden ist. Indeß werden Letztere von Robastre im Zweikampfe besiegt, Arnaud gelangt wieder zum Besitze seines Herzogthumes und succedirt bald nachher auch seinem Schwiegervater, welcher sich bekehrt und hierauf abdankt. Auch sämmtliche Lombarden nehmen ohne viel Umschweife die christliche Religion an, denn in jener Zeit folgten die Unterthanen blindlings dem Glauben ihres Fürsten, anstatt daß sie ihn zwangen den ihrigen anzunehmen.

Während dieser interessanten Vorgänge hatte Millon, der zweite Sohn Guerin's von Montglave, seine Muhme, die Tochter und Erbin des Herzogs von Pavia geheirathet, Regnier hingegen nach der Besiegung eines unwillkommenen Nebenbuhlers, eines gewaltigen Riesen nämlich, sich mit der Herzogin von Genua vermählt, so wie endlich Girard die Gräfin von Toulouse geehelicht und zwar durch die Verwendung des Kaisers Karl, der sich für verpflichtet hielt, die Kinder Guerin's von Montglave zu versorgen, da er einst bei einer Partie Schach sein ganzes Reich an Guerin verspielt hatte.

Indeß scheinen die Ansprüche an den Kaiser kein Ende genommen zu haben, denn sobald Aimery, Arnaud's Sohn, herangewachsen ist, will auch dieser auf Grund der Schachpartie von dem Kaiser versorgt sein. Da er jedoch während einer Audienz, bei welcher die Kaiserin sich gegenwärtig befindet, dieselbe beim Fuße packt und sie zu Boden wirft, so hält der Kaiser es für nothwendig, diese Beschimpfung zu rächen und Vienne, die Hauptstadt Girard's zu belagern, welcher Letztere seine drei Brüder und Robastre zu Hülfe hat. Nachdem man sich nun längere Zeit in Masse herumgeschlagen, kommt man überein den

Streit durch einen Zweikampf zu entscheiden. Demgemäß wird Roland zum Verfechter des Kaisers und Olivier, der Sohn Regnier's, Herzogs von Genua zu dem Girard's erwählt (sieh Anhang Nr. 16). Diese beiden Kämpen waren aber bereits früher während eines Waffenstillstandes mit einander befreundet geworden, und da sie sich in der Hitze des Kampfes erkennen, so laßen sie ihre Waffen sinken und umarmen sich mit großer Herzlichkeit. Durch ihre Vermittelung wird eine Aussöhnung zu Stande gebracht und die französischen Paladine beschließen ihre vereinten Waffen gegen die Sarazenen zu kehren.

Während des Kampfes mit Olivier war aber Roland einmal in dringender Gefahr gewesen und der Kaiser hatte eine Pilgerfahrt nach Jerusalem gelobt. Der Bericht von dieser Fahrt nun wird am Anfange des Romanes

Galyen Rhetoré
[Gräße S. 353.]

gegeben, welcher zu Paris zum ersten Male im Jahre 1500 gedruckt wurde. In dieser Erzählung begeben sich Karl der Große und seine Paladine, unter denen sich auch der oben genannte Olivier befand, incognito nach Jerusalem. Da sie sich jedoch in dieser Stadt durch ihr eifriges Aufsuchen von Reliquien verrathen, so hält der dasige Patriarch es für unerläßlich, daß sie dem Könige Hugo eine Staatsvisite machen. Sie finden diesen Monarchen auf einer großen Ebene lagernd mit allen seinen Großen, welche alle Rinderhirten oder Viehhändler waren; seine Majestät selbst aber war ein Fuhrmann. Roland wirft einen Blick in den Hof und zählt hundert tausend Schweine, welche mit Waizen gemästet wurden. Die Paladine fragen, ob sie Herberge finden können und erhalten vom Thürsteher zur Antwort, daß Raum für vier tausend vorhanden sei. Am Tage ihrer Ankunft werden die französischen Pairs freundlich an der Tafel des Königs bewirthet, jedoch trotz der großen Räumlichkeiten sämmtlich in einem Gemache untergebracht. Der König aber, obgleich sonst ein sehr wackerer Mann, ist gleichwohl äußerst neugierig zu wissen, was die Fremden von seiner Gastfreundschaft sagen würden und verbirgt demgemäß einen Horcher in einer Ecke des seinen Gästen zugewiesenen Zimmers. Da nun die Paladine nicht schlafen können, so fangen sie an sich in Großsprechereien zu ergehen (gaber) [vgl. Gräße S. 292. Anm.]. Roland rühmt sich, er könne sein Horn so stark blasen daß der Palast einstürze; Ogier der Däne behauptet er könne eine von den Hauptpfeilern desselben zu Staub zermalmen und die Großthuerei Olivier's des jüngsten der Pairs beziehen sich auf die schöne Jacqueline, die Tochter des Königs Hugues [213]). Letzterer wird, kurz bevor er sich zur Ruhe begiebt, von dieser Unterhaltung in Kenntniß gesetzt, und da er sich in seinen Erwartungen so sehr getäuscht sieht, indem er statt der Lobeserhebungen seiner Gastfreundschaft nur unwahrscheinliche Lügen vernimmt, so behandelt er am darauffolgenden Morgen seine Gäste mit weit weniger Höflichkeit als am vorigen Tage. Sobald die Paladine die Ursache seines Unwillens vernehmen, schicken sie nun zwar Roland ab, damit er dem Könige mittheile, ihre Prahlereien wären ein bloßer Scherz gewesen; Letzterer jedoch erklärt diesen für sehr schlecht und fügt hinzu, die Paladine müßten entweder seine Gefangene bleiben oder ihre Behauptungen wahr machen. Indeß konnte nur die bitterste Abneigung gegen Lügen jeder Art den König zu diesem übereilten Ausspruche verleiten, da er dabei die Ehre seiner Familie in einem sehr zarten Punkte Preis giebt. Die französischen Paladine gehen nämlich auf den zweiten Theil der Alternative ein und die Erfüllung der That, zu der Olivier sich anheischig gemacht, giebt dem Galyen, dem Helden des Romanes das Dasein, welcher von der Fee, die bei seiner Geburt gegenwärtig ist, den Beinamen Rhetoré oder Restauré erhält, weil durch ihn in Frankreich der alte ritterliche Geist wieder neu belebt werden sollte, der durch den Tod der Paladine, die später bei Roncesvalles fielen, sich in Gefahr befand unterzugehen.

Nachdem nun der junge Galyen das gehörige Alter erreicht hat, zieht er nach Europa, um seinen Vater aufzusuchen. In Genua angelangt erfährt er, daß Karl und seine Paladine sich auf einem Zuge gegen die Sarazenen in Spanien befänden. Er begiebt sich daher nach letzterem Lande, hat aber unterweges viele Abenteuer und verrichtet mancherlei Thaten, ehe er das Lager Karls erreicht. Von dort macht er sich auf zu der Heeresabtheilung, bei welcher sein Vater, wie er vernahm, sich zur Zeit befand. Er langt daselbst nach der Niederlage bei Roncesvalles an und wird von Olivier erst im Augenblicke des Todes erkannt [s. Anhang Nr. 17.]. Nachdem nun Galyen seinem Vater die letzte Ehre er-

wiesen, zeichnet er sich in dem darauffolgenden Kriege gegen Marsilius ganz besonders aus und entdeckt ferner den Verrath Gano's, so wie er auch auf dessen Bestrafung beharrt, wobei die Einzelnheiten der Erzählung vollkommen mit dem Berichte Turpins übereinstimmen. Bald darauf aber sieht er sich bei der Nachricht von dem Tode seines Großvaters genöthigt in seine Heimat zurück zu kehren, da die Brüder desselben sich der Herrschaft bemächtigt haben; er besiegt indeß diese im Zweikampfe, befreit seine Mutter, welche sie zu Tode verdammt hatten und besteigt später den Thron, vermöge der ihm durch Letztere zuständigen Rechte.

Die zwei Romane, welche nun folgen, sollen zu Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts verfaßt worden sein, jedoch trägt die erste Ausgabe beider keine Jahreszahl. In der Vorrede zu

Milles et Amys
[Gräße S. 348 ff.] [213 a]),

den ich zuerst anführen will, ist gesagt, die Erzählung sei alten Chroniken entnommen: „J'ay voulu extraire leurs faicts et gestes et les fortunes a eux advenues ainsi comme Je les ay trouvees en histoires anciennes jadis trouvees et enregistrees en plusieurs livres faisant mention d'eux par maniere de croniques und in dem 58. Capitel: Il est assavoir que ceste hystoire icy a este extraicte de l'une des trois gestes du royaume de France et ne furent que trois gestes au dit pays qui ont eu bonneur et renomme, dequoy le premier a este Doolin de Mayence l'autre Guerin, la tierce si a este de Pepin dequoy est issu le Roy Charlemagne.“ Diese genaue Angabe in Betreff der alten Geschichten und der drei Gesten ist wahrscheinlich nur ersonnen, um der vorliegenden Erzählung das Gepräge der Glaubwürdigkeit zu verleihen. Milles et Amys werden jedoch in der Chronik des Alberic de Troisfontaines aus dem dreizehnten Jahrhunderte [213 b]) erwähnt, welcher nämlich [Leibnitz Access. histor. II. s. I. p. 108.] erzählt, sie seien auf einem Zuge Karls des Großen gegen Desiderius, König der Lombarden, im Jahre 774 gefallen. Außerdem wird ihre Geschichre auch in dem Speculum Historiale des Vincenctius Bellovacensis [23 c. 162.] erzählt und gesagt, sie habe sich während der Regierung Pipin's zugetragen. Der erste Theil des Romanes, besonders das was sich auf die Aussätzigkeit des Amys und seine Heilung durch das Blut der getödteten Kinder seines Freundes Milles bezieht, bildet den Stoff des englischen versifizierten Amys and Amylion, von welchem Ellis in seinen Specimens of Metrical Romances [III. p. 396 ff.] das Nähere mittheilt.

Milles war der Sohn Anceaume's, Grafen von Clermont und Amys der seines Seneschals. Ersterer kam zur höchsten Bestürzung des Papstes, welcher ihn über die Taufe hielt, mit dem Zeichen eines Schwertes auf seiner Hand zur Welt [C. 2.]. Seine Eltern nun unternehmen aus Dankbarkeit für seine Geburt eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande [C. 3.], auf welcher sich jedoch der Graf von dem Sultane von Acre gefangen genommen [C. 4.] und demnächst nach einer Insel verbannt sieht, die vierzig Jahre lang von einem Greifen beherrscht worden war [C. 5.]. Statt aber von diesem Unthiere, wie man erwartete, verschlungen zu werden, gelingt es ihm vielmehr, demselben mit Hülfe des heiligen Georg, der zu Rosse und in weißer, sonnenheller Rüstung vom Himmel herabsteigt, den Garaus zu machen [C. 7.].

Während der Abwesenheit des Anceaume bemächtigt sich nun der Graf von Limoges seines Landes, so daß die Amme des Milles gezwungen ist mit ihrem Pfleglinge zu fliehen und von Ort zu Ort um Almosen zu betteln [C. 9.]. Inzwischen wird Amys, der Sohn des Seneschals von seinem Oheime, Regnier von Langres, als Findling auferzogen, da dieser nicht wagt ihn öffentlich als seinen Neffen anzuerkennen, indem er selbst ein Vasall des Herzogs von Burgund, des Bundesgenossen des Grafen von Limoges [C. 10.], ist.

Milles beginnt seine ritterliche Laufbahn damit, daß er seiner Amme den auf der Flucht gesammelten Schatz stiehlt [C. 15.] und sich damit nach Burgund begiebt, wo er mit Amys eine enge Freundschaft schließt. Ihre vollkommene Aehnlichkeit macht Jedermann staunen [C. 16.] und veranlaßt viele komische Irrthümer [C. 17 ff. C. 47.].

Da endlich entdeckt wird, daß Milles der Sohn des rechtmäßigen Grafen von Clermont ist, so sieht er sich gezwungen Burgund zu verlaßen [C. 20.] und entkommt mit seinem Freunde Amys nach Konstantinopel [C. 21.]. Hier trifft Milles mit seiner Mutter zusammen [C. 29.],

welche der Gewalt des Sultanes von Akre entkommen war [C. 4.] und als Erzieherin der griechischen Prinzessin Sadoine fungirt [C. 8.]. Zu jener Zeit wurde Konstantinopel gerade von dem Sultane belagert [C. 21.], jedoch erleidet dieser eine gänzliche Niederlage [C. 28.], worauf Milles die Sadoine heirathet und bald nachher den griechischen Thron besteigt [C. 29.].

Nach Verlauf einiger Zeit, die er den Regierungsgeschäften widmet, begiebt sich Milles mit seinem Freunde Amys nach Frankreich [C. 30.], setzt sich wieder in den Besitz seines väterlichen Erbtheiles [C. 31.] und verschafft dem Amys ein Herzogthum [C. 32.]. In seiner Abwesenheit jedoch verbrennen die Sarazenen seine Hauptstadt Konstantinopel sowie seine Gemahlin und deren Mutter, so daß Milles [C. 33.], der inzwischen seinen Vater wiedergefunden [C. 38.], sich in Folge dieses allgemeinen Brandes mit Bellisant, der Tochter des Kaisers Karl verbindet [C. 47.], während Amys Lubias, die einzige Tochter und Erbin des Herzogs von Friesland, heirathet [C. 43.].

Nachdem nun einige Jahre in ungewöhnlicher Ruhe vergangen sind, unternehmen die Freunde endlich eine Pilgerfahrt nach Jerusalem [C. 48.]. Im Begriffe zurückzukehren wird Amys plötzlich vom Aussatz befallen, so daß bei ihrer Heimkunft Milles von seiner Gemahlin voll Freude empfangen, sein unglücklicher Freund hingegen von der seinigen, die den Werth eines solchen Gemahls nicht gekannt zu haben scheint, aus seinem eigenen Schlosse verjagt [C. 50.]. Die Diener jedoch, welche sie abschickt ihn zu ertränken, empfinden Mitleid mit ihrem Herrn [C. 52.] und bringen ihn nach dem Schlosse des Milles, welcher ihn mit der größten Gastfreundlichkeit empfängt [C. 53.].

Bald nach seiner Ankunft nun wird dem Amys in einem Traume offenbart, daß er von dem Aussatze nur durch ein Bad in dem Blute der Kinder seines Freundes geheilt werden könne. Amys macht seinem Freunde Mittheilung von diesem Rezepte, welches, wie ich glaube, für ein Spezificum dieser Krankheit gehalten wurde, da Gower in dem zweiten Buche seiner Confessio Amantis eine Geschichte erzählt, wie Konstantin von Aussatz befallen sich ein ähnliches Bad bestellte [211]. Den zwei Kindern werden also von ihrem Vater sogleich die Köpfe abgeschlagen und Amys erfreut sich demgemäß des vorgeschriebenen Bades. Milles jedoch, der bald nachher zu den Körpern seiner beiden Kinder zurückkehrt, um dort seinem Schmerze Luft zu machen, findet sie ganz so gesund wie sie vor der Enthauptung gewesen; „et se jouoyent dedans le liet, l'un a l'autre, d'une pomme que nostre Seigneur leur avoit donne.“ [C. 54.].

Aus Dank für diese wunderbaren Kuren begeben sich die beiden Freunde auf eine Pilgerfahrt nach Santiago di Compostella, werden jedoch auf ihrer Rückkehr von Ogier dem Dänen, der gerade damals gegen Kaiser Karl in Empörung war, verrätherischer Weise getödtet [C. 58.].

Als Milles die Pilgerfahrt unternahm, ließ er zwei noch ganz junge Kinder, Namens Anceaume und Florisset, in der Wiege zurück, welche beständig von einem Affen bewacht wurden, der die Stelle einer Wärterin versah und mit einem vortrefflichen Verstande so wie einem sanften Charakter begabt war [C. 57.] (s. Anhang Nr. 18.). Dieser Affe auch hatte die Hausgenossen des Milles auf die Nachricht von seinem Tode vorbereitet, indem er die Kinder desselben in vollkommene Traueranzüge kleidete [C. 58.].

Da nun Lubias, die ruchlose Wittwe des Amys, die beiden Kinder ohne den Schutz des Vaters sieht, so beschließt sie in Gemeinschaft mit ihrem Bruder sie aus dem Wege zu räumen. Sie vergiftet die Mutter derselben [C. 60.] und führt alsdann die Kinder zur größten Bestürzung des Affen weg, der darauf beharrt sie zu begleiten [C. 62.]. Nach dreimonatlichem Gefängnisse in der Residenz der Lubias werden sie auf ihren Befehl in die See geworfen und der Affe schwimmt ihnen nach [C. 63.], bis zwei Engel in der Gestalt von Schwänen aus dem Paradiese herabsteigen und die Kinder sicher durch das Meer tragen und zwar den Anceaume nach der Küste der Provence, wo er von einem Fürsten aufgenommen wird [C. 74.], und den andern an das genuesische Ufer, woselbst ihn ein Löwe in seinen Schutz nimmt, der ihn zugleich mit seinen Jungen erzieht, mit denen er sich nach und nach auf die Jagd zu gehen gewöhnt [C. 76.]. Inzwischen schwimmt der Affe, nachdem er sie aus den Augen verloren, noch so lange weiter bis ihn ein Kauffahrtheischiff aufnimmt, welches bald darauf im Hafen anlangt. Die Mannschaft beschließt nun ihn in ihre Heimat mitzunehmen, jedoch beurlaubt er sich von ihnen in größter Eile. „Et pour le bien qu'ils luy avoient

fait ne leur dist aultre grant mercy sinon qu'il leur fist la moue."

Vierzehn Tage lang bringt unser Affe in einem Walde zu, woselbst er immerfort die Kinder sucht und um ihretwillen diese ganze Zeit hindurch von Kräutern und Wasser lebt, obgleich er sonst den Tafelfreuden ziemlich zugethan ist. Da indeß seine Nachforschungen vergeblich sind, so begiebt er sich auf den Weg nach Clermont, dem Erblande seiner Pflegebefohlenen, wo er vom Volke mit lauten Beifallsbezeugungen empfangen wird, jedoch dies unbeachtet läßt, da er sich wegen des Verlustes seiner Zöglinge sehr niedergeschlagen fühlt; auch scheint es, daß dieß einigen Einfluß auf sein äußeres Benehmen hatte, car il mordait et esgratignoit tous, qui n'estoit pas sa coustume. Den ersten Besuch stattet er dem Richer, dem alten Seneschal Milles's ab [C. 77.], den er veranlaßt sich nach dem Pallaste der Lubias zu begeben, um über das Schicksal der Kinder etwas Näheres zu erfahren [C. 78.]. Der Seneschal wird jedoch sogleich in den Kerker geworfen [C. 79.] und Lubias begiebt sich in Begleitung ihres Bruders an den Hof des Kaisers Karl, um sich von ihm unter dem Vorgeben, das Geschlecht Milles's sei ausgestorben, mit der Grafschaft Clermont belehnen zu laßen. Inzwischen weiß der Affe das Zutrauen des Gefängnißmeisters zu erwerben und Zutritt zu dem Seneschal zu erlangen, welchen er gleich bei der ersten Zusammenkunft von der Nothwendigkeit überzeugt an den Kaiser zu schreiben und ihn von dem Charakter der Lubias und ihres Bruders in genaue Kenntniß zu setzen [C. 80. 81.]. Der Affe selbst übernimmt die Beförderung des Briefes, erreicht jedoch Paris erst einige Tage später als jenes ruchlose Paar. Er erscheint bei Hofe während eines großen Festes, obwohl noch in seinem Reiseanzuge, und bekundet sogleich seine Ankunft durch einen Angriff auf die Nase der Lubias. Hierauf überreicht er den Brief ehrfurchtsvoll dem Kaiser [C. 82.], welcher die Angelegenheit für wichtig genug hält, seine Pairs darüber zu Rathe zu ziehen [C. 83.]. Die Schwierigkeit besteht nun aber darin, einen Kämpen für den Ankläger zu finden; indeß tritt der Affe sogleich selbst als Gegner eines der Verwandten der Lubias auf, der sich zur Vertheidigung ihrer Ansprüche erbietet. Kämpfe dieser Art, so sonderbar sie auch scheinen mögen, waren gleichwohl zur Zeit der Abfassung des vorliegenden Werkes in Frankreich nicht unbekannt. Bei Montfaucon (Monumens de la Monarchie françoise vol. III. p. 68.) finden wir den Bericht von einem Kampfe, der im Jahre 1371 zwischen einem Jagdhunde und einem Ritter Namens Aubry, welcher den Herrn des Hundes ermordet hatte, Statt fand. Das treue Thier hatte nämlich den Mörder stäts, wo es ihm begegnete, mit solcher Wuth angefallen, daß man endlich Verdacht schöpfte und Karl der Weise [217]) einen feierlichen Kampf zwischen dem Ritter und dem Hunde anordnete. Ersterer war mit einem dicken Stocke bewaffnet, der Hund hingegen nur mit seinen natürlichen Waffen versehen, jedoch hatte man ein offenes Faß auf den Kampfplatz hingelegt, damit das Thier darin Zuflucht suchen könne. Die gerechte Sache gewann den Sieg, der Mörder wurde gezwungen sein Verbrechen zu bekennen und das Andenken an dieß Ereigniß durch ein Gemälde in dem Saale des Schlosses Montargis erhalten. Auch in dem Romane triumphiert der Affe und mit ihm die gerechte Sache; der Kämpe Lubias's sieht sich bald gezwungen sich für besiegt zu erklären, um nicht in Stücke zerrissen zu werden, und wird nach dem bestehenden Brauche nach dem Kampfe gehängt, Lubias hingegen verbrannt [p. 86.]. Der Verfasser des Romanes erzählt uns ferner, daß sich die Geschichte des Affen und besonders dieses Gottesurtheiles zu seiner Zeit auf der Wand des großen Saales in dem Palais de Justice zu Paris, welcher wie ich glaube 1618 abbrannte, dargestellt befand [218]).

Während sich so der Affe bei Hofe auszeichnet und für das Genie späterer Künstler Stoff vorbereitet, wird Florisset, der Sohn Milles's, welcher seinen Gespielen, den jungen Löwen, im Verlaufe ihrer Jagdvergnügungen bis in das venetianische Gebiet gefolgt ist, von Gloriant, dem sarazenischen Könige dieses Landes, gefangen, welcher an der Jagd wilder Thiere großes Vergnügen fand [C. 87.]. Nach einigen Tagen erscheint der alte Löwe in Venedig, um Florisset aufzusuchen, wird jedoch aus der Stadt gejagt; auch hatte sich sein Pflegling bereits in die Tochter des Königs verliebt „parquoy Florisset ne pensa plus aux lions, ne n'en tint plus conte" so daß jener sich also genöthigt sieht unverrichteter Dinge zurückzukehren, obwohl er aus Rache längere Zeit die ganze Umgegend verheert [C. 88.].

Inzwischen wird Anceaume, der andere Sohn Milles's, von dem Förster, der eine Liebesintrigue

zwischen ihm und seiner Tochter entdeckt [C. 90.], aus dem Hause gestoßen und sucht in einem Kloster zu Clermont Zuflucht [C. 91.], wohin dann auch Richer, der Seneschal, kommt, der ihn wegen seiner großen Geschicklichkeit in der Handhabung des Bogens in seine Dienste nimmt [C. 92.]. Anceaume folgt hierauf seinem Herrn auf einem Zuge gegen Venedig, den Kaiser Karl in der Absicht unternimmt den Körper des heiligen Markus in seine Gewalt zu bekommen, welcher ungefähr fünfhundert Jahre früher in jener Stadt war begraben worden [C. 93.]. In diesem Kriege zeichnet sich Florisset auf der Seite der Sarazenen und Anceaume auf der der Christen aus. Letzterer macht Gloriant den König von Venedig zum Gefangenen [C. 96.], wohingegen Florisset die tapfersten Paladine Karls besiegt und sie gleichfalls gefangen nach Venedig bringt [C. 101 bis 105.]. Endlich gerathen die beiden Brüder selbst an einander und kampfen mit großer Wuth, jedoch hören sie endlich bei Sonnenuntergang voller Müdigkeit auf, um am folgenden Tage den Kampf fortzusetzen. Florisset begleitet Anceaume in's Lager [C. 110.] und da der Affe beide mit Liebkosungen überhäuft, so werden sie hierdurch so wie durch verschiedene andere Umstände als die beiden Enkel Karls erkannt. „Les deux freres s'en allerent coucher ensemble et le Cinge s'en alla avec eux et se mussa dessoubz leur lict ainsi qu'il avoit apprins. Et puis, quant ils furent couchez, les vint accoller et baiser tout a son ayse, tout ne plus ne moins que fait ung amant qui baise s'amye. Si fut ce Cinge celle nuit si surprins d'amour, qu'il se coucha entre les deux enfans, la ou il mourut la nuict de joye [C. 111.]. Et quant il (i. e. le roy Charlemagne) le sceut si en jetta maint soupir et va dire — Haa Cinge moult avais le cueur saichant: Je scay de vray que tu es mort de joye." [C. 112.].

Der nun folgende Roman

Jourdain de Blaves
[Gräße S. 353.]

kann in gewisser Beziehung als Fortsetzung des vorhergehenden Werkes betrachtet werden, da der Held desselben, Jourdain der Sohn des Girard von Blaves, eines der Kinder Amys's ist. Der Verfasser sagt, das Buch sei „extraite d'ung viel livre moult ancien qu'estoit en Ryme et viel Picart", in welcher Gestalt es von Du Cange in seinem Glossarium oft citirt wird. Nachdem es nun in Prosa übertragen war, erschien es in Quart ohne Jahreszahl und ebendaselbst 1520 in Folio.

Der Held des vorliegenden Romanes kam in die Welt mit einem seiner Beine weiß wie Schnee und dem andern schwarz wie Elfenbein, während der rechte Arm wie eine Rose und der linke zitronenfarbig aussah. Ein clerc erklärte, daß diese eigenthümliche Zusammenstellung von Farben ein wechselvolles Leben bedeute und daß dieses buntscheckige Kind zu einer Zeit auf einem Throne und zu einer andern wieder arm und in Gefangenschaft sein würde.

Diese Vorhersagungen gehen auch vollständig in Erfüllung, denn Jourdain sieht sich bereits in seiner Jugend von einem Ritter, der seinen Vater ermordet hatte, so sehr verfolgt, daß er aus seinen väterlichen Besitzungen fliehen muß und zur See geht. Indem er nun unglücklicherweise Schiffbruch leidet, wird er gleichwohl gerettet, zwar nicht durch einen Delphin oder einen Schwan, sondern durch einen Hirsch, welcher zu seinem Glücke zur Hand ist und ihn nach der Küste von Gardes trägt. Die näheren Umstände des nun Folgenden haben eine große Aehnlichkeit mit der Landung des Ulysses an der Insel des Alcinous und seinem ersten Zusammentreffen mit Nausikaa; denn Jourdain wird gleich dem griechischen Heros von Oriabelle, der Tochter des Königs jenes Landes, entdeckt, während er unter einem Baume ausruht [Odyss. 6, 128. 129.], und obwohl er nicht die züchtige Vorsicht des Ulysses gebraucht, so redet ihn gleichwohl die Prinzessin an, worauf sie ihn mit Kleidung versieht und nach dem Palaste ihres Vaters führt. Anfangs wird er für einen Menschen von niedrigem Stande gehalten; nachdem er jedoch ein Heer von Heiden und Riesen, welche das Königreich Gardes angreifen, besiegt hat, erhält er als Lohn seiner Tapferkeit die Prinzessin Oriabelle zur Gemahlin.

Bald nach seiner Vermählung nun schifft er sich mit Oriabelle nach Frankreich ein, um sein väterliches Besitzthum wiederzuerlangen. Da sich auf der Fahrt ein Sturm erhebt, so soll Oriabelle, die sich bereits Mutter fühlt, in's Meer geworfen werden, um so das Unwetter durch ihren Tod zu beschwichtigen. Anfangs schwankt ihr Gemahl, jedoch einer seiner Ritter beseitigt seine

Skrupel dadurch, daß er den Rath giebt, sie in ein großes Faß zu setzen und dieß mit einem bequemen Bette so wie mit einem gehörigen Vorrathe von Gold und Silber zu versehen; vor Allem aber an der Seite des Fasses ein Luftloch zu bohren. Nach Gardes zurückgekehrt, rühmt Jourdain sein vortreffliches Auskunftsmittel gegen seinen Schwiegervater, und dieser konnte natürlich über das Schicksal einer Tochter ganz ruhig sein, welche zwar in einem Fasse über Bord geworfen worden war, jedoch eine hinlängliche Menge Gold und Silber mitbekommen hatte und durch ein Luftloch die nöthige frische Luft zugeführt erhielt.

Einige Jahre darauf macht sich nun unser Held, der bereits seinem Schwiegervater in der Regierung gefolgt ist, endlich auf den Weg seine Gemahlin aufzusuchen, und findet sie auch, obwohl erst nach langem Nachforschen, bei einer Einsiedlerin an dem Saume eines Waldes auf dem Gebiete von Pisa. Das Faß nämlich, welches ihr zur Behausung gedient hatte, war an dem Ufer, wohin es gleichsam ein Wunder trieb, von einem benachbarten Müller ans Land gezogen worden, welcher Oriabelle in sein Haus aufnahm, jedoch die Tochter, die sie bald darauf gebar, aussetzte. Um den Liebesanträgen, mit denen ihr nunmehriger Hauswirth sie verfolgte, zu entgehen, hatte sie bei der besagten Klausnerin Zuflucht gesucht. Bald nach dieser Wiederauffindung seiner Gemahlin, begegnet Jourdain eines Tages auf der Jagd in dem Walde seiner Tochter, in Gesellschaft einer Hündin und ihrer beiden Jungen, von welchen sie nach ihrer Aussetzung durch den Müller auf das freundlichste war behandelt worden. Glücklicherweise hat die Prinzessin von ihrem Vater einige körperliche Abzeichen geerbt, so daß die Königin durch diese die Identität derselben mit ihrer Tochter festzustellen vermag, und da sie sehr schön und, wie sich von selbst versteht, wohlerzogen war, so wurde sie mit Sadoine, dem sarazenischen Könige von Schottland, verlobt, welchen Jourdain kurz zuvor nebst seinem ganzen Volke zu dem wahren Glauben bekehrt hatte.

Diese Erzählung ist in ihrem Hauptereignisse der Geschichte des Apollonius von Tyrus auffallend ähnlich, dessen Gemahlin, gleichfalls um einen Sturm zu beschwichtigen, in einer Kiste über Bord geworfen und an die Küste von Ephesus geworfen wird [s. S. 35, b. ff.].

Der Roman

Doolin de Mayence
[Gräße S. 340 α]

soll unter der Regierung Karls VIII. von Frankreich, d. h. also gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts geschrieben worden sein und zwar hat man dies theils aus der Sprache des Buches gefolgert, theils aus dem Charakter und den Handlungen, die darin Karl dem Großen zugeschrieben werden. Die Romanciers nämlich, welche einige Jahrhunderte nach seinem Tode schrieben, ließen seinen rühmlichen Eigenschaften und Tugenden gehörige Gerechtigkeit widerfahren; die späteren Romanschreiber jedoch haben ihn als einen unbilligen Monarchen und zuweilen sogar als einen Feigling dargestellt. Wann nun aber auch immer das vorliegende Buch verfaßt worden sein mag, es erschien zum ersten Male im Druck zu Paris 1501 bei Verard. Auf diese Ausgabe folgte ebendaselbst eine zweite im Jahre 1549. 4. und eine dritte zu Lyons 1604.

Doolin von Mainz, der Held der Erzählung, ist der Sohn des Guyon von Mainz, welcher einst auf der Jagd das Unglück hat, irrthümlicher Weise einen Eremiten zu erlegen, den er für einen Hirsch hält. Als geziemende Buße für diese Unbedachtsamkeit beschließt er, den Rest seiner Tage in der Klause des Verblichenen hinzubringen. In Folge dessen bemächtigt sich sein Seneschal der Stadt Mainz und verdammt die Gräfin zum Tode unter dem Vorwande, als habe sie ihren Gemahl heimlich ermorden laßen, und Alles, was sie erlangen kann, ist ein Aufschub in der Ausführung des Urtheils, in dem sie hofft, daß vielleicht ein Kämpe zu ihrer Vertheidigung erscheinen möchte. Auch ihre Kinder werden einem elenden Bösewichte überliefert, welcher sie ermorden soll und diesen Auftrag auch an den jüngern Geschwistern ausführt; jedoch Doolin entkommt und wird, in der Nähe der Einsiedelei seines Vaters umherirrend, von diesem aufgefunden. Dort nun wächst er in vollkommener Abgeschiedenheit auf, bis er das gehörige Alter erreicht, worauf Beide sich aufmachen, um Mainz wiederzuerlangen und die Gräfin zu befreien. Unterweges aber wird Guyon von plötzlicher Blindheit befallen und dieß von ihnen als offenbares Anzeichen von dem Willen des Himmels aufgenommen, daß nämlich Guyon seinen bisherigen Wohnort nicht verlaßen solle. Doolin zieht daher

allein weiter, und nachdem er in einem Schlosse, welches auf seinem Wege lag, ein seltsames Abenteuer bestanden [s. Anhang Nr. 19], langt er in Mainz an. Dort befreit er seine Mutter von dem Tode, den sie so lange schon erwartet, indem er ihren Ankläger besiegt, welcher übrigens sehr geduldig gewesen sein muß. Doolin kommt also auf diese Weise wieder in den Besitz seines väterlichen Erbgutes, hat aber bald darauf einen Krieg gegen Karl zu führen, der darüber, daß Doolin ihn bei einer gewissen Veranlaßung nicht mit gehöriger Ehrfurcht grüßt, im höchsten Grade erbittert ist. Karl zeigt sich nun im Verlaufe dieses Krieges als einen schwachen und tyrannischen Fürsten, versucht jedoch zuletzt eine Aussöhnung mit Doolin zu bewirken, indem er demselben die Hand seiner Nichte, der Gräfin von Rivernois, anträgt. Doolin, der ganz eben so unbillig ist wie Karl, verwirft jedoch diesen Vorschlag mit großer Verachtung. „Vrayment, bemerkt Karl hierauf, beau Sir Doolin, Je ne me puis assez esbahir de vous trouver si dur a appointer.“ Freilich hatte Doolin bereits sein Herz der Tochter des Gebieters von Vauclere, einer Stadt jenseits des Rheins, geschenkt, aber nicht etwa wegen ihrer Schönheit oder sonstigen Eigenschaften, sondern weil sie von dem Sultane der Türkei geliebt wurde, lequel est si beau damoyseau que merveille; auch strebt Doolin nicht nach dem Besitze von Vauclere wegen der Größe oder der Reichthümer dieser Stadt, sondern weil ein grausamer Riese sie beherrscht, nämlich der Vater jener jungen Dame, welcher dreißigtausend Sarazenen von ungewöhnlicher Statur und Grimmigkeit unter sich hat. Karl legt sein Erstaunen an den Tag, daß Doolin est si outrecuide et indiscret qu'il cuide que je luy feray don de la chose ou Je n'ay nul droict non plus que a ce qui est au plus profond des Indes. Die Weigerung Karls, dem Doolin dieses Gebiet zu verleihen, ruft einen Zweikampf zwischen ihnen hervor, der jedoch durch einen Engel unterbrochen wird, welcher dem Kaiser befiehlt, dasselbe für Doolin durch Waffengewalt zu erobern. Den Rest des Romanes füllen daher die Kriege gegen den Herrn von Vauclere und den König von Dänemark, welcher die Ansprüche des schönen Sultans unterstützt. Diese Feldzüge endigen indeß mit der Eroberung Vauclere's, der Vermählung Doolin's mit der Tochter des Riesen und seiner Besteigung des dänischen Thrones, den er durch Waffengewalt erobert.

Die Thaten Doolin's bilden den Stoff eines deutschen Gedichtes von Alringer, welches in der Weise des Oberon geschrieben ist und nach diesem für das beste Erzeugniß unter den heroischkomischen Dichtungen gilt. Was jedoch auch immer der Werth des Gedichtes sein mag, die vorliegende Geschichte wenigstens ist nicht sehr anziehend und der Held derselben hauptsächlich nur als Ahne einer langen Reihe von Paladinen berühmt, besonders aber als der des bald näher zu besprechenden Helden, welcher von den italienischen Dichtern so häufig erwähnt wird; dies ist nämlich

Ogier le Danois,
[Gräße S. 340 β ff.]

dessen fabelhafte Geschichte erst um dieselbe Zeit wie die des Doolin gedruckt wurde, jedoch bereits viel früher muß geschrieben, oder doch wenigstens in ihren Ereignissen ersonnen worden sein. Daß ein nordischer Held des Namens Ogierus oder Hulgerus wirklich um die Zeit Karls des Großen gelebt hat, daran kann wohl nicht gezweifelt werden. Bartholinus in seiner Dissertatio Historica de Holgero Dano qui Caroli Magni tempore floruit, führt eine große Menge alter französischer und deutscher Chroniken als Autoritäten für die Existenz und die kriegerischen Thaten desselben an, so wie daß er als Geißel nach Paris geschickt wurde, hierauf nach der Lombardei entfloh und sich endlich mit einer englischen Prinzessin vermählte. Die Sagen in Betreff dieses Helden kamen wahrscheinlich zuerst durch die Normannen nach Frankreich [216a]) und wurden später unter der Regierung Philipps des Kühnen in einer Anzahl metrischer Romane zusammengefaßt. Der längste von diesen ist „Les Enfances d'Ogier le Danois“, verfaßt von dem Herolde Heinrichs III., Herzogs von Brabant, Adenez oder Adans, wie er zuweilen heißt, der auch, weil er in einem poetischen Wettstreite gekrönt worden, den Beinamen le Roy führt [217]). Er sagt, daß der Stoff zu seinem Romane gewissen nordischen in der Abtei St. Denys aufbewahrten Sagen entnommen und ihm von einem Mönche, Namens Savari, mitgetheilt worden sei. Dieser gereimte Roman des Adenez und andere ähnlicher Art bildeten die Grundlage des Prosaromanes, welcher nicht lange nach dem Erscheinen

jener verfaßt wurde. Der ehrlose und verrätherische Charakter, welchen derselbe den Templern beilegt, macht es ferner wahrscheinlich, daß die Zeit der Abfassung desselben unter die Regierung Philipps des Schönen fällt, welcher den Orden auf Grund wahrer oder erdichteter Anschuldigungen unterdrückte.

Doolin von Mainz hatte von seiner Gemahlin Flandrina einen Sohn, Namens Gottfried, welcher ihm in der Regierung Dänemarks folgte, und des Letztern Sohn ist nun Ogier.

Die Feeen, welche erst in den späteren Romanen der Tafelrunde auftreten, erscheinen dagegen in den frühesten Ritterbüchern aus dem Sagenkreise Karls des Großen, und nicht weniger als sechs dieser sich gern in Alles mischenden Wesen befinden sich bei der Geburt Ogier's gegenwärtig. Fünf derselben also verleihen ihm die herrlichsten Gaben und Talente, während Morgane, die Schwester Arthurs, als die sechste, den Ausspruch thut, daß Ogier nach einem langen, ruhmreichen Leben, in seinem Alter zu ihr nach dem Thale Avallon kommen und, seine Lorbeeren zu ihren Füßen niederlegend, mit ihr die Freuden der Liebe in dem schönsten Aufenthaltsorte der Welt genießen solle.

Aus Veranlaßung eines Streites zwischen dem Könige von Dänemark und Karl dem Großen wird der zehnjährige Ogier, nachdem die Differenzen ihre Ausgleichung gefunden, als Geisel nach Paris geschickt, wo er die beste Erziehung erhält, die jene Zeit irgend zu gewähren vermochte. Nach Verlauf von vier Jahren verbannt Karl, durch den König von Dänemark von neuem erzürnt, den jungen Ogier nach dem Schlosse St. Omer, wo Gefangenschaft und Verbannung durch die freundliche Behandlung des Schloßvogtes, viel mehr aber noch durch die Aufmerksamkeiten der Tochter desselben, der schönen Belissande, gemildert werden. Ogier scheint nun zwar bei keiner Gelegenheit geneigt gewesen zu sein, das ihm durch den Ausspruch der Feeen vorbehaltene verliebte Alter abzuwarten, jedoch wird er unglücklicherweise durch einen Befehl Karls, ihn auf einem Zuge nach Italien gegen die Sarazenen zu begleiten, aus seinem Wohnorte fortgeführt, den die Liebe bereits zu verschönern begonnen. Hierauf folgt nun ein langer indeß nicht sehr interessanter Bericht von den Diensten, die er dem Kaiser erwies, und wie er nur mit genauer Noth den Nachstellungen des auf seinen Ruhm neidischen Charlot, des unwürdigen Sohnes desselben, entgieng. Endlich jedoch triumphiert der Kaiser über alle seine Feinde, setzt Leo wieder auf den päpstlichen Thron, und kehrt in Begleitung Ogiers nach Frankreich zurück.

Die erste Nachricht, welche der dänische Held bei seiner Ankunft vernimmt, ist daß Belissande ihn mit einem Sohne beschenkt habe, und die zweite, daß er durch den Tod seiner Eltern König von Dänemark geworden sei. Er nimmt nun zwar alsbald Besitz von seinem Reiche, jedoch legt er nach einigen Jahren die Krone nieder und begiebt sich wieder nach Frankreich.

Inzwischen ist sein und Bellissande's Sohn herangewachsen und mit Recht der Liebling des kaiserlichen Hofes geworden. Da er aber eines Tages Charlot eine Partie Schach abgewinnt, so wird er von diesem Prinzen, der sich eben nicht durch besondere Geduld und Nachsicht auszeichnete, mit dem Schachbrette erschlagen. Der erbitterte Ogier rächt den Tod seines Sohnes an dem Kaiser durch eine so heftige Beschimpfung, daß er sich in Folge davon gezwungen sieht nach der Lombardei zu fliehen, deren König Didier damals gerade mit dem Kaiser in Krieg war und auch trotz des Beistandes Ogier's sich von Karl besiegt sieht. Der dänische Held entkommt hierauf aus einem Schlosse, in welchem er belagert wurde, geräth jedoch, während er an dem Rande einer Quelle schläft, in die Gefangenschaft Turpin's. Ogier will sich nun nicht eher mit dem Kaiser versöhnen, als bis dieser den schuldigen Charlot seiner Rache preisgegeben hat, und schon ist Ogier, der auch wirklich seine Bedingung erfüllt sieht, im Begriffe, dem Prinzen den Kopf abzuschlagen, als sein Arm von einer Engelsstimme gehemmt, und ihm selbst befohlen wird, den Sohn seines Kaisers zu schonen. Ogier, welcher diesem Befehle gehorcht, kehrt in Folge dessen zu seiner Pflicht zurück und bekämpft bald darauf einen sarazenischen Riesen, der mit einem großen Heere in Frankreich landet, dem endlichen Schicksale aller Heiden und Riesen gemäß aber zuletzt geschlagen und getödtet wird. Als Belohnung erhält Ogier die Hand der Prinzessin Clarice von England, welche dem Könige, ihrem Vater, nach Frankreich gefolgt war, wohin er sich begeben hatte, um den Lehnseid zu leisten. Zwar war sie in die Gefangenschaft der Heiden gerathen, jedoch sieht sie sich durch Ogier wieder aus derselben befreit, welcher denn bald nach sei-

ner Vermählung mit ihr nach England übersetzt und dort in Folge dessen als König anerkannt wird. Allein die Freude an einem Throne, den er so leicht erworben, hält nicht lange an und er macht sich daher alsbald wieder auf den Weg neue Abenteuer aufzusuchen, deren Erzählung den zweiten Theil des Romanes bildet.

Ein beträchtlicher Abschnitt dieses Theiles nun berichtet die Kriege unseres Helden in Palästina, wo er sich hinter einander der Städte Akre, Jerusalem und Babylon bemächtigt und zum Könige derselben gewählt wird, sie aber der Reihe nach seinen Verwandten, die ihn auf dem Zuge begleiten, abtritt. Hierauf kehrt er nach Frankreich zurück und hat eine Zeit lang günstigen Wind; endlich aber wird sein Schiff auf einen Felsen getrieben, auf welchem es unbeweglich fest sitzt. In dem Verhältnisse nun, wie der Vorrath an Lebensmitteln sich vermindert, werden auch die Matrosen der Reihe nach über Bord geworfen, bis endlich, nachdem die ganze Schiffsmannschaft auf diese Weise über Bord gewandert ist, Ogier landet und seine Schritte nach einem Demantschlosse kehrt, welches, bei Tage zwar unsichtbar, bei Nacht indeß von wunderbarem Glanze strahlte. Die Beschreibung seines ersten Eintretens in diesen Palast ist einer Stelle in dem Romane Parthenopex auffallend ähnlich. Alles ist auf das prächtigste eingerichtet, aber es erscheint Niemand. Endlich gelangt er in einen Saal, wo er ein Mahl bereitet und ein Pferd zu Tische sitzen sieht, welches bei Ogier's Eintritt sich sogleich erhebt, ihm Wasser reicht und dann sogleich wieder zu seinem Sitze zurückkehrt. Das gastfreundliche Thier winkt sodann dem Ritter, daß er zugreife; jedoch dieser, an solche Tischgenossen nicht eben sehr gewöhnt und kaum auch die Geberden desselben verstehend, überläßt die sämmtlichen Speisen seinem Wirthe, welcher nach einer reichlichen Mahlzeit den Gast nach einem für diesen bereiteten Ruhezimmer führt. Am darauffolgenden Morgen verläßt Ogier das Schloß und folgt einem Pfade, der ihn nach einer entzückenden Flur führt. „Willkommen, sprach die Fee Morgane, die nun in reicher Kleidung erschien, umgeben von einer Schaar der schönsten Nymphen, willkommen in dem Schlosse von Avallon, wo du so lange erwartet worden bist." Hierauf geleitet sie ihn in den Palast zurück, ohne daß jedoch der Leser irgend mehr etwas Näheres über das Pferd vernimmt oder irgend eine genügende Erklärung, warum es zu dem Amte eines Stellvertreters erhoben und dazu erwählt wurde im Schlosse die Honneurs zu machen, wozu es doch, theils was seine Geschicklichkeit im Vorschneiden, theils was seine Unterhaltungsgabe betraf, nicht eben sehr gepaßt haben muß.

Bei seiner Ankunft in dem Palaste nun steckt Morgane dem Ritter einen Ring an den Finger, der ihm, obwohl zu jener Zeit bereits älter als hundert Jahre, dennoch sogleich das Aussehen eines Dreißigers verleiht. Hierauf setzt sie ihm eine Krone auf das Haupt, welche mit Edelsteinen in Form von Myrthen- und Lorbeerblättern geschmückt ist, und von diesem Augenblicke an schwindet der Hof Karls und alle Herrlichkeiten desselben aus seinem Gedächtnisse, die Throne von Dänemark und Palästina werden seiner Erinnerung entrückt und nur Morgane allein ist der einzige Gegenstand seiner Anbetung. Die Ergötzungen ihres Gartens und Palastes sind durch Zauberei in einer steten Abwechslung begriffen und die Beschreibung derselben erinnert uns an die Wunder Alcina's [Rasender Roland Ges. 7.]. Die Fee macht ferner ihren Liebhaber mit ihrem Bruder Arthur bekannt, welcher die letzten vierhundert Jahre bei ihr zugebracht hatte. Auch Oberon, ein zweiter Bruder Morgana's, besucht häufig seine Schwester und stellt ihr eine Schaar Geister zur Verfügung, welche mannigfache Formen annehmen und bald in der Gestalt des Lancelot, bald des Tristan, bald irgend eines andern Ritters der Tafelrunde erscheinen, als wollten sie ihren König Arthur um die Auslegung der Gesetze dieses berühmten Ordens befragen und sich mit ihm über ihre ehemaligen Thaten unterhalten. Zuweilen auch sind sie so freundlich als Riesen und Ungeheuer aufzutreten und in dieser Kapazität das Zelt der Monarchen anzugreifen. Ogier und der britische König finden an ihrer gegenseitigen Gesellschaft die höchste Freude und rennen und turnieren häufig mit diesen imaginären Feinden [s. Anhang Nr. 20.].

Nachdem nun etwa zweihundert Jahre mit diesen Belustigungen verflossen sind, erscheint der Augenblick, in welchem Ogier sich auf eine kurze Zeit von seiner Geliebten trennen muß. Indem ihm nämlich die Krone der Vergessenheit von dem Haupte genommen wird, kehrt ihm die Erinnerung an sein früheres ruhmreiches Leben zurück und er begiebt sich plötzlich an den fran-

zösischen Hof, wo er unter dem ersten Kapetinger den ritterlichen Geist auf's neue wieder beleben sollte, welcher unter den schwachen Nachfolgern Karls fast erloschen war. Der Roman beschreibt auf recht unterhaltende Weise das Erstaunen der Hofleute bei dem Erscheinen dieses gefeierten, aber etwas antiquierten Helden, sowie die Ueberraschung des Letzteren bei der Veränderung, welche in Sitten und Gebräuchen stattgefunden. Frankreich und sogar Paris wurden zu jener Zeit durch die nordischen Völker bedroht, welche sich in der Normandie niedergelaßen hatten, und Ogier erhält daher den Oberbefehl über eine Unternehmung gegen dieselben und schlägt sie auch, nachdem er in seinem Heere dem ächten Rittergeiste wieder Eingang verschafft. Nach seiner Rückkehr wohnt er den Sitzungen der Rathsversammlungen bei und stellt im Verlaufe eines Jahres die Kraft des Zeitalters Karls des Großen wieder her.

Da Ogier den Ring, den er von Morgane empfangen und welcher ihm ewige Jugend verleiht, noch immer am Finger trägt, so findet er bei den Hofdamen die höchste Gunst. Das Geheimniß jedoch wäre fast durch die alte Gräfin von Senlis verrathen worden, welche, in Ogier verliebt, ihm eines Tages diesen Talisman vom Finger zieht und ihn auf ihre eigene Hand steckt. Sie kleidet sich daher alsbald in frische Jugend, während Ogier in Abgelebtheit versinkt. Zwar muß die Gräfin den Ring wieder herausgeben, so daß der frühere Zustand der Dinge wieder eintritt; da sie indeß den Werth desselben entdeckt hat, so veranlaßt sie dreißig Kämpen zu dem Versuche ihn auf's neue zu gewinnen, welche indeß alle, der Reihe nach, von Ogier besiegt werden.

Um diese Zeit nun stirbt der König von Frankreich, und die Königin beschließt weislich einen Helden zu heirathen, welcher außer der Blüthe und Kraft eines Dreißigers die Erfahrung von drei Jahrhunderten besitzt; während jedoch eben die Trauung stattfinden soll, wird Ogier plötzlich von Morgane fortgeführt und man hat zum Unglücke der Ritterschaft nie wieder etwas von ihm gehört. Die Feeen der Romantik pflegen aber häufig Sterbliche zu entführen, welche ihre Zuneigung erweckt haben. In 1001 Nacht [Nacht 410, Breslau] sieht sich Ahmed, der Sohn des Sultanes von Indien, nach dem Palaste der Fee Banou versetzt, die sich in ihn verliebt, und in dem Fabliau Lanval [s. Le Grand I. p. 93.] der Ritter dieses Namens wie Ogier nach Avallon fortgetragen, von wo er noch nicht zurückgekehrt ist. —

Ogier le Danois ist ohne Zweifel einer der interessantesten Romane aus diesem Sagenkreise und hat demgemäß eine große Reihe von Auflagen erlebt, von denen die erste zu Paris in Folio bei Verard ohne Jahreszahl, die nächstfolgende aber zu Lyon 1525 erschien.

Der Held dieses beliebten Buches hat in Italien den Stoff zu zwei romantischen Gedichten geliefert, nämlich Il Danese Uggieri (der Däne Ogier) und La Morte del Danese (der Tod des Dänen). Auch führen ihn Ariost und Bojardo häufig an so wie auch Pulci in seinem Morgante Maggiore in scherzhafter Weise auf sein so sehr langes Leben anspielt [C. 28. St. 36.]:

„Und daß den Dänen noch die Erde trage,
(Weil Dem, der Alles schuf, Nichts widerstrebe),
Sagt Mancher wohl, wenn ich es auch nicht sage;
So wie daß er in finstrer Höhle lebe
Und oft gewappnet hoch zu Pferde rage,
Daß wer ihn sieht, vor Grau'n alsbald erbebe."

Es giebt auch einen Roman, der die Thaten des Sohnes des Ogier und der Morgane, Namens Meurvin erzählt, welcher Ahnherr Gottfrieds von Bouillon gewesen sein soll. Dieses Buch ist oft gedruckt worden, scheint jedoch ganz ohne besonderes Interesse zu sein [sieh Gräße S. 344 γ].

Wir haben bereits erwähnt, daß Ogier der Däne der Enkel des Doolin von Mainz war. Letzteren kann man gewissermaßen als den Patriarchen des Ritterthumes betrachten, denn außer seinem ältesten Sohne Gottfried, dem Vater Ogier's, hatte er einen zweiten Sohn seines eigenen Namens, welcher Mainz erbte und von welchem Gan abstammte, der in den italienischen Gedichten eine so nichtswürdige Rolle spielt. Die Thaten eines dritten Sohnes bilden den Stoff des Romanes Gerard d'Euphrate, welcher 1549 in Folio erschien und an dessen Uebersetzung aus dem wallonischen gereimten Originale der Verfasser, wie er sagte, dreißig Jahre arbeitete [sieh Gräße S. 344 δ]. Die meisten Abenteuer dieser Erzählung tragen sich im Oriente zu und das ganze Werk ist im reichsten Maße mit Zaubereien und den Machinationen von Nekromanten und

Feeen ausgeschmückt, von denen einige gegen Gerard, den Helden des Romanes freundlich, andere wieder feindlich gesinnt sind. Ein vierter Sohn des Doolin war Beuves, Graf von Aigremont, Vater des Vivian und des christlichen Zauberers Maugis, des Malagigi im Ariost. Aymon, Graf von Dordogne, der jüngste Sohn Doolin's [218], hinterließ eine noch berühmtere Nachkommenschaft, da er der Vater des Renaud (Rinaldo) von Montauban und seiner drei Brüder war, deren Name uns die glänzendsten Schöpfungen romantischer Dichtkunst vergegenwärtigt.

Es giebt nun zwar von den Thaten und Abenteuern der vier Haimonskinder verschiedene französische Romane in Prosa und Versen; da sich jedoch die nämlichen Umstände in diesen häufig wiederholen, so scheint eine besondere Analyse eines jeden derselben überflüßig zu sein.

Die Geschichte des **Maugis** und seines Bruders **Vivian** [s. Gräße S. 335 ff.] erhält durch die Neuheit des Charakters des Haupthelden und durch die wunderbaren Zaubereien desselben ein ganz besonderes Interesse. Maugis wird in seiner Kindheit von einem Mohrensklaven, der ihn in das Heidenland bringen will, gestohlen, jedoch durch die vereinten Bemühungen eines Löwen und Leoparden befreit und von einer freundlichen Fee aufgenommen, welche glücklicherweise gerade zu der Zeit durch die Wildniß zog. Ein Zwerg in Diensten der Fee setzt diese bald nachher von der Abstammung des Kindes in Kenntniß, in Folge dessen sie demselben das Bad der heiligen Taufe angedeihen läßt und dann den Knaben zu ihrem Bruder sendet, damit er von diesem in der Magie unterrichtet werde, deren Rudimente er sich auch mit wunderbarer Leichtigkeit zu eigen macht. Sein erstes Experiment in der Zauberei ist eines der kuhnsten; er giebt sich für den Teufel aus und begiebt sich in dieser Eigenschaft nach der Insel Boucault, wo er das Roß Bajard bezwingt und zähmt, eine That, die Tasso dem Rinaldo zuschreibt [Ges. 2. St. 37 ff.]. Dieses unbändige Thier bewohnte eine Höhle, welche von einem Drachen bewacht wurde und sich in der Nähe eines Vulkans, einer der Hauptmündungen der Hölle, befand. Man entdeckt eine auffallende Aehnlichkeit zwischen diesem Abenteuer und der orientalischen Geschichte von dem Rachsch, einem geflügelten Rosse, welches die trockene Insel unbewohnbar machte, bis es von dem persischen Könige Huschenk bezwungen wurde, der es zähmte und in allen seinen Kriegen gegen die Dews bestieg [219]). Da sich also Maugis auf diese Weise, durch die Ueberwältigung Bajards nämlich, ausgezeichnet hatte, so erhielt er Zutritt zu der nekromantischen Hohen Schule Toledo, wo er seine Studien vollendete und nach Einigen die Professur der Magie an jenem Institute bekleidete, welches als Schule für die Geheimnisse der schwarzen Kunst in hohem Ansehen stand; so heißt es im Morgante Maggiore C. 25. St. 259.:

„Denn Viele in der Stadt Toledo wandten
Zum Studium sich der Nekromantie;
Und öffentlich dort lehrten, die da kannten
Die Zauberkunst und die Pyromantie;
Dort gab es auch gar viele Geomanten,
Experimente auch der Hydromantie." [219a]).

Nachdem er sich in den Künsten der Magie noch mehr vervollkommnet, steht Maugis dem Könige von Spanien, Marsirius, in seinen Kriegen gegen den Admiral von Persien bei und benützt seine Zaubereien, um seine eigenen Liebeshändel mit der Königin zu befördern und zu verheimlichen. Er unterstützt auch Arnaud von Montcler in seinem Kampfe gegen Kaiser Karl, indem er die Augen der Feinde bezaubert oder gleich Merlin das Lager derselben in verschiedenen Trachten betritt.

Die Geschichte der Zaubereien und Liebeshändel des Maugis wird fortgesetzt in der Eroberung von Trapezunt (Trebisonde) durch Renaud [sieh Gräße S. 330.]. Dieser Roman beginnt mit der Schilderung eines prächtigen von Karl veranstalteten Turnieres, bei welchem Renaud unbekannterweise alle Ehre und Preise davonträgt. Endlich wird das Fest durch eine Gesandschaft des Königs von Kappadozien unterbrochen, welcher melden läßt, er wolle sich nach Frankreich einschiffen und mit allen Rittern des Kaisers Karl eine Lanze brechen. Renaud jedoch kommt seiner Absicht zuvor und in Kappadozien angelangt besiegt und entsetzt er den König. Inzwischen spinnt Maugis, welcher Renaud begleitet, mit der Tochter des Königs von Cypern einen Liebeshandel an, der indeß von einem Zwerge entdeckt und dem Könige mitgetheilt wird. Zwar verbrennt die Prinzessin den Zwerg, jedoch kann sie nicht hindern, daß ihr Vater den Maugis in einer Burg, in die sich dieser geflüchtet, belagere. Der Kaiser von Trapezunt steht hierauf dem Könige

von Cypern bei, während Renaud dem Maugis zu Hülfe kommt. Die alliierten Monarchen werden in einer großen Schlacht besiegt und getödtet und hierauf Renaud von dem Heere zum Kaiser von Trapezunt erwählt. — Dieser Roman bildet die Grundlage des italienischen Gedichtes, welches den Titel führt: El Libro chiamato Trabisonda, nel quale se tracta nobilissime battaglie con la vita e morte de Rinaldo (das Buch, welches heißt Trapezunt, worin von hochberühmten Schlachten, so wie von dem Leben und Tode des Rinaldo gehandelt wird).

Maugis spielt auch eine bedeutende Rolle in dem bekannten Romane „die vier Haimonskinder" (Quatre fils Aymon), welcher nach einer gereimten Erzählung gearbeitet ist, die Huon de Villeneuve bereits im dreizehnten Jahrhunderte verfaßte. In dem Prosaromane werden die Ereignisse eines Krieges genau geschildert, den Karl gegen die vier Brüder führt, um den Tod seines von Renaud erschlagenen Neffen zu rächen, ein Kampf, in welchem Maugis durch seine gewöhnlichen Künste seinen Vettern mächtigen Beistand leistet. Auch findet man darin die Erzählung von den wiederholten Verräthereien Gan's und die Siege Renaud's über die Sarazenen, welche in das Gebiet des Yvon, des Königs der Gascogne, einen Einfall machen, worauf Yvon dem Renaud die Burg Montauban verleiht und seine Schwester Clarice zur Gemahlin giebt, welches, wie man sich erinnern wird, der Name der Heldin in Tasso's Rinaldo ist. Endlich begiebt sich dieser berühmte Paladin in eine Einsiedelei, vermiethet sich jedoch gelegentlich, um sich einige Bewegung zu machen, als Maurer, wobei er aber durch seine Frömmigkeit den Haß seiner Mitarbeiter erweckt, und eines Tages, während er am Fuße der Mauer einer Kirche, die sie bauen, eben betet, werfen sie ihm einen ungeheuren Stein auf den Kopf, wodurch er vor Beendigung seiner Andacht getödtet wird [s. Gräße S. 326 ff. und Germania Bd. VII. S. 10 ff.].

Die letzten Ereignisse aus dem Leben des Maugis erzählt die Chronik des Mabrian. Maugis hatte sich nämlich, gleich seinem Vetter, in eine Klause zurückgezogen, jedoch kommt er aus seiner Einsamkeit wieder hervor und begiebt sich nach Rom, wo er durch seine Beredsamkeit und Heiligkeit so große Aufmerksamkeit erweckt, daß er sich beim Tode Leo's zum päpstlichen Stuhle erhoben sieht. Er legt indeß seine neue Würde bald wieder nieder und kehrt in seine Einsiedelei zurück. Um diese Zeit nun wird Richardette, der jüngste Bruder Renaud's auf Veranlaßung Gan's verrätherischer Weise ermordet, worauf Alard und Guichard, seine beiden noch übrigen Brüder, welche den Kaiser in Verdacht haben daß er den Mord befohlen oder ihn doch wenigstens geschehen laßen, Letztern öffentlich beschimpfen und nach dieser Unbesonnenheit bei Maugis eine Zufluchtsstätte suchen. Der Kaiser entdeckt jedoch ihren Aufenthaltsort und läßt an dem Eingange der Höhle des Maugis Reisbündel anzünden, so daß die Bewohner derselben sämmtlich ersticken [S. Gräße S. 337 ff.].

Es giebt ferner einen französischen Roman aus dem Sagenkreise Karl's des Großen und der Familie Aymon's, welcher den Titel führt: Morgant le Geant, dessen Ereignisse denen des Morgante Maggiore von Pulci ganz genau entsprechen. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß der Roman aus dem Gedichte übersetzt wurde, da sich die Italiener in ihren Gedichten nicht so genau an die fabelhaften Erzeugnisse ihrer Vorgänger zu halten pflegten [s. Gräße S. 364.] [220].

Die Ritterromane der zweiten Klasse oder die aus dem Sagenkreise Karl's des Großen gleichen denen, die von Arthur und der Tafelrunde handeln, so vollkommen, daß man über beide die nämlichen oder doch fast die nämlichen Bemerkungen machen kann. Beide nämlich gründen sich auf vorgeblich geschichtliche Thatsachen, auf Arthur's Kriege gegen die Sachsen und auf die Karl's gegen die Sarazenen; beide Könige sind unglücklich in ihrer eigenen Familie und zuweilen nicht minder unglücklich in ihren Unternehmungen. In beiden Arten von Romanen wird der Charakter dieser beiden Monarchen niedriger dargestellt, als historische Wahrheit es gestattet, um ihren Paladinen und ihrer Ritterschaft größeres Ansehen zu verleihen und dieselben mehr hervortreten zu laßen, da sonst die Könige die einzigen Helden gewesen und die verschiedenen Krieger nicht in dem gehörigen Lichte erschienen sein würden. Indem also die Romanschreiber jene, so zu sagen, herabsetzten, schilderten sie zugleich die Sitten ihrer Zeit und fanden vielleicht bei jenen stolzen Baronen Beifall, welche die Darstellung von Vasallen, die ihre Oberherren an Tapferkeit und Macht übertrafen, gewiß wohlgefällig aufnahmen. Wenn nun aber die Verfasser der Romane aus dem Sagenkreise Karl's des Großen sich einer-

seits bedeutend im Nachtheil befanden, indem ihnen ihre Vorgänger bereits zuvorgekommen waren und ihnen nicht viel mehr übrig blieb, als ihre Schilderungen zeltbedeckter Ebenen und auf mannigfache Weise secierter Ritter und Riesen zu kopieren, so waren ihnen doch andrerseits die Umstände günstiger, als den Verfassern der Romane von Arthur und der Tafelrunde. Die Sarazenen waren ein romantischeres Volk als die Sachsen und die orientalischen Feenmärchen und orientalische Pracht gewährten neue Gemälde, um die Einbildungskraft zu ergötzen und mit Staunen zu erfüllen. „Die Ritter Karl's des Großen, sagt Sismondi [1, 292.], irrten nicht länger, gleich denen der Tafelrunde, durch düstere Wälder in einem halbcivilisierten Lande, das außerdem stets von Nebel und Reif bedeckt zu sein schien; ..... denn die ganze Milde und alle Wohlgerüche derjenigen Gegenden, welche die Natur am meisten begünstigt, standen nun zur Verfügung der Romanciers ..... Ein noch kostbarerer Erwerb aber war die Phantasie des Südens und Ostens, jene so glänzende und reiche Phantasie, die dazu gebraucht wurde der düstern Mythologie des Nordens Leben zu verleihen ..... Herrliche Paläste erhoben sich jetzt in der Einöde; bezauberte Gärten und Haine, durchduftet von Pomeranzenbäumen und Myrten, prangten inmitten glühender Sandwüsten oder unfruchtbarer meerumspülter Felsen.“ Alles dieß ist nun zwar weit weniger anziehend, als wahre Gemälde des Lebens und der Natur, indeß ist es doch den ewigen Schilderungen unprovozirter Riesenabschlachtungen und sonstiger Metzeleien bei weitem vorzuziehen. Von allen Arten des Krieges ist aber die **Gigantomachie** gewiß am wenigsten interessant, da wir ganz bestimmt voraus wissen, was das endliche Loos der Riesen sein wird, welche wegen der unglücklichen Präcedenz der Titanen und des Goliath stets dem Arme ihrer Gegner erliegen. Ja, je größer und umfangreicher sie sind, desto leichter scheint ihre Vernichtung und desto unvermeidlicher ihr Geschick. Butler [Hudibras P. I. C. 2. v. 29 sqq.] sagt, es sei doch ein hartes Mißgeschick, daß ein Mensch bloß deswegen den Schädel eingeschlagen bekommen soll, weil er groß ist und starke Knochen hat; das Misgeschick scheint aber noch härter, in so weit nämlich Kraft und Körpergröße nur den Angriff herbeiziehen sollen, ihn aber nicht zurückweisen können, und daß die Stärke und Tapferkeit eines Riesen nur seinem Gegner nütze. In diesem Punkte jedoch, müßen wir gestehen, weicht das Buch der Natur nur wenig von den Ritterbüchern ab, da während das Geschlecht der Milben und Motten bleibt, das Mammuth und das Megatherion verschwunden sind [vergl. Grimm, Deusche Mythologie S. 495—498.].

Fünftes Capitel.

Ritterbücher der pyrenäischen Halbinsel über Amadis von Gallien und dessen Nachkommen, über die fabelhafte Familie der Palmerine. — Katalonische Ritterbücher. — Tirante der Weiße. — Partenopex de Blois. —

Der Leser, welcher sich jetzt durch die Romane von der Tafelrunde und Karl dem Großen durchgearbeitet hat, ist gleichwohl noch nicht an das Ende seiner Mühseligkeiten gelangt:

Jetzt ist ein anderer Tiphys, es fährt eine andere Argo,
Auserkorene Helden, ja jetzt sind andere Kriege.
Virg. Ecl. 4, 34 ff.

Zwar würde ich, wenn es nur meine Absicht gewesen wäre, ein unterhaltendes Mancherlei zu geben, nicht nur jede fernere Analyse eines Ritterromanes unterlaßen, sondern sogar viele, von denen ich eine Uebersicht gegeben, übergangen haben; indeß besteht der Werth eines Werkes, wie ich es unternommen, ganz besonders in dessen Ausführlichkeit. Die Vielfältigkeit der Produktionen in einer jeden Klasse der Literatur legt Zeugniß ab von derjenigen Art von Schriften, die in der Periode ihrer Abfassung in Mode waren, und daher auch von dem Geschmacke des Zeitalters. Sogar die Langweiligkeit der Ritterbücher ist einigermaßen belehrend, da sie uns mit der eintönigen Lebensweise bekannt macht, welche zur Zeit ihres Entstehens herrschte, während wir zugleich durch einen Vergleich der sich in der Romandichtung zeigenden intellektuellen Kräfte mit den Erzeugnissen der nämlichen Zeit in der Theologie, Jurisprudenz und anderen Fächern befähigt werden, über die Thätigkeit des menschlichen Geistes in jener fernen Periode ein Urtheil zu fällen und zu sehen, in welchen Künsten und Wissenschaften er sich mit dem meisten Glück versuchte.

Während also die übrigen Völker Europa's eine so große Zahl von Romanen zu Tage förderten, konnte man füglich nicht erwarten, daß die Spanier und Portugiesen diese an sich selbst so bezaubernde und überdieß damals so sehr im Schwunge befindliche Gattung von Dichtungen gänzlich vernachläßigen würden. Da jedoch die Sagenkreise von Arthur und Karl dem Großen erschöpft waren, so zeigte sich das Bedürfniß, eine neue Hauptfigur und ein neues Heldengeschlecht ausfindig zu machen. Arthur nun war vielleicht weniger aus Nationaleitelkeit zum Oberhaupt in der Romantik auserwählt worden, als weil er bereits einigen traditionellen Ruhm besaß und so gewissermaßen eine Art Zentrum und Stützpunkt bildete, wodurch den Abenteuern untergeordneter Ritter eine Einheit verliehen wurde; Karl den Großen aber hatten die Romanschreiber des Nachbarlandes ganz natürlich, wegen der mehrfachen Aehnlichkeit zwischen ihm und Arthur, zum Mittelpunkte des zweiten Sagenkreises erwählt. In Portugal hingegen, wo, wie wir sehen werden, der erste große Roman der nun folgenden Klasse derselben an's Licht trat, scheint kein Fürst oder

Anführer mit dergleichen sagenhaftem Ruhme vorhanden gewesen zu sein. Demgemäß also wählte man einen imaginären Helden, und da die erste Dichtung dieser Art, welche auf der pyrenäischen Halbinsel verfaßt wurde, sehr großes Verdienst besaß, so äußerte sie auf die folgenden Romanciers einen gewaltigen und dauernden Einfluß. Indem sie nämlich dem ersten Verfasser nachahmten, setzten sie die Familiengeschichte des Haupthelden fort, in der Meinung vielleicht, daß das für denselben bereits erweckte Interesse zu ihrem eigenen Erfolge beitragen würde. Dies gewährte auch eine gewisse Leichtigkeit ihre eigenen Helden zu verherrlichen, da es nicht schwierig war, jeden neuen Abkömmling als seinen Vorgänger übertreffend darzustellen. Unglücklicherweise jedoch glaubten die folgenden Romanschreiber, daß was einmal gefallen hatte, immer gefallen müßte, ganz so wie man es lange für unerläßlich hielt, daß ein episches Gedicht aus eben so vielen Büchern, wie die Iliade und Odyssee bestehen und die nämlichen Formen der Anrede, des Vergleichs und der Beschreibung in Anwendung bringen müsse. Daher sind die meisten Helden der Ritterbücher in Spanien und Portugal Kinder der Liebe; ferner treten gewöhnlich zwei Brüder auf, ein Platoniker und ein Materialist; mit einem Worte, sie besitzen eine allgemeine Monotonie der Charaktere und Ereignisse. Die Gegner der Ritter sind jedoch verschieden von denen in den Romanen Arthur's und Karl's des Großen; es sind nicht länger die Sachsen oder Sarazenen, sondern die Türken, und da das griechische Reich damals in seinen Grundlagen erbebte, so wird der Kriegsschauplatz häufig nach Konstantinopel verlegt; ja, man begegnet in einigen der letzten Romane dieser Klasse mancherlei glücklichen Erfindungen und bemerkt den Versuch, durch neue Ereignisse und den Glanz morgenländischer Zauberei in das beständige Gemetzel, welches in den frühern Romanen anzutreffen ist, einige Abwechslung zu bringen. Jedoch greife ich vielleicht den eigenen Betrachtungen des Lesers zu sehr vor, und werde daher ohne weiteren Verzug zu dem

Amadis de Gaula
[Gräße S. 400 ff.]

übergehen, den man für einen der schönsten und anziehendsten aller Ritterromane hält. Daher kommt es auch vielleicht, daß mehr als eine Nation auf die Autorschaft desselben Anspruch gemacht hat. So schreibt Lope de Vega diese in seiner Novelle Fortunas de Diana [Obras sueltas vol. VIII. p. 1 sqq.] einer portugiesischen Dame zu, Warton [vol. I. p. 152. ed. 1824] hingegen auf die Autorität des Nicholas Antonio [Bibl. Hisp. Vet. vol. II. p. 105.] dem Vasco de Lobeira, einem portugiesischen Offiziere, welcher 1403 oder nach Sismondi [de la Lit. du midi de l'Eur. III. p. 218.) 1325 starb. Auch Southey hat sich für letztere Meinung erklärt und seine Gründe dafür ausführlich dargelegt. Er hält dafür, der Amadis sei ursprünglich in portugiesischer Sprache geschrieben worden, das Original aber verloren gegangen, und daß Lobeira der Verfasser desselben gewesen, folgert er aus dem einstimmigen Zeugnisse fast aller portugiesischen Schriftsteller, namentlich des Gomes Eannes de Zurrara in seiner Chronik des Don Pedro de Menezes, die bereits etwa fünfzig Jahre nach dem Tode Lobeira's erschien; auch erhelle der portugiesische Ursprung des Romanes aus dem Sonnet eines unbekannten Dichters, der jedoch ein Zeitgenosse des Lobeira war und ihn als Verfasser des Amadis nennt, so wie endlich aus dem Umstande, daß die spanische Version von Montalvo erwähne, der Infant Don Alfonso von Portugal habe einen Theil der Geschichte abändern laßen.

Andrerseits jedoch haben die französischen Schriftsteller, besonders aber der Graf Tressan in seiner Vorrede zu der Traduction libre d'Amadis de Gaule behauptet, daß dieser Roman (oder wenigstens die drei ersten von den vier Büchern, die er enthält) ursprünglich französisch geschrieben worden seien, und zwar unter der Regierung des Philipp August oder Louis le Jeune. Seine Beweise stützen sich auf die unbestimmte Behauptung in alten französischen Manuskripten, daß der Amadis einst vorhanden gewesen[220*]), sowie auf die Aehnlichkeit der Sitten, ja selbst der Ereignisse in diesem Roman und in dem Tristan und Lancelot, welche eingeräumtermaßen französisch sind; auch hält er es für unwahrscheinlich, daß, während zwischen den Franzosen und Spaniern ein so großer Haß bestand, ein Schriftsteller der letztern Nation einen gallischen Ritter würde zu seinem Lieblingshelden gemacht haben; welches Argument jedoch nur gegen einen spanischen, aber nicht gegen einen portugiesischen Verfasser spricht. Zu Tressan's Gründen könnte man jedoch das Zeugniß eines por-

tugiesischen Dichters, Namens Cardoso hinzuzufügen, der nämlich sagt, daß Lobeira den Amadis auf Befehl des Infanten Don Pedro, des Sohnes Johannes I. aus dem Französischen übersetzt habe, sowie die Behauptung des d'Herberay, der um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts den Amadis aus dem Spanischen in's Französische übertrug und welcher sagt, er habe Bruchstücke eines Manuskriptes in der Sprache der Pikardie gesehen, welche das Original des Amadis de Gaul zu sein schienen: — „J'en ay trouve encore quelque reste d'un vieil livre escrit a la main en langage Picard, sur lesquel J'estime que les Espagnols ont fait leur traduction, non pas du tout suyvant le vrai original comme l'on pourra veoir par cestuy car ils en ont obmis en aucuns endroits et augmente aux autres.“ Auch das Zeugniß des Bernardo Tasso, welcher den Stoff zu seinem Gedichte Amadigi dem Romane entlieh, spricht gegen spanischen oder portugiesischen Ursprung des letztern und auf dieß Zeugniß ist um so mehr Gewicht zu legen, als er nicht eben sehr lange nach dem Tode Lobeira's lebte; und da er selbst ein Gedicht über den Stoff des Romanes schrieb, so wird er schon deswegen in seinen Untersuchungen genau und sorgfältig gewesen sein. Es ist nun aber seine entschiedene Meinung, daß dem Amadis irgend eine alte englische oder bretonische Geschichte zu Grunde liege. „Es ist gar nicht daran zu zweifeln (sagt er in einem seiner Briefe an Girolamo Ruscelli), daß der Verfasser dieser lieblichen und anmuthigen Dichtung sie zum Theil aus irgend einer britischen (Bretagna) Geschichte entnommen, und sie alsdann verschönert und ihr den Reiz verliehen hat, der die Welt so sehr entzückt.“ (vol. II. lett. 166.), und ferner: „Gaula bedeutet Frankreich in der englischen Sprache, aus welcher diese Geschichte hergenommen ist.“ (ib. lett. 93.)

Auch erhellt aus verschiedenen Stellen der eben erwähnten Briefe Bernardo Tasso's, daß hinsichtlich des Geburtslandes des Helden eben so viele Zweifel und unrichtige Vorstellungen herrschten, wie über den eigentlichen Verfasser des Romanes. Er sagt nämlich [II. lett. 166.], daß der Bearbeiter des britischen Originals seinem Helden irrthümlicherweise jenes Vaterland [nämlich Gaula (Wales) wie er es immer nennt], beigelegt habe, „weil er den Ausdruck Gaules nicht verstand, welcher in der englischen Sprache Gallien bedeutet.“ Hieraus folgert nun Tasso, daß Frankreich das Vaterland des Amadis war, und beschließt demgemäß sein Gedicht Amadigi di Francia zu nennen, wobei er die Ueberzeugung ausdrückt, daß die von ihm angeführten Gründe genügen werden „diesen eingewurzelten Irrthum zu zerstören“ (a divellere questo invecchiato abuso dall' opinione degli uomini). Diese allgemeine Meinung aber, daß nämlich Wales das Geburtsland des Helden sei, war aber keineswegs unnatürlich, da Gaules und Gaula im Altenglischen eben so wohl Wales als Gallien bedeuteten. „Ich sage Gallia und Gaul — französisch und walisisch — Seelenkurierer und Körperkurierer“ ruft der Wirth in den Lustigen Weibern zu Windsor (Akt 3. Scene 1.) aus, indem er den französischen Doktor und den walisischen Pfarrer anredet. Auch befinden sich in dem Romane selbst verschiedene Umstände, welche zu dem Irrthume mögen Anlaß gegeben haben. So z. B. segelt Amadis auf seiner Fahrt von Gaula nach dem Hoflager des Königs von England, welches zu der Zeit in Vindilisora (Windsor) gehalten wird, nach einer schönen Stadt in Britannien genannt Brestoya (Bristol) [L. I. C. 11.], allerdings ein kurioser Landungsplatz auf einer Ueberfahrt von Frankreich nach England, der jedoch auf einer Reise von Süd-Wales nach Windsor ganz natürlich erscheint. Im Ganzen indeß möchte Tasso's Vermuthung, daß der Verfasser des Amadis unter Gaula Frankreich verstand, gleichwohl die richtige sein, denn im Verlaufe der Erzählung wird berichtet, daß Perion, König von Gaula und Vater des Amadis, die Bischöfe und Großen seines Reiches zu einer Berathung herbeiruft und ihnen befiehlt die berühmtesten cleres ihrer Gebiete mitzubringen, in Folge welcher Anordnung zwei Mitglieder der Rathsversammlung die Cleres Ungan von der Pikardie und Albert von der Champagne in ihrem Gefolge haben.

Obgleich nun aber die Spanier weder die Autorschaft des Amadis, noch diesen selbst als ihren Landsmann beanspruchen, so ist doch der älteste jetzt vorhandene Druck in ihrer Sprache, und zwar kam er heraus zu Salamanka 1519. Diese Arbeit wurde aus einzelnen spanischen Fragmenten, die zur Zeit Ferdinands und Isabella's erschienen waren, kompiliert, späterhin aber noch einmal durchgesehen und mit den alten handschriftlichen Fragmenten verglichen, und zwar von Garcias Ordoñez de Montalvo, welcher endlich

im Jahre 1547 zu Salamanka eine verbesserte Ausgabe veranstaltete. Nach der älteren Ausgabe von 1526 arbeitete d'Herberay seine Franz dem Ersten gewidmete Uebersetzung der vier Bücher des Amadis, welche 1540 erschien. Dazu fügte er noch vier andere Bücher von den Nachkommen des Amadis, die er spanischen Originalen entnahm, und diese Familiengeschichte wurde späterhin von Uebersetzern, welche gleichfalls spanischen Originalen folgten, diese jedoch interpolirten, bis zum 24ten Buche fortgeführt; das Ganze erhielt dann den Namen Amadis de Gaula. Die ersten Bücher, welche sich vorzugsweise auf die Thaten des Amadis beziehen, zog der Graf Tressan in seiner freien Uebersetzung in zwei Duodezbände zusammen, that damit jedoch nur etwas ganz Unnützes, da er die Ereignisse des Originalromanes gutentheils verändert hat und die ächten Sitten und Gefühlsweisen der Ritterwelt unter dem Firniß französischer Manier verloren gegangen sind. Dahingegen ist die englische Uebersetzung von Southey der Tressan's bei weitem überlegen, indem man darin die Thatsachen genau erzählt und die Sitten treu wiedergegeben findet.

Die Zeit, in welche die Thaten des Amadis verlegt werden, muß als der Arthur's und Karl's des Großen vorangehend gedacht werden, und Amadis ist sowohl der älteste, als der fabelhafteste aller Helden der Ritterbücher. Der Roman erzählt, er sei ein Kind der Liebe des Perion, König von Gaula, und der bretagnischen Prinzessin Elisena gewesen. Um die Schande der Letzteren zu verheimlichen, läßt ihre Mutter das Kind bald nach der Geburt in einer Wiege in's Meer werfen. Ein Ritter, welcher aus der Bretagne nach Schottland zurückkehrt, rettet [L. 1. C. 2.] und erzieht ihn unter dem Namen der Seejunker [Donzel del mar L. 1. C. 3.]. Später wird er zu seiner fernern Ausbildung von dem Könige von Schottland an seinen Hof genommen [1. C. 4.], woselbst sich zwischen ihm, da er ungefähr zwölf Jahr alt ist, und Oriana, der Tochter des englischen Königs Lisuarte, die sich wegen der Unruhen in ihrem Vaterlande in Schottland befand, eine gegenseitige Zuneigung entspinnt. Nach erhaltenem Ritterschlage begiebt sich Amadis dem König von Gaula, Perion, zu Hülfe [1. C. 5.], welcher bereits zur Zeit die Elisena geheirathet und einen zweiten Sohn, Namens Galaor, bekommen hatte. Letzterer war von einem Riesen geraubt worden, welcher ihn nach seinem Kopfe erziehen wollte [1. C. 4.]; indeß erhält Perion für diesen Verlust einen Ersatz durch Amadis, den er vermittelst eines ihm, als man ihn aussetzte, an den Finger gesteckten Ringes, wiedererkennt [1. C. 11.], und die Freude der Eltern ist um so größer, als Amadis seine Tapferkeit bereits durch die dem Könige von Irland, der Gaula angegriffen, beigebrachte Niederlage einen Beweis seiner Tapferkeit gegeben hatte [1. C. 10.], eine That, die derjenigen ähnlich ist, mit welcher Tristan, wie man sich erinnern wird, seine Laufbahn begann.

Es ist nun aber unmöglich, von den Abenteuern des Amadis nach seiner Rückkehr von England irgend einen genauern Bericht zu geben, obgleich der Roman außerdem nur noch von den Thaten seines Bruders Galaor spricht, oder von den Vernichtungskriegen, welche er gegen Riesen führt; oder von dem Beistande, den er dem Lisuarte gegen den Usurpater Barsinan und den Zauberer Arkalaus leistet; oder wie, nachdem er von seiner Geliebten Oriana einen grausamen Brief erhalten [L. 2. C. 3.], er sich auf lange Zeit unter dem Namen Beltenebros in eine Einsiedelei zurückzieht [2. C. 6.], welches einen der Hauptpunkte von Don Quixote's phantastischer Nachahmung ausmacht; oder von den Schlachten, in denen er nach seiner Rückkehr in die Welt gegen den irischen König Cildadan kämpft; oder von der Besiegung der hundert Ritter, von denen Lisuarte angegriffen wird; oder endlich von seinen unzählbaren Thaten in Deutschland und der Türkei, als die durch böse Rathgeber erregte Eifersucht und der Verdacht des Lisuarte ihn gezwungen hatten, Oriana und den englischen Hof zu verlaßen [2. C. 20.].

Amadis kehrt jedoch gerade zur rechten Zeit zurück, um seine geliebte Prinzessin aus der Gewalt der Römer zu befreien, deren Gesandten sie ihr Vater übergeben, indem sie mit dem Bruder des Kaisers vermählt werden sollte. Amadis schlägt nämlich ihre Flotte in die Flucht [3. C. 18.] und bringt Oriana nach der festen Insel [4. C. 1.]. Hierauf folgt ein langer Krieg zwischen Lisuarte und Amadis, in welchem Ersterer zwei furchtbare Niederlagen erleidet [4. C. 17.] und sich dann noch ganz unerwartet von einem alten Feinde, Namens Aravigo, angegriffen sieht, den der Zauberer Arkalaus dazu antreibt [4. C. 21. 22]. Aus diesem Dilemma wird Lisuarte durch den

Edelmuth des Amadis befreit, welcher die unlängst noch dem Lisuarte feindlichen Waffen jetzt gegen dessen Gegner kehrt, Aravigo erschlägt und Arkalaus gefangen nimmt [4. C. 23.]. Aus diesem Grunde, und weil er auch entdeckt, daß die Liebenden die ehelichen Freuden bereits im Voraus genossen [2. C. 22.], willigt Lisuarte in die Verbindung seiner Tochter mit Amadis [4. C. 23.]. Die Vermählung wird demgemäß auf der Festen Insel gefeiert und Oriana macht den wunderbaren Zaubereien derselben dadurch ein Ende, daß sie das Zaubergemach betritt, indem dieß bloß dem schönsten und treuesten Weibe der Welt vergönnt sein sollte [4. C. 30.].

Diese Vorstellung von einem Zimmer, einem Thurme, oder einer Insel, die nur einem bestimmten Helden oder einer Schönen zugänglich ist, und sich in vielen der folgenden Bücher des Amadis wiederholt, ist offenbar orientalischen Ursprunges und daher auch natürlicherweise in den Romanen der pyrenäischen Halbinsel häufiger anzutreffen, als in den französischen oder englischen. In einer morgenländischen Geschichte wird uns nämlich erzählt, daß Abdalmalek, der fünfte Kaliph der Ommiaden und einer der ersten, welche in Spanien feindlich landeten, nach einem von den Feeen, wie man ihm erzählte, auf einem der entferntesten Berge des letzteren Landes errichteten Schlosse forschen ließ, welches man auch wirklich entdeckte und an dessen Thor ein Drachenzahn als Schloß diente, während über demselben eine Inschrift besagte, daß keinem Andern der Eintritt vergönnt sei, als Demjenigen, welchem das Schicksal den Schlüssel verliehen [sieh d'Herbelot Bibl. Orient. s. v. Abdal Malek].

Während nun so morgenländische Dichtungen, und zwar gegen das Ende des Romanes, Stoff zu einigen Zauberabenteuern an die Hand gegeben haben, ist der erste und größere Theil desselben mit Kämpfen angefüllt, die zwar gewöhnlich sehr lebendig beschrieben werden, jedoch durch zu häufige Wiederholung Langeweile verursachen und endlich gar kein Interesse mehr erwecken, da wir durch die steten Siege des Helden den Ausgang derselben mit Sicherheit voraussehen können.

Obwohl nun ferner der Roman uns nicht, wie so viele andere, die Abenteuer einer großen Anzahl von Rittern vorführt und ohne alle Methode von dem einen zu dem andern überspringt, so spannt er die Aufmerksamkeit gleichwohl durch die zwiefachen Thaten des Amadis und seines Bruders Galaor. Auch übertrifft der vorliegende Roman die französischen Ritterbücher bei weitem in der Charakterzeichnung; so sind die ersten Jahre und das Knabenalter des Amadis, und die jugendliche Zuneigung zwischen diesem und Oriana auf sehr anziehende Weise geschildert, obwohl Letztere späterhin nur einen schwachen Verstand und mürrischen Sinn an den Tag legt, auch häufig von grundloser Eifersucht gequält wird. Dahingegen ist Amadis ein interessanter Charakter und unterscheidet sich genau von seinem Bruder Galaor, denn sind sie auch beide gleich tapfer, so entbehrt doch Amadis den Frohsinn des Letztern, so wie er auch einer einzigen Geliebten seine Treue bewahrt, während Galaor den Gegenstand seiner Zuneigung beständig wechselt, ein Kontrast, welchen die meisten spanischen Romane aus dem Familienkreise des Amadis vorführen.

In sittlicher Beziehung und in der Totalität der Erzählung überhaupt stehen nun zwar die letztgenannten Fortsetzungen dem Werke, welchem sie nachtreten, bedeutend nach, jedoch zeigen sie sich, je weiter sie fortschreiten, immer glänzender in ihren Ausschmückungen und imposanter in ihrer Maschienerie. Die Urganda des eigentlichen Amadis ist, wie Southey bemerkt, eine wahre Fee gleich Morgana und der Dame vom See; jedoch Urganda, welche in den folgenden Büchern des Amadis in der Großen Schlange [vergl. Silves de la Selva P. II. C. 39.] umhersegelt, ist eine Zauberin von furchtbarerer Art, und ihre Rivalinnen Cirfea und Melia sind ganz eben so schrecklich, wie die Medea der klassischen Mythologie [221]).

Von dieser letztgenannten Reihe von Romanen nun erzählte der erste die Thaten [222]) des

Esplandian
[Gräße S. 405 ff.],

des Sohnes des Amadis; wovon der größte Theil das Werk des Montalvo ist, des spanischen Uebersetzers des Amadis. Um sich unter einem beliebten Namen zu schirmen, nannte es der Verfasser das fünfte Buch des Amadis, dessen Bürde und Auswuchs es auf diese Weise wurde. Dies Beispiel ahmten die Nachfolger Montalvo's nach, und die Geschichte Lisuarte's bildete das siebente und achte Buch [223]), und die des Amadis von Griechenland das neunte

und zehnte Buch des Amadis de Gaula. So schritten die spanischen Romanschreiber von Geschlecht zu Geschlecht fort, und um sich auf den Titel einigermaßen ein Anrecht zu erwerben, hielten sie den Amadis immer noch lebendig, welcher auf diese Weise die beständige Stütze seiner sonst unerträglichen Nachkommenschaft wurde.

Keiner derselben jedoch entfernte sich weiter von den Verdiensten des Ahnen, als sein unmittelbarer Nachfolger Esplandian, und Cervantes [Don Quij. P. 1. C. 6.], welcher gegen den Amadis de Gaula, als den ersten und besten Roman seiner Art Nachsicht übte, fällte das gerechte Urtheil „daß die Vortrefflichkeit des Vaters dem Sohne nichts helfen, sondern daß dieser vielmehr in den Hof geworfen und die Grundlage des Scheiterhaufens machen sollte."

Der Theil des Amadis indeß, welcher die Jugend des Esplandian erzählt, bildet einen der schönsten Abschnitte dieser Familiengeschichte. Nachdem nämlich Oriana einen Sohn geboren, die Frucht ihrer verstohlenen Zusammenkünfte mit Amadis, übergiebt sie das Kind einigen Vertrauten, damit sie es nach einem fernen Theile des Landes bringen sollen, und diese, um in größerer Verborgenheit zu reisen, nehmen ihren Weg durch einen Wald. Eine Löwin, die in demselben residiert, nimmt sich die Freiheit das Kind zu rauben, um ihre Jungen mit demselben zu speisen. Zum Unglücke für Letztere jedoch, wohnte ein Einsiedler dort in der Nähe, welcher der Löwin begegnet und sie scharf zurecht weist, ehe sie mit ihrer Beute die Höhle erreicht. Sie geräth ganz aus aller Fassung sich so unerwartet betroffen zu sehen, wird jedoch durch des wackern Nachbars rechtzeitige Vorstellungen auf bessere Gedanken geführt und vermocht, bei dem jetzt nach der Einsiedelei gebrachten Kinde als Amme zu fungieren. Dort nun wird Esplandian von der ganz umgewandelten Löwin sehr liebevoll gesäugt, und wenn sie auf den Raub ausgieng, ersetzte eine Schafmutter ihre Stelle [L. 3. C. 3. des Amad.]. Auch andere Helden des Ritterthumes, wie man sich erinnert, wurden auf ähnliche Weise aufgezogen, und die Idee zu dieser Dichtung ward durch die bekannte Geschichte von Romulus und Remus eingegeben.

Sobald Esplandian herangewachsen, versieht die Löwin bei ihm die Stelle einer Wärterin, sie bewacht ihn, wann er die Klause verläßt, und begleitet ihn späterhin auf der Jagd [3. C. 7.]. Eines Tages gelangte König Lisuarte, bei der Verfolgung eines Wildes, in den Wald, wo Esplandian unter der Obhut des Eremiten und der mütterlichen Löwin heranwächst, und sah, wie der Knabe Letztere an einer Koppel führte, sie, als ein Hirsch aufsprang, losließ und auf das Wild hetzte. Sobald dies eingeholt war, bekamen die Löwin und zwei Jagdhunde ihren Antheil an der Beute. Der König erstaunt über diese sonderbare Gesellschaft, und da Esplandian nach dem Saume des Waldes, wo die Königin ihr Zelt aufgeschlagen hatte, geführt wird, so erkennt ihn Oriana an der Erzählung des Eremiten als ihren Sohn [3. C. 8.]. Auch in den späteren Romanen werden die Nachkommen des Esplandian gewöhnlich an einer derartigen Inschrift oder einem andern ähnlichen Zeichen erkannt, wie z. B. einem Kreuze oder einem flammenden Schwerte; allerdings eine unbeholfene Abweichung von den griechischen Romanen, wo dieß durch gewisse Kleidungsstücke oder Zieraten geschieht, welche die Kinder zur Zeit ihrer Aussetzung, oder da sie sonst verloren gehen, an sich tragen.

Esplandian wird nun am Hofe des Königs Lisuarte auferzogen und zur gehörigen Zeit zum Ritter geschlagen [4. C. 38.], gleich nach welcher Ceremonie der seinen Thaten gewidmete Roman anfängt. Während eines Schlafes, in welchen er bald darauf verfällt, wird er nebst seinem Knappen von Urganda, der Unbekannten, nach jener unbegreiflichen Maschiene, dem Schiffe der Großen Schlange [s. oben S. 150 b.] und auf diesem an den Fuß eines Schlosses gebracht, dessen Zaubereien er ein Ende zu machen bestimmt war [L. 5. C. 1.].

Hierauf segelt er unter der Benennung: der schwarze Ritter (die er von der Farbe seiner Rüstung erhält) nach dem Verbotenen Berg, einer Veste an der Gränze der Türkei und Griechenlands, welche in diesem Romane der Hauptschauplatz der Thaten Esplandian's ist. Dieser nimmt sie für den griechischen Kaiser in Besitz, nachdem er zuvor die riesenhaften und heidnischen Herren derselben erschlagen [5. C. 4.]. Er entfernt sich hierauf einige Zeit [5. C. 6.], genießt jedoch keine lange Ruhe, da Armato, der Sultan der Türken, die Veste mit einem großen Heere belagert [5. C. 23.]; indeß hat er jetzt mehrfachen Grund, sich im Dienste des Kaisers tapfer zu erweisen, da Leonorina, die Tochter

des Letztern, und der Ritter, obwohl sie sich nie gesehen, sich gleichwohl in einander verlieben [5. C. 13. 22.] und den ganzen Roman hindurch Liebesbotschaften austauschen. Endlich wird Armato, statt den Verbotenen Berg wieder zu erobern, geschlagen und gefangen genommen [5. C. 26.], so daß Esplandian, hierdurch ermuthigt, den Krieg in das Herz der Türkei spielt und die Hauptstadt derselben erobert [5. C. 29.]. Da er jedoch vernimmt, daß Leonorina darüber beleidigt ist, weil sie sich vernachläßigt glaubt [5. C. 33.], so begiebt er sich nach Konstantinopel und wird in der Nacht seiner Ankunft in einem Kasten aus Zederholz, um dessen Annahme er sie gebeten, heimlich in ihr Gemach gebracht [5. C. 35. 36.].

Bei seiner Rückkehr wird der Krieg gegen die Türken mit erneuter Kraft fortgesetzt; den Christen steht nämlich Urganda bei, welche auch schon dem Amadis in allen seinen Abenteuern ihre kräftigste Unterstützung hatte zu Theil werden laßen und ihren Schutz auch noch auf seine fernste Nachkommenschaft ausdehnt. Die Ungläubigen hingegen unterstützt die Zauberin Melia, die Schwester Armato's [5. C. 39.], in Folge dessen Letzterer auf dem Rücken zweier ihm von seiner Schwester gesandten Drachen aus der Gefangenschaft entkommt [5. C. 44.] und ein ungeheures Heer versammelt [5. C. 45.], mit welchem er Konstantinopel belagert [5. C. 48.]. Alle Kaliphen und Sultane des Ostens stehen ihm bei, besonders aber eine Amazonenkönigin, welche als Zuzug eine Schaar von 50 Greifen von Prima-Qualität mit sich bringt, die über die Mauern der Stadt hinwegfliegen und innerhalb derselben große Verwüstung anrichten, während andererseits Amadis de Gaula und die Potentaten des Occidents den Griechen Beistand leisten [5. C. 51.]. Nach einem langwierigen Kriege kommt man überein, den Streit durch einen doppelten Zweikampf zu entscheiden [5. C. 52.]. Amadis und sein Sohn Esplandian werden auf der einen Seite erwählt, die Amazonenkönigin und ein besonders tapferer Sultan auf der andern. Obwohl nun Letztere unterliegen, so greift dennoch dem Vertrage entgegen das Heer der Heiden die Christen an, wird jedoch gänzlich geschlagen und aus dem griechischen Reiche vertrieben [5. C. 53.]. Hierauf vermählt der Kaiser seine Tochter Leonorina mit Esplandian und legt die Krone zu Gunsten des Letztern nieder [5. C. 54.].

Nach einiger Zeit entdeckt Urganda durch ihre Zauberwissenschaft, daß Amadis, Galaor, Esplandian und alle ihre übrigen Lieblingsritter in kurzem die Schuld der Natur bezahlen sollen. Sie läßt sie daher nach der Festen Insel holen und theilt ihnen mit, daß das einzige Mittel dem Tode zu entfliehen wäre, so lange in dem schlafenden Zustande, in welchen sie dieselben versetzen konnte, zu verharren, bis Lisuarte, der Sohn des Esplandian, sich in den Besitz eines gewissen Zauberschwertes setze und sie so entzaubere, worauf sie alle mit erneuter Kraft in's Leben zurückkehren würden [5. C. 56.].

Indem nun so immer mehr neue Helden auf dem Schauplatze erscheinen, wird der Leser doch nie die alten los. Sie leben noch fort in dem ganzen Romane

Lisuarte de Grecia
[Gräße S. 408 ff.],

Sohn des Esplandian und der Leonorina, welcher sie in ihr früheres unruhiges Dasein zurückrufen sollte. Seine Thaten nehmen das siebente und achte Buch des Amadis ein, von denen ersteres von einem Anonymus, letzteres hingegen von Juan Diaz, Baccalaureus des kanonischen Rechts verfaßt wurde. Perion, der Sohn des Amadis de Gaula und der Oriana, welcher nach ihrer ehelichen Verbindung geboren wurde, ist die zweite Hauptperson dieses Romanes, welcher mit der Erzählung der Fahrt Perion's von England nach Irland beginnt, woselbst er sich von dem Könige des letztern Landes will zum Ritter schlagen laßen. Unterweges begegnet er einer Dame, die in einem von vier Affen regierten Boote umherkreuzt, welche letztern darauf bestehen, daß er ihre Gebieterin bei der Ausführung einer großen Unternehmung begleiten solle. Inzwischen begiebt sich sein Gefolge nach Konstantinopel, wo sie von seinem Abenteuer Meldung thun, und Lisuarte macht sich demgemäß auf den Weg um seinen Oheim Perion aufzusuchen [7. C. 1.]; dieser hatte inzwischen Trapezunt erreicht und sich auch bereits in eine der Töchter des Kaisers verliebt; jedoch fehlte es ihm an Zeit seine Bewerbung fortzusetzen, daß die Dame mit den Affen ihn eiligst davonführt, damit er das übernommene Abenteuer zu Ende bringe [7. C. 2. 3.].

Bald nachdem er fortgezogen kommt auch Lisuarte nach Trapezunt und verliebt sich in eine

andere Tochter des Kaisers, Namens Onoloria [7. C. 6.]. Während er indeß in Gesellschaft seiner Geliebten ein heiteres Leben führt, langt eine Dame von riesigem Wuchs bei Hofe an und bittet die Prinzessin Onoloria um einen Dienst. Dieser wird wie gewöhnlich ohne weitere Nachforschung über die Beschaffenheit desselben zugesagt, worauf es sich denn zeigt, er bestehe darin, daß Lisuarte die fremde Dame ein Jahr lang überallhin begleite, wohin sie wolle. Nun aber stand diese Dame auf der Seite der Heiden und war auf diese List verfallen, um so Lisuarte, die Hauptstütze des griechischen Thrones, unschädlich zu machen. Bald nach der Entfernung Lisuarte's wird der Kaiser von Trapezunt durch einen Brief von ihrem Kunstgriff in Kenntniß gesetzt, welcher Brief mit 67 Siegeln verschlossen ist und auch zugleich die Nachricht bringt, daß Konstantinopel eine Belagerung von dem türkischen Sultan Armato drohe, der sich an die Spitze einer Verbündung von 67 Fürsten gestellt hatte, einer Koalition, welche durch die Zahl der Siegel sehr sinnreich angedeutet wird [7. C. 7.].

Inzwischen sieht sich Lisuarte der Gewalt des Königs der Rieseninsel übergeben, dessen Tochter Gradafsile sich in den Gefangenen verliebt [7. C. 8.], ihm zur Flucht verhilft [7. C. 16.] und ihm nach Konstantinopel folgt. Dort verrichtet Lisuarte zahlreiche Thaten der Tapferkeit gegen die Heiden, welche bereits die Stadt belagern. Kurz vorher war auch Perion aus Griechenland angelangt [7. C. 12.], welcher bereits die Unternehmung, zu der er sich verpflichtet, ausgeführt hat [7. C. 5. 10.] und nun seinem Neffen gegen die Heiden beisteht. Endlich kommt auch Lisuarte in den Besitz des verhängnißvollen Schwertes [7. C. 18.] und Amadis de Gaula, Esplandian und die griechischen Prinzen erwachen aus dem Zauberschlafe [7. C. 21.], in welchen sie Urganda in der Festen Insel versenkt hatte. Da nun Konstantinopel durch den Zuzug dieser mächtigen und durch den langen Schlaf gestärkten Bundesgenossen [7. C. 20.] von der Belagerung befreit wird [7. C. 27.], so begiebt sich Lisuarte nach Trapezunt [7. C. 30.], auf welchem Wege ihm verschiedene Abenteuer begegnen, die ihn mehrfach aufhalten, so daß Perion vor ihm anlangt [7. C. 35.]. Jedoch verläßt Letzterer Trapezunt eine Zeit lang auf Bitten der Herzogin von Oesterreich [7. C. 36.], welche von ihm wieder in den Besitz ihres Landes gesetzt wird und ihm aus Dankbarkeit dafür den höchsten Lohn verleiht, den sie zu gewähren vermag [7. C. 37.]. In diesem Romane ist Lisuarte der Amadis oder beständige Liebhaber, Perion hingegen der Galaor oder Allerweltsliebhaber. Indeß weicht Perion von seinem Vorbilde in so weit ab, als Galaor in seinen Liebeshändeln keinen Unterschied macht und keiner Geliebten einen Vorzug gewährt; wohingegen Perion zwar gelegentliche Untreuen begeht, jedoch dabei immer der Prinzessin von Trapezunt die erste Stelle in seinem Herzen vorbehält.

Endlich begegnen sich Perion und Lisuarte in dem Palaste ihrer Geliebten [7. C. 55.], welche, wie gewöhnlich, ihren Rittern die ehelichen Vorrechte gewähren, ehe sie dieselben in gehöriger Weise erworben [7. C. 69.]. Zwar fällt ihnen nachträglich ein, daß es gut wäre Gesandte an Esplandian und Amadis zu schicken und wegen ihrer Vermählung Rücksprache zu nehmen, jedoch werden inzwischen Perion und der Kaiser von Trapezunt auf einer Jagdpartie durch eine List der Heiden gefangen fortgeführt [7. C. 62.] und Lisuarte, welcher auszieht sie aufzusuchen und an den Ort gelangt, wo sie sich befinden, wird gleichfalls in denselben Kerker geworfen [7. C. 63.].

Während sich nun so Lisuarte in Gefangenschaft befindet, gebiert die Prinzessin von Trapezunt einen Sohn [7. C. 64.], der später unter dem Namen

Amadis de Grecia
[Gräße S. 410 ff.]

bekannt wird, und dessen Abenteuer, mit denen seiner ewigen Ahnenreihe vermischt, das neunte Buch der Familiengeschichte bilden, von welcher im Anfange des zweiten Theiles vorgegeben wird, daß sie aus dem Griechischen in's Lateinische und aus diesem in die Vulgärsprache sei übersetzt worden: Sacada de Griego en Latin y de Latin en Romance, segun lo escrivió el gran sabio Alquife en las magicas.

Der unkluge Schritt der Onoloria macht Verheimlichung nothwendig, und während der Taufe ihres Kindes, welche an einer entfernten Quelle Statt findet, wird es von Seeräubern fortgeführt [L. 7. C. 64.] und von ihnen dem Mohrenkönige von Saba geschenkt [L. 9. P. 1. C. 1.]. Wir haben bereits bemerkt, daß die Nachkommen des Amadis im Allgemeinen ein auffallendes körperliches Abzeichen mit zur Welt brachten, welches

bei den gewöhnlich ungünstigen Umständen ihrer Geburt und Jugendzeit zu der spätern Wiedererkennung durch ihre Eltern höchst nothwendig war. So nun hatte auch Amadis von Griechenland die Figur eines Schwerts auf der Brust [L. 7. C. 64.], weswegen er auch, sobald er im Alter von vierzehn Jahren von dem Könige von Saba zum Ritter geschlagen worden, die Benennung: „der Ritter mit dem flammenden Schwerte" annahm. Da nun aber ein schwarzer Höfling auf die Gunst, welche der Jüngling bei dem Könige genoß, neidisch war, so klagte er ihn bei demselben eines verbrecherischen Umganges mit der Königin an, so daß Amadis vor dem Zorne seines Gebieters heimlich entfliehen und daher schon früh die Bahn der Abenteuer betreten muß [L. 9. P. 1. C. 3.].

Diese beginnen in der vorliegenden Erzählung wie in dem Esplandian bei dem Verbotenen Berge. Amadis nämlich, der zur Zeit noch ein eingefleischter Heide ist, besiegt und verjagt die christlichen Besitzer desselben [P. 1. C. 7.] und vertheidigt ihn nachher im Zweikampfe gegen den Kaiser Esplandian selbst, welcher in eigener Person zur Wiedereroberung dieser wichtigen Veste herbeikommt [P. 1. C. 12.]. Hierauf trifft Amadis mit dem Könige von Sizilien zusammen und ihre Bekanntschaft beginnt mit einem Kampfe [P. 1. C. 14.]; jedoch steht Amadis dem Könige späterhin in mannigfachen Unternehmungen bei, wozu ihn allerdings auch die Leidenschaft antreibt, welche er für die Tochter des sizilianischen Monarchen gefaßt hat [P. 1. C. 20.].

Auf seiner Fahrt nach dem Reiche des Letztern gelangt Amadis nach einer Insel, woselbst er den Kaiser von Trapezunt, Lisuarte, Perion und die Prinzessin Gradaffile entzaubert. Diese waren nämlich, wie zu Ende des vorigen Romanes erwähnt, durch die List der Heiden gefangen fortgeführt worden und lagen in dem schlafenden Zustande, in welchen sie durch die Zauberei einer heidnischen Prinzessin, auf gleiche Weise wie ihre Ahnen durch Urganda, jedoch in anderer Absicht versetzt waren [P. 1. C. 24—26.]. Demnächst macht sich Amadis de Gaula auf um Abenteuer zu suchen und trifft mit der Königin von Saba zusammen, welche das Meer durchstreifte um einen Ritter zu finden, der sie gegen die falsche Anklage ehelicher Untreue vertheidige. Amadis bietet ihr seine Dienste an [P. 1. C. 45.] und, in Saba angelangt, besiegt er ihren Ankläger und überzeugt den König vollkommen von der Unschuld seines Weibes und seines Pflegesohnes mit dem flammenden Schwerte [P. 1. C. 46.].

Hierauf beschäftigt sich ein beträchtlicher Theil des Romanes mit der unablässigen Aufsuchung eines Ritters, Namens Birmartes, durch Amadis von Griechenland, welcher irrthümlicherweise wähnt, daß Jener in die Prinzessin von Sizilien verliebt sei, weil er ihn hatte einige Verse singen hören, in denen ihr Name vorkam [P. 1. C. 53.]. Er verfolgt ihn lange mit unvermindertem Zorne und stößt während dieser Jagd auf mancherlei Abenteuer, jedoch wird er endlich in einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Ritter enttäuscht, in welcher er erfährt, daß er jene Verse unrichtig ausgelegt [P. 2. C. 18.].

Während nun Amadis auf diese Weise beschäftigt ist, war sein Vater Lisuarte nach Trapezunt zurückgekehrt und hatte sich in aller Form um die Hand der Onoloria beworben [P. 2. C. 3.]. Unglücklicherweise jedoch hatte sich auch Zairo der Sultan von Babylon im Traume in die Prinzessin verliebt [P. 2. C. 1.], und er kam nun in Begleitung einer großen Flotte [P. 2. C. 2.] so wie seiner Schwester Abra nach Trapezunt, um jene zur Gemahlin zu begehren [P. 2. C. 5.]. Dem Kaiser sind seine Anträge allerdings sehr willkommen, natürlich aber widersetzt sich ihnen Lisuarte [P. 2. C. 11.], so daß der Sultan zu anderen Maßregeln greift, um in den Besitz Onoloria's zu gelangen, und sie und Lisuarte des Hochverraths anklagt. Die Kämpen, die er zur Vertheidigung seiner Behauptungen auswählt [P. 2. C. 12.], werden jedoch von Gradaffile, welche als Ritter verkleidet erscheint, besiegt [P. 2. C. 14. 15.], und wenn auch Zairo den Gegenstand seiner Leidenschaft nachher mit Gewalt entführt [P. 2. C. 27.], so begegnet seine Flotte doch dem Amadis de Gaula, welcher Trapezunt zu Hülfe eilte. Onoloria wird daher befreit und der Sultan erschlagen [P. 2. C. 28.].

Seine Schwester Abra folgt ihm nun in der Herrschaft von Babylon [P. 2. C. 32.]. Diese Prinzessin hatte sich, als sie ihren Bruder nach Trapezunt begleitete, in Lisuarte verliebt [P. 2. C. 5.] und da dieser ihre Anträge zurückwies [P. 2. C. 11.], so treiben die Qualen unerwiederter Leidenschaft, so wie der Wunsch, den Tod ihres Bruders zu rächen, sie dazu an, in allen Gegenden der Welt Ritter aufsuchen zu laßen

und sie zur Vernichtung Lisuarte's auszusenden [P. 2. C. 32.]. Eine ihrer Edelfräulein begegnet auf einer solchen Fahrt dem Amadis von Griechenland und nimmt ihm das Versprechen ab, ihrer Gebieterin den Kopf Lisuarte's als Geschenk zu überbringen [P. 2. C. 41.]. Es erfolgt daher bei der Ankunft des Amadis in Trapezunt ein furchtbarer Kampf zwischen Vater und Sohn, der ein tragisches Ende hätte nehmen müßen, wäre er nicht durch das Erscheinen der Urganda unterbrochen worden, welche ihnen mittheilt, daß Amadis der Sohn Lisuarte's sei [P. 2. C. 51.].

Dieß war jedoch nur ein beiläufiges Abenteuer von Seiten des Amadis; seine Aufmerksamkeit hatte sich in der letzten Zeit einem andern Gegenstande zugewandt als dem, welcher sie früher gefesselt. Nikäa (Niquea) die Tochter eines morgenländischen Sultans, hatte sich durch Hörensagen in Amadis verliebt und ihm bereits durch ihren Lieblingszwerg eine freundliche Botschaft nebst ihrem Bildniß überschickt. Gleich der Prinzessin in 1001 Tag [s. weiter unten], besaß die Prinzessin eine so blendende Schönheit, daß Jeder, welcher sie sah, starb, oder doch wenigstens den Verstand verlor. Sie war daher von ihrem Vater in einen fast unzugänglichen Thurm eingesperrt worden, zu welchem nur ihre Familie Zutritt hatte [P. 2. C. 18.]; ja sogar ihren Bruder Anastarax mußte die Zauberin Zirfea in einen Zauberpalast einschließen, den undurchdringliche Flammen umgaben [P. 2. C. 3.]. Der Anblick des Bildnisses dieser Schönen überwältigte die Treue, welche Amadis bisher für die Prinzessin von Sizilien bewahrt hatte, und um zu seiner neuen Geliebten zu gelangen, ließ er sich nicht lange nach dem erwähnten Kampfe mit Lisuarte, als Sklavin verkleidet, an ihren Vater, den Sultan, verkaufen [P. 2. C. 66.]. Auf diese Weise erlangt er Zutritt zu der Prinzessin, und nach einem Heirathsversprechen auch die Vorrechte eines Ehegatten [P. 2. C. 72.].

Inzwischen versammelt Abra, durch den unerwarteten Ausgang des Kampfes zwischen Amadis und Lisuarte in ihrer Erwartung getäuscht, ein großes Heer [P. 2. C. 65.], und führt es gegen Trapezunt [P. 2. C. 76. 77.]. Zwar erleidet sie eine gänzliche Niederlage [P. 2. C. 79.], da jedoch Onoloria kurz vorher gestorben ist [P. 2. C. 75.], so willigt Lisuarte auf Zureden der Gradaffile ein, die Beherrscherin von Babylon zu heirathen [P. 2. C. 90.].

Der Zustand der Nikäa aber erfordert jetzt bereits Verheimlichung und sie entflieht mit Amadis [P. 2. C. 83.], mit welchem sie bald nachher in Trapezunt anlangt, wo ihre feierliche Vermählung Statt findet [P. 2. C. 91. 92.] und sie einen Sohn gebiert, welcher den Namen Florisel von Nikäa erhält [P. 2. C. 94.].

Der Theil der Familiengeschichte, welcher sich besonders auf die Thaten des Amadis von Griechenland bezieht, schließt, gleich dem Romane Esplandian, mit der Bezauberung aller griechischen Helden und Prinzessinnen durch Cirfea in dem Thurme des Weltalls, damit sie so den zu ihrem Hinscheiden bestimmten Zeitpunkt vermeiden. In diesem Thurme aber war Alles, was in dem Weltall vorgieng, durch Zauberkunst zu schauen; eine Unterhaltung, welche die dort versammelte Gesellschaft mit gehöriger Muße das folgende Jahrhundert hindurch in bequemen Lehnstühlen genießen sollte [P. 2. C. 96.].

Dieser Roman, Amadis von Griechenland nämlich, und alle Nachfolger desselben haben von Cervantes [Don Quij. P. I. C. 6.] den strengsten Tadel erfahren: „Der nun kömmt, sagte der Barbier, ist Amadis von Gräcia und alle auf dieser Reise sind, wie ich glaube, von derselben Familie des Amadis."

„So können sie alle in den Hof reisen, sagte der Pfarrer, denn um nur die Königin Pintiquiniestra verbrennen zu können und den Schäfer Darinel sammt seinen Eklogen mit den verteufelten und verruchten Reden des Verfassers, würde ich meinen leiblichen Vater zum Verbrennen hergeben, wenn er sich in Gestalt eines irrenden Ritters ertappen ließe."

Im zehnten Buche des Amadis de Gaula, von welchem vorgegeben wird, daß Cirfea, die Königin der Argirer, es geschrieben habe [P. 1. C. 59.], und welches in zwei Theilen besonders die Abenteuer des

Florisel de Niquea
[Gräße S. 412 ff.],

Sohnes des Amadis von Griechenland und der Nikäa enthält, ist nun aber von jenem Darinel die Rede, der den Zorn des Cervantes in so hohem Grade erweckt zu haben scheint. Dieser Schäfer ist ein ganz neuer Charakter in der

romantischen Dichtung und stellt einen verliebten Spaßmacher vor, welcher Sylvia, die Heldin der Erzählung, zum Gegenstande seiner Neigung auserwählt. Diese Sylvia ist die Frucht einer der heimlichen Zusammenkünfte des Lisuarte und der Onoloria [L. 9. P. 2. C. 26.]; sie war in frühester Kindheit von ihren Eltern entfernt und in der Nähe von Alexandrien auferzogen worden. Nachdem sie herangewachsen, verliebt sich Darinel, ein benachbarter Schäfer, in sie, beschließt aber, da die Schöne gegen ihren Liebhaber ungemeine Grausamkeit beweist, auf dem Gipfel des höchsten Berges im babylonischen Reiche den Tod zu erwarten [L. 10. P. 1. C. 1.]. Dort begegnet er Florisel, welcher sich zu jener Zeit am babylonischen Hofe aufhält. Diesem Prinzen nun giebt Darinel eine so lebhafte Beschreibung von der Schönheit der Sylvia, daß er sich in Folge dessen nach der Wohnung Sylvia's begiebt. Letztere zeigt sich jedoch gegen ihn, der gleichfalls Schäfer wird, eben so unerbittlich, wie sie sich gegen den andern erwiesen; da ihr jedoch Florisel von dem Prinzen Anastarax erzählt, der noch immer in seinem feurigen Palast eingeschlossen ist, so verliebt sie sich in diesen Prinzen [P. 1. C. 2. 3.] und überredet Florisel ebenso wie Darinel, der seinen Plan, auf einem Gipfel des höchsten Berges in Babylon den Tod zu suchen, eine Zeit lang aufgiebt und zu Sylvia zurückkehrt, sich mit ihr auf den Weg zu machen und die Befreiung des Anastarax zu versuchen [P. 1. C. 4.]. An Ort und Stelle angelangt [P. 1. C. 5.], vernehmen sie, daß dies Abenteuer der Amazone Alastraxerea, der Frucht eines Liebeshandels der Königin vom Kaukasus und des Amadis von Griechenland [P. 1. C. 6.] vorbehalten sei. Die Thaten dieser Alastraxerea nun füllen einen großen Theil des Romanes, und der Hirtengesellschaft begegnen während ihrer Aufsuchung dieser Heldin vielfache Abenteuer, von denen das hauptsächlichste das des Florisel mit der Prinzessin von Thrazien, Namens Arlanda ist, welche sich durch Hörensagen in ihn verliebt hat [P. 1. C. 14.], ihm nachfolgt und endlich ihre Leidenschaft dadurch zu befriedigen weiß, daß sie in den Kleidern der Sylvia im Dunkeln zu ihm kommt [P. 1. C. 16.].

Endlich wird Sylvia während eines Sturmes von Florisel und Darinel getrennt [P. 1. C. 25.] und kehrt nach dem flammenden Kerker oder Hölle, wie er genannt wird [P. 1. C. 5.] zurück, in welchem Anastarax eingeschlossen ist. Dort begegnet sie der Alastraxerea [P. 1. C. 26.], und ihre vereinten Bemühungen bewirken die Entzauberung [P. 1. C. 30.]. Fast zur nämlichen Zeit langt daselbst eine Anzahl griechischer Prinzen an, welche auf dem Wege nach dem Thurme des Weltalls sind, um die Befreiung ihrer Verwandten zu versuchen [P. 1. C. 27—29.]. Bald darauf sieht sie sich mit ihrem geliebten Anastarax vereint, und an demselben Tage ergiebt es sich auch, daß Sylvia die Tochter des Lisuarte ist [P. 1. C. 31.].

Inzwischen waren Florisel und Darinel an die Küste von Apolonia getrieben worden, woselbst Florisel, Sylvia vergessend, sich in die Helena, die Tochter des dortigen Herrschers verliebt [P. 1. C. 32.]; jedoch sieht er sich bald veranlaßt, seine neue Geliebte zu verlaßen [P. 1. C. 46.] und bewerkstelligt während seiner Abwesenheit die Befreiung seiner Verwandten [P. 1. C. 56.], ein Abenteuer, dessen Vollbringung ihm die ganze Zeit über war vorbehalten worden.

Auf seinem Rückwege nach Apolonia landet er in Colchos und trifft daselbst mit Alastraxerea zusammen [P. 1 C. 59. 60.], die sich endlich später mit einem griechischen Ritter, Namens Falanges, dem steten Begleiter Florisels auf allen dessen Zügen, vermählt [P. 2. C. 64.], da er sich in sie verliebt hat [P. 1. C. 59.]. Florisel findet bei seiner Rückkehr nach Apolonia, daß seine Geliebte nahe daran ist die Gemahlin des Prinzen von Gaula zu werden, eine Untreue, zu welcher ihr Vater sie gezwungen hat [P. 1. C. 67.]. Florisel unterbricht jedoch die Hochzeit, indem er die Braut entführt [P. 1. C. 69.] und erweckt so durch diesen Raub der zweiten Helena, wie sie der Roman nennt [P. 2. C. 16.], einen großen Krieg. Die Streitkräfte aller Monarchen des Occidents belagern Konstantinopel [P. 2. C. 16. 17.] und schlagen das griechische Heer besonders durch die Hülfe der Russen [P. 2. C. 31.]. Der wilde Herrscher dieses Volkes nämlich, beleidigt darüber, daß keine von den streitenden Parteien ihn um seinen Beistand angegangen, sucht eifrig, beide zu vernichten. Indem daher die Griechen ihren Verlust wieder gut machen wollen, fallen die Russen unerwarteterweise über ihre frühere Bundesgenossen her, befreien Konstantinopel von den Feinden und sichern so Florisel in dem Besitze der Helena [P. 2. C. 33.].

Hier hätte der Roman füglich ein Ende und

der Leser Ruhe finden können, jedoch sind noch zwei Drittel der Familiengeschichte und die Abenteuer einer langen Reihe von Helden unerzählt, welche natürlich durch den Bericht der frühern Liebeshändel ihrer Vorfahren eingeführt werden müssen. Amadis von Griechenland leidet nämlich bei der Verfolgung der verrätherischen Russen, denen er sich freilich hätte sehr verpflichtet fühlen sollen und welche gleich nach ihrer letzten That unter Segel gegangen waren, an einer wüsten Insel Schiffbruch, wo er zu bleiben und wegen seiner Untreue gegen die Prinzessin von Sizilien Buße zu thun beschließt [P. 2. C. 36. 37]. Hier[224]) nun hält er sich so lange auf, bis Letztere zufällig eben dorthin gelangt und ihn nach den gehörigen Vorwürfen veranlaßt, zu seinem Weibe Nikäa zurückzukehren [P. 2. C. 51]. Inzwischen haben sich die griechischen Ritter und namentlich Florisel und Falanges auf den Weg gemacht Amadis aufzusuchen und waren nach der Insel Guindaye gelangt [P. 2. C. 42]. Sidonia, die Königin derselben, trägt dem Falanges ihre Hand an; da dieser jedoch seiner Gemahlin Alastraxerea treu bleiben will, so willigt Florisel ein, die Stelle seines Freundes zu vertreten und heirathet demgemäß ihre Majestät unter dem angenommenen Namen Moraizel [P. 2. C. 44.]. Bald nachher verläßt er zwar seine junge Frau [P. 2. C. 46.]; die Folge seines kurzen Umganges mit derselben ist jedoch die Geburt der Diana [P. 1. C. 1.], der schönsten aller Prinzessinnen der Romantik und die Heldin des elften Buches dieser endlosen Erzählung, welches in zwei Theilen hauptsächlich die Geschichte des

Agesilaus von Colchos
[Gräße S. 413.],

Sohns des Falanges und der Alastraxerea [P. 1. C. 4.] enthält. Indem nämlich ein Gemälde [cf. P. 1. C. 1.] der unvergleichlichen Diana auch nach Athen, woselbst er studierte, gelangt war, hatte ihm dasselbe eine so unwiderstehliche Leidenschaft eingeflößt [P. 1. C. 15.], daß er sich als Harfnerin verkleidet an den Hof der Königin Sidonia begab [P. 1. C. 16.] und bei ihrer Tochter als unterhaltende Gesellschafterin eingeführt wurde [P. 1. C. 20.]. Hier nun ergötzte er gelegentlich die Hofdamen durch die Ausübung seiner musikalischen und poetischen Talente [P. 1. C. 21.], zeichnete sich aber außerdem auch zuweilen als Amazone aus, indem er die Ritter besiegte, welche unter verschiedenen Vorwänden an den Hof kamen um Sidonia zu belästigen. Dieser Zug, daß sich ein Liebhaber unerkannt und in der Verkleidung eines Frauenzimmers bei seiner Geliebten aufhält, wiederholt sich häufig in den folgenden Romanen, wie z. B. in der Argenis und in Sidney's Arcadia, und man muß den Ursprung desselben in der Geschichte des Achilles suchen.

Endlich nachdem sich Agesilaus durch seine Thaten hinlänglich hervorgethan hat, tritt er bei Diana in seinem eigenen Charakter auf und verheißt der Sidonia (in seiner Kapazität als Amazone) ihr den Kopf Florisel's zu bringen [P. 2. C. 21. 22.], gegen welchen sie, seitdem er sie geheirathet und verlaßen, den bittersten Haß gefaßt hatte [P. 1. C. 1.]. Diesem Versprechen gemäß begiebt sich Agesilaus nach Konstantinopel, und fordert Florisel zu einem Kampfe auf Tod und Leben heraus. In Folge eines Uebereinkommens soll dieser Kampf in dem Gebiete der Sidonia Statt finden [P. 2. C. 29.], jedoch macht man dort die Entdeckung, daß Florisel besser verwandt werden könne, wenn man sich seiner zur Vertheidigung der Insel bediente [P. 2. C. 48 sqq.], in welche die Russen eingefallen waren [P. 2. C. 42.]. Nach Vertreibung dieser Feinde werden Agesilaus und Diana verlobt [P. 2. C. 57.] und die allgemeine Freude durch die Ankunft des ältern und jüngern Amadis noch erhöht [P. 2. C. 69.]. Die griechischen Fürsten gehen hierauf nach Konstantinopel unter Segel [P. 2. C. 83.] wo die Vermählung des Agesilaus und der Diana gefeiert werden soll. Ein Sturm jedoch, der sich während der Fahrt erhebt, trennt Agesilaus und Diana von ihren übrigen Verwandten und wirft sie auf einen wüsten Felsen, wo sie hätten umkommen müßen, hätte sie nicht ein auf einem Greif reitender Ritter nach seinem Wohnorte auf dem grünen Eilande, einer der Kanarischen Inseln, mitgenommen [P. 2. C. 84.]. Da ihr Retter von der Schönheit Diana's bezaubert wird, so entführt er diese den folgenden Morgen nach einer fernen Gegend der Insel und wollte ihr eben die lebendigsten Beweise seiner Leidenschaft geben, als sie sich durch zufällig gelandete Seeräuber von ihrem stürmischen Liebhaber befreit und an Bord ihres Schiffes gebracht sieht. Agesilaus, der inzwischen seinen Wirth vermißt und auch die Diana nicht zu finden vermag, be-

steigt den Greif und macht sich auf den Weg sie aufzusuchen [P. 2. C. 86.]. Nachdem er von dem Rücken des geflügelten Ungeheuers die Insel vergeblich überschaut hat, durchzieht er noch viele andere Athmosphären und steigt endlich in dem Lande der Garamanten nieder. Der König dieses Landes war wegen seines Stolzes des Augenlichtes beraubt worden, so wie außerdem ein gräulicher Drache seine Nahrung verschlang, welcher letztere nun durch Agesilaus verjagt wird [P. 2. C. 94.].

Diese Geschichte entspricht der des äthiopischen Königs Senapus im Rasenden Roland, Ges. 33. St. 102 ff., welcher gleichfalls wegen seines Hochmuths das Gesicht verloren hatte, und dessen Speisen täglich durch Harpien verunreinigt werden, bis Astolfo, der auf einem Flügelrosse vom Himmel herabsteigt, sie verscheucht. Außer diesen übereinstimmenden Umständen sind sowohl in dem Romane wie in dem Gedichte die Völker Christen, beide Monarchen wohnen in prächtigen Palästen und beide Befreier werden bei ihrem Herabsteigen für Gottheiten gehalten. Der Ursprung dieser wie der meisten anderen ähnlichen Geschichten findet sich in dem klassischen Alterthume, und zwar liegt der gegenwärtigen die Erzählung von Phineus und der Harpien in den Argonautica des Apollonius von Rhodus zu Grunde, wo es im zweiten Buche Vers 178 ff. also heißt:

„Dorten besaß am Ufer ein Haus Agenor's Erzeugter,
Welcher zumeist vor Allen die scheußlichsten Leiden geduldet
Wegen der Weissagekunst, die in früherer Zeit ihm verliehen
Leto's Gesproß; nicht scheute er etwa sich, selber Kronions
Heil'ge Beschlüsse sofort zu verkündigen deutlich den Menschen.
Darum sandt' ihm der Gott ein so lang andauerndes Alter,
Weil er das liebliche Licht ihm raubete; nimmer sich laben
Ließ er ihn dann an den Speisen, den reichlichen, deren ihm allzeit
Forscher des Göttergeschicks aus den Gegenden ringsum verschafften;
Sondern sogleich aus Gewölk mit wild anstürzendem Fluge
Schwärmten heran die Harpy'en und raubten barsch mit den Krallen
Alles vom Mund, aus der Hand." — — —

Die Argonauten legen nun auf ihrer Fahrt nach Kolchis bei der Wohnung des Phineus an und zwei derselben, die geflügelten Söhne des Boreas, befreien den Seher von den Ungeheuern.

Nachdem Agesilaus dem Könige der Garamanten die Freuden eines schmackhaften Mahles wiederverschafft hat, macht Ersterer sich von neuem auf den Weg, um Diana aufzusuchen und gelangt so nach der Wüsten Insel. Der Gott Tervagant hatte sich in die Königin dieses Landes verliebt, da ihm jedoch keine Erhörung wurde, eine Schaar verderblicher Kobolde losgelaßen, welche die Insel verwüsteten. Ein Orakelspruch des Gottes erklärte ferner, daß der Zorn des Letztern nur dann versöhnt werden könne, wenn die Einwohner so lange täglich am Seeufer eine Jungfrau aussetzten, bis er eine fände, die ihm ebenso gefiele, wie die Königin. Da das schöne Opfer jedesmal von einem Seeungeheuer verschlungen wird, so war die Insel bereits fast entvölkert und Seeräuber durchstreiften im Auftrage der Einwohner die Meere, um an andern Küsten den erforderlichen Bedarf mit Gewalt fortzuführen. In ihre Hände also war Diana gefallen und sie wurde daher bei ihrer Ankunft an den Felsen gebunden. An dem nämlichen Tage aber steigt Agesilaus auf seinem Greife hernieder und bietet seine Dienste gegen das Seeungethüm an. Indem er sich daher auf den Kampfplatz begiebt, verleiht ihm die Lage, in welcher er seine Geliebte erblickt, noch größere Kraft; es gelingt ihm auch, das Ungeheuer zu tödten, und indem er alsdann seine Braut zu sich auf seinen Hippogryph nimmt, fliegt er mit ihr nach Konstantinopel [P. 2. C. 95. cf. C. 87.].

Man wird sich nun erinnern, daß im Rasenden Roland [Ges. 8. St. 51 ff.] Proteus, voll Zorn über die üble Behandlung, so die Prinzessin wegen eines Liebeshandels mit ihm erfahren, ganze Heerden von Seeungeheuern abschickt, welche die Insel verwüsten, und daß er sich nur durch die tägliche Darbringung einer Jungfrau beschwichtigen läßt, die dann einem am Ufer postierten Nordkaper als Beute dient. Endlich wird auch Angelika von den Einwohnern der Insel, welche das Meer um immer neue Opfer zu finden durchstreifen, dorthin gebracht und an

den Unglücksfelsen gebunden, jedoch Ruggiero steigt auf seinem Flügelroß herab und befreit sie. Auch diese Geschichte ist gleich der von dem blinden Könige und dem Drachen klassischen Ursprungs und ohne Zweifel der Fabel von Perseus und der Andromeda entlehnt.

Während seines Fluges nach Konstantinopel erspäht Agesilaus unter sich das Schiff des Amadis, von welchem er früher war getrennt worden und das sich noch immer unterweges befindet. Er steigt daher geschickt auf dasselbe nieder und begiebt sich mit seinen übrigen Verwandten nach der Hauptstadt Griechenlands, wo er seine Vermählung mit Diana feiert.

In diesem Theile der Familienchronik nun ist Agesilaus von Colchos der treue Liebhaber, Rogel von Griechenland aber, dessen Abenteuer einen beträchtlichen Theil des Romanes einnehmen, spielt die Rolle des Galaor oder des Allerweltsliebhabers. Er ist der Sohn des Florisel und der Helena [P. 1. C. 6.] und meiner Meinung nach der größte Wüstling unter allen seinen Verwandten. Zwar hat er seine besondere Neigung der Leonida, einer griechischen Prinzessin, zugewandt [P. 1. C. 71.], die er am Ende auch heirathet; jedoch macht er sich auf Bitten der ersten besten Zofe auf den Weg um ihrer Gebieterin beizustehen, und beginnt das Abenteuer gewöhnlich damit, daß er einen Liebeshandel mit der Dienerin anfängt und eine Liebschaft mit der Dame, der er gedient hat, macht dann den Beschluß.

Der Leser wird wohl, wie ich vermuthe, die verwickelte Geschichte der Abkömmlinge des Amadis nicht weiter zu verfolgen wünschen und wenige Worte werden uns rasch auf die späteste Nachkommenschaft herabführen.

Viele von den Haupthelden der Familie des Amadis besitzen eine sentimentale, platonische Freundin, wie z. B. Lisuarte die Gradaffile; Finistea füllt diese Stelle bei Amadis von Griechenland aus und begleitet ihn bei seiner langwierigen Aufsuchung seiner Gemahlin Nikäa, welche auf einer Besuchsreise zu ihrem Vater war entführt worden. Im Verlaufe ihres Umherziehens gelangen sie nach einer wüsten Insel, wo sie nach dem Genusse einer gewissen Frucht ihre platonischen Gewohnheiten gänzlich bei Seite setzen, wovon die Geburt eines Sohnes die Folge ist, welcher von seinem Geburtsorte den Namen

Silves de la Selva
[Gräße S. 415.]

erhält [L. 11. P. 1. C. 77.].

Dieser Prinz [dessen Geschichte den Stoff des zwölften Buches in zwei Theilen bildet] zeichnet sich bei der Belagerung von Konstantinopel durch die Russen aus, deren König durch zwölf Zwerge den griechischen Fürsten eine Herausforderung übersandt hatte, worin er ihnen unter anderm mittheilt, daß er mit hundert und sechzig Königen des Morgenlandes ein Bündniß eingegangen um alle Behausungen der Griechen niederzubrennen, damit sie alsdann von seinen Unterthanen, den Russen, nach einem bessern Plane wieder aufgebaut würden [L. 11. P. 2. C. 100.]. Hierauf folgt ein langer Bericht über den Krieg, welcher indeß ein glückliches Ende für die Belagerten nimmt. Kaum aber sind sie von den russischen Feinden befreit, als die ganze Gesellschaft griechischer Kaiserinnen und Prinzessinnen durch einen einzigen grausamen Zauberstreich fortgeführt wird [L. 12. P. 1. C. 58.]. Alle Ritter und Helden machen sich daher auf den Weg, um sie aufzusuchen, und haben die gewöhnlichen Abenteuer, in denen sich besonders Silves de la Selva auszeichnet. Nachdem nun die Prinzessinnnen wieder zurückgekehrt sind, ergiebt sich, daß viele von ihnen während ihrer Abwesenheit Kinder geboren haben, zu denen unter andern Sphäramund, Sohn des Rogel von Griechenland, und Amadis vom Gestirne, Sohn des Agesilaus, gehören [L. 12. P. 2. C. 25.]. Sobald Sphäramund und Amadis [deren Geschichte das 13. Buch bildet, Gräße S. 415 ff.], das gehörige Alter erreicht, werden beide nach Parthien gesandt, woselbst sie den Ritterschlag erhalten sollen [L. 12. P. 2. C. 73. L. 13. P. 2. C. 1.]. Hier verlieben sie sich in zwei parthische Prinzessinnen, Rosaliana und Richarda, die sie auch heirathen, nachdem sie die herkömmliche Anzahl Abenteuer durchgemacht haben. Unter andern wohnen sie auch einer großen Schlacht zwischen den Christen und Heiden bei, welche letztere, wie gewöhnlich, Konstantinopel belagern. In diesem Kampfe fällt auf Seiten der Ungläubigen der König der Schreckensinsel, daher die Wittwe desselben sich zu rächen beschließt und dieß dadurch thut, daß sie den jungen Prinzen Saphiraman, den Sohn des Sphäramond und

der Prinzessin Richarda, sowie den Herkules vom Gestirne, den Sohn des Amadis vom Gestirne und der Rosaliana, raubt. Diese beiden Prinzen werden in einen uneinnehmbaren Thurm eingesperrt und die Abenteuer verschiedener Ritter, welche ihre Befreiung versuchen, ausführlich berichtet. Letztere wird endlich von Fulgarin, dem Sohne des Rogel von Griechenland bewirkt, und die Familiengeschichte schließt mit den Thaten der zwei Prinzen nach ihrer Befreiung; das hierauf Bezügliche ist jedoch hauptsächlich von französischer Erfindung [s. Gräße S. 417.] [225]).

Ein spanischer Roman, der von **Flores von Griechenland**, beigenannt „der Schwanenritter", zweitem Sohne des Kaisers Esplandian handelt, welchen d'Herberay auch übersetzt hat, kann gleichfalls der Geschichte des Amadis beigezählt werden [s. Gräße S. 411] ebenso wie die Abenteuer des **Sonnenritters** (Caballero del Febo) und seines Bruders Rosicler [s. Gräße S. 411 ff.], da Perion der Vater des Amadis von Gaula, von Trebatius, dem Vater des Sonnenritters, abstammt. Nikolas Antonio sagt an einer Stelle seiner Bibliotheca Hispana [Nova vol. I. p. 304.], daß die ersten beiden Bücher des Sonnenritters von Diego Ortuñes, und an einer andern [vol. II. p. 238.], daß sie von Piedro de la Sierra verfaßt wurden. Einen dritten Theil schrieb Marcos Martines und einen vierten Feliciano de Silva; gleichwohl ist das Werk nicht beendigt, und die Ritter bleiben in einem bezauberten Zustande. Cervantes sagt, es enthalte Manches von den Dichtungen des Bojardo, jedoch glaube ich, der Verliebte Roland ist älter als der spanische Roman [226]). Letzterer ist unter dem Titel: „Spiegel der Ritterschaft" (Mirrour of Knighthood) in's Englische so wie wörtlich aus dem Spanischen in acht Bänden in's Französische übertragen worden. Auch hat es der Marquis de Paulmy in zwei Bände zusammengezogen und es als Rahmen für diejenigen Züge des ganzen Familiengemäldes benutzt, welche ihm die schönsten zu sein schienen. Die fabelhafte Geschichte von den Nachkommen des Amadis ist in dem Roman des Romans VII. vol. 8., einem ursprünglich französischen Werke des Duverdier beendet worden [s. Gräße S. 417.].

Die Geschichte des Amadis de Gaula und seiner Abkömmlinge lieferte den Dichtern und den Dramatikern der benachbarten Länder vielfachen Stoff. Sowohl der Amadigi wie der Floridante des Bernardo Tasso beruhen auf dem ersten Romane der ganzen Klasse, und zahllosen französischen und italienischen Dramen liegen Ereignisse zu Grunde, welche in dem Amadis von Griechenland und Agesilan von Colchos vorkommen. Die spanischen Romane äußerten jedoch im Allgemeinen weniger Einfluß auf die frühere Literatur Englands als die französischen Romane oder die italienischen Novellen, was Southey der elenden Weise, wie die ersten Uebersetzungen ausgeführt wurden, zuschreibt. Jedoch erwähnt er, daß im Amadis von Griechenland das Vorbild der Zelmane von Sidney's Arcadia, des Florisel in Shakespeare's Wintermärchen und des Maskenspiels Cupido in Spenser's Feeenkönigin [B. III. C. XII.] zu finden ist.

Nachdem wir so die Geschichte des Amadis und seiner Nachkommen näher betrachtet, kommen wir jetzt zu der zweiten der in den spanischen Romanen enthaltenen Familiengeschichten. Der erste dieser neuen Klasse, wenigstens hinsichtlich der Reihenfolge der Ereignisse, ist

Palmerin de Oliva
[Gräße S. 421 ff.].

Ueber die Sprache, in welcher dieser Roman ursprünglich geschrieben worden, herrscht kein Streit, was hinsichtlich so vieler anderen Ritterbücher dieser dritten Klasse keineswegs gesagt werden kann. Er erschien zuerst in spanischer Sprache und wurde zu Sevilla 1525 Folio gedruckt. Ein zweiter Abdruck, gleichfalls spanisch, kam 1562 zu Venedig heraus und ist dem Cesare Triulsei gewidmet, welcher damals diese Sprache studierte. Das Werk erschien nachmals 1533. 12. gleichfalls zu Venedig, wobei der Spanier Juan Matheo da Villa die Korrektur besorgte. Die Widmung ist an den Señor Juan de Nores Conde de Tripoli, Embaxador de la Universidad de Chipro gerichtet und darin gesagt, dieß geschehe deswegen, damit er, der Sprachstudien liebe, auch das Spanische erlerne und diese Sprache dadurch neue Ehre erlange. Im Jahre 1546 erschien zu Paris eine französische Uebersetzung in Folio, als deren Verfasser Jean Maugin mit dem Beinamen le petit Angevin genannt wird. Es heißt ferner in der Vorrede, eine frühere Uebertragung, deren Verfasser unbekannt ist, habe bloß die Matière principale des spanischen Originals enthalten und daher sei die gegenwärtige

revidiert und verbessert worden. Demgemäß hat Mangin, der jene umarbeitete, das Originalwerk an mehreren Stellen erweitert und an anderen abgekürzt; auch die Art der Kriegführung ist verändert und die Liebeshändel sind französiert und modernisiert worden. Diese Ausgabe ist mit Holzschnitten verziert, die freilich zu jedem spanischen Ritterromane passen und sich auch in der That in der französischen Ausgabe des Amadis von Griechenland wiederfinden: sie stellen eine Dame im Kindbette vor, ferner einen Jüngling, der den Ritterschlag erhält, einen Reiterkampf, die Stürmung einer Stadt, Schiffe in einem Seesturme, das Stelldichein einer Dame und eines Ritters u. s. w. Dieser Roman wurde auch von Anthony Munday in's Englische übertragen und im Jahre 1588. 4. mit gothischen Buchstaben gedruckt.

Gleich so vielen andern Helden der spanischen Romantik ist auch der Held des gegenwärtigen Romanes ein Kind der Liebe. Reymicio, der achte Kaiser von Konstantinopel nach Konstantin, hatte eine Tochter Namens Griana, welche er dem Tarisius, Sohn des Königs von Ungarn und Neffen der Kaiserin, zur Frau bestimmte [C. 2.]. Griana jedoch zieht den Prinzen Florendos von Macedonien vor, mit welchem sie einmal des Nachts eine Zusammenkunft in einem Garten hat [C. 7.], in Folge deren der Held des vorliegenden Romanes das Licht der Welt erblickt. Griana, welche ihre Schwangerschaft durch das Vorgeben einer Krankheit verbirgt, übergiebt nach ihrer Entbindung das Kind einer Vertrauten, damit diese es aussetze [C. 9.]. Ein benachbarter Landmann, welcher es aufnimmt und nach Hause trägt, zieht es als seinen Sohn auf und giebt ihm den Namen Palmerin de Oliva, weil er ihn auf einem mit Palmen- und Olivenbäumen bedeckten Hügel gefunden [C. 10.]. Palmerin ist nun eine Zeit lang mit seinem niedrigen Stande zufrieden; als er jedoch aufwächst und ihm in einer Vision offenbart wird, daß er nicht der Sohn seines vorgeblichen Vaters ist, so sehnt er sich danach sich durch Waffenthaten auszuzeichnen [C. 12.].

Eines Tages nun gelingt es Palmerin, während er sich im Walde aufhält, einen Kaufmann, der sich auf dem Rückwege von Konstantinopel nach seiner Heimat befindet, aus den Klauen eines Löwen zu befreien. Der Kaufmann nimmt seinen Retter nach der Stadt Hermide mit und versieht ihn dort mit Waffen und einem Rosse [C. 13.], worauf Palmerin, so ausgerüstet, sich nach dem Hofe des Königs von Macedonien begiebt, um sich von Florendos, dem Sohne desselben und Vater des Palmerin, was freilich beiden noch unbekannt war, zum Ritter schlagen zu laßen [C. 14.].

Nachdem er seinen Wunsch erfüllt gesehen [C. 15.], besteht die erste That des jungen Helden darin, daß er eine Schlange tödtet, die Hüterin einer Quelle, deren Gewässer zur Wiederherstellung des kranken Königs von Macedonien, Primaleon, unerläßlich sind. Im Verlaufe dieses Abenteuers verleihen ihm einige Feeen, welche zuweilen zu der Quelle kamen und einen Groll gegen die Schlange hegten, das Vorrecht gegen jeden Zauber fest zu sein [C. 16.].

Da sich das Gerücht von dieser That des Palmerin weit verbreitet, so wenden sich viele benachbarte Fürsten an ihn um Beistand und alle diese Unternehmungen beendet der junge Held auf die ruhmvollste Weise. Endlich dehnt er den Kreis seiner Hülfsleistungen noch weiter aus und befreit den deutschen Kaiser von dem bezauberten Ritter, welcher ihn in Gand (Gent) belagert [C. 25. 26.]. Hier verliebt sich Palmerin in die Tochter des Kaisers, Polinarda, die Heldin des Romanes [C. 27.], welche, gleich der Geliebten des Artus de la Bretagne, ihrem Liebhaber im Traume erschienen war [C. 12.]. Nachdem er sich in einem Turniere in Deutschland ausgezeichnet [C. 29.], begiebt sich Palmerin zu einem andern nach Frankreich, welches der Prinz dieses Landes hatte verkünden laßen, um seinen Gegnern die Ueberzeugung von der unvergleichlichen Schönheit seiner Geliebten, der Herzogin von Burgund, gehörig eindringlich zu machen [C. 31—34.]; wie sich jedoch von selbst versteht, beweist Palmerin auf handgreifliche Weise, daß die Reize der Polinarda die aller anderen Frauen bei weitem übertreffen [C. 36. 39.]. Nach seiner Rückkehr an den Hof des Kaisers, führt die Prinzessin immer noch die zurückgezogene Lebensweise fort, wie zur Zeit seiner Ausfahrt nach Frankreich, jedoch genießt er endlich durch die Vermittelung des Zwerges Urgando das Glück ihrer Umarmungen.

Um diese Zeit aber kamen an den deutschen Hof Gesandte von dem Könige von Norwegen, welche den Kaiser im Namen ihres Gebieters um Beistand in einem Kriege, den dieser gegen den König

von England unglücklich führte, anflehen sollten. Der Kaiser verspricht dem norwegischen Monarchen ein Heer zu Hülfe zu senden [C. 42. 43.]; jedoch sein Sohn Trineus, welcher in Agriola, die Tochter des Königs von England, verliebt ist [C. 39.], begiebt sich heimlich mit Palmerin nach Britannien, um dem Vater seiner Geliebten beizustehen [C. 44.]. England wird nun der Hauptschauplatz der Abenteuer dieses Romanes, welche damit enden, daß Trineus die Prinzessin Agriola entführt und sich nebst Palmerin zur See begiebt [C. 61.]. Dort überfällt sie ein Sturm, der mehrere Tage anhält und nach dessen Aufhören sie sich ziemlich von ihrem Wege abgekommen finden; denn statt wie sie beabsichtet, Norddeutschland erreicht zu haben, befinden sie sich an der Küste von Morea. Während der auf den Sturm folgenden Windstille landet Palmerin an der benachbarten Insel Calfa, um auf die Falkenjagd zu gehen, welches nebst den übrigen Arten zu jagen, in jener Zeit die Hauptbelustigung der höheren Stände gewesen zu sein scheint und es auch bis zu der Verbesserung der Feuerwaffen blieb. In der Abwesenheit Palmerin's wird das Schiff, worin Trineus nebst seiner Geliebten zurückgeblieben, von zwei türkischen Galeeren genommen [C. 65.] und hierauf die Prinzessin Agriola dem Großsultane zum Geschenk gemacht [C. 66.]; Trineus hingegen wird auf einem Eilande, einem Seitenstücke der Insel der Circe, ausgesetzt und in einen Schooßhund verwandelt [C. 107.].

Inzwischen trifft Palmerin auf der Insel Calfa mit Archidiana, der Tochter des Sultans von Babylon, zusammen [C. 69.], die ihn mit sich führt und ihn in ihre Dienste nimmt, welchem Beispiele auch ihre Cousine Ardemira folgt, die sich zur Zeit an dem babylonischen Hofe aufhält. Palmerin jedoch bleibt der Polinarda treu und widersteht dem ungestümen Drängen dieser Prinzessinnen. Diese Grausamkeit von Seiten Palmerin's hat auf Ardemira eine solche Wirkung, daß sie einen Blutsturz bekommt und stirbt [C. 73.]. Ihr Bräutigam Amaran, der Sohn des Königs von Phrygien, kommt bei der Nachricht von ihrem Hinscheiden an den Hof von Babylon, klagt die Prinzessin Archidiana ihres Todes an und erbietet sich seine Behauptung mit den Waffen zu beweisen [C. 75.]. Palmerin jedoch nimmt sich Archidiana's an, tödtet Amaran im Zweikampfe [C. 77.] und erwirbt sich so die Gunst des Sultans, welchem er einen Krieg gegen die Angehörigen des Gefallenen glücklich beendigen hilft [C. 83. 84.]. Der Sultan, aufgeblasen durch diesen glücklichen Erfolg, rüstet eine Expedition gegen Konstantinopel aus und befiehlt Palmerin sie zu begleiten [C. 86.]. Dieser benützt indeß einen Sturm, der sich während der Fahrt erhebt, um sich von der Hauptflotte zu trennen, und zwingt die Mannschaft seines Schiffes nach einem deutschen Hafen zu steuern [C. 87.]. Sobald er gelandet ist, begiebt er sich stracks nach der Hauptstadt des Kaisers, wo er einige Zeit im Umgange mit Polinarda zubringt [C. 88.]. Nach vierzehn Tagen macht er sich auf den Weg um Trineus aufzusuchen [C. 93.] und gelangt so nach Buda (Ofen), wo er vernimmt, daß Florendos, Prinz von Macedonien, unlängst den Tarisius getödtet hatte [C. 90. 95.], welcher, wie man sich erinnern wird, sein Nebenbuhler bei der griechischen Prinzessin Griana gewesen, die ihn, von ihrem Vater gezwungen, hatte heirathen müssen [C. 11.]. Florendos war hierauf von den Angehörigen des Tarisius gefangen genommen und nach Konstantinopel geschickt worden, woselbst er zugleich mit Griana, welche man für seine Mitschuldige hielt, auf dem Scheiterhaufen sterben sollte [C. 91. 92.]. Palmerin begiebt sich sogleich nach Konstantinopel, behauptet die Unschuld beider und besiegt ihre Ankläger, die Neffen des Tarisius, wodurch er, obwohl ohne sein Wissen, seinen Eltern das Leben rettet [C. 96.]. Während er nun in Folge der bei dem Kampfe erhaltenen Wunden an sein Lager gefesselt ist, besucht ihn Griana, die an einem Mahl auf seinem Gesicht und daran, daß er den Ort erwähnt, wo er nach seiner Geburt ausgesetzt worden, in ihm ihren Sohn entdeckt [C. 97.]. Der Kaiser nimmt ihn demgemäß voll Freude auf und erkennt ihn als seinen Thronerben an, da sein eigener Sohn und sein Enkel in einer Schlacht gegen die Babylonier den Tod gefunden hatten, welche letztere nämlich, nachdem sich Palmerin von ihnen getrennt, in Griechenland gelandet, aber gänzlich geschlagen worden waren [C. 89.].

Nach diesen Ereignissen setzt Palmerin seine Aufsuchung des Trineus fort, wird jedoch auf dem mittelländischen Meere von türkischen Galeeren gefangen genommen und nach dem Palaste des Großsultans gebracht [C. 106.]. Dort trägt er zur Befreiung der Prinzessin Agriola aus der Gewalt des Letztern bei [C. 108.], worauf er

an den Hof einer andern Prinzessin gelangt [C. 110], bei welcher Trineus zu jener Zeit gerade als Schooßhund fungiert, da sie ihn unlängst von der Zauberin, die ihm diese Gestalt verliehen, zum Geschenk erhalten hatte [C. 107.]. Palmerin begleitet nun die Prinzessin auf einem Besuche bei dem persischen Zauberer Mussabelin, durch den sie von einer Krankheit an der Nase geheilt zu werden hofft [C. 113.]. Der Nekromant theilt ihr gleich bei der ersten Konsultation mit, daß diese Heilung nur durch die Blüthen eines Baumes bewirkt werden könne, welcher in dem durch Zauberei bewachten **Schlosse der zehn Stufen** wüchse [C. 115.]. Dieses Abenteuer nun wird von Palmerin unternommen und beendet, indem er sich in den Besitz der Baumblüthen und außerdem auch noch in den eines bezauberten Vogels setzt, welcher ihm seiner Zeit durch ein eigenes Geschrei das herannahende Ende seines Daseins verkünden sollte. Auch zerstört er den Zauber des Schlosses, wodurch Trineus, der seine Freundin und Herrin als Hund begleitet hatte, seine natürliche Gestalt wiedererlangt [C. 116.].

Auf diese That folgt noch eine lange Reihe anderer Abenteuer, welche jedoch den bereits mitgetheilten sehr stark ähneln; neue Kämpfe, neue Zaubereien und neue Sultane mit verliebten Töchtern. Palmerin und Trineus kehren zuletzt nach Europa zurück, woselbst Letzterer endlich bald nachher Agriola heirathet [C. 131.]. Zu derselben Zeit vermählt sich Palmerin mit Polinarda und besteigt nach dem Tode seines Großvaters Reymicio den griechischen Thron [C. 133.].

Aus einigen lateinischen Versen zu Ende des Palmerin von Oliva, hat man schließen wollen, daß dieser Roman von einer Dame geschrieben worden sei; und wenn dem so ist, so kann man von ihrer Moralität keine sehr günstige Meinung hegen. Auch ersetzt sie diesen Mangel keineswegs durch Geist oder glückliche Erfindungsgabe; denn der Marquis de Paulmy [Mél. tirés d'une grande Bibl. vol. 16. p. 2.] zieht zwar den Palmerin de Oliva allen Romanen der Familiengeschichte der Palmerine vor und hält dafür, daß er sie ebenso übertreffe, wie der Amadis de Gaula seine Fortsetzungen; jedoch müssen wir auf die Meinung des Cervantes ein größeres Gewicht legen und selbst die kurze Skizze, die wir oben gegeben, wird den Leser von der Gerechtigkeit des Urtheils überzeugen, durch welches der Verfasser des Don Quijote den Palmerin zum Feuertode verdammt: „Hierauf machte er ein anderes Buch auf und sah, daß es der Palmerin de Oliva war... Als dies der Licentiat erblickte, sagte er: „Dieser Palmerin muß sogleich in Stücke gehauen und so völlig verbrannt werden, daß auch nichts von der Asche übrig bleibt."

Der nächste Roman aus der Klasse der Palmeringeschichten ist

Primaleon
[Gräße S. 423 ff.]

Sohn des Palmerin von Oliva und der Polinarda, welcher ursprünglich in spanischer Sprache geschrieben wurde, wenngleich es darin heißt, er sei von Francisco Delicado aus dem Griechischen übersetzt. Er wurde zum ersten Male 1516 gedruckt, später zu Sevilla 1524, zu Venedig 1534, zu Bilbao 1585 und zu Lissabon 1598. Eine italienische Uebersetzung erschien zu Venedig 1559 und eine französische zu Lyon 1572. Anthony Munday übertrug in's Englische zuerst den Theil des Romanes, welcher sich auf die Thaten des Polendos bezieht, und widmete ihn in einigen lateinischen Versen dem Sir Francis Drake. Diese Arbeit kam 1589 heraus. Später setzte er sie fort und im Jahre 1595 so wie noch einmal 1619 erschien das vollständige Werk.

Bald nach dem Beginne dieses Romanes werden die Abenteuer des Polendos erzählt, welche den interessantesten Abschnitt desselben ausmachen. Die erste That dieses Helden ist freilich nicht sehr glänzend; denn als er noch am Hofe seiner Mutter, der Königin von Tharsus, lebt, sieht er eines Tages eine kleine alte Frau auf den Stufen des Palastes sitzen und stößt sie, weil er sich von ihr verhöhnt glaubt, mit dem Fuße die Treppe hinunter. Unten angelangt murmelt sie, daß sein Vater Palmerin von Oliva die Unglücklichen nicht auf solche Weise behandelte. So erfährt Polendos das Geheimniß seiner Geburt [C. 5.], denn er war in der That der Sohn des Palmerin, dessen Treue gegen Polinarda einst durch berauschende Getränke, welche die Königin von Tharsus ihm reichte, war besiegt worden [sieh Palm. de Oliva C. 85.]. Polendos brennt nun vor Verlangen sich durch glänzendere Thaten als die eben bewiesene auszuzeichnen. Er begiebt sich daher nach Konstantinopel, um sich seinem Vater vorzustellen und besteht unterwegs die her-

kömmlichen Abenteuer [C. 5—15.]. Jedoch hält er sich nicht lange in Konstantinopel auf, sondern macht sich auf den Weg, um die Prinzessin Francelina, in die er sich verliebt hat [C. 9 ff. C. 5], aus der Gewalt eines Riesen und eines Zwerges zu befreien, durch den sie in einem Zauberschlosse gefangen gehalten wurde [C. 21 ff. C. 3.].

Polendos kehrt hierauf nach Konstantinopel zurück [C. 31.], worauf zur Vermählungsfeier einer Tochter des Kaisers ein großes Turnier veranstaltet wird. Bei dieser Gelegenheit erhält Primaleon, welcher sich durch die Thaten seines Halbbruders Polendos zur Erwerbung gleichen Ruhmes angetrieben fühlt, den Ritterschlag und zeichnet sich ganz besonders aus [C. 43.]. Den Rest des Romanes füllen nun die Abenteuer des Letztern und die des Duardos (Eduard) von England aus [C. 50 ff.]. Eine Herzogin von Ormedes, erbittert über Palmerin, weil er ihren Sohn getödtet [s. Palm. de Oliva C. 136 ff.], erklärt, sie würde ihre Tochter, die schöne Gridonia, nur demjenigen Ritter zur Frau geben, der ihr den Kopf des Primaleon überbrächte. Dieß erweckt dem jungen Helden viele Feinde, und weil er die Liebhaber Gridonia's, einen wie den andern der Reihe nach erschlägt, so wird er der Gegenstand tiefsten Abscheus [C. 45 ff.]. [Er langt jedoch eines Abends in dem einsam liegenden Schlosse an, in welchem die Prinzessin, von der Welt abgesondert, gehalten wird, und da er ihr von Person unbekannt ist, so erwirbt er sich, ehe er weiter zieht, ihre Liebe vollständig] [227]).

Es war die Absicht des Verfassers des Primaleon, daß

Platir
[Gräße S. 425.],

der Sohn des letztgenannten Helden und der Gridonia, seinem Vater in der Reihe folgen sollte, und demgemäß erschien ein Roman, der die Familiengeschichte der Palmerine fortzusetzen bestimmt war und 1533 zu Valladolid gedruckt wurde. Auch dieses Werk gehört zu denen, welche Cervantes zum Feuertode verdammt. „Hier ist der Ritter Platir", sagte der Barbier. „Dies ist ein altes Buch, versetzte der Pfarrer, und ich finde keine Ursache in ihm, aus welcher es Gnade verdiente; also bringt es, ohne was zu erwiedern, zu den übrigen." — Und dies geschah sogleich."

Dieser nur sehr mittelmäßige Roman wurde in seiner Eigenschaft als rechtmäßige Fortsetzung der genannten Familiengeschichte verdrängt durch das weit höhere Verdienst des

Palmerin de Inglaterra
[Gräße S. 425 ff.]

Sohnes des englischen Prinzen Don Duardos und der Flerida, der Tochter des Kaisers Palmerin von Oliva.

Die älteste Ausgabe des vorliegenden Romanes ist französisch; sie erschien zu Lyon 1553 und ist der Diana von Poictiers, Herzogin von Valentinois gewidmet; auf dem Titel wird ferner gesagt, der Roman sei aus dem Kastilianischen übersetzt. Im Jahre 1555 kam er zu Venedig in italienischer Sprache heraus, und auch in dieser Ausgabe heißt es, er sei aus dem Spanischen übertragen. Demnächst erschien er portugiesisch im Jahre 1567 und ist von Francesco de Moraes der Infantin Donna Maria gewidmet. Von Moraes weiß man nicht viel mehr, als daß er zu Braganza geboren und Schatzmeister des Königs Johann III. war, so wie daß er im Jahre 1572 zu Evora einen gewaltsamen Tod fand. In der Widmung sagt er, daß er während seines Aufenthaltes in Frankreich eine handschriftliche Chronik des Palmerin entdeckt und diese dann in's Portugiesische übertragen habe.

Trotz dieser ausdrücklichen Erklärung des Moraes so wie des Umstandes, daß sowohl die französische als die italienische Ausgabe zwölf bis vierzehen Jahre vor der portugiesischen erschienen und auf ein spanisches Original zurückweisen, behauptet Southey dennoch, daß Palmerin von England weder, wie jene beiden besagen, ursprünglich spanisch geschrieben, noch auch, wie Moraes vorgiebt, aus alten Chroniken übersetzt worden sei, sondern daß das Portugiesische die Ursprache des Romanes und Moraes der Verfasser desselben sei.

Was nun die Behauptung des Moraes betrifft, so bemerkt Southey ganz richtig, daß Originalromane häufig von den Verfassern für Uebersetzungen alter Handschriften ausgegeben wurden; daß daher seine Erzählung von der Auffindung der Chronik so viel sei wie eine Erklärung, daß er das Werk verfaßt habe, auch für eine solche gelten sollte und wirklich dafür galt; endlich daß wenn der Roman kein Originalwerk war, das unrichtige Vorgeben in Betreff der alten Handschriften nicht unentdeckt bleiben konnte, da zur

Zeit, wo er erschien, die französische und italienische Uebersetzung in Lissabon bekannt sein mußten.

Die Schwierigkeit, welche aus dem frühern Datum der eben genannten Uebertragungen entspringt, löst Southey dadurch, daß er ähnliche Beispiele von Uebersetzungen anführt, die nach Abschriften gemacht und vor dem Originale erschienen sind, und ferner durch die Vermuthung, daß Moraes seine Arbeit in Frankreich verfaßte, den Druck derselben jedoch bis nach der Rückkehr in sein Vaterland aufschob und daß sie inzwischen in's Französische und Spanische übersetzt wurde.

Was die Behauptung anlangt, die sich auf den Titelblättern der französischen Ausgaben befindet, daß der Roman aus dem Kastilianischen übersetzt sei, so glaubt Southey, dieser Ausdruck bedeute so viel wie Spanisch, womit zu jener Zeit im Allgemeinen die Sprache aller Schriftsteller der pyrenäischen Halbinsel bezeichnet wurde. Schließlich bemerkt Southey noch, daß die Spanier keinen Anspruch auf die Autorschaft des Romanes machen, so daß ihm kein Beweis von einem Vorhandensein desselben in ihrer Sprache bekannt geworden.

Nach dieser Auseinandersetzung können wir mit um so größerm Vertrauen ein Zeugniß für den portugiesischen Ursprung des vorliegenden Romans entgegennehmen, welches nämlich in einer Behauptung des Cervantes besteht, daß er, einem Gerüchte nach, von einem weisen König von Portugal verfaßt worden sei; denn obgleich hierin ein Irrthum hinsichtlich des Verfassers enthalten ist, so erhellt doch aus dieser Mittheilung der allgemeine Glaube von dem portugiesischen Ursprunge des Palmerin von England. Aber auch inneres Zeugniß spricht nach Southey für diese Annahme, da der Verfasser einem großen Theile der Scenerie nicht nur natürliche sondern auch lokale Wahrheit verliehen hat [228]).

Im Palmerin nun, wie in vielen anderen Ritterromanen, stattet der Verfasser nicht nur von dem Jugendleben des Helden, sondern auch von den Abenteuern seiner Eltern ausführlichen Bericht ab. [Don Duardos nämlich, Sohn des englischen Königs Fadrique, war, wie im Primaleon erzählt wird, mit Flerida, der Tochter des Palmerin von Oliva vermählt] [229]). Während er aber eines Tages in einem Walde in England einen Eber verfolgt, verliert er seinen Weg und gelangt nach einem Schlosse, wo er zwar Aufnahme findet, jedoch nachher von einer Riesin, Namens Eutropa, gefangen gehalten wird, weil sie den Tod ihres durch Palmerin von Oliva getödteten Bruders rächen will. Der Sohn dieses Letztern mit Namen Dramuziando wohnt bei seiner Tante und spielt in diesem Romane die in ähnlichen Werken so sehr seltene Rolle eines liebenswürdigen und mehrfach begabten Riesen. Er war nämlich, wie die Erzählung besagt, von angenehmer Rede und übertraf (was freilich nicht sehr schwer gewesen sein mag) alle seine Verwandten an Courtoisie; auch faßt er für Duardos eine freundschaftliche Zuneigung und behandelt ihn, gegen die Absicht seiner Tante, während seiner Gefangenschaft mit vieler Güte [P. 1. C. 1. 2.].

Inzwischen hat sich Flerida mit einem zahlreichen Gefolge auf den Weg gemacht, um ihren Gemahl aufzusuchen, wird jedoch in einem Walde von Wehen überfallen und gebiert zwei Söhne, welche von dem sie begleitenden Kaplane das Sakrament der Taufe erhalten. Kaum war diese Ceremonie beendet, so nähert sich ein wilder Mann, der den Wald bewohnt, mit zwei Löwen, bemächtigt sich der beiden Kinder, von denen eben das eine, der zukünftige Held des Romanes, den Namen Palmerin, der andere den Namen Florian erhalten hat, und bringt sie in seine Höhle, wo er sie seinen Löwen zum Futter bestimmt [1. C. 3.].

Nach diesem Unfalle kehrt Flerida trostlos in ihren Palast zurück und sendet einen Boten nach Konstantinopel, um den Kaiser und dessen Hof von dem Verluste ihrer Kinder, so wie von der Gefangenschaft ihres Gemahles zu unterrichten [1. C. 4.]. Nach Empfang dieser Nachricht begiebt sich Primaleon nebst einer Anzahl Ritter auf den Weg nach England [1. C. 6.] und der nun folgende Abschnitt des Romanes ist voll von den Abenteuern derer, welche die Befreiung des Duardos versuchen. Die meisten derselben gerathen in die Gewalt des Riesen Dramuziando, der sich jedoch nur dadurch an ihnen rächt, daß sie gleich Duardos jeden neuen Feind, der sich naht, bekämpfen müßen.

Inzwischen hat die Frau des wilden Mannes diesen überredet, daß er seine Absicht, Palmerin und Florian als Löwenfutter zu verwenden, aufgebe [1. C. 5.] und demgemäß zieht er sie nebst seinem Sohne Selvian wie seine eigenen Kinder auf. Eines Tages nun begegnet Florian,

welcher sich bei der Verfolgung eines Hirsches zu weit entfernt hatte, dem Sir Pridos, Sohn des Herzogs von Wales, welcher ihn an den englischen Hof bringt und ihn dem Könige und dessen Schwiegertochter Flerida vorstellt, worauf diese ihn unter dem Namen des Kindes der Einöde sehr sorgfältig auferziehen [1. C. 7.].

Einige Zeit nachher gelangt Palmerin beim Umherstreifen in Begleitung seines Gespielen Selvian an die Seeküste und sieht, wie eine Galeere strandet. Aus dieser nun steigt Polendos an's Land, von welchem in dem Romane Primaleon die Rede ist und der nebst andern griechischen Rittern jetzt nach England kommt, um Duardos aufzusuchen. Auf ihre Bitten nimmt er Palmerin und Selvian an Bord und segelt mit ihnen nach Konstantinopel. Dort werden sie dem Kaiser vorgestellt, welcher von der Abkunft des Palmerin keine nähere Kenntniß erhält, jedoch durch Briefe von der Dame vom See erfährt, daß er von hoher Geburt sei [1. C. 8.]. Demgemäß wird unser Held zum Ritter geschlagen, wobei ihm Polinarda, die Tochter des Primaleon, das Schwert umgürtet. Bei dieser Gelegenheit wird ein Turnier veranstaltet, wobei er und ein unbekannter Ritter, der einen Wilden mit zwei Löwen im Schilde führt, sich ganz besonders auszeichnen. Der fremde Ritter zieht fort ohne sich zu entdecken, jedoch zeigt es sich später, daß es Florian von der Einöde war, der fortan den Beinamen der Ritter mit dem wilden Mann erhält [1. C. 12.].

Da Palmerin sich in Polinarda, die Tochter Primaleon's, verliebt und seine Gefühle gegen die Prinzessin zu offen ausspricht, so verbannt sie ihn aus ihrer Gegenwart [1. C. 17.]. Im höchsten Grade verzweifelt verläßt er den griechischen Hof und, indem er unter dem Namen der Glücksritter nach England zieht, leistet er unterwegs vielen hülfsbedürftigen Damen Beistand und raubt vielen Rittern den Preis, bei allen welchen Thaten ihn Selvian als Schildknappe begleitet [1. C. 18 ff.]. In England angelangt treffen sie, durch einen Wald ziehend, den wilden Mann an und werden von ihm erkannt [1. C. 31.]. Hierauf kommen sie nicht weit von London nach einem Schlosse, dessen Gebieterin Palmerin bittet, sie an dem Ritter mit dem wilden Mann zu rächen, der ihren Sohn erschlagen hatte [1. C. 35.]. Palmerin's erstes Geschäft bei seiner Ankunft in London ist daher die Herausforderung Florian's und man wird bemerken, daß in den meisten spanischen Romanen die zwei Brüder, welche gewöhnlich die Hauptrolle darin spielen, sich einander feindlich begegnen. In dem vorliegenden Falle jedoch wird der Kampf auf Bitten der Prinzessin Flerida unterbrochen [1. C. 36.] und auch nicht wieder aufgenommen, da Palmerin den Riesen Dramuziando besiegt und Duardos befreit, worauf die Herkunft der beiden Brüder durch den Zauberer Daliarte kund gethan und durch den wilden Mann bestätigt wird [C. 47. 49.].

Florian und Palmerin verlaßen nun mit einander den englischen Hof [1. C. 54.], jedoch ist es unmöglich, ihnen durch die lange Reihe von Abenteuern zu folgen, welche sie theils vereint, theils jeder für sich bestehen. Einige von denen, die dem Palmerin zustoßen, besonders die auf der Gefährlichen Insel [1. C. 56 ff. 2. C. 18 ff.], sind in einem hohen Grade schön und anziehend geschildert. Eine Anzahl anderer Thaten jedoch wird von untergeordneten Charakteren ausgeführt und auch dem Riesen Dramuziando ein gehöriger Theil zugewiesen, welcher letztere, obwohl von Palmerin besiegt, wegen seiner dem Duardos bewiesenen Höflichkeit und guten Behandlung im Besitze seines Schlosses bleibt. Seine Tante Eutropa legt indeß ihren Groll gegen die Familie der Palmerine nicht ab, und viele von den Ereignissen des Romanes entspringen sowohl aus ihren eigenen Racheplänen, als aus denen anderer beleidigter Riesen; aber alle ihre Bemühungen werden durch den Zauberer Daliarte zu Schanden gemacht.

Der Hauptschauplatz der Abenteuer aber ist das Schloß des Riesen Amarol. Dort nämlich wohnte die schöne aber hochmüthige Miraguarda, deren Bildniß sich auf einem vor dem Schlosse aufgehängten Schilde befand. Dieß Gemälde wurde der Reihe nach von Rittern, welche sich in das Original verliebt hatten, gegen Jedermann vertheidigt, der die Kühnheit besaß zu behaupten, daß die Reize seiner Dame denen der Miraguarda gleich kämen [1. C. 59 ff.]. Endlich wird das Bildniß, während gerade der Riese Dramuziando, einer der Anbeter des Originals, als Kämpe für dasselbe an der Reihe ist, von dem Sultan von Babylon, Albayzar, geraubt, welchem seine Geliebte Targiana, die Tochter des Großsultans, den entschiedenen Befehl ertheilt hatte, diese Trophäe zu erringen [1. C. 71.].

Zuletzt finden sich alle Ritter in Konstantinopel zusammen und heirathen sämmtlich jeder seine Dame; auch Palmerin vermählt sich mit Polinarda und sein Bruder Florian mit der Königin von Thrazien, Leonarda [2. C. 49.], deren Entzauberung eine von den Hauptabenteuern Palmerin's gewesen war [1. C. 97 ff.].

Die Geschichte schließt jedoch nicht mit diesen Heirathen. Florian nämlich, dessen Temperament dem der jüngern Brüder in den Amadisromanen gleicht, hatte in Folge seines Aufenthaltes am Hofe des Großsultans die Tochter desselben entführt [1. C. 86 ff.]. Letztere war nun zwar jetzt mit dem Sultane von Babylon Albayzar vermählt [2. C. 31.], der einst um ihretwillen das Bildniß der Miraguarda geraubt hatte; jedoch hegte sie noch immer einen starken Groll über das Benehmen ihres frühern Liebhabers und bedient sich daher eines Zauberers, um sich an der Königin von Thrazien zu rächen, mit welcher sich, wie oben gesagt, Florian unlängst vermählt hatte. Während sich daher Letztere eines Tages in ihrem Garten ergeht, wird sie plötzlich von zwei ungeheuren Greifen fortgeführt und nach einem Zauberschlosse gebracht, wo sie in die Figur einer furchtbaren Schlange gebannt wird [2. C. 51.]. Alle Bemühungen Florian's sind nun auf die Auffindung und Entzauberung seiner Gemahlin gerichtet und endlich gelingt ihm diese mit Hülfe des Zauberers Daliarte [2. C. 25.]. Da auf diese Weise der Racheplan Albayzar's und seiner Gemahlin gescheitert und Ersterer erbittert ist über die Weigerung des Kaisers, ihm Florian auszuliefern, so macht er mit 200,000 M. einen Einfall in das griechische Gebiet, bei welchem sich alle Könige und Sultane des Morgenlandes gegenwärtig befinden [2. C. 55.]. Hierauf werden zwischen den Türken und Christen zwei furchtbare Schlachten geschlagen, wobei Albayzar fällt [2. C. 65.] und das Heer der Heiden einer gänzlichen Vernichtung unterliegt, aber auch ihre Gegner einen großen Verlust erleiden. Denn obschon Palmerin, Primaleon, Dramuziando und Florian den Kampf überleben, so kommt doch eine große Anzahl der christlichen Ritter in diesen mörderischen Metzeleien um [2. C. 63 ff.]. —

Der große Ruf und das hohe Ansehen dieses Romanes, der mit dem Amadis um den Preis ringt, wurzelt zum Theil in den Lobsprüchen, die ihm Cervantes ertheilt hat; denn nach der Zahl der Ausgaben zu urtheilen, wurde Palmerin zur Zeit da die Ritterbücher am meisten im Schwung waren, weniger gelesen als viele andere derselben. Es ist daher, wie gesagt, wahrscheinlich, daß seine Berühmtheit aus den übertriebenen Lobeserhebungen des Cervantes entsprang: „Diese Palme von England bewahre man gut und hebe sie als ein einziges Werk auf; man verfertige dazu eine ähnliche Schachtel, wie Alexander eine unter der Beute des Darius fand, die er brauchte, um die Werke des Poeten Homerus aufzubewahren. Dieses Buch, Herr Gevatter, ist aus zweierlei Ursachen hoch zu achten; erstlich, weil es an sich gut ist, zweitens, weil es von einem geistreichen Könige von Portugal geschrieben sein soll. Alle Abenteuer im Schlosse Miraguarda sind sehr schön und kunstreich ausgeführt; alle Reden sind zierlich und klar; zugleich ist immer mit Schicklichkeit und Verstand das Eigenthümliche jedes Sprechenden beibehalten. Ich bin der Meinung, mein liebster Meister Nicolas, wenn Ihr nichts dagegen habt, daß dieses Buch und der Amadis von Gallia vom Feuer befreit sein, alle übrigen aber ohne Richtung und Sichtung umkommen sollen."

Cervantes, welcher die Ungereimtheiten in den Romanen aus dem Kreise der irrenden Ritterschaft so richtig fühlte, würde nun zwar allerdings das vorliegende Werk nicht so sehr gepriesen haben, wenn es nicht wirklich einiges Lob verdient hätte; jedoch wenn auch Palmerin ohne Zweifel der anziehendste unter den Romanen der pyrenäischen Halbinsel ist, so kann ich gleichwohl nicht umhin zu denken, daß der Verfasser des Don Quijote das Verdienst desselben einigermaßen überschätzt hat. So ist die Anordnung der Ereignisse in dem Palmerin nicht minder wirr und unwillkührlich, als in andern Ritterbüchern. Außerdem nehmen die Abenteuer des Haupthelden ohne Ausnahme ein glückliches Ende und wir fühlen in Betreff seiner niemals irgend welche Besorgniß oder Theilnahme, da wir durch die stäte Wiederkehr eines derartigen Ausganges an einen solchen gewöhnt und dessen sicher sind. Auch die Empfindungen haben nichts, was sie über das Gewöhnliche erhebt, und die Heldinnen sind abgeschmackt, und zwar in einem höheren Grade als in den übrigen Ritterromanen. Ja der Verfasser scheint von dem schönen Geschlechte nur eine sehr ungünstige Meinung besessen zu haben und ergeht sich in vielerlei feindseligen Betrachtungen über weiblichen Neid, Unverstand

und Wankelmuth, obwohl er seinen Frauen nicht einmal diese Eigenschaften verliehen hat. Die Charaktere der Ritter sind allerdings besser gezeichnet und individualisiert. Wie in vielen anderen spanischen Romanen spielt hier Palmerin den treuen Liebhaber, sowie Florian den Galanten; Letzterer ist aber ein ganz ungewöhnlicher Libertin. Die anziehendsten Charaktere jedoch sind Daliarte, ein gelehrter, in Einsamkeit lebender Zauberer, der, in tiefe Studien versenkt, das Thal der Vernichtung [I. S. 14] bewohnt, und der Riese Dramuziando, für welche beide der Leser während der letzten furchtbaren Kämpfe ganz besonders besorgt ist. Auch den Kaiser Palmerin von Oliva finden wir hier als einen anziehenden Greis von tiefem Ehrgefühl und großer Höflichkeit der Rede geschildert. Die Edelfräulein, die fremden Ritter und die Schlösser, die in diesem Romane ganz besonders zahlreich sind, werden gewöhnlich so eingeführt und beschrieben, daß sie einen hohen Grad von Neugier erwecken, und ich kenne kein Werk dieser Art, wo Interesse und Ungewißheit in Betreff des Ausganges rege erhalten werden wie hier. Wenn in dem damit rivalisierenden Amadis mehr Feuer und Lebendigkeit herrscht, so finden wir hier unendlich mehr Abwechslung, Zartheit und Lieblichkeit.

Southey jedoch hat zwischen diesen beiden Romanen eine Parallele gezogen, welche, im Ganzen genommen, sich viel mehr zum Vortheil des Amadis hinneigt. „In der Beschreibung der Kämpfe, sagt er, übertrifft der Verfasser des Amadis sämmtliche Dichter und Romanschreiber, da er es versteht, die Aufmerksamkeit der Leser fast nur auf die Kämpfenden zu fesseln; wohingegen Moraes ihnen auch noch alles Andere vor Augen führt, indem er sich besonders mit den Schranken und den Zuschauern beschäftigt, und sowohl auf die Empfindungen der Handelnden, als auf die der andern Gegenwärtigen eingeht.“ „Die Zaubereien des Moraes, fährt er fort, sind nicht sehr gut der Thränenbecher [P. I C. 90.] ist eine kindische Erfindung im Vergleich mit dem Blumenschleier, welcher das Haupt der Oriana bedeckt [s. oben S. 186, a.]. Der Held des Moraes ferner ist muthig, tugendhaft und edel im höchsten Grade; aber es ist nur abstrakter Muth, Tugend und Edelsinn ohne Eigenthümlichkeit und Individualität des Besitzers. Der Florian des Moraes jedoch ist trefflich durchgeführt und ein ausgezeichneterer Charakter als Galaor; indeß bildet bei Letzterem seine zu große Vorliebe für das weibliche Geschlecht nur einen untergeordneten Zug und tiefes Gefühl für ritterliche Ehre ist es, was ihn mehr beherrscht als alles Andere. Florian hingegen besitzt zwar Witz, Gutmüthigkeit und Muth um seine Fehler zu beschönigen; jedoch genügen diese Eigenschaften nicht und er wird von dem Leser nie in dem Grade geachtet wie Galaor. Was man bei dem Einen als Schwäche entschuldigt, verdammt man bei dem Andern als Laster; und dies ist ein großer Fehler; denn da Florian die Ursache des Krieges ist, mit welchem der Roman schließt, so hätte sein Charakter tadelloser sein sollen. Wäre Targiana nicht das Weib, sondern die Schwester Albayzar's, so würde man allerdings fühlen, daß das Recht sich auf der Seite der Türken befindet; aber auch so haben Letztere nicht in dem Grade Unrecht, wie es der Verfasser ihnen hätte beilegen sollen.“

Der Palmerin wurde von Anthony Munday, dem Patriarchen der Skribler (The Grub-Street Patriarch), wie man ihn genannt hat, gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts aus dem Französischen in's Englische übersetzt. Dieß ist jedoch, nach Southey's Meinung, eine äußerst klägliche Arbeit; da sie guttentheils von Lohnarbeitern unternommen wurde, die weder Französisch noch Englisch verstanden. Southey selbst hingegen hat eine Uebertragung dieses Romanes aus der Originalsprache gegeben, welche sich durch große Eleganz auszeichnet.

Dieses letztbesprochene Werk nun kann man als den Schluß der Familiengeschichte der Palmerine betrachten. Zwar erschien späterhin eine Fortsetzung in portugiesischer Sprache [s. Gräße S. 427.], jedoch wurde dieselbe weder gut aufgenommen, noch erlangte sie sonstige Berühmtheit. Indeß existiert ein recht hübscher Roman des sechzehnten Jahrhunderts betitelt Darinel, Sohn des Primaleon, von Gabriel Chapuis, dem Uebersetzer so vieler spanischer Ritterbücher. Die interessantesten Abenteuer darin sind die, welche sich auf den Palast der Täuschungen beziehen; diesen hat nämlich ein Zauberer hervorgerufen und ein Jeder, der ihn betritt, glaubt Alles, was er nur irgend wünscht, zu genießen. Chapuis giebt zwar vor, er habe den Roman aus dem Spanischen übertragen, jedoch ist er selbst, wie gesagt, der Verfasser desselben [s. Gräße S. 424.].

Außer den Romanen, die von den imaginären

Familien des Amadis und Palmerin handeln, werden bei der Durchsuchung der Bibliothek Don Quijote's auch noch Don Olivante de Laura von Antonio de Torquemada, welchen Cervantes wegen seiner Anmaßung und Ungereimtheit verdammt, so wie Felixmarte von Hyrkanien erwähnt, der wegen der Härte und Trockenheit des Styls und trotz der seltsamen Geburt und noch seltsamern Abenteuer des Helden in den Scheiterhaufen im Hofe geworfen wird [sieh Gräße S. 427.]. Dr. Johnson ist wohl, wie ich glaube, der einzige Mann in England, der den Muth gehabt den Felixmarte von Hyrkanien ganz durchzulesen. Der Bischof Percy sagte nämlich zu Boswell (Life of Johnson vol. I. p. 25. Oktavausg.), „daß Johnson als Knabe ungemein gern Ritterromane las und diese Vorliebe sein ganzes Leben hindurch behielt; als er daher einst einen Theil des Sommers bei mir auf dem Lande verlebte, so bildete die Folioausgabe des alten spanischen Romans Felixmarte von Hyrkanien seine gewöhnliche Lektüre und er las ihn auch von Anfang bis zu Ende durch."

Berühmter ist der Roman Don Belianis von Griechenland [Gräße S. 430 ff.], welcher in Avellaneda's Fortsetzung des Don Quijote häufig erwähnt und auch von Cervantes günstiger beurtheilt wird, als die meisten anderen Bücher dieser Art: „Hier, sagte der Barbier, ist der ruhmvolle Don Belianis." — „Was diesen betrifft, antwortete der Pfarrer, so wäre dem zweiten, dritten und vierten Theile etwas Rhabarber vonnöthen, um den überflüssigen Zorn abzuführen; dann müßte man alles wegstreichen, was sich auf das Kastell des Ruhms bezieht, nebst andern noch größern Narrheiten, dann möchte man ihm wohl eine Appellationsfrist vergönnen und, wie er sich dann besserte, Recht oder Gnade gegen ihn ausuben; nehmt ihn indessen mit nach Hause, Gevatter, aber laßt Niemand darin lesen."

Es würde nutzlos sein, den Leser mit dem unüberwindlichen Ritter Don Polindo, Sohn des Königs von Numidien, und seinen Liebeshändeln mit der Prinzessin Belisia [s. Gräße S. 424 ff.] oder mit dem tapfern Ritter Don Cirongilio von Thrazien, Sohn des Königs von Macedonien, dessen Verfasser Bernardo de Vargas war, oder mit dem nicht minder tapfern Ritter Don Clarian de Laudanis von Geronimo Lopez irgend länger aufzuhalten [Gräße S. 429 ff.].

Jedoch sind noch zwei Romane übrig, die einen hohen Grad von Schönheit und Interesse besitzen und zuerst in dem katalonischen Dialekt erschienen.

Als die Römer durch die Völker des Nordens aus Spanien vertrieben wurden, nahmen letztere zwar die von Jenen hinterlaßene Sprache an, entstellten sie jedoch bald. Noch mehr geschah dieß im neunten Jahrhundert durch die Mauren und am Ende war sie so sehr ausgeartet, daß das Arabische ganz besonders die Schriftsprache wurde [cf. Clarus, Geschichte der span. Liter. im Mittelalter I, 31 ff.].

Im elften Jahrhundert wurde die französische Vulgärsprache von dem Prinzen Heinrich von Lothringen, welcher eine Tochter des Alfons VI. von Kastilien heirathete, nach Spanien gebracht und durch die vielfachen Beziehungen, welche zwischen den Franzosen und Spaniern bei ihrem vereinten Widerstande gegen die Araber Statt fanden, weit verbreitet. Es trat daher in der spanischen Sprache eine große Veränderung ein und es wurden auf der Halbinsel fünf bis sechs Dialekte gesprochen. Der älteste, verbreitetste und dem südfranzösischen Romance am meisten ähnliche war der katalonische. Man sprach ihn nämlich in Katalonien, Roussillon und Valencia, und bis zur Zeit der Heirath Ferdinand's und Isabella's, wo der kastilianische Dialekt die Oberhand erhielt, war es diejenige Mundart, welche die besten schriftlichen Erzeugnisse, sowohl in Prosa als Poesie aufzuweisen hatte. Petrarka soll den Liebesgedichten der Troubadours jener Gegenden viel verdankt haben und zwei der ältesten und anziehendsten Romane, die Spanien hervorgebracht, erschienen, ehe sie in's Kastilianische übersetzt wurden, in der katalonischen Mundart.

Der ältere und vielleicht interessantere von diesen beiden Romanen ist

Tirante el Blanco
[Gräße S. 428 ff.],

dessen erster Theil von Johann Martorell, einem valencianischen Ritter, im katalonischen Dialekte geschrieben wurde; da dieser aber das Werk unvollendet ließ, so beendete es Juan de Galba. Martorell sagt, er habe es aus dem Englischen übersetzt, womit er nach Warton's [vol. IV. p. 306 sqq. ed. 1824.] Vermuthung die bretonische Sprache meint, in welcher es ursprünglich mag geschrieben gewesen sein [330]). Es läßt sich

jedoch schwer sagen, ob diese Angabe des Verfassers richtig oder blos ersonnen sei, um seinem Romane, der die Thaten eines bretonischen Ritters erzählt, einen Schein von Glaubwürdigkeit zu verleihen. Der Theil desselben indeß, welcher die Geschichte des Grafen von Warwick berichtet, ist höchst wahrscheinlich übersetzt, da er mit dem altenglischen gereimten Romane Guy von Warwick genau übereinstimmt, der zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts aus dem Französischen übertragen wurde, während die Abfassung des Tirante erst lange nach dieser Zeit fällt.

Zwar weiß man über letztern Punkt nichts ganz Genaues; da jedoch der Tirante zu Valencia im Jahre 1490 zum ersten Male gedruckt wurde und sich in demselben ein im Jahre 1390 geschriebenes Werk über Ritterthum, betitelt L'Arbre des Batailles, erwähnt findet, so muß er zwischen diesen beiden Zeitpunkten verfaßt worden sein. Indeß könnte man, wie ich glaube, noch eine nähere Bestimmung treffen. Die Kanarischen Inseln nämlich wurden im Jahre 1326 entdeckt, jedoch erst um 1403 in Europa näher bekannt. Die vielen Unrichtigkeiten in Betreff ihrer und die übertriebenen Vorstellungen von ihrer Größe und Macht, welche sich im Tirante finden, machen es daher wahrscheinlich, daß dieser Roman verfaßt wurde, ehe man über die Lage und den Umfang jener Inseln genauere Nachrichten in Spanien erhalten hatte, so daß man, im Ganzen genommen, das Jahr 1400 als das Datum der Abfassung des Tirante mit ziemlicher Sicherheit annehmen kann.

Der Tirante erschien, wie bereits erwähnt, zuerst im katalonischen Dialekte, Valencia 1490; hierauf wurde er in das Kastilianische übertragen und zu Valladolid 1511 fol. gedruckt. Eine spätere spanische Ausgabe giebt es nicht, jedoch die italienische Uebersetzung von Lelio Manfredi hat drei Auflagen erlebt, die erste im J. 1538. Der Graf Caylus modernisierte und französierte ihn später in der Weise des Grafen Tressan; er hat nämlich die Ereignisse zuweilen abgeändert, anderwärts das Werk bedeutend abgekürzt, indem er die Lehren des Ritterthumes ausließ, fast überall aber es sittenloser gemacht.

Der Held dieses Romanes nun kommt auf seinem Wege nach dem englischen Hofe, wo zur Feier der Vermählung des Königs mit einer französischen Prinzessin ein großes Turnier gehalten werden soll, von seinen Begleitern zufällig ab und gelangt, auf seinem Roß eingeschlafen, in einer ziemlich unkriegerischen Haltung, zur Einsiedelei des William, Grafen von Warwick.

Letzterer nämlich, der europäischen Welt überdrüßig, hatte sich auf eine Pilgerfahrt nach Jerusalem begeben. Von dort aus verbreitete er selbst ein Gerücht von seinem Tode, das in England sehr bereitwillige Aufnahme gefunden zu haben scheint, und wählte zu seinem Aufenthalt einen einsamen Ort in der Nähe des Schlosses, in welchem seine Gemahlin lebte. Nachdem er einige Zeit in dieser Zurückgezogenheit zugebracht, bot sich ihm die Gelegenheit, seinem Vaterlande einen großen Dienst zu erweisen. Der mächtige König der Kanarischen Inseln war mit einem furchtbaren Heere in England gelandet und hatte bereits letzteres fast ganz erobert, während der besiegte Monarch des Landes aus London und dann aus Canterbury vertrieben in der Stadt Warwick Zuflucht suchte und dort bald darauf von der kanarischen Armee belagert wird. In dieser kritischen Lage kam der Graf, der in der Nähe lebte, seinem Fürsten zu Hülfe, tödtete den zudringlichen Fremdherrscher im Zweikampf und besiegte den Nachfolger desselben in offener Feldschlacht. Nach diesen für sein Vaterland so wichtigen Diensten entdeckte der Graf sich seiner Gemahlin und zog sich wieder in seine Einsiedelei zurück. In dem oben erwähnten englischen Romane Guy de Warwick kehrt letzterer Held nach langer Abwesenheit in Pilgertracht nach England zurück, besucht seine Gemahlin, ohne von ihr erkannt zu werden, und befreit den König Athelstane von einem Einfalle der Dänen, die ihn in Winchester belagern, dadurch daß er einen von ihnen gestellten Kämpen im Zweikampfe besiegt.

Der Graf von Warwick las also eben das Buch L'Arbre des Batailles als der unbekannte, verschlafene Ritter bei seiner Klause anlangte. Aus dem tiefen Schlummer, in den er versunken, endlich aufgeweckt theilt er dem Grafen mit, sein Name wäre Tirante der Weiße, daß er so hieße, weil sein Vater die Marken von Tirranien beherrsche, welche in dem der englischen Küste gegenüber befindlichen Theile von Frankreich lägen, und daß seine Mutter eine Tochter des Herzogs von Bretagne wäre. Nach dieser genealogischen Skizze erwähnt der Ritter auch seine Absicht das Turnier zu besuchen und sich die Ehre des Ritterschlages zu erwerben. Sein Wirth liest

ihm daher ein Kapitel aus dem Arbre des Batailles vor, welches Werk, wie bereits oben bemerkt, von dem Ritterthume handelte. Diese Vorlesung begleitet er auch noch mit einem gelehrten Kommentare, worin er die verschiedenen Arten von Waffen erklärt, deren man sich in den Kämpfen bediente, und gelegentlich bei den Thaten der alten Ritter verweilt. „Da es jedoch spät ist, fährt er hierauf fort, und eure Begleiter fern sein müssen, ihr auch die Wege nicht kennt, so seid ihr in Gefahr euch in den Wäldern zu verirren, die sich hier rings umher ausbreiten. Ich rathe euch daher, daß ihr hier nicht länger zögeret.“ Die angeführten Gründe konnten freilich einen gastfreundlichern Schluß der Rede vermuthen laßen, indeß verabschiedet er Tirante mit dem Arbre des Batailles als Geschenk zum Nachschlagen über Punkte des Ritterthumes und mit der Bitte bei seiner Rückkehr von dem Turniere die Einsiedelei wieder zu besuchen.

Demgemäß begiebt sich Tirante, als die ein volles Jahr dauernden Festlichkeiten beschloßen waren, wieder nach der Waldklause und, ermuthigt durch die frühern Beweise von der Gastfreundlichkeit des Grafen, bringt er alle seine Gefährten, 38 an der Zahl, mit sich. Nachdem sich der Graf von seiner Bestürzung erholt hat, läßt er sich über die Turniere Bericht abstatten und fragt, wer sich am meisten ausgezeichnet. Einer der Gesellschaft, Namens Diofebo, antwortet ihm, daß dies Tirante selbst gewesen; daß nämlich ein französischer Baron, Namens Villermes, ihm das Recht eine Schleife zu tragen, die den Busen der schönen Agnes, Tochter des Herzogs von Berri, geschmückt, streitig gemacht und ihn zu einem Kampfe auf Tod und Leben herausgefordert hatte, mit der Bedingung daß sie dabei einen Schild aus Papier und einen Helm von Rosen trügen; der Kampf habe darauf in der gewünschten Weise Statt gefunden und Villermes sei in demselben gefallen. Nachdem sich Tirante von den hierbei erhaltenen eilf Wunden erholt, obwohl sechs derselben dem chirurgischen Herkommen gemäß hätten tödtlich sein sollen, tödtete er ferner noch an einem Tage vier Ritter, welche Waffenbrüder waren und die man nachher als die Herzöge von Burgund und Baiern und die Könige von Polen und Friesland erkannte. Der letztgenannte Monarch fand jedoch einen Rächer an einem seiner Unterthanen, Namens Kyrie Eleison oder Herr, erbarme dich unser, der in dem Verdachte der Abstammung von den alten Riesen stand. Als dieser Kämpe in England anlangte, besucht er das Grab seines Gebieters und verschied vor Gram beim Anblicke desselben und der über dem Banner seines Herrn aufgehängten Waffen des Tirante. Die Stelle des Kyrie besetzte sein Bruder Thomas von Montauban, dessen Wuchs noch unzweideutigere Beweise seiner Descendenz von riesigen Ahnen gewährte. Trotz dieses Stammbaumes oder vielleicht gerade in Folge desselben, da in dem Zeitalter der Romantik die Riesen immer unglücklich waren, wurde er von Tirante besiegt und mußte um sein Leben flehen.

Hier endet der Bericht von den Thaten Tirante's während der Vermählungsfestlichkeiten des Königs von England. Von der Einsiedelei des Grafen von Warwick kehrt Tirante nach Bretagne zurück, woselbst bald nachher ein Bote die Nachricht hinterbringt, daß Rhodus nebst seinen Rittern von den Genuesen und dem Sultane von Kairo auf das strengste belagert würden. Tirante macht sich auf, um der Insel beizustehen und nimmt Philipp, den jüngsten Sohn des Königs von Frankreich, mit sich. Im Verlauf ihrer Seefahrt gehen sie auf der Rhede von Palermo vor Anker, woselbst der König von Sizilien von dem Hafen bis zu dem Schiffe Tirante's eine Art Brücke errichtet und sie mit Teppichen bedeckt, die bis in's Wasser hinunterhängen. Tirante und seine Gefährten werden am Ufer mit entsprechender Pracht bewirthet und begeben sich hierauf nach dem Ziele ihrer Reise. Unmittelbar nach ihrer Landung wird die Belagerung aufgehoben, nach welchem schnellen Erfolge sie nach Sizilien zurückkehren, woselbst Philipp seine Vermählung mit der Tochter des Königs dieser Insel feiert.

Bald darauf hinterbringt ein Bote des griechischen Kaisers die Nachricht von dem Einfall eines maurischen Sultans und des Großtürken in das Gebiet seines Herrn. Unser Held eilt dem griechischen Reiche zu Hülfe und unmittelbar nach seiner Ankunft vertraut der Kaiser ihm die Oberbefehlshaberstelle aller seiner Heere an. Demnächst ist ein großer Theil des Romanes mit langen Details des gegen die Türken geführten Krieges angefüllt. Letztere werden in mehreren Feldschlachten geschlagen, in deren einer die Könige von Kappadozien und Aegypten nebst 100,000 Mann fallen und der Sultan, der König

von Afrika, der Großtürke und dessen Sohn schwer verwundet werden, während auf Seiten der Griechen sich nur ein Verlust von 1234 Mann herausstellt. Da die Türken einem solchen Gemetzel auf die Dauer keinen Widerstand zu leisten vermögen, so sehen sie sich genöthigt um Waffenstillstand zu bitten, welchen man ihnen auch gewährt, worauf die ganze Zeit der Ruhe in Konstantinopel mit glänzenden Festen und Turnieren ausgefüllt wird. Während der Dauer derselben langt Urganda, die Schwester des berühmten Arthur, in Konstantinopel an, indem sie ihren Bruder suchend überall umherzieht. Der Kaiser zeigt ihr einen bejahrten Mann, den er in einem Käfig eingeschlossen hielt und welchen Urganda alsobald als den Gegenstand ihres Suchens erkennt. So lange nun Arthur sein berühmtes Schwert Escalibor in der Hand hat, giebt er auf die Fragen, die man an ihn richtet, sehr verständige Antworten; dieser Stütze jedoch beraubt wird er in dem, was er sagt, im höchsten Grade kindisch. Urganda erhält also die Erlaubniß ihn mit sich zu nehmen und giebt am Abend vor ihrer Abfahrt am Bord des Schiffes, in welchem sie angelangt ist, dem Kaiser und seinem Hofe ein glänzendes Souper. Es wird indeß nicht gesagt, wie Arthur nach Konstantinopel kam oder wohin er sich nach seiner Abfahrt begab In diesem Theile des Romanes werden auch die Liebeshändel der griechischen Damen und der französischen Ritter, die Tirante nach Konstantinopel begleitet haben, erzählt und zwar einige derselben mit unnöthiger Genauigkeit detailliert. Hyppolito verführt die Kaiserin oder wird vielmehr von ihr verführt und Diofebo, später zum Herzoge von Mazedonien ernannt, unterhält einen Liebeshandel mit Stephanie, einer der Zofen der Prinzessin Carmesina. Tirante selbst verliebt sich in die letztere, die bei Tage stets von 170 Edelfräulein umgeben ist; jedoch hat er durch Vermittlung einer derselben, Namens Placerdemivida (Lebensfreude) zu anderen Zeiten häufige Zusammenkünfte mit ihr. Das gute Einverständniß zwischen Tirante und der Prinzessin wird jedoch endlich durch die Ränke der Vedova Reposada (Wittwe Ernsthaft), einer andern Kammerdame, unterbrochen, welche sich in Tirante verliebt hat und nun Mittel findet, ihm Eifersucht gegen seine Geliebte einzuflößen und zwar durch eine List ähnlich der, welche in Shakespeare's „Viel Lärm um Nichts" den Claudio und im fünften Gesange des Rasenden Roland den Liebhaber der Ginevra irre führt

Nach Ablauf des Waffenstillstandes zwischen den Türken und Christen begiebt sich Tirante zum Heere, ohne von der Prinzessin Abschied zu nehmen. Während das Schiff, auf welches er gegangen, noch auf der Rhede vor Anker liegt, schickt Carmesina ihre Zofe Placerdemivida ab, um nach dem Grunde seines auffallenden Benehmens zu fragen; da sich indeß ein Sturm erhebt und das Schiff von seinem Ankerplatze losreißt, so kann ihre Botin nicht nach Konstantinopel zurückkehren und das Fahrzeug wird nach der Küste von Afrika verschlagen. Zwei Matrosen bringen Placerdemivida an's Ufer, während Tirante mit einem dritten allein im Schiffe zurückbleibt, welches endlich an der Küste von Tunis Schiffbruch leidet. Während er nun so am Ufer umherirrt, begegnet unser Held einem Gesandten des Königs von Tremecen, wird von demselben mit an den Hof genommen und erweist dem Könige große Dienste in seinen Kriegen. Einst nun belagert Tirante die Stadt Montagata und zu seinem großen Erstaunen kommt die verlorengeglaubte Placerdemivida zu ihm in's Lager um für die Einwohner zu bitten. Tirante macht sie zur Königin eines ausgedehnten Gebietes und vermittelst dieses, so wie ähnlicher Bündnisse und Eroberungen, sieht er sich endlich im Stande 150,000 Mann Fußvolk und 88,000 Reiter einzuschiffen und dem griechischen Kaiser zu Hülfe zu eilen. Bald nach seiner Rückkehr nach Konstantinopel an der Spitze eines so furchtbaren Heeres, verbrennt er die türkische Flotte und indem er hierauf im Rücken des feindlichen Heeres eine feste Stellung einnimmt, wodurch er ihnen den Rückzug abschneidet, schließt er endlich einen vortheilhaften Frieden.

Hierauf werden glänzende Vorbereitungen zu der Vermählungsfeier des Tirante und der Carmesina getroffen, welche Feier freilich der Bräutigam vor seiner letzten Unternehmung gegen die Türken überflüssig gemacht hatte. Indem er sich also nach dem Friedensschlusse auf dem Rückwege nach Konstantinopel befindet, erhält er, ungefähr noch eine Tagereise von der Stadt entfernt, den Befehl bis nach Vollendung der Vorbereitungen zu warten. Während er sich nun so eines Tages an den Ufern eines Flusses ergeht und sich mit den Königen von Aethiopien, Fez und Sizilien über seine Glückseligkeit unterhält, bekommt

er plötzlich Seitenstechen und verscheidet bald darauf. Beim Empfange dieser Nachricht stirbt der Kaiser vor Kummer und der Tod der Prinzessin vervollständigt das Ganze. Die Kaiserin ertheilt hierauf die nöthigen Befehle zu den Leichenfeierlichkeiten und bringt die darauf folgende Nacht mit ihrem Liebhaber Hyppolito zu, wodurch ihre Ungeduld, den Thron, den sie nun allein besitzt, mit ihm zu theilen, verdoppelt wird. Nach einer gemeinschaftlichen Regierung von drei Jahren hinterläßt sie ihm das Reich und ihre Stelle wird durch eine Tochter des Königs von England ersetzt [231]). —

Ich bin über Tirante den Weißen deswegen so ausführlich gewesen, weil er einer von den drei Romanen ist, welche bei der Untersuchung der Bibliothek Don Quijote's unversehrt davon kommen. „Da die Haushälterin zu viele Bücher auf einmal gefaßt, heißt es nämlich im Don Quijote [P. 1. C. 6.], fiel eins davon dem Barbier auf die Füße nieder, der es schnell aufhob um den Titel zu sehen, der so lautete: Historia von dem berühmten Ritter Tirante dem Weißen. — „Um des Himmels willen! rief der Pfarrer aus, indem er die Stimme heftig erhob; so ist Tirante der Weiße da! Gebt ihn mir, Gevatter, denn ich bin der Meinung, daß ich in ihm einen Schatz von Spaß und eine Fundgrube von Zeitvertreib entdeckt habe. Hier findet sich Don Kyrieeleison sammt seinem Bruder Thomas von Montalban und dem Ritter Fonseca, ingleichen der Zweikampf, den der tapfere Tirante mit einem Hunde hielt, die Scharfsinnigkeiten der Jungfrau Lebensfreude mit den Liebeshändeln und Intriguen der Wittwe Ernsthaft, auch eine Frau Kaiserin, die in ihren Stallmeister Hyppolito verliebt ist. Zwar hätte, der es schrieb, verdient, wenn er auch nicht die vielen Dummheiten so mühsam erfand, für Lebenszeit auf die Galeeren zu kommen; gleichwohl versichere ich Euch, Gevatter, daß in Ansehung des Styls dies das beste Buch von der Welt ist; denn hier essen die Ritter, schlafen und sterben in ihren Betten, machen ein Testament vor ihrem Tode, nebst anderen Dingen, von denen alle übrigen Bücher dieser Art gar nichts erwähnen."

Und man kann allerdings auch nicht läugnen, daß Tirante der Weiße sich von den übrigen Ritterromanen durchaus unterscheidet; denn er besitzt weit mehr Humor und Scherz und ist auch nicht angefüllt mit den unzusammenhängenden Abenteuern von einem Dutzend verschiedener Ritter; die Aufmerksamkeit wird bei den Thaten Tirante's festgehalten, den der Leser nie aus den Augen verliert und mit Ausnahme der Schilderung der Festlichkeiten am englischen Hofe, die jedoch nur einen kleinen Theil des Werkes einnimmt, begegnet man in diesem Romane kaum irgend einem Turnier oder Zweikampfe. Auch ist Tirante mehr ein geschickter Feldherr als ein tapferer Ritter und besiegt seine Feinde mehr durch seine Kenntniß der Kriegskunst, als durch seinen persönlichen Muth. Wenn ferner in den anderen Romanen die Helden derselben nur drein zu schlagen verstehen, alles Uebrige aber das Werk der Zauberei ist, so verrichtet im Gegentheil Tirante gar nichts Unglaubliches und Alles, was er thut, liegt in dem Bereiche des menschlichen Vermögens. Riesen, die in den übrigen Romanen eine so große Rolle spielen, sinken hier zu Schattenbildern herab und Kyrie Eleison so wie sein Bruder Thomas sind nur armselige Geschöpfe. Auch werden hier weder hülflose Frauen beschützt, noch auch bezauberte Schlösser in ihren gewöhnlichen Zustand zurückversetzt; ja ich erinnere mich nicht, daß in dem vorliegenden Romane auch nur eine einzige Zaubergeschichte enthalten wäre, mit Ausnahme der des Espertius, welcher auf seiner Fahrt von Afrika nach Konstantinopel zu Tirante nach der Insel Cos verschlagen wird und daselbst der Tochter des Hippokrates ihre gewöhnliche Gestalt wiedergiebt. Sie erscheint ihm nämlich in der Gestalt eines Drachen, in welchen sie Diana verwandelt hatte; durch einen Kuß auf ihren Mund jedoch bewirkt der Ritter ihre Entzauberung. In einer neuern französischen Reisebeschreibung, deren Titel mir entfallen ist, wird erzählt, daß die Einwohner von Cos zur Zeit noch ganz das nämliche Märchen glauben. Auch Sir John Mandeville [C. 4. London 1839] berichtet eine ähnliche Geschichte. Indem er nämlich von einem bezauberten Drachen auf der Insel Cos [232]) spricht, fügt er hinzu: „Ein junger Mann, der von dem Drachen nichts wußte, stieg aus einem Schiffe an's Land und durchzog die Insel, bis er an die Höhle kam. Dort sah er eine Jungfrau, die ihn den nächsten Morgen, nachdem er sich habe zum Ritter schlagen laßen, wiederkommen hieß, damit er sie auf den Mund küsse, und er solle sich nicht fürchten. „Ich werde Dir nicht das mindeste zu Leide thun, fügte sie hinzu, obschon Du mich alsdann in der

Gestalt eines Drachen siehst; denn wenn ich auch gräulich und schrecklich anzuschauen bin, so thue ich Dir dennoch zu wissen, daß dies durch Zauberei also ist; denn zweifle nicht, ich bin keine andere als Du mich jetzt siehst, nämlich ein Weib, und wenn Du mich küssest, so sollst Du diesen ganzen Schatz bekommen und mein Gebieter so wie auch der Gebieter dieser Insel sein." Diese doppelgestaltige Dame war jedoch nicht der Drache des spanischen Romanes, welcher die Tochter des Hippokrates ist und, nach Sir John Mandeville, eine andere Insel bewohnte: „Und einige Leute sagen, daß auf der Insel Lango noch die Tochter des Ypokras ist in der Form und Gestalt eines großen Drachen, welcher hundert Klafter lang ist, wie die Leute sagen, denn ich habe sie nicht gesehen und die Einwohner der Insel nennen sie die Jungfrau des Landes (Ladie of the Land)"[233]). Dieses Märchen mag vielleicht dem von Suidas [s. v. Ἱπποκράτης Κῷος] (auf die Autorität Galen's) erwähnten Umstande, daß einer von Hippokrates Söhnen Drako hieß, seinen Ursprung verdanken. Die Sage von Espertius und der Tochter des Hippokrates war dem Verfasser des Tirante wahrscheinlich durch eine dunkle aber weit verbreitete Ueberlieferung zugekommen, so wie wiederum vermittelst dieses Werkes eine ähnliche Geschichte in unzählbare Märchen und viele romantische Gedichte aufgenommen worden ist. So dringt in dem 25ten und 26ten Gesange des zweiten Buches von Berni's Verliebten Roland der Paladin Brandimarte nach Uebersteigung vieler Hindernisse in die innersten Zimmer eines bezauberten Palastes. Dort findet er eine Jungfrau, die auf einem Grabe sitzt und ihm verkündet, daß er, um sie zu befreien, den Deckel des Grabmals abnehmen und das, was heraus käme, küssen müßte. Der Ritter verheißt dieß zu thun und öffnet das Grab, aus welchem sich dann eine ungeheure Schlange mit furchtbarem Zischen erhebt. Brandimarte erfüllt mit vielem Widerstreben sein Versprechen und das Ungethüm verwandelt sich alsbald in eine schöne Fee, welche ihren Befreier mit Wohlthaten überhäuft. In der Ballade Kempion bewirkt der Prinz dieses Namens durch ein gleiches Mittel eine ähnliche Entzauberung [s. W. Scott's Minstrelsy II. p. 104. Paris 1838]. Eine gleiche Geschichte befindet sich in der sechsten Erzählung der Contes Amoureux de Jean Flore, die gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts geschrieben wurden [Vgl. Anm. 225.].

Der zweite der oben erwähnten Romane ist

Partenopex de Blois
[Gräße S. 380 ff.][234]),

welcher im dreizehnten Jahrhunderte in katalonischer Mundart geschrieben und 1488 zu Tarragona gedruckt worden ist. Die kastilianische Uebersetzung erschien zu Alcalá 1513. 4. und noch einmal 1547. Legrand hat jedoch den französischen Ursprung dieses Werkes zu beweisen gesucht und theilt uns mit, daß er seine eigene Uebersetzung, die er seinen Contes et fabliaux angehängt, nach einem handschriftlichen Gedicht der Bibliothek zu St. Germain des Prés gearbeitet habe, welches Gedicht, wie er vermuthet, aus dem zwölften Jahrhundert stammt[235]).

Der Roman erzählt nun, daß die Prinzessin Melior ihrem Vater Julian auf dem griechischen Throne folgte, jedoch, obwohl durch natürliche Anlagen und sogar durch den Besitz von Zauberkünsten zur Regierung eines Reiches befähigt, durch ihre Unterthanen gedrängt wurde einen Gemahl zu wählen und dazu eine zweijährige Frist erhielt. Sie sandte daher an alle europäischen Höfe Boten mit Instruktionen, die geeignet schienen eine passende Wahl zu bewirken.

Zu dieser nämlichen Zeit lebte in Frankreich ein junger Ritter Namens Partenopex von Blois, Neffe des Königs von Paris. Während er eines Tages mit seinem Oheime im Ardennerwald jagt, trennt er sich von den Uebrigen bei der Verfolgung eines Ebers. Er irrt die Nacht durch im Walde umher und gelangt am folgenden Morgen an das Seeufer. Dort erblickt er ein prächtiges Fahrzeug vor Anker und betritt dasselbe um zu sehen, ob sich Jemand darin befände, findet aber Niemand. Dieß Schiff war nun aber bezaubert; denn die gewöhnlichen Verrichtungen eines Steuermannes verschmähend, fährt es, sobald sich Partenopex an Bord befindet, von selbst seinem Ziele zu und langt nach einer glücklichen Reise in einer entzückend gelegenen Bucht an. Fahrzeuge dieser Art sind in der Romantik ganz gewöhnlich. So treffen wir eins in dem schönen Fabliau Gugemar [Le Grand vol. IV.]; im siebenten Gesange von Tasso's Rinaldo begegnen wir einer Barke, welche nur durch Zauberei regiert wird und die sie besteigenden Ritter ohne Ausnahme

irgend einem Abenteuer entgegen führt. Eine von selbst schiffende Gondel erscheint auch in Spencer's Feenkönigin, wo es Buch II. Ges. 6. St. 5. also heißt:

„Ihr Boot fieng rascher bald zu gleiten an
Als eine Schwalbe durch das Luftmeer dringt;
Kein Ruder hat es, keinen Steuermann,
Hin fliegt es, doch mit Segeln unbeschwingt...
Es weiß gar wohl ihr Ziel und eilt dort hin,
Vermeidend so 'Untief' als Fels mit klugem Sinn.“ [235a])

Das schönste dieser Fahrzeuge ist das, welches im Befr. Jerus. die beiden christlichen Ritter bei ihrer Aufsuchung Rinaldo's nach dem Zauberpalaste Armida's bringt. Diese ganze Dichtung war nicht die Erfindung des Mittelalters [vgl. S. 177 a.] sondern ist klassischen Ursprunges, da in dem achten Buche der Odyssee V. 555—563 Alkinoos dem Odysseus ähnliche Schiffe schildert.

„Sage mir auch dein Land, dein Volk und deine Geburtstadt;
Daß, dorthin die Gedanken gelenkt, dich tragen die Schiffe.
Denn der Phäakier Schiffe sind nicht der Piloten bedürftig,
Noch der Steuer einmal, wie sie anderen Schiffen gebaut sind;
Sondern sie wissen von selbst den Sinn und Gedanken der Männer,
Wissen nah und ferne die Städt' und fruchtbaren Aecker
Jegliches Volks und die Fluthen des Meeres durchlaufen sie schleunig,
Eingehüllt in Nebel und Nacht; auch fürchtet man niemals
Daß sie das Meer entweder beschädige oder vertilge.“

Nachdem Partenoper dieses Zauberschiff verlassen, betritt er ein Schloß von wunderbarem Umfange und Schönheit, welches sich in der Nähe des Landungsplatzes befindet. In dem durch Diamanten erhellten Saale findet er ein herrliches Mahl bereitet, jedoch Niemand erscheint, was auch um so weniger nothwendig ist, da die Speisen ihm von selbst an den Mund kommen. Nachdem er sich diese Gastfreundlichkeit derselben auf's beste zu Nutze gemacht, zeigt ihm eine angezündete Kerze den Weg in's Schlafzimmer, wo er von unsichtbaren Händen entkleidet wird.

Die Vorstellung von einem solchen Palaste muß, gleich vielen anderen Zügen dieses Romanes, durch die Geschichte von Amor und Psyche im Apulejus hervorgerufen worden sein. Einer ähnlichen Dichtung begegnen wir im Morgante Maggiore in dessen zweitem Gesange dieser Riese mit seinem Gebieter Roland nach einem prächtigen und geheimnißvollen Schlosse gelangt, wo die Gemächer auf das herrlichste ausgeschmückt sind und sie eine mit allerlei Arten Wein und Speisen bedeckte Tafel antreffen. Nachdem die Gäste ein reichliches Mahl zu sich genommen, legen sie sich auf reichen Lagern, die für sie bereit stehen, zur Ruhe nieder, ohne daß während der ganzen Zeit irgend Jemand erschienen wäre.

Nachdem Partenoper zu Bette gegangen und die Lichter ausgelöscht sind, tritt eine Dame in's Zimmer, die nach einigen langweiligen Debatten über die Freiheit, die er sich genommen, ihren gewöhnlichen Ruheplatz zu occupieren, am Ende darauf beharrt ihre Rechte nicht aufzugeben. Im Verlaufe der Nacht theilt sie ihrem Lagergenossen mit, daß sie Melior von Konstantinopel, die zu Anfang erwähnte Kaiserin und Fee wäre, und sich auf Grund der Berichte ihrer Abgesandten in Partenoper verliebt, so wie die erwähnten Zaubereien alle veranstaltet hatte. Ferner läßt sie ihn wissen, daß er in ihrem Schlosse bleiben müsse, aber ihre Liebe verwirken würde, wenn er vor Verlauf von zweien Jahren sie zu sehen versuche, wohingegen sie seinen übrigen Sinnen die größtmöglichste Befriedigung zu gewähren suchte. Des Morgens wurden ihm von Urakla, der Schwester der Fee und Kaiserin, herrliche Gewänder gebracht, und da er Hunde und Pferde zu seinem Befehle hatte, so vertrieb er sich den Tag gewöhnlich auf der Jagd, während ihn des Abends ein Konzert von unsichtbaren Musikanten ergötzte.

Da er indeß nach geraumer Zeit erfährt, daß sein Vaterland von fremden Feinden angegriffen wäre, so theilt er seiner Geliebten den eifrigen Wunsch, demselben zu Hülfe zu eilen, mit und erhält von ihr, unter dem Versprechen, daß er zurückkehren werde, das Zauberboot, das ihn zu ihr geführt hatte und ihn nun in kurzem nach Frankreich bringt. Bald nachdem er gelandet ist, begiebt er sich nach Paris und begegnet unterweges einem Ritter, der sich als Urakla's Lieb-

haber, Gaudin, erweist. Nach einem furchtbaren Kampfe schließen sie die innigste Freundschaft, welche Verfahrungsweise zwar jetzt außer Gebrauch gekommen ist, in jenen Zeiten des Ritterthumes aber ganz gewöhnlich war:

„Deux chevaliers, qui se sont bien battus,
Soit à cheval soit à la noble escrime,
Avec le sabre ou de longs fers pointus,
De pied en cap tout couverts ou tout nus,
Ont l'un pour l'autre une secrete estime;
Et chacun d'eux exalte les vertus
Et les grands coups de son digne adversaire,
Lorsque surtout il n'est plus en colère.
Mais s'il advient, après ce beau conflit,
Quelque accident — quelque triste fortune,
Quelque misère à tous les deux commune,
Incontinent le Malheur les unit;
L'Amitié nait de leurs destins contraires
Et deux héros persécutés sont frères."
La Pucelle, Préface au chant IX.

„Treibt ihn von seinem Herd ein Unheil schwer,
So klopfet an des Andern Pforte er.
Den grüßt im Schloß ein Feu'r dann tief bei Nacht,
Der beben dessen stärksten Thurm gemacht." [235b])

Bald nach der Ankunft des Partenoper in Frankreich verliebt sich in ihn Angelika, die Nichte des Papstes, welche sich zu jener Zeit an dem Hofe zu Paris aufhält, und um sein Verhältniß zu der Fee, von dem sie vermittelst eines unterschlagenen Briefes Kenntniß erlangt, zu zerstören, veranlaßt sie einen heiligen Mann sich zu Partenoper zu begeben und Melior als einen Dämon zu schildern. Er findet jedoch, daß Partenoper für die Verdächtigung, seine Geliebte besitze einen Schlangenschweif, unzugänglich ist, indem er sein besseres Wissen entgegenstellt, jedoch etwas stutzig gemacht wird durch die Versicherung, daß sie eine schwarze Haut, weiße Augen und rothe Zähne habe.

Partenoper kehrt nun in den Palast der Fee zurück und beschließt, sich in der ersten Nacht, die er in ihrer Gesellschaft zubringt, von der Wahrheit des in Frankreich in Betreff ihrer Vernommenen zu überzeugen. Indem er sie daher mit einer Lampe beleuchtet, findet er zu seiner größten Freude, daß sie grausam verleumdet worden ist. Da sie jedoch unglücklicherweise durch einen ihr auf den Busen fallenden Oeltropfen erwacht, so bricht sie in den größten Zorn aus. Zwar schenkt sie ihm auf Fürbitte Urakla's das Leben; da er indeß das Schloß verlaßen muß, so begiebt er sich nach dem Ardennerwald, um, wie er beschlossen, seinen Leib den daselbst häufig vorhandenen wilden Thieren zum Raube preiszugeben. Die Erfüllung dieser thierfreundlichen Absicht wird jedoch auf unerklärliche Weise verhindert; denn obgleich ihn die ganze Nacht hindurch das Brüllen der Löwen und Zischen der Schlangen von dem besten Willen derselben überzeugt, so meiden diese fatalen Bestien gleichwohl jedes persönliche Zusammentreffen mit dem Ritter und eins derselben zieht sogar das Roß seinem Herrn vor. Das Wiehern desselben bringt Urakla herbei, welche sich auf den Weg gemacht, Partenoper wieder aufzusuchen, sobald sie auf Seiten ihrer Schwester ein Zeichen des schwindenden Unwillens wahrnahm. Da auch Partenoper bereits alle Hoffnung, aufgespeist zu werden, verloren hat, so willigt er ein, Urakla nach ihrem Schlosse in Tenedos zu begleiten und dort die Beschlüsse der Fee und Kaiserin abzuwarten. Urakla läßt hierauf Partenoper in ihrem Palast zurück und im Vertrauen auf seine Tapferkeit überredet sie ihre Schwester öffentlich zu erklären, daß sie dem Sieger eines demnächst vor ihr zu veranstaltenden Turnieres ihre Hand reichen würde. Dieß pflegten die Prinzessinnen der Romantik sehr häufig zu thun und giengen dabei vielleicht von dem Grundsatze aus, welchem gemäß Penelope, nach Bayle's Meinung, denjenigen Bewerber zu heirathen versprach, welcher den Bogen des Ulysses spannen würde.

Während der Vorbereitungen zu dem Turnier fährt Parseis, eine Zofe der Urakla, die sich in Partenoper verliebt hat, diesen eines Tages in einem Boote spazieren. Indem nun Partenoper nach einiger Zeit auf ihre große Entfernung vom Lande aufmerksam wird, macht Parseis ihm eine unzweideutige Liebeserklärung und gesteht, daß sie sich dieser List bedient, um ihr Geständniß bei dieser Gelegenheit ablegen zu können. Partenoper, welcher dafür hält, daß sich einer dergartigen Erklärung auf dem festen Lande gar kein unübersteigliches Hinderniß würde entgegengestellt haben, legt seinen großen Verdruß über die Wasserpartie an den Tag, wird aber dabei durch einen Sturm unterbrochen, der das Fahrzeug an die syrische Küste verschlägt, woselbst Partenoper von den Eingebornen gefangen genommen wird und so

in die Gewalt des Königs Herman geräth. Hierauf erhält Letzterer von seinem Oberlehnsherrn, dem Sultan von Persien, den Befehl ihn zu den Turnieren zu begleiten, welche in Konstantinopel gefeiert werden sollten. Sobald nun König Herman fortgezogen ist, läßt seine Gemahlin den gefangenen Partenoper, der es verstand ihre Theilnahme zu erwecken, entkommen, so daß er gerade beim Beginn der Turniere in der griechischen Hauptstadt anlangt. Sein furchtbarster Gegner ist der Sultan von Persien; endlich jedoch erringt sich Partenoper durch seine überlegene Stärke und Gewandtheit das Recht, die Hand der hocherfreuten und vergebenden Kaiserin zu beanspruchen.

Der vorliegende Roman wurzelt augenscheinlich in der von Apulejus so schön erzählten Mythe von Amor und Psyche. Letztere wird von Zephyr auf seinen Flügeln nach dem Palaste des sie bewundernden Gottes getragen und Partenoper von einer selbstfahrenden Barke mit günstigem Winde nach dem Wohnsitze der Melior gebracht. Beide finden ein von unsichtbaren Händen bereitetes Banket und unterliegen gleichen Beschränkungen ihrer Neugier; Beide auch verfallen durch die Verführung falscher Freunde in Ungehorsam und suchen auf gleiche Weise zu erfahren, ob ihr Verdacht begründet sei. Beide werden ferner durch Verlust der Liebe und Verbannung bestraft und erwerben nach langer Büßung endlich wieder die Zuneigung ihrer übernatürlichen Bewunderer. Diese Aehnlichkeiten sind zu groß, als daß man bezweifeln könne, die Mythe der Psyche habe direkt oder indirekt den Stoff zu dem Romane Partenopex hergegeben. Einige Ereignisse des letztern gleichen ferner in hohem Grade der Geschichte des Prinzen von Futtun und Mherbanu in dem Bahar-Danusch oder Garten der Kenntniß [S. 25 ff.]. Zwar fällt die Abfassung dieses Werkes nach der des Partenopex, jedoch sagt der Verfasser Inatulla, er habe es nach bramanischen Traditionen geschrieben. Die Peri, welche die Heldin dieser Erzählung ist, besitzt eine mit Juwelen bedeckte Barke, die ohne Segel oder Ruder einherfährt [236]), und der Prinz langt bei Aufsuchung seiner unvergleichlichen Geliebten in einem Palaste an, worin er die reichsten Geräthe und Vorbereitungen zu einem Feste vorfindet, ohne daß irgend Jemand erscheint.

Der Partenopex wurde wahrscheinlich schon im dreizehnten Jahrhundert aus dem Französischen in's Deutsche übertragen, woselbst die beiden Hauptpersonen Partinopier und Meliur heißen. Auch hat ihn Rose in englische Verse gebracht [237]) und damit einen sehr glücklichen Stoff gewählt, da die romantische Beschaffenheit der Ereignisse und die Zärtlichkeit der Liebesschilderungen für poetischen Schmuck im höchsten Grade empfänglich sind. Melior's bezauberter Palast wird z. B. so beschrieben:

„Ganz nah dem Rand des Stroms, der rauschend floß,
Gekrönt mit Thurmeszinnen stand ein Schloß.
Die Marmormauer bunte Felder trägt,
Mit lauter farb'gen Steinen eingelegt;
Schau hohe Mühlen, ganz krystallumringt,
Und Dörfer, wo der Fluren Reichthum winkt; —
Dort schwindet fern der Wälder dunkles Grün,
Durch das sich Thürme hell und freundlich ziehn.

Die Halle zeigt in reichster Farbenpracht
Die Sonne und das Silberlicht der Nacht;
Im Sinnbild prangt der Elemente Schaar,
Das Schaffen der Natur wird rasch dort klar;
Dort weist sich Alles, was aus frühster Zeit
Und spät'rer auch uns die Geschichte beut;
Und Liebe edler Ritter, holder Frau'n
Und Pomp, Turnier und Spiel sind dort zu schaun." [238]).

Sechstes Capitel.

Ritterromane aus den antiken Sagenkreisen. — Livre de Jason. — Hercules. — Alexandre etc.

Wir haben bereits bei früherer Gelegenheit (s. oben S. 54 ff.) darauf hingewiesen, daß der Ursprung vieler Dichtungen der Romantik in den klassischen und mythologischen Autoren zu suchen ist, und bei den bisher besprochenen Ritterbüchern sind auch schon einige Beispiele angeführt worden, wo wir die alten Sagen Griechenlands, bloß durch die Sitten der spätern Zeit modifiziert, in die Erzeugnisse dieser letztern aufgenommen sehen.

Da sich nun ein so großer Theil der romantischen Maschinerie als aus der klassischen Fabelwelt entsprungen zeigt, so wäre es allerdings auffallend, wenn wir die Helden des Alterthumes nicht gleichfalls unter den Bannern des Ritterthumes anträfen. Wir finden daher auch, daß Achilles, Jason und Herkules frühzeitig in die Romantik des Mittelalters aufgenommen und zugleich mit den Rittern der Tafelrunde, den Paladinen Karls des Großen, den imaginären Familien des Amadis und Palmerin gefeiert wurden; wenngleich die reineren Ströme klassischer Gelehrsamkeit den Romanciers jener Zeit wahrscheinlich vorenthalten blieben, so fehlte es ihnen doch nicht an unächten Materialien, welche ihnen einigermaßen „das Bewußtsein einer frühern Zeit" verlieh.

Die „Erzählung von dem göttlichen Troja" war in zwei lateinischen Werken lebendig erhalten worden, als deren Verfasser Dares Phryx und Dictys Cretensis galten. Ersterer war ein trojanischer Priester, den Homer [239]) erwähnt, und von dem man glaubte, er habe eine Geschichte von der Zerstörung Troja's geschrieben. Aelian [11, 2.] erwähnt das Werk des Dares als zu seiner Zeit noch vorhanden, worunter aber wahrscheinlich nur eine untergeschobene griechische Schrift zu verstehen ist. Endlich benutzte ein obskurer Autor aus der Zeit nach Konstantin diese Tradition und schrieb ein Buch unter dem Titel: De Excidio Trojae, welches sich für eine von Cornelius Nepos verfaßte Uebertragung des Dares Phryx ausgiebt, und in einem vorangehenden Briefe des vorgeblichen Uebersetzers an Sallustius theilt Ersterer diesem mit, daß er während seiner Studien zu Athen, woselbst Dares stets höher geachtet worden wäre als Homer, ein von Dares selbst geschriebenes Manuskript entdeckt habe rc. Dieses von der Autorität so angesehener Namen geschützte Werk genoß nun im Mittelalter große Verbreitung und Ansehen und wurde im Jahre 1477 zu Mailand zum ersten Male gedruckt.

Die dem Dictys Cretensis beigelegte Arbeit ist viel länger und besser geschrieben als die des Dares Phryx. Es ist eine Geschichte in lateinischer Sprache und enthält eine Erzählung von dem trojanischen Kriege und den Schicksalen der

griechischen Fürsten nach ihrer Rückkehr. Der Verfasser hat seinen Stoff besonders der Iliade entlehnt, aber auch andere hierauf bezügliche Gedichte und Geschichtswerke geplündert. In der Vorrede wird gesagt, daß das Grab des Dictys, der den Idomeneus in den trojanischen Krieg begleitete, unter der Regierung des Nero durch ein Erdbeben, welches die Stadt Gnossus auf der Insel Kreta heimsuchte, wäre geöffnet worden. Einige Bauern, heißt es weiter, fanden in dem Grabe ein Kästchen und brachten es ihrem Herrn, Namens Eupraxis. Dieser überbrachte sie dem Nero und es zeigte sich alsdann, daß es die mit punischen Buchstaben griechisch geschriebene Geschichte des trojanischen Krieges von Dictys Cretensis enthielt. Nach der Vorrede folgt der die Widmung enthaltende Brief des Septimius an Quintus Arcadius, welcher unter Konstantin lebte, worin sich Septimius als Uebersetzer des Werkes in's Lateinische nennt und sagt, daß er die Uebertragung nach dem von Eupraxis dem Kaiser Nero überbrachten Werke gemacht, in welchem der letztgenannte Cretenser nichts weiter geändert, als daß er, statt der phönicischen Buchstaben der Originalhandschrift griechische gesetzt [240]). Die gewöhnliche Meinung aber, welcher auch die Kommentatoren des Werkes Vossius, Mercier und Madam Dacier beipflichten, hält alles hier Vorgegebene für erdichtet, daß nämlich Dictys keine trojanische Geschichte geschrieben und eben so wenig Eupraxis dem Nero irgend ein Werk der Art überbracht habe, daß sogar der Brief des Septimius untergeschoben, das Werk mehrere Jahrhunderte nach der Zeit Konstantins von einem unbekannten Verfasser geschrieben und von diesem die Geschichte von der Ueberbringung desselben an Nero und von der durch Septimius unternommenen Uebersetzung erdichtet worden sei. Gewiß jedoch ist, daß einst ein griechisches Werk über den trojanischen Krieg unter dem Namen des Dictys Cretensis vorhanden war, welches Malelas in seiner Geschichte benutzte und wovon verschiedene Fragmente in den Annalen des Cedrenus noch vorhanden sind. Diese Citate und Bruchstücke, so wie auch der Titel des Buches stimmen mit einzelnen Theilen des lateinischen Dictys ziemlich genau überein, und es ist daher nicht ganz unwahrscheinlich (wie Perizonius in einer sehr scharfsinnigen Abhandlung hat nachzuweisen versucht), daß das Werk ursprünglich von Eupraxis untergeschoben und von diesem dem Nero als eine merkwürdige alte Schrift überbracht worden wäre; daß ferner Septimius es wirklich aus dem Griechischen des Eupraxis übersetzt habe und endlich die Fragmente in Cedrenus und Malelas Theile des untergeschobenen Werkes des Eupraxis seien.

Aus den Erzählungen des Dares und Dictys wurde nun im Mittelalter alles auf die Mythologie und die Götterkämpfe Bezügliche beseitigt und so in dem trojanischen Sagenkreise ein leerer Raum gewonnen, in welchem die romantischen Verzierungen angebracht werden konnten. Der erste, der diesen Stoff metrisch bearbeitete, war Benoit de St. More, ein anglo-normannischer Dichter unter der Regierung Heinrichs II. von England. Er legte dabei die Werke des Dares und Dictys zu Grunde, zog aber auch den thebanischen Krieg und die Argonautenfahrt in seinen Kreis hinein und verflocht in denselben viele neue dem Geschmacke seiner Zeit entsprechende Züge der Romantik [s. Gräße S. 124 ff.].

Mit dieser metrischen Arbeit stimmt, wie Douce [zu Troil. and Cress. p. 353. London 1839] nachgewiesen hat, sowohl in den Ereignissen als in den Zieraten, die lateinische Prosachronik des Guido de Colonna [s. Gräße S. 116 ff.] vollkommen überein, von welchem Letztern man früher glaubte, daß er lediglich aus seiner eigenen Phantasie und den Werken des Dares und Dictys schöpfte, da er nämlich dem im Mittelalter herrschenden Gebrauche gemäß seine Materialien nicht angiebt. Dieser Guido de Colonna war aus Messina gebürtig; er unternahm seine Arbeit auf Bitten des Bischofs von Salerno und vollendete sie, wie er selbst mittheilt, im Jahre 1287, also mehr als hundert Jahre nach der Abfassung seines metrischen Vorbildes. Diese große Vorrathskammer romantischer Dichtung, Guido's Werk nämlich, trägt in den meisten Handschriften den Titel: Historia de Bello Trojano (Geschichte des trojanischen Krieges) und verdrängte durch seine umfassende Behandlung der griechischen Heroensagen, welche nun nach dem Geschmacke der Zeit ausgeschmückt erschienen, die Werke des Dares und Dictys. Achilles und Hektor waren jetzt in vollkommene Ritter und Thersites in einen Zwerg verwandelt; die Mauern Ilions waren aus Marmor und der Palast des Priamus so herrlich wie irgend ein Zauberschloß in den Ritterromanen. Die Chronik des Guido beginnt mit dem Argonautenzuge und der ersten

Zerstörung der Stadt des Laomedon durch Jason und Herkules. Ein neues Troja, das Priamus aufbaut, wird von den Griechen zehn Jahre lang belagert und ihnen endlich durch den Verrath des Antenor und Aeneas überliefert, welche, unter dem Vorwande einen Vertrag zu schließen, dem Feinde die Art und Weise angeben, wie er das Paladium rauben und das verhängnißvolle Pferd in die Stadt bringen könne. Am Schlusse des Werkes werden die Unfälle der griechischen Fürsten bei ihrer Rückkehr in die Heimath berichtet. Die Erzählung von dem Tode des Ulysses sieht wie eine morgenländische Geschichte aus. Nach seiner Ankunft in Griechenland nämlich wird diesem Helden prophezeit, daß er von der Hand seines eigenen Sohnes den Tod finden würde, und da er außer Telemachus keinen andern Sohn zu haben glaubt, so hält er sich für hinlänglich gesichert, nachdem er Letztern in eine starke Veste eingeschlossen. Circe jedoch hatte dem Ulysses, nachdem er ihre Zauberinsel verlaßen, gleichfalls einen Sohn geboren, und da dieser das Geheimniß seiner Geburt erfährt, so macht er sich, nachdem er herangewachsen, auf den Weg, seinen Vater aufzusuchen und gelangt auf diese Weise nach Ithaka, woselbst man ihm den Zutritt zum Palaste verweigert und er die Wachen angreift. Ulysses selbst kommt nun diesen zu Hülfe, fällt indeß unerkannt der Wuth seines Sohnes zum Opfer und erfüllt so die Prophezeiung. Der Jüngling wird jedoch, in Betracht daß er diese That unfreiwillig gethan, von Telemachus gastfreundlich aufgenommen, und nachdem er von diesem den Ritterschlag erhalten, mit geziemender Ehre entlaßen. Casaubonus bemerkt, daß eine verlorene Tragödie des Sophokles den Tod des Ulysses zum Stoff hatte[241]).

Die Chronik des Guido de Colonna genoß im Mittelalter eine sehr weite Verbreitung; noch mehr indeß war dieß der Fall mit Les cent Histoires de Troye, en Rime, die im vierzehnten Jahrhunderte geschrieben wurden und sich nicht auf den trojanischen Sagenkreis beschränkten, sondern die ganze Geschichte des heroischen Zeitalters umfassen.

Diese versifizierte Erzählung bildete die Grundlage der Recueil des Histoires de Troye [sieh Gräße S. 125. 127.], die von Raoul le Fevre um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in Prosa geschrieben wurde und, gleich seiner Quelle, die ganze fabelhafte Geschichte Griechenlands umfaßt. Der erste Theil enthält die schöne Familiengeschichte von Jupiter und Saturn, die Thaten des Perseus und die erste Erbauung Troja's; der zweite erzählt die Thaten des Herkules und der dritte die Zerstörung Troja's durch die Griechen. Dieses Werk wurde von Caxton, ohne Angabe der Jahreszahl gedruckt und wird gewöhnlich für das erste Erzeugniß gehalten, das aus den Pressen dieses berühmten Druckers hervorgieng. Später übersetzte er auf den Wunsch der Herzogin Margaretha von Burgund die Recueil etc. und gab diese Arbeit unter dem Titel: Recuyell of the Historyes of Troye zu Ghent und Köln heraus. Dieß war das erste englische Werk, welches in Druck erschien.

Die bisher erwähnten Arbeiten nun lieferten den Stoff zu einer Anzahl Prosaromane, welche mythologische Gestalten in der Tracht der Ritterwelt vorführten. In diesen Büchern erscheinen die Halbgötter und Nymphen des Heidenthumes nicht als solche, sondern als griechische und asiatische Könige, Ritter und Damen. Die Abenteuer sind allerdings hinlänglich wunderbar, gleichwohl sind sie nur von der Art wie sie Sterblichen, die als mit höheren Eigenschaften begabt oder unter dem Einflusse der Zauberei befindlich gedacht wurden, wohl zustoßen konnten.

Die ersten Ausgaben der Romane dieser Klasse wurden ohne Jahreszahl gedruckt, erschienen jedoch meist gegen Ende des fünfzehnten oder zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts; die Zeit der Abfassung hingegen kann bei einigen derselben genauer festgestellt werden als bei den meisten anderen Ritterbüchern.

Εἴθ' ὤφελ' Ἀργοῦς μὴ διαπτάσθαι σκάφος[242]); jedoch war es natürlich, daß die Geschichte der Medea, die den frühesten Sagen Griechenlands angehört, in das Gebiet der Romantik aufgenommen wurde. Diese furchtbare Zauberin war die Heldin dreier epischer Gedichte[243]) und hatte Jahrhunderte hindurch auf dem Gipfel tragischer Berühmtheit gesessen; die sie betreffenden Erzählungen mußten daher bekannter sein, als alle anderen und waren auch in dem gereimten Romane des Benoit de St. More und in der Chronik des Colonna auf das ausführlichste mitgetheilt worden. Außerdem mußte die Geschichte von Jason und Medea der Phantasie eines Romancier's mehr als irgend eine Fabel des klassischen Alterthumes fesselnd erscheinen, denn sie glich den Dichtungen des Mittelalters in hohem

Grade und besonders denen aus dem Sagenkreise Karls des Großen, wo wir so oft morgenländische Prinzessinnen haben die Ihrigen um eines begünstigten Ritters willen verrathen und verlaßen sehen.

Der Verfasser des Romanes

Jason et Medée
[Gräße S. 127 ff.]

nennt sich Raoul le Fevre; sein Werk ist Philipp dem Guten, Herzog von Burgund gewidmet; wahrscheinlich weil dieser Fürst den Orden des Goldenen Vließes stiftete. Philipp regierte von 1419 bis 1467, so daß die Abfassung des Romanes zwischen diese beiden Jahre fällt. Die erste französische Ausgabe ist ohne Datum. Eine englische Uebersetzung wurde 1475 von Caxton gedruckt.

Jason, der Sohn des Myrmidonenkönigs Aeson, zeichnete sich schon seit seiner frühesten Jugend in Turnieren aus, und in einem derselben, welches der König von Böotien zur Feier der Aufnahme seines Sohnes, des Prinzen Herkules, in den Ritterstand veranstaltete, hebt er alle seine Gegner aus dem Sattel. Von Böotien begeben sich Jason und Herkules, welche Waffenbrüderschaft geschlossen, zu dem Vermählungsfeste der Prinzessin Hippodamia, das jedoch durch einen Einfall der Centauren eine unangenehme Störung erleidet; indeß werden Letztere, trotz der ihnen durch ihre Gestalt gewährten Vortheile, von Jason vernichtet. Seine nächste That besteht darin, daß er die Königin Mirro von einem unwillkommenen Liebhaber, der seine Bewerbungen durch eine Belagerung unterstützt, dadurch befreit, daß er den Kämpen desselben, einen Riesen, erschlägt.

Von Athen aus, wohin sich Jason nachher begiebt, nimmt er Theil an dem von Theseus unternommenen Argonautenzuge. Unter den übrigen Helden befindet sich auch Herkules, welcher unterweges anhält, um die Zerstörung der Stadt des Laomedon zu weissagen, dessen Tochter er von einem Ungetüme, dem sie beinahe zur Beute geworden, befreit hatte. Da er sie nun als Belohnung dafür zur Frau verlangte, so schlug ihm Laomedon seine Bitte ab und fügte sogar noch die sarkastische Bemerkung hinzu, daß es sich der Mühe nicht gelohnt haben würde, seine Tochter aus den Klauen eines Ungeheuers zu befreien, um sie den Armen eines andern zu überliefern.

Hierauf gelangt die Flotte nach Lemnos, wo die griechischen Ritter, ganz so wie die alten Schriftsteller erzählen, empfangen und von den schönen Lemnierinnen noch lange im besten Angedenken behalten werden.

Nach der Ankunft der Argonauten in Kolchis wird die Liebe der Medea und die Eroberung des goldenen Vließes fast ganz so wie in den griechischen Sagen erzählt. Bei seiner Abfahrt nimmt Jason die Medea mit sich, welche, während sie bei Lemnos vorüberfahren, durch ihre Zauberkünste einen Sturm erregt und so die beabsichtigte Landung hindert. Bei ihrer Ankunft im Lande der Myrmidonen sieht sie sich von dem alten Könige sehr freundlich empfangen und verleiht ihm durch gewaltige Zaubermittel neue Jugend und Kraft, so daß er wurde „fort enclin a chanter, danser et faire toutes choses joyeuses et qui plus est il regardoit moult voulentiers les belles damoiselles.“ Auch legt Medea große politische Talente an den Tag, indem sie den Einfluß des Peleus [so heißt hier nämlich Pelias], zu vermindern versteht, und zuletzt sogar bewirkt sie seinen Tod unter dem Vorgeben, ihn ebenso zu verjüngen wie seinen Bruder. Die Töchter des Peleus jedoch beklagen sich hierüber bei dem Könige und dieser verurtheilt die Zauberin zur Verbannung unter Beistimmung des Jason, welcher jedoch vorher das Land verläßt, um nicht Zeuge ihrer Schande zu sein. Medea ergießt sich hierauf in einen Strom von Schmähungen über die Undankbarkeit des Königs für die ihm erwiesenen Dienste, unter denen sie seine Verjüngung als den größten in Anschlag bringt. Sie weist das ihr angebotene Schiff mit Hohn zurück und mit Hülfe ihres Ringes ruft sie vier geflügelte Drachen herbei, deren verschlungene Schweife einen bequemen Wagen bilden; hierauf ergreift sie die zwei Kinder, welche sie von Jason hatte, und eilt mit ihnen auf diesem ungewöhnlichen Vehikel in größter Hast davon, in Gegenwart des Königs Aeson und seiner erstaunten Myrmidonen.

Lange schwebt die flüchtige Zauberin über Griechenland, ohne irgend eine Spur von Jason, den sie immer noch liebt, entdecken zu können. Endlich bieten sich ihr, während sie über Korinth hinfliegt, in einer Vogelperspektive die Vorbereitungen zu einem großen Feste dar, und nachdem sie herabgestiegen, vernimmt sie, daß diese der Vermählung des Jason mit der Prinzessin von Korinth gelten. Obgleich von der heftigsten Eifer-

sucht ergriffen, schiebt sie die Ausführung ihres Racheplanes bis zum Abende der Hochzeit auf. Als die Ceremonie endlich beginnen sollte, kommt sie plötzlich aus einer finstern Wolke hervor, die sich unter Donner und Blitz öffnet, und indem sie sich auf die Stelle, wo der Ritus gefeiert wurde, hingepflanzt, stößt sie ihren beiden Kindern, die sie mit sich hat, einen Dolch in die Brust, während die Drachen, die gleichfalls zur Hand sind, Flammen ausspeien, welche Korinth nebst allen Bewohnern verzehren.

Bisher hat Medea einen furchtbaren Charakter gezeigt und sich so ferox invictaque [244]) erwiesen, wie nur irgend Horaz sie wünschen konnte. Gegen Ende des Romanes jedoch spielt sie eine höchst verächtliche Rolle. Sie verlockt den fast schon vor Alter kindischen Aegeus, König von Athen, zu einer unpassenden Heirath mit ihr, wird indeß nachher verbannt, da man sie in dem falschen Verdachte hat, als hätte sie ihren Stiefsohn Theseus vergiften wollen. So gedemüthigt irrt sie auf's neue umher, und da auch Jason, der allein aus dem allgemeinen Brande zu Korinth entkommen war, auf gleiche Weise umherzieht, so trifft er endlich eines Tages in einer Hütte mit Medea, welche in derselben Zuflucht gesucht, zusammen. Jason, der sich durch die Erinnerung der früheren Liebe und Dienste gerührt fühlt, bietet ihr Versöhnung an, andererseits verspricht Medea die Zauberei seinzulaßen und wird bei dem Tode des Königs Aeson, der bald darauf eintritt, bonne et douce femme et reine.

In diesem Romane besteht die Hauptunterhaltung in der seltsamen Anwendung mittelalterischer Sitten und Dichtungen auf klassische Charaktere. Jedoch ist auch das Werk an und für sich nicht ganz ohne Verdienst und schon Dibdin hat in der Bibliotheca Spenceriana [vol. 4. no. 840.] richtig bemerkt, „daß im Vergleich mit vielen anderen Ritterbüchern in dem Romane vom Jason nur wenige ermüdende Episoden und wenige Abschweifungen zu finden sind. Der Held bleibt uns immer vor den Augen, während seine stete und fast systematische Untreue gegen die Frauen, die ihm ihre Ehre geopfert, auf eine nicht eben widerwärtige Weise gemildert erscheint. Die ganze Haltung dieses Romanes ist vollkommen ritterlich, die tapferen Thaten und großen Gefahren der Helden sind mit zahlreichen Zügen häuslichen Lebens und gewöhnlicher Ereignisse vermischt, und im Ganzen genommen tritt in diesem Werke ein hoher Grad von natürlichem und schönem Kolorit hervor."

Raoul le Fevre, der Verfasser dieses Buches, ist auch der Verfasser des Romanes vom

Hercules
[Gräße S. 126.],

welchen er, wie er im Verlaufe der Erzählung sagt, im Jahre 1463 schrieb. Er wurde zwar besonders herausgegeben, bildete aber ursprünglich einen Theil jenes größern Recueil des Histoires de Troye betitelten Werkes. Von allen Helden des Alterthumes glich der vagus Hercules [245]) einem irrenden Ritter am meisten und daher müssen seine Abenteuer die Phantasie eines Romancier's ganz besonders angezogen haben. Die Geschichte beginnt mit der bekannten List des Königs Jupiter und seines Knappen Merkur, in Folge deren der Held des Romanes geboren wird. Sobald er erwachsen ist, unternimmt er die Arbeiten nicht in Folge eines Befehles des Jupiter oder des Grimmes der Juno, sondern verrichtet sie freiwillig, um sich einer böotischen Prinzessin, in die er verliebt ist, würdig zu machen. Die Einzelnheiten in der Erzählung dieser Arbeiten haben ein Kolorit erhalten, welches ihnen vollkommen angemessen ist. So erscheint hier Pluto als ein König, der in einem düsteren Schlosse wohnt; die Parzen sind Duennas, welche die Handlungen der Proserpina genau beobachten, und der Eingang des Schlosses wird von dem Riesen Cerberus bewacht, welchen, wie der aufgeklärte Verfasser uns mittheilt, die Dichter und der große Haufe für einen Hund hielten. Einen beträchtlichen Theil des Romanes nimmt die Eroberung Spaniens durch Herkules ein. Er entreißt die Stadt Merida dem Geryon, welchem man drei Köpfe andichtete, weil er Herr der drei balearischen Inseln war, und nachdem er ihn von Ort zu Ort verfolgt, tödtet er ihn endlich am Fuße eines Schlosses, welches hinfort den Namen Gerona erhielt.

Der Roman d'Edipus wurde ungefähr um dieselbe Zeit verfaßt, wie der Hercules und stimmt im Ganzen mit der Darstellung der griechischen Autoren überein. Die Sphinx jedoch ist ein Riese von großer Wildheit und einem so hohen Grade von Schlauheit, wie man ihn in den Ritterbüchern selten mit solchen körperlichen Dimensionen verbunden findet. [s. Gräße S. 126. 434.].

Wir haben bereits gesehen, daß **Alexander** der Große in dem ersten Theile des Perceforest eine Hauptrolle spielte; jedoch giebt es auch ein besonderes Werk, betitelt:

Histoire du Roi Alexandre
[Gräße S. 435 ff.][245a],

welches die Thaten dieses macedonischen Helden feiert. Er verdankte aber die romantische Ausschmückung derselben ganz besonders einer fabelhaften Lebensbeschreibung, welche etwa um die Mitte des eilften Jahrhunderts unter der Regierung des Michael Dukas von ihm erschien und den Namen des Kallisthenes, eines Zeitgenossen Alexanders, an der Stirn trug. Der eigentliche Verfasser jedoch ist Simeon Seth, Protovestiarius zu Konstantinopel[246]), der es gutentheils aus persischen Traditionen zusammenstellte, wodurch der Ursprung der vielen Märchen, die sich eingeschlichen, erklärt wird, denn die morgenländischen Romane, besonders die persischen, sind voll unglaublicher Fabeln in Betreff Alexanders oder Iskenders, wie er dort heißt. In einer derselben von Mahmed el Kermanni trifft Alexander, während er an den Grenzen China's mit seinen Eroberungen beschäftigt ist, auf einen ungeheuren Drachen, der ein ganzes Königreich verwüstet hatte; auf einer Insel des indischen Meeres findet er Menschen mit Flügeln u. s. w. Das Werk des Simeon Seth, das aus solchen Materialien zusammengetragen und mit willkürlichen Fabeln hinsichtlich Alexander's angefüllt war, gelangte frühzeitig nach dem Westen Europa's vermittelst einer lateinischen Uebersetzung, welche mehreren gereimten Romanen zur Grundlage diente. Der eine derselben wurde im Jahre 1184 von Lambert li Cors unter Beistand des Alexander von Paris verfaßt; ein Werk, das den **Alexandriner** genannten Versen den Namen gegeben, weil man irrthümlich glaubte, daß dieselben in diesem Gedichte zum ersten Male gebraucht worden seien [vgl. Gräße S. 448 Anm.]. Thomas von Kent ist der Verfasser eines andern metrischen Romanes, den er, wie er sagt, dem Lateinischen entlieh, womit er wahrscheinlich die genannte Uebersetzung meint [s. Gräße S. 450.]. Der Prosaroman von Alexander nun ist aus diesen zwei gereimten Romanen zusammengetragen worden, indem der Verfasser das Gedicht des Lambert li Cors zu Grunde gelegt, die ganze Geschichte von Olympia und Nektanebus aber, die in demselben nicht vorkommt, der Arbeit des Thomas von Kent entliehen hat.

Die Zeit der Abfassung des Prosaromanes von Alexander ist fast dieselbe, wie die der obenerwähnten Romane von Herkules und von Jason. Gedruckt erschien er gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Nachdem der Verfasser zuerst die ältere Geschichte Macedoniens mitgetheilt, geht er auf die folgende Erzählung von der Geburt seines Helden über. Nektanebus, ein König von Aegypten und großer Zauberer, fürchtet einen Angriff von dem Könige von Persien und schifft sich, als Priester des Jupiter Ammon verkleidet, nach Griechenland ein. Mit den Symbolen dieses Gottes geschmückt besucht er die Königin von Macedonien, Olympia, welche während der längeren Abwesenheit ihres Gemahles ein fernes Schloß bewohnte, und wird bald nachher Vater des Alexander. Als Philipp endlich zurückkehrt, schreibt die Königin ihre verdächtige Schwangerschaft dem Jupiter selbst zu und zur Bestätigung dieses Vorgebens führt Nektanebus später einen umfangreichen, jedoch sehr gelehrigen Drachen bei Hofe ein, welcher den König begrüßt und, weit entfernt, sich durch die Gegenwart der Hofleute verblüffen zu laßen, ihre Majestät zum unendlichen Erstaunen Philipp's und der Macedonier liebkost. Nektanebus weiß hierauf so sehr die Gunst des Königs zu gewinnen, daß er später zum Erzieher des Alexander ernannt wird. Dieser Prinz bewies, als er in den Jahren vorrückte, einen sehr hohen Sinn, war jedoch von kleiner Statur und neigte den Kopf wie Nektanebus nach einer Seite, so daß die Hofleute zu sagen pflegten, er gliche an Gestalt dem Priester des Jupiter, seine Seele aber käme von Jupiter selbst. Die Liebeshändel des Nektanebus und der Olympia berichtet Gower in dem sechsten Buche seiner Confessio Amantis ganz eben so wie der vorliegende Roman.

Nach dem Tode seines Vaters schifft Alexander, ehe er die Eroberung Persiens unternimmt, nach Italien, erobert Rom und empfängt den Tribut aller Völker Europa's. Der Bericht seines Zuges nach Persien stimmt ziemlich mit der Geschichte überein, jedoch zu seinen Eroberungen in Indien sind die unglaublichsten Wunderdinge hinzugefügt. So gelangt Alexander zu einem Volke, welches ganz besonderen Wohlgeschmack am Menschenfleische findet und bloß in der Absicht seine Speisekammern zu füllen Krieg führt.

Nachdem er mit Porus um dessen Reich eine Lanze gebrochen, findet er in dem Palaste des besiegten Monarchen unermeßliche Schätze und unter andern Wundern einen Weinstock, dessen Zweige aus Gold, die Blätter aus Smaragden und die Früchte aus anderen Edelsteinen bestanden, eine Geschichte, die durch den von Pompejus weggeführten goldenen Weinstock [247]) entstanden zu sein scheint. Ein Kapitel in diesem Theile des Werkes trägt die Ueberschrift: Comment Alexandre trouva femmes, qui tant font gesir les hommes avec elles que l'ame leur part du corps. Nicht weit davon findet er Frauen, welche den Winter über begraben liegen und beim Herannahen des Sommers mit erneuter Anmuth und Schönheit zum Leben zurückkehren, oder wie es in dem versifizierten Romane des Lambert li Cors hübsch ausgedrückt ist: [ed. Michelant p. 346.].

„— Quant estés revient et li clars tans s'apure,
à guise des flors blanques muent à lor nature."

Endlich, nachdem er das Ende der Erde erreicht, die Huldigung aller Völker, welche sie bewohnen, ihm dargebracht worden und er die Gewißheit erlangt hat, daß Nichts mehr zu erobern übrig ist, entwirft Alexander den unüberlegten Plan auch noch Herr der Luft und der Tiefe zu werden. Durch die Beschwörungen der morgenländischen Professoren der Magie, die er um Rath fragt, kommt er in den Besitz eines gläsernen Käfigs von ungeheurem Umfange, an den acht wohl zu einander passende Greife gespannt sind. Er setzt sich demnach in dieses Vehikel und durchfliegt die Reiche der Luft in Begleitung der Zauberer, welche die Sprache der Vögel verstanden und die verständigsten Bewohner jener Regionen auf gehörige Weise über ihre Gesetze, Sitten und Gebräuche befragen, während Alexander ihre freiwillige Unterwerfung entgegen nimmt. Diese Luftreise ist gleich den meisten übrigen Märchen von Alexander morgenländischen Ursprunges. Ein alter arabischer Schriftsteller erzählt in einem Buche, das den Titel Malem führt, daß Nimrod, nachdem ihm sein Versuch den babylonischen Thurm zu bauen mißglückt, darauf beharrte, sich in einem von vier ungeheuren Vögeln gezogenen Wagen durch die Lüfte tragen zu laßen (D'Herbelot Bibl. Orient s. v. Nimrod). Auch die Vorstellung von dem Verstehen der Sprache der Vögel ist orientalisch. Dieses Vermögen wurde nämlich von den östlichen Völkern dem Salomon zugeschrieben, welcher, wenn er auf seinem Zauberteppiche reiste, mit seinen Kriegern zur Rechten und den Geistern zur Linken, stets von Schaaren von Vögeln begleitet wurde, welche sein Heer gegen die Strahlen der Sonne beschützten (Sale's Koran [zu C. 27. V. 20., vgl. auch Weil's Biblische Legenden der Muselmänner S. 243 ff.]). Es scheint jedoch, als ob diese Vorstellung schon früh in Europa Eingang gefunden, denn Gerbert oder Silvester II. soll, während er sich zu Sevilla aufhielt, diese Sprache von den Mauern erlernt haben, und in der nordischen Heldensage erwirbt Sigurd die Kenntniß derselben dadurch, daß er eine Brühe aus Drachenfleisch genießt [248]).

Es läßt sich nicht angeben, wie hoch Alexander gestiegen wäre oder was für wichtige Dinge er von den Vögeln hätte erfahren können, hätte ihn nicht die unerträgliche Hitze jener höheren Regionen gezwungen, aus den Wolken herabzusteigen. Bei seiner Rückkehr von dieser luftigen Exkursion beschließt er sich abzukühlen und zu untersuchen, wie sich die großen Fische gegen die kleinen benehmen, indem er in einer Art Taucherglocke in die Tiefe hinunterfährt. Die Fische drängen sich, wie erwartet, scharenweise um die Maschiene um ihm ihre demüthige Huldigung darzubringen. Es ist merkwürdig, daß einer der alten walisischen Barden eine ähnliche Geschichte erzählt [s. Davies Celtic Researches p. 196.] und Southey in seinen Anmerkungen zu seinem Madoc sagt, daß Coleridge ihm eine andere der Art in einem der ältesten deutschen Gedichte nachgewiesen hat [249]).

Nachdem Alexander die Unterwerfung der Fische entgegengenommen, kehrt er nach Babylon zurück, wo er mit gehöriger Pracht gekrönt und die Messe mit geziemender Solennität gefeiert wird. Bald nach seiner Krönung jedoch stirbt er verrätherischer Weise an Gift, welches Ereigniß von den Salamandern war geweissagt worden. Er hatte nämlich in der Menagerie des Königs von Persien eine große Menge derselben gefunden und zu ihrem Unterhalte und ihrer Belustigung jeder Zeit große Feuer brennend erhalten laßen. Zum Danke für dieses freundliche Benehmen sagten sie seinen Tod voraus, allein ihre Prophezeiung fand bei ihm nicht die verdiente Aufmerksamkeit [250]).

Die Romane nun, die sich auf die Helden des klassischen Alterthumes beziehen und von welchen

ich so eben die wichtigsten aufgezählt, sind vielleicht besonders deswegen interessant, weil sie unsern englischen Dichtern der ältesten Schule reiches Material geliefert haben. Adam Davies Leben Alexanders (Lyfe of Alexander) gründet sich auf die versifizierten Romane von den Thaten dieses Königs; Lydgate's Buch von Troja (Troy Book) ist fast nur eine Paraphrase der Chronik des Colonna und viele von den Geschichten, die Gower in seine Confessio Amantis aufgenommen, können auf dieselbe Quelle zurückgeführt werden. Dergleichen untergeschobene Chroniken und die danach gearbeiteten Romane lieferten den Hauptstoff aller der metrischen Erzeugnisse, welche der Cursor Mundi aufzählt [sieh Warton I. p. 127. ed. 1824.]:

„Von Cäsar auch dem Kaiser,
Von Alexander dem Sieger,
Vom Streit der Troer und der Griechen,
Wo Mancher mußt' dem Tod' erliegen."

Es ließ sich erwarten, daß diejenige Zeit, welche die Heroen Griechenlands als irrende Ritter erscheinen ließ, auch die Dichter und Weisen des Alterthums als Zauberer und Nekromanten darstellen würde. Von allen berühmten Namen dieser Art scheint aber Virgil [251]) am meisten im Verdachte als Schwarzkünstler gestanden zu haben und die Geschichte seiner Liebeshändel und Zaubereien bildet den Gegenstand eines sehr interessanten Zauberromanes. Man hat daran gezweifelt, ob der Zauberer Virgilius derselbe sei wie der römische Dichter; aus den Schriftstellern des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts erhellt jedoch, daß solches wenigstens der Glaube jener finstern Zeiten war. Dieß erhält auch noch Bestätigung durch die Verbindung des Zauberers mit Neapel und dem Schlosse, welches er in den Vorstädten Roms besessen haben soll. Auch wird Virgil zu Anfange des Romanes auf ungerechte Weise seines Erbes beraubt, erlangt es indeß später durch die Gunst des Kaisers zurück, was gleichfalls auf die Identität des Zauberers und Dichters hinzuweisen scheint, welcher Letztere unter dem Namen Tityrus [Eclog. 1.] es mit so rührenden Ausdrücken der Dankbarkeit anerkennt, daß Augustus ihm das Landgut, von dem er war vertrieben worden, wiedergegeben hatte.

Wie Virgil zu dem Rufe eines Schwarzkünstlers gelangt, bildet den Gegenstand interessanter Untersuchungen. Naudäus in seiner Apologie pour tous les grands personnages, qui ont été faussement soupconnés de Magie [ch. 21.] hält dafür, daß die ungereimten Meinungen, die man von Virgil hegte, aus seiner achten Ecloge entsprungen seien, wo er [V. 64. 65. 69.] alles, was sich auf Zauberei bezieht, die weichen Binden, die saftigen Zweige, den männlichen Weihrauch, den

„Zaubergesang, der da kann den Mond vom Himmel herabzieh'n",

mit großer Gelehrsamkeit besprochen hat [251*]).

Dieser Glaube an die Zauberkünste Virgils mag auch aus dem sechsten Buche der Aeneide [V. 263 ff.] größere Bestätigung erlangt haben, woselbst die Geheimnisse der Unterwelt auf so mysteriöse Weise offenbart werden:

„Götter der Macht, die den Seelen gebeut, und verstummende Schatten,
Chaos und Phlegethon auch, weitschweigende Orte des Nachtgrauns!
Sei mir Gehörtes zu reden erlaubt und mit euerer Vollmacht
Aufzudecken, was tief Erdreich und Finsterniß einhüllt."

Außerdem verschaffte nichts so rasch den Ruf eines Zauberers, als die Kenntniß der Mathematik, in welcher Wissenschaft Virgil bedeutende Kenntnisse besessen haben soll; endlich mag außerdem das vielleicht wahre, vielleicht falsche Gerücht, daß Virgil befohlen seine Gedichte zu verbrennen, den Verdacht, als seien darin von ihm die Geheimnisse der schwarzen Kunst dargelegt worden, erzeugt haben und um so mehr, als er unter der Regierung eines Kaisers lebte, welcher alle Zauberbücher zu vernichten befahl.

Wie dem nun auch sein mag, der Glaube an die Zauberkünste Virgils scheint geherrscht zu haben, sobald man den feinen Geschmack verlor, der zur gehörigen Würdigung seiner trefflichen Erzeugnisse erforderlich war. Man kann aber wohl mit Recht vermuthen, daß die Vorstellungen, welche verschiedenen dem Virgil zugeschriebenen Zaubereien zu Grunde liegen, aus dem Morgenlande stammen. So gleicht das Hauptereigniß in dem vorliegenden Romane, wie Virgilius den Teufel aus seinem Gefängnisse befreit und ihn dann wieder durch List in dasselbe zurückbringt, dem Märchen von dem Fischer und

dem Geiste in der neunten und den folgenden Nächten in 1001 Nacht, welches im Oriente noch allgemein erzählt werden soll [vgl. unten S.187,a]. Auch Virgils Liebeshändel mit der Tochter des Sultans, gleichen vielen von den Abenteuern der morgenländischen Romantik und der aus Letzterer stammenden Ritterromane.

Die Märchen von den Zauberkünsten des Virgil wurden zuerst gegen Anfang des dreizehnten Jahrhunderts in den Otia Imperialia des Gervasius von Tilbury zusammengestellt, welche letztere seltsame Sammlung Gervasius, als Kanzler des Kaisers Otto IV. demselben widmete. In diesem mit unglaublichen Fabeln aller Art angefüllten Werke ist erzählt, daß der weise Virgil über einem der Thore Neapels eine eherne Fliege befestigte, welche sich acht Jahre dort befand und während dieser ganzen Zeit keine andere Fliege in die Stadt kommen ließ. Auf ein anderes Thor Neapels, welches zwei Eingänge hatte, setzte er zwei Köpfe aus parischem Marmor, von denen der eine fröhlich und lachend, der andere traurig und weinend aussah. Diese Köpfe nun besaßen die geheime Kraft, daß, wenn Jemand unbewußt durch erstern Eingang die Stadt betrat, ihm alles nach Wunsch von Statten gieng; schritt er aber durch letztern, so mislang ihm unvermeidlicher Weise Alles. Auch zündete Virgil ein öffentliches Feuer an, an welchem sich Jeder wärmen durfte und stellte in dessen Nähe einen ehernen Bogenschützen mit Bogen und Pfeilen und der Inschrift: „Wenn Jemand schlägt, so schieße ich meinen Pfeil ab.“ Endlich geschah dieß, indem einst ein Narr den Schützen schlug, worauf dieser ihn mit seinem Pfeile erschoß und in das Feuer schleuderte, welches dann alsbald erlosch. Auch erzählt Gervasius, daß er selbst bei seiner Anwesenheit in Neapel viele von diesen zum Theile noch vorhandenen Wunderdingen sah, von den übrigen aber durch seinen Wirth, dem Archidiakonus Pinatellus Nachricht erhielt.

Diese Märchen nahm der Mönch Helinandus, ein Zeitgenosse des Gervasius, aus dem Werke des Letztern in seine allgemeine Chronik auf [s. Vincentius Bellovacensis Speculum historiale l. 6. c. 61.] und ebenso Alexander Neckam, ein englischer Benediktiner, welcher zu Anfange des dreizehnten Jahrhunders zu Paris studierte, in das sechste Buch seines Werkes de Naturis rerum, mit vielen wichtigen Zusätzen. Besonders heißt es in diesen, daß Virgil sich eine eherne Brücke baute, die ihn überallhin führte und ferner die Bildsäulen verfertigte, welche man „die Rettung Roms“ (Salvatio Romae) nannte; denn sobald ein Volk sich empörte oder einen Krieg begann, so ließ die Figur, welche dieses Volk vorstellte, eine ihr um den Hals hängende Glocke ertönen und wies auf den ihr eingeschriebenen Namen des empörten Landes. Aehnliche Fabeln von Virgil berichtet auch Paracelsus [2,569 Straßburg 1603. Val. Schmidt Beitr. zur Gesch. d. romant. Poesie S. 141.] so wie Gower in seiner Confessio Amantis [B. V. f. 91, ed. 1554. Val. Schmidt l. c. S. 137.], während die Geschichten von dem öffentlichen Feuer und den eben erwähnten Bildsäulen in den sieben weisen Meistern ausführlich erzählt werden.

Werke dieser Art gewährten reichlichen Stoff dem alten französischen Romane vom Vergilius, von welchem zwei Ausgaben vorhanden sind, die eine in Quart, die andere in Oktav, beide in Paris gedruckt und beide ohne Jahreszahl. Auf diesen Roman gründet sich das englische Leben des Virgil (Lyfe of Virgilius) [s. Gräße 2, 2 S. 627.], welches jedoch in einigen Punkten von jenem abweicht.

Zu Anfange desselben wird nun aber erzählt, daß Virgilius unter dem Kaiser Persydes lebte, welcher nach der Chronologie der Romantik, bald nach der Zeit des Romulus geherrscht zu haben scheint. Virgil, welcher sich schon in seiner Jugend als klug und schlau erwies, wurde in eine Schule gebracht, lernte aber in Folge eines Ferienabenteuers mehr, als durch den ganzen Unterricht aller seiner Lehrer. Während er nämlich in der Nachbarschaft von Tolentum [212]) zwischen den Hügeln umherstreifte, bemerkte er, in einem der höchsten derselben, eine tiefe Höhle. Er trat hinein, und nachdem er ziemlich weit darin fortgeschritten war. hörte er die Stimme eines Teufels, welcher Virgil bat, ihn durch das Wegschieben eines bezauberten Brettes zu befreien. Als Belohnung für diesen Dienst bot er ihm eine auserlesene und kostbare Sammlung von Büchern über die Zauberei an, welche ihn in den Geheimnissen dieser Kunst unterrichten würden. Virgil hebt das Brett fort und der Teufel schlüpft heraus in der Gestalt eines Aales, steht aber dann vor ihm in der eines großen dicken Mannes. Nachdem er so in den Besitz der Bibliothek des Teufels gelangt ist, hält Virgilius dafür, daß sein Eigenthum ihm sicherer sein würde, wenn

er den frühern Besitzer wieder in das Loch einsperren konnte, aus welchem er ihn befreit hatte. Er äußert daher seine Zweifel über die Möglichkeit, daß jener im Stande wäre in dasselbe zurückzukehren, und der Teufel, empfindlich darüber daß man seine Kräfte in Frage stellt, arbeitet sich in die Oeffnung hinein, die Virgilius alsbald wieder mit dem Brette verschloß und worin jener wahrscheinlich immerdar eingesperrt bleiben wird, da er seine literarischen Schätze unwiederbringlich verloren, durch welche er die der Magie Beflissenen hätte veranlaßen können ihm Beistand zu leisten.

Wir haben bereits oben (S. 186, a) darauf hingewiesen, daß dieses Märchen von einem ähnlichen in 1001 Nacht herstammen muß, wo ein Fischer in seinem Netze ein kleines kupfernes Gefäß mit einem bleiernen Siegel aus der See zieht. Nachdem er letzteres abgenommen, kommt ein dicker Rauch heraus und gestaltet sich zu einem ungeheuren Geist, welcher seinen Befreier zu tödten droht. Der Fischer thut, als glaube er nicht, daß der Geist wirklich in dem kleinen kupfernen Gefäße eingeschlossen gewesen und fordert ihn auf, ihn durch den Augenschein zu überzeugen. Hierauf löst der Körper des Geistes sich wieder in Nebel auf und begiebt sich in das Gefäß zurück, worein ihn der Fischer sogleich auf's neue mit dem bleiernen Siegel verschließt, auf welches ursprünglich der Siegelring des Salomon war eingedrückt worden [252a]).

In einem Fabliau mit dem Titel: Lai d'Hippocrate (Le Grand vol. I. p. 232.) befindet sich eine einfältige Geschichte, wie dieser berühmte Arzt von einer Dame, in die er verliebt war, bis in die Mitte eines Thurmes emporgezogen wurde und sie ihn dann so hangen ließ, um ihn dem Gelächter der Menge Preis zu geben. Eine ähnliche Geschichte wird von Virgilius erzählt, als er zum ersten Male nach Rom kam, da die Romanschreiber und Dichter des Mittelalters sich daran ergötzten, die größten und weisesten Männer als Opfer der Liebesgewalt darzustellen [253]).

Aus Dankbarkeit gegen den Kaiser, der ihm eine mit Unrecht entzogene Erbschaft wieder gab, baute er diesem einen Palast, in welchem er Alles, was in jeder Gegend der Stadt gesagt oder gethan wurde, sehen und hören konnte. Auch wird erzählt, wie er einen immerblühenden Garten, ferner die bereits erwähnten, Salvatio Romae genannten Statuen und endlich eine Lampe machte, welche die ganze Stadt erleuchtete, endlich aber auf eine Weise zerbrochen wurde, die aus der Geschichte des Gervasius von dem Feuer und dem Bogenschützen entliehen ist. Hierauf folgt die Erzählung seiner Liebeshändel mit der Tochter des Sultans, die er entführte und zu deren Wohnsitz er die Stadt Neapel auf Eiern baute, eine Sage, die unter den Lazzaroni jener Stadt noch lebendig ist. Auch machte er zu Rom eine metallene Schlange, in deren Rachen jeder, der einen Eid ablegte, seine Hand stecken mußte, und wenn er falsch schwor, so wurde ihm die Hand unfehlbar abgebissen. Es ist interessant, daß noch heutigen Tages in Rom eine Kirche steht, Namens Santa Maria in Cosmedin, die aus den ersten Jahrhunderten des Christenthumes stammt und auch „Mund der Wahrheit" (Bocca della Verità) beigenannt ist, weil sich in der Vorhalle derselben ein großes rundes Gesicht mit einem ungeheuren Munde befindet, in welchen letztern der Ueberlieferung nach die Römer bei Eidesleistungen, um diese feierlicher zu machen, die Hand zu stecken pflegten, die indeß abgebissen wurde, wenn der Schwur falsch war (Kotzebue's Travels in Italy) [254]).

Viele andere wunderbare Dinge verrichtete Virgil bei Lebenszeit; die Geschichte seines Todes ist jedoch der sonderbarste und interessanteste Theil des Romanes. Als nämlich Virgil alt wurde, faßte er den Plan, seine Jugend durch Zauberei zu erneuen und baute in dieser Absicht außerhalb der Stadt ein Schloß, an dessen Thor er vierundzwanzig Figuren mit Dreschflegeln in den Händen stellte, die sie unaufhörlich zu Boden schlugen, so daß Niemand durchgehen konnte, außer wenn Virgil selbst dieses mechanische Kunststück hemmte. In dieses Schloß nun begab sich der Zauberer heimlich in Begleitung eines Lieblingsschülers, welchen er alsdann in einen Keller führte und ihm darin ein Faß nebst einer immerdar brennenden Lampe zeigte. Hierauf forderte er den Schüler auf ihn zu tödten und in kleine Stücke zu zerhauen, seinen Kopf in vier Theile zu spalten, das Ganze einzusalzen, die Stücke in einer gewissen Ordnung in das Faß zu legen und dann letzteres unter die Lampe zu stellen; wenn Alles dies geschehen, sagte Virgil, würde er nach neun Tagen wieder neuverjüngt in's Leben zurückkehren. Der Schüler gerieth hierbei in die größte Verlegenheit. Endlich jedoch gehorchte er dem Befehle seines Meisters und tödtete

denselben ganz auf die ihm vorgeschriebene obgleich etwas ungewöhnliche Weise ein. Als nun der Kaiser einige Tage nachher den Virgilius am Hofe vermißte, so erkundigte er sich nach ihm bei dem Famulus desselben und zwang diesen durch Androhung des Todes ihn nach dem Zauberschlosse zu führen und die Bewegung der Dreschflegel zu hemmen, worauf er sich hinein begab. Nach langem Umhersuchen gelangte der Kaiser endlich in den Keller, wo er die Ueberreste Virgils in dem Fasse fand und indem er ohne Weiteres den Schüler für den Mörder desselben hielt, diesen auf der Stelle tödtete. Als dieß aber geschehen war, lief ein nacktes Kind dreimal um das Faß und rief dabei aus: „Verflucht sei die Zeit, wo ihr hierher kamet", mit welchen Worten das Embryo des verjüngten Virgil verschwand [255]). —

Diejenige Gattung von Romanen nun, in denen die Helden und Weisen des Alterthumes als irrende Ritter dargestellt werden, bildet die letzte Klasse von Ritterbüchern. Ich hatte einst erwartet auch noch eine fünfte Gattung zu finden, die sich auf die Kreuzzüge bezöge, und man hätte gewiß keinen romantischern Gegenstand für eine derartige Bearbeitung finden können als die Kämpfe Richards und Saladins, welche beide Thaten der Tapferkeit ohne Gleichen verrichteten, wobei der eine den sarazenischen Charakter in seiner höchsten Vollkommenheit entfaltete, der andere jenen übermenschlichen Muth und jene unbegränzte Hochherzigkeit, welche ihn zu einem Spiegel der Ritterlichkeit machten. Nichts jedoch ist so unbegründet, wie die Behauptung Warburton's und Warton's [I. p. 112. London 1824], daß nach den Kreuzzügen eine neue Gattung von Helden, Eroberungen und Ländern auf dem Gebiete der Romantik erschienen und daß Gottfried von Bouillon, Soliman und Nureddin nebst den Städten Palästina's und Aegyptens nun die Lieblingsgegenstände derselben wurden. Ritson [Ancient metr. Rom. I. p. 52.] hat ganz richtig bemerkt, daß dieser vorgebliche Wechsel keineswegs Statt fand; und weit gefehlt, daß die Kreuzzüge und das heilige Land Lieblingsgegenstände wurden, giebt es im Gegentheile, mit Ausnahme des uninteressanten Romanes von Gottfried von Bouillon [s. Gräße S. 222.], kein einziges Ritterbuch, das sich auf irgend einen dieser Gegenstände gründe [256]). Vielleicht waren jene berühmten Unternehmungen zur Eroberung des heiligen Landes noch zu frisch im Gedächtnisse und noch zu sehr Gegenstände des wirklichen Lebens, als daß sie die Ausschmückung der Romantik hälten zulaßen sollen; denn viele von den versifizierten Romanen wurden in England unter der Regierung Richards oder in Frankreich zur Zeit Ludwigs des Heiligen verfaßt und in dem Augenblicke, als Eduard I. sich nach Palästina einschiffte, in Prosa umgearbeitet. —

Indem ich nun so einen Ueberblick der wichtigsten Ritterromane in Prosa gegeben, werde ich diesen Theil des Gegenstandes, dessen Betrachtung ich mir in dem vorliegenden Werke vorgenommen, nach einigen Bemerkungen über den Einfluß und den Verfall dieser Dichtungsart beschließen.

Was nun den Einfluß betrifft, den das Ritterthum viele Jahrhunderte hindurch auf die gleichzeitigen Sitten und Gewohnheiten ausgeübt hat, so ist derselbe zum Gegenstande vielfacher Untersuchungen gemacht worden, und welches auch immer seine Wirkung gewesen sein mag, gewiß ist es, daß sie durch die Ritterromane bedeutend erhöht worden ist.

So wie nämlich diese Werke aus einem gewissen Systeme der Sitten entsprangen, hatten sie auf dieselben hinwiederum auch ihrerseits einen merkbaren Einfluß. Der Geschmack der Zeit ließ durch dieselben von seiner Vorliebe für mönchische Wunder ab, indem er sich Erzählungen zuwandte, die zwar allerdings nicht weniger übertrieben und unwahrscheinlich, jedoch nicht so erniedrigend waren. Der Reiz der romantischen Dichtung weckte die schlafenden Kräfte des menschlichen Geistes, verlieh der Einbildungskraft neue Schwingen und erhöhte Wärme und entflammte endlich bis zu einem gewissen Grade die Liebe zum Ruhm. Auch scheinen sie nicht minder Geschmack am Lesen eingeflößt zu haben; denn daß diese Romane viel gelesen wurden, erhellt sowohl aus der großen Zahl, als aus den vielen Ausgaben, welche von denselben erschienen.

Eine andere Wirkung, welche die Ritterbücher hervorbrachten, bestand darin, daß sie den Erzeugnissen vieler berühmter Dichter erhöhte Schönheit und Interesse verliehen, da diese ihre Maschienerie durch dieselben vervollkommneten und diejenigen Erzählungen wunderbarer Thaten in ihre Schöpfungen aufnahmen, welche die amantes mira Camoenae [257]) ganz besonders lieben. Die

Dichtungen des klassischen Alterthumes mochten, gleich der griechischen Architektur, geschmackvoller sein als die gothischen, aber die Erzeugnisse des Mittelalters erregten die Phantasie und ergriffen das Herz in einem höheren Grade. Die gefährlichen Abenteuer der Ritter jener Zeit, ihr hohes Ehrgefühl, ihre zarte Galanterie und selbst das Großartige ihres Aberglaubens gewährten Veranlaßung schönere Scenen und Gegenstände zu beschreiben und interessantere Gefühle zu schildern, mit einem Worte sie boten Gelegenheit, einen höheren Grad von Schönheit, Abwechslung und Pathos zu entwickeln, als bisher geschehen war.

Pulci und Bojardo, die frühesten romantischen Dichter Italiens, verliehen ihren Schöpfungen allen Schmuck, welchen die Reize der Versifikation und die Schönheit einer bezaubernden Sprache zu gewähren vermögen. Durch ihren Vorgang wurde die Welt der romantischen Wunder der Lieblingsgegenstand der späteren Dichter. Die durch diesen glänzenden Schmuck verherrlichten Erzeugnisse waren der Gegenstand allgemeiner Bewunderung, während die nach klassischen Mustern geschaffenen epischen Gedichte des Trissin und Alamanni der Vernachläßigung oder Verachtung anheim fielen. Und man kann dieß nicht lediglich dem Unterschiede in dem Genie der Dichter selbst zuschreiben, denn während die übrigen Schriften Ariost's fast in Vergessenheit gesunken sind, lebt sein Rasender Roland, nach dem Ausdrucke seines großen Nebenbuhlers, in immer erneuter Jugend fort. Das Genie des Tasso, welches sich in der Tragödie, dem Hirtengedichte oder in der klassisch sein sollenden Ueberarbeitung des Befreiten Jerusalem kaum über die Mittelmäßigkeit erhebt, hat auf der Basis der romantischen Dichtung eines der schönsten Gedichte der Welt errichtet. „Dieses waren die Erzählungen, sagt der Biograph des frühesten englischen Dichters, an denen sich die jugendliche Phantasie unseres Chaucer nährte, dieß waren die Wunderscenen, durch die sein Geist geweckt wurde; dieß waren die Handlungen und Personen, an denen die Gedanken des Knaben immerdar mit jeglicher Freiheit hangen konnten" [sieh Godwin's Life of Chaucer vol. I. ch. 4.]. Viel auch verdankte Spenser der romantischen Wunderwelt und sogar in einer späteren Zeit nährte sie den Geist eines noch erhabeneren Dichters, welcher seine Bewunderung und Dankbarkeit für ihren begeisternden Einfluß wiederholt an den Tag legt. „Ich will euch wissen laßen, sagt Milton [s. Toland's Life of Milton p. 35.], wohin meine jungen Füße mich trugen; ich begab mich unter jene erhabenen Dichtungen und Märchen, welche die Thaten des Ritterthumes in feierlichen Gesängen erzählen."

So wie nun aber die in den Sitten und der Lebensweise der Bewohner Europa's eingetretene Veränderung die vorzüglichste Veranlaßung zu dem Ursprunge der Erzeugnisse der Romantik war, so kann man eine gleiche Veränderung als die Hauptursache des Verfalles derselben betrachten. Das Hinsterben des Ritterthumes nämlich war es besonders, was am meisten dazu beitrug. Denn wie nützlich auch immer das Wesen desselben in den früheren Stadien der Gesellschaft gewesen sein mochte, so fand man gleichwohl, daß bei einem regelmäßigen Feldzuge die höchste Unordnung durch eine ungestüme Kriegerschaar entstand, welche keine Gesetze kannte als die des Muthes, welche Verwegenheit für Tapferkeit hielt und unfähig war in der Stunde des Unglückes sich wieder zu sammeln. Die Kraft der Disziplin wurde gebrochen durch den Mangel an Einheit im Befehle; denn die Heere wurden von Befehlshabern angeführt, welche verschiedene Interessen und verschiedene Motive zu ihren Handlungen hatten und ihre Ansprüche auf Gehorsam nicht aus einer und derselben Quelle herleiteten. Auch hatten die Ritter zu allen Zeiten die Zwecke ihres Standes verkehrt. Freilich wenn wir dem schmeichelhaften Gemälde glauben, welches Colombière von ihnen giebt, so durchzogen die irrenden Ritter die Welt, indem sie das Unrecht vernichteten, die Räuber, welche Europa verheerten, ausrotteten und die Frauen befreiten, die in die Gewalt ihrer Feinde gefallen waren. Wenn wir aber andere Schriftsteller befragen, so begegnen wir einer ganz andern Schilderung dieser würdigen Helden und finden nach dem etwas spielenden Ausdrucke eines alten englischen Schriftstellers, daß diese irrenden Ritter (errant Knights) Erzschelme (arrant Knaves) waren.

Pierre de Blois, welcher im zwölften Jahrhunderte lebte, klagt darüber, daß die Saumrosse der Ritter häufiger mit den Mitteln zur Befriedigung ihrer Völlerei und Trunkliebe als mit Waffen beladen waren. „Sie sind bepackt, sagt er [Epist., No. 94.], nicht mit Eisen, sondern mit Wein; nicht mit Lanzen, sondern mit Käse;

nicht mit Schwertern, sondern mit Schläuchen; nicht mit Speeren, sondern mit Bratspießen. (Non ferro sed vino, non lanceis sed caseis, non ensibus sed utribus, non hastis sed verubus onerantur)." Während der Unordnungen, welche in Frankreich zur Zeit der Regierung Karls VI. herrschten, vermehrten die streitenden Parteien, in der Absicht sich zu verstärken, die Zahl der Ritter, wodurch dieser Stand herabgewürdigt wurde. Eine neue Schöpfung trat ferner durch Karl VII. in's Leben, welcher nämlich die bisher der Ritterschaft eigenthümlichen Auszeichnungen seiner Gensd'armerie verlieh, und die französischen Chevaliers ließen es sich angelegen sein in ein Korps aufgenommen zu werden, in welchem sie zu höheren Kriegsstellen gelangen konnten, da diese ihnen als bloßen Rittern nicht länger erreichbar waren. Das Schattenbild und die Belustigungen des Ritterthumes waren also allein nur noch übrig; und die Welt wurde zwar noch gelegentlich durch Turniere und Lanzenstechen an einen bereits hingeschwundenen Zustand der Gesellschaft erinnert, jedoch auch diese kamen in Frankreich durch die Einführung anderer Belustigungen und durch den unglücklichen Zufall, welcher einem ihrer Könige [Heinrich II.] das Leben kostete, außer Gebrauch.

Die Wunder der Ritterwelt waren nun zwar so aus dem wirklichen Leben geschwunden, doch lebten sie noch in der Rückerinnerung der Menschen; freilich entstanden keine neuen Schöpfungen der Romantik mehr, indeß wurden die alten noch immer eifrig gelesen. — Da mit einem Male sah man alle Kräfte des Witzes und Genies in Thätigkeit gesetzt, nicht zwar um den Geist des Ritterthumes oder einen hingeschwundenen Zustand der Gesellschaft lächerlich zu machen, sondern um die barbarischen Erzähler chimärischer Abenteuer und diejenigen, welche ihre Zeit mit der Durchlesung derselben verloren, dem Spotte der Satyre anheim zu geben.

Einige Schriftsteller haben den Sir Thopas des Chaucer für einen Vorläufer des Don Quijote gehalten [Warton 2, 268. Lond. 1824] und man kann es allerdings dem englischen Dichter hoch anrechnen, daß er die Ungereimtheiten der Romanschreiber seiner Zeit bereits so frühzeitig erkannte und lächerlich machte; jedoch ist nicht anzunehmen, daß der Sir Thopas irgendwie ihre Erzeugnisse in Miskredit zu bringen vermochte; denn er erschien unter einer Regierung, welche die Wunder der Romantik beinahe verwirklichte, und zu einer Zeit, wo der Geist des Ritterthumes noch zu fest im Besitze der Geister war, als daß die Liebe zum Wunderbaren so leicht hätte entwurzelt werden können. Außerdem lag auch die Satyre viel zu tief, um zu jener Zeit entdeckt zu werden, und was als Spott gemeint war, wurde wahrscheinlich als eine ernsthaft heroische Erzählung aufgenommen; in welcher Meinung man sich um so mehr bestärkt sehen mußte, als sich in einem andern Erzeugnisse des nämlichen Verfassers [238]) all' die Extravaganzen vorfinden, welche er in dem Sir Thopas verspottet haben soll. In dem Don Quijote hingegen lag die Satyre zu sehr am Tage, als daß man sie hätte misverstehen können und außerdem erschien er zu einer Zeit, wo der Geist des Ritterthumes fast geschwunden war. Die alten Romanschreiber hatten in ihren übertriebenen Schilderungen des Ritterthumes aller Wahrscheinlichkeit Trotz geboten und da ihre Nachfolger fanden, daß das Publikum anfieng den Geschmack an dergleichen Erzeugnissen zu verlieren, so suchten sie den ihrigen durch Schilderungen einer noch unmöglicheren Tapferkeit und noch unglaublicherer Ungereimtheiten ein erneutes Interesse zu verleihen. Demgemäß fieng das Uebel an, sich selbst zu heilen und die Phantome der irrenden Ritterschaft wurden durch Cervantes dem Gelächter Preis gegeben, ehe die Substanz derselben, in Prosa wenigstens, durch irgend einen Schriftsteller von Geist dargestellt worden war.

Ich glaube daher auch nicht, daß das Auftauchen der heroischen oder der Hirtenromane viel dazu beitrug, die Ritterbücher um ihr Ansehen zu bringen; denn diese neue Gattung von Werken entstand vielmehr in Folge des hinschwindenden Geschmackes an den alten Romanen und der darauf folgenden Stagnation in den Gegenständen derartiger Unterhaltung; jedoch ist es wahrscheinlich, daß sie durch das Heranwachsen anderer Literaturzweige einigermaßen gefördert wurde. Das Studium der Klassiker brachte in die schriftstellerischen Erzeugnisse endlich eine gewisse Methode und das Verlangen, diesen neuen Vorbildern gleich zu kommen, rief Nachahmung hervor. Die Phantasie wurde durch Reflexion in Zaum gehalten und die Regeln der

Kritik schüchterten die kühne Ungebundenheit des romantischen Geistes ein. Endlich wurden auch die mittelalterlichen Märchen durch die allgemeine Verbreitung der Werke der italienischen Novellisten in Frankreich und England und die zahlreichen Uebersetzungen und Nachahmungen derselben in beiden Ländern fast ganz verdrängt. Die Schilderungen sinnreicher Galanterie und wilder Rache, welche diese neuen Erzeugnisse boten, erzeugten einen Geschmack, der, sobald er sich erst herangebildet hatte, nicht leicht wieder dazu gebracht werden konnte, an den romantischen Dichtungen Gefallen zu finden. Die Novellenliteratur bildet nun aber einen ausgedehnten und interessanten Zweig der Dichtung, und der Ursprung und Fortgang derselben wird den Gegenstande unserer Untersuchungen in den folgenden Capiteln ausmachen.

Siebentes Capitel.

Ursprung der italienischen Novellen. — Fabeln des Bidpai. — Die Sieben Weisen Meister. — Gesta Romanorum. — Contes et Fabliaux. — Cento Novelle Antiche. — Decamerone des Boccaccio.

Es scheint in einem nicht geringen Grade merkwürdig, daß Italien, welches die schönsten Schöpfungen der romantischen Poesie hervorbrachte, kaum einen einzigen Ritterroman in Prosa erzeugt hat; und dieß ist um so auffallender, als die Italiener, wie man annehmen darf, mit den unter ihren Nachbaren zu Tage geförderten Werken der letztgenannten Art bald und genau vertraut wurden. Diese Kenntniß derselben erhellt aber nicht nur aus den Gedichten Pulci's und Bojardo's, sondern auch aus Schriftstellern einer viel frühern Zeit, in denen wir unzählbare Anspielungen auf Umstände finden, die in den Ritterbüchern berichtet werden. So singt Dante [Inf. C. 5. v. 114.] von der Geschichte des Lancelot, daß das Lesen derselben Paolo und Francesca „an den schmerzenreichen Ort" gebracht, und auch sonst zeigt er seine Bekanntschaft mit den fabelhaften Geschichten Arthurs und Karls des Großen [Inf. C. 31 und 32. Parad. C. 16 und 18.]. Ebenso scheint Petrarka [Trionfo d'Amore C. 3. v. 79 sqq.] die Thaten Tristan's und Lancelot's genau gekannt zu haben und in den Cento Novelle Antiche [nov. 81.] begegnen wir der Geschichte des Königs Meliadus und des Ritters ohne Furcht, so wie der Dame von Scalot, welche aus Liebe zu Lancelot du Lac starb. Dort auch [nov. 62.] wird von der Leidenschaft der Yseult und dem Wahnsinne Tristan's berichtet und die sechste Novelle des zehnten Tages im Decamerone erzählt, daß ein Florentiner zwei Töchter besaß, von denen die eine Ginevra die Schöne und die andere Isolda (Yseult) die Blonde hieß.

Nichtsdestoweniger haben, wie gesagt, die Italiener kein Originalwerk in Prosa von größerem Umfange oder irgend bedeutendem Rufe auf dem Gebiete der Romantik hervorgebracht. Diesen Umstand kann man aber zum Theile den Sitten und Verhältnissen jenes Volkes zuschreiben; denn seitdem der Sitz des römischen Reiches nach Konstantinopel verlegt worden, hatten die Italiener aufgehört Eroberer zu sein und wurden vielmehr stets von barbarischen Nationen besiegt, welche dann zwar jederzeit mildere Sitten und Bildung annahmen, zugleich aber auch in Verweichlichung sanken, so daß die Bewohner Italiens weder jenes Uebermaß persönlicher Tapferkeit noch jenen hohen Rittersinn besaßen, deren Schilderung die Seele der romantischen Dichtung ausmacht. Zu einer Zeit, als in anderen Ländern glückliche Nationalkämpfe und der Fortschritt des Feudalsystemes zu dieser Gattung von Dichtwerken den Grund legten, wurde ganz Italien durch eingefallene Feinde verheert oder nur durch Fremde mit Erfolg vertheidigt. Es fiel daher schwer

eine Klasse von Helden zu wählen, deren Thaten, wenn sie gefeiert wurden, der ganzen Nation ein Interesse eingeflößt oder geschmeichelt haben würden, wie dieß in England bei Anhörung der Heldenthaten Arthurs oder in Frankreich in Betreff der Geschichte Karls des Großen der Fall sein mußte. Zwar war der Name Belisar's hochberühmt, aber bei den Abkömmlingen der nordischen Eroberer war er auch eben so verhaßt; die Nationaleitelkeit derer aber, denen er seine Hülfe brachte, konnte sich durch die Thaten eines Fremdlings eben nicht geschmeichelt fühlen. Die seines Nachfolgers aber, abgesehen davon, daß sie aus demselben Grunde keinen größern Anklang zu finden vermochten, waren überdieß von einem Wesen verrichtet worden, welches am alleruntauglichsten ist, der Held eines Ritterromanes zu werden.

Auch die frühe Zerstückelung Italiens in eine Anzahl von kleinen unabhängigen Staaten ließ den Nationalstolz nicht emporkommen. Man hätte kaum vermocht einen Gegenstand ausfindig zu machen, der allgemeinen Beifall gefunden, und die Thaten der Anführer eines Gebietes würde für die Einwohner eines andern oft der Gegenstand schmerzlicher Erinnerung gewesen sein.

Nicht minder wurde der romantische Geist in Italien durch die dort frühzeitig auftauchende Hinneigung zu Handelsunternehmungen unterdrückt. Aus den italienischen Novellisten geht auf das deutlichste hervor, daß in die Sitten des Volkes auch nicht ein Funke jenes ritterlichen Feuers eingedrungen war, welches die umwohnenden Völker entzündete. In den angesehensten Staaten Italiens, besonders in Florenz wurde das Kriegeshandwerk eher für erniedrigend als für ehrenvoll gehalten und zwar zu einer Zeit, wo in jedem andern Lande Europa's der persönlichen Stärke und Tapferkeit die höchste Achtung erwiesen wurde. Zwar fehlte es den italienischen Republiken nicht an Festigkeit in der Politik, aber ihr kriegerischer Geist hatte sie verlaßen, und ihre Freiheiten war dem Schutze von Söldnerhaufen anvertraut.

Zu all' diesem kommt nun aber auch noch der Umstand, daß zu der Zeit, als Frankreich und England ganz besonders damit beschäftigt waren Ritterbücher zu schreiben und jedes literarische Talent in diesen Ländern sich diesem Gebiete zuwandte, die Aufmerksamkeit, welche in Italien auf die Literatur des klassischen Alterthumes gerichtet wurde, eine Korrektheit des Geschmackes und eine Liebe zur Regelmäßigkeit einführte, denen die Regellosigkeit und Extravaganz der Ritterbücher im höchsten Grade widerstreben mußte.

Zu derselben Zeit endlich waren die drei ausgezeichnetesten und frühesten Geister Italiens damit beschäftigt, einer Gattung von schriftstellerischen Erzeugnissen Stabilität zu verschaffen, welche von der romantischen gänzlich abwich. Diejenigen also, welche die Werke Dante's und Petrarka's als Muster der Vortrefflichkeit zu betrachten pflegten, würden dem Tristan oder den Haimonskindern keineswegs ihren Beifall geschenkt haben. Der Decamerone des Boccaccio war jedoch wahrscheinlich dasjenige Werk, welches in dieser Beziehung den stärksten Einfluß hatte. Die Erzählungen, die es enthält, waren im höchsten Grade beliebt; sie riefen frühzeitig zahlreiche Nachahmungen hervor und ihre Beschaffenheit war von der Art, daß sie dem Strome romantischer Ideen den wirksamsten Widerstand leisten mußten.

Da wir also in den Regionen der italienischen Dichtungen nicht länger fabelhaften Geschichten begegnen werden, wie diejenigen waren, von denen wir so zahlreiche Beispiele angeführt, so dürfte hier der passende Ort sein, von der so großen und verschiedenartigen Menge von Erzählungen oder Novellen, welche gleichzeitig mit dem Erscheinen der Ritterromane in Frankreich und Italien in Umlauf kamen und einen so beliebten und ausgedehnten Zweig der italienischen Literatur ausmachen, eine kurze Nachricht zu geben.

Es wird nun aber zuvörderst interessant sein den Ursprung dieser Gattung von Erzählungen in denjenigen Novellen zu finden, welche dem Decamerone des Boccaccio vorangiengen. Zwar entsprachen diese nur erst noch den Anforderungen, welche die menschliche Gesellschaft in einem noch unentwickelten Zustande an derartigen Erzeugnissen macht, jedoch sind sie wenigstens in einem gewissen Grade anziehend, insoweit sie die Sitten ihrer Zeit schildern und den rohen Stoff vollkommenerer Produktionen enthalten.

Ehe nämlich der Mensch die Funktionen seiner geistigen Thätigkeit begreifen lernt oder sich selbst zum Gegenstande seiner Betrachtungen macht, findet er Belehrung und Unterhaltung an der Erzählung imaginärer oder wirklicher Ereignisse; und dieß hat man in den ersten und ungebildeten Jahrhunderten fast aller Völker bestätigt gefunden.

Von den mannigfachen Erzählungen aber, welche in den Werken der italienischen Novellisten enthalten sind, stammen einige unzweifelhaft aus den Schriften der griechischen Romanschriftsteller und Sophisten. In den Ephesiaca des Xenophon Ephesius finden wir die Grundlage der berühmten Erzählung des Luigi da Porto, aus welcher Shakespeare sein Romeo und Julia entlieh, und mehrere von den Gleichnissen des Barlaam und Josaphat wiederholen sich in den Gesta Romanorum und vermittelst dieser im Decamerone [sieh Anmerk. 72 ff.]. Auch die Briefe des Aristänetus enthalten viele Erzählungen, die ganz den Geist Boccaccio's athmen. So z. B. hört eine Frau, die eben ihren Liebhaber bei sich hat, plötzlich ihren Mann kommen, sie bindet daher sogleich jenen und überliefert ihn so dem Letzteren als einen Dieb, den sie eben ertappt habe. Der Mann will ihn tödten, jedoch die Frau widersetzt sich und schlägt dafür vor ihn bis Tagesanbruch fest zu halten und dann dem Richter zu überliefern, wobei sie sich zugleich erbietet ihn die Nacht hindurch zu bewachen [259]). Auch in den Metamorphosen des Apulejus kann man dergleichen Aehnlichkeiten und zwar noch zahlreicheren und treffenderen begegnen. Allein wenn sich auch nicht läugnen läßt, daß diese Werke auf diejenigen Erzählungen, welche in Europa beim ersten Tagen der Literatur erschienen, einen gewissen Einfluß hatten, so muß man gleichwohl den ersten Ursprung dieser Gattung von Erzeugnissen auf eine ältere und zwar östliche Quelle zurückführen.

Das früheste Werk dieser Art nun, welches angeführt werden kann, sind die dem Bidpai oder Pilpai zugeschriebenen Erzählungen oder Fabeln, die auch unter der Benennung

Kalila ve Dimna

bekannt sind.

Dieses Werk, welches in seiner ursprünglichen Gestalt älter als zweitausend Jahre sein soll, wurde zuerst in einer der indischen Sprachen geschrieben und in dieser Hitopadesa (heilsame Unterweisung) genannt [260]); der Weise aber, der die Geschichte erzählte, hieß darin Wischnu Sarma. Lange Zeit bewahrte es ein indischer Herrscher unter seinen kostbarsten Schätzen mit großer Sorgfalt und Heimlichkeit; endlich jedoch sandte (wie Simeon Seth in der Vorrede zu seiner griechischen Uebersetzung dieses Buches berichtet) der persische König Chosroes, welcher gegen Ende des sechsten Jahrhunderts regierte, einen gelehrten Arzt nach Indien, in der besondern Absicht sich in den Besitz des Hitopadesa zu setzen. Der Abgesandte erfüllte auch wirklich den Zweck seiner Sendung, indem er einen indischen Weisen, wenn auch erst mit vieler Mühe, dazu brachte, den literarischen Schatz zu stehlen. Bei seiner Rückkehr nach Persien übersetzte der Arzt das Werk in seine Muttersprache und legte in dem Rahmen, in welchen er es faßte, die Erzählung der Geschichten dem Bidpai bei. Bald nachher wurde es in's Syrische und mehr als ein Mal in das neuere Persisch übertragen. Im achten Jahrhunderte erschien eine arabische Uebersetzung unter dem Titel Kalila ve Dimna (der Dumme und der Arglistige) [261]), unter welchem Titel das Werk jetzt allgemein bekannt ist und welche Namen zwei Schakale tragen, die eine Anzahl dieser Geschichten erzählen. Ungefähr um das Jahr 1100 übersetzte Simeon Seth auf den Wunsch des Kaisers Alexius Komnenus die arabische Version in's Griechische unter dem Titel: Τὰ κατὰ στεφανίτην καὶ ἰχνηλάτην (Von dem Siegbekränzten und dem Aufspürer). Der Philosoph, der die Geschichten erzählt, wird in dieser Uebertragung nicht genannt. Sie ist in fünfzehn Abschnitte getheilt, in deren zwei ersten die Füchse die Hauptredner sind, während die übrigen dreizehn sich auf andere Thiere beziehen. Die Arbeit des Simeon Seth wurde mit einer lateinischen Uebersetzung im Jahre 1697 zu Berlin gedruckt. Viel früher jedoch war das Buch Kalila ve Dimna von Johann von Kapua, welcher im dreizehnten Jahrhunderte lebte, nach der hebräischen Version des Rabbi Joel in's Lateinische übertragen worden, welche Uebersetzung gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts unter dem Titel: Directorium Humanae Vitae vel Parabolae Antiquorum Sapientum gedruckt wurde. Aus dieser Uebersetzung gieng es in das Deutsche, Spanische und Italienische über. Die letztgenannte Uebertragung war das Werk des Novellenschreibers Firenzuola und trug den Titel: Discorsi degli Animali. Sie erschien 1548. Eine zweite italienische Uebersetzung von Doni gieng in's Englische über unter dem Titel: Moralphilosophie des Doni (Moral Philosophy of Doni), aus dem Italienischen übertragen von Sir Thomas North 4. 1570 und 1601. Nach der lateinischen Uebersetzung des Johann von Kapua

wurde auch eine französische gemacht, welche 1698 erschien. Das wohlbekannte Werk: Contes et Fables Indiennes de Bidpai et Lockmann, 1724, welches Galland begann und Cardonne fortsetzte, wurde jedoch nach einer zur Zeit Solimans des Prächtigen verfaßten türkischen Version gearbeitet, aber dem Titel nach zu urtheilen, nicht der Absicht der Verfasser gemäß vollendet, da es keine dem Lockman zugeschriebene Fabeln enthält. Eine englische Uebersetzung dieser letztern französischen Arbeit erschien 1747.

In allen diesen Uebertragungen sind die sämmtlichen Geschichten in einen Rahmen gefaßt, ein Verfahren, welches später in vielen ähnlichen Werken nachgeahmt wurde. Es wird nämlich in dem Buche erzählt, daß eines Tages ein mächtiger König von der Jagd ermüdet in Begleitung seines Veziers nach einem stillen, erquickenden Orte gelangte. Dort ließen sich beide in eine Unterhaltung über das menschliche Leben und über die Art und Weise, wie man regieren müsse, ein, welche Unterhaltung, wie es scheint, durch einen Bienenschwarm veranlaßt wurde, der in einem benachbarten Eichenstamme geschäftig war. Während dieser Diskussion erwähnt der Vezier der Geschichte des Bidpai und des indischen Königs, welcher nach seinen Rathschlägen regierte. Diese Einleitung ist nicht älter als die oben erwähnte türkische Version; die Geschichte des Bidpai jedoch, welche der König zu hören wünscht, wird für so alt gehalten wie die älteste persische Uebersetzung und lautet folgendermaßen:

Der indische König Dabschelim vertheilte nach einem Feste, bei welchem seine Freigebigkeit von allen Gästen war gelobt worden, eine große Menge Gold unter seine Freunde und die Armen. In der folgenden Nacht erschien ihm im Traume ein Greis und zeigte ihm als Lohn für seine Großmuth an, wo er einen Schatz finden würde. Am nächsten Morgen begab sich der König an den bestimmten Ort und fand daselbst in einer Höhle einen Einsiedler, welcher ihm einen unermeßlichen Schatz übergab, den er von seinem Vater geerbt hatte, dessen er aber nicht weiter bedurfte. Unter Anderm empfieng der König auch ein kostbares Kästchen, worin sich ein Stück Seidenzeug befand, welches mit gewissen unverständlichen Charakteren durchwebt war. Als endlich ein weiser Mann sie erklärte, erwiesen sie sich als die Hinterlassenschaft eines Vorgängers des Dabschelim, welcher darin vierzehn Lehren für Monarchen niedergelegt hatte. Jede derselben sollte sich auf eine wunderbare Geschichte beziehen; wer diese aber hören wollte, mußte sich nach der Insel Sarandib (Ceilon) begeben. Da der König die Reise unternehmen will, der Vezir aber dagegen ist, so erhebt sich ein Disput, wobei alle Theilnehmer ihre Meinung durch die Erzählung von Fabeln zu unterstützen suchen. Endlich folgt der König, wie zu erwarten stand, seinem eigenen Kopfe und kommt nach einer langen Reise auf der Insel Sarandib an. Während er daselbst ein hohes aber entzückend schönes Gebirge durchzieht, gelangt er zu einer Höhle, welche der Bramin Bidpai bewohnt. Dieß war nämlich der Weise, der dem Könige die geheimnißvollen Lehren erklären sollte, von denen z. B. eine besagt, daß ein König durch Verläumder leicht hintergangen wird, die andere, daß er sich vorsehen solle einen treuen Freund zu verlieren u. s. w. Diese Maximen erläutert der Weise durch Fabeln und Apologe, welche, beiläufig gesagt, nur selten mit den Lehren in Zusammenhang stehen, deren Erklärung Dabschelim zu erhalten wünscht. Geschichten werden dabei auf Geschichten gehäuft und in einander geschachtelt; so z. B. giebt ein sterbender Vater seinen Söhnen einige Ermahnungen und bekräftigt sie durch Apologe, seine Familie jedoch sieht die Dinge in einem verschiedenen Lichte an und die einzelnen Glieder derselben unterstützen ihre Meinungen auf dieselbe Weise, wobei sie die oben erwähnten beiden Schakale auftreten und eine lange Reihe Fabeln erzählen laßen.

Es wäre unnütz eine Probe von den Geschichten des Bidpai zu geben, da sie in den vielfachen Bearbeitungen, die sie erlitten, so sehr verändert worden sind [262]). Die lateinische Uebersetzung des Johann von Kapua war aber diejenige, durch welche das vorliegende Werk seinen Einfluß auf die europäische Welt der Erzählungen ausübte. So stimmen einige Geschichten desselben mit der Disciplina Clericalis des Petrus Alfonsus überein, während viele andere in die Gesta Romanorum, die große Vorrathskammer der italienischen Novellisten, aufgenommen worden sind. Auch die Geschichte von dem Diebe, welcher seinen Hals bricht, indem er sich auf einem Mondstrahle von dem Dache eines Hauses in dasselbe hinunter laßen will, finden wir in den Gesta Romanorum [no. 136.] und den französischen Fabliaux [s. auch Val. Schmidt zur Discipl. Cler.

S. 156 ff.; Doni Philosophia Morale c. 1, erste Erzählung [262a])]. Jedoch erinnere ich mich nur einer einzigen italienischen Novelle, welche aus dem Kalila ve Dimna herstammt und nur in sehr wenigen anderen Geschichten dieses Werkes kann man eine Aehnlichkeit mit den genannten Novellen entdecken. Die Erzählungen des Kalila ve Dimna sind meist Fabeln in der Weise des Aesop und enthalten nur wenige Spuren der feinen Galanterie, der wilden Grausamkeit oder des lebendigen Witzes, welche die italienischen Novellen kennzeichnen. Da ferner dieß Werk im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte in Europa weder weit verbreitet noch auch allgemein bekannt war, so kann ich auch aus diesem Grunde nicht glauben, daß es auf die Novellistik direkt oder indirekt eine große Einwirkung ausgeübt.

Dahingegen ist die unter dem Namen

Die Sieben Weisen Meister

wohlbekannte Geschichtensammlung ein solches Werk, dessen Einfluß auf die Schriften der italienischen Novellisten sehr hoch angeschlagen und welches vielleicht als die fernste Quelle der von ihnen gebrauchten Stoffe betrachtet werden darf.

Die Grundlage dieses Werkes soll das Buch von den sieben Rathgebern oder den Parabeln des Sendabad gewesen sein. Dieser Sendabad, erzählt Masudi, ein arabischer Schriftsteller aus dem zehnten Jahrhunderte, war ein indischer Philosoph, welcher zur Zeit des Königs Kuru lebte. Wann Letzterer regierte, ist unbekannt; jedoch hat man darüber gestritten, ob Sendabad der Verfasser oder nur die Hauptperson des seinen Namen tragenden Werkes war [s. Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fables Indiennes p. 80 ff.]. Er kann freilich beides zugleich gewesen sein; aus einer lateinischen Notiz hinter einer hebräischen Bearbeitung, die sich im britischen Museum befindet, scheint jedoch hervorzugehen, daß er jedenfalls eine Hauptperson war; sie besagt nämlich: „Dieser Sandabar war der Oberste der weisen Braminen Indiens und spielt in dieser Geschichte eine große Rolle" (Sandabar iste erat princeps sapientum Brachmanorum Indiae et magnam habet partem in tota hoc historia). Diese hebräische Version ist die älteste Gestalt, in welcher das Werk jetzt vorhanden ist. Es wurde, wie eine andere lateinische Note auf der Handschrift besagt, von Rabbi Joel (der auch das Kalila ve Dimna, wie oben erwähnt, in's Hebräische übersetzt hatte) vermittelst des Arabischen oder Persischen aus dem Indischen, in welchem es ursprünglich geschrieben worden, übertragen [s. Ellis Metr. Rom. 3, 5 ff.].

Die zweite Uebersetzung hinsichtlich des Alters ist die griechische des Syntipas, von welcher es noch eine große Zahl Handschriften giebt. Einige derselben besagen, daß sie aus dem Persischen, andere hingegen daß sie aus dem Syrischen übertragen seien, daher das Original derselben nicht genau angegeben werden kann.

Die nächste Version war die lateinische des Mönches Dam Jehan, aus welcher die französische Bearbeitung in Versen hervorgieng, die den Titel: Dolopatos trägt. Dieß war die erste moderne Gestalt, welche dieß Werk annahm, nachdem es durch alle alten Sprachen gegangen war. Der Dolopatos wurde durch Fauchet an's Licht gezogen [sieh dessen Oeuvres. Paris 1606. 4. p. 560. Der Verfasser nennt sich selbst Hebers oder Herbers und hat wahrscheinlich gleich zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts gelebt s. Loiseleur Deslongchamps Fabl. Ind. p. 87 ff.]. Von dieser Bearbeitung giebt es eine Handschrift in der königlichen Bibliothek zu Paris.

In der nämlichen Bibliothek befindet sich auch noch eine andere französische Handschrift von unbekanntem Verfasser, welche bald nach der des Hebers geschrieben wurde, jedoch wesentlich von dieser letztern abweicht, sowohl hinsichtlich des Rahmens, als auch der einzelnen Erzählungen. Diese zweite Bearbeitung rief viele französische Nachahmungen in Prosa hervor, so wie die englische metrische Bearbeitung, die betitelt ist: „Der Prozeß der sieben Weisen" (the Proces of the seuyn Sages), welche sich unter den Handschriften der Cotton Library befindet und von der Ellis [a. a. O. S. 22 ff.] Nachricht gegeben. Seiner Vermuthung nach ist sie um das Jahr 1330 verfaßt worden.

Nicht lange nach der Erfindung der Buchdruckerkunst wurde die oben erwähnte lateinische Uebersetzung [von welcher jedoch die spätere des Juristen Modius zu unterscheiden ist: sieh Keller Rom. d. Sept. Sages p. XXXV ff.] zu Köln gedruckt, und bald nachher erschienen Uebersetzungen davon in fast allen europäischen Sprachen. Es erschien englisch in Prosa unter dem Titel: „Die Sieben Weisen Meister" (the Seven Wise Masters)

um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, und in schottischen Versen bearbeitete es John Rolland aus Dalkeith ungefähr um die nämliche Zeit.

Die letzte europäische Uebertragung gehört den Italienern und erschien zum ersten Male in Druck zu Mantua im Jahre 1546 unter dem Titel: Erastus. Sie weicht von dem griechischen Originalwerke bedeutend ab und wurde mit den Abänderungen, die es erhalten, im Jahre 1565 unter dem Titel: Histoire Pitoyable du Prince Erastus in's Französische übersetzt, so wie „die Geschichte des Prinzen Erastus" (the History of Prince Erastus etc.) im Jahre 1674 auch im Englischen gedruckt erschien.

Diese Sammlung erzählt nun aber in den meisten Bearbeitungen die Geschichte eines Königs, welcher seinen Sohn einem oder mehreren Philosophen zur Erziehung übergiebt. Nachdem diese vollendet ist und die weisen Männer ihn eben zu seinem Vater zurückbringen wollen, entdecken sie durch ihre Kunde der Astrologie, daß das Leben ihres Zöglinges in Gefahr ist, wenn er nicht eine gewisse Zeit lang ein strenges Stillschweigen beobachtet. Da sie den Prinzen hiervon in Kenntniß setzen, so geräth der Monarch über die hartnäckige Schweigsamkeit seines Sohnes in die größte Wuth, bis endlich eine seiner Gemahlinnen es übernimmt, die Ursache derselben zu entdecken. Während der darauffolgenden Zusammenkunft mit dem Prinzen nimmt sie jedoch die Gelegenheit wahr, ihm ihre Liebe zu erklären, worauf der Prinz, die Vorschrift seiner Lehrer vergessend, ihr über ihr Betragen Vorwürfe macht, alsdann aber so stumm wird, wie vorher. Um sich zu rächen klagt sie ihn bei dem Könige desjenigen Verbrechens an, dessen sie selbst sich schuldig gemacht hatte. Der König beschließt hierauf seinen Sohn hinrichten zu laßen, während die Philosophen ihn von dieser übereilten That abzuhalten suchen und zu diesem Zwecke jeder eine oder mehr Geschichten erzählen, welche die Gefahren einer unüberlegten Bestrafung erläutern und von Seiten der Königin mit einer gleichen Anzahl beantwortet werden.

Dieß ist der Umriß des Rahmens, jedoch die Geschichten weichen in den verschiedenen Bearbeitungen oft von einander ab; ja, in dem modernen Erastus befindet sich nur eine einzige Erzählung des griechischen Syntipas. Auch sind die Personen des Rahmens immer verschieden; so heißt in der griechischen Version der König Cyrus und der Erzieher Syntipas. Im Dolopatos ist ein sicilianischer Monarch dieses Namens der König, der junge Prinz heißt Lucinien und der Philosoph, dessen Sorge er anvertraut ist, Virgil. In der gleichzeitigen französischen Bearbeitung ist der Sohn Mathusalems, Vespasian, der Kaiser und die weisen Männer heißen Catho, Jesse, Brutulus u. s. w. Der Verfasser der englischen metrischen Bearbeitung nennt dagegen Diokletian als Kaiser und Florentin als Sohn desselben. In einigen der morgenländischen Bearbeitungen sind die Tage von sieben bis auf vierzig vermehrt worden und in dieser Gestalt wurde die Geschichte von den Sieben Weisen Meistern die Grundlage der türkischen Geschichten, welche in Frankreich unter dem Titel: Histoire de la Sultane de Perse et des Visirs erschien [263]).

Nur wenige Werke bieten so viel Gelegenheit als das vorliegende um die Genealogie der wandernden Dichtungen oder den wunderschnellen, fast unerklärlichen Uebergang von einem Lande in das andere zu erläutern. Das Hauptereigniß darin, eine in ihrer Erwartung getäuschte Frau nämlich, welche den Gegenstand ihrer Leidenschaft des von ihr beabsichteten Verbrechens anklagt, tritt uns schon in der Geschichte Josephs entgegen und kann von da an durch die Fabelwelt der Mythologie bis zu den italienischen Novellisten verfolgt werden. In Tausendundeine Nacht [Nacht 14, Breslau] ist die Geschichte von dem Ehemanne und dem Papagei die nämliche, wie die von der Elster in den Sieben Weisen Meistern [s. Keller Romans des sept Sages S. CXXXIV ff. und zu Diokletianus Leben S. 45.]. Die Geschichte von dem durch seinen Sohn ermordeten Vater befindet sich ursprünglich im Herodot [2, 121.], wo ein Baumeister und sein Sohn in die Schatzkammer des Königs von Aegypten einbrechen, und ist in vielen italienischen Erzählungen nachgeahmt worden [s. weiter unten zu Ser Giovanni IX, 1.]. Die getröstete Wittib ist die ephesische Matrone im Petronius, und die Zwei Träume entsprechen ganz genau dem Stoffe des Miles Gloriosus von Plautus, (welcher wiederum einem griechischen Lustspiele mit dem Titel der Pralhans (Ἀλαζών) entnommen sein soll [s. Act. II. Sc. 1. v. 8]); ferner dem Fabliau Le Chevalier à la Trappe [Le Grand 3, 157.], einer Erzählung in dem vierten Theile des Massuccio [no. 40.] und der

Geschichte du vieux Calender in Gueulette's 1001 Quarts d'Heures [Q. d'H. 101 ff.; sieh auch Keller Romans des 7 Sages S. CCXXVII ff. und zu Diokl. Leben S. 61 ff. — Sercambi nov. 13. — Dolopatos s. Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fabl. Ind. 2, 144 sqq. cf. 1, 158 sqq.]. Endlich gleicht die Geschichte von dem Ritter und seinem Jagdhunde der berühmten walisischen Sage von Llewellyn dem Großen und seinem Jagdhunde Gellert, und der einzige Unterschied besteht darin, daß in ersterer der Hund das Kind seines Herrn rettet, indem er eine Schlange tödtet, während er in der walisischen Erzählung einen Wolf umbringt. In beiden aber glauben die Eltern, da sie den Hund mit Blut bedeckt sehen, daß er das Kind zerrissen hat, und opfern so das treue Thier ihrer Rache [s. Keller Rom. etc. S. CLXXVIII ff. und zu Diokl. Leben S. 53; auch bei Doni Trattati diversi de Sendabar Indiano Venez. 1552 ein Theil des Trattato 4.].

Nach den Sieben weisen Meistern mögen hier zunächst die Erzählungen des **Petrus Alfonsus** erwähnt werden, eines Juden, welcher zu Anfange des zwölften Jahrhunderts zum Christenthume übertrat und bei dessen Taufe Alfons I. König von Arragonien Pathe stand. Diese Geschichten sind, wie der Verfasser selbst sagt, arabischen Märchenschreibern entlehnt. Es sind deren neun und dreißig und sie bestehen aus Beispielen, welche die Ermahnungen eines Vaters an einen Sohn erläutern sollen. Das Werk wurde in lateinischer Sprache geschrieben unter dem Titel: Alfonsus de Clericali Disciplina (Unterweisung des Schülers). Es giebt von derselben eine altfranzösische gereimte Bearbeitung, welche in einer Handschrift betitelt ist: „Proverbes Peres Anforse," in einer spätern aber: „Le Romaunz Peres Aunfour, coment il aprist et chastia sun fils belement." Sie wurde 1760 zum ersten Male herausgegeben von Barbazan, unter ihrem alten Titel: „Le Castoiement où instructions d'un père à son fils."

In einigen dieser Geschichten herrscht ganz derselbe galante Ton, wie in den italienischen Novellen. So ist das zehnte Capitel die Erzählung von dem Winzer, welcher sich bei der Arbeit in seinem Weinberge an einem Auge verwundet, während seine Frau ihren Geliebten bei sich hat. Da nun ihr Mann unvermuthet nach Hause kommt, so küßt sie ihn auf das andere Auge, indeß ihr Galan entkommt. Eine genaue Nachahmung dieser Geschichte befindet sich, wie wir später sehen werden, in der sechzehnten der Cent Nouvelles nouvelles, in der dreiundzwanzigsten des ersten Theiles des Bandello, in Nr. 122 der Gesta Romanorum, bei Malaspini Nr. 44, in der Arcadia in Brenta etc. di Ginnesio Gavardo Vacalario (Bologna, 1673. 12.) Giorn. 3. p. 129ff., in den Contes du Sieur d'Ouville t. 2. p. 215, Giuseppe Orologi's Varii Successi hinter Borromeo's Notizie, woselbst, wie in der sechsten Erzählung des Heptameron der Königin von Navarra [und nach dieser bei Henri Etienne Apologie pour Herodote c. 15, 24.], der Ehemann ein Diener des Charles, Herzogs von Alençon ist, endlich in der zweiten Nov. des Sabadino degli Arienti [264]. Das eilfte Capitel des Petrus Alfonsus handelt von einer alten Frau, welche den Liebhaber ihrer Tochter dadurch vor dem Ehemanne derselben verbirgt, daß sie vor den Augen des letztern ein Laken ausbreitet und so dem Galan Gelegenheit giebt, ungesehen zu entkommen. Dieß ist das 123ste Capitel der Gesta Romanorum und die nämliche Geschichte befindet sich auch in Le Grand's Fabliaux [3, 295.] [265]. Viele andere Erzählungen auch befinden sich in der Disciplina Clericalis, welche nicht nur in der Manier, sondern auch, wie wir später sehen werden, in den einzelnen Umständen mit anderen in den Cento Novelle Antiche und dem Decameron des Boccaccio übereinstimmen.

Vielleicht indeß entnahmen weder der Verfasser des erstern der beiden letztgenannten Werke noch auch die späteren italienischen Novellisten ihre Geschichten direkt den Sieben Weisen Meistern oder der Disciplina Clericalis; ein großer Theil dieser letzteren zwei Sammlungen gieng jedoch in die französischen Fabliaux über und ein noch größerer in die

Gesta Romanorum,

welche für die wichtigste Vorrathskammer der italienischen Novellisten gehalten werden, und Erzählungen des klassischen Alterthumes, arabische Märchen und Mönchslegenden in romantischem Gewande enthalten [266].

Douce (On the Gesta Rom. hinter seinen Illustrations of Shakespeare) hat nachgewiesen, daß es unter dem Titel: Gesta Romanorum zwei Sammlungen giebt, welche, streng genommen,

für zwei verschiedene Werke gehalten werden müßen. Die ersten Gesta wurden, und zwar in lateinischer Sprache, auf dem Kontinent geschrieben und erst 1703 in's Englische übersetzt. Sie sind aber wiederholt gedruckt worden, obwohl bis jetzt keine Handschrift zu Tage gekommen ist.

Das zweite Werk war zwar in seiner ältesten Gestalt gleichfalls lateinisch abgefaßt, jedoch entstand es in England, wobei allerdings die erwähnten des Kontinentes zum Vorbilde dienten. Es wurde in der Originalsprache niemals herausgegeben, eine englische Uebersetzung aber druckte Wynkyn de Worde, welche 1595 noch einmal erschien. Von dieser Sammlung giebt es eine Anzahl lateinischer Handschriften, welche, wie Douce sagt, Warton zu der Meinung veranlaßten, daß die beiden Gesta dieselben wären, und zu der Bemerkung, daß zwischen den gedruckten Ausgaben und den Handschriften eine große Verschiedenheit herrsche [267]). Die englischen Gesta bestehen aus 102 Capiteln, aus welchen vierzig [267a]) mit denen der anderen Gesta übereinstimmen und eine Inokulation feudaler Sitten und morgenländischer Bilder auf die Thaten der Helden des klassischen Alterthumes darbieten; jedoch der Rest ist etwas abweichend. Die Geschichten der englischen Gesta waren unseren älteren Dichtern sehr wohl bekannt und sie machten von denselben häufigen Gebrauch. Wir finden unter diesen Erzählungen die Geschichte von Lear und dem Juden im Kaufmanne von Venedig. Einige derselben entsprechen auch italienischen Novellen; doch sind letztere den ursprunglichen auf dem Kontinent verfaßten Gesta entnommen, und diesen allein werden wir daher jetzt unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Dieß Werk nun wird von Warton [On the Gesta Rom. im ersten Bande seiner Hist. of Engl. Poetry p. CCLVIII. ed. 1824.] dem Petrus Berchorius oder Pierre Bercheur zugeschrieben, welcher Prior eines Benediktinerklosters zu Paris war und 1362 starb. Warton stützt sich hierbei auf die Autorität des Salomon Glassius, einem Theologen zu Sachsen-Gotha, welcher in seiner Philologia Sacra den Berchorius als Verfasser der Gesta nennt, und Warton sucht diese Behauptung durch die Aehnlichkeit der Gesta hinsichtlich des Styles und der ganzen Darstellung mit anderen unzweifelhaft von Berchorius geschriebenen Werken zu unterstützen. Glassius, dessen Gewährsmann Salmeron ist, sagt nämlich: „In diesen Studien zeichnete sich aus ein gewisser Petrus Berchorius aus Poitou, vom Orden des heiligen Benedikt, welcher in einem eigenen Buche die Gesta Romanorum so wie auch die Legenden der Väter und andere Altweibermärchen allegorisch und mystisch erzählt [erklärt] hat (exposuit). Beispiele sehe man bei Salmeron am angeführten Orte" (nämlich Tom. I. Prolog. 19. Cap. 21.). Glassius führt hierauf aus Salmeron die Geschichte von dem heiligen Bernhard und dem Spieler, welche dem 170sten Capitel der meisten Ausgaben der Gesta Romanorum entspricht, so daß wir den Berchorius wenigstens auf die Autorität des Salmeron als Verfasser derselben betrachten können. Douce jedoch hält für diesen nicht den Berchorius, sondern irgend einen Deutschen, da in einem Capitel [no. 142.] eine Anzahl deutscher Namen von Hunden vorkommen und viele von den Geschichten aus deutschen Autoren als: Cäsarius, Albert von Stade u. s. w. entlehnt sind, welche hingegen Warton als Interpolationen eines Herausgebers oder Druckers ansieht [268]).

Wer nun aber auch der Verfasser sein mag, ziemlich gewiß wenigstens ist es, daß die Gesta um das Jahr 1340 verfaßt wurden und daher vor 1358 bereits stark in Umlauf sein konnten, in welchem letztern Jahre nämlich Boccaccio seinen Decamerone beendet haben soll. Die älteste Ausgabe der Gesta trägt zwar keine Jahreszahl, jedoch weiß man, daß sie vor 1473 erschien. Sie enthält 152 Capitel und fängt also an: „Incipiunt Historiae Notabiles collectae ex Gestis Romanorum et quibusdam aliis libris cum applicationibus eorundem." Eine spätere Ausgabe, welche 181 Capitel umfaßt, erschien 1475, worauf viele Uebersetzungen und ungefähr noch dreißig lateinische Ausgaben folgten, von denen die meisten die Zahl von 181 Kapitel beibehielten. Die Ausgabe von 1488 steht im größten Ansehen.

In den Gesta zeigen sich uns, wie bereits bemerkt, die Sitten des Ritterthumes nebst geistlichen Legenden und morgenländischen Apologen in der Tracht römischer Geschichte. Es scheint, daß sie zunächst aus den arabischen Märchen des Petrus Alfonsus und einer alten lateinischen Uebersetzung des Kalila ve Dimna, welche Alfonsus benutzte, kompiliert sind, denn in der That ist nicht weniger als ein Drittel der Erzählungen des Alfonsus in die Gesta Romanorum

übertragen worden. Ferner scheint der Verfasser vergessene lateinische Chroniken benutzt und sie mit Heiligenlegenden, den Gleichnissen aus dem Barlaam und Josaphat, sowie mit den Dichtungen seiner eigenen Zeit ausgeschmückt zu haben. Auch die späteren Klassiker wie Valerius Maximus, Macrobius u. s. w. führt er häufig als Gewährsmänner an und citiert sogar häufig die Gesta Romanorum d. h. den Titel seines eigenen Werkes, womit er indeß, wie man glaubt, keine frühere Sammlung dieses Namens meint, sondern die römische Geschichte oder vielmehr die alte Geschichte im Allgemeinen.

Der Inhalt dieser Kompilation ist jedoch nicht so beschaffen, wie man aus dem Titel derselben [Gesta Romanorum, d. h. Thaten der Römer] oder den darin angeführten Schriftstellern muthmaßen könnte. Sie enthält eine Menge gänzlich erdichteter Erzählungen, welche fälschlich als Theile der römischen Geschichte dargestellt werden, indem die berichteten Ereignisse römischen Rittern zustoßen oder sich unter römischen Kaisern ereignet haben sollen, von denen gewöhnlich weder die einen noch die andern existiert, oder auch, wenn dieß der Fall ist, doch mit den Umständen der Erzählung auf keine Weise in Verbindung gestanden haben[268a]). Jeder Geschichte oder, was das nämliche ist, jedem Capitel ist eine Moral (Moralisatio) angehängt[269]), worin aus den darin enthaltenen Ereignissen irgend eine Lehre hergeleitet wird, welchem Verfahren auch Boccaccio und viele seiner Nachahmer gefolgt sind. Die Zeit, in welcher die Gesta erschienen, war das Zeitalter der Mystik und Alles sollte eine zwiefache Bedeutung haben. Endlich versuchte man die Geschichte früherer Perioden und die Dichtungen des klassischen Alterthumes auf allegorische Weise zu erklären; so war der von seinen eigenen Hunden zerrissene Aktäon ein Symbol der Verfolgung unsers Heilandes. Diese Gewohnheit rief Erzeugnisse hervor, wie z. B. den Roman de la Rose[270]), welche eingeräumtermaßen allegorisch sind, und veranlaßte das von Tasso und anderen italienischen Dichtern beobachtete Verfahren, die Phantastik ihrer romantischen Schöpfungen durch das Vorgeben zu entschuldigen, als hätten sie dieselben gewissen verborgenen moralischen und religiösen Ideeen anpassen wollen[271]).

Fast jede Erzählung in den Gesta Romanorum ist von Wichtigkeit zur Erläuterung der wandernden Dichtungen und der Vermischung morgenländischer Märchen und mittelalterlicher Sitten mit der Geschichte des klassischen Alterthumes. Am meisten sind die Helden des letztern, feudale Einrichtungen und orientalische Bilder in den ersten Capiteln der Gesta unter einander geworfen worden; so z. B. hat [c. 1.] Pompejus eine Tochter, deren Zimmer von fünf bewaffneten Rittern und einem Hunde bewacht wird. Da sie einmal die Erlaubniß erhält, bei einem öffentlichen Schauspiele gegenwärtig zu sein, so wird sie bei dieser Gelegenheit von einem Herzoge verführt, dieser aber deswegen nachher von einem Ritter des Pompejus im Zweikampfe getödtet. Der Vater söhnt sich später wieder mit ihr aus und verlobt sie an einen vornehmen Mann. Bei dieser Veranlaßung erhält sie von Pompejus ein gesticktes Gewand und eine goldene Krone; von dem Kämpen, der ihren Verführer erschlagen, einen goldenen Ring; ein gleiches Geschenk von dem weisen Manne, der ihren Vater versöhnt hatte, und von ihrem Bräutigam ein goldenes Siegel. Alle diese Geschenke besitzen besondere Kräfte und haben sprüchwörtliche Sentenzen eingegraben, die sich für die besonderen Verhältnisse der Prinzessin passen.

Auch auf die englische Poesie hatten die Gesta Romanorum einen bedeutenden Einfluß und gaben nicht nur Gower, Lydgate und Chaucer, sondern auch ihren spätesten Nachfolgern vielfachen Stoff an die Hand. Parnell hat in seinem „Einsiedler“ (the Hermit) lediglich das achtzigste Kapitel der Gesta durch ein poetisches Kolorit und eine glücklichere Anordnung der Ereignisse verschönert [s. weiter unten Cap. IX.].

Besonders jedoch haben wir die Gesta wegen des Umstandes, daß sie von den italienischen Novellenschreibern benutzt worden sind, hier so ausführlich erwähnt. Im 56sten Capitel finden wir die Grundzüge jener die wildeste Rache athmenden Erzählungen, von denen sich im Boccaccio einige Beispiele finden, und die wir bei Cinthio und späteren italienischen Novellisten in so hohem Maße übertrieben sehen. Ein Kaufmann wird in dem Schlosse eines Fürsten herrlich bewirthet und erhält beim Abendbrote seinen Platz neben der Gemahlin desselben, die eine ungewöhnliche Schönheit besitzt. Die Tafel ist mit den reichsten Leckerbissen in goldenen Schüsseln bedeckt, während die Dame nur ein kärgliches Mahl in einem Menschenschädel dargereicht erhält. Nach dem

Essen wird der Kaufmann in ein prächtiges Gemach geführt und bemerkt, nachdem er allein gelaßen, bei dem schwachen Scheine einer Lampe in einem Winkel des Zimmers zwei an den Armen aufgehängte Leichname. Am darauffolgenden Morgen theilt der Fürst ihm mit, daß der vor seine Frau gesetzte Schädel der Kopf eines Herzoges gewesen wäre, den er diesem abgehauen, da er ihn in den Armen seiner Frau gefunden. Zur Erinnerung an ihr Vergehen und um ihr ein bescheidenes Betragen beizubringen, hatte er den Schädel ihres Buhlen in einen Napf verwandeln laßen[272]. „Die Leichname in dem Zimmer, fuhr er fort, sind die zweier meiner Verwandten, welche von den Söhnen des Herzoges ermordet worden sind, und, um mein Rachegefühl lebendig zu erhalten, welches nur durch ihr Blut befriedigt werden kann, besuche ich täglich diese Leichname." Es wird jedoch nicht gesagt, warum man dem Kaufmanne gerade dieses grauenvolle Gemach anwies. — Diese Geschichte finden wir in mehr als einem romantischen Gedichte Italiens wieder und sie bildet auch die Grundlage eines alten italienischen Trauerspieles von Ruccellai [La Rosamunda], so wie sie nicht minder von vielen späteren Schriftstellern nachgeahmt worden ist; so in der 32sten Erzählung der Königin von Navarra, in Gower's Confessio Amantis und in der deutschen Ballade des Grafen von Stolberg. Derartige grauenvolle Dichtungen waren jedoch dem Mittelalter nicht eigenthümlich, sondern hatten vielmehr ihren Ursprung in der Fabelwelt des klassischen Alterthumes, wie z. B. in der Rache der Prokne und in dem Gastmahle des Atreus [cf. Gräße Lit. Gesch. 2, 2. S. 1121 ff. — Espinel's Marcos de Obregon Rel. III. Desc. 6. 7. und daraus in des Le Sage Esteranille Gonzales P. II. L. III. Ch. 8. Anderes noch in Mone's Anz. 6, 311, wo Hallberg verdruckt für Stolberg].

Einige von den italienischen Novellen gründen sich auf Zauberkünste oder werden doch mit dergleichen ausgeschmückt, von welcher Art z. B. die Geschichte von dem Sultane Saladin, eine der schönsten des Decamerone [G. 9. N. 9.] ist, so wie auch die von dem Zauberer, welcher mitten im Winter einen blühenden Garten hervorruft [G. 9. N. 5.]. Ganz von der nämlichen Beschaffenheit nun sind auch eine große Zahl Geschichten der Gesta; so erzählt das 102te Capitel, wie ein Ritter nach dem gelobten Lande zieht und dessen Frau sich unterdessen mit einem Kleriker die Zeit vertreibt. Ein morgenländischer Zauberer setzt jedoch den abwesenden Ehemann vermittelst eines magischen Spiegels von der Untreue seines Weibes in Kenntniß. Dergleichen Geschichten sind sowohl in den romantischen Dichtungen wie in der Sage sehr häufig anzutreffen. So wird z. B. erzählt, daß während der Graf von Surrey sich in Italien aufhielt, Cornelius Agrippa ihm seine Geliebte, Geraldine, in einem Spiegel zeigte, wie sie unwohl auf einem Lager ruhte und bei einer Wachskerze die Gedichte ihres Liebhabers las [s. Walter Scott's Lay of the last Minstrel C. 6. [Note 12.]). In Spencer's Faery Queen [B. 3. C. 2. St. 18 ff.] wird von Merlin gesagt, er habe einen Zauberspiegel verfertigt, in welchem ein Mädchen das Bild ihres Geliebten erblickt[273]).

Auch in dem 107ten Capitel befindet sich eine Zaubergeschichte mit der Ueberschrift: De Imagine cum digito dicente: Percute hic. Es wird darin erzählt, daß sich zu Rom eine Bildsäule befand, welche die rechte Hand ausgestreckt hielt, auf deren Mittelfinger die Worte eingegraben: „Hier schlage ein!" Eine lange Zeit nun verstand Niemand den Sinn dieser geheimnißvollen Inschrift, bis endlich ein kluger Kleriker, welcher gekommen war um das berühmte Bild zu sehen, wahrnahm, wie der Schatten des Mittelfingers, während die Sonne um Mittag auf denselben schien, in einiger Entfernung auf den Boden fiel. Er ergriff alsobald ein Grabscheit und begann auf dieser Stelle zu graben, bis er endlich auf eine Treppe stieß, welche tief unter die Erde reichte und ihn nach einem stattlichen Palaste führte. In einem Saale desselben sah er einen König und dessen Gemahlin bei Tafel sitzen, umringt von ihren Großen und vielem Volke, welche sämmtlich in reiche Gewänder gekleidet waren; aber Niemand sprach ein Wort. Hierauf bemerkte er in einer Ecke einen ungemein großen Karfunkelstein, welcher den ganzen Saal erleuchtete, während er in der entgegengesetzten Ecke die Statue eines Mannes mit gespanntem Bogen und einem Pfeile in der Hand zum Schießen bereit erblickte, auf dessen Stirn geschrieben war: „Ich bin, der ich bin; nichts kann meinem Pfeile entgehen, selbst jener Karfunkel nicht, welcher so helles Licht ausstrahlt." Der Kleriker sah dieß Alles voll des größten Erstaunens an und betrat hierauf ein anderes Gemach, wo er

wunderschöne Frauen am Webestuhle erblickte; aber auch diese beobachteten das tiefste Stillschweigen. Demnächst begab er sich in den Stall, welcher voll war von den herrlichsten reich aufgezäumten Rossen; diejenigen jedoch, welche er berührte, verwandelten sich alsbald in Stein. Alsdann durchwandelte er alle übrigen Gemächer des Palastes und fand, daß sie dem Anscheine nach einen Ueberfluß alles dessen enthielten, was er sich nur irgend wünschen konnte. Nachdem er nun wieder in den Saal gekommen, den er zuerst betreten hatte, begann er an die Rückkehr zu denken; da er aber mit Recht vermuthete, daß sein Bericht von all' den Wunderdingen, die er geschaut, kaum Glauben finden werde, wenn er nicht irgend etwas als Zeichen mitbrächte, so nahm er von der Haupttafel einen goldenen Becher und ein goldenes Messer und steckte sie in seinen Busen. Hierauf schoß die Statue, welche den gespannten Bogen hielt, alsobald mit dem Pfeile nach dem Karfunkel, welcher dadurch in tausend Stücke zertrümmert wurde, und in demselben Augenblicke verhüllte die tiefste Nacht Alles rings umher, so daß der Kleriker, welcher in dieser Finsterniß seinen Rückweg nicht fand, in dem unterirdischen Palaste bleiben mußte und bald darauf elendiglich umkam. — Alles dieß hat natürlich eine symbolische Bedeutung; der Palast stellt die Welt vor, die Bildsäule mit dem Bogen den Tod und der Karfunkel das menschliche Leben. William von Malmesbury [de Gest. Reg. Angl. L. 2. C. 10.] ist der erste Schriftsteller, der diese Geschichte erzählt; er berichtet nämlich etwas Aehnliches von dem Papste Gerbert oder Silvester II., welcher im Jahre 1003 starb und der erste europäische Gelehrte war, der die wissenschaftlichen Werke der Araber studierte [s. auch noch Warton zu c. 107. der Gest. Romanorum].

Es ist nun aber wahrscheinlich, daß diese Zaubergeschichten, welche offenbar morgenländischen Ursprunges sind, den italienischen Novellisten die Idee zu den Zaubereien an die Hand gaben, mit denen sie gelegentlich ihre Werke ausschmückten. Zugleich jedoch muß bemerkt werden, daß die Gesta Romanorum nur wenige von den zwar verbrecherischen jedoch schlauen Liebeshändeln erzählen, welche in allen italienischen Novellensammlungen zu finden sind und mehr als ein Drittel des Decamerone einnehmen; ja, ich habe nur *zwei Geschichten* dieser Art in den Gesta bemerkt, nämlich Capitel 122 und 123, welche beide aus der Disciplina clericalis entlehnt sind [sieh oben S. 198, b.]. Der Ursprung derartiger Erzählungen ist daher in den

Contes und Fabliaux

zu suchen.

Von dem literarischen Gesichtspunkte aus kann man nun aber Frankreich als während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts in zwei Theile getheilt betrachten.

Bald nachdem nämlich Gallien in die Gewalt der Römer gekommen war, nahm die besiegte Nation fast allgemein die Sprache der Sieger an, wie dieß beinahe immer geschieht, wenn diese letztere in der Civilisation weiter vorgeschritten sind, als das bezwungene Volk. Viele Jahrhunderte lang blieb nun die lateinische Sprache die einzige oder doch die herrschende, indeß gerieth sie durch die Einfälle der Franken und anderer Stämme nach und nach in Verderbniß und so entstanden aus diesen Neuerungen nach und nach zwei Sprachen, welche beide Romaine oder Romance hießen, weil das Lateinische noch immer den Hauptbestandtheil derselben ausmachte. Im neunten Jahrhunderte ungefähr verdrängten diese Dialekte das Lateinische als Unterhaltungssprache in den verschiedenen Theilen Frankreichs, in denen sie gesprochen wurden. Eine Art Romance war nämlich südlich von der Loire in Gebrauch, und weil die Einwohner dieser Provinzen sich der Wortes oc (d. h. oui) als Bejahungspartikel bedienten, so hieß dieser Dialekt Langue d'oc. Der andere, welcher nördlich von der Loire gesprochen wurde, hieß Langue d'oil, indem nämlich oil dem südlichen oc entsprach. Aus dieser Langue d'oil nun ist das heutige Französisch hauptsächlich entstanden, während das südliche Italien, seiner Beschaffenheit nach, zwischen dem Französischen und Italienischen oder vielmehr Spanischen mitten inne lag.

Es ist indeß meine Absicht nicht (auch hängt eine derartige Untersuchung mit dem vorliegenden Gegenstande keineswegs zusammen) auf den Streit einzugehen, welchem Dialekte die Franzosen die frühesten dichterischen Erzeugnisse verdanken und ob die nördlichen Trouveurs oder die Troubadours des Südens mit mehr Recht als die Väter der französischen Poesie betrachtet werden können.

Schon früh jedoch scheinen sowohl im nördlichen wie im südlichen Frankreich metrische Er-

zeugnisse produziert worden zu sein. Da nun ein großer Theil der letzteren Provinzen sich im Besitze Raimond's IV, Grafen von Provence, befanden, so erhielt sein ganzes Gebiet den Namen Provence, das südliche Romance oder die Langue d'oc nannte man die provenzalische Sprache und diejenigen, welche in derselben Verse machten, hießen provenzalische Dichter oder Troubadours (d. i. Erfinder), welche Benennung dem Titel Dichter entsprach und allen denen verliehen wurde, die in provenzalischer Sprache dichteten, ob sie nun aus Südfrankreich oder Norditalien oder Katalonien stammten.

Die provenzalischen Dichter oder Troubadours gelten als die Vorbilder der älteren italienischen Dichter und sind durch die imponierenden Lobsprüche Dante's und Petrarka's zu einer vielleicht unverdienten Berühmtheit gelangt. Die Blüthezeit der Troubadours reicht von der Mitte des zwölften bis zu der des vierzehnten Jahrhunderts. Ihre Produktionen enthalten heftige Satyren gegen den Klerus, absurde Lehrgedichte, moralische Gedichte nach den Schriften des Boethius und abgeschmackte Pastorale, ganz besonders aber Liebeslieder und abstruse Spekulationen über die Natur der Liebe. Vorzüglich suchten sie Auszeichnung in den Tensons, in denen vor den berühmten Liebeshöfen Fragen, welche die Liebe betrafen, verhandelt wurden; diese Tensons bestanden aus Dialogen in wechselweisen Kouplets, in denen sie ihre verschiedenen spekulativen Meinungen behaupteten.

In den Werken der Troubadours können wir jedoch fast gar keine Spuren jener schaurigen oder galanten Erzählungen entdecken, welche später unter den Italienern so gangbar waren. Millot's Histoire des Troubadours enthält bloß zwei Geschichten, welche den italienischen Liebesnovellen irgendwie ähnlich sind. In einer derselben von Raimond Vidal [III. p. 296 ff.] wird erzählt, daß ein Herrscher von Aragonien, der auf sein Weib eifersüchtig war, so that als ob er verreiste, dann aber plötzlich zurückkehrte und sich in der Tracht des Ritters, den er für den Liebhaber seiner Frau hielt, zu derselben begab. Letztere erkennt indeß ihren Gemahl, stellt sich aber als ließe sie sich täuschen und nachdem sie ihn eingeschlossen, begiebt sie sich zu ihrem Liebhaber, dem sie nun voll Unwillen über den argwöhnischen Charakter ihres Eheherrn, das gewährt, was sie ihm bisher versagt hat. Am darauffolgenden Morgen versammelt sie ihre Dienerschaft, um sich, wie sie sagt, an einem Vasallen zu rächen, der ihrer Tugend nachstelle und so wird der Hausherr an dem Orte, wo er eingesperrt ist, von seinen eigenen Dienern durchgeprügelt. Endlich jedoch erkennt man ihn und nun gelobt er hinfüro ein unbegränztes Vertrauen auf die Treue seines Weibes [Aehnlich ist Nr. 27 in v. d. Hagen's Gesammtabenteuer. — s. auch Grimm, Deutsche Sagen Nr. 486.]. — Die zweite Geschichte [II. p. 390 ff.] ist von Arnauld von Carcassès. Ein Ritter sendet seinen Papagei an eine Dame mit einer mündlichen Liebeserklärung, und obgleich sie das Anerbieten seines Herzens nicht zurückweist, so gelingt es dem Liebhaber gleichwohl nicht, eine Zusammenkunft mit ihr zu erlangen. Der Vogel jedoch macht ein Mittel ausfindig, welches darin besteht, das Schloß der Dame in Brand zu stecken, damit dieselbe in der daraus entstehenden Verwirrung zu ihrem Liebhaber entkommen könne. Dieses Projekt führt auch der Papagei in eigener Person aus, indem er in seinen Klauen Feuerstoff nach dem Schlosse trägt[273a]). Erwartetermaßen entflieht die Dame, begiebt sich geradesweges zu ihrem Liebhaber und überhäuft den geflügelten Mordbrenner von Stunde an mit allen Zeichen ihrer Werthschätzung. Noch vier andere Erzählungen der Troubadours werden angeführt, von denen man jedoch keine einzige als eigentliche Erzählung betrachten kann, da jede bloß als Einleitung zu irgend einer schwierigen Liebesfrage dient, welche gewöhnlich den längsten Theil der ganzen Produktion bildet[273b]).

In der Langue d'oil oder dem nördlichen Romance allein also müßen wir jenes reiche Material aufsuchen, aus welchem die italienischen Novellisten in so reichem Maße geschöpft haben. Dieser Dialekt verdrängte, wie bereits bemerkt, das Lateinische als Umgangssprache zu Anfange des neunten Jahrhunderts; die Einheit desselben wurde jedoch durch die Einfälle der Normannen frühzeitig vernichtet und er zerfiel in verschiedene Unterdialekte. Indeß verdankte er den Eroberern, die ihn verdarben, wiederum auch seine Wiederherstellung; denn nicht sobald hatten sie sich in ihren neuerworbenen Gebieten gehörig festgesetzt, als sie auch die Sprache der Besiegten mit der größten Sorgfalt kultivierten; sie fand Schutz unter ihrer Herrschaft und wurde von

ihnen in ihrer Reinheit in allen nördlichen Provinzen Frankreichs verbreitet.

Das Lateinische blieb jedoch noch lange die Sprache der Schulen, Klöster und Gerichtshöfe und erst um die Mitte des eilften Jahrhunderts wurde das Romance als Schriftsprache gebraucht. Zuerst bediente man sich desselben in metrischen Produktionen; Lebensbeschreibungen von Heiligen, so wie Andachtsübungen und moralische Abhandlungen in Versen sind die ältesten Proben dieses Dialektes; unter den kleineren Gedichten scheinen Kriegeslieder die frühesten gewesen zu sein, von denen das berühmteste der Chanson de Rolland war, über welchen man so viel gestritten hat [s. Gräße 2, 3. S. 21. 295 ff.]. Auch einige satyrische und Lobgedichte verfaßte man, so wie während des zwölften Jahrhunderts eine große Anzahl Liebesgedichte voll ermüdender Galanterie, winselnder Bitten und beständiger Klagen gegen Verläumder. Gleicherweise begegnen wir einigen Jeux-partis oder Fragen aus der Liebesjurisprudenz, welche den Tensons der Troubadours entsprachen, wie z. B. ob es besser wäre seine Geliebte todt oder an einen Andern verheirathet zu sehen. Da dergleichen Fragen von dem Dichter oftmals gegen die Meinung der Zuhörer entschieden wurde, so verwies man sie vor die Liebeshöfe, welche nämlich allerdings auch in Nordfrankreich bestanden, jedoch daselbst zu keiner Zeit dieselbe Berühmtheit erlangten, wie in den südlichen Provinzen [vgl. Gräße 2, 2, 1066.].

Man glaubt indeß, daß vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts kein eigentliches Erzeugniß romantischer Dichtung in der Vulgärsprache erschien. Ich werde hier nicht noch einmal wiederholen, was ich bereits früher schon über den Ursprung der Ritterromane gesagt, deren erste Grundlagen in der Langue d'oil zu suchen sind wie sie in Nordfrankreich und am englischen Hofe gesprochen wurde. Auch werde ich hier nicht auf den Streit eingehen, ob die früheste derartige Produktion die Form eines versifizierten Romanes oder jener berühmten unter dem Namen Fabliaux bekannten Erzählungen gehabt hat.

Diese letzteren sind fast das ausschließliche Eigenthum der nördlich von der Loire liegenden Provinzen; sie bilden den Hauptruhm der französischen Literatur während dieser fernen Periode und verdienen jegliche Aufmerksamkeit sowohl in Betreff ihres inneren Werthes als ihres allgemeinen Einflusses auf die romantischen Dichtungen.

Einige dieser Erzählungen hat man Lais, andere Fabliaux genannt, welche Bezeichnungen so oft mit einander vertauscht werden, daß es nicht leicht ist, irgend eine Definition derselben zu geben, um sie von einander zu unterscheiden. Im Allgemeinen jedoch scheint das Lai die Erzählung einer mit mehr oder weniger Intrigue verknüpften Handlung gewesen zu sein, unterschied sich aber nach Le Grand [1, 105.] von dem Fabliau dadurch, daß es gesungen wurde. Ellis [Metr. Rom. I. p. 121 ff.] muthmaßt, daß die Lais Uebersetzungen aus dem Bretonischen waren, da Laoi ein walisisches und armorikanisches Wort ist. Nach Anderen hatten die Lais immer einen traurigen Charakter, was jedoch Tyrwhitt [Introductory Discourse to the Cant. Tales n. 24.] läugnet, welcher den Begriff des Lai's, wie ich glaube, ziemlich richtig dahin bestimmt, daß es ein erzählendes Gedicht von mittelmäßiger Länge, einfachem Style und in kurzen Versen war und weder den Umfang der gereimten Romane, noch die burleske Haltung der Fabliaux besaß. In der altenglischen Uebersetzung des Lai le Frain der Marie de France deren Verfasser die Sache besser verstanden haben muß als irgend ein neuerer Schriftsteller, wird gesagt, daß die Lais ursprünglich aus der Bretagne stammten, jedoch ihren Stoff überall hergenommen hätten:

> Von Krieg sind manche und von Schmerz
> Und manche voll von Lust und Scherz;
> Von Trug sind manche und Verrath,
> Von alter Abenteurer That,
> Von Kurzweil und von Unzucht auch,
> Und viele sind von Feeenbrauch,
> Und was man nur auf Erden find't;
> Doch traun von Liebe meist sie sind.
> Sie schuf Bretagne in alter Zeit,
> Wenn diesem Gedicht man Glauben leiht [224]).

Mit Ausnahme des Fabliau's Aucassin et Nicolette [Barbazan ed. Méon 1, 380 sqq. u. sonst], in welchem man Prosa und Poesie unter einander gemischt findet, sind die übrigen sämmtlich in Versen und meistentheils in achtsilbigen Kouplets.

Diese Gedichte wurden von den sich so nennenden Trouveurs (Trouvères) verfaßt, welcher Ausdruck auf Genie und Erfindungsgabe hinweist und dem griechischen Poet und südfranzö-

sischen Troubadours entspricht. Die Zeit des Erscheinens dieser Erzeugnisse erstreckt sich von der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts bis in das vierzehnte Jahrhundert hinein, jedoch die größte Anzahl derselben wurde unter der Regierung des heiligen Ludwig geschrieben. Auf diese Weise geht also die Zeit der Abfassung eines großen Theiles der Fabliaux der der Gesta Romanorum voran, und doch möchte nicht anzunehmen sein, daß die Trouveurs oder die Verfasser der Gesta von einander abschrieben; es ist vielmehr wahrscheinlicher, daß sie die nämlichen Quellen benutzten. Gleich den Geschichten der Gesta möchte eine große Zahl der Fabliaux einen morgenländischen Ursprung haben. Viele derselben sind offenbar der Disciplina Clericalis des Petrus Alfonsus entnommen, welcher ein bloßer Sammler arabischer belehrender Erzählungen war; andere haben augenscheinlich einen gleichfalls arabischen Ursprung, da sie anderen Geschichten der Tausendundeine Nacht so wie des Bahar Danusch oder Garten der Kenntniß entsprechen, eines Werkes, welches zwar in späterer Zeit verfaßt worden ist, sich jedoch auf die ältesten Traditionen der Braminen gründet und nach und nach in Persien und Arabien Verbreitung gefunden hat. Lange Zeit hindurch aber hatte zwischen Europa und den sarazenischen Staaten eine ununterbrochene, sowohl religiöse als kommerzielle Verbindung bestanden, und wenn auch die Mahomedaner in Europa jederzeit verabscheut wurden, war dieß dennoch nicht immer auf gleiche Weise in Asien der Fall. Denn zur Zeit der Kreuzzüge traten die Feinde in den Zwischenräumen des Friedens häufig durch Bündnisse, Festlichkeiten und allen Anschein herzlicher Freundschaft in nahe Verbindungen. Die im Osten heimischen Erzählungen nun, welche ein so hohes Alter besaßen und so bedeutendes Ansehen genossen, wurden von den Trouveurs, die nach dem heiligen Lande gezogen waren, eifrig aufgenommen und den Zurückgebliebenen durch die Juden oder die aus Palästina zurückkehrenden Schaaren von Pilgern oder Kriegern mitgetheilt (vgl. Anm. 102a.). Der Trouveur aber führte sogar in seinem Heimatlande ein müßiges unstätes Leben und fand bereitwillige Aufnahme in den Schlössern der Barone, während er zugleich mit dem niedrigsten Villain umgieng. Er hatte daher die günstigste Gelegenheit die Anekdoten und Chronique scandaleuse des Tages zu sammeln, welche er alsdann in der Weise, die ihm für seine Zuhörer am passendsten schien, verflocht, verschönerte und auftischte. Zu jener Zeit nämlich lebte der Adel zurückgezogen in seinen Burgen und kam bloß bei gewissen Veranlaßungen und hohen Festlichkeiten zusammen. Bis dahin nun hatte ein Theil der Unterhaltung bei solchen Gelegenheiten darin bestanden, daß man sich metrische Romane vortragen ließ. Da jedoch diese Gedichte zu lang waren, um sie in einem Male zu Ende zu hören, so traten die kurzen, lebendigen Fabliaux an ihre Stelle und wurden häufig von den wandernden Trouveurs hergesagt, als Vergelt, wie uns einer derselben mittheilt, für die Herberge und Bewirthung, die sie erhielten:

> Usage est en Normandie
> Que qui herbergiez est, qu'il die
> Fable ou chanson a l'hoste.
> Sacristain de Cluni.

Der Trouveur oder Fabler schrieb aber auch häufig seine Gedichte in der Absicht, daß sie rezitativisch vorgetragen werden sollten. Indem nämlich die Unvollkommenheit des Metrums den Beistand des Gesanges und sogar der musikalischen Instrumente erforderte, fügte der Minstrel zu den Erzeugnissen des Trouveurs auch noch den Reiz der Musik hinzu. Auch die Beihülfe des Gebärdenspieles und der Pantomimik wurde für nöthig erachtet, die Monotonie des Vortrages zu heben und daher verband sich mit dem Trouveur und Minstrel auch noch der Jongleur, eine Art Gaukler und Possenreißer, welcher mit ihnen von Schloße zu Schloße umherzog und mancherlei Kunststücke zur Unterhaltung der Barone verrichtete. Endlich jedoch floß im Verlaufe der Zeit der Stand des Trouveurs und der des Minstrels fast in eins zusammen, da der Letztere aus den Materialien, die er besaß, neue Kombinationen bildete und zuletzt auch ganz neue Erzeugnisse hervorbrachte. „Dieß, sagt Ellis, war die glänzendste Periode der Geschichte der Minstrels und umfaßt das Ende des zwölften und das ganze dreizehnte Jahrhundert.“ [271]).

Wie beliebt nun aber auch die Werke der Trouveurs und Minstrels zur Zeit waren und wie viel sie auch zur Unterhaltung der genannten Kreise beitrugen, so wurden sie dennoch bald vergessen und sind erst in neuerer Zeit wieder ein Gegenstand der Aufmerksamkeit geworden.

Der Grund davon liegt aber darin, daß Boccaccio und die auf ihn folgenden Novellisten die Verpflichtung, die sie gegen die Trouveurs hatten, nicht für gut fanden anzuerkennen, während hingegen die Troubadours durch die Dankbarkeit der älteren italienischen Dichter einen dauernden Ruf erhielten und, weil Dante und Petrarka sie priesen, für große Geister gehalten wurden. In Folge der frühzeitigen Vernachläßigung der von den Trouveurs hervorgebrachten Erzeugnisse können wir von den persönlichen Umständen der zahllosen Verfasser derselben auch nur wenig wissen; denn natürlich dachte Niemand daran, die sie betreffenden Lebensnachrichten gerade in der einzigen Zeit zu sammeln, wo dieß bewerkstelligt werden konnte. Indeß findet man doch wenigstens die Namen einer großen Zahl von Trouveurs in ihren Dichtungen erwähnt und zugleich bezeichnen diese Benennungen auch häufig die Heimat dessen, der sie trägt. Jean de Boves, Gauvin oder Guerin und Rutebeuf scheinen die meisten dieser versifizierten Erzählungen verfaßt zu haben, während zugleich auch ihre Erzeugnisse die meiste Aehnlichkeit mit den italienischen Novellen besitzen. —

Fauchet, in seinen Recherches sur l'origine de la langue française, war der erste, welcher das Andenken an die Trouveurs und ihre Werke erneuerte; jedoch waren seine Nachrichten und Auszüge nicht eben von der Art, daß sie große Aufmerksamkeit erwecken konnten. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts schrieb Graf Caylus eine Abhandlung über die Fabliaux, welche einige Proben und Uebersetzungen in Prosa enthält und sich im zwanzigsten Bande der Memoires de l'Academie des Inscriptions befindet. Auch Barbazan gab eine Anzahl Fabliaux in ihrer ursprünglichen Gestalt heraus (welche Sammlung später von Méon vermehrt worden ist), da er jedoch nur ein sehr unvollkommenes Glossar beigefügt hatte, so konnte man sie nur mit der größten Schwierigkeit lesen. Um dieselbe Zeit auch ahmte Imbert einige der unterhaltendsten in modernen französischen Versen nach. Endlich gab Le Grand eine mit unermüdlichem Fleiße gearbeitete weder frei noch wörtlich zu nennende, vielmehr von ihm als copie reduite bezeichnete Uebersetzung einer großen und, wie ich nicht zweifle, verständig ausgewählten Anzahl von Fabliaux heraus, welche er in Abschriften des Herrn de St. Palaye fand, die dieser berühmte Autor nach Manuskripten der Bibliotheken in der Abtei St. Germain des Prés zu Bern, Turin und an anderen Orten hatte anfertigen laßen. Im Verlaufe seiner Arbeiten fand Le Grand häufig, daß Stücke mit demselben Titel in einzelnen Nebenumständen und zuweilen in der ganzen Geschichte von einander abwichen. Manchmal wieder war die Geschichte dieselbe, aber die Sprache verschieden, woraus erhellt, daß die Fabliaux entweder von dem Minstrel, wenn er sie von den Trouveurs erhielt, um sie in Musik zu setzen, oder von den Abschreibern, welche sie sammelten, verändert wurden. Diese Abweichungen hat Le Grand häufig in einander gearbeitet und in diejenige Version, der er hauptsächlich folgte, irgend ein unterhaltendes Nebenereigniß oder eine lehrreiche Stelle, welche er in den anderen fand, aufgenommen, außerdem aber auch das ganze Werk mit interessanten Anmerkungen begleitet, welche dazu dienen, die Sitten und das Privatleben der Franzosen im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte zu erläutern [276].

So weit man nun nach den Werken Barbazan's und Le Grand's urtheilen kann, verdienen die Fabliaux schon um ihrer selbst willen alle Aufmerksamkeit, da sie einigermaßen zeigen, wie viel der menschliche Geist ohne die Hülfe der Gelehrsamkeit oder kritischer Regeln durch seine eigene Kraft zu leisten im Stande ist; wozu aber auch noch der Umstand kommt, daß wir in ihnen die Sitten, den Charakter und den Geist des Volkes, unter welchem sie geschrieben wurden, mit den wahrsten und lebendigsten Farben geschildert sehen. Indem sie nämlich ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit nach gewissermaßen den Komödien gleichen, bieten sie die gewöhnlichsten Handlungen des Privatlebens dar und zeigen uns das französische Volk, nach dem Ausdrucke Le Grand's, so zu sagen, im Negligé. „Wir finden daselbst, sagt er [I. p. LXXIII.], Meinungen, Vorurtheile, Sitten, die Art und Weise, wie man sich gewöhnlich unterhielt, wie man Liebschaften anknüpfte und fortführte; mit einem Worte Alles findet man dort und Vieles nur dort... Diese Erzählungen gleichen den Gemälden, deren Gegenstand und Personen von dem Künstler erdacht sind, worin aber alles übrige Wahrheit athmet;" und weiter [l. c. p. LXVIII ff.]: „Die Romanciers gleichen sich fast alle; denn indem sie zum Hauptgegenstande einen Ritter nahmen, den sie dem Geiste ihrer Zeit gemäß gewisse Heldenthaten verrichten laßen mußten, gestattete dieser enge

Kreis nur eine gewisse Gattung von Ereignissen. Die Trouveurs hingegen, deren an Umfang sehr beschränkte Produktionen nur aus einer kleinen Geschichte bestand, konnten sich auf keinen bestimmten Rahmen beschränken und daher gleichen die Physiognomieen ihrer Charaktere einander nur sehr wenig ... Dazu kommt noch eine einfache, klare, natürliche Weise des Vortrages, Schilderungen des menschlichen Herzens von überraschender Wahrheit und ganz besonders jenes ehrliche Wesen oder Einfachheit eines Erzählers, der von dem, was er mittheilt, überzeugt ist und der trotz allen Unwahrscheinlichkeiten dennoch Glauben findet, weil er durch seine schlichte Offenherzigkeit unfähig scheint zu betrügen."

Diese Schönheiten werden jedoch andererseits durch zahlreiche Mängel aufgewogen; so sind die Erzählungen zuweilen extravagant und noch öfter anstößig nicht nur hinsichtlich der Ausdrücke, was man allenfalls der Rohheit jener Zeit oder der Unvollkommenheit der Sprache zuschreiben könnte, sondern auch in mehrfachen Fällen ihrem ganzen Inhalte nach. Einige derselben werden selbst Frauen in den Mund gelegt und dienen sogar als Lehren eines Vaters an seine Töchter [276a]).

Bei derartigen vortrefflichen Eigenschaften ist es nicht zu verwundern, daß die Fabliaux trotz ihrer Mängel in ihrem Heimatlande sehr oft nachgeahmt wurden. Einige von ihnen sind wiederholt in neuere französische Verse übertragen worden und haben Sujets zu Theaterstücken hergegeben, wie z. B. zu Molière's Medecin malgré lui, welches dem Fabliau: Le Medecin de Brai où le Villain devenu Medecin [s. weiter unten] entnommen ist, einer Geschichte, die auch Grotius erzählt [277]); so sind verschiedene Scenen des Malade Imaginaire dem Fabliau: La Bourse pleine de sens [Le Grand 3, 402.] entliehen; ferner ist Boileau's Huitre aus Les trois dames, qui trouverent un anel [Le Grand 4, 163.], und Rabelais scheint die Idee zu seinen Tiraden über die Papelards, über membrer, remembrer, demembrer u. s. w dem Fabliaux La Ste. Leocade und Charlot le Juif zu verdanken [Cf. Caylus in den Memoires de l'Acad. des Inscr. vol. 20. p. 374. und Barbazan vol. I. p. XXXIII sqq.].

Vorzüglich jedoch sind die Fabliaux von den italienischen Novellisten nachgeahmt worden, und wenn man erwägt, was für Zeit verfloß ehe sie die Alpen passierten, was für Fortschritte die Literatur in Italien in der Zwischenzeit machte, und welche Geister bei der Nachahmung derselben thätig waren, so muß es auffallen, daß ihre Mängel so wenig beseitigt und ihre Schönheiten in so geringem Maße erhöht worden sind; im Gegentheile finden wir, daß sie zwar an Immoralität, aber fast gar nicht an Interesse oder Abwechslung des Gegenstandes zugenommen haben.

Daß aber die italienischen Novellisten sie nachahmten, kann keinem Zweifel unterliegen, auch wenn man von einzelnen Plagiaten ganz absieht und nur den Charakter der Fabliaux im Allgemeinen in's Auge faßt. So finden wir in diesen sehr viele Beispiele von losen Streichen, die Personen einander spielen. In einem Fabliau des Trouveur's Courtebarbe [Les trois Aveugles de Compiègne: Le Grand 3, 1.] begegnet ein junger Kleriker, der nach Beendigung seiner Studien zu Paris nach Compiègne zurückkehrt, auf dem Wege dreien blinden Bettlern. „Hier, spricht er hierauf zu einem derselben, indem er so thut als gäbe er ihm etwas, hier ist ein Byzantiner; theilt ihn unter einander zu gleichen Theilen." Obgleich nun keiner etwas bekommen hatte, so glaubte doch jeder, sein Kamerad hätte es erhalten, und nachdem sie ihren vermeintlichen Wohlthäter mit den gewöhnlichen Segnungen überhäuft, ziehen sie voll Freude weiter, während der Kleriker in einiger Entfernung folgt, um den Ausgang des Abenteuers abzuwarten. Sie begeben sich nun zu Compiègne in ein Wirthshaus, wo sie sich einen guten Tag machen wollen und bestellen daselbst von allen Dingen das allerbeste mit dem Tone von Leuten, denen das Gewicht ihrer Börse Vertrauen einflößt. Der Kleriker, der zugleich mit ihnen eingetreten war, sieht wie die Blinden ein reichliches Mahl zu sich nehmen, wobei sie lachen, singen, einander zutrinken und sich über die Einfalt des guten Herrn lustig machen, der ihnen dieses fröhliche Gelage verschafft hatte, und der die ganze Zeit über sich ihr Treiben ruhig mit ansieht. Sie zechen bis tief in die Nacht hinein und begeben sich endlich zur Ruhe. Am folgenden Morgen bringt der Wirth die Rechnung. „Gebt uns, auf einen Byzantiner heraus," rufen die Blinden. Der Wirth hält die Hand hin, um denselben in Empfang zu nehmen und, da ihn Niemand hervorlangt, fragt er, wer Zahlmeister sei? Jeder nun sagt: „Ich nicht," während der Kleriker von einer Ecke der Stube aus sich an der

Wuth des Wirthes und den gegenseitigen Vorwürfen der Blinden ergötzt, welche letztere einander des Diebstahles anklagen, von Worten zu Schlägen kommen und das ganze Haus in Lärm und Verwirrung versetzen. Endlich laßen sie sich beruhigen und dürfen ihres Weges ziehen, indem der Geistliche die Berichtigung ihrer Zeche übernimmt, um welche er nachher den Wirth auf schlaue Weise zu prellen versteht [hieraus Sacchetti Nr. 140 u. Sozzini's Novelle Scaccazzone finge ecc.; vgl. auch Anm. 359.].

In den italienischen Novellen finden wir auch häufig listige Streiche erzählt, durch welche sich Jemand Lebensmittel verschafft, und besonders scheint Schweinefleisch in hohem Ansehen gestanden zu haben. Auf gleiche Weise berichtet das Fabliau Des trois Larrons von Jehan de Boves [Le Grand 3, 308.], die endlose Pfiffigkeit zweier Diebe, vermittelst deren sie ihren Bruder Travers, welcher sich von ihnen getrennt hatte und ein ehrlicher Mann geworden war, um ein frischgeschlachtetes Schwein betrügen, und die Geschicklichkeit, mit der er sich immer wieder in den Besitz desselben setzt. Die beiden Spitzbuben hatten das Schwein eines Tages bei einem Besuche in dem Hause ihres Bruders gesehen und dieser es, ihre Absicht muthmaßend, unter dem Backofen in einem Winkel seiner Stube verborgen. Da nun die Schelme, um es zu stehlen, des Nachts nach dem Orte kamen, wo sie es hatten hangen sehen, so fanden sie nichts als den Strick, an dem es befestigt gewesen. Travers, der ein Geräusch hört, geht hinaus um zu sehen, ob Stall und Scheuer gehörig zugemacht sind. Diese Gelegenheit nimmt einer der Diebe wahr, die Vorderthür zu öffnen und sich an das Bett, in welchem Travers' Weib lag, zu begeben, die er dann, die Stimme ihres Mannes nachahmend, fragt, ob sie sich nicht erinnere, wohin er das Schwein gehängt. „Weißt Du denn nicht, erwiedert sie alsbald, daß wir es unter den Backofen geschoben haben?" Sobald der Spitzbube dieß vernimmt, packt er das Schwein ohne Zögern auf die Schultern und eilt davon, während Travers, der bald nachher zurückkehrt, von seiner Frau wegen seiner Vergeßlichkeit ausgelacht wird. Er merkt sogleich, was vorgefallen ist, und setzt seinen Brüdern in größter Eile nach, welche sich auf einem Nebenpfade auf den Weg nach dem Walde gemacht hatten, wo sie ihre Beute verbergen wollten. Travers erreicht den, der das Schwein trug und eine kurze Strecke hinter dem andern einhergieng. „Es ist jetzt Zeit, spricht nun Travers zu ihm, indem er die Stimme des vorangehenden Bruders nachahmt, daß ich die Last ein wenig trage." Der Angeredete geht auf diesen Vorschlag ohne Weiteres ein, ist jedoch noch keine hundert Schritte weitergegangen, als er seinen andern Bruder einholt und sieht, daß er überlistet worden ist. Er zieht sich daher die Kleider ab und setzt eine Schlafhaube auf, in welcher Tracht er nach dem Hause des Travers eilt und daselbst vor ihm anlangt. Sobald also Letzterer kommt, trifft er ihn vor der Thür an und indem er die Stimme der Frau annimmt, ruft er ihm zu: „Hast Du wirklich das Schwein wieder? Gieb's her und laufe nach dem Stalle, denn mir scheint, als wolle man einbrechen." Als nun aber Travers zurückkehrt und an den Klagen seiner Frau, die noch immer den Verlust des Schweines bejammert, merkt, daß er auf's neue war betrogen worden, eilt er den Schelmen wiederum nach und kommt nach einer Stelle im Walde, wo sie am Fuße einer Eiche bei einem eben angezündeten Feuer das Schwein zurichten. Travers zieht sich aus, steigt auf den Baum und, indem er sich mit den Händen an einem Aste hin und herschwingt, ruft er mit der Stimme ihres Vaters, welcher war gehängt worden, aus: „Ihr Bösewichter, ihr werdet ein Ende nehmen wie ich." Sobald die beiden Spitzbuben dieß hören, rennen sie in größter Bestürzung davon und laßen das Schwein im Stiche. Travers kehrt nun mit demselben nach Hause zurück und, um fernere Zufälle zu vermeiden, backt er es in eine Pastete, sieht es jedoch bald an einem Stücke Holz den Kamin hinauffahren. Die Diebe waren nämlich, sobald sie sich von ihrem ersten Schrecken erholt, nach dem Hause ihres Bruders zurückgekommen und da sie durch ein Loch in der Mauer sahen, daß keine Zeit zu verlieren war, versuchten sie vom Dache des Hauses aus dieß letzte Mittel. Travers fordert sie jedoch auf herabzusteigen und ladet sie ein mit ihm an der Pastete Theil zu nehmen, worauf sie sich alle zu Tische setzen und mit einander herzlich aussöhnen.

Die beiden hier angeführten Proben sind, wie ich glaube, ganz im Geiste der italienischen Novellen und ganz eben so pfiffige Streiche wie die, welche im Decamerone [s. Giorn. 8. nov. 3 und 6 ꝛc.] dem Calandrino von seinen Kunstbrüdern gespielt werden [vgl. auch Straparola N. 1. Fav. 3.].

In den Fabliaux finden wir auch zahllose Beispiele sinnreicher Galanterie und betrogener Ehemänner ganz in der Weise der italienischen Novellisten, wie z. B. La Femme, qui fit trois fois le tour des murs de l'église [Le Grand 2, 254.], wo eine Frau, die bei Nacht außer Hause betroffen wird, ihren Mann überredet, daß man ihr gerathen dreimal um die Kirchenmauer zu gehen, damit sie Kinder bekäme; ferner auch La Robe d'écarlate [Le Grand II. p. 265.] und la Calotte des Cordeliers [I. p. 299.]. In dem Lai d'Ignaurès [IV, 126.] wo zwölf Frauen, ohne es zu wissen, das Herz eines Liebhabers essen, den ihre beleidigten Ehemänner getödtet, haben wir ein Beispiel jener Mischung von Grausamkeit und Galanterie, die in gewissem Maße im Decamerone, noch mehr aber in den Nachahmungen desselben herrscht. Die Mönchsorden werden in den Fabliaux nicht so hart mitgenommen, wie von Boccaccio und den späteren Novellisten; jedoch sind die Priester häufig Gegenstand der Satyre und Hauptpersonen in einer großen Zahl der zügellosesten Geschichten, wie z. B. in Constant du Hamel, La Longue Nuit, Le Boucher d'Abbeville, Le Prêtre Crucifié und Le Pauvre Clerc [Le Grand 4, 226. 264. 3, 326. 4, 123. 1.], welches letztere Fabliau das Original ist von den „Mönchen von Berwick" (the Freirs of Berwick), welches Gedicht man dem Dunbar zuschreibt, und von der wohlbekannten Geschichte: „der Mönch und die Müllerin" (the Monk and the Miller's Wife [237a]).

Wir begegnen ferner in den Fabliaux einer Anzahl Geschichten, in denen spaßhafte Vorfälle mit Leichnamen erzählt werden, was in Italien gleichfalls ein Lieblingsthema wurde. Jedoch befindet sich in allen italienischen Novellen keine so gute Geschichte von dieser Art, wie Les trois Bossus von dem Trouveur Durant.

„Meine Herren, beginnt der Dichter, wenn ihr mir zuhören wollet, so werde ich euch eine Geschichte erzählen, die sich einst in einer Stadt zutrug, deren Namen ich vergessen habe; jedoch wollen wir annehmen, es sei Douai gewesen. Dort nun lebte ein Mann, der war bucklig; überhaupt aber hatte die Natur bei der Bildung dieser kuriosen Figur all' ihren Scharfsinn erschöpft; denn statt des Verstandes besaß er einen ungeheueren Kopf, der zwischen den beiden Schultern verloren war; er hatte ferner dickes Haar, einen kurzen Hals und ein gräuliches Gesicht."

„Trotz seiner Häßlichkeit ließ dieser Patron es sich dennoch einfallen, sich in ein junges hübsches Mädchen, die Tochter eines armen aber würdigen Bürgers in Douai, zu verlieben. Er bewarb sich um sie und, da er für den reichsten Mann in der Umgegend galt, so wurde das arme Ding ihm hingegeben. Nach der Hochzeit jedoch war er eben so zu bemitleiden wie sie, denn von Eifersucht verzehrt hatte er weder Tag noch Nacht Ruhe, sondern spähte überall umher und ließ keinen Fremden in's Schloß."

„Indem er nun eines Tages während des Weihnachtsfestes an seiner Hausthür Schildwacht stand, näherten sich ihm drei bucklige Spielleute. Sie begrüßten ihn als einen Genossen, baten ihn als solchen um Erfrischung und, um ihre Brüderschaft zu begründen, paradierten sie prahlerisch mit ihren Buckeln einher. Wider alle Erwartung führte er sie in die Küche, gab ihnen Kapaunen sowie Speck mit Erbsen und Jedem außerdem noch ein Geldstück. Ehe sie jedoch weiterzogen, warnte er sie nie wiederzukommen, sonst würde er sie in den nahen Fluß werfen laßen. Bei dieser Drohung lachten die Spielleute herzlich, jedoch zogen sie ihres Weges, wobei sie zum Spott in vollem Chore sangen und sich lustig machten, während er selbst, ohne sie weiter zu beachten, spazieren gieng."

„Seine Frau, welche ihn über die in der Nähe befindliche Brücke gehen sah, rief die Spielleute zurück, um sich mit ihnen die Zeit zu vertreiben. Allein nicht lange darauf klopfte jener an's Thor und versetzte dadurch seine Frau und ihre Gesellschafter in den größten Schrecken. Glücklicherweise aber bemerkte sie in einem anstoßenden Zimmer drei Kasten; sie verbarg also in einem jeden derselben einen Buckligen und öffnete dann ihrem Gemahl. Dieser war indeß nur zurückgekommen um, wie gewöhnlich, zuzusehen, was seine Frau mache und gieng dann gleich wieder fort, worüber, wie man sich denken kann, Letztere sich gar nicht ärgerte. Sie eilte sogleich zu den Kasten, um ihre Gefangenen in Freiheit zu setzen, denn die Nacht brach herein und ihr Mann konnte nicht lange wegbleiben. Wie groß aber war ihr Schrecken, als sie alle drei erstickt fand! Klagen jedoch halfen zu Nichts und sie mußte nur daran denken, die Leichname los zu werden, denn es war kein Augenblick zu verlieren."

„Sie eilte daher vor die Thüre, und da sie einen Lastträger vorübergehen sah, so rief sie ihn in's Haus, führte ihn an einen der Kasten und bot ihm dreißig Livres Belohnung, wenn er den Inhalt desselben in den Fluß werfen wollte. Der Lastträger steckte hierauf den Leichnam in einen Sack, den sie ihm gab, warf ihn von der Brücke in's Wasser und kehrte alsdann athemlos zurück, um den Lohn in Empfang zu nehmen."

„Er soll euch nicht entgehen, sagte die Frau, jedoch müßt ihr erst eure Verpflichtung erfüllen; denn ihr habt mir versprochen, mich von dem Leichname zu befreien und seht da, hier ist er noch!" So sprechend zeigte sie ihm den Inhalt des zweiten Kastens. Bei diesem Anblicke ist der Lastträger ganz verdutzt — was Teufel! zurückgekommen! — Doch rasch stopft er den Leichnam in den Sack und wirft ihn gleichfalls von der Brücke in's Wasser und zwar diesmal köpflings, wobei er Acht giebt, ob er sinkt."

„Inzwischen hat die Frau den dritten und letzten Leichnam neben den Heerd hingelegt, und als der Lastträger zurückkehrte, zeigte sie ihm denselben. „Was Tausend, Freund, sprach sie, da ist er ja schon wieder." Der Lastträger knirschte nun mit den Zähnen und rief aus: „Den Teufel auch! Habe ich weiter nichts zu thun, als diesen verdammten Buckligen hinunterzutragen?" Hierauf packt er ihn unter den schrecklichsten Flüchen auf seine Schultern und schleudert ihn dann mitten in den Strom, wobei er ihm droht, wenn er zum dritten Male herauskäme, ihm mit einem Knüppel den Garaus zu machen."

„Der erste Gegenstand jedoch, der sich dem Lastträger auf seinem Rückwege nach dem Hause darbietet, ist der bucklige Herr desselben, der von seinem Abendspaziergange zurückkehrt und auf die Thür seiner Wohnung zugeht. Bei diesem Anblicke vermag jener seine Wuth nicht länger zu zügeln und ruft aus: „Hund von einem Buckligen, bist du wieder da?" Mit diesen Worten springt er auf den Letztern los, schlägt ihm mit einem Knüppel den Schädel ein, stopft ihn dann in den Sack und wirft ihn mitsammt diesem köpflings den Spielleuten nach in's Wasser."

„Bei seiner Rückkunft merkte die Frau sogleich, was schließlich vorgefallen war, und zahlte ihm den bedungenen Lohn mit größter Freude."

„Aus dieser Geschichte folgere ich, fügt der Trouveur hinzu, daß Geld Alles vermag. Jedes Frauenzimmer, das Gott geschaffen, jedes Gut, sei es auch noch so köstlich, gehört euch, wenn ihr Geld habt; dieß bezeugt der Bucklige des Fabliau's, der ein so schönes Weib hatte." Der Trouveur schließt mit Verwünschungen der Geizigen und derer, die das Geld zuerst in Gebrauch gebracht; was wahrscheinlich ein indirekter Wink für seine Zuhörer sein sollte. — Diese Geschichte befindet sich in den Nächten des Straparola [5, 3.] und in Gueulette's 1001 Quarts d'Heures unter dem Titel: Les trois Bossus de Damas [278]).

Selbst wenn man also nur den Geist der Fabliaux im Allgemeinen berücksichtigt und von allen Beispielen unveränderter Herübernahme absieht, kann man, wie ich glaube, dennoch nicht daran zweifeln, daß sie die hauptsächlichsten Vorbilder der italienischen Novellen waren. Denn sowohl in der geschriebenen wie in der mündlichen Mittheilung geht eine Geschichte selten von Einem zum Andern über, ohne eine Verschönerung oder Veränderung zu erfahren. Die Nachahmer mögen die allgemeinen Umrisse mit ihren eigenen Farben ausgefüllt, in der Abänderung der Draperie und Gruppierung ihre Kunst bewiesen und überhaupt regelmäßigere und belebtere Gemälde geschaffen haben, jedoch giebt es kaum eine einzige italienische Novelle, es sei denn daß ein wirklicher Vorfall erzählt wird, von der man nicht eine mehr oder minder vollkommene Skizzierung in den Fabliaux finden sollte. Beispiele, wo die Trouveurs ganz oder größtentheils kopiert worden sind, werden wir anführen, sobald wir zu den Werken ihrer Nachahmer kommen werden. Es läßt sich nun aber nicht angeben, auf welche Weise die Fabliaux nach Italien hinüberkamen oder zu welcher Zeit sie zuerst jenseit der Alpen bekannt wurden. Da wir indeß in zahlreichen Fällen die Wanderung der romantischen Dichtungen von dem Norden nach dem Süden Europa's, von Asien nach dem westlichen Theile der Christenheit und von dem klassischen Alterthume Griechenlands durch die lange Reihe finsterer Jahrhunderte bis auf die vorliegende Periode deutlich wahrgenommen haben, so wird es auch nicht außerordentlich scheinen, daß die Italiener mit den Dichtungen ihrer Nachbaren und Zeitgenossen bekannt wurden. Während der so lange dauernden innerlichen Zwistigkeiten in Italien suchten viele Einwohner dieses Landes Zuflucht in Frankreich. Ein großer Theil der Wucherer, die sich daselbst niederließen, waren aus der Lom-

barbei; auch ein Theil des inneren Handels in Frankreich befand sich in den Händen der Italiener und sie bewohnten eine ganze Straße in Paris, welche die Lombardenstraße hieß. Nicht minder unterhielt der römische Hof in Frankreich eine Anzahl italienischer Agenten, um die Rechte der Kirche wahrzunehmen und die Einkünfte derselben in Empfang zu nehmen. Brunetto Latini schrieb seinen Tesoro in Paris, und viele Venetianer studierten daselbst die Rechte. Andererseits ist es bekannt, daß die Franzosen sich während derselben Periode häufig im Verlaufe der Kriege oder in politischen Intriguen nach den verschiedenen italienischen Staaten begaben, sowie auch französische Minstrels über die Alpen zogen und ihre Lais und Fabliaux mit sich brachten. Muratori (Dissert. Antichit. Ital. tom II. c. 29. p. 16.) theilt eine Verordnung der Beamten des Magistrates zu Bologna mit, welche 1288 erlaßen wurde und den französischen Minstrels versagt, durch die öffentliche Ausübung ihrer Kunst die freie Passage in den Straßen zu hindern. (Ut Cantatores Francigenorum in plateis communibus ad cantandum morari non possint).

Viele Nachahmungen der Fabliaux finden sich in den

Cento Novelle Antiche,

die man in Italien gewöhnlich Il Novellino [279]) nennt, welches von derjenigen Gattung, mit der wir uns jetzt beschäftigen, das erste regelmäßige Werk war, das in Europa erschien, da die Abfassung desselben ohne Zweifel vor die des Decamerone zu setzen ist. Aber schon aus dem Titel: „Hundert *alte* Novellen“ erhellt, daß es nicht eine neue und ursprüngliche Produktion, sondern eine Sammlung von bereits in Umlauf befindlichen Geschichten war. Sie wurde gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts [280]) unternommen, und man benutzte dabei einzelne Episoden der Ritterbücher, die Fabliaux der französischen Trouveurs, die alten italienischen Chroniken, neuere Ereignisse oder endlich Späße und witzige Antworten, welche sich im Munde der Leute befanden. Daß die den genannten Quellen entnommenen Geschichten von verschiedenen Autoren zusammengetragen wurden, erhellt aus der großen Verschiedenheit des Styles; wer aber diese Autoren waren, ist ein Problem in den literarischen Annalen Italiens. Einen Theil derselben hielt man lange Zeit für ein Werk des Dante und Brunetto Latini, jedoch ruht diese Meinung auf keinem sehr haltbaren Grunde; Quadrio hingegen [6, 348.] betrachtet die ganze Sammlung als das Erzeugniß eines einzigen Schriftstellers.

Anfänglich bestanden die Cento Novelle Antiche nur aus hundert Erzählungen, jedoch wurden später [in der Ausgabe von 1572] noch vier hinzugefügt. Die ursprüngliche Zahl derselben blieb mehr als zweihundert Jahre nach der Zeit der Abfassung des Werkes ungedruckt. Endlich wurden sie im Jahre 1525 zu Bologna von Gualterùzzi herausgegeben und auf dem Titelkupfer Le Ciento Novelle Antike benannt, inwendig aber: Fiori di parlare, di belle cortesie e di belle valentie e doni, secondo ke per lo tempo passato anno fatto molti valenti uomini [Blüthen der Rede, schöner Höflichkeit und schöner Handlungen und Gaben, wie viele wackere Leute in den vergangenen Zeiten gethan haben]. Diese Ausgabe wurde nach einer dem Kardinal Bembo gehörigen, kurz vorher von dem Originalmanuskripte genommenen Abschrift besorgt. Gualteruzzi hielt nun freilich seine Ausgabe für die erste, jedoch ist Apostolo Zeno der Meinung, daß eine andere, von welcher er zu Padua ein Exemplar ohne Druckort und Jahreszahl gesehen, älter ist. Gleichwohl sollte man glauben, daß wenn eine frühere Ausgabe vorhanden war, dieß Gualteruzzi nicht unbekannt bleiben konnte, so wie z. B. Bembo, welchen Werth auch immer ein *Originalmanuskript* besitzen mag, sich keine neue *Abschrift* desselben angeschafft haben würde, wenn ein eleganter Abdruck davon existierte. Eine spätere Ausgabe besorgten die Giunti zu Florenz im Jahre 1572 und eine noch neuere erschien in Neapel, die aber nicht sehr geachtet wird. Einige der Novellen befinden sich in *einer* Ausgabe, die in der andern nicht anzutreffen sind; auch haben die Erzählungen abweichende Reihenfolgen, was bei Citaten äußerst unangenehm ist.

Die in dieser Sammlung enthaltenen Erzählungen sind zwar an und für sich nicht sehr interessant, sind es jedoch geworden als Anfang einer Reihe von Erzeugnissen, welche die größte Berühmtheit erhielten und durch ihren Einfluß auf das englische Drama zu den glänzendsten Schöpfungen des menschlichen Geistes den Grund legten. Es ist daher vielleicht nicht unpassend einige Proben aus der in Rede stehenden Sammlung anzuführen, damit der Leser den Geschmack

und den Geist, in welchem sie geschrieben worden, zu beurtheilen vermöge.

Nr. 2. ist die Geschichte eines griechischen Königs, welcher einen der gelehrtesten seiner Unterthanen im Gefängnisse hält. Da nun ein schönes spanisches Roß als Geschenk für den König an den Hof gebracht wird und der Gefangene über den Werth desselben befragt wird, so erwiedert er, es sei in der That ein schönes Roß, es wäre aber von einer Eselin gesäugt worden. Dieß erweist sich auch als wahr, indem man nach Spanien schickt und dort vernimmt, daß die Stute bald nach der Geburt des Fohlens gestorben war; worauf dem weisen Manne vom Könige als Belohnung eine größere Ration Brot bewilligt wird. Bei einer andern Gelegenheit theilt er Seiner Majestät mit, daß sich in einem seiner kostbarsten Juwelen ein Wurm befinde, und da man den Edelstein zerschmettert, findet man auch darin das Thier, so daß der Gefangene von nun an täglich ein ganzes Brot erhält. Zuletzt fragt ihn der König: „Wessen Sohn bin ich?“ worauf die Antwort erfolgt, daß er der Sohn eines Bäckers sei; eine Mittheilung, deren Wahrheit durch die Königin Mutter, welche sich durch Drohungen gezwungen sieht, die Wahrheit zu gestehen, bestätigt wird. Endlich befragt, wie er all' diese Dinge wisse, erwidert der weise Mann, daß die Länge der Ohren des Pferdes und die Wärme des Edelsteines ihm die Antwort auf die zwei ersten Fragen eingegeben, daß er aber den Stammbaum Seiner Majestät durch die Beschaffenheit der ihm wiederholt bewilligten Belohnungen erkannt habe. — Diese Geschichte ist der von den drei Gaunern und dem Sultan auffallend ähnlich, welche in den von Scott herausgegebenen Zusätzen zu den Tausendundeine-Nacht [381]) erzählt wird. Drei Gauner nämlich stellen sich einem Sultan vor, der erste als ein geschickter Juwelier, der zweite als erfahrener Pferdekenner, der dritte als Genealoge. Der Sultan, welcher ihre Geschicklichkeit zu prüfen wünscht, hält sie in einem Gefängnisse fest und läßt nach einiger Zeit den ersten holen, um seine Meinung über einen Edelstein zu vernehmen, den er unlängst zum Geschenk erhalten, worauf der Gauner erwiedert, daß sich in der Mitte desselben ein Fehler befinde, welcher auch beim Entzweischneiden des Juweles entdeckt wird. Er theilt demnächst dem Sultan mit, daß er den Fehler durch sein scharfes Gesicht entdeckt habe, und erhält als Belohnung eine Schüssel Suppe und zwei Brote. Einige Zeit nachher langt ein schönes schwarzes Füllen als Tribut aus einer der Provinzen an und der Roßkenner, welcher herbeigeholt wird, behauptet, daß die Mutter des Füllens zu dem Büffelgeschlechte gehöre, was auch auf Befragen des Ueberbringers desselben für richtig befunden wird. Nachdem er die nämliche Belohnung wie sein Mitgefangener empfangen, wird der dritte Gauner über die Abstammung des Sultans selbst befragt und er sagt aus, dieser sei der Sohn eines Koches, da er statt der Ehrenbezeugung, die Fürsten zu verleihen pflegten, vielmehr seiner Küche entnommene Belohnungen ertheile. Dieß wird durch das Geständniß der Mutter des Sultans bestätigt, worauf dieser zu Gunsten des Genealogen die Krone niederlegt und in der Tracht eines Derwisches ganz zerknirscht in der Welt umherzieht. Die erste Geschichte in Scott's Nachträgen, der Sultan von Jemen und seine drei Söhne, ist dieser Erzählung gleichfalls sehr ähnlich. Dort machen die drei Prinzen ausfindig, daß ein bei Tafel aufgetragenes Zicklein von einer Hündin gesäugt worden war, und daß der Sultan, an dessen Hofe sie sich befinden, der Sohn eines Koches ist. Aehnlich ist auch die von Virgil und Augustus erzählte Anekdote. Während nämlich der Dichter als Roßarzt des Kaisers fungiert, wird diesem ein wunderschönes Füllen zum Geschenke geschickt. Virgil behauptet, es wäre von einer kranken Stute und könnte weder stark noch schnell sein, und da sich dieß als wahr erweist, so befiehlt der Kaiser, daß seine Brodration verdoppelt werde, was sich auch noch später einmal bei ähnlicher Veranlaßung wiederholt. Bei einer andern Gelegenheit nun, da der Kaiser bezweifelt, daß er der Sohn des Octavius sei, und deshalb Virgil befragt, erfährt er, daß sein Vater ein Bäcker gewesen sein müße, zu welcher Vermuthung nämlich die Beschaffenheit seiner Belohnungen Anlaß giebt [382]).

Nr. 6 ist aus dem achten Capitel der Gesta Romanorum [383]), wo Kaiser Leo drei weibliche Bildsäulen machen läßt, von denen eine einen goldenen Ring auf einem vorwärtszeigenden Finger, die zweite den Schmuck eines goldenen Bartes, die dritte einen goldenen Mantel und eine purpurne Tunika hat. Jeder, der eine dieser Zieraten stehlen würde, sollte mit einem schmach-

vollen Tode bestraft werden (sieh Gower's Confessio Amantis lib. 5.).

Nr. 30. Die Erzählung von den Schafen, die einen Fluß passieren, aus dem dreizehnten Capitel des Petrus Alfonsus. Diese dumme Geschichte hat Cervantes in den Don Quijote aufgenommen, wo Sancho sie seinem Herrn erzählt [P. 1. C. 20. sieh auch Val. Schmidt zu Petrus Alf. S. 129.].

Nr. 39. Es hat Jemand einige Frauen durch Schmähgedichte beleidigt, und da er die schwerste aller Strafen erdulden soll, so rettet er sich dadurch daß er ausruft, Diejenige, welche die Satyre am meisten verdient hätte, möge den Angriff beginnen. Bei Fauchet [l. 2. ch. 126.] wird in Betreff Jean de Meun's, des Verfassers der Fortsetzung des Roman de la Rose, eine ähnliche Geschichte erzählt; da jedoch das letztgenannte Werk erst im Jahre 1300 beendet wurde, so ist diese Geschichte wahrscheinlich dem oben erwähnten Lai d'Ignaurès entliehen, wo ein Ritter die Wuth einer Anzahl eifersüchtiger Weiber dadurch entwaffnet, daß er die, welche ihn am meisten geliebt, zuerst zuschlagen heißt. Eine ähnliche Geschichte wird in einem der romantischen Gedichte Italiens, ich glaube im Verliebten Roland erzählt, wo ein Ritter aus einer fatalen Lage entkommt, indem er diejenige zum Angriff auffordert, die auf ihre und ihres Mannes Ehre am wenigsten Rücksicht nehme. Einen ähnlichen Ausweg ergreift der Held des italienischen komischen Romanes: La Vita di Bertoldo (s. weiter unten). Alle diese Geschichten entsprangen wahrscheinlich aus dem Ausspruche des Heilandes, womit er die Ebebrecherin beschützte [283a]).

Viele von den Cento Novelle sind nur Dichtungen des klassischen Alterthumes; so ist

Nr. 43, die Fabel von Narcissus. In einer andern Novelle [Nr. 63.] findet man die Geschichte des Diogenes, der Alexander bittet aus der Sonne zu gehen, so wie [Nr. 70.] die von den Freunden des Seneca, welche darüber klagen, daß er unschuldig sterbe, und die der Philosoph daher fragt, ob sie lieber wollten, daß er schuldig sterbe; eine Antwort, die gewöhnlich dem Sokrates zugeschrieben wird [284]).

Nr. 50 ist das Capitel 157 der Gesta Romanorum. Ein Wächter an einem Thore Roms läßt sich von allen verunstalteten Personen, welche die Stadt betreten, einen Zoll entrichten. Das achte Capitel der Disciplina Clericalis ist von gleicher Art. Ein Dichter erhält dort als Belohnung die Erlaubniß von jedem Einäugigen, Buckligen oder sonst Verunstalteten einen Pfennig zu erheben. Ein Blinder, der nicht zahlen will, erweist sich bei genauerer Untersuchung auch noch als bucklig, und da er sich zu vertheidigen beginnt, zeigt er zwei krumme Arme. Hierauf sucht er zu entlaufen und da er dabei den Hut verliert, findet sich, daß er überdieß aussätzig ist. Eingeholt und zu Boden geschlagen, zeigt es sich schließlich, daß er auch noch den Bruch hat, und so wird er zu einem Zolle von fünf Pfennigen verurtheilt [s. auch Val. Schmidt zur Discipl. Cler. S. 120 ff.].

Nr. 51. Saladin wird zum Ritter geschlagen; Abkürzung eines Fabliau's mit dem Titel L'Ordre de Chevalerie [Le Grand 1, 140.] [285]).

Nr. 56. Die Geschichte von der Wittwe zu Ephesus, welche sich ursprünglich im Petronius befindet, in die Cento Novelle aber wahrscheinlich vermittelst der Sieben weisen Meister oder des Fabliau's de la Femme, qui se fist Putain sur la fosse de son mari, übergieng [sieh oben S. 41.].

Nr. 68. Ein neidischer Ritter ist auf die Gunst eifersüchtig, welche ein Jüngling bei dem Könige genießt. Er giebt daher dem Jünglinge unter dem Scheine der Freundschaft den Rath, wenn er den Fürsten bediene, den Kopf zurück zu halten, da dieser, wie er sagt, den üblen Athem des Jünglings nicht vertragen könne, und zugleich theilt er dem Könige mit, der Jüngling thäte dieß, weil ihm der Athem seiner Majestät beschwerlich falle. Der reizbare Monarch befiehlt alsbald seinen Kalkbrennern, den ersten Boten, den er ihnen sende, in den Ofen zu werfen und schickt demnächst den Jüngling unter einem Vorwande hin, der indeß glücklicherweise auf seinem Wege bei einem Kloster vorüberkommt und sich daselbst einige Zeit aufhält, um die Messe zu hören. Inzwischen ist der Anstifter dieses ruchlosen Planes voll Ungeduld den Erfolg seiner List zu erfahren, und begiebt sich nach dem Kalkofen, woselbst er vor dem bestimmten Opfer anlangt. Auf seine Frage, ob die Befehle seines Gebieters befolgt seien, erhält er die Antwort, dieß solle sogleich geschehen, und alsbald wird er, als der erste Bote von Seiten des Königs, in den Ofen geworfen. Diese Erzählung ist einer der Contes devots entnommen, welche die glücklichen Wirkungen des Messehörens durch ein

Beispiel beweisen soll und den Titel führt: D'un Roi, qui voulut faire bruler le fils de son Seneschal. Auch ist dieß das Capitel 95 der englischen Gesta Romanorum und Cinthio VIII, 6. [286]).

Einige Erzählungen scheinen auch aus den Ritterbüchern herzustammen; so ist

Nr. 81 die Geschichte der Dame von Scalot, welche aus Liebe zu Lancelot du Lac starb; eine andere [Nr. 60.], enthält die Geschichte des Meliadus und des Ritters ohne Furcht.

Nr. 82. Umriß von Chaucer's „Erzählung des Ablaßkrämers" (Pardonere's Tale) [Morlini Novellae No. 42.].

Einige von den Cento Novelle sind Fabeln; so

Nr. 91, wo das Maulthier sagt, sein Name stünde auf dem Hufe einer seiner Hinterfüße geschrieben. Der Wolf versucht ihn zu lesen und das Maulthier giebt ihn einen Schlag an die Stirn, der ihn auf der Stelle tödtet; worauf der Fuchs, der sich gegenwärtig befindet, bemerkt: „Jeder Gelehrte ist nicht weise" (Ogni uomo, che sa lettera, non è savio). [sieh auch Val. Schmidt's Beitr. zur Geschichte d. rom. Poesie S. 181 ff. Mone's Anz. 5, 453.; Grimm Reinh. Fuchs S. CCLXIII ff. No. 5. Ad. Kuhn Märk. Sagen u. s. w. „Der dumme Wolf"].

Nr. 100 ist das 124te Capitel der Gesta Romanorum, wo Ritter bei dem Könige für einen Freund unter der Bedingung Begnadigung erwirken, daß er in einer seltsamen Weise (nämlich halb zu Roß und halb zu Fuß) nach Hofe komme und seinen treuesten Freund sowie seinen größten Feind mitbringe [s. auch Val. Schmidt zu Straparola S. 292., Dolopatos bei Loisel. Deslongchamps Fabl. Ind. P. II. p. 125 ff.]

Es ist bereits erwähnt worden, daß zur Vervollständigung der Zahl Hundert, zu den 96 ursprünglichen Novellen später noch vier hinzugefügt wurden. Eine von diesen [N. 3.] ist die oft nachgeahmte Geschichte des Grasso Legnajuolo, wo dieser dazu gebracht wird, an seiner eigenen Identität zu zweifeln. Es werden nämlich verschiedene Personen auf der Straße aufgestellt, die ihn, indem er vorübergeht, der Reihe nach mit dem Namen eines Andern anreden, so daß er sich endlich wegen der Schulden dieses Letztern in's Gefängniß führen läßt. Die Verwirrung seines Sinnes nun, in welcher er sich daselbst befindet, wird in der Erzählung sehr gut geschildert. Domenico Manni sagt in seinen Anmerkungen, daß sich dieser Vorfall wirklich zugetragen, und macht auch namhaft, wo und wann er Statt gehabt. Filippo di Ser Brunellesco nämlich soll den Spaß ersonnen und der Maler Donatello an der Ausführung desselben Theil genommen haben.

Viele von den Cento Novelle sind ganz uninteressant, jedoch in ihrer Moral weit weniger tadelnswerth, als die ihnen vorangehenden Fabliaux oder die späteren Novellen. Im Allgemeinen kann man diejenigen Geschichten als die besten bezeichnen, welche einen morgenländischen Ursprung haben oder aus den Gesta Romanorum und den Fabliaux herstammen. Die angeführten Beispiele werden dieß den Leser zwar nur schwer glauben laßen; jedoch fehlt es den auf wirkliche Ereignisse sich gründenden oder aus den italienischen Chroniken entliehenen Erzählungen an allem Interesse; die witzig sein sollenden Antworten sind sammt und sonders ohne alles Salz und die Späße abgeschmackt.

Diese Bemerkung ist auch auf den

Decamerone des Boccaccio

anwendbar, indem die aus den Fabliaux herstammenden Novellen sich ohne Ausnahme als die anziehendsten und sinnreichsten erweisen [287]).

Dieses Werk nun folgt der Zeit nach auf die Cento Novelle und ist das berühmteste Erzeugniß in diesem Zweige der Literatur. Es heißt Decamerone, weil die darin enthaltenen Geschichten in zehen Tagen erzählt werden, und führt auch den Titel: „Prinz Galeotto," von welcher Benennung die zur Textverbesserung ernannten Deputierten glauben, daß er aus dem fünften Gesange [v. 137.] von Dante's Hölle herstamme, wo das verführerische Buch, welches Paolo und Francesca lesen, Galeotto genannt wird: „Galeotto war das Buch und wer es schrieb" u. s. w.

Der Decamerone soll um das Jahr 1348, wo Florenz von der Pest heimgesucht wurde, begonnen und gegen 1358 beendet worden sein. So war seit dem Erscheinen der Cento Novelle nur erst ein halbes Jahrhundert verflossen und die unendliche Ueberlegenheit des Decamerone über seine Vorgänger giebt den stärksten Beweis von dem Fortschritte, welcher während dieser Zwischenzeit in dem Geschmacke und der Literatur Statt gefunden hatte.

Gleichwohl muß der Decamerone hauptsächlich als das Erzeugniß der ungewöhnlichen Geistesgaben seines Verfassers betrachtet werden. Boc-

caccio war nämlich sowohl durch natürliche Anlagen [288]) als durch die Erziehung, die er erhielt, ganz besonders dazu geschaffen, sich in diesem Zweige der Literatur auszuzeichnen. Sein Vater gab ihn nämlich frühzeitig zu einem Kaufmanne in die Lehre, bei welchem er auch viele Jahre lang blieb und in dessen Geschäften er verschiedene Theile Italiens, auch, wie Manche behaupten, die Hauptstadt Frankreichs besuchte. Auf diesen Reisen muß er mit den Sitten seines Vaterlandes genau bekannt geworden sein, und in Paris mochte er die französische Sprache und die in derselben abgefaßten Schriften kennen gelernt haben. Als er des Kaufmannsstandes müde war, beschäftigte er sich mit dem kanonischen Rechte und im Verlaufe dieser Studien bot sich ihm Veranlaßung viele Werke zu lesen, aus denen er, wie wir nachher sehen werden, mehrfachen Stoff zu seinem Decamerone entlieh. Da er endlich auch des Studiums der Rechte überdrüßig wurde, so widmete er sich der Literatur und genoß den Unterricht verschiedener Lehrer in allen Zweigen damaliger Gelehrsamkeit. Zwar schrieb er den größten Theil des Decamerone, ehe er namhafte Fortschritte im Griechischen gemacht hatte, jedoch schmückte er dieses Werk noch vor dem öffentlichen Erscheinen desselben mit Erzählungen aus, die er in den griechischen Autoren gefunden oder sein Lehrer, Leontius Pilatus, ihm mitgetheilt hatte, welchen er in der Geneal. Deor. eine Schatzkammer griechischer Geschichte und Mythologie nennt.

Die Aufsuchung der Quellen, aus denen die Erzählungen des Decamerone geschöpft sind, hat lange Zeit die Gelehrsamkeit der italienischen Kritiker beschäftigt und den Gegenstand eines heftigen und andauernden Streites gebildet. Das dadurch gewonnene Resultat ist von der Art, wie sich erwarten läßt, wenn Gelehrsamkeit nicht sowohl auf die Erforschung der Wahrheit als auf die Begründung einer Theorie verwandt wird. Viele von den Kommentatoren des Boccaccio haben sich eifrig zu beweisen bemüht, daß er seine Novellen meistentheils den schon früher in Italien umlaufenden Geschichten so wie denen der französischen Trouveurs entliehen habe; andere halten dafür, daß ein großer Theil derselben von Boccaccio selbst erfunden sei, während Manni in seiner Storia del Decamerone zu beweisen sucht, daß sie der Mehrzahl nach aus den italienischen Chroniken und Jahrbüchern herstammen oder sich auf Ereignisse gründen, die sich zur Zeit Boccaccio's wirklich zutrugen. Manni wird jedoch besonders durch einen Irrthum irre geleitet, den er gar nicht bemerkt zu haben scheint und der darin besteht, daß er eine Geschichte für wahr hält, weil die handelnden Personen nicht erdichtet sind. Manni muß nämlich der Meinung gewesen sein, daß, wenn er entdecken konnte, ein Kaufmann mit einem gewissen Namen habe zu einer gewissen Zeit gelebt, die in Betreff seiner erzählte Geschichte auch eine historische Grundlage besitzen müße. Die Ungereimtheit solcher Schlüsse, welche den größten Theil der arabischen Märchen mit einem Male in historische Thatsachen aus der Geschichte Harun Alraschids verwandeln würde, brauchen wir nicht erst darzuthun; denn es ist eine der gewöhnlichsten und gewiß auch eine der frühesten Verfahrungsweisen auf dem Gebiete der Romantik irgend einer Dichtung wirkliche Charaktere und Orte zu Grunde zu legen.

Was nun die Unsittlichkeit der Novellen des Boccaccio, so wie die zahlreichen Erzählungen betrifft, wo unser Abscheu vor dem Verbrechen durch das Ergötzen beschwichtigt wird, welches wir bei der Schilderung der dabei in Anwendung gebrachten Schlauheit empfinden, so kann man zwar einen Theil des hieraus entspringenden Tadels auf Rechnung der Quellen setzen, denen diese Geschichten entnommen wurden, so wie nicht minder der Charakter des Verfassers und die Sitten seiner Zeit einen anderen Theil desselben tragen; daß aber die Erzählung solcher Dinge, wie das Werk fingiert, in Gegenwart von Frauen Statt findet oder ihnen gar in den Mund gelegt wird [289]), so wie ferner der Umstand, daß der Decamerone bald nach seinem Erscheinen bei allen Klassen von Lesern ganz offenkundig beliebt wurde, dieß also darf man nicht sowohl einem Mangel an Volksbildung im Allgemeinen [290]) als einem besonderen Ereigniße beimessen, welches in die Zeit des Verfassers fiel. Gerade vor dem Zeitpunkte nämlich, wo Boccaccio den Decamerone zu schreiben begann, trat in Folge der Pest, welche Florenz heimgesucht hatte, in den Sitten und Gebräuchen seiner Mitbürger eine völlige Veränderung ein, ganz ebenso wie die überlebenden Bewohner Lissabons nach dem bekannten Erdbeben und die Athener nach der furchtbaren Pest, die ihre Stadt verheert hatte (Thukyd. 2, 53.), ausschweifender wurden.

„So groß, sagt Boccaccio selbst in seiner Einleitung, war das öffentliche Unglück, daß man weder göttliches noch menschliches Recht länger beachtete.“ Die Frauen, welche diese schreckliche Seuche überlebten, aber ihre Ehemänner und Eltern verloren hatten, warfen, wie Warton [2, 258 ff. ed. 1824] nach gleichzeitigen Schriftstellern erzählt, all' jenen herkömmlichen Brauch und Zwang ab, welchem früher ihr Betragen unterlag. Da ferner die Krankheit besonders dem weiblichen Geschlechte verderblich gewesen war, so sahen sich selbst vornehme Damen aus Mangel an Frauenzimmern genöthigt nur Männer in ihren Dienst zu nehmen, wodurch das Zartgefühl zerstört und Veranlaßung zu unziemenden Freiheiten gegeben wurde. „Was die Klöster betrifft, fährt Warton weiter fort, so darf es keineswegs überraschen, daß Boccaccio sie zum Schauplatze seiner freiesten Erzählungen gemacht hat. Die Pest hatte nämlich die Thore derselben geöffnet und die Mönche und Nonnen zogen im Lande umher, wobei sie die allgemeine Freiheit des Lebens und der Welt mit einer Gier genossen, die der Strenge des früheren Zwanges entsprach. Als die Seuche nachließ und die früheren Bewohner der Klöster zur Rückkehr in dieselben gezwungen wurden, blieb ihnen doch der Hang zu weltlichen Genüssen und sie führten nach wie vor dasselbe ungebundene Leben, da sie sich den strengen unsozialen Vorschriften ihrer verschiedenen Ordensregeln nicht mehr unterwerfen wollten. Gleichzeitige Schriftsteller geben von der zügellosen Sittenlosigkeit der Florentiner bei jener Veranlaßung ein furchtbares Gemälde und mehrere Kirchenschriftsteller datieren von diesem Zeitpunkte an den Verfall der klösterlichen Zucht.“

Daß die Misbräuche und die Unsittlichkeit des geistlichen Standes der Satyre einen ausgedehnten Spielraum gewährten, brauchen wir nicht weiter zu beweisen; daß aber Boccaccio sie in dem Grade, wie er es gethan, bloßzustellen wagte, ist das zweite und vielleicht interessanteste Problem in der Geschichte des Decamerone. Es scheint jedoch, als ob zu jener Zeit, wo das Ansehen des Papstes seinen höchsten Gipfel erreicht hatte, die großen Geister jedes Landes es sich angelegen sein ließen, die Kirche zum Gegenstande ihres Spottes zu machen. Wir haben bereits gesehen, was für Freiheit sich die Verfasser der Fabliaux in dieser Beziehung nahmen, und ihr Zeitgenosse Jean de Meun läßt in seinem Roman de la Rose den Faux Semblant von einem Mönche bewohnt sein. Auch in England wurden um das Jahr 1350 das Verderbniß des Klerus und die Ungereimtheiten des Aberglaubens in Langland's Visionen des Piers Plowman (Visions of Piers Plowman), doch mit vielem Geiste und Humor dem Gelächter Preis gegeben, während Chaucer's Erzählung des Gerichtsboten (Sompnour's Tale) die Kniffe und Erpressungen der Bettelmönche ganz offen bloßstellte. Auf den ersten Blick möchte nun zwar die Kühnheit Boccaccio's außerordentlicher scheinen als die der Trouveurs, Chaucer's und Longland's, da er sich, als er schrieb, dem gewöhnlichen Sitze der kirchlichen Autorität so nahe befand; jedoch darf man nicht vergessen, daß wenn Boccaccio die Misbräuche Roms angreift, er nicht eigentlich die Kirche herabsetzt, da etwa ein halbes Jahrhundert vor der Abfassung des Decamerone die päpstliche Residenz von Italien nach Avignon verlegt worden war. Die ernsthaftesten Schriftsteller aus der Zeit Boccaccio's sprechen von ersterer Hauptstadt auf ähnliche Weise wie Boccaccio; so nennt Petrarca sie [Son. 107.]:

„Einst Rom, jetzt falsches, böses Babylon!“

Die ganze Stadt wurde im Jahre 1327 in den Bann gethan und nach allen Schriftstellern jener Zeit gewährte sie einen furchtbaren Schauplatz des Lasters und der Verwirrung. Weit entfernt also, die häufigen Angriffe Boccaccio's auf Rom als Zeichen eines Mangels an Ehrfurcht zu betrachten, kann man sie vielmehr als Beweise seines Eifers für die Kirche oder wenigstens für das Schisma, zu dem er gehörte, ansehen. Ferner ist ein großer Theil der Satyre des Boccaccio gegen die Mönche gerichtet, welche als Prediger und Beichtväter umherwanderten und bei den Weltgeistlichen, die sie der Einkünfte und Erbschaften beraubten, keineswegs beliebt waren. Auch wußte die Kirche sehr wohl, daß die Novellisten nur um der Unterhaltung willen schrieben und ohne irgend eine Absicht zu reformieren. — „Ce n'est point, sagt Frau von Staël [de la Litterat. ch. 10.], sous un point de vue philosophique, qu'ils attaquent les abus de la religion: ils n'ont pas comme quelques-uns de nos écrivains le but de reformer les défauts dont ils plaisantent; ce qu'ils veulent seulement c'est s'amuser d'autant plus que le

sujet est plus serieux.... C'est la ruse des enfans envers leurs pedagogues; ils leur obéissent à condition, qu'il leur soit permis de s'en moquer." Gleichwohl aber würde, wenn zur Zeit des Boccaccio die Buchdruckerkunst erfunden gewesen wäre und er den Decamerone auf seine persönliche Verantwortlichkeit herausgegeben hätte, seine Kühnheit ganz unerklärlich erscheinen; so aber muß man bedenken, daß der Decamerone nur in einzelnen Kreisen in Umlauf kam und erst hundert Jahre nach dem Tode des Verfassers im Druck erschien; so wie, daß zwar das Amt eines Herausgebers gefährlich genug sein mochte, er jedoch nicht, selbst wenn er entdeckt wurde, die harte Strafe zu ertragen gehabt hätte, die dem Verfasser zu Theil geworden wäre.

Man hat Boccaccio höchlich gepriesen, daß er seine Novellen auf eine Weise einführt, welche durch die heitere, die Erzähler umgebende Scenerie mit jenen so völlig in Uebereinstimmung steht. Zu Anfang des ersten Tages nämlich berichtet er, daß Florenz im Jahre 1348 durch eine Pest verheert wurde, von welcher er eine dem Thukydides nachgeahmte bewunderungswürdige Beschreibung giebt. Während der Dauer derselben begegnen sich zufällig sieben junge Damen in der Kirche der heiligen Maria. Auf Antrieb der ältesten unter ihnen, Namens Pampinea, beschließen sie die so schrecklich heimgesuchte Stadt zu verlaßen, und nachdem sich drei Jünglinge, welche zu ihren Bewunderern gehörten und während ihrer Berathschlagung in die Kirche getreten waren, ihrer Gesellschaft angeschlossen hatten, begeben sie sich nach einer zwei Meilen von Florenz belegenen Villa. Die Beschreibung der herrlichen Umgebung des prächtigen Gebäudes und der Zeitvertreibe der Gäste bilden einen angenehmen Gegensatz zu den grauenvollen Bildern von Elend und Krankheit, die dem Leser vorher geboten worden sind; denn in der That versetzt uns die erste Scene auf einen wahrhaften Schauplatz des Todes und der Verheerung, und weder Thukydides [3, 47 ff.] noch Lucrez [6, 1136 ff.] haben die große Geißel des menschlichen Geschlechtes mit dunklern und schreckenerregendern Farben vergegenwärtigt; worauf jedoch die lieblichsten und entzückendsten Schilderungen anmuthiger Fluren, klarer Quellen, kunstvoller Springbrunnen, waldbedeckter Hügel und herrlicher Schlösser phantasmagorisch folgen. Auch Bembo (Prose, lib. II.) hat auf die reizende Abwechslung in den Gemälden ländlicher Scenerie hingewiesen, welche so viele Tage des Decamerone anfangen und beschließen [291]) und für den Florentiner eine lokale Wahrheit und Schönheit besitzen, die wir kaum zu schätzen vermögen. Dieß Landhaus, nach welcher die festliche Schaar sich zuerst begiebt, kann man noch in dem Poggio Gherardi wiedererkennen; der in der Einleitung des dritten Tages beschriebene Palast ist die Villa Palmieri, und das im Schlusse des sechsten so köstlich geschilderte Thal ist dasjenige, worauf der Reisende auch jetzt noch von der Höhe von Fiesole mit Entzücken hinabschaut. Die Weise, wie die Gesellschaft an diesen herrlichen Orten ihre Zeit zubrachte, scheint nun aber folgende gewesen zu sein. Ehe die Sonne hoch am Himmel stand, wurde ein Mahl aufgetragen, welches etwa unserm Frühstück entsprach, nur bestand es hauptsächlich aus Backwerk und Wein. Hierauf legten sich einige schlafen, während sich andere auf verschiedene Art die Zeit vertrieben. Gegen Mittag versammelten sich Alle an einem erfrischenden Springbrunnen, worauf sie einen König als Leiter der Gesellschaft erwählten und Jeder eine Geschichte erzählte. Da zehen Personen gegenwärtig waren und zehen Tage von den vierzehen, während welcher sie diese Lebensweise fortsetzten, zum Theile mit Erzählen ausgefüllt wurden, so beläuft sich die Zahl sämmtlicher Novellen auf hundert, und das Werk selbst hat daher, wie bereits bemerkt, die Benennung: Decamerone empfangen. Bald nachdem die Novellen jedes Tages zu Ende erzählt sind, genießt die Gesellschaft ein Abendbrot oder spätes Mittagsmahl und beschließt den Tag mit Gesängen und Musik.

Boccaccio war der erste, welcher dieser Gattung von Erzeugnissen eine dramatische Form gab. In dieser Beziehung hat der Decamerone (das Zehntägige) einen offenbaren Vorzug vor den Cento Novelle Antiche und übertrifft durch die Einfachheit des Rahmens die morgenländischen Märchen, aus welchen Boccaccio die Idee zu einem solchen entliehen zu haben scheint. Im Vergleiche mit ähnlichen Werken, denen diese dramatische Ausschmückung abgeht, besitzt der Decamerone ungefähr den Vorzug, welchen ein regelmäßiges Drama vor unzusammenhängenden Scenen voraushat. Je natürlicher und bestimmter daher der Plan des Ganzen ist, je verschiedenartiger die Charaktere sind und je mehr die Erzählungen den Charakteren entsprechen, desto höher wird die Kunst

des Schriftstellers erscheinen und desto mehr sein Werk sich der Vollkommenheit nähern. Man hat gegen den Plan Boccaccio's den Einwurf gemacht, es sei nicht natürlich, daß seine Gesellschaft sich der Fröhlichkeit hingebe, wo sie so eben erst ihre nächsten Verwandten begraben oder sie in dem Rachen der Pest zurückgelaßen hatten und wo sie selbst nicht sicher vor derselben waren, da gesagt wird, daß sie auf dem Lande mit fast gleicher Heftigkeit wie in der Stadt raste. Jedoch sind es in der That gerade solche Umstände, in denen die Menschen am meisten zu Zerstreuungen geneigt sind; unter dem allgemeinen Unglücke denkt man an nichts, als nur an sich allein; dann heißt es Vivamus mea Lesbia [293]) und selbst die Erwartung des schnell nahenden Todes treibt zum raschen Genuß an:

> Falle diem: mediis mors venit atra jocis.
> Sannaz. Ep.

„Auch für zügelloses Betragen anderer Art, sagt Thukydides [2, 53.] in der berühmten Beschreibung der Pest, ward in der Stadt diese Seuche der Ursprung. Denn leichter wagte einer nun, was er sonst verheimlicht oder nicht so keck verübt hätte, da man den schnellen Wechsel aller Dinge sah und wie die Reichen plötzlich hinstarben, während andere, die vorher nichts hatten, schnell in den Besitz ihrer Güter traten. Diese letztern wollten sie also eilig genießen und sie zu ihrer Lust verwenden, da sie das Leben und seine Güter als gleich vergänglich ansahen. Keiner war geneigt sich um das, was gut und edel schien, zu mühen, da er es für zweifelhaft hielt, ob der Tod ihn nicht wegraffen würde, noch ehe er seinen Zweck erreicht hätte. Was aber den Sinnen schmeichelte und was von allen Seiten nur persönlichen Vortheil brachte, das achtete man für gut und nützlich. Keine Furcht vor den Göttern und kein menschliches Gesetz schränkte sie ein, da sie es in Betreff der Götter für gleichgültig hielten sie zu ehren oder nicht, weil doch alle ohne Unterschied umkamen; auf der andern Seite aber keiner bis an den Tag zu leben glaubte, wo er für sein Vergehen würde zur Strafe gezogen werden. Ein weit härteres Verhängniß schwebe indessen wirklich über ihrem Haupte und bevor sie dieses treffe, sei es recht einige Freuden des Lebens zu kosten."

Weit entfernt also, daß die fröhliche Stimmung der Personen, welche Boccaccio im Rahmen seines Decamerone auftreten läßt, ein Fehler sei, bezeugt sie vielmehr seine Kenntniß des menschlichen Herzens. Jedoch muß man einräumen, daß die Handlung nicht frei von Tadel erscheint, da sie ziemlich unbestimmt und nicht durch ihre eigene Beschaffenheit begränzt ist, wie etwa durch das Ende einer Pilgerschaft oder Reise, sondern in der Willkür des Verfassers ihren Schluß findet; und der Hauptgrund zur Rückkehr der Gesellschaft nach Florenz besteht darin, daß der Vorrath der Erzählungen erschöpft ist. Auch die Charaktere gleichen einander zu sehr und entfalten keine eigenthümlichen Schattierungen, ausgenommen der des Dioneo (unter welchem Boccaccio sich selbst geschildert haben soll) und des Filostrato, von denen ersterer eine Hinneigung zur Lustigkeit und letzterer zur Schwermuth an den Tag legt. Es war daher auch unmöglich allen Personen des dramatischen Rahmens charakteristische Erzählungen zuzuweisen, und obgleich wirklich zwei sich entgegenstehende Figuren auftreten, so sind doch einige der scherzhaftesten Novellen dem Filostrato und die Geschichte der Griselda, die allgemein für die rührendste des ganzen Werkes gilt, dem Dioneo in den Mund gelegt worden. Man darf jedoch hierbei nicht vergessen, daß es zwar, wie z. B. in Chaucer's Canterbury Tales, nicht schwer sein mag einem stark markierten Charakter eine für denselben passende Geschichte beizulegen, jedoch zehen Erzählungen zu erfinden, welche sämmtlich die Sitten und Denkweise eines einzelnen Individuums ausdrücken sollten, stand kaum in der Gewalt des menschlichen Geistes. Da außerdem der auftretenden Personen so wenige sind, so würde dieß dem ganzen Werke einen eintönigen Anstrich verliehen, die Einführung einer größern Anzahl aber dem Plane des Verfassers widerstrebt haben.

Wenn man den Rahmen des Decamerone mit dem von Chaucer's Canterbury Tales vergleicht, welcher letztere ganz gewiß seinen Vorgänger Boccaccio nachahmte, so wird man finden, daß der italienische Novellist seine Zeit unendlich besser gewählt hat als Chaucer, dessen Pilger ihre Geschichten auf einer Reise erzählen, obgleich sie zu Rosse und neunundzwanzig an Zahl sind; und wenn der Dichter sein Werk beendet hätte, so sollte seinem Plane nach die buntscheckige Schaar ihre noch übrigen Geschichten in einem abscheulichen Wirthshause zu Canterbury zum Besten

geben ***). Andererseits unterhält sich die Gesellschaft des Florentiners in Ruhe und Stille inmitten einer entzückenden Umgebung und aller Pracht der Architektur. Indeß gewährte die Anlage der Canterbury Tales eine viel beßere Gelegenheit, vielerlei scharfgesonderte dramatische Charaktere auftreten zu laßen; denn seine Gesellschaft ist gemischt und durch Zufall zusammengebracht und die sie bildenden Personen unterscheiden sich sowohl äußerlich als innerlich. Sogar seine ernsten Pilger zeigen eine verschiedene Schattierung des Ernstes ebenso wie die Zotensucht der niedrigen Charaktere sich auf mannigfache Weise äußert. „Ich sehe, sagt Dryden [in der Vorrede zu seinen Fables], jeden einzelnen Pilger der Canterbury Tales so deutlich, als hätte ich mit ihnen zu Tische gesessen.“ Die ganze Gesellschaft im Decamerone hingegen besteht aus vornehmen Florentiner Herren und Damen, welche die Annehmlichkeiten einer gewählten Unterhaltung in Zurückgezogenheit genießen wollen und solche Figuren wie die des Müllers oder des Gerichtsboten (Sompnour) kaum in ihrer Mitte geduldet haben würden.

Dieß möge nun in Betreff des Decamerone im Allgemeinen und namentlich der Einleitung desselben genügen und wir können jetzt unsere Aufmerksamkeit auf die einzelnen Novellen richten, sowohl was den Werth des Stoffes betrifft, den sie behandeln, als die Quellen, denen sie entnommen worden und den Einfluß, welchen sie auf die Literatur der folgenden Jahrhunderte ausgeübt haben. Sie sind nun aber von verschiedenen Kritikern verschieden klassifiziert worden, und zwar hat dieß Jason de Nores am vollständigsten gethan. „Man ersieht, sagt er nämlich in seiner Poetica (P. 3.), aus der Eintheilung des Decamerone, daß der Verfaßer sie in dem Vorworte (Proemio) stillschweigend eintheilt in Novellen, wie die von Calandrino [8, 3. 9, 5.], in Parabeln wie die von Mitridanes [10, 3.] und von Melisso und Giosefo [9, 9.], in Geschichten wie die von dem Markgrafen von Saluzzo und Griselda [10, 10.], und in Fabeln wie die von Guglielmo Rossiglione [4, 9.], dem Grafen von Antwerpen [2, 8.], Minghino [5, 5.] und unzählige andere, wobei man unter Fabeln, wie Aristoteles in seiner Poetik [C. 2.], einen tragischen oder heroischen oder komischen Inhalt und Handlung verstehen muß.“ Diese Eintheilung ist im höchsten Grade unbestimmt und willkürlich, obwohl es nicht leicht sein würde eine bestimmtere und befriedigendere zu treffen. Die einzige richtige Scheidung, denen man die Novellen des Decamerone unterwerfen kann, ist die künstliche, welche der Verfaßer selbst getroffen hat. An acht Tagen nämlich, von den zehen, in die das Werk getheilt ist, wird der Gesellschaft ein bestimmtes Thema aufgegeben, wie z. B. Erzählungen von komischen oder traurigen Vorfällen des Lebens, glänzende Beispiele von Edelmuth u. s. w. Dioneo jedoch ist von diesem Zwange befreit und kann jeden beliebigen Stoff wählen. Seine Geschichte ist stets die letzte und gewöhnlich die unsittlichste des jedesmaligen Tages.

Diese Beschränkung beginnt indeß nicht schon am ersten Tage, an welchem jedes Mitglied der Gesellschaft erzählt, was es eben will und Panfilo auf Befehl der Königin die Unterhaltung beginnt.

Tag 1. Nr. 1. Musciatto Franzesi, ein reicher französischer Kaufmann, im Begriffe den Bruder seines Monarchen nach Toskana zu begleiten, vertraut dem Ciappelletto, einem Notarius aus Prato, mit dem er in Paris befreundet worden war, die Einziehung einiger Schulden in seiner Abwesenheit an. Zu dieser Wahl aber veranlaßte ihn der boshafte und ruchlose Charakter Ciappelletto's, wodurch dieser, wie er glaubte, ganz besonders geeignet sein würde seinen Schuldnern gegenüber aufzutreten, welche meistentheils einen üblen Ruf besaßen und keine große Lust hatten zu zahlen. Im Verlaufe der Reisen nun, die Ciappelletto in diesen Geschäften macht, begiebt er sich auch nach Burgund und wohnt daselbst bei zweien Brüdern, welche Wucherer waren. Leute dieser Art treten in den Fabliaux und den italienischen Novellen häufig auf; sie kamen aus Italien nach Frankreich und ließen sich besonders zu Nismes und Montpellier nieder. Man nannte sie Lombarden. Sie liehen gegen zwanzig Prozent Zinsen auf Pfänder, welche verfielen, wenn das Darlehen nach sechs Monaten nicht zurückgezahlt war. Während sich nun Ciappelletto im Hause jener zwei Wucherer aufhält, wird er plötzlich krank und hört so eines Tages, wie seine beiden Wirthe in einem Nebenzimmer darüber berathschlagen, ob sie ihn aus dem Hause werfen sollen, damit wenn er in Folge der Menge und Größe seiner Verbrechen keine Absolution erhielte und man ihm daher ein kirchliches Begräbniß verweigerte, ihr Haus

nicht etwa in Folge dessen vom Pöbel gestürmt und geplündert würde, wozu letzterer ganz besonders geneigt gewesen zu sein scheint. Ciappelletto bittet sie also nach einem Priester zu schicken und sich weiter keine Sorgen zu machen, da er eine vollkommen zufriedenstellende Beichte verrichten würde. Der heilige Mann kommt also und fragt Ciappelletto unter Anderm, ob er etwa je die Sünde der Völlerei auf sich geladen. Der Sterbende antwortet unter tiefem Stöhnen, daß er oftmals nach langem Fasten Brot und Wasser mit zu großem Wohlgefallen und Appetit genossen, besonders wenn er vom Gebete oder auf Pilgerfahrten ermüdet gewesen wäre. Hierauf fragt ihn der Priester, ob er sich je habe vom Zorne hinreißen laßen, worauf Ciappelletto erwiedert, daß er allerdings oft Regungen des Unwillens empfunden, wann er junge Leute fluchen hörte oder sie Wirthshäuser besuchen und sich den Thorheiten und der Eitelkeit der Welt ergeben sah. Aehnliche Antworten nun erhält der Priester auf alle Fragen, und schließlich, da der Beichtende eben die Absolution erhalten soll, bekennt er noch unter tiefem Stöhnen und anderen Zeichen der Reue, daß er ein Mal in seinem Leben in einer Kirche ausgespuckt und ein anderes Mal sein Haus an einem Feiertage von seiner Magd habe fegen laßen. Alles dieß hören die Wucherer, die sich hinter einer Bretterwand befinden, zu ihrer großen Belustigung mit an und der fromme Mönch, erstaunt über die Heiligkeit des Beichtenden, ertheilt ihm alsobald Absolution und seinen Segen. Bald darauf stirbt Ciappelletto und sein Beichtvater setzt in einem deshalb berufenen Capitel seine Brüder von dem heiligen Leben des Verstorbenen in Kenntniß. Die Brüderschaft wacht daher bei dem Leichnam in der darauffolgenden Nacht und bringt ihn den andern Morgen, in ihre Chorröcke und Chorhemden gekleidet, mit großer Feierlichkeit nach der Kapelle ihres Klosters, woselbst vor den sterblichen Ueberresten Ciappelletto's eine Leichenpredigt gehalten und die Keuschheit und das strenge Leben des Verstorbenen gehörig gepriesen wird. Die Wirkung dieser Predigt aber ist so groß, daß die Zuhörer bei Beendigung des Gottesdienstes die Leichengewänder des Todten in Stücke reißen und als kostbare Reliquien aufbewahren; so wie auch nach der Beerdigung desselben die ganze Umgegend lange Zeit an seinem Grabe ihre Andacht verrichtete und der heilige Ciappelletto sogar als Wunderthäter verehrt wurde.

Diese Geschichte nun scheint eine Satyre gegen die römische Kirche zu enthalten, die eine so große Zahl unwürdiger Personen kanonisiert hat. Zwar bildet sie keinen besonders ausgezeichneten Anfang des Decamerone, jedoch ist es belustigend die tiefe Zerknirschung Ciappelletto's über unbedeutende Dinge zu sehen, nachdem wir kurz vorher das lange Verzeichniß schwerer Verbrechen gelesen, womit die Novelle beginnt.

Die Geschichte des Ciappelletto ist eine von denen im Decamerone, von denen Manni glaubt, daß sie sich auf Thatsachen gründen; jedoch bringt er hiervon keinen andern Beweis, als daß im Jahre 1300 ein Mann, Namens Musciatto Franzesi, wirklich, wie in der Novelle erzählt wird, sich bei dem Bruder des Königs von Frankreich aufhielt.

Nr. 2. Giannotto, ein Seidenwaarenkaufmann zu Paris, hat einen sehr vertrauten Freund jüdischen Glaubens, Namens Abraham, den er zum Christenthume herüberzuziehen sucht. Nach vielem Bitten und Disputieren verspricht Abraham seine Religion zu ändern, wenn ihm nach einem Aufenthalte in Rom die Sittlichkeit und das Betragen der Geistlichkeit die Ueberzeugung gewähre, daß der Glaube seines Freundes besser sei als der seinige. Dieser Absicht widersetzt sich Giannotto, welcher die Folgen fürchtet, wenn sein Freund den ruchlosen Lebenswandel der obersten Würdenträger der Kirche mit eigenen Augen sähe. Abraham beharrt jedoch auf seinem Vorsatze, und findet bei seiner Ankunft in Rom sowohl den Papst als den Kardinal und die Prälaten in Völlerei, Trunksucht und allen andern noch so abscheulichen Lastern versenkt. Hierauf nach Paris zurückgekehrt, erklärt er dem Giannotto seinen Entschluß sich taufen zu laßen, und zwar weil er überzeugt sei, daß eine Religion, welche trotz der Verworfenheit ihrer Diener so lange geblüht und sich über die ganze Erde verbreitet hätte, die einzig wahre sein und ihr der heilige Geist inne wohnen müße.

Auch diese Geschichte soll sich auf einen wirklichen Vorfall gründen, wie Benvenuto da Imola in seinem Kommentar über Dante erzählt, welcher 1376 geschrieben, aber niemals gedruckt wurde außer einigen Stellen, die Muratori im

ersten Bande seiner Antiquitates Medii Aevi anführt [294]).

Wegen des strengen Tadels gegen die Kirche, den diese und die vorhergehende Novelle enthält, wurden sie auf Befehl des Tridentiner Conciliums bedeutend umgeändert.

Nr. 3. Der Sultan Saladin wünscht von einem reichen aber geizigen Juden zu Alexandrien eine große Summe Geldes zu leihen und läßt ihn daher zu sich rufen. Da er voraus weiß, daß der Jude das Geld nicht bereitwillig hergeben würde, er ihn aber nicht dazu zwingen will, so beschließt er ihm eine Schlinge zu legen und ihn zu fragen, ob er die mahomedanische, die christliche oder die jüdische Religion für die wahre halte. Als Antwort hierauf erzählt der Jude die bekannte Geschichte von dem Manne, welcher einen Ring besaß, der in der Familie dem jedesmaligen Inhaber auch zugleich das sämmtliche Erbe verlieh. Da nun der gegenwärtige Besitzer drei Söhne hatte und jeder derselben in ihn drang ihm den Ring zu verleihen, so ließ er heimlich noch zwei andere ganz gleiche machen und gab jedem der Söhne immer ohne Wissen der anderen beiden einen der drei Ringe. Als er nun starb, war es unmöglich zu entdecken, wer der rechtmäßige Erbe war. „Eben so auch, fährt dann der Jude fort, kann man nicht sagen, welche von den drei Religionen, die der himmlische Vater uns und den Christen verliehen hat, die wahre sei. Jede hält sich für die Erbin Gottes und glaubt seinen Geboten zu gehorchen; welches aber das reine Gesetz ist, bleibt bis jetzt noch unentschieden." — Dem Sultan gefällt der sinnreiche Einfall des Juden so sehr, daß er ihm offen die Schlinge gesteht, die er ihm gelegt, und ihm fortan hohe Gunst erweist, dafür aber auch die gewünschte Summe Geld dargeliehen erhält.

Die meisten Geschichten nun, welche einen Spott gegen die christliche Religion zu enthalten scheinen, kamen von den Juden und Arabern Spaniens, und so ist wahrscheinlich auch die gegenwärtige Novelle Boccaccio's irgend einer rabbinischen Tradition entsprungen. In dem Schebet Juda, einem hebräischen Werke des Salomon Ben Virga, welches später von Gentius in's Lateinische übertragen wurde und die Geschichte des jüdischen Volkes von der Zerstörung des Tempels bis auf die Zeit des Verfassers enthält, wird in demjenigen Theile des Werkes, welches die Judenverfolgungen in Spanien beschreibt, eine Unterhaltung mitgetheilt, welche zwischen Pedro dem Aelteren, dem Könige dieses Landes, und dem Juden Ephraim Sanchus Statt fand. Pedro nämlich fragte den Juden, um ihm eine Schlinge zu legen, ob die jüdische oder christliche Religion die wahre sei. Der Jude bat um drei Tage Bedenkzeit und erzählte dem Könige nach Verlaufe derselben, daß „einer seiner Nachbarn unlängst verreist wäre und jedem seiner Söhne einen Edelstein zurückgelaßen habe; da man ihn nun aufgefordert zu entscheiden, welches von diesen Kleinoden den größten Werth besäße, habe er gerathen, die Entscheidung bis zur Rückkunft des Vaters aufzuschieben. „Ganz eben so, fuhr nun der Jude fort, fragst du ob der Edelstein, den Jakob, oder der, den Esau empfieng, kostbarer sei; meiner Meinung aber müßte man unserm himmlischen Vater die Entscheidung hierüber überlaßen." Der Schebet Juda wurde nun zwar, wie ich glaube, fast erst hundert Jahre nach dem Erscheinen des Decamerone geschrieben, indeß waren die darin erzählten Geschichten schon lange vorher unter den jüdischen Rabbinen in Umlauf gewesen. Diesen entnahm auch wahrscheinlich der Verfasser der Gesta Romanorum die Erzählung von den drei Ringen, welche das 89. Capitel derselben enthält; aus den Gesta gieng es in die Cento Novelle Antiche [295]) über, deren 72ste Geschichte wahrscheinlich die unmittelbare Quelle des Boccaccio gewesen ist.

In den Menagiana [4, 406: Amsterd. 1716] wird erzählt, es hätten Einige geglaubt, daß Boccaccio's Novelle von den drei Ringen zu dem Gerüchte von dem Vorhandensein des Buches: „Von den drei Betrügern" (De tribus Impostoribus) [296]) Veranlaßung gegeben, und Frau von Staël in ihrem Werke über Deutschland bemerkt, daß Lessing, der große Begründer des deutschen Drama's, seinem „Nathan der Weise" die Erzählung Boccaccio's zu Grunde gelegt habe.

Nr. 4. Ein junger Mönch aus einem Kloster in der Nachbarschaft von Florenz, bewegt ein Landmädchen, dem er auf einem Spaziergange begegnet, ihm in seine Zelle zu folgen. Dort belauscht ihn der Abt, der sich hierauf der Thür mehr nähert, um besser hören zu können. Der Mönch vernimmt aber das Geräusch der Füße und, durch einen Riß guckend, erblickt er seinen Vorgesetzten am Eingange. Um sich nun von der Strafe zu befreien, beschließt er den Abt in

Versuchung zu führen, und unter dem Vorwande, daß er ausgehen wolle, übergiebt er dem Abte, wie gewöhnlich, die Schlüssel seiner Zelle. Der Abt begiebt sich ohne Verzug hinein und der Mönch, welcher statt wegzugehen sich in dem Gange verborgen hatte, erhält so reichlichen Stoff die ihm gemachten Vorwürfe zurückzugeben. — Ich wundere mich, daß La Fontaine diese Novelle nicht versifiziert hat, da sie ganz im Geschmacke derjenigen Geschichten ist, die er gern zu bearbeiten pflegte.

Die sechs übrigen Erzählungen des ersten Tages bestehen bloß aus sinnreich sein sollenden Reden, von denen wir einigen die wunderbarsten Wirkungen zuschreiben sehen. Es giebt aber nichts Lächerlicheres als glauben machen wollen, daß ein Charakter gänzlich verändert und wie in der achten Novelle ein Geiziger freigebig oder wie in der neunten ein träger Mensch thätig gemacht werden könne vermittelst einer Antwort, die selbst für das gewöhnlichste Anekdotenbuch zu abgeschmackt sein würde [296a]).

Der Abend des ersten Tages wird mit Gesang und Tanz zugebracht und eine neue Königin oder Festordnerin gewählt.

Tag II. enthält Geschichten von Solchen, denen es nach mannigfachen Unfällen endlich wider alle Erwartung glücklich ergeht.

Der Werth der ersten Geschichte beruht hauptsächlich auf der Art, in der sie erzählt ist, so daß sie trotz der Komik und Lebendigkeit des Originals dennoch in einer abgekürzten Uebersetzung nur geschmacklos erscheinen würde.

Nr. 2. Rinaldo d'Asti schließt sich auf einer Reise von Ferrara nach Verona unterwegs einigen Personen an, welche von ihm für Kaufleute gehalten werden, in Wahrheit aber Räuber sind. Da die Unterhaltung unter anderm auch auf das Beten kommt, so erwähnt Rinaldo, daß er auf der Reise immer das Paternoster des heiligen Julian hersage, wodurch er auch stets gute Herberge bei Nacht fände. Die Räuber jedoch erwiedern, daß sie zwar nie dieß Paternoster beteten, daß es sich aber zeigen würde, wer von ihnen diesen Abend das beste Quartier fände. An einem einsamen Orte angelangt, plündern sie ihren Reisegefährten gänzlich aus und laßen ihn nackt und bloß auf der Landstraße, wobei sie ihn noch wegen des heiligen Julian vielfach verspotten. Nachdem Rinaldo sich wieder gefaßt, gelangt er endlich spät in der Nacht zu dem Thore von Castel Guglielmo, einer festen Stadt. Nahe der Mauer nun befindet sich das Haus einer Wittwe, zur Zeit Geliebten des Azzo, Markgrafen von Ferrara, welche, Letzteren erwartend, ihm ein Bad und herrliches Mahl bereitet hat; da sie jedoch die Nachricht erhält, daß er nicht kommen kann und Rinaldo eben jetzt ihre Hülfe in Anspruch nimmt, so bewirthet sie diesen auf das gastfreundlichste und läßt ihn in der darauffolgenden Nacht die Stelle des Markgrafen einnehmen. Inzwischen werden die Räuber noch an demselben Abende ergriffen und in's Gefängniß geworfen, am darauffolgenden Morgen aber hingerichtet.

Der heilige Julian nun stand in besonders hohem Ansehen, weil er seine Verehrer mit guter Herberge versah; in der englischen Ueberschrift seiner Legende führt er den Titel: „Der gute Wirth" (the gode Herberjour) [s. Tyrwhitt zu Chaucer l. c.] und Chaucer giebt in der Canterbury Tales [v. 342.] dem Freisassen (Frankelein) wegen luxuriöser Gastfreundschaft den Titel: „Seint Julian." Als in dem Romane Milles et Amys der junge Anceaume durch den Schwan an's Ufer getragen und von dem Förster gastfreundlich aufgenommen wird, heißt es: qu'il avoit trouvé Sainct Julien a son commandement sans dire patenostre. Dieser Heilige war ursprünglich ein Ritter, welchem ein Hirsch prophezeite, daß er sowohl seinen Vater als seine Mutter tödten würde, was er auch wirklich unwissenderweise that. Als Buße für seine Uebereilung gründete er nachher ein prächtiges Hospital zur Aufnahme von Reisenden, welche als Dank für die Bewirthung aufgefordert wurden für die Seelen seiner unglücklichen Eltern Paternoster zu beten. Die Geschichte des heiligen Julian erzählt das achtzehnte Capitel der Gesta Romanorum und die Legenda Aurea [297]). Diese Novelle des Decamerone gab den Stoff zu La Fontaine's L'Oraison de St. Julien und zu La Motte's Komödie Le Talisman; auch findet sich einige Aehnlichkeit zwischen dieser Novelle und dem alten altenglischen Lustspiele „Die Wittwe" (The Widow), welche das Ergebniß der gemeinsamen Arbeit Ben Johnson's, Fletcher's und Middleton's war. In diesem Stücke nämlich wird der ausgeplünderte und auch seiner Kleider beraubte Ansaldo in dem Hause der Philippa aufgenommen, die ihn zwar nicht kennt,

aber in der Erwartung ihres Geliebten Francisco aufgeblieben ist und für diesen ein Mahl bereit hält [s. Dodsley's Collection vol. XII.][29]).

Nr. 5. Andreuccio, ein Roßhändler aus Perugia, welcher hört daß Neapel für ihn ein günstiger Ort zum Einkaufe sei, begiebt sich nach dieser Stadt. Da er auf dem dortigen Marktplatz seine Börse prahlerischerweise zu wiederholten Malen hervorzieht, so bekömmt ein sizilianisches Frauenzimmer von üblem Rufe Lust zu derselben, und nachdem sie über die Familie Andreuccio's die erforderlichen Nachrichten eingezogen, läßt sie ihn des Abends zu sich holen. Ihr Haus wird bei dieser Gelegenheit als sehr prächtig geschildert; denn das Geräth ist kostbar, die Gemächer sind mit Duft von Rosen und Pomeranzenblüthen erfüllt und ein herrliches Mahl erwartet ihn. Aus dieser und noch einer andern Novelle [8, 10.] Boccaccio's, noch mehr aber aus der zwölften Novelle Fortini's scheint hervorzugehen, daß Frauenzimmer dieses Schlages zu jener Zeit im Süden Italiens auf eine sehr glänzende Weise lebten. Hierauf nun macht sie dem Andreuccio durch eine erlogene Geschichte weiß, daß sie eine von ihm verloren geglaubte Schwester sei, und er willigt ein, die Nacht bei ihr zu bleiben. Nachdem er sich ausgezogen hat, fällt er vermittelst eines Brettes, welches sie absichtlich losgemacht, in die Tiefe eines Ortes, den man immer in eigener Person besuchen muß, worauf die vorgebliche Schwester alsbald von seiner Kleidung und Börse Besitz nimmt. Endlich hilft er sich aus dieser unangenehmen Lage und begiebt sich klüglich an's Meeresufer; unterwegs jedoch begegnet er einigen Dieben, welche eben das Grab eines neapolitanischen Erzbischofs berauben wollten, der an demselben Tage mit vielen Zieraten von Werth, besonders einem kostbaren Ringe war beerdigt worden. Andreuccio theilt ihnen seine Geschichte mit und sie versprechen ihm zum Ersatze für seinen Verlust einen Antheil an der gehofften Beute. Sobald sie daher die Gruft geöffnet haben, muß er hinuntersteigen um den Leichnam zu plündern, bei welcher Veranlaßung er den Ring für sich zurückbehält und seinen Genossen die übrigen Dinge, wie den Bischofsstab, die Mitra u. s. w. hinaufreicht; damit sie jedoch nicht nöthig haben diese mit ihm zu theilen, schließen sie ihn in der Gruft ein. Aus dieser Lage wird er indeß durch einige andere Personen befreit, die in gleicher Absicht in die Kirche einbrechen und kehrt nun in seine Heimath zurück, wobei ihm der kostbare Ring Ersatz gewährt für Alles, was er verloren.

Der erste Theil dieser Geschichte ist in vielen Erzählungen und Romanen nachgeahmt worden, namentlich im Gil Blas [l. 2. c. 4. vgl. weiter unten], wo eine ähnliche List wie die der sizilianischen Buhlerin berichtet wird. Eins der Fabliaux, das den Titel führt: Boivin de Provins (Barbazan vol. 3.) ist der Ursprung aller dieser zahlreichen Nachbildungen, in denen sich unerfahrene Personen durch Frauenzimmer betrügen laßen, die sich für verloren geglaubte Verwandte derselben ausgeben [vgl. Schmidt l. c. S. 8. — Bidermanni Utopia l. II. c. 4—7. 19—24.].

Nr. 7. Ein Sultan von Babylon besitzt eine Tochter, welche für die schönste Prinzessin des Ostens gilt. Da der König von Algarve ihrem Vater einige wichtige Dienste erweist, so sendet Letzterer sie demselben zur Gemahlin, um seine Erkenntlichkeit an den Tag zu legen. Während der Seefahrt erhebt sich ein Sturm und das Schiff, welches die Braut trägt, scheitert an der Küste von Majorka. Die Prinzessin wird durch die Bemühungen des Pericone, eines Edelmannes jener Insel, welcher vom Ufer aus die Gefahr des Schiffes wahrgenommen hatte, gerettet und von demselben in seinem Schlosse gastfreundlich aufgenommen. Es dauert nicht lange, so verliebt er sich in sie, und nachdem er sie bei einem Bankett besonders reichlich mit Wein bedient hat, gewährt sie ihm in der darauffolgenden Nacht das, was sie eigentlich für den König von Algarve aufbewahren sollte. Die Prinzessin kommt hierauf nach und nach in den Besitz des Bruders des Pericone, ferner des Prinzen von Morea, des Herzogs von Athen, des Konstantius, Sohnes des Kaisers von Konstantinopel, des Königs der Türken, Usbek, dann eines der Offiziere Usbeks und endlich eines Kaufmannes, der mit diesem Offiziere befreundet ist. Ihre ersten Liebhaber erwerben sie, indem sie ihre Vorgänger ermorden; später entflieht sie mit ihren Anbetern und endlich wird sie durch Vermächtniß oder Kauf übertragen. Während sie sich nun bei ihrem letzten und am wenigsten vornehmen Beschützer befindet, trifft sie mit einem alten Diener ihres Vaters, Namens Antigonus, zusammen, durch den sie demselben wieder zurückgegeben wird. Da die Prinzessin den Sultan durch eine schlau erdichtete Geschichte glauben macht, sie habe die

ganze Zeit ihrer Abwesenheit in einem christlichen Kloster zugebracht, so nimmt er keinen Anstand, sie ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß dem Könige von Algarve zuzusenden, welcher gleichfalls nicht entdeckt, daß er der neunte Besitzer der Prinzessin ist. — „Ein Mund, welcher geküßt wird, heißt es weiter am Schlusse der Novelle, wird dadurch nicht schlechter, sondern erneut sich vielmehr gleich dem Monde."

Diese Geschichte ist dem Romane des Xenophon Ephesius entnommen [299]) und hat La Fontaine den Stoff zu seiner Fiancée du Roi de Garbe geliefert.

Nr. 8 besitzt keinen besondern Werth oder originelle Erfindung. Die durch die Königin von Frankreich wegen verschmähter Liebe genommene Rache findet sich schon in der Geschichte des Bellerophon, obgleich sie Boccaccio zunächst der des Pier della Broccia und der Dame von Brabant in Dante's Purgat. 6, 19 ff. entliehen hat [300]); dagegen ist ein anderer Theil der Novelle gewiß der Geschichte des Antiochus und der Stratonice entnommen.

Nr. 9. In einer Gesellschaft italienischer Kaufleute, die zufällig in Paris zusammentreffen, rühmt Bernabò von Genua die Tugend seines Weibes Zinevra. Gereizt durch die Zweifelsucht des Ambroginolo, eines der Gegenwärtigen, welcher die Keuschheit der Frauen nicht sehr hoch achtet, wettet er fünftausend Gulden gegen tausend, daß Ambroginolo die Zinevra innerhalb dreier Monate, die er ihm zu diesem Behufe frei giebt, nicht würde verführen können. Nach Abschluß dieser anstößigen Wette begiebt sich Ambroginolo nach Genua und vernimmt bei seiner Ankunft daselbst ein so hohes Lob der Tugend Zinevra's, daß er die Hoffnung sie zu besiegen aufgiebt und, um den Einsatz zu gewinnen, von einer List Gebrauch macht. Er besticht nämlich eine der Dienerinnen der Zinevra und läßt sich dann in einer Kiste in das Zimmer derselben schaffen. In der darauffolgenden Nacht nun setzt er sich in den Besitz einiger der Zinevra zugehörigen Schmucksachen und erlangt zugleich Kenntniß von einem Male auf ihrer linken Brust. Durch dieses betrügerische Verfahren von der Untreue seines Weibes überzeugt bezahlt Bernabò die fünftausend Gulden und begiebt sich auf den Weg nach Genua zurück, schickt aber einen Diener voraus, unter dem Vorwande seine Frau ihm entgegen zu bringen, jedoch mit dem geheimen Auftrage sie unterweges zu ermorden. An einem passenden Orte zur Ausführung des Befehles angelangt, läßt der Diener sie gleichwohl auf ihr Bitten am Leben, indem sie aus dem Lande zu fliehen verspricht, und berichtet dann seinem Herrn, daß er seinem Befehle nachgekommen. Zinevra aber begiebt sich, als Matrose verkleidet, an Bord eines Handelschiffes nach Alexandrien, wo sie nach einiger Zeit in den Dienst des Sultans tritt. Sie erwirbt in einem hohen Grade das Vertrauen ihres Gebieters, der ihr Geschlecht keineswegs muthmaßt und sie nach Akre sendet als Anführer der Wache, welche zum Schutze der Kaufleute während der dortigen Messe bestimmt ist. Unter anderen Sachen sieht sie daselbst auch die aus ihrem Zimmer entwendeten Zieraten im Besitze des Ambroginolo, welcher nach Akre gekommen war, um seinen Waarenvorrath abzusetzen und ihr auf Befragen mittheilt, wie durch Liebeshändel mit einer Dame diese Schmuckgegenstände in seine Hände gekommen waren. Nach Ablauf der Messe überredet sie Ambroginolo, sie nach Alexandrien zu begleiten, und veranlaßt auch ihren Gemahl, vermittelst einiger genuesischen Kaufleute, sich gleichfalls in dieser Stadt niederzulaßen. In Gegenwart dieses und des Sultans wird hierauf Ambroginolo zum Bekenntnisse seines Betruges gebracht und sie selbst entdeckt sich demnächst als die unglückliche Zinevra. Der Verräther wird alsdann mit Honig bestrichen, an einen Pfahl befestigt und allen Heuschrecken Aegyptens Preis gegeben, während Bernabò von dem Sultan mit Geschenken überhäuft in Begleitung seines Weibes nach Genua zurückkehrt.

Man hält diese Novelle für eine der besten des Boccaccio, sie ist jedoch darin mangelhaft, daß der Zorn, den wir über das Benehmen des nichtswürdigen Ambroginolo empfinden sollten, in den Unwillen über die Thorheit und niedrige Gesinnung des Ehemannes verloren geht.

Pope ist der Meinung, daß Shakespeare den Hauptstoff zu seinem Cymbeline der obigen Novelle entliehen habe. Dieß wird in den Anmerkungen zu Johnson's Shakespeare für einen Irrthum erklärt und dagegen behauptet, er sei einer Sammlung von Erzählungen entliehen, welche im Jahre 1603 unter dem Titel: Westward for Smelts herauskamen und von denen die zweite eine Nachahmung von Boccaccio's Novelle ist. Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß der Stoff des

Cymbeline direkt dem Originale oder irgend einer Uebersetzung desselben entnommen wurde, da die Einzelheiten dieses Stückes bei weitem mehr der italienischen Novelle gleichen, als der englischen Nachahmung derselben. So verbirgt sich Shakespeare's Jachimo, welcher der Ambrogiuolo des Decamerone ist, in einer Kiste, der Bösewicht in Westward for Smelts hingegen unter dem Bette der Dame; auch prägt er seinem Gedächtnisse nicht so sehr das Aussehen des Gemaches und der Gemälde ein, wie dieß Ambrogiuolo und Jachimo thun, um ihrer lügnerischen Erzählung einen höhern Grad von Wahrscheinlichkeit zu verleihen. Endlich wird sowohl im Cymbeline als im Decamerone der Betrug durch einen Umstand unterstützt, dessen in Westward for Smelts gar keine Erwähnung geschieht. Sowohl Ambrogiuolo als Jachimo nämlich erzählen dem Ehemanne, daß sie auf der Brust seiner Frau ein gewisses Mal entdeckt haben. „Er bemerkte, heißt es von ersterm, kein anderes Zeichen, welches er berichten konnte, außer einem, welches sie unter der linken Brust hatte; es war dieß ein Mal, um welches sich einige kleine goldfarbige Haare befanden;" und Jachimo findet, nachdem er den Koffer verlaßen, im Verlaufe seiner Untersuchung

„. . . auf
Der linken Brust ein Mal, fünfsprenklich wie
Die rothen Tropfen in dem Schooß der Primel."
Akt II. Sc. 2.;

und wiederum heißt es, wo er Posthumus anredet:

„. . . Wenn ihr fordert
Noch stärk're Proben, unter ihrer Brust
(So werth des Druckes) ist ein Mal" u. s. w.
Akt II. Sc. 4.

Shakespeare ist den einzelnen Ereignissen der Novelle sehr genau gefolgt, hat aber nach der Bemerkung eines scharfsinnigen geschmackvollen Kritikers, die Scenen und Charaktere auf höchst unüberlegte Weise verändert und die Sitten einer Kaufmannsfrau und zweier berauschten italienischen Handelsleute sind auf eine Prinzessin, einen britischen Helden und einen edlen Römer übertragen worden. Die geringen Abweichungen von dem Originale aber scheinen nicht eben Verbesserungen zu sein. So bewirkt im Decamerone der nichtswürdige Ambrogiuolo Alles durch List und Bestechung; Jachimo aber wird von Posthumus der Prinzessin empfohlen. Dieß bringt auf den Ehemann eine noch größere Schmach und außerdem auch ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß die so streng bewachte Imogen mit einem Fremden, welcher von dem Wohnorte ihres verbannten Gemahles kommt, eine Unterredung haben kann. Im Boccaccio bewegt Zinevra den Diener durch ihr Bitten, sie entfliehen zu laßen; der Vertraute des Posthumus hingegen hat diesen Entschluß schon gefaßt, ehe er Imogen aus dem Palaste ihres Vaters fortbringt. Dieser vorherbedachte Ungehorsam gegen die Befehle seines Herrn veranlaßt Imogen zu der sehr richtigen Frage:

„. . . Warum denn
Giengst Du es ein? und maßest so viel Meilen
Unnütz, mit diesem Vorwand? Kam'st hierher?
Wozu dieß Thun von Dir und mir? Ermüdung
Der Rosse?" —
Akt III. Sc. 4.

Nachdem der Imogen das Leben geschenkt ist, geht Shakespeare gänzlich von der Novelle ab und der übrige Theil des Stückes gereicht seiner Erfindungsgabe vielleicht eben so wenig zur Ehre, als die vorhergehenden Scenen seinem Urtheile. „Wollte man, sagt Johnson, die Thorheit der Dichtung, die Ungereimtheit der Ausführung, die Untereinandermischung der Sitten verschiedener Zeiten, endlich die Unmöglichkeit der Ereignisse unter irgend welchen Lebensverhältnissen darthun, so wäre dieß eine Verschwendung der Kritik an die kraftloseste Schwäche und an Fehler, die für die Entdeckung zu augenscheinlich sind und nicht zu hart getadelt werden können." [s. Schmidt l. c. S. 13 ff.; Simrock Quellen des Shakesp. 3, 205 ff. — v. d. Hagen Ges. Abent. Nr. 68. Timoneda Patrañas No. 15. Einen ähnlichen Stoff behandelt auch Lope de Rueda's Comedia Eufemia s. Schack Gesch. d. dram. Lit. in Spanien 1, 223.][200a]).

Nr. 10 ist La Fontaine's Calendrier des Vieillards. Das Schlußereigniß entspricht einem ähnlichen in der Geschichte D'un Tailleur et de sa Femme in den Vierzig Vezieren [vgl. Loiseleur Deslongchamps Fables Ind. p. 174.].

An den zwei folgenden Tagen, einem Freitag und einem Sonnabend, werden keine Geschichten vorgetragen, da ersterer wegen der Leiden Christi

und letzterer als Fasttag zu Ehren der heiligen Jungfrau in besonderm Ansehen standen. Die Gesellschaft setzt daher das Erzählen der Novellen bis zum Sonntag aus und beschließt, sich nach einem andern Palaste in der Nachbarschaft zu begeben, wo gehörige Vorbereitungen zu ihrem Empfange waren gemacht worden.

Tag III beginnt mit einer Schilderung des neuen Aufenthaltes, an welchem die Gesellschaft sich zur Zeit befindet. Es war dieß nämlich ein herrlicher Palast, der sich auf einer Anhöhe mitten in einer Ebene erhob und geräumige Säle und Zimmer enthielt, die mit Allem, was irgend Ergötzen gewähren konnte, ausgeschmückt waren. Unten bemerkten sie die freundlichen Hofräume, die mit den auserlesensten Weinen angefüllten Keller und die kühlen wasserreichen Quellen, welche überall hervorsprudelten. Von dort begeben sie sich, um auszuruhen, nach einer schönen Gallerie, die oberhalb des Hofes umherlief und mit allen Blumen und Gesträuchen der Jahreszeit geschmückt war. Hierauf betreten sie den Garten, der an den Palast stößt. Rund um diesen paradiesischen Ort und durch die Mitte desselben zogen sich breite Alleeen, umgeben von Weinstöcken, die eine reiche Aernte versprachen und, da sie sich eben in voller Blüthe befanden, einen so köstlichen Geruch verbreiteten, daß dieser im Vereine mit den übrigen Blumen des Gartens mit dem Dufte der frischen Gewürze des Ostens wetteiferte. Die Seiten der Alleeen waren mit Jasmin und Rosen eingehegt, deren lieblicher Schatten nicht nur die Strahlen der Morgensonne abwehrte, sondern selbst am Mittage Schutz verlieh. In der Mitte dieses Gartens befand sich eine grüne Flur, welche von tausenderlei Blumen wie mit einem bunten Teppiche bedeckt und von zahlreichen Pomeranzenbäumen umgeben war, deren Zweige, zugleich Blüthen und Früchte tragend, eine erquickende Erfrischung und lieblichen Wohlgeruch gewährten. Ein Springbrunnen von weißem Marmor und mit wunderbarer Kunst gearbeitet schmückte die Mitte dieser Au und aus einer Figur, die auf einer Säule in dem Springbrunnen stand, sprudelte hoch ein Wasserstrahl empor, der dann wieder mit lieblichem Plätschern in das darunterbefindliche Becken zurückfiel, dessen überfließendes Wasser vermittelst unterirdischer Kanäle durch die Wiese hin nach dem Garten geleitet wurde und alle Theile desselben bewässerte, worauf es sich wieder vereinend in einem klaren Strom in die Ebene hinunterrauschte. In diesem herrlichen Garten fanden sich außerdem auch mancherlei Arten von Thieren, Hirsche und Rehe streiften daselbst frei umher oder ruhten auf dem sammetweichen Rasen, und die Vögel ließen mit einander wetteifernd oder sich gleichsam gegenseitig antwortend ihre mannigfachen Gesänge erschallen.

Jener Springbrunnen nun wird als der angenehmste Ort von der Gesellschaft auserwählt, um in der Nähe desselben ihre Novellen weiterzuerzählen, deren Gegenstand wiederum die Wechselfälle des Glückes sein sollen und zwar besonders derer, die durch eifriges Bestreben etwas sehr Gewünschtes erreichen oder etwas Verlorenes wiedererlangen.

Nr. 1. Der Gärtner eines Klosters, welches aus acht Nonnen und einer Aebtissin bestand, giebt sein Amt auf, und beklagt sich, in sein Dorf zurückgekehrt, gegen einen ihm befreundeten jungen Landmann, Namens Masetto, sowohl über den geringen Lohn, den er erhalten, als auch über die Launenhaftigkeit seiner Gebieterinnen. Weit entfernt sich hierdurch entmuthigen zu laßen, beschließt vielmehr Masetto sich um die Stelle zu bewerben, und um wegen seiner Jugend und seines hübschen Aussehens nicht abgewiesen zu werden, giebt er sich für stumm aus, worauf ihn auch wirklich der Klostermeier in Dienst nimmt. Einige Zeit lang bestellt er den Garten auf eine für die acht Nonnen und endlich auch für die Aebtissin selbst höchst befriedigende Weise; zuletzt jedoch bricht er eines Tages zu ihrem äußersten Erstaunen sein Stillschweigen und beklagt sich über die ihm auferlegte Extraarbeit, in Folge wovon eine Verständigung eintritt und die Nonnen ihm einen Theil seiner mannigfachen Pflichten erlaßen. Beim Tode des Klostermeiers erhält Masetto seine Stelle und man glaubte allgemein in der Umgegend, daß er durch die Fürbitten der Schwestern zu dem Schutzpatrone ihres Klosters die Sprache wiedererhalten hätte.

Diese Geschichte hat Boccaccio den Cento Novelle Antiche [301]) entliehen, statt der Gräfin und ihrer Zofen aber eine Aebtissin und ihre Nonnen substituiert und so zum großen Anstoße Vanozzi's heiligen Personen zugeschrieben, was sein Vorgänger nur profanen beilegt (s. dessen Miscell. Lett. vol. I. p. 580.). — Die Geschichte

des Decamerone ist der Mazet de Lamporecchio des La Fontaine.

Nr. 2. Ein Stallknecht des lombardischen Königs Agilulf verliebt sich in seine Gebieterin, die Königin Theudelinde. Da er wohl weiß, daß er von einer offenen Liebeserklärung nichts zu hoffen hat, so beschließt er durch List die Befriedigung seiner Wünsche zu erlangen. Es ist ihm nämlich bekannt, daß der König bloß zu einer gewissen Zeit der Nacht sich in das Zimmer seiner Gemahlin begiebt, weswegen der verliebte Pferdewärter sich einen Mantel, der dem von dem Könige bei diesen Gelegenheiten gebrauchten gleich ist, verschafft, nach der Weise desselben auch noch eine Kerze und eine Gerte mit welcher jener an die Thür zu klopfen pflegt, in die Hand nimmt, und außerdem noch durch eine große körperliche Aehnlichkeit unterstützt, von der schlaftrunkenen Kammerfrau ohne Weiteres Zutritt in das Gemach der Königin erhält. Nachdem er bei dieser die Rolle ihres Gemahles zu Ende gespielt und sich eben in sein Bett zurückbegeben hat, erscheint der wahre König, der alsbald merkt, was vorgefallen ist, da seine Gemahlin ihre Verwunderung über seine so rasche Rückkehr ausdrückt. Der König begiebt sich ohne Zögern in den Saal, in welchem alle seine Dienstleute schlafen, um den Thäter durch das Pochen des Herzens zu entdecken. Aufregung und Furcht verrathen diesen auch wirklich und der König schneidet ihm eine über dem Ohr befindliche Locke ab, um ihn am nächsten Morgen zu erkennen, welche Absicht jedoch vereitelt wird, da nach seinem Weggehen der Stallknecht allen übrigen Schlafenden eine gleiche Locke abschneidet und so der Strafe entgeht[302]).

In dem vierzigsten Capitel der Gesta Romanorum, welches aus dem Macrobius sein soll[303]), wird die Untreue einer Frau durch das Fühlen des Pulses während der Unterhaltung entdeckt [vgl. Schmidt l. c. S. 13.]; eine der Novelle des Boccaccio weit mehr entsprechende Geschichte findet sich jedoch in Hebers' französischem Reimroman von den Sieben Weisen Meistern[304]), obgleich sie nicht in dem griechischen Syntipas enthalten ist. Das unmittelbare Original des Boccaccio war jedoch die achtundneunzigste Erzählung in den Cento Novelle Antiche, so wie er seinerseits wieder von La Fontaine in seinem Muletier nachgeahmt wurde. Giannone (Storia Civile di Napoli, lib. 4. c. 5.) tadelt den Boccaccio nicht mit Unrecht, daß er diese Geschichte ohne Anlaß, Recht und historische Begründung von der frommen Königin Theudelinda erzählt, „einer Fürstin, die durch ihre hohen Geistesgaben und ihre seltene höchst rühmenswerthe Frömmigkeit unter die berühmtesten Frauen der Welt zu rechnen ist und es nicht verdiente, daß Boccaccio in seinem Decamerone sie zum Gegenstande einer solchen Geschichte machte.“

Nr. 3. Eine schöne Frau, das Weib eines Tuchmachers in Florenz, verliebte sich in einen schönen Mann derselben Stadt. Um ihn von ihrer Leidenschaft in Kenntniß zu setzen, beklagt sie sich bei einem mit ihm befreundeten Klostergeistlichen während der Beichte, daß er ihr auf der Straße auflauere oder mit ihr von dem gegenüberliegenden Fenster aus liebäugle, und bittet schließlich den Beichtvater ihm einen Verweis zu geben. Dieser thut es auch den folgenden Tag und sein Freund, der da rasch merkt, um was es sich handelt, benützt den Wink und macht der Frau des Tuchwirkers auf die gewünschte Weise den Hof, hat jedoch keine Gelegenheit mit ihr zu sprechen. Um ihn noch weiter zu ermuthigen, überschickt sie ihm wiederum vermittelst des Mönches eine Börse und einen Gürtel, welche er, wie sie sagt, die Kühnheit hatte ihr zu senden, die sie jedoch mit gutem Gewissen nicht behalten könne. Zuletzt klagt sie dem Beichtvater, daß sein Freund, da ihr Mann nach Genua gereist sei, in ihren Garten gedrungen und mit Hülfe eines Baumes in ihr Fenster gestiegen. Wie gewöhnlich erhält er von dem Pater einen Verweis, erfährt jedoch dabei, was ihm zu wissen Noth thut, und schwingt sich auf dem angewiesenen Wege in das zu seinem Empfange geöffnete Fenster.

Diese Geschichte findet sich in des Heinrich Stephanus Apologie pour Hérodote [ch. 15, 30]. Sie wird dort von einer Dame aus Orleans erzählt, welche sich auf gleiche Weise ihres Beichtvaters bediente, um einen Schüler, in den sie sich verliebt, in ihre Umarmungen zu locken. Die Erzählung des Boccaccio hat Molière den Stoff zu seiner Ecole des Maris geliefert, wo Isabelle dadurch, daß sie sich bei ihrem Vormunde Sganarelle eben so beklagt, wie die Frau des Tuchmachers bei ihrem Beichtvater, mit ihrem Liebhaber einen Briefwechsel anknüpft und ihn endlich heirathet. Otway's Lustspiel: „Soldatenglück“ (the Soldier's Fortune), wo Lady Dunce

ihren Mann dazu gebraucht ihrem Anbeter, dem Kapitain Belguard, einen Ring nebst Brief einzuhändigen, ist auch aus der obigen Novelle des Decamerone entsprungen [Schmidt S. 15 ff. Du Meril S. 347; Bonav. Desperriers, Contes N. 114. Aehnlich v. d. Hagen Ges. Abent. Nr. 14.].

Nr. 4 ist eine sehr alberne Geschichte.

Nr. 5 ist der Magnifique des La Fontaine, hat auch dem La Motte den Stoff zu einem Drama geliefert und gleichermaßen, wie es scheint, Anlaß zu einer Scene in Ben Jonson's Lustspiel: „Der Teufel ist ein Esel“ (The Devil is an Ass), gegeben, wo Wittipol von einem Ehemanne für einen Mantel die Erlaubniß erhält, der Frau desselben eine Viertelstunde lang den Hof machen zu dürfen. [Du Meril l. c. p. 347.].

Nr. 6. Ricciardo Minutolo, ein vornehmer und reicher junger Mann zu Neapel, verliebt sich in Catella, die schönste Frau jener Stadt. Da er weiß, daß sie auf ihren Mann eifersüchtig ist, so thut er, als ob er einen Liebeshandel zwischen diesem und seinem eigenen Weibe entdeckt hätte, und räth der Catella, um sich davon zu überzeugen, sich am folgenden Tage nach einem Bade zu begeben, wo sie zusammentreffen wollten und dort die Rolle der Frau zu spielen, welcher das Rendezvous galt. Catella befolgt diesen Rath und wird von Minutolo in einem dunkeln Zimmer des Bades empfangen, woselbst sie, wie sie glaubt, die vollste Ueberzeugung von der Untreue ihres Gemahls erhält und ihn alsdann mit Vorwürfen überhäuft, aber aus aller Fassung kommt, als sie statt der erwarteten Entschuldigungen desselben die verliebten Entschuldigungen Minutolo's vernimmt.

Ich glaube nicht, daß diese Geschichte in den Sammlungen des Le Grand oder Barbazan anzutreffen ist, hege aber nur geringen Zweifel, daß sie sich unter den bisher noch nicht herausgegebenen Fabliaux befindet. Der Stoff dieser Erzählung ist jedenfalls bei späteren Novellisten sehr beliebt gewesen und entspricht zum Beispiel einer Geschichte des Sacchetti[305]) und der vierten Novelle der vierten Dekade des Cinthio. Auch La Fontaine hat sie in seinem Richard Minutolo versifiziert.

Nr. 7 und 8 sind nur unbedeutende Geschichten. Die letztere ist Feronde ou le Purgatoire des La Fontaine und hat den Stoff zu einer komischen Scene in Southern's „Verhängnißvoller Heirath“ (the fatal Marriage) hergegeben, wo dem Fernando weiß gemacht wird, er wäre todt, begraben und im Fegefeuer gewesen, ein Zug, welcher in Garrick's Bearbeitung dieses Stückes für die Bühne ausgelaßen ist [Schmidt l. c. S. 24 ff. — Aehnlich ist Nr. 45 in v. d. Hagens Ges. Abent.].

Nr. 9. Giletta di Narbona, die Tochter des Leibarztes des Grafen von Roussillon, hatte fast seit ihrer frühesten Kindheit den Sohn des Grafen, Namens Beltram, zum Gegenstande ihrer Neigung gemacht. Beim Tode seines Vaters begab sich Beltram an den Hof des Königs von Frankreich, seines Vormundes, während Giletta sehr betrübt zurückblieb. Inzwischen verbreitete sich das Gerücht, der König sei in eine Krankheit verfallen, die der Geschicklichkeit aller Aerzte Trotz bot, so daß Giletta, welche in die Geheimnisse der Kunst ihres Vaters eingeweiht war, in Folge dessen nach Paris geht und wirklich die Heilung des Königs bewirkt. Zur Belohnung dafür verspricht der König ihr den Gemahl zu geben, den sie nur irgend wünsche, und sie verlangt demgemäß die Frau Beltram's von Roussillon zu werden. Unwillig über den ihm von dem Könige angethanen Zwang, begiebt der Graf sich bald nach der Vermählung nach Toskana während seine junge Gemahlin nach Roussillon, zurückkehrt und dort die Regierung des Landes übernimmt. Von dort aus sendet sie auch eine Versöhnung suchende Botschaft an Beltram, erhält jedoch zur Antwort, daß er sie nie für seine Frau betrachten würde, bis sie einen Sohn von ihm hätte und den Besitz eines Lieblingsringes erlange, den er beständig am Finger trug. Um diesen Bedingungen, deren Erfüllung der Graf für unmöglich hielt, nachzukommen, macht sich Giletta auf den Weg nach Florenz und erfährt bei ihrer Ankunft daselbst, daß sich ihr Gemahl in ein junges Frauenzimmer verliebt hätte, die sich in sehr beschränkten Umständen befand. Giletta trifft mit der Mutter derselben ein Uebereinkommen, in Folge dessen diese den Grafen wissen läßt, daß ihre Tochter ihn in der folgenden Nacht bei sich empfangen würde, wenn er ihr vorher seinen Ring als Zeichen seiner Zuneigung übersende. Nachdem Giletta so in den Besitz dieses wichtigen Gegenstandes gelangt ist, übernimmt sie demnächst die Rolle des jungen Frauenzimmers, in die der Graf verliebt ist. Bald darauf kehrt Beltram in seine Staaten zurück und auch Giletta begiebt sich zu gehöriger Zeit nach Roussillon,

woselbst sie während eines großen Festes anlangt und dem Grafen seinen Ring und zwei Söhne, die sie geboren, überreicht, so daß er sie in Folge dessen als seine Gemahlin anerkennt.

Boccaccio hat nun zwar in dieser Novelle bedeutendes Genie und Erfindungsgabe an den Tag gelegt, jedoch fällt es dem Leser schwer sich mit dem Charakter der Heldin zu befreunden oder ihre Gefühle zu billigen. In Betracht der Ungleichheit des Standes und der Geburt, ist es vielleicht unzart von ihr, einen Mann als Gemahl zu verlangen, der ihr seine Zuneigung weder erklärt noch sonst wie bewiesen hat; gewiß aber überschreitet sie alle Grenzen des weiblichen Anstandes, daß sie so hartnäckig auf einer Vermählung besteht, gegen die der Graf einen so unüberwindlichen Widerwillen bekundet. Sein endliches Nachgeben zeugt aber von eben so niedriger Gesinnung von seiner Seite, wie ihre Unbeugsamkeit von einem Mangel an Edelmuth von der ihrigen, um so mehr als er entschlossen ist, sie nicht anzuerkennen und zu verlaßen. Nach dieser erzwungenen und unvollkommenen Vereinigung hält sie sich für berechtigt von den Erbgütern ihres Gemahles Besitz zu nehmen, während sie weiß, daß dieser in fremden Landen umherirrt und sie die Ursache seiner Verbannung ist [306]). Auch die absurden Bedingungen Beltrams sind zu offenbar zum Zwecke ihrer Erfüllung erdacht. Als Giletta in Florenz ankommt um ihnen nachzukommen, findet sie nicht nur daß die Gleichgültigkeit ihres Gemahles noch fortdauert, sondern daß er seine Neigung sogar einem andern Gegenstande geschenkt hat, und dennoch erwacht weder ihr Stolz noch ihre Eifersucht; sie sucht vielmehr in dem Hause ihrer Nebenbuhlerin Zutritt zu erlangen und nimmt zu einer List Zuflucht, deren Erfolg für Beltram weder von Seiten des Rechts noch der Ehre bindend sein konnte. Der Triumph und die Grafenkrone, die sie dadurch erlangte, konnte ihr nur geringe Freude gewähren und sie mußte ihre frühere Selbsterniederung entweder durch das Aufgeben aller Anrechte an ihren Gemahl gut machen oder doch wenigstens dadurch, daß sie sich seine Liebe durch ihre Schönheit oder ihre Tugenden erwarb.

Shakespeare hat diese Geschichte mitsammt allen ihren Unvollkommenheiten seinem Lustspiele „Ende gut, Alles gut" zu Grunde gelegt. Er lernte sie wahrscheinlich vermittelst Painter's „Giletta von Narbonne" kennen, welche sich in dem 1569 erschienenen Palace of Pleasure (Palast des Vergnügens) befindet (Vol. I. p. 90.). Die einleitenden Umstände sind in dem Lustspiele und der Novelle gleich, die Katastrophe in dem erstern ist jedoch sehr in die Länge gezogen. Nachdem nämlich Helena, die Giletta der Novelle, sich in den Besitz eines der von ihr geforderten Dinge gesetzt hat und im Begriff ist die Erfüllung der zweiten Bedingung möglich zu machen, verbreitet sie zweckloserweise das Gerücht ihres Todes, in Folge dessen ihr Gemahl für ihren Mörder gehalten und in den Kerker geworfen wird. Auch finden wir die unnützen Zuthaten der nachträglich projektierten Heirath des Grafen mit der Tochter eines französischen Edelmannes und des Erscheinens der Diana, seiner florentinischen Geliebten, bei Hofe, um ihn als ihren Gemahl in Anspruch zu nehmen. Auch hat Shakespeare noch seine gewöhnlichen Charaktere, die eines Lustigmachers und eines prahlerischen Feiglings hinzugefügt. „Die Geschichte des Beltram und der Diana, sagt Johnson, war vorher schon in Betreff Mariana's und Angelo's erzählt worden [s. weiter unten zu Cintio 8, 5.] und, die Wahrheit zugestehen, verdiente sie es kaum, ein zweites Mal gehört zu werden." Auch ist der Stoff zu einem der ältesten Lustspiele, betitelt „Virginia," welche von Bernardo Accolti geschrieben und 1513 gedruckt wurde, der Novelle Boccaccio's entnommen und nur wenig abgeändert worden, wie aus der vorangehenden Inhaltsanzeige erhellt.

„Virginia heilt den König und zum Lohn
Will sie des Fürsten von Salerno Hand.
Doch knüpft durch Zwang er nur der Ehe Band
Und ist auf immer dann von ihr geflohn.
Sie schreibt und fleht, zu mildern doch sein Drohn;
Doch will der Fürst, von schwerem Zorn entbrannt,
Sie thu', damit er kehr' in's Heimathland,
Was ihm unmöglich scheint, als spräch er Hohn.
Doch sie zieht hin, verkleidet und allein,
Und führet aus, das kluge Frauenbild,
Was immer auch unmöglich schien zu sein;
So daß der Fürst, von Staunen hoch erfüllt,
Ihr seine Gnad' und Gunst wohl muß verleihn
Und ihre Lieb' mit Liebe dann vergilt."

[S. auch Gräße Sagenkreise S. 377 ff. — Basile Pentamerone Nr. 46.].

nicht etwa in Folge dessen vom Pöbel gestürmt und geplündert würde, wozu letzterer ganz besonders geneigt gewesen zu sein scheint. Ciappelletto bittet sie also nach einem Priester zu schicken und sich weiter keine Sorgen zu machen, da er eine vollkommen zufriedenstellende Beichte verrichten würde. Der heilige Mann kommt also und fragt Ciappelletto unter Anderm, ob er etwa je die Sünde der Völlerei auf sich geladen. Der Sterbende antwortet unter tiefem Stöhnen, daß er oftmals nach langem Fasten Brot und Wasser mit zu großem Wohlgefallen und Appetit genossen, besonders wenn er vom Gebete oder auf Pilgerfahrten ermüdet gewesen wäre. Hierauf fragt ihn der Priester, ob er sich je habe vom Zorne hinreißen laßen, worauf Ciappelletto erwiedert, daß er allerdings oft Regungen des Unwillens empfunden, wann er junge Leute fluchen hörte oder sie Wirthshäuser besuchen und sich den Thorheiten und der Eitelkeit der Welt ergeben sah. Aehnliche Antworten nun erhält der Priester auf alle Fragen, und schließlich, da der Beichtende eben die Absolution erhalten soll, bekennt er noch unter tiefem Stöhnen und anderen Zeichen der Reue, daß er ein Mal in seinem Leben in einer Kirche ausgespuckt und ein anderes Mal sein Haus an einem Feiertage von seiner Magd habe fegen laßen. Alles dieß hören die Wucherer, die sich hinter einer Bretterwand befinden, zu ihrer großen Belustigung mit an und der fromme Mönch, erstaunt über die Heiligkeit des Beichtenden, ertheilt ihm alsobald Absolution und seinen Segen. Bald darauf stirbt Ciappelletto und sein Beichtvater setzt in einem deshalb berufenen Capitel seine Brüder von dem heiligen Leben des Verstorbenen in Kenntniß. Die Brüderschaft wacht daher bei dem Leichnam in der darauffolgenden Nacht und bringt ihn den andern Morgen, in ihre Chorröcke und Chorhemden gekleidet, mit großer Feierlichkeit nach der Kapelle ihres Klosters, woselbst vor den sterblichen Ueberresten Ciappelletto's eine Leichenpredigt gehalten und die Keuschheit und das strenge Leben des Verstorbenen gehörig gepriesen wird. Die Wirkung dieser Predigt aber ist so groß, daß die Zuhörer bei Beendigung des Gottesdienstes die Leichengewänder des Todten in Stücke reißen und als kostbare Reliquien aufbewahren; so wie auch nach der Beerdigung desselben die ganze Umgegend lange Zeit an seinem Grabe ihre Andacht verrichtete und der heilige Ciappelletto sogar als Wunderthäter verehrt wurde.

Diese Geschichte nun scheint eine Satyre gegen die römische Kirche zu enthalten, die eine so große Zahl unwürdiger Personen kanonisiert hat. Zwar bildet sie keinen besonders ausgezeichneten Anfang des Decamerone, jedoch ist es belustigend die tiefe Zerknirschung Ciappelletto's über unbedeutende Dinge zu sehen, nachdem wir kurz vorher das lange Verzeichniß schwerer Verbrechen gelesen, womit die Novelle beginnt.

Die Geschichte des Ciappelletto ist eine von denen im Decamerone, von denen Manni glaubt, daß sie sich auf Thatsachen gründen; jedoch bringt er hiervon keinen andern Beweis, als daß im Jahre 1300 ein Mann, Namens Musciatto Franzesi, wirklich, wie in der Novelle erzählt wird, sich bei dem Bruder des Königs von Frankreich aufhielt.

Nr. 2. Giannotto, ein Seidenwaarenkaufmann zu Paris, hat einen sehr vertrauten Freund jüdischen Glaubens, Namens Abraham, den er zum Christenthume herüberzuziehen sucht. Nach vielem Bitten und Disputieren verspricht Abraham seine Religion zu ändern, wenn ihm nach einem Aufenthalte in Rom die Sittlichkeit und das Betragen der Geistlichkeit die Ueberzeugung gewähre, daß der Glaube seines Freundes besser sei als der seinige. Dieser Absicht widersetzt sich Giannotto, welcher die Folgen fürchtet, wenn sein Freund den ruchlosen Lebenswandel der obersten Würdenträger der Kirche mit eigenen Augen sähe. Abraham beharrt jedoch auf seinem Vorsatze, und findet bei seiner Ankunft in Rom sowohl den Papst als den Kardinal und die Prälaten in Völlerei, Trunksucht und allen andern noch so abscheulichen Lastern versenkt. Hierauf nach Paris zurückgekehrt, erklärt er dem Giannotto seinen Entschluß sich taufen zu laßen, und zwar weil er überzeugt sei, daß eine Religion, welche trotz der Verworfenheit ihrer Diener so lange geblüht und sich über die ganze Erde verbreitet hätte, die einzig wahre sein und ihr der heilige Geist inne wohnen müße.

Auch diese Geschichte soll sich auf einen wirklichen Vorfall gründen, wie Benvenuto da Imola in seinem Kommentar über Dante erzählt, welcher 1376 geschrieben, aber niemals gedruckt wurde außer einigen Stellen, die Muratori im

ersten Bande seiner Antiquitates Medii Aevi anführt [294]).

Wegen des strengen Tadels gegen die Kirche, den diese und die vorhergehende Novelle enthält, wurden sie auf Befehl des Tridentiner Conciliums bedeutend umgeändert.

Nr. 3. Der Sultan Saladin wünscht von einem reichen aber geizigen Juden zu Alexandrien eine große Summe Geldes zu leihen und läßt ihn daher zu sich rufen. Da er voraus weiß, daß der Jude das Geld nicht bereitwillig hergeben würde, er ihn aber nicht dazu zwingen will, so beschließt er ihm eine Schlinge zu legen und ihn zu fragen, ob er die mahomedanische, die christliche oder die jüdische Religion für die wahre halte. Als Antwort hierauf erzählt der Jude die bekannte Geschichte von dem Manne, welcher einen Ring besaß, der in der Familie dem jedesmaligen Inhaber auch zugleich das sämmtliche Erbe verlieh. Da nun der gegenwärtige Besitzer drei Söhne hatte und jeder derselben in ihn drang ihm den Ring zu verleihen, so ließ er heimlich noch zwei andere ganz gleiche machen und gab jedem der Söhne immer ohne Wissen der anderen beiden einen der drei Ringe. Als er nun starb, war es unmoglich zu entdecken, wer der rechtmäßige Erbe war. „Eben so auch, fährt dann der Jude fort, kann man nicht sagen, welche von den drei Religionen, die der himmlische Vater uns und den Christen verliehen hat, die wahre sei. Jede hält sich für die Erbin Gottes und glaubt seinen Geboten zu gehorchen; welches aber das reine Gesetz ist, bleibt bis jetzt noch unentschieden.“ — Dem Sultan gefällt der sinnreiche Einfall des Juden so sehr, daß er ihm offen die Schlinge gesteht, die er ihm gelegt, und ihm fortan hohe Gunst erweist, dafür aber auch die gewünschte Summe Geld dargeliehen erhält.

Die meisten Geschichten nun, welche einen Spott gegen die christliche Religion zu enthalten scheinen, kamen von den Juden und Arabern Spaniens, und so ist wahrscheinlich auch die gegenwärtige Novelle Boccaccio's irgend einer rabbinischen Tradition entsprungen. In dem Schebet Juda, einem hebräischen Werke des Salomon Ben Virga, welches später von Gentius in's Lateinische übertragen wurde und die Geschichte des jüdischen Volkes von der Zerstörung des Tempels bis auf die Zeit des Verfassers enthält, wird in demjenigen Theile des Werkes, welches die Judenverfolgungen in Spanien beschreibt, eine Unterhaltung mitgetheilt, welche zwischen Pedro dem Aelteren, dem Könige dieses Landes, und dem Juden Ephraim Sanchus Statt fand. Pedro nämlich fragte den Juden, um ihm eine Schlinge zu legen, ob die jüdische oder christliche Religion die wahre sei. Der Jude bat um drei Tage Bedenkzeit und erzählte dem Könige nach Verlaufe derselben, daß „einer seiner Nachbarn unlängst verreist wäre und jedem seiner Söhne einen Edelstein zurückgelaßen habe; da man ihn nun aufgefordert zu entscheiden, welches von diesen Kleinoden den größten Werth besäße, habe er gerathen, die Entscheidung bis zur Rückkunft des Vaters aufzuschieben. „Ganz eben so, fuhr nun der Jude fort, fragst du ob der Edelstein, den Jakob, oder der, den Esau empfieng, kostbarer sei; meiner Meinung aber müßte man unserm himmlischen Vater die Entscheidung hierüber überlaßen.“ Der Schebet Juda wurde nun zwar, wie ich glaube, fast erst hundert Jahre nach dem Erscheinen des Decamerone geschrieben, indeß waren die darin erzählten Geschichten schon lange vorher unter den jüdischen Rabbinen in Umlauf gewesen. Diesen entnahm auch wahrscheinlich der Verfasser der Gesta Romanorum die Erzählung von den drei Ringen, welche das 89. Capitel derselben enthält; aus den Gesta gieng es in die Cento Novelle Antiche [295]) über, deren 72ste Geschichte wahrscheinlich die unmittelbare Quelle des Boccaccio gewesen ist.

In den Menagiana [4, 406: Amsterd. 1716] wird erzählt, es hätten Einige geglaubt, daß Boccaccio's Novelle von den drei Ringen zu dem Gerüchte von dem Vorhandensein des Buches: „Von den drei Betrügern“ (De tribus Impostoribus) [296]) Veranlaßung gegeben, und Frau von Staël in ihrem Werke über Deutschland bemerkt, daß Lessing, der große Begründer des deutschen Drama's, seinem „Nathan der Weise“ die Erzählung Boccaccio's zu Grunde gelegt habe.

Nr. 4. Ein junger Mönch aus einem Kloster in der Nachbarschaft von Florenz, bewegt ein Landmädchen, dem er auf einem Spaziergange begegnet, ihm in seine Zelle zu folgen. Dort belauscht ihn der Abt, der sich hierauf der Thür mehr nähert, um besser hören zu können. Der Mönch vernimmt aber das Geräusch der Füße und, durch einen Ritz guckend, erblickt er seinen Vorgesetzten am Eingange. Um sich nun von der Strafe zu befreien, beschließt er den Abt in

Versuchung zu führen, und unter dem Vorwande, daß er ausgehen wolle, übergiebt er dem Abte, wie gewöhnlich, die Schlüssel seiner Zelle. Der Abt begiebt sich ohne Verzug hinein und der Mönch, welcher statt wegzugehen sich in dem Gange verborgen hatte, erhält so reichlichen Stoff die ihm gemachten Vorwürfe zurückzugeben. — Ich wundere mich, daß La Fontaine diese Novelle nicht versifiziert hat, da sie ganz im Geschmacke derjenigen Geschichten ist, die er gern zu bearbeiten pflegte.

Die sechs übrigen Erzählungen des ersten Tages bestehen bloß aus sinnreich sein sollenden Reden, von denen wir einigen die wunderbarsten Wirkungen zuschreiben sehen. Es giebt aber nichts Lächerlicheres als glauben machen wollen, daß ein Charakter gänzlich verändert und wie in der achten Novelle ein Geiziger freigebig oder wie in der neunten ein träger Mensch thätig gemacht werden könne vermittelst einer Antwort, die selbst für das gewöhnlichste Anekdotenbuch zu abgeschmackt sein würde [296a]).

Der Abend des ersten Tages wird mit Gesang und Tanz zugebracht und eine neue Königin oder Festordnerin gewählt.

Tag II. enthält Geschichten von Solchen, denen es nach mannigfachen Unfällen endlich wider alle Erwartung glücklich ergeht.

Der Werth der ersten Geschichte beruht hauptsächlich auf der Art, in der sie erzählt ist, so daß sie trotz der Komik und Lebendigkeit des Originals dennoch in einer abgekürzten Uebersetzung nur geschmacklos erscheinen würde.

Nr. 2. Rinaldo d'Asti schließt sich auf einer Reise von Ferrara nach Verona unterwegs einigen Personen an, welche von ihm für Kaufleute gehalten werden, in Wahrheit aber Räuber sind. Da die Unterhaltung unter anderm auch auf das Beten kommt, so erwähnt Rinaldo, daß er auf der Reise immer das Paternoster des heiligen Julian hersage, wodurch er auch stets gute Herberge bei Nacht fände. Die Räuber jedoch erwiedern, daß sie zwar nie dieß Paternoster beteten, daß es sich aber zeigen würde, wer von ihnen diesen Abend das beste Quartier fände. An einem einsamen Orte angelangt, plündern sie ihren Reisegefährten gänzlich aus und laßen ihn nackt und bloß auf der Landstraße, wobei sie ihn noch wegen des heiligen Julian vielfach verspotten. Nachdem Rinaldo sich wieder gefaßt, gelangt er endlich spät in der Nacht zu dem Thore von Castel Guglielmo, einer festen Stadt. Nahe der Mauer nun befindet sich das Haus einer Wittwe, zur Zeit Geliebten des Azzo, Markgrafen von Ferrara, welche, Letzteren erwartend, ihm ein Bad und herrliches Mahl bereitet hat; da sie jedoch die Nachricht erhält, daß er nicht kommen kann und Rinaldo eben jetzt ihre Hülfe in Anspruch nimmt, so bewirthet sie diesen auf das gastfreundlichste und läßt ihn in der darauffolgenden Nacht die Stelle des Markgrafen einnehmen. Inzwischen werden die Räuber noch an demselben Abende ergriffen und in's Gefängniß geworfen, am darauffolgenden Morgen aber hingerichtet.

Der heilige Julian nun stand in besonders hohem Ansehen, weil er seine Verehrer mit guter Herberge versah; in der englischen Ueberschrift seiner Legende führt er den Titel: „Der gute Wirth" (the gode Herberjour) [s. Tyrwhitt zu Chaucer l. c.] und Chaucer giebt in der Canterbury Tales [v. 342.] dem Freisassen (Frankelein) wegen luxuriöser Gastfreundschaft den Titel: „Seint Julian." Als in dem Romane Milles et Amys der junge Anceaume durch den Schwan an's Ufer getragen und von dem Förster gastfreundlich aufgenommen wird, heißt es: qu'il avoit trouvé Sainct Julien a son commandement sans dire patenostre. Dieser Heilige war ursprünglich ein Ritter, welchem ein Hirsch prophezeite, daß er sowohl seinen Vater als seine Mutter tödten würde, was er auch wirklich unwissenderweise that. Als Buße für seine Uebereilung gründete er nachher ein prächtiges Hospital zur Aufnahme von Reisenden, welche als Dank für die Bewirthung aufgefordert wurden für die Seelen seiner unglücklichen Eltern Vaternoster zu beten. Die Geschichte des heiligen Julian erzählt das achtzehnte Capitel der Gesta Romanorum und die Legenda Aurea [297]). Diese Novelle des Decamerone gab den Stoff zu La Fontaine's L'Oraison de St. Julien und zu La Motte's Komödie Le Talisman; auch findet sich einige Aehnlichkeit zwischen dieser Novelle und dem alten altenglischen Lustspiele „Die Wittwe" (The Widow), welche das Ergebniß der gemeinsamen Arbeit Ben Johnson's, Fletcher's und Middleton's war. In diesem Stücke nämlich wird der ausgeplünderte und auch seiner Kleider beraubte Ansaldo in dem Hause der Philippa aufgenommen, die ihn zwar nicht kennt,

aber in der Erwartung ihres Geliebten Francisco aufgeblieben ist und für diesen ein Mahl bereit hält [s. Dodsley's Collection vol. XII.][229].

Nr. 5. Andreuccio, ein Roßhändler aus Perugia, welcher hört daß Neapel für ihn ein günstiger Ort zum Einkaufe sei, begiebt sich nach dieser Stadt. Da er auf dem dortigen Marktplatz seine Börse prahlerischerweise zu wiederholten Malen hervorzieht, so bekömmt ein sizilianisches Frauenzimmer von üblem Rufe Lust zu derselben, und nachdem sie über die Familie Andreuccio's die erforderlichen Nachrichten eingezogen, läßt sie ihn des Abends zu sich holen. Ihr Haus wird bei dieser Gelegenheit als sehr prächtig geschildert; denn das Geräth ist kostbar, die Gemächer sind mit Duft von Rosen und Pomeranzenblüthen erfüllt und ein herrliches Mahl erwartet ihn. Aus dieser und noch einer andern Novelle [8, 10.] Boccaccio's, noch mehr aber aus der zwölften Novelle Fortini's scheint hervorzugehen, daß Frauenzimmer dieses Schlages zu jener Zeit im Süden Italiens auf eine sehr glänzende Weise lebten. Hierauf nun macht sie dem Andreuccio durch eine erlogene Geschichte weiß, daß sie eine von ihm verloren geglaubte Schwester sei, und er willigt ein, die Nacht bei ihr zu bleiben. Nachdem er sich ausgezogen hat, fällt er vermittelst eines Brettes, welches sie absichtlich losgemacht, in die Tiefe eines Ortes, den man immer in eigener Person besuchen muß, worauf die vorgebliche Schwester alsbald von seiner Kleidung und Börse Besitz nimmt. Endlich hilft er sich aus dieser unangenehmen Lage und begiebt sich klüglich an's Meeresufer; unterwegs jedoch begegnet er einigen Dieben, welche eben das Grab eines neapolitanischen Erzbischofs berauben wollten, der an demselben Tage mit vielen Zieraten von Werth, besonders einem kostbaren Ringe war beerdigt worden. Andreuccio theilt ihnen seine Geschichte mit und sie versprechen ihm zum Ersatze für seinen Verlust einen Antheil an der gehofften Beute. Sobald sie daher die Gruft geöffnet haben, muß er hinuntersteigen um den Leichnam zu plündern, bei welcher Veranlaßung er den Ring für sich zurückbehält und seinen Genossen die übrigen Dinge, wie den Bischofsstab, die Mitra u. s. w. hinaufreicht; damit sie jedoch nicht nöthig haben diese mit ihm zu theilen, schließen sie ihn in der Gruft ein. Aus dieser Lage wird er indeß durch einige andere Personen befreit, die in gleicher Absicht in die Kirche einbrechen und kehrt nun in seine Heimath zurück, wobei ihm der kostbare Ring Ersatz gewährt für Alles, was er verloren.

Der erste Theil dieser Geschichte ist in vielen Erzählungen und Romanen nachgeahmt worden, namentlich im Gil Blas [l. 2. c. 4. vgl. weiter unten], wo eine ähnliche List wie die der sizilianischen Buhlerin berichtet wird. Eins der Fabliaux, das den Titel führt: Boivin de Provins (Barbazan vol. 3.) ist der Ursprung aller dieser zahlreichen Nachbildungen, in denen sich unerfahrene Personen durch Frauenzimmer betrügen laßen, die sich für verloren geglaubte Verwandte derselben ausgeben [vgl. Schmidt l. c. S. 8. — Bidermanni Utopia l. II. c. 4—7. 19—24.].

Nr. 7. Ein Sultan von Babylon besitzt eine Tochter, welche für die schönste Prinzessin des Ostens gilt. Da der König von Algarve ihrem Vater einige wichtige Dienste erweist, so sendet Letzterer sie demselben zur Gemahlin, um seine Erkenntlichkeit an den Tag zu legen. Während der Seefahrt erhebt sich ein Sturm und das Schiff, welches die Braut trägt, scheitert an der Küste von Majorka. Die Prinzessin wird durch die Bemühungen des Pericone, eines Edelmannes jener Insel, welcher vom Ufer aus die Gefahr des Schiffes wahrgenommen hatte, gerettet und von demselben in seinem Schlosse gastfreundlich aufgenommen. Es dauert nicht lange, so verliebt er sich in sie, und nachdem er sie bei einem Bankett besonders reichlich mit Wein bedient hat, gewährt sie ihm in der darauffolgenden Nacht das, was sie eigentlich für den König von Algarve aufbewahren sollte. Die Prinzessin kommt hierauf nach und nach in den Besitz des Bruders des Pericone, ferner des Prinzen von Morea, des Herzogs von Athen, des Konstantius, Sohnes des Kaisers von Konstantinopel, des Königs der Türken, Usbek, dann eines der Offiziere Usbeks und endlich eines Kaufmannes, der mit diesem Offiziere befreundet ist. Ihre ersten Liebhaber erwerben sie, indem sie ihre Vorgänger ermorden; später entflieht sie mit ihren Anbetern und endlich wird sie durch Vermächtniß oder Kauf übertragen. Während sie sich nun bei ihrem letzten und am wenigsten vornehmen Beschützer befindet, trifft sie mit einem alten Diener ihres Vaters, Namens Antigonus, zusammen, durch den sie demselben wieder zurückgegeben wird. Da die Prinzessin den Sultan durch eine schlau erdichtete Geschichte glauben macht, sie habe die

ganze Zeit ihrer Abwesenheit in einem christlichen Kloster zugebracht, so nimmt er keinen Anstand, sie ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß dem Könige von Algarve zuzusenden, welcher gleichfalls nicht entdeckt, daß er der neunte Besitzer der Prinzessin ist. — „Ein Mund, welcher geküßt wird, heißt es weiter am Schlusse der Novelle, wird dadurch nicht schlechter, sondern erneut sich vielmehr gleich dem Monde."

Diese Geschichte ist dem Romane des Xenophon Ephesius entnommen [299]) und hat La Fontaine den Stoff zu seiner Fiancée du Roi de Garbe geliefert.

Nr. 8 besitzt keinen besondern Werth oder originelle Erfindung. Die durch die Königin von Frankreich wegen verschmähter Liebe genommene Rache findet sich schon in der Geschichte des Bellerophon, obgleich sie Boccaccio zunächst der des Pier della Broccia und der Dame von Brabant in Dante's Purgat. 6, 19 ff. entliehen hat [300]); dagegen ist ein anderer Theil der Novelle gewiß der Geschichte des Antiochus und der Stratonice entnommen.

Nr. 9. In einer Gesellschaft italienischer Kaufleute, die zufällig in Paris zusammentreffen, rühmt Bernabò von Genua die Tugend seines Weibes Zinevra. Gereizt durch die Zweifelsucht des Ambroginolo, eines der Gegenwärtigen, welcher die Keuschheit der Frauen nicht sehr hoch achtet, wettet er fünftausend Gulden gegen tausend, daß Ambroginolo die Zinevra innerhalb dreier Monate, die er ihm zu diesem Behufe frei giebt, nicht würde verführen können. Nach Abschluß dieser anstößigen Wette begiebt sich Ambroginolo nach Genua und vernimmt bei seiner Ankunft daselbst ein so hohes Lob der Tugend Zinevra's, daß er die Hoffnung sie zu besiegen aufgiebt und, um den Einsatz zu gewinnen, von einer List Gebrauch macht. Er besticht nämlich eine der Dienerinnen der Zinevra und läßt sich dann in einer Kiste in das Zimmer derselben schaffen. In der darauffolgenden Nacht nun setzt er sich in den Besitz einiger der Zinevra zugehörigen Schmucksachen und erlangt zugleich Kenntniß von einem Male auf ihrer linken Brust. Durch dieses betrügerische Verfahren von der Untreue seines Weibes überzeugt bezahlt Bernabò die fünftausend Gulden und begiebt sich auf den Weg nach Genua zurück, schickt aber einen Diener voraus, unter dem Vorwande seine Frau ihm entgegen zu bringen, jedoch mit dem geheimen Auftrage sie unterweges zu ermorden. An einem passenden Orte zur Ausführung des Befehles angelangt, läßt der Diener sie gleichwohl auf ihr Bitten am Leben, indem sie aus dem Lande zu fliehen verspricht, und berichtet dann seinem Herrn, daß er seinem Befehle nachgekommen. Zinevra aber begiebt sich, als Matrose verkleidet, an Bord eines Handelschiffes nach Alexandrien, wo sie nach einiger Zeit in den Dienst des Sultans tritt. Sie erwirbt in einem hohen Grade das Vertrauen ihres Gebieters, der ihr Geschlecht keineswegs muthmaßt und sie nach Akre sendet als Anführer der Wache, welche zum Schutze der Kaufleute während der dortigen Messe bestimmt ist. Unter anderen Sachen sieht sie daselbst auch die aus ihrem Zimmer entwendeten Zieraten im Besitze des Ambroginolo, welcher nach Akre gekommen war, um seinen Waarenvorrath abzusetzen und ihr auf Befragen mittheilt, wie durch Liebeshändel mit einer Dame diese Schmuckgegenstände in seine Hände gekommen waren. Nach Ablauf der Messe überredet sie Ambroginolo, sie nach Alexandrien zu begleiten, und veranlaßt auch ihren Gemahl, vermittelst einiger genuesischen Kaufleute, sich gleichfalls in dieser Stadt niederzulaßen. In Gegenwart dieses und des Sultans wird hierauf Ambroginolo zum Bekenntnisse seines Betruges gebracht und sie selbst entdeckt sich demnächst als die unglückliche Zinevra. Der Verräther wird alsdann mit Honig bestrichen, an einen Pfahl befestigt und allen Heuschrecken Aegyptens Preis gegeben, während Bernabò von dem Sultan mit Geschenken überhäuft in Begleitung seines Weibes nach Genua zurückkehrt.

Man hält diese Novelle für eine der besten des Boccaccio, sie ist jedoch darin mangelhaft, daß der Zorn, den wir über das Benehmen des nichtswürdigen Ambroginolo empfinden sollten, in den Unwillen über die Thorheit und niedrige Gesinnung des Ehemannes verloren geht.

Pope ist der Meinung, daß Shakespeare den Hauptstoff zu seinem Cymbeline der obigen Novelle entliehen habe. Dieß wird in den Anmerkungen zu Johnson's Shakespeare für einen Irrthum erklärt und dagegen behauptet, er sei einer Sammlung von Erzählungen entliehen, welche im Jahre 1603 unter dem Titel: Westward for Smelts herauskamen und von denen die zweite eine Nachahmung von Boccaccio's Novelle ist. Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß der Stoff des

Cymbeline direkt dem Originale oder irgend einer Uebersetzung desselben entnommen wurde, da die Einzelheiten dieses Stückes bei weitem mehr der italienischen Novelle gleichen, als der englischen Nachahmung derselben. So verbirgt sich Shakespeare's Jachimo, welcher der Ambrogiuolo des Decamerone ist, in einer Kiste, der Bösewicht in Westward for Smelts hingegen unter dem Bette der Dame; auch prägt er seinem Gedächtnisse nicht so sehr das Aussehen des Gemaches und der Gemälde ein, wie dieß Ambrogiuolo und Jachimo thun, um ihrer lügnerischen Erzählung einen höhern Grad von Wahrscheinlichkeit zu verleihen. Endlich wird sowohl im Cymbeline als im Decamerone der Betrug durch einen Umstand unterstützt, dessen in Westward for Smelts gar keine Erwähnung geschieht. Sowohl Ambrogiuolo als Jachimo nämlich erzählen dem Ehemanne, daß sie auf der Brust seiner Frau ein gewisses Mal entdeckt haben. „Er bemerkte, heißt es von ersterm, kein anderes Zeichen, welches er berichten konnte, außer einem, welches sie unter der linken Brust hatte; es war dieß ein Mal, um welches sich einige kleine goldfarbige Haare befanden;" und Jachimo findet, nachdem er den Koffer verlaßen, im Verlaufe seiner Untersuchung

„. . . auf
Der linken Brust ein Mal, fünfsprenklich wie
Die rothen Tropfen in dem Schooß der Primel."
Akt II. Sc. 2.;

und wiederum heißt es, wo er Posthumus anredet:

„. . . Wenn ihr fordert
Noch stärk're Proben, unter ihrer Brust
(So werth des Druckes) ist ein Mal" u. s. w.
Akt II. Sc. 4.

Shakespeare ist den einzelnen Ereignissen der Novelle sehr genau gefolgt, hat aber nach der Bemerkung eines scharfsinnigen geschmackvollen Kritikers, die Scenen und Charaktere auf höchst unüberlegte Weise verändert und die Sitten einer Kaufmannsfrau und zweier berauschten italienischen Handelsleute sind auf eine Prinzessin, einen britischen Helden und einen edlen Römer übertragen worden. Die geringen Abweichungen von dem Originale aber scheinen nicht eben Verbesserungen zu sein. So bewirkt im Decamerone der nichtswürdige Ambrogiuolo Alles durch List und Bestechung; Jachimo aber wird von Posthumus der Prinzessin empfohlen. Dieß bringt auf den Ehemann eine noch größere Schmach und außerdem auch ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß die so streng bewachte Imogen mit einem Fremden, welcher von dem Wohnorte ihres verbannten Gemahles kommt, eine Unterredung haben kann. Im Boccaccio bewegt Zinevra den Diener durch ihr Bitten, sie entfliehen zu laßen; der Vertraute des Posthumus hingegen hat diesen Entschluß schon gefaßt, ehe er Imogen aus dem Palaste ihres Vaters fortbringt. Dieser vorherbedachte Ungehorsam gegen die Befehle seines Herrn veranlaßt Imogen zu der sehr richtigen Frage:

„. . . Warum denn
Giengst Du es ein? und maßest so viel Meilen
Unnütz, mit diesem Vorwand? Kam'st hierher?
Wozu dieß Thun von Dir und mir? Ermüdung
Der Rosse?" —
Akt III. Sc. 4.

Nachdem der Imogen das Leben geschenkt ist, geht Shakespeare gänzlich von der Novelle ab und der übrige Theil des Stückes gereicht seiner Erfindungsgabe vielleicht eben so wenig zur Ehre, als die vorhergehenden Scenen seinem Urtheile. „Wollte man, sagt Johnson, die Thorheit der Dichtung, die Ungereimtheit der Ausführung, die Untereinandermischung der Sitten verschiedener Zeiten, endlich die Unmöglichkeit der Ereignisse unter irgend welchen Lebensverhältnissen darthun, so wäre dieß eine Verschwendung der Kritik an die kraftloseste Schwäche und an Fehler, die für die Entdeckung zu augenscheinlich sind und nicht zu hart getadelt werden können." [s. Schmidt l. c. S. 13 ff.; Simrock Quellen des Shakesp. 3, 205 ff. — v. d. Hagen Ges. Abent. Nr. 68. Timoneda Patrañas No. 15. Einen ähnlichen Stoff behandelt auch Lope de Rueda's Comedia Eufemia s. Schack Gesch. d. dram. Lit. in Spanien 1, 223.] [300a]).

Nr. 10 ist La Fontaine's Calendrier des Vieillards. Das Schlußereigniß entspricht einem ähnlichen in der Geschichte D'un Tailleur et de sa Femme in den Vierzig Vezieren [vgl. Loiseleur Deslongchamps Fables Ind. p. 174.].

An den zwei folgenden Tagen, einem Freitag und einem Sonnabend, werden keine Geschichten vorgetragen, da ersterer wegen der Leiden Christi

und letzterer als Fasttag zu Ehren der heiligen Jungfrau in besonderm Ansehen standen. Die Gesellschaft setzt daher das Erzählen der Novellen bis zum Sonntag aus und beschließt, sich nach einem andern Palaste in der Nachbarschaft zu begeben, wo gehörige Vorbereitungen zu ihrem Empfange waren gemacht worden.

Tag III beginnt mit einer Schilderung des neuen Aufenthaltes, an welchem die Gesellschaft sich zur Zeit befindet. Es war dieß nämlich ein herrlicher Palast, der sich auf einer Anhöhe mitten in einer Ebene erhob und geräumige Säle und Zimmer enthielt, die mit Allem, was irgend Ergötzen gewähren konnte, ausgeschmückt waren. Unten bemerkten sie die freundlichen Hofräume, die mit den auserlesensten Weinen angefüllten Keller und die kühlen wasserreichen Quellen, welche überall hervorsprudelten. Von dort begeben sie sich, um auszuruhen, nach einer schönen Gallerie, die oberhalb des Hofes umherlief und mit allen Blumen und Gesträuchen der Jahreszeit geschmückt war. Hierauf betreten sie den Garten, der an den Palast stößt. Rund um diesen paradiesischen Ort und durch die Mitte desselben zogen sich breite Alleeen, umgeben von Weinstöcken, die eine reiche Aernte versprachen und, da sie sich eben in voller Blüthe befanden, einen so köstlichen Geruch verbreiteten, daß dieser im Vereine mit den übrigen Blumen des Gartens mit dem Dufte der frischen Gewürze des Ostens wetteiferte. Die Seiten der Alleeen waren mit Jasmin und Rosen eingehegt, deren lieblicher Schatten nicht nur die Strahlen der Morgensonne abwehrte, sondern selbst am Mittage Schutz verlieh. In der Mitte dieses Gartens befand sich eine grüne Flur, welche von tausenderlei Blumen wie mit einem bunten Teppiche bedeckt und von zahlreichen Pomeranzenbäumen umgeben war, deren Zweige, zugleich Blüthen und Früchte tragend, eine erquickende Erfrischung und lieblichen Wohlgeruch gewährten. Ein Springbrunnen von weißem Marmor und mit wunderbarer Kunst gearbeitet schmückte die Mitte dieser Au und aus einer Figur, die auf einer Säule in dem Springbrunnen stand, sprudelte hoch ein Wasserstrahl empor, der dann wieder mit lieblichem Plätschern in das darunterbefindliche Becken zurückfiel, dessen überfließendes Wasser vermittelst unterirdischer Kanäle durch die Wiese hin nach dem Garten geleitet wurde und alle Theile desselben bewässerte, worauf es sich wieder vereinend in einem klaren Strom in die Ebene hinunterrauschte. In diesem herrlichen Garten fanden sich außerdem auch mancherlei Arten von Thieren, Hirsche und Rehe streiften daselbst frei umher oder ruhten auf dem sammetweichen Rasen, und die Vögel ließen mit einander wetteifernd oder sich gleichsam gegenseitig antwortend ihre mannigfachen Gesänge erschallen.

Jener Springbrunnen nun wird als der angenehmste Ort von der Gesellschaft auserwählt, um in der Nähe desselben ihre Novellen weiterzuerzählen, deren Gegenstand wiederum die Wechselfälle des Glückes sein sollen und zwar besonders derer, die durch eifriges Bestreben etwas sehr Gewünschtes erreichen oder etwas Verlorenes wiedererlangen.

Nr. 1. Der Gärtner eines Klosters, welches aus acht Nonnen und einer Aebtissin bestand, giebt sein Amt auf, und beklagt sich, in sein Dorf zurückgekehrt, gegen einen ihm befreundeten jungen Landmann, Namens Masetto, sowohl über den geringen Lohn, den er erhalten, als auch über die Launenhaftigkeit seiner Gebieterinnen. Weit entfernt sich hierdurch entmuthigen zu laßen, beschließt vielmehr Masetto sich um die Stelle zu bewerben, und um wegen seiner Jugend und seines hübschen Aussehens nicht abgewiesen zu werden, giebt er sich für stumm aus, worauf ihn auch wirklich der Klostermeier in Dienst nimmt. Einige Zeit lang bestellt er den Garten auf eine für die acht Nonnen und endlich auch für die Aebtissin selbst höchst befriedigende Weise; zuletzt jedoch bricht er eines Tages zu ihrem äußersten Erstaunen sein Stillschweigen und beklagt sich über die ihm auferlegte Extraarbeit, in Folge wovon eine Verständigung eintritt und die Nonnen ihm einen Theil seiner mannigfachen Pflichten erlaßen. Beim Tode des Klostermeiers erhält Masetto seine Stelle und man glaubte allgemein in der Umgegend, daß er durch die Fürbitten der Schwestern zu dem Schutzpatrone ihres Klosters die Sprache wiedererhalten hätte.

Diese Geschichte hat Boccaccio den Cento Novelle Antiche [301]) entliehen, statt der Gräfin und ihrer Zofen aber eine Aebtissin und ihre Nonnen substituiert und so zum großen Anstoße Vanozzi's heiligen Personen zugeschrieben, was sein Vorgänger nur profanen beilegt [s. dessen Miscell. Lett. vol. 1. p. 580.). — Die Geschichte

des Decamerone ist der Mazet de Lamporecchio des La Fontaine.

Nr. 2. Ein Stallknecht des lombardischen Königs Agilulf verliebt sich in seine Gebieterin, die Königin Theudelinde. Da er wohl weiß, daß er von einer offenen Liebeserklärung nichts zu hoffen hat, so beschließt er durch List die Befriedigung seiner Wünsche zu erlangen. Es ist ihm nämlich bekannt, daß der König bloß zu einer gewissen Zeit der Nacht sich in das Zimmer seiner Gemahlin begiebt, weswegen der verliebte Pferdewärter sich einen Mantel, der dem von dem Könige bei diesen Gelegenheiten gebrauchten gleich ist, verschafft, nach der Weise desselben auch noch eine Kerze und eine Gerte mit welcher jener an die Thür zu klopfen pflegt, in die Hand nimmt, und außerdem noch durch eine große körperliche Aehnlichkeit unterstützt, von der schlaftrunkenen Kammerfrau ohne Weiteres Zutritt in das Gemach der Königin erhält. Nachdem er bei dieser die Rolle ihres Gemahles zu Ende gespielt und sich eben in sein Bett zurückbegeben hat, erscheint der wahre König, der alsbald merkt, was vorgefallen ist, da seine Gemahlin ihre Verwunderung über seine so rasche Rückkehr ausdrückt. Der König begiebt sich ohne Zögern in den Saal, in welchem alle seine Dienstleute schlafen, um den Thäter durch das Pochen des Herzens zu entdecken. Aufregung und Furcht verrathen diesen auch wirklich und der König schneidet ihm eine über dem Ohr befindliche Locke ab, um ihn am nächsten Morgen zu erkennen, welche Absicht jedoch vereitelt wird, da nach seinem Weggehen der Stallknecht allen übrigen Schlafenden eine gleiche Locke abschneidet und so der Strafe entgeht [302].

In dem vierzigsten Capitel der Gesta Romanorum, welches aus dem Macrobius sein soll [303], wird die Untreue einer Frau durch das Fühlen des Pulses während der Unterhaltung entdeckt [vgl. Schmidt l. c. S. 13.]; eine der Novelle des Boccaccio weit mehr entsprechende Geschichte findet sich jedoch in Hebers' französischem Reimroman von den Sieben Weisen Meistern [304], obgleich sie nicht in dem griechischen Syntipas enthalten ist. Das unmittelbare Original des Boccaccio war jedoch die achtundneunzigste Erzählung in den Cento Novelle Antiche, so wie er seinerseits wieder von La Fontaine in seinem Muletier nachgeahmt wurde. Giannone (Storia Civile di Napoli, lib. 4. c. 5.) tadelt den Boccaccio nicht mit Unrecht, daß er diese Geschichte ohne Anlaß, Recht und historische Begründung von der frommen Königin Theudelinda erzählt, „einer Fürstin, die durch ihre hohen Geistesgaben und ihre seltene höchst rühmenswerthe Frömmigkeit unter die berühmtesten Frauen der Welt zu rechnen ist und es nicht verdiente, daß Boccaccio in seinem Decamerone sie zum Gegenstande einer solchen Geschichte machte."

Nr. 3. Eine schöne Frau, das Weib eines Tuchmachers in Florenz, verliebte sich in einen schönen Mann derselben Stadt. Um ihn von ihrer Leidenschaft in Kenntniß zu setzen, beklagt sie sich bei einem mit ihm befreundeten Klostergeistlichen während der Beichte, daß er ihr auf der Straße auflauere oder mit ihr von dem gegenüberliegenden Fenster aus liebäugle, und bittet schließlich den Beichtvater ihm einen Verweis zu geben. Dieser thut es auch den folgenden Tag und sein Freund, der da rasch merkt, um was es sich handelt, benützt den Wink und macht der Frau des Tuchwirkers auf die gewünschte Weise den Hof, hat jedoch keine Gelegenheit mit ihr zu sprechen. Um ihn noch weiter zu ermuthigen, überschickt sie ihm wiederum vermittelst des Mönches eine Börse und einen Gürtel, welche er, wie sie sagt, die Kühnheit hatte ihr zu senden, die sie jedoch mit gutem Gewissen nicht behalten konnte. Zuletzt klagt sie dem Beichtvater, daß sein Freund, da ihr Mann nach Genua gereist sei, in ihren Garten gedrungen und mit Hülfe eines Baumes in ihr Fenster gestiegen. Wie gewöhnlich erhält er von dem Pater einen Verweis, erfährt jedoch dabei, was ihm zu wissen Noth thut, und schwingt sich auf dem angewiesenen Wege in das zu seinem Empfange geöffnete Fenster.

Diese Geschichte findet sich in des Heinrich Stephanus Apologie pour Hérodote [ch. 15, 30]. Sie wird dort von einer Dame aus Orleans erzählt, welche sich auf gleiche Weise ihres Beichtvaters bediente, um einen Schüler, in den sie sich verliebt, in ihre Umarmungen zu locken. Die Erzählung des Boccaccio hat Molière den Stoff zu seiner École des Maris geliefert, wo Isabelle dadurch, daß sie sich bei ihrem Vormunde Sganarelle eben so beklagt, wie die Frau des Tuchmachers bei ihrem Beichtvater, mit ihrem Liebhaber einen Briefwechsel anknüpft und ihn endlich heirathet. Otway's Lustspiel: „Soldatenglück" (the Soldier's Fortune), wo Lady Dunce

ihren Mann dazu gebraucht ihrem Anbeter, dem Kapitain Belguard, einen Ring nebst Brief einzuhändigen, ist auch aus der obigen Novelle des Decamerone entsprungen [Schmidt S. 15 ff. Du Meril S. 347; Bonav. Desperriers, Contes N. 114. Aehnlich v. d. Hagen Ges. Abent. Nr. 14].

Nr. 4 ist eine sehr alberne Geschichte.

Nr. 5 ist der Magnifique des La Fontaine, hat auch dem La Motte den Stoff zu einem Drama geliefert und gleichermaßen, wie es scheint, Anlaß zu einer Scene in Ben Jonson's Lustspiel: „Der Teufel ist ein Esel" (The Devil is an Ass), gegeben, wo Wittipol von einem Ehemanne für einen Mantel die Erlaubniß erhält, der Frau desselben eine Viertelstunde lang den Hof machen zu dürfen. [Du Meril l. c. p. 347.].

Nr. 6. Ricciardo Minutolo, ein vornehmer und reicher junger Mann zu Neapel, verliebt sich in Catella, die schönste Frau jener Stadt. Da er weiß, daß sie auf ihren Mann eifersüchtig ist, so thut er, als ob er einen Liebeshandel zwischen diesem und seinem eigenen Weibe entdeckt hätte, und räth der Catella, um sich davon zu überzeugen, sich am folgenden Tage nach einem Bade zu begeben, wo sie zusammentreffen wollten und dort die Rolle der Frau zu spielen, welcher das Rendezvous galt. Catella befolgt diesen Rath und wird von Minutolo in einem dunkeln Zimmer des Bades empfangen, woselbst sie, wie sie glaubt, die vollste Ueberzeugung von der Untreue ihres Gemahls erhält und ihn alsdann mit Vorwürfen überhäuft, aber aus aller Fassung kommt, als sie statt der erwarteten Entschuldigungen desselben die verliebten Entschuldigungen Minutolo's vernimmt.

Ich glaube nicht, daß diese Geschichte in den Sammlungen des Le Grand oder Barbazan anzutreffen ist, hege aber nur geringen Zweifel, daß sie sich unter den bisher noch nicht herausgegebenen Fabliaux befindet. Der Stoff dieser Erzählung ist jedenfalls bei späteren Novellisten sehr beliebt gewesen und entspricht zum Beispiel einer Geschichte des Sacchetti[305]) und der vierten Novelle der vierten Dekade des Cinthio. Auch La Fontaine hat sie in seinem Richard Minutolo versifiziert.

Nr. 7 und 8 sind nur unbedeutende Geschichten. Die letztere ist Feronde ou le Purgatoire des La Fontaine und hat den Stoff zu einer komischen Scene in Southern's „Verhängnißvoller Heirath" (the fatal Marriage) hergegeben, wo dem Fernando weiß gemacht wird, er wäre todt, begraben und im Fegefeuer gewesen, ein Zug, welcher in Garrick's Bearbeitung dieses Stückes für die Bühne ausgelaßen ist [Schmidt l. c. S. 24 ff. — Aehnlich ist Nr. 45 in v. d. Hagens Ges. Abent.]

Nr. 9. Giletta di Narbona, die Tochter des Leibarztes des Grafen von Roussillon, hatte fast seit ihrer frühesten Kindheit den Sohn des Grafen, Namens Beltram, zum Gegenstande ihrer Neigung gemacht. Beim Tode seines Vaters begab sich Beltram an den Hof des Königs von Frankreich, seines Vormundes, während Giletta sehr betrübt zurückblieb. Inzwischen verbreitete sich das Gerücht, der König sei in eine Krankheit verfallen, die der Geschicklichkeit aller Aerzte Trotz bot, so daß Giletta, welche in die Geheimnisse der Kunst ihres Vaters eingeweiht war, in Folge dessen nach Paris geht und wirklich die Heilung des Königs bewirkt. Zur Belohnung dafür verspricht der König ihr den Gemahl zu geben, den sie nur irgend wünsche, und sie verlangt demgemäß die Frau Beltram's von Roussillon zu werden. Unwillig über den ihm von dem Könige angethanen Zwang, begiebt der Graf sich bald nach der Vermählung nach Toskana während seine junge Gemahlin nach Roussillon, zurückkehrt und dort die Regierung des Landes übernimmt. Von dort aus sendet sie auch eine Versöhnung suchende Botschaft an Beltram, erhält jedoch zur Antwort, daß er sie nie für seine Frau betrachten würde, bis sie einen Sohn von ihm hätte und den Besitz eines Lieblingsringes erlange, den er beständig am Finger trug. Um diesen Bedingungen, deren Erfüllung der Graf für unmöglich hielt, nachzukommen, macht sich Giletta auf den Weg nach Florenz und erfährt bei ihrer Ankunft daselbst, daß sich ihr Gemahl in ein junges Frauenzimmer verliebt hätte, die sich in sehr beschränkten Umständen befand. Giletta trifft mit der Mutter derselben ein Uebereinkommen, in Folge dessen diese den Grafen wissen läßt, daß ihre Tochter ihn in der folgenden Nacht bei sich empfangen würde, wenn er ihr vorher seinen Ring als Zeichen seiner Zuneigung übersende. Nachdem Giletta so in den Besitz dieses wichtigen Gegenstandes gelangt ist, übernimmt sie demnächst die Rolle des jungen Frauenzimmers, in die der Graf verliebt ist. Bald darauf kehrt Beltram in seine Staaten zurück und auch Giletta begiebt sich zu gehöriger Zeit nach Roussillon,

woselbst sie während eines großen Festes anlangt und dem Grafen seinen Ring und zwei Söhne, die sie geboren, überreicht, so daß er sie in Folge dessen als seine Gemahlin anerkennt.

Boccaccio hat nun zwar in dieser Novelle bedeutendes Genie und Erfindungsgabe an den Tag gelegt, jedoch fällt es dem Leser schwer sich mit dem Charakter der Heldin zu befreunden oder ihre Gefühle zu billigen. In Betracht der Ungleichheit des Standes und der Geburt, ist es vielleicht unzart von ihr, einen Mann als Gemahl zu verlangen, der ihr seine Zuneigung weder erklärt noch sonst wie bewiesen hat; gewiß aber überschreitet sie alle Grenzen des weiblichen Anstandes, daß sie so hartnäckig auf einer Vermählung besteht, gegen die der Graf einen so unüberwindlichen Widerwillen bekundet. Sein endliches Nachgeben zeugt aber von eben so niedriger Gesinnung von seiner Seite, wie ihre Unbeugsamkeit von einem Mangel an Edelmuth von der ihrigen, um so mehr als er entschlossen ist, sie nicht anzuerkennen und zu verlaßen. Nach dieser erzwungenen und unvollkommenen Vereinigung hält sie sich für berechtigt von den Erbgütern ihres Gemahles Besitz zu nehmen, während sie weiß, daß dieser in fremden Landen umherirrt und sie die Ursache seiner Verbannung ist [306]). Auch die absurden Bedingungen Beltrams sind zu offenbar zum Zwecke ihrer Erfüllung erdacht. Als Giletta in Florenz ankommt um ihnen nachzukommen, findet sie nicht nur daß die Gleichgültigkeit ihres Gemahles noch fortdauert, sondern daß er seine Neigung sogar einem andern Gegenstande geschenkt hat, und dennoch erwacht weder ihr Stolz noch ihre Eifersucht; sie sucht vielmehr in dem Hause ihrer Nebenbuhlerin Zutritt zu erlangen und nimmt zu einer List Zuflucht, deren Erfolg für Beltram weder von Seiten des Rechts noch der Ehre bindend sein konnte. Der Triumph und die Grafenkrone, die sie dadurch erlangte, konnte ihr nur geringe Freude gewähren und sie mußte ihre frühere Selbsterniederung entweder durch das Aufgeben aller Anrechte an ihren Gemahl gut machen oder doch wenigstens dadurch, daß sie sich seine Liebe durch ihre Schönheit oder ihre Tugenden erwarb.

Shakespeare hat diese Geschichte mitsammt allen ihren Unvollkommenheiten seinem Lustspiele „Ende gut, Alles gut" zu Grunde gelegt. Er lernte sie wahrscheinlich vermittelst Painter's „Giletta von Narbonne" kennen, welche sich in dem 1569 erschienenen Palace of Pleasure (Palast des Vergnügens) befindet (Vol. I. p. 90.). Die einleitenden Umstände sind in dem Lustspiele und der Novelle gleich, die Katastrophe in dem erstern ist jedoch sehr in die Länge gezogen. Nachdem nämlich Helena, die Giletta der Novelle, sich in den Besitz eines der von ihr geforderten Dinge gesetzt hat und im Begriff ist die Erfüllung der zweiten Bedingung möglich zu machen, verbreitet sie zweckloserweise das Gerücht ihres Todes, in Folge dessen ihr Gemahl für ihren Mörder gehalten und in den Kerker geworfen wird. Auch finden wir die unnützen Zuthaten der nachträglich projektierten Heirath des Grafen mit der Tochter eines französischen Edelmannes und des Erscheinens der Diana, seiner florentinischen Geliebten, bei Hofe, um ihn als ihren Gemahl in Anspruch zu nehmen. Auch hat Shakespeare noch seine gewöhnlichen Charaktere, die eines Lustigmachers und eines prahlerischen Feiglings hinzugefügt. „Die Geschichte des Beltram und der Diana, sagt Johnson, war vorher schon in Betreff Mariana's und Angelo's erzählt worden [s. weiter unten zu Cintio 8, 5.] und, die Wahrheit zugestehen, verdiente sie es kaum, ein zweites Mal gehört zu werden." Auch ist der Stoff zu einem der ältesten Lustspiele, betitelt „Virginia," welche von Bernardo Accolti geschrieben und 1513 gedruckt wurde, der Novelle Boccaccio's entnommen und nur wenig abgeändert worden, wie aus der vorangehenden Inhaltsanzeige erhellt.

„Virginia heilt den König und zum Lohn
Will sie des Fürsten von Salerno Hand.
Doch knüpft durch Zwang er nur der Ehe Band
Und ist auf immer dann von ihr geflohn.
Sie schreibt und fleht, zu mildern doch sein Drohn;
Doch will der Fürst, von schwerem Zorn entbrannt,
Sie thu', damit er kehr' in's Heimathland,
Was ihm unmöglich scheint, als spräch er Hohn.
Doch sie zieht hin, verkleidet und allein,
Und führet aus, das kluge Frauenbild,
Was immer auch unmöglich schien zu sein;
So daß der Fürst, von Staunen hoch erfüllt,
Ihr seine Gnad' und Gunst wohl muß verleihn
Und ihre Lieb' mit Liebe dann vergilt."

[S. auch Gräße Sagenkreise S. 377 ff. — Basile Pentamerone Nr. 46.]

Nr. 10 läßt nicht wohl einen Auszug zu. Es ist der Diable en Enfer des La Fontaine [v. d. Hagen Ges. Abent. Nr. 28. — Casti Novelle Galanti No. 14.]. —

Man wird bemerkt haben, daß die meisten Novellen dieses Tages Liebesgeschichten enthalten und von komischer Art sind; der

Tag IV hingegen enthält meist tragische Erzählungen von Liebesabenteuern, die ein unglückliches Ende nehmen. Dieses Thema entspricht dem Charakter des Filostrato, der an diesem Tage König ist und von dem gesagt wird, daß er zur Schwermuth geneigt und unglücklich in der Liebe gewesen sei.

Nach der Einleitung dieses Tages möchte es scheinen, daß der Verfasser den vorhergehenden Theil des Werkes herausgegeben hätte, ehe er weiter schrieb, da er sich bemüht dem Tadel einiger Personen, welche die ersten Novellen gelesen, entgegenzutreten. Besonders läßt er es sich angelegen sein die Angriffe zurückzuweisen, die er wegen seiner häufigen und genauen Details von Liebesabenteuern und der Mühe, die er sich gegeben, dem schönen Geschlechte zu gefallen, erduldet hatte. Um sich hiergegen zu vertheidigen, erzählt er eine Geschichte, welche zeigen soll, daß uns die Bewunderung der weiblichen Schönheit schon durch die Natur eingepflanzt ist und durch keine Erziehung unterdrückt werden kann. Ein Florentiner, Namens Filippo Balducci, zog sich nach dem Tode seiner Frau mit seinem zweijährigen Sohne von der Welt zurück und wählte den Monte Asinajo zu seinem Aufenthaltsort. Dort wuchs der Knabe unter Fasten und Beten auf, sah kein anderes menschliches Wesen als nur allein seinen Vater und hörte von keinen weltlichen Vergnügungen. Da er aber das Alter von achtzehen Jahren erreicht hatte, nahm ihn eines Tages sein einsiedlerischer Vater mit nach Florenz, wo er Almosen sammeln wollte, damit jener späterhin nöthigenfalls allein den Weg dahin wüßte. Der Jüngling bewunderte nun die Paläste und was sich sonst seinen Blicken in jener prächtigen Stadt darbot, und indem er endlich eine Schaar schöner Frauen erblickt, fragt er, was das für Geschöpfe wären. Der Vater heißt ihn die Augen niederschlagen und sie nicht ansehen, indem er hinzufügt, da er ihren rechten Namen nicht nennen will, daß man sie „Gänschen" (papere) heiße. Der Jüngling beachtet jedoch nicht weiter die übrigen Herrlichkeiten von Florenz, sondern besteht darauf, eine von den Gänschen mit in die Einsiedelei zu nehmen.

Diese Geschichte stimmt beinahe mit der dreizehnten der Cento Novelle Antiche überein, wo ein Königssohn in Folge einer astrologischen Weissagung von seiner frühesten Kindheit zehen Jahre lang in Abgeschiedenheit von der Welt gehalten, ihm aber nach Verlauf dieser Zeit der Anblick aller glänzenden und schönen Gegenstände der Erde gewährt wird und unter Andern auch einer Anzahl Frauen, welche der Erklärer ihm als Teufel bezeichnet. Gefragt, was ihm von Allem am besten gefiele, antwortet er, daß er an den Teufeln bei weitem das größte Gefallen finde. Diese Geschichte befindet sich auch in den Sieben Weisen Meistern des Hebers', jedoch kann sie bis zu einer noch viel ältern Quelle hinauf verfolgt werden. In einer der Parabeln des Barlaam und Josaphat nämlich [sieh Anmerk. 74.] wird erzählt, daß ein König einen einzigen Sohn besaß, in Betreff dessen die Aerzte bald nach seiner Geburt erklärt hatten, daß wenn er vor seinem zwölften Jahre die Sonne oder irgend ein Feuer zu Gesicht bekäme, er erblinden würde. Der König ließ hierauf in einen Felsen ein ganz finsteres Gemach einhauen, in welchem der Knabe mit der nöthigen Dienerschaft zwölf Jahre lang eingeschlossen lebte, nach deren Verlaufe man ihn aus seinem düstern Aufenthalte an das Licht der Welt hervorbrachte und Weiber, Gold, Edelsteine, reiche Gewänder, kunstvoll gearbeitete Wagen, gezogen von goldgezäumten Rossen, Purpurteppiche und gerüstete Reiter seinen erstaunten Blicken darbot. Alle diese Gegenstände zeigt man ihm der Reihe nach; da ihm aber die Frauen am meisten gefallen, so wünscht er zu wissen, wie sie heißen, worauf sein Begleiter ihm scherzhafterweise sagt, es wären Dämonen, welche die Menschen auf Irrwege führten. Als man ihn nun hierauf zu seinem Vater zurückbringt und dieser ihn fragt, was von den geschauten Dingen ihm am meisten zugesagt, erwiedert er: „Die Dämonen, welche die Menschen auf Irrwege führen."

Nach dieser einleitenden Geschichte beginnt Boccaccio die regelmäßige Reihe der Novellen des vierten Tages, welche von allen die traurigsten und meiner Meinung nach die am wenigsten interessanten des ganzen Werkes sind.

Nr. 1. Ghismonda, die einzige Tochter und Erbin des Tankred, Prinzen von Salerno, verliebt sich in einen der Edelknaben ihres Vaters,

Namens Guiscardo, welchem sie auch ihre Leidenschaft offenbart und vermittelst einer geheimen Grotte, die mit ihrem Gemache in Verbindung steht, Zutritt zu sich gewährt. Während einer der Zusammenkünfte der Liebenden ist jedoch Tankred zufällig im Zimmer seiner Tochter verborgen und das unglückliche Paar trennt sich ohne die Gegenwart dieses Zeugen ihrer Schuld zu ahnen. Den folgenden Tag macht der Fürst seiner Tochter Vorwürfe über ihr Vergehen; jedoch diese giebt ihm eine muthige Antwort, wobei sie die Macht der Liebe und die Ueberlegenheit des Verdienstes über die Vortheile der Geburt mit erhabener und leidenschaftvoller Beredsamkeit schildert. Um sie auf besonnenere Gedanken zu bringen, schickt ihr ihr Vater das Herz des Guiscardo in einem goldenen Becher zu, worauf die Prinzessin, welche das ihr drohende Schicksal ahnt und einen Trank aus giftigen Kräutern bereitet hat, diesen auf das Herz ihres Geliebten gießt und dann austrinkt.

In dieser Geschichte möchte vielleicht die der Ghismonda zugeschriebene Heftigkeit des Charakters übertrieben scheinen; jedoch befindet sie sich ganz in derjenigen Lage, in welcher die Seele übernatürliche Stärke erlangt, so wie auch die übermäßige Strenge ihres Vaters ganz naturgemäß diejenigen Gefühle gewaltsam in Widerstand verwandelt, welche sonst vielleicht Gewissensbisse und Schaam erzeugt haben würden (sieh Scott's Dryden, vol. XI.).

Keine Novelle des Boccaccio ist so oft übersetzt und nachgeahmt worden, wie die in Rede stehende; sie wurde von Leonardo Aretino in lateinische Prosa, von Philippus Beroaldus, dem Kommentator des Apulejus, in lateinische elegische Verse und von Annibale Guasco de Alessandris in italienische Oktaven übertragen. Sie bildet ferner den Stoff von nicht weniger als fünf italienischen Trauerspielen, van denen die eine, La Gismonda, einen momentanen Ruf erhielt, weil der Verfasser sie betrügerischerweise dem Torquato Tasso zuschrieb. Ein englisches Drama, dessen Sujet gleichfalls dieser Novelle entnommen ist, wurde im Jahre 1568 im Inner-Temple in Gegenwart der Königin Elisabeth gespielt [sieh Dodsley's Collection of Old Plays, vol. II.]. Ferner bearbeitete diese Geschichte Jean Fleury in französischen Versen und William Walter, ein Dichter unter der Regierung Heinrichs VII., in englischen Oktaven. In England ist sie jedoch am besten bekannt durch Dryden's „Sigismunda und Guiscardo." Scott in seiner Ausgabe der Werke Dryden's bemerkt, „der englische Dichter habe dadurch, daß er die Liebe Sigismunda's als aus der Sinnlichkeit (temperament), nicht aber aus Zuneigung hervorgegangen darstellt, sein Vorbild durch einen groben Fehler verunstaltet;" jedoch ist von Dryden andererseits das Verhältniß der Liebenden durch eheliche Bande geweiht worden, die sie zwar heimlich und rasch knüpfen; allein der italienische Novellist hat doch diesen Umstand gänzlich vernachläßigt. Die altenglische Ballade von Sir Cauline und der Tochter des Königs von Irland [Percy Ser. I. B. I. No. 4] hat eine große Aehnlichkeit mit der Novelle des Boccaccio in der geheimen Zusammenkunft der Liebenden und der Entdeckung ihres Vergehens; die Katastrophe ist jedoch ganz verschieden. Auch die Künste haben dazu beigetragen, dieser Erzählung Glanz und Berühmtheit zu verleihen; so giebt es ein schönes Gemälde, welches von Correggio sein soll und die Sigismunda darstellt, wie sie über dem Herzen ihres Geliebten weint. Hogarth versuchte dieses Bild nachzuahmen und mit demselben zu rivalisieren, ein Beginnen, für welches er im höchsten Grade lächerlich gemacht wurde. „Die Sigismunda des Hogarth, sagt Horace Walpole, ist die Darstellung einer betrunkenen von ihrem bisherigen Liebhaber so eben weggejagten Metze, welche mit Augen, die vor Wuth geröthet sind, die Zieraten von sich abreißt, die sie von demselben erhalten hat." — Man sehe auch Churchill's Epistel an Hogarth [307]).

Nr. 2. Der üble Ruf des Alberto da Imola war zu offenkundig geworden, als daß er länger in seiner Vaterstadt hätte bleiben können, und er begiebt sich daher nach Venedig, dem Sammelplatze jeder Art von Ruchlosigkeit, wie ihn Boccaccio nennt, woselbst er in ein Kloster geht und sich alsbald in eins seiner Beichtkinder, die Frau eines zur Zeit abwesenden Kaufmannes verliebt. Da er entdeckt, daß sie eine ungezügelte Eitelkeit besitzt, so theilt er ihr mit, der Engel Gabriel wäre ihm erschienen und hätte ihn von seiner lange für sie gehegten Leidenschaft in Kenntniß gesetzt, so wie von seiner Absicht ihr seine Aufwartung zu machen, in was für einer menschlichen Gestalt auch immer sie ihn zu sehen wünsche; zugleich jedoch überredet Alberto sie, seiner Gestalt den Vorzug zu geben. Demgemäß stattet ihr Alberto in der Kapazität des genannten En-

gel viele Besuche ab, bis endlich die Kaufmannsfrau sich ihres himmlischen Anbeters gegen eine Freundin rühmt und so das Gerücht von dieser Liebschaft bis zu ihren Brüdern dringt, welche dem Erzengel aufzulauern beschließen. Bei seinem nächsten Stelldichein sieht sich dieser daher genöthigt, mit Zurücklaßung seiner Flügel, aus dem Fenster in einen Kanal zu springen, von wo er in einer benachbarten Hütte Zuflucht sucht. Am folgenden Tage theilt sein Wirth, der inzwischen den Vorfall mit dem Engel erfahren hat, ihm mit, daß bei einem demnächst einfallenden Feste jeder Bürger irgend einen als Bär oder wilden Mann oder dergleichen verkleideten Genossen wie zur Jagd nach dem Markusplatze führen würde und ihn nach Beendigung der Festlichkeit bringen könnte, wohin er wolle. Indem nun Alberto keinen andern Weg, unbekannt aus Venedig zu entkommen, vor sich sieht, so beschließt er, seinen Wirth an dem bestimmten Tage als wilder Mann zu begleiten. Dieser aber reißt ihm an dem öffentlichsten Theile der Stadt die Larve vom Gesichte und ruft laut aus, daß dieß der vorgebliche Engel sei; so daß er in Folge dessen von dem Pöbel mit lautem Halloh verfolgt und, da inzwischen die Nachricht von diesem Vorfalle die Brüder der betrogenen Frau erreicht, von diesen in's Gefängniß gebracht wird, woselbst er bald darauf stirbt [Metrisch bearbeitet von Casti Novelle Galanti Nr. 13.].

Die große Zahl von Geschichten, welche sich auf derartige Verführungen gründen, wie sie Alberto von Imola in Anwendung bringt [so z. B. die zweite der Novellae Morlini], sind vielleicht aus dem in allen Romanen von Alexander dem Großen erzählten Ereignisse hervorgegangen, wo Nektanebus der Olympia weissagt, daß sie von Ammon einen Sohn bekommen soll, und dann unter der Gestalt dieses Gottes die Königin besucht. Wahrscheinlicher jedoch liegt ihnen der von Josephus [Ant. Jud. l. 18. c. 3.] erzählte Vorfall zu Grunde, daß nämlich ein römischer Ritter, Namens Mundus, der sich in Paulina, die Frau des Saturninus verliebt hatte, eine Priesterin der Isis, welche Göttin Paulina ganz besonders verehrte, bestach, damit sie dieselbe glauben machen sollte, der Gott Anubis sei in sie verliebt und bäte sie, ihn zu besuchen. Paulina begab sich demgemäß den folgenden Abend nach dem Tempel, wo sie mit Mundus zusammentraf, welcher die ägyptische Gottheit repräsentierte. Den nächsten Morgen rühmte sie sich ihrer Zusammenkunft mit Anubis gegen alle ihre Bekannten, welche alsbald irgend eine Priesterlist vermuthen, bis nach einigen Tagen Mundus selbst der Paulina das Vorgefallene offenbart und diese ihren Gemahl auffordert sie zu rächen; da nun durch Letztern dieses Ereigniß zur Kenntniß des Tiberius gelangte, so ließ er den Tempel der Isis zerstören und die Priester desselben an's Kreuz schlagen [308]).

Aehnliche Betrügereien trifft man oft in morgenländischen Erzählungen; so verführt in Tausendundein-Tag in der Geschichte des Malek [Tag 110 ff.] der Abenteurer dieses Namens, die Prinzessin von Gazna unter der Gestalt des Mahomed [309]). Anderes dieser Art findet sich auch häufig in den französischen Novellen und Romanen, wie in L'Amant Salamandre [sieh weiter unten] und Le Mari Sylphe von Marmontel, und mehr als einmal sollen dergleichen Dinge in Frankreich thatsächlich vorgefallen sein, wie aus der bekannten Geschichte des Paters Girard und der Mlle. Cadière hervorgeht [sieh Biogr. Univers. s. v. Girard (Jean Baptiste) vol. 17. p. 448. Paris 1816].

Die sechs folgenden Novellen sind düstern Inhaltes und scheinen sich meistentheils auf wirkliche kurz vor der Zeit des Verfassers vorgefallene Ereignisse zu gründen, in deren Schilderung Boccaccio eine bewundernswerthe Kenntniß des menschlichen Herzens dargelegt und viele Züge von natürlicher und malerischer Schönheit angebracht hat [Schmidt S. 37—45. Du Méril p. 349].

Nr. 9. Zwei innigbefreundete Edelleute, Guglielmo Rossiglione und Guglielmo Guardastagno, bewohnen in der Provence ihre nicht weit von einander entfernten Schlösser. Endlich faßt Ersterer den Verdacht, daß zwischen seiner Gemahlin und seinem Freunde ein sträflicher Umgang Statt fände, und ladet ihn auf sein Schloß, läßt ihn aber auf dem Wege dahin in einem Walde ermorden. Hierauf reißt er seinem Opfer das Herz aus der Brust und bringt es in das Fähnlein seiner Lanze gewickelt, mit sich nach Hause. Daselbst angelangt giebt er es dem Koche, als wäre es das Herz eines wilden Schweines und befiehlt ihm, es auf das beste zum Abendbrote zuzurichten. Bei Tische nun giebt er vor, keinen Hunger zu haben und seine Gemahlin verzehrt diese schreckliche Speise ganz allein. Sobald sie alles bis auf den letzten

Bissen genossen hat, theilt ihr Eheherr ihr mit, daß sie sich an dem Herzen des Guardastagno gesättigt, worauf sie mit der Erklärung, daß keine andere Nahrung mehr eine so edle Speise entweihen solle, sich aus einem hinter ihr befindlichen Fenster stürzt und sich so den Tod giebt.

Einige Kommentatoren des Boccaccio haben geglaubt, daß diese Novelle der bekannten Geschichte des Raoul de Coucy entnommen sei, welcher, an den bei der Belagerung von Acre empfangenen Wunden sterbend befahl, daß man sein Herz seiner Geliebten, der Dame von Fayel, übersenden sollte. Dieß seltsame Geschenk fiel jedoch in die Hände ihres Gemahls, der darob von Zorn ergriffen, es zuzubereiten und seinem Weibe bei Tische vorzusetzen befahl; und da sie auch wirklich unvorsichtigerweise davon genoß, so gelobte sie nie wieder andere Nahrung zu sich zu nehmen. Diese Geschichte wird in einer Chronik aus der Zeit des Philipp August erzählt, welche Fauchet in seinem Recueil de l'Origine de la Langue et Poésie françoise, Ryme et Romans 1581. 4. abdruckte [s. das. p. 124 ff.]. Da jedoch Boccaccio selbst dem Leser mittheilt, daß er seine Erzählung nach dem Berichte der Provenzalen (secondochè raccontano i Provenzali) wiedergebe, so ist es wahrscheinlicher, daß er sie der Geschichte des provenzalischen Dichters Cabestaing entliehen, welche Nostradamus in seinen Lebensbeschreibungen der Troubadours erzählt. Außerdem besitzt die Geschichte des Cabestaing eine viel größere Uebereinstimmung mit der Novelle des Boccaccio, als der erdichtete Vorfall in Betreff des Raoul de Coucy und der Dame von Fayel, denn sie weicht von derselben nur in den Namen und dem Umstande ab, daß die Dame sich ersticht, statt sich aus dem Fenster zu stürzen. Die Geschichte wird auch von Vellutello in seinem Kommentare des Petrarka erzählt, welcher letztere den Cabestaing in seinem Trionfo dell' Amore [Cap. 4. v. 53.] erwähnt. Auch Crescimbeni in seinen Anmerkungen zu Nostradamus [Istor. de la Volgar Poes. vol. 2. p. 39 ff.] theilt uns mit, daß er ein handschriftliches Leben des Cabestaing im Vatikan gesehen, welches, die Namen ausgenommen, in allen Einzelheiten mit der Erzählung des Boccaccio übereinstimmt. Rolland in seinen Recherches sur les Prérogatives des Dames chez les Gaulois [p. 131.] berichtet, daß Cabestaing durch die Beredsamkeit seiner Vertheidigerin, der Gemahlin des Raymund von Roussillon, vor dem Liebeshofe als Sieger aus einem Streite hervorgieng und in Folge dessen durch einen Beschluß des Hofes die Erlaubniß erhielt seine schöne Advokatin zu küssen; und der Umstand, daß er von diesem Rechte Gebrauch machte, wird als die Hauptursache der darauffolgenden furchtbaren That angegeben [cf. Bibl. d. Rom. 1782 Sept. p. 38 ff.]. Die Geschichte, wie Nostradamus sie berichtet, befindet sich auch in den Contes amoureux der Jeanne Flore, wo den Liebenden folgende Grabschrift gegeben wird:

„O toi qui passes sur ces bords,
Apprends que ce tombeau récèle
Un couple amoureux et fidèle,
Et deux coeurs dans un même corps“ [310]).

Die Novellen dieses Tages beruhen, wie man gesehen, hauptsächlich auf heftigen Leidenschaften, welche ein tragisches Ende nehmen; wohingegen

Tag V. Liebesabenteuer erzählt, welche nach unglücklichen Wechselfällen ein glückliches Ende nehmen.

Nr. 1. In der Insel Cypern wohnte einst ein reicher Mann Namens Aristippus, welchem das Schicksal sich stets freundlich erwiesen hatte, außer daß einer seiner Söhne, obgleich von schönem Aeußern, im höchsten Grade an Geistesschwäche litt. Sein eigentlicher Name war Galeso, jedoch wegen seines Blödsinnes nannte man ihn Cimon, welches in der Sprache jenes Landes „Vieh“ bedeutete. Da der Vater an seiner Heilung verzweifelte, so schickte er ihn nach einem Landgute, woselbst er mit dem größten Wohlbehagen seine Zeit unter Bauern und Sklaven zubrachte. Dort nun traf es sich, daß er eines Tages das Waldesdickicht durchstreifte und eine schöne Jungfrau an einer Quelle schlafen sah. Er schaute sie lange in sprachloser Bewunderung an und führte sie bei ihrem Erwachen nach Hause, kehrte jedoch hierauf nicht auf das Landgut, sondern in das Haus seines Vaters zurück. Die Liebe nämlich that nun, was früher seinen Lehrern nicht gelungen war; er fieng an auf das fleißigste zu studieren und wurde nach Verlauf von vier Jahren ein tiefer Philosoph, womit er zugleich die feinsten Sitten verband. Nach dieser Zeit bewirbt er sich um die Hand der Iphigenia (dieß war nämlich der Name der Schönen, die solche Wunder bewirkt hatte), erfährt indeß, sie sei bereits die Braut des Pasi-

munda, eines jungen Rhodiers. Cimon wartet die Zeit ab, wo sie nach der Insel segeln soll, bemannt dann ein Schiff mit einigen Freunden, und nachdem er sich der Iphigenia auf offenem Meere bemächtigt hat, steuert er nach Kreta. Ein Sturm jedoch zwingt ihn in eine Bai von Rhodus einzulaufen und dort wird sein Fahrzeug von der Mannschaft des kurz zuvor durch ihn angegriffenen Schiffes erkannt. Cimon sieht sich daher nebst seinen Freunden in's Gefängniß geworfen und bleibt auch daselbst, während inzwischen die Vorbereitungen zu der Vermählung des Pasimunda und seiner Braut wie seines Bruders mit einer jungen Rhodierin, Namens Cassandra, getroffen werden. Allein Lysimachus, der die höchste Würde der Insel bekleidet und in Cassandra verliebt ist, beschließt sie mit Gewalt zu entführen und zieht den Cimon in seinen Anschlag. Sie überfallen demgemäß das Haus des Pasimunda während des Hochzeitfestes, ermorden die beiden Bräutigame und segeln auf einem bereitgehaltenen Schiffe nach Kreta. Dort bleiben sie so lange, bis die Sache beigelegt ist, worauf Lysimachus mit Cassandra nach Rhodus, Cimon mit Iphigenia aber nach Cypern zurückkehrt.

In dieser Novelle, welche mit am meisten zu dem Rufe des Decamerone beigetragen hat, war es dem Anscheine nach die Absicht des Verfassers, in einem Beispiele zu zeigen, welche Stärke die sanfteren Gefühle in der Läuterung des menschlichen Herzens zu erhalten vermögen. Solch ein Gemälde würde jedoch, wenn gehörig durchgeführt, anziehender, obgleich vielleicht weniger natürlich gewesen sein, als die wirklich gegebene Schilderung des Ueberganges vom Blödsinnigen zum Räuber; denn man kann nicht läugnen, daß Cimon nur durch Raub und Mord in den Besitz eines Weibes gelangt, welches für ihn keine gegenseitige Zuneigung empfindet. Auch ist die Bemerkung ganz richtig (s. Scott's Dryden, vol. XI.), daß der Verlauf der Erzählung mit der plötzlichen Umwandlung des Cimon, welche auf eine so interessante und ungewöhnliche Weise die Novelle beginnt, in gar keiner Beziehung steht; denn Cimon hätte die Iphigenia entführen und alle später eintretenden Ereignisse sich zutragen können, wenn gleich seine Liebe auf gewöhnliche Weise angefangen hätte, noch auch befindet sich irgend Etwas in seinem Charakter oder seinem Benehmen, welches uns daran erinnert, daß er solch ein wunderbares Beispiel von der Gewalt der Liebe ist. Mit einem Worte, wir verlieren im Verfolge der Erzählung gänzlich den ungewöhnlichen Beginn derselben aus den Augen und erhalten auch nur geringen Ersatz durch die Einführung einer neuen Person, des Lysimachus nämlich, für dessen Leidenschaft, getäuschte Hoffnungen und endlichen Erfolg wir nur wenig Theilnahme fühlen.

Man hat die ursprüngliche Idee zu der Umwandlung des Cimon in dem *Βουκολίσκος* des Theokrit zu finden geglaubt; jedoch ist es fast unmöglich, daß Boccaccio zur Zeit der Abfassung des Decamerone den Theokrit gesehen habe [311]. Boccaccio selbst behauptet, daß er diese Erzählung in den alten Geschichten von Cypern gelesen, was auch der ältere Beroaldus, der Uebersetzer der Novelle in's Lateinische bestätigt, und Ersterer mag durch seine vertraute Befreundung mit Hugo IV., dem Könige jener Insel, Gelegenheit gefunden haben die Begebenheit, auf welche er seine Novelle gründete, kennen zu lernen.

Außer der erwähnten Uebersetzung des Beroaldus wurde diese Novelle um das Jahr 1570 in englische Stanzen übertragen und auch von Dryden in seinem „Cymon u. Iphigenia" nachgeahmt, wobei dieser Dichter die verbrecherischen Handlungen des Cimon dadurch gemildert hat, daß er Iphigenia als ihrem rhodischen Bräutigam abgeneigt und dem Cimon zugethan darstellt; was gerade das Gegentheil der Darstellung des Originals ist. Diese Novelle hat auch den Stoff zu einer berühmten Oper hergegeben. —

Nr. 3 ist an sich eine abgeschmackte Geschichte, jedoch in so weit interessant, als sie uns die Grundlage eines neuern Romans aus der Schule der Madame Radcliffe darbietet.

Nr. 4. Lizio da Valbona, ein Bewohner der Romagna, hat eine Tochter, Namens Caterina, welche unter dem Vorwande, wegen der drückenden Hitze in ihrem Zimmer nicht schlafen zu können, ihre Eltern dazu bewegt sie auf einer in den Garten hinausgehenden Altane die Nacht zubringen zu laßen, damit sie sich an der kühlen Luft erquicken und dem Gesange der Nachtigall lauschen könne. Alles dieß war jedoch nur eine List, um ihrem Geliebten auf diese Weise Gelegenheit zu einer Zusammenkunft mit ihr zu geben, welche denn auch wirklich Statt findet. Gegen Morgen sinkt das Liebespaar in Schlaf und wird so von dem Vater der Caterina entdeckt, welcher sich zu er-

kundigen kömmt, ob der Gesang der Nachtigall zur Ruhe seiner Tochter beigetragen, und nun dem Liebhaber nur die Wahl zwischen augenblicklichem Tod oder einer Heirath mit Caterina giebt. Manardi (so heißt nämlich der Galan) wählt Letzteres.

Die in dieser Novelle angeführten Namen erwähnt auch Dante im Fegefeuer, woselbst ein Geist, der über die Entartung der Italiener klagt, ausruft:

„Wo ist der gute Lizio und Arrigo Manardi?"
[C. 14. v. 97.].

Dieß beweist die Existenz dieser Personen, woher auch Manni in seiner gewöhnlichen Weise folgert, daß Boccaccio's Erzählung sich auf einen wahren Vorfall gründe. Sie beruht aber in der That auf einer der alten armorikanischen Erzählungen der Marie de France [Oeuvres ed. Roquefort I. p. 314.], welche betitelt ist: Lai du Laustic, indem letzteres Wort im Bretonischen eine Nachtigall bedeutete. Dort nämlich pflegt eine Dame in den heißen Sommernächten die Seite ihres Gemahls zu verlaßen und sich nach einem Balkon zu begeben, wo sie bis Tagesanbruch verweilt unter dem Vorwande, daß sie durch die liebliche Stimme der Nachtigall angelockt würde, in der That aber um die Gesellschaft ihres in der Nähe wohnenden Liebhabers zu genießen.

Ich kenne keine Uebersetzung oder Bearbeitung dieser Novelle des Boccaccio, ausgenommen Le Rossignol, welches Gedicht sich gewöhnlich unter den Contes et Nouvelles des La Fontaine befindet und auch in seiner Manier geschrieben ist, mir jedoch nicht von diesem Verfasser zu sein scheint[312]. —

Nr. 5. Dieser Vorfall wird von Tonducci in seiner Geschichte von Faenza erzählt und war schon vorher in einer alten lateinischen Chronik erwähnt worden. Die italienischen Schriftsteller sind der Meinung, daß er einen trefflichen Stoff zu einem Lustspiele liefern würde, und in der That gleicht er auch den Vorfällen in den Stücken des Terenz wie auch des Incognito von Goldoni.

Nr. 6 möchte zum Theil ein historisches Faktum sein. Die Novelle ist zwar an und für sich uninteressant, jedoch enthält sie ein Ereigniß, welches dem Tasso die Strafe des Olindo und der Sofronia eingegeben zu haben scheint. Diese werden nämlich Rücken an Rücken an einen Pfahl gebunden und sollen eben in dieser Stellung den Feuertod erleiden, als sie sich durch die Ankunft und Fürbitte der Clorinde befreit sehen. In dem Decamerone wird Gianni di Procida in einem Einverständnisse mit einer jungen Dame entdeckt, in welche er schon früher verliebt gewesen, die jetzt aber die Geliebte des Königs Friedrich I. von Sizilien ist, und die Verbrecher sollen nun auf gleiche Weise und in gleicher Stellung wie die Liebenden im Tasso den Tod erleiden; während jedoch der Scheiterhaufen angezündet werden soll, werden sie durch die unerwartete Ankunft des Großadmirales Ruggiero dell' Oria befreit, welcher bei dem Könige Fürbitte für sie einlegt. Auch den von dem Liebhaber im Decamerone ausgedrückten Wunsch einer veränderten Stellung hat der italienische Dichter sehr schön nachgeahmt. Im Begriffe nämlich den Tod zu erdulden, ruft Gianni di Procida aus: „Ich sehe daß ich sterben soll und zwar bald; ich bitte also um die Gnade daß, so wie ich jetzt diesem Mädchen, die ich mehr als mein Leben geliebt habe und von der ich ebenso wiedergeliebt worden bin, den Rücken zukehre und sie mir, wir statt dessen mit den Gesichtern einander zugewandt werden; auf daß ich durch den Anblick ihres Antlitzes getröstet von hinnen scheiden könne."

Eben so ruft Olinda aus:

„Und o mein Tod, wie selig und beglückt!
O himmelsüße Qual der letzten Stunde,
Erlang' ich es, daß Brust an Brust gedrückt
Ich meinen Geist verhauch' an Deinem Munde;
Daß Du mit mir der Welt zugleich entrückt
Die Seel' in mich verhauchst in sel'gem Bunde!"
Befr. Jerusalem Ges. 2. St. 35.

Nr 7. Amerigo da Trapani, welcher zur Zeit des guten Königs Wilhelm von Sizilien lebte, kauft einst von einem eben von der armenischen Küste zurückgekehrten genuesischen Schiffe eine Anzahl Sklaven, von denen einer, mit Namen Theodor, damals noch fast ein Kind, im Verlauf der Jahre bei seinem Herrn sehr in Gunst kam und von ihm die Freiheit erlangte. Violante, die Tochter des Amerigo, verliebt sich hierauf in Theodor und merkt nicht lange darauf die Folge davon. Die Mutter sendet sie daher auf ein der Familie gehöriges Landhaus, jedoch ohne Wissen ihres Gemahls, der indeß zufällig in einem kritischen Augenblicke in der Villa anlangt und die Wahrheit entdeckend seine Tochter zwingt

den Vater des Kindes namhaft zu machen. Nach der Stadt zurückgekehrt bewirkt Amerigo, daß ein Todesurtheil über Theodor gefällt wird und sendet gegen seine Tochter einen Mörder ab, der ihr die Wahl zwischen Dolch und Gift überlaßen soll. Theodor wird auf dem Wege zum Richtplatze von einem zur Zeit in Sizilien sich aufhaltenden Gesandten des Königs von Armenien als Sohn erkannt und durch diesen vom Tode errettet, unter der Bedingung jedoch, daß er die Tochter des Amerigo heirathe. Er eilt nun nach dem Landsitze und kommt glücklicherweise noch zeitig genug, an um seine Geliebte an jener furchtbaren Wahl zu hindern. —

Solche wunderbare Wiedererkennungen wie die eben erwähnte, sind in den alten Geschichten sehr gewöhnlich; die Novelle selbst ist nur mittelmäßig und hauptsächlich bloß interessant als Stoff von Beaumont und Fletcher's Triumph der Liebe (Triumph of Love), dem zweiten und besten ihrer „Vier Stücke in Einem" (Four Plays in One). Das Stück beginnt jedoch erst da, wo das Mädchen eben entbunden werden soll. Auch wird ein Nebenbuhler des Liebhabers Girard in der Person seines Bruders heraufbeschworen und beide erweisen sich endlich als die Söhne des Herzogs von Mailand [Schmidt S. 54 ff.]. —

Nr. 8. Nastagio, ein sehr reicher Jüngling zu Ravenna, war in eine junge Dame von der Familie der Traversari daselbst in einem hohen Grade verliebt, sah jedoch seine Heirathsanträge zurückgewiesen und sich selbst mit großer Härte und Geringschätzung behandelt. Da nun Gefahr vorhanden war, daß er sein ganzes Vermögen in nutzlosen Versuchen ihre Grausamkeit zu beugen verschwenden würde, so rathen ihm seine Freunde auf Reisen zu gehen und zu versuchen, ob er vielleicht so seine Leidenschaft besiegen könne. Nachdem er große Vorbereitungen getroffen, verläßt er Ravenna, kommt aber nicht weiter als bis nach Chiassi, ungefähr drei Meilen von Ravenna, woselbst er bleibt. Während er nun eines Tages in tiefe Gedanken verloren einen Wald durchstreift, wird er von einem seltsamen Anblicke überrascht; er sieht nämlich ein ganz nacktes Frauenzimmer, die mit furchtbarem Geschrei durch das Dickicht flieht und von zwei Hunden und einem grimmig aussehenden Ritter auf einem schwarzen Rosse und mit einem gezogenen Schwerte in der Hand verfolgt wird. Nastagio will sich diesem ungeziemenden Verfahren widersetzen, erhält jedoch von dem Ritter die Warnung, dem Laufe der göttlichen Gerechtigkeit keinen Einhalt zu thun, und erfährt hierauf, daß Letzterer in Verzweiflung über die Grausamkeit des Weibes, welches er jetzt verfolge, sich mit dem nämlichen Schwerte, das er in der Hand hielt, das Leben genommen habe und daß, da seine Geliebte bald nachher starb, sie dazu verdammt worden sei, von ihm eine lange Reihe von Jahren an jedem Freitage auf diese Weise verfolgt zu werden. Kaum hat er seine Erzählung beendet, so wird das gespenstische Opfer von den Doggen eingeholt, von dem Ritter mit seinem Schwerte durchbohrt, ihr das Herz herausgerissen und dieß von den Hunden verschlungen. Sobald sie jedoch gänzlich in Stücke gerissen ist, springt sie empor, als wäre ihr nicht das Mindeste widerfahren und flieht wiederum vor ihrem höllischen Verfolger. Nastagio beschließt, sich diese Gespensterscene zu Nutze zu machen; er ladet daher seine grausame Geliebte und ihre Familie auf den nächsten Freitag zum Mittagsmahle ein und veranstaltet dasselbe in dem Walde, wo er die schauerliche Tragödie mitangesehen hatte. Gegen Ende der Mahlzeit erscheint wiederum die Geisterschaar und wiederum erzählt der Ritter der erschrockenen Gesellschaft die Geschichte seiner Rache. Besonders aber entsetzt sich die junge Dame bei dieser furchtbaren Warnung und reicht in Folge dessen dem früher verschmähten Bewerber ihre Hand.

Die Deputati alla correzione del Decamerone sagen in einer Anmerkung, daß diese Geschichte mit bloßer Veränderung der Namen aus der Chronik des Helinandus, eines französischen Mönches des dreizehnten Jahrhunderts entnommen sei, welche eine Geschichte der Welt von der Schöpfung derselben bis auf die Zeiten des Verfassers enthält [sieh Flores Helinandi c. 13 in Tissier Bibl. Cisterciens. vol. VII. p. 306 ff.].

Diese Novelle, welche das Vorbild aller spätern Nachegespenster zu enthalten scheint, wurde 1569 von Christoph Tye unter dem Titel „Eine merkwürdige und ebenso klägliche wie anmuthige Geschichte von Nastagio und Traversari" in englische Verse übersetzt, wobei er sich des Psalmenmetrums bediente, welches er auch bei der Paraphrase der Apostelgeschichte in Anwendung gebracht hatte; z. B.:

„Er sah mit schnellem Fuße nah'n
Dem Orte, wo er stand,

Ein Weib mit aufgelöstem Haar;
Sie hatte kein Gewand.

Und außerdem zwei Hunde groß" u. s. w.

Es ist nicht unmöglich, daß dergleichen jetzt veraltete und vergessene Uebersetzungen Dryden mit denjenigen Geschichten des Boccaccio bekannt machten, die er bearbeitet hat. Sowohl Sigismund et Guiscard als Cimon et Iphigenia waren in altenglischen Versen erschienen, ehe er ihnen den Schmuck seines dichterischen Geistes verlieh; in seinem Theodor et Honoria hat er der obigen Geschichte jeden Reiz der Versifikation verliehen und eine nichtssagende Novelle in ein schönes Gedicht verwandelt. Die übernatürlichen Wesen sowohl als die Gefühle der bei Nastagio's Mahl gegenwärtigen Gäste werden mit wunderbarer Kunst geschildert und von den drei Novellen, die er sich zur Bearbeitung ausgewählt, scheint ihm die in Rede stehende am besten gelungen zu sein[212a]). —

Nr. 9 ist der Faucon des La Fontaine. In Betreff dieser Geschichte ist die Bemerkung gemacht worden, „daß als Gemälde der gewöhnlichen Wirkung irgend eines mächtigen Gefühles, wo das Herz fast ganz von sich selbst abhängt, ohne die heftige Aufregung widerstrebender Pflichten oder feindlicher Umstände zu empfinden, die Erzählung von Federico und seinem Falken einzig dasteht. Jene Beharrlichkeit in der Zuneigung sowie jener Geist der Galanterie und der Großmuth haben in der Geschichte heroischer Aufopferung ihres Gleichen nicht. Auch sind die Gefühle so unbewußt und so unfreiwillig und äußern sich in so unbedeutenden, unerwarteten und anspruchlosen Umständen, daß sie zeigen, sie seien der innersten Natur und Seele des Verfassers entsprungen."[213]). —

Nr. 10. Ein Theil dieser Erzählung ist aus dem neunten Buche des Apulejus; auch gleicht sie in einem hohen Grade der 31sten Novelle des Girolamo Morlini[213a]). —

Tag VI. Die Novellen dieses Tages bestehen hauptsächlich aus Bonmots und witzigen oder beißenden Antworten, welche aus irgend einer Verlegenheit oder Gefahr befreien; so z. B.

Nr. 4. Currado, ein Florentiner Bürger, fängt einst auf der Falkenjagd einen Kranich und schickt ihn zu seinem Koche, damit er ihn zum Abendbrote bereite. Nachdem ihn nun dieser gebraten, läßt er sich von den ungestümen Bitten seiner Geliebten bewegen, ihr ein Bein des Kranichs zu geben; sein Gebieter aber ist im höchsten Grade erzürnt, als er den Vogel in dieser verstümmelten Gestalt auftragen sieht. Er läßt daher den Koch holen und dieser entschuldigt sich damit, daß Kraniche nur ein Bein haben. Bei dieser Entschuldigung geräth Currado in noch größern Zorn und befiehlt dem Koch, entweder einen lebendigen Kranich mit nur einem Beine herbeizuschaffen oder die strengste Bestrafung zu gewärtigen. Den folgenden Morgen muß sich daher der Koch in Begleitung seines Herrn auf den Weg machen, diese rara avis[214]) aufzusuchen, wobei er in Einem fort vor Schrecken zittert und Alles, was er erblickt, für einen Kranich mit zwei Beinen hält. Endlich jedoch wird er von seiner Angst befreit, indem er nämlich, bei einem Flusse angelangt, am Ufer desselben eine Schaar Kraniche auf einem Beine stehen sieht, während sie das andere ihrer Gewohnheit gemäß eingezogen hielten. „Nun, Herr, begann hierauf der Koch, sieh dorthin; habe ich nicht die Wahrheit gesprochen?" „Wart' ein wenig!" versetzte Currado, und dann näher heranreitend rief er aus allen Kräften „Husch, husch," worauf die Kraniche mit beiden Füßen ausgestreckt davonflogen. „Was sagst Du nun, sprach jetzt der Herr, haben sie nicht zwei Beine?" „Allerdings, entgegnete der Koch; hättet Ihr jedoch dem Kraniche gestern Abend beim Abendbrote: „Husch, husch" zugerufen, wie diesen hier, so würde er ohne Zweifel alsbald das andere Bein hinuntergestreckt haben, wie diese" [Schmidt S. 63. — Timoneda Alivio de Caminantes, P. I. no. 45. Bibl. de Autor. Españ. vol. III. Madrid 1846. — Bidermanni Utopia L. VI. C. 18.][214a]). —

Nr. 10 ist die einzige Novelle dieses Tages, welche nicht aus einer bloßen Witzrede besteht. Ein Mönch von dem Orden des heiligen Antonius pflegte sich einmal des Jahres nach Certaldo zu begeben um dort Gaben einzusammeln, und zwar hatte er stets dabei den besten Erfolg, da die Einwohner jenes Bezirkes sehr reich und zugleich sehr leichtgläubig waren. Während er nun wieder einmal seiner Gewohnheit nach im Monat August dort anlangte, nahm er eines Sonntags Morgens, als alle Einwohner bei der Messe versammelt waren, die Gelegenheit wahr sie aufzufordern, daß sie sich am folgenden Tage

an der Kirchenthür einfinden möchten, um seinen armen Brüdern vom Orden des heiligen Antonius ihr Scherflein zukommen zu laßen, wobei er außerdem noch hinzufügte, daß er eine Predigt halten und eine köstliche Reliquie vorzeigen würde, nämlich eine Feder des Erzengels Gabriel, welche dieser in dem Gemache der Jungfrau Maria hatte fallen laßen, als er in Nazareth die Verkündigung hinterbrachte. Der Mönch, welcher ein lustiger Kumpan war, hatte aber in Certaldo zwei Zechbrüder, welche sich bei jener Anzeige gegenwärtig befanden und ihm einen Streich zu spielen beschlossen. Da er nämlich an diesem Tage zum Mittagbrote fortgieng, so gelangten sie ohne viel Mühe in seine Stube, wo sie in seinem Quersacke ein in Seide gewickeltes Kästchen und in diesem eine Feder von einem Papagei fanden, einem zu jener Zeit in Italien fast unbekannten Vogel. Sie nahmen nun diese Feder, welche für die des Engels passieren sollte, fort, substituierten dafür einige Kohlen und packten Alles wieder so zusammen, wie es gewesen war. Am nächsten Tage versammelte sich der Aufforderung gemäß eine ungeheure Menge Volks vor der Kirche und der Mönch begann seine Predigt, in welcher er ausführlich von den Wundergaben der Reliquie sprach, die er besaß; als er sie aber vorzeigen wollte, war er anfangs etwas aus der Fassung gebracht, statt der Feder die Kohlen zu finden; indeß erholte er sich doch bald wieder und, indem er ohne die Miene zu verändern das Kästchen wiederzumachte, rief er aus: „Die Macht Gottes sei gepriesen!" Hierauf wandte er sich wieder zur Versammlung und theilte ihr mit, daß er in der Jugend von seinem Superior nach dem Oriente geschickt wurde und bis nach Indien gelangte, von welchen Reisen er seinen Zuhörern einen ausführlichen Bericht abstattet und unter Andern erzählt, wie er auf seiner Rückkehr den Patriarchen von Jerusalem besucht und bei diesem eine unzählbare Menge von Reliquien gesehen habe; so z. B. eine Locke des Seraphs, welcher dem heiligen Franziskus erschien, den Nagel eines Cherubs, einige von den Strahlen des heiligen Sternes, der die heiligen drei Könige leitete, ein Fläschchen mit dem Schweiße, welcher dem Erzengel Michel bei seinem Kampfe mit dem Teufel entströmte, der Kinnbacken des Todes des Lazarus u. s. w. Von all' diesen Reliquien aber hatte er am meisten die Feder des Engels Gabriel und die Kohlen, auf welchen der heilige Lorenz gebraten wurde, bewundert, so daß der Patriarch ihm freundlicherweise mit denselben ein Geschenk machte. Diese heiligen Dinge nun aber wären auf gleiche Weise verwahrt und Gott habe es so gefügt, daß er sich vergriffen und statt der Feder die Kohlen mitgebracht; indessen wäre dieß ein glücklicher Zufall für Certaldo, denn jeder der sich mit diesen Kohlen ein Kreuz anmalen ließe, würde den übrigen Theil des Jahres gegen jegliche Feuersgefahr sicher sein. Die leichtgläubige Menge schenkte dieser Erklärung bereitwilligen Glauben und steuerte eine große Summe bei, um sich mit den heiligen Reliquien bezeichnen zu laßen [Schmidt S. 65.].

Diese Novelle des Boccaccio zog den Tadel des tridentinischen Conciliums auf sich und ist die, welche der Kirche den meisten Verdacht rege machte; obwohl der Verfasser durch seine Kommentatoren vertheidigt worden ist, in so weit er nicht beabsichtigte die ehrenwerthen Mönchsorden zu verhöhnen, sondern nur jene umherstreifenden Bettler, welche sich ihren Unterhalt dadurch erwarben, daß sie das leichtgläubige Volk hintergiengen, und er ferner nicht gesonnen war die heiligen Reliquien der Kirche zu verspotten sondern nur den damit getriebenen Betrug.

In Chaucer's Canterbury Tales [V. 703 ff.] befindet sich eine ähnliche Satyre gegen lächerliche Reliquien. Der Ablaßkrämer nämlich, welcher eben von Rom angelangt ist, führt in seinem Quersacke unter anderen derartigen Schätzen ein Stück Segel von dem Schiffe des heil. Petrus und den Schleier der Jungfrau Maria:

„Durch diese Heiligthümer auf dem Land,
Wo er nur einen armen Priester fand,
In einem Tag mehr Geld er sich gewann,
Als in zwei Monden der erwerben kann."

Ein Verzeichniß von Reliquien, die an Ungereimtheit mit denen von Chaucer's Ablaßkrämer oder Boccaccio's Cipolla wetteifern, befindet sich auch in Sir David Lindsay's Satyre auf die drei Stände (Satyre of the thrie Estaitis). In Stephanus Apologie des Herodot [C. 38, 5.] wird erzählt, daß ein genuesischer Geistlicher, der aus dem Oriente zurückkehrte, sich rühmte, er habe aus Bethlehem in einem Fläschchen den Athem unseres Heilands, und vom Berge Sinai die Hörner, welche Moses bei seinem Herabstei-

gen von diesem Berge auf dem Haupte hatte, mitgebracht; und wenn wir Luthers Tischreden glauben dürfen, so erzählte dieser große Reformator, daß der Bischof von Mainz behauptete, er besäße die Flammen des Busches, welchen Moses brennen sah. —

Der 6. Tag schließt mit der Beschreibung eines Thales, in welchem die Damen einen Theil des Tages zubringen. Es war zirkelrund und umgeben von sechs Hügeln, auf deren jedem sich ein kastellartiges Schloß befand. Die südlichen Abhänge waren mit Weinstöcken, Oliven und allen anderen Arten Fruchtbäume bedeckt, hingegen die dem Norden zugewandten mit Eichen und Eschen bepflanzt. Das Thal selbst war so dicht mit Cypressen und Lorbeeren angefüllt, daß kein einziger Sonnenstrahl bis auf den buntgeblümten Erdboden durchzudringen vermochte. Am meisten Ergötzen aber gewährte ein Strom, welcher durch eins der zwischen den Hügeln befindlichen Thäler hindurchströmte und von einem Felsen herabstürzend ein angenehmes Rauschen bewirkte, während die emporspritzenden Tropfen wie Silber funkelten; hierauf floß er in einem schönen Bette rasch weiter, bis er endlich in der Mitte der Flur einen kleinen See bildete, durch dessen klares Gewässer man deutlich bis auf den kiesbedeckten Grund schauen konnte. —

Tag VII enthält Geschichten von listigen Streichen, welche Frauen bei ihren Liebeshändeln oder zu ihrer Sicherheit ihren Ehemännern, entdeckt oder unentdeckt, gespielt haben.

Nr. 2. Eine junge Neapolitanerin läßt eines Morgens ihren Galan zu sich in's Haus, während ihr Ehemann auf Arbeit fort ist. Noch hat indeß der Liebhaber den Zweck seines Besuches nicht erreicht, als der Mann ganz unerwartet zurückkehrt; er pocht an die verschlossene Thür und lobt innerlich die Wachsamkeit und Mäßigkeit seines Weibes. Indem ihn nun diese am Eingange hört, verbirgt sie den Galan in einem Fasse, macht dann rasch ihrem Mann auf und schilt ihn wegen seines Müßigganges aus. Er antwortet jedoch, daß er vergessen hätte, es wäre an dem Tage das Fest des heiligen Galeone, daß es ihr jedoch nicht an dem Nöthigsten fehlen solle, da er das Faß für fünf Gigliate verkauft habe. Die Frau versetzt jedoch ohne Zaudern, sie hätte es so eben für sieben verkauft, bei welchen Worten der Liebhaber alsbald aus der Tonne springt, die Rolle des Käufers spielt und sich bereit erklärt dasselbe für den erwähnten Preis an sich zu nehmen, jedoch müßte es vorher gehörig gereinigt werden. Der Mann steigt daher, um dieß besser thun zu können, in das Faß und während er so beschäftigt ist

> Notre couple, ayant repris courage,
> Reprit aussi le fil de l'entretien.

Boccaccio hat diese Geschichte aus dem Anfange des neunten Buches des Apulejus entnommen und La Fontaine sie in seinem Cuvier bearbeitet [Morlini Novellae no. 35.]. —

Nr. 3. In vielen von den Novellen des Decamerone werden verheirathete Frauen von Mönchen verführt, welche die Pathen der Kinder derselben sind; welches Verhältniß in Italien Zutritt in den Schoß der Familien gewährt und noch so große Vertraulichkeit von allem Verdachte freigehalten zu haben scheint. [Aus Bocc. ist diese Geschichte in des Stephanus Apol. pour Herod. c. 15, 27 aufgenommen]. —

Nr. 4. Ein reicher Mann ist eifersüchtig auf seine Frau; sie aber weiß ihn alle Nacht betrunken zu machen und begiebt sich inzwischen zu ihrem Liebhaber. Endlich jedoch faßt der Mann Verdacht und thut eines Abends, als wäre er betrunken, während er noch ganz nüchtern ist. Seine Frau geht wie gewöhnlich fort, findet indeß bei ihrer Rückkehr die Thür des Hauses verschlossen; und da der Mann ihr nicht aufmachen will, so wirft sie einen Stein in den Brunnen. Jener denkt, sie habe sich selbst hineingestürzt, und voll Furcht, daß man ihn für ihren Mörder halten möchte, eilt er ihr zu Hülfe. Inzwischen springt sie in's Haus und schließt ihn ihrerseits aus, wobei sie ihn mit Schmähreden überhäuft. Die Nachbarn laufen daher zusammen und vor diesen, so wie vor ihren herbeikommenden Verwandten stellt sie ihn nun als einen liederlichen Patron an den Pranger.

Diese Geschichte bildet den Stoff zu der Calandra des Kardinals Bibbiena, dem besten italienischen Lustspiele vor Goldoni; ebenso liegt sie einem von Dancourts Stücken zu Grunde und gab auch wahrscheinlich Molière die Idee zu seinem berühmten Lustspiele George Dandin ein. Sie war jedoch schon vor Boccaccio oftmals erzählt worden; so befindet sie sich in Le Grand's Fabliaux (de celui qui enferma etc.), ferner in der noch

älteren Disciplina Clericalis [c. 15.] und in einer der französischen Uebersetzungen der Sieben Weisen Meister; nicht aber in dem griechischen Syntipas noch in Hebers' Dolopathos [Keller Rom. des Sept Sages S. CLXXXIX ff. — Zu Diokletian's Leben S. 55. Bandello P. III. no. 47. Sercambi nov. 8. Altdeutsche Blätter 1, 154.]. —

Nr. 5. Ein Kaufmann in Rimini ist auf seine Frau im höchsten Grade eifersüchtig und hält sie in der größten Zurückgezogenheit in seinem Hause eingesperrt. Sie macht es gleichwohl möglich mit einem nebenan wohnenden jungen Manne, Namens Filippo, vermittelst einer erweiterten Spalte in einer entlegenen Mauer, welche ihr Haus von dem des Filippo trennt, in Verbindung zu treten. Am Tage vor Weihnachten sagt sie nun zu ihrem Manne, sie wünsche den folgenden Morgen in die Kirche zu gehen und zu beichten; worauf jener neugierig ist zu wissen, was sie denn für Sünden haben könnte. Sie erwiedert, sie hätte deren sehr viele, wolle sie jedoch nur ihrem Beichtvater mittheilen. Diese mysteriöse Antwort entflammt die Eifersucht ihres Gatten und er begiebt sich nach der Kirche, wo seine Frau zu beichten beabsichtigt. In Uebereinstimmung mit dem Kaplane legt er die Kleidung eines Geistlichen an und hält sich bereit, den nächsten Morgen die Beichte seiner Frau zu vernehmen. Diese erkennt sogleich ihren Ehegespons, thut jedoch als merke sie nichts und erzählt ihm eine ersonnene Geschichte von einem Priester, welcher alle Nacht, während ihr Mann schläft, zu ihr kommt und eine Gewalt besitzt, der weder Schloß noch Riegel widerstehen kann. Gleich denselben Abend sagt nun der Mann zu ihr, er esse außer dem Hause Abendbrot, lauert aber die ganze Nacht in einem Gemache nahe der Hausthür der Ankunft des Priesters auf, während inzwischen die Frau ihren Geliebten auf dem geheimen Wege in ihr Zimmer einläßt. Dieß wiederholt sich eine Reihe von Nächten, bis endlich der Mann des Wachens überdrüßig wird und darauf besteht den Namen des Priesters zu erfahren, in den sie verliebt ist. Die Frau heilt ihn nun von seiner Eifersucht, indem sie ihm versichert, daß sie seine List im Beichtstuhle entdeckt und daher die Geschichte mit dem Priester ersonnen habe; denn er selbst sei dieser Priester.

Diese Novelle scheint aus dem Fabliau Du Chevalier qui confessa sa femme entsprungen. In diesem nämlich zeigt eine kranke Dame ein eifriges Verlangen zu beichten; ihr Mann voll Verwunderung über ihr dringendes Begehr, verkleidet sich als Priester, worauf sie ihm einen Liebeshandel mit seinem im Hause lebenden Neffen mittheilt. Der Ehemann jagt daher diesen alsbald aus dem Hause und macht seiner Frau nach ihrer Wiederherstellung Vorwürfe über ihr Benehmen, worauf sie jedoch unter Lachen erwiedert, daß sie seine List entdeckt und diese Gelegenheit ergriffen habe, sich für seinen verletzenden Verdacht zu rächen und seinen ihr lästigen Neffen los zu werden. — Aus Le Grand's Auszuge [4, 90] kann man jedoch nicht leicht ersehen, ob die Frau nur nothgedrungen diese Erklärung giebt, um ihren Liebeshandel zu beschönigen, oder ob sie wirklich diese List gebraucht, um den Neffen aus dem Hause zu bringen [315]). Die neueren Nachahmungen entsprechen dem Decamerone genauer als der Quelle desselben, dem Fabliau. In der 78sten Erzählung der Cent Nouvelles Nouvelles, die den Titel trägt Le Mari Confesseur, beichtet eine verheirathete Frau ihrem Manne, der sich als Geistlicher verkleidet, einen verbrecherischen Umgang mit einem Knappen, einem Ritter und einem Priester. Sobald ihr Mann dieß vernimmt, bricht er in einen Ausruf des Zornes aus. „Warst du nicht, erwiedert hierauf die Frau mit großer Geistesgegenwart, ein Knappe, als ich dich heirathete, wurdest du nicht nachher Ritter und bist du nicht jetzt ein Priester?" Diese Geschichte hat La Fontaine in dem Mari Confesseur nachgeahmt. Bei Bandello [P. 1. nov. 9.] veranlaßt der Ehemann einen Geistlichen, die Beichte seiner Frau zu hören und ersticht sie, sobald er den Inhalt derselben vernimmt, wodurch die sinnreiche und schnelle Antwort der Frau abgeschnitten wird [316]). „Man vergleiche, sagt Le Grand mit einem triumphierenden Tone, diese italienische Mordgeschichte mit dem französischen Fabliau und sehe, mit welcher Wahrheit die Nationen ihre Sitten ganz unbewußt schildern." Jedoch hat sich Malespini [1, 92.], obgleich ein italienischer Novellist, dennoch an die Umstände des Fabliau's gehalten. Bei Doni [I Marmi P. III. p. 27. Venez. 1552 oder Novelle 1815 (ed. Gamba) nov. 15.] hat die Frau in Abwesenheit ihres Mannes einen Liebeshandel mit einem Pagen. Da ein benachbarter Baron dieß wahrnimmt, so erkauft sie sein Stillschweigen, indem sie ihm dieselben Gunstbezeugungen gewährt; dann läßt sie sich wieder von einem Priester

entdecken und beschwichtigt ihn auf ähnliche Weise, und da sie endlich ihrem Manne bei seiner Rückkehr unklugerweise das dreifache Vergehen beichtet, so zieht sie sich aus der Schlinge, indem sie ihn daran erinnert, daß er zwar jetzt ein Baron und in diesem Augenblicke auch ein Priester wäre, früher aber Page des Königs gewesen sei.

Nr. 6. Die Frau eines Florentiners hat zwei Liebhaber. Der eine, Namens Leonetto, besitzt ihr Herz wirklich; den anderen hingegen, welcher Lambertuccio heißt, duldet sie nur, weil er durch seinen hohen Rang und großen Einfluß es in seiner Macht hat ihr zu schaden. Während sie sich nun einmal mit ihrem Manne auf dem Lande befindet, verreist Letzterer auf einige Tage, und sogleich läßt die Frau Leonetto herbeiholen, damit er ihr inzwischen Gesellschaft leiste. Aber auch Lambertuccio, der von der Abwesenheit ihres Gemahls hört, langt kurz nach der Ankunft des begünstigten Liebhabers an, so daß dieser kaum Zeit findet sich zu verbergen. Nicht sobald jedoch hat Lambertuccio seinen Platz eingenommen, als der Ehemann an die Hausthür pocht, worauf jener auf das dringende Bitten seiner Geliebten mit gezogenem Degen aus dem Hause stürzt und dabei ausruft: „Der Bube! er soll mir nur noch einmal in den Weg kommen." — Leonetto wird dann aus seinem Verstecke hervorgezogen, dem Ehemanne aber wird weiß gemacht, derselbe habe in seinem Hause vor der Wuth Lambertuccio's Schutz gesucht, da dieser ihm auf der Landstraße begegnet sei und ihn unter Todesdrohungen bis in die Villa verfolgt habe.

Die Quelle dieser Geschichte findet sich in der fünften Erzählung des griechischen Syntipas, jedoch nicht in einigen der spätern Bearbeitungen desselben. Dort nämlich hat ein griechischer Offizier einen Liebeshandel mit einer verheiratheten Frau und schickt zu ihr seinen Sklaven, um ihr seinen Besuch anzumelden. Der Frau jedoch gefällt der Bote so wohl, daß sie ihm die dem Herrn bestimmten Gunstbezeugungen gewährt, während letzterer, über die verzögerte Rückkehr seines Dieners ungeduldig, sich ohne weitere Umstände nach dem Hause seiner Geliebten begiebt, so daß diese eben nur Zeit hat den Sklaven zu verbergen und dann den Gebieter desselben mit angenommener Freude empfängt. Bald darauf pocht ihr Mann an die Thür, worauf sie, mit schneller Ueberlegung, ihren Geliebten mit gezogenem Schwerte und unter lauten Verwünschungen aus dem Hause stürzen heißt. Sobald dieß geschehen, erzählt sie ihrem Manne, daß dieser Offizier voll Wuth zu ihr in's Haus gekommen wäre, während er einen Sklaven verfolgte, der Zuflucht bei ihr gesucht und sie auch aus Rücksichten der Menschlichkeit gefunden hatte. Sobald der Offizier weit genug entfernt ist, zieht der Mann den jungen Sklaven aus seinem Verstecke hervor und sagt zu ihm, er könne nun ganz ohne Furcht sein, da sein Herr jetzt fort wäre [s. Dacier in Mém. de l'Acad. des Inscr. vol. 41.]. In der Disciplina Clericalis [c. 12.] ist eine ähnliche Erzählung, wo eine Mutter dem Liebhaber ihrer Tochter ein Schwert in die Hand giebt und ihren Mann dann überredet, er habe in ihrem Hause vor Mördern Zuflucht gesucht. Aehnliche Geschichten befinden sich auch in Le Grand's Fabliaux de la mauv. femme no. 3, bei Bandello [N. 11.] [317]) und Parabosco [N. 16.]. Eine oder die andere dieser Erzählungen nun bildet einen Theil des Stoffes von Beaumont und Fletcher's Lustspiel: „Die frohen Weiber" (Women Pleased Act. IV. sc. 6.), wo Isabelle von der Ankunft ihres Mannes überrascht auf ähnliche Weise zwei Liebhaber aus ihrem Zimmer schafft.

Nr. 7. Ein junger, reicher Franzose, Namens Ludwig, begiebt sich nach Bologna, um eine Dame Namens Beatrice zu sehen, welche er als die schönste Frau der Welt hatte nennen hören. Er findet, daß sie selbst seine höchsten Erwartungen übertrifft und verliebt sich so sehr in sie, daß er, um nur jederzeit in ihrer Nähe zu sein, bei ihrem Manne in Dienst tritt. Es dauert nicht lange, so hat er sich die Gunst seines Herrn in solch' hohem Maaße erworben, daß er von demselben mehr als Freund denn als Diener betrachtet wird. Während sich nun dieser eines Tages auf der Falkenjagd befindet und Ludwig zu Hause mit seiner Gebieterin Schach spielt, ergreift Letzterer diese Gelegenheit, ihr seine Leidenschaft, seinen Rang und was er alles um ihretwillen gethan zu offenbaren. Die Dame fordert ihn auf, er solle um Mitternacht kühnlich in das Zimmer kommen, wo sie mit ihrem Manne schlief. Dorthin also begiebt sich Ludwig zur bestimmten Stunde, obgleich er sich nicht vorstellen kann, wie die Dame seine Leidenschaft zu befriedigen gedenkt. Er geräth daher, indem er sich ihrem Bette naht, in die größte Bestürzung, da sie ihren Mann aufweckt und ihm mittheilt, daß Ludwig ihr Anträge gemacht

und daß, wenn er sich von der Wahrheit ihrer Aussage überzeugen wolle, er ihre Kleider anziehen und an den Fichtenbaum im Garten gehen möchte, woselbst sie, um ihn sicher zu machen, ihm versprochen hätte sich einzufinden. Der leichtgläubige Ehemann thut, wie sie ihm heißt, worauf Ludwig seine Stelle einnimmt, dann aber ihrem Rathe gemäß mit einem tüchtigen Stocke in den Garten hinuntergeht und dort seinen Herrn aus allen Kräften durcharbeitet, indem er so thut, als glaube er seine Gebieterin zu züchtigen und sie zugleich wegen ihrer Untreue mit Schmähungen aller Art überhäuft. Hierauf kehrt der Dulder in sein Bett zurück und findet für die erlittenen Schläge reichlichen Ersatz in der nun erlangten Ueberzeugung von der Treue seines Dieners und der Keuschheit seiner Ehefrau.

Die Ereignisse in dieser Novelle sind ziemlich ergötzlich, jedoch erhellt nicht, daß die Liebenden nöthig hatten die Befriedigung ihrer Leidenschaft durch so verwickelte und gefährliche Experimente zu suchen. Diese Geschichte findet man nachgeahmt in Ser Giovanni's Pecorone [Giorn. III. nov. 2.]; auch John Davenport, ein Schriftsteller des siebenzehnten Jahrhunderts hat sie einem Theil seines Lustspiels „Die Stadtnachtmütze" (The City Night-cap) zu Grunde gelegt, nämlich dem, der sich auf Franzisko's Liebeshandel mit Dorothea, dem Weibe Ludoviko's, bezieht. Sie ist ferner der Mari cocu, battu et content des La Fontaine.

Messire Bon eût voulu que le zèle
De son Valet n'eût été jusques-là;
Mais le voyant si sage et si fidèle
Le bon hommeau des coups se consola [318].

Nr. 8. Sismonda, Frau des Ariguccio Berlinghieri, eines florentiner Kaufmannes, verfiel auf eine sonderbare List, um mit ihrem Geliebten Zusammenkünfte haben zu können. Sie pflegte nämlich das eine Ende einer Schnur an ihre große Zeh zu binden, während sie das andere zum Fenster hinaus hieng und auf die Straße hinunterreichte. Wenn nun der Liebhaber kam, so zog er an der Schnur zum Zeichen daß er da sei, und wenn Sismonda sie los ließ, so war dieß ein Zeichen, daß ihr Mann schlief. Da nun Ariguccio einmal diese Schnur bemerkt, so faßt er Verdacht und während seine Frau sich im Schlafe befindet, macht er sie los und befestigt sie an seinen eigenen Fuß. Bald nachher zieht der Liebhaber daran, worauf Ariguccio hinunter eilt und ihn bis in eine große Entfernung verfolgt. Inzwischen wacht seine Frau auf und vermuthet, was sich zugetragen. Sie löscht daher das Licht aus, begiebt sich in ein anderes Zimmer und bewegt durch Geschenke eine ihrer Mägde ihre Stelle einzunehmen, um den ersten Zorn ihres Gemahls auszuhalten, welcher denn auch bei seiner Rückkehr ihr das Gesicht durch Schläge entstellt und ihr das Haar abschneidet. Hierauf begiebt er sich zu den Brüdern seiner Frau und theilt ihnen mit, wie sie sich benommen und wie er sie bestraft habe. Diese begleiten ihn nun nach Hause zurück, entschlossen sie wegen ihres Vergehens noch schwerer zu züchtigen, finden sie aber bei ihrer Ankunft im Hause derselben vollkommen ruhig und sorgfältig angekleidet bei der Arbeit sitzen, ohne irgend eine Spur von Verunstaltung im Gesichte und auch das Haar in der besten Ordnung. Da diese Umstände von der Erzählung ihres Mannes vollkommen abweichen, so wollen sie auch dem übrigen Theile derselben keinen Glauben beimessen, sondern machen ihm sogar noch die heftigsten Vorwürfe über die ihrer Schwester zur Last gelegten Vergehungen, welche diese nun auf eine plausible Weise wegzudemonstriren weiß.

Bereits in der vierten Novelle dieses Tages haben wir gesehen, wie eine Frau sich auf sinnreiche Weise vor ihren Verwandten entschuldigt und ihren Mann in Schande bringt, so wie die Quellen nachgewiesen. Auch die in den obigen Novellen enthaltenen Umstände des Abschneidens der Haare und der Substituierung der Magd sind älter als der Decamerone und scheinen dem Fabliau Les Cheveux Coupés [Le Grand 2, 280] entnommen zu sein, wo indeß die Liebesintrigue anders als bei Boccaccio entdeckt wird. Ein Galan kommt nämlich in das Zimmer seiner Geliebten; der Mann jedoch, der ihn für einen Räuber hält, wirft ihn in einen Zuber und befiehlt seiner Frau ihn zu bewachen, bis er ein Licht geholt hat; allein diese läßt den Gefangenen entkommen und setzt ein Kalb an dessen Stelle, wird aber dafür von ihrem Manne, sobald er zurückkehrt, aus dem Hause gejagt. Sie bewegt hierauf eine Magd durch Geschenke, sich in ihr Haus zu begeben und zu ihrem Manne zu legen, welcher in der Meinung, seine Frau sei wiedergekommen, ihr das Haar abschneidet; kaum ist

er indeß eingeschlafen, so kehrt die Frau zurück, nimmt ihren Platz wieder ein und substituiert den abgeschnittenen Schwanz des Kalbes an die Stelle des Haares, wodurch sie ihn am folgenden Morgen überredet, daß das Ganze nur ein Traum gewesen. Diese unwahrscheinliche Geschichte ist vielleicht das unmittelbare Original Boccaccio's, jedoch kann man die Ereignisse derselben bis zu den Märchen des Bidpai zurückverfolgen. An einer Stelle der Erzählung von dem Derwisch und den Räubern (wie sie nämlich in der Galland'schen Uebersetzung [1, 310.] erscheint), wird die Frau eines Schuhmachers in einem Liebeshandel entdeckt und an einen Pfeiler gebunden, überredet jedoch eine andere Frau ihre Stelle einzunehmen. Der Mann steht nun bei Nacht auf und schneidet der Stellvertreterin die Nase ab, worauf die Frau alsbald wieder ihren Ort einnimmt und mit lauter Stimme zu Gott fleht, ihre Unschuld durch die Heilung ihrer Wunde zu offenbaren. Die vierzigste Novelle im zweiten Theile des Malespini und die erste des Campeggi sind der Geschichte des Bidpai ähnlich; ebenso die 38ste in den Cent-Nouvelles Nouvelles und eine oder die andere dieser Bearbeitungen gab wahrscheinlich die Idee zu einer Stelle in Massinger's Guardian (der Vormund), wo Severino der Calipso die Nase abschneidet, indem er sie im Dunkeln für seine Frau Iolante hält [Schmidt S. 75ff. — Loiseleur Deslongchamps Fables Ind. p. 33ff. — v. d. Hagen Gesammtabent. N. 43. vgl. N. 31. — Timoneda Patrañas no. 10.]

Nr. 9. Lidia, die Frau des Nicostrato, eines der reichsten Bürger zu Argos, verliebt sich in einen Diener ihres Gemahls Namens Pyrrhus. Sie theilt ihm durch eine Vertraute ihre Leidenschaft mit und verlangt Erwiederung derselben. Pyrrhus hält dieß jedoch für eine List, um seine Treue gegen seinen Herrn zu prüfen und fordert, ehe er auf ihren Wunsch eingeht, daß sie zum Zeichen ihrer Aufrichtigkeit den Lieblingsfalken ihres Gemahls tödte, so wie auch ihm ein Büschel aus dem Barte seines Gebieters und einen seiner Backenzähne übersende. Alles dieß verheißt die Frau und fügt noch freiwillig hinzu, daß sie ihrem Eheherrn in seiner Gegenwart die größte Beschimpfung anthun wolle, die er nur irgend empfangen könnte. Die zwei ersten Bedingungen nun erfüllt sie leicht und auch in den Besitz eines Zahnes setzt sie sich, indem sie die Diener ihres Mannes anweist, wenn sie ihn bedienen, den Kopf wegzudrehen und ihn dann zu überreden, daß sie dieß wegen seines üblen Athems thäten, welcher von einem verdorbenen Zahne herkäme; worauf Nicostrato sich diesen alsbald ausziehen läßt. Um aber ihr freiwilliges Anerbieten zu erfüllen, begiebt sie sich eines Tages in Begleitung ihres Ehemannes und des Pyrrhus in den Garten. Letzterer steigt laut Verabredung auf einen Birnbaum, von wo aus er zum größten Erstaunen seines Herrn in verwunderte Exklamationen über das unanständige Benehmen des Ehepaares ausbricht. Der Herr kann sich diese Gesichtstäuschung nur durch irgend eine magische Eigenschaft des Baumes erklären und indem er nun selbst die Stelle des Dieners auf demselben einnimmt, schreibt er die alsdann zwischen diesem und seiner Frau eintretende Scene gleichfalls einer zauberischen Einwirkung zu.

Alles was in dieser Novelle auf den Birnbaum Bezug hat, entspricht genau der vierten Lehre im zwölften Capitel des Bahar Danusch: „Die vierte Dame, welche ihre Aufmerksamkeit dem pilgernden Braminen geschenkt hatte, schickte ihn nach einem Obstgarten und indem sie selbst sich nach Hause begabt, sagte sie zu ihrem Ehemanne: „Ich habe gehört, daß in einem gewissen Garten sich ein Dattelbaum befindet, dessen Frucht einen ungewöhnlichen Wohlgeschmack besitzt und, was noch seltsamer ist, jeder, der auf denselben hinaufsteigt, sieht vielerlei wunderbare Dinge. Wir wollen daher heute einmal nach diesem Garten gehen, uns einige Datteln abpflücken und auch die anderen Wunder des Baumes in Augenschein nehmen; ich denke, dieß wird uns nicht reuen." Kurz sie schmeichelte und liebkoste ihrem Manne so lange, bis er nach dem Garten gieng und auf Antrieb seiner Frau auf den Baum stieg. In diesem Augenblicke winkte sie dem Bramin, welcher bereits erwartungsvoll in einem Winkel des Gartens saß. Als nun der Ehemann von dem Gipfel des Baumes sah, was unten vorgieng, rief er voll Wuth aus: „Du schamlose Metze, was thust Du da?" Da jedoch die Frau keine Antwort gab, ergriffen die Flammen des Zornes den Ehemann und er begann herabzusteigen, worauf der Bramin eilig den vierten Abschnitt der Tirrea Bede vor sich hin murmelte und dann in größter Schnelligkeit seines Weges gieng, so daß der Ehemann voll Erstaunen, Niemand zu erblicken, bei sich selbst

sprach: „Fürwahr, was ich gesehen, war Zauberei." Durch die sinnende Gebärde ihres Mannes merkte die Frau, was in ihm vorgieng, und begann ihn zu schmähen; worauf sie alsbald ihr Gewand schürzte und auf den Baum stieg. Kaum hatte sie den obersten Zweig erreicht, so rief sie plötzlich aus: „O Du schamloser Mann, was thu'st Du da?" Der Mann aber versetzte: „Schweige, Weib! Denn der Baum hat die Eigenschaft, daß, wer auf denselben steigt, Mann oder Frau in solchem Thun zu erblicken glaubt." Das schlaue Weib stieg nun herab und sprach zu ihrem Manne: „Was für ein entzückender Garten und reizender Ort ist dieß, wo man Früchte pflücken und zugleich die Wunder der Welt schauen kann." Und ihr Mann erwiederte: „Vernichtung über die Wunder, welche die Menschen fälschlich der Ruchlosigkeit zeihen!" (Scott's Bahar-Danusch vol. II. p. 64.). Dieß Werk wurde nun zwar erst lange nach der Zeit des Boccaccio geschrieben, jedoch sagt der Verfasser desselben, Inatulla, daß er es einigen Traditionen der Braminen entliehen, welche aber schon früher in das Persische und Arabische übertragen und gleich andern morgenländischen Märchen, die so vielen unserer alten Geschichten und Gedichte zur Grundlage gedient haben, durch irgend einen Kreuzfahrer aus dem Osten nach Europa mögen verpflanzt worden sein. Und in der That hat mir auch ein ausgezeichneter Orientalist mitgetheilt, daß die obige Geschichte des Bahar Danusch sich in einem hindostanischen Werke vorfindet, welches er für älter als Boccaccio hält. Derjenige Theil der Novelle des Decamerone, welcher erzählt, durch welche List die Frau den Zahn ihres Mannes erlangt, scheint entweder aus der in den Contes devots enthaltenen Geschichte D'un Roi, qui voulut faire bruler le fils de son Sénéchal oder aus der 68sten Erzählung der Cento Novelle Antiche, welche aus jener hervorgegangen, entnommen zu sein. Die Ereignisse bei dem Birnbaum in der Novelle des Boccaccio liegen auch der zweiten Geschichte in La Fontaine's Gageure des trois Commères zu Grunde, so wie sie auch mit der „Erzählung des Kaufmanns" bei Chaucer und folglich mit Pope's Januar und Mai einige Aehnlichkeit haben [219]). —

Am Schlusse des siebenten Tages wird erzählt, daß Dioneo und Fiammetta vor dem Abendbrote mit einander die Geschichte des Arcitas und Palämon sangen, welche den Stoff von Boccacaio's Gedicht La Teseide, von Chaucer's „Erzählung des Ritters," (Knight's Tale), von Fletcher's Drama „Die zwei edlen Verwandten," (the two noble Kinsmen), bei welchem ihm Shakespeare geholfen haben soll, und endlich von Dryden's Palemon and Arcite bildet. Wohl keine andere Dichtung oder Sage ist von einer solchen Reihe großer Geister bearbeitet worden.

Tag. VIII. enthält Possen und Streiche, welche Frauen Männern, oder Männer Frauen oder auch Männer einander selbst spielen.

Nr. 1. Ein Deutscher verliebt sich in die Frau eines reichen Kaufmannes zu Mailand, welche ihm auch die Befriedigung seiner Wünsche für zweihundert Goldgulden verspricht. Empört über diese Habgier borgt er vom Manne dieß Geld und sobald dieser einige Tage später nach Genua gereist ist, zahlt er ihr in Gegenwart eines Freundes die zweihundert Goldgulden aus mit der Bitte, sie ihrem Manne bei dessen Rückkehr einzuhändigen. Nachdem er hierauf seinen Zweck erreicht hat, theilt er dem Kaufmann bei dessen Rückkehr mit, daß er in seiner Abwesenheit der Frau die geliehene Summe zurückgezahlt, da er derselben nicht länger bedurft hätte, so daß sie sich genöthigt sieht das Geld wieder herauszugeben, indem es ihr in Gegenwart eines Zeugen war gegeben worden. — Dieß ist Chaucer's „Erzählung des Schiffers oder Geschichte von Dan John;" (Shipmanne's Tale or Story of Dan John); es ist auch La Fontaine's A Femme Avare Galant Escroc [und ein Lustspiel desselben Titels von Collé]. Die oben erzählte List wird auch in Johnson's Lives of Pirates and Highwaymen dem Hauptmanne Philipp Stafford zugeschrieben; ja dieß ganze Werk erzählt eine große Zahl von Streichen, die sich in Boccaccio, Sabadino und Sacchetti finden, woraus man sieht, daß es eine reine Erfindung ist, wenn nicht etwa Johnson's Helden in den italienischen Novellisten Belehrung suchten [Schmidt S. 85].

Nr. 2. Ein Priester findet Gefallen an der Frau eines Bauern und erhält auch eines Tages in Abwesenheit des Mannes die Befriedigung seiner Wünsche, muß jedoch seinen Mantel als Unterpfand für eine versprochene Summe Geldes zurücklaßen. Da der Priester jedoch später wahrnimmt, daß es ihm unmöglich ist sich das Geld abzusparen, einen so wesentlichen Theil seiner

Kleidung aber nicht länger missen kann, so leiht er sich von seiner Geliebten ihren Mörser und schickt ihn wieder zu einer Zeit, wo, wie er wußte, ihr Mann zu Hause war, wobei er sich zugleich den als Pfand für den Mörser zurückgelaßenen Mantel ausbitten läßt, so daß die Frau ihn herausgeben muß, indem sie ihr Recht an denselben in Gegenwart ihres Mannes nicht geltend machen kann.

Diese Geschichte entlieh Boccaccio wahrscheinlich aus dem ersten Theile des Fabliau's du Prestre et de la Dame, obgleich er seinem Original nicht ganz so genau folgt, wie er es sonst bei den Geschichten der Trouveurs thut. In dem genannten Fabliau wird ein Priester, welcher der Frau eines Bürgers einen Liebesbesuch abstattet, beinah von dem unerwartet anlangenden Ehemanne überrascht. Er hat eben nur Zeit sich in einem großen Korbe zu verstecken, der sich in einem anstoßenden Zimmer befindet, läßt jedoch in der Eile seinen Mantel liegen. Bald indeß fällt ihm ein, daß er von dem Korbe einen bessern Gebrauch machen könne, als sich darin versteckt zu halten; er steigt daher hinaus, trägt ihn keck in die Stube, wo der Bürger mit seiner Frau sitzt, und bittet letztere ihm den für den geliehenen Korb als Pfand zurückgelaßenen Mantel herauszugeben, da er ihr jenen jetzt wiederbringe (Fabliaux par Barbazan ed. Méon 4. p. 181 [318a]).

Nr. 4. Der Probst von Fiesole verliebt sich in eine Wittwe, die sich jedoch durch seine ungestümen Bewerbungen sehr belästigt fühlt, da er alt und widerlich ist. Um ihn los zu werden thut sie endlich, als wolle sie seinen Wünschen nachkommen, und bittet ihn den folgenden Abend zu ihr zu kommen, substituiert jedoch statt ihrer selbst eine höchst garstige Magd, was er in der Dunkelheit nicht wahrnimmt. Inzwischen schickt die Wittwe nach dem Bischof, nach dessen Ankunft die ganze Hausgesellschaft mit Lichtern das Zimmer betritt und der Priester zu gleicher Zeit den Anblick seines Vorgesetzten und des Scheusals genießt, für welches er so seinen Ruf geopfert hat.

Diese Geschichte ist mit geringer Abweichung aus dem Fabliau Le Prêtre et Alison von dem Trouveur Guillaume le Normand entnommen [Le Grand 4. p. 297]; sie ist auch die 47ste Novelle im zweiten Theile des Bandello.

Nr. 7. Ein junger Mann, der zu Paris studiert hat, verliebt sich bei seiner Rückkunft nach Florenz in eine junge Wittwe, die auch bald von seiner Leidenschaft Kenntniß erhält, ihn jedoch, da sie bereits einen andern Liebhaber hat, anzuführen beschließt. Sie läßt ihm nämlich durch eine Magd sagen, daß er des Abends zu ihr kommen und in einem Hofe bei dem Hause so lange warten möchte, bis man ihn einließe. Dort nun harrt er auch wirklich in tiefem Schnee (denn es war Winter) und hofft jeden Augenblick gerufen zu werden, während die Frau und ihr Galan, den sie absichtlich bestellt hatte, sich über die Leichtgläubigkeit des armen Studenten lustig machen. Zuerst nämlich läßt sie ihn wissen, daß ihr Bruder bei ihr wäre, jedoch bald fortgehen würde; dann aber gegen Morgen, daß er gehen könne, da der Bruder die ganze Nacht dageblieben wäre. Der Student kehrt nun nach Hause zurück, fast todt vor Kälte und fest entschlossen für den ihm gespielten Streich, den er endlich merkt, vollständige Rache zu nehmen. — Nach einigen Monaten nun sieht sich die Dame von ihrem bisherigen Liebhaber verlaßen und wendet sich an den Studenten, damit er ihr durch Zauberkünste, in denen sie ihn erfahren glaubte, die Zuneigung des Erstern wieder verschaffe. Der Student thut, als willige er in ihr Verlangen, und schickt ihr eine zinnerne Figur, mit der sie sich dreimal im Flusse baden, dann auf das Dach irgend eines verlaßenen Hauses steigen und daselbst bleiben soll, bis zwei Jungfrauen erscheinen und sie nach ihrem Begehr fragen würden. Demgemäß begiebt sich die Dame auf ein ihr gehöriges Landgut, taucht dreimal um Mitternacht im Arno unter und steigt alsdann auf das Dach eines unbewohnten Thurmes in der Nachbarschaft, worauf der nicht weit davon sich versteckt haltende Student die Leiter wegnimmt, vermittelst deren sie hinauf gelangt ist. Demnächst folgt ein langes Zwiegespräch, in welchem er ihr Vorwürfe macht über den ihm gespielten Streich, sie aber ihn bittet ihr zu verzeihen und sie hinabsteigen zu laßen. Dieß jedoch wird ihr erst am folgenden Abend gestattet, zu welcher Zeit ihre Haut durch die Bisse der Insekten und die Sonnenglut über und über geborsten und mit Blasen bedeckt ist.

Einige der Kommentatoren des Decamerone führen an, daß die in dieser Novelle in Bezug auf den Studenten erzählten Vorfälle dem Boccaccio selbst zugestoßen, die Wittwe aber die

nämliche sei, die er in seinem Laberinto d'Amore eingeführt hat; und die ungewöhnliche Genauigkeit, mit welcher die Einzelheiten dieser Novelle geschildert werden, verleiht in der That jener Meinung einige Wahrscheinlichkeit. Wie dem aber auch sein mag, jedenfalls liegt diese Erzählung der Geschichte in dem Diable Boiteux des Le Sage [ch. 8] zu Grunde, wo die Geliebte des Patrice, Namens Luisita, diesen eine ganze Nacht lang auf der Straße vor ihren Fenstern harren läßt, indem sie fälschlich vorgiebt, ihr Bruder Don Gaspard befinde sich im Hause und sie könne ihn nicht eher einlaßen, als bis dieser fort wäre.

Nr. 8. Zwei sehr vertraute Freunde, Namens Zeppa und Spinelloccio, sind beide verheirathet und wohnen in Sienna. Letzterer, der sich häufig im Hause Zeppa's befindet, unterhält längere Zeit hindurch mit der Frau desselben einen Liebeshandel; eines Tages jedoch sieht ihn Zeppa, den man für abwesend hält, in das Zimmer seines Weibes treten. Sobald Spinelloccio nach Hause zurückgekehrt ist, macht Zeppa seiner Frau heftige Vorwürfe, indeß ist er geneigt ihr zu vergeben, wenn sie ihren Galan den nächsten Tag wieder zu sich laden und ihn dann unter dem Vorwande, sie höre ihren Mann kommen, in einen Kasten einschließen wolle. Dieß geschieht auch wirklich, worauf Zeppa die Frau des Spinelloccio holen läßt, sie in dem Zimmer, wo ihr Mann sich befindet, von dem Betragen desselben in Kenntniß setzt und demnächst zu einer entsprechenden Rache überredet. Spinelloccio wird alsdann aus seinem Verstecke hervorgezogen und alle vier speisen hierauf in größtmöglicher Eintracht zu Abend, welches gute Einverständniß denn auch späterhin immer fortdauerte.

Diese Geschichte befindet sich in dem Dolopatos des Hebers, wurde aber von Boccaccio wahrscheinlich dem Schlusse des Fabliau Constant Duhamel [Le Grand 4, 226.] entnommen. Dort nämlich versuchen ein Priester, ein Prévot und ein Forstmeister die Frau eines Bauern zu verführen, so daß ihr Mann eine dreifache Rache auszuüben hat, obwohl die Frau den Bewerbungen ihrer Liebhaber kein Gehör geschenkt, sondern sie auf schlaue Weise der Reihe nach in eine Tonne mit Federn einsperrt [Aehnlich ist in Morlini Novellae no. 72b]. Dieses Fabliau gründet sich seinerseits wahrscheinlich wieder auf irgend eine morgenländische Geschichte, wie z. B. die von Aruja in 1001 Tag [Tag 146ff.], wo eine Frau, um deren Gunst sich ein Kadi, ein Doktor und der Gouverneur der Stadt bewerben, diese sämmtlich vor einander beschämt.

Nach Persien war diese Geschichte wahrscheinlich aus Indien gekommen, da in dem Bahar Danusch eine ähnliche erzählt wird: „Gohera sah wie ihr Ehemann Hussum vor den Cutwal [d. i. Polizeimeister] zum Verhöre geführt wurde. Sie folgte ihm nach und bat den Cutwal ihn frei zu geben, was jedoch dieser abschlug, außer wenn sie sich seinen Umarmungen Preis geben wollte. Alsdann begab sie sich zu dem Cauzi [oder Richter] und bat ihn um seinen Beistand; dieser jedoch wollte ihn nur unter denselben Bedingungen gewähren wie der Cutwal. Sie willigte nun scheinbar ein und bestimmte ihm eine Zeit, wann er sie in ihrem Hause besuchen sollte; alsdann begab sie sich zu dem Cutwal und bestellte auch diesen zu gleichem Zwecke. Bei Nacht erscheint der Cauzi und bringt Vorräthe mit zu einem Mahle, wird jedoch dabei durch ein Pochen an die Thür gestört. Voll Furcht entdeckt zu werden bittet er Gohera ihn zu verbergen, worauf diese ihm einen großen Krug zeigt, in welchen er kriecht und vermittelst des zugemachten Deckels eingesperrt wird. Der Cutwal tritt nun ein, wird jedoch gleichfalls durch ein Klopfen gestört und von Gohera demnächst in einen Kasten eingeschlossen. Am nächsten Morgen miethet sie Lastträger und läßt die würdigen Richter vor den Sultan bringen, welcher sie streng bestraft und Hussum in Freiheit setzt" [Scott's Bahar Danusch vol. III. Appendix]. Die Novelle des Decamerone ist in La Fontaine's Faiseur d'Oreilles et le Raccommodeur de Moules aufgenommen [320]).

Nr. 10. „Es war, sagt Boccaccio, und ist vielleicht noch in allen Seehäfen Sitte, daß alle Kaufleute, die daselbst mit Waaren anlangen, diese beim Ausladen in ein öffentliches, der Stadt oder dem Herrn derselben gehöriges Zollhaus bringen laßen," worauf die Güter mit genauer Angabe ihrer Beschaffenheit und ihres Werthes in ein Register eingetragen wurden. Da dieser Nachweis für Jedermann offen lag, so benutzten ihn zu Palermo ganz insbesondere viele schöne Einwohnerinnen dieser Stadt, welche die reichen Fremden in ihre Schlingen zu ziehen suchten. So geschah es denn auch einmal, daß ein junger Florentiner, Namens Salabaetto, welcher von

seinem Herrn nach Palermo geschickt worden war, um daselbst für etwa fünfhundert Goldgulden Tuch abzusetzen, bald die Aufmerksamkeit eines Frauenzimmers auf sich zog, die sich Signora Jancofiore nannte. Sie schickte daher eines Tages eine Magd zu ihm, welche ihm mittheilen sollte, wie sehr ihre Herrin in ihn verliebt sei[321]) und daß sie wünsche, mit ihm in einem öffentlichen Bade zusammenzutreffen. Dort nun und nachher in ihrem eigenen Hause, welches als sehr prächtig eingerichtet beschrieben wird, spielt sie die Rolle einer Dame von Rang und Vermögen. Endlich nachdem sie den Florentiner vollkommen in ihre Fesseln geschlagen hat, tritt sie eines Abends, da er eben bei ihr war, einen Thränenstrom vergießend in das Zimmer und theilt ihm mit, daß sie eben von ihrem Bruder Briefe erhalten mit der Nachricht, es wäre um seinen Kopf geschehen, wenn sie ihm nicht innerhalb acht Tagen tausend Gulden überschicken könne. Da sie nun hinzufügte, sie vermöchte nicht die ganze Summe innerhalb der genannten Zeit anzuschaffen, so ist der wackere Florentiner bereit ihr die fünfhundert Gulden vorzustrecken, die er eben für das verkaufte Tuch erhalten. Sobald sie sich aber in dem Besitze dieser Summe sieht, meidet sie die häufigen Zusammenkünfte mit ihm, bis er endlich, nachdem er lange vergeblich auf die Rückzahlung des Geldes gewartet, wahrnimmt, daß er betrogen worden ist. Indeß hatte er keinen Beweis der Schuld in Händen und da er nach Florenz zurückzukehren fürchtet, begiebt er sich nach Neapel, woselbst sich zur Zeit sein Freund Canigiano, Schatzmeister der griechischen Kaiserin, aufhielt. Auf den Rath desselben kehrt er nun mit einer großen Anzahl von Fässern und Ballen nach Palermo zurück und läßt sie in die Register des öffentlichen Magazins als eine Ladung Oel und Tuch eintragen, worauf er die Bekanntschaft mit seiner frühern Geliebten wieder aufnimmt und mit ihren Entschuldigungen zufrieden scheint. Da Jancofiore vernimmt, daß sein diesmaliger Waarentransport auf ungefähr zweitausend Gulden geschätzt würde und er noch werthvollere Zufuhren erwartete, so hofft sie eine noch reichere Beute als die bisherige zu erwerben und zahlt daher dem Florentiner die früher geliehenen fünfhundert Gulden zurück, damit er keinen Verdacht in ihre Redlichkeit setze. Damit noch nicht zufrieden leiht er von ihr unter dem Vorwande, daß eins seiner Schiffe von Seeräubern genommen worden wäre, auf den in dem öffentlichen Waarenlager befindlichen Oelvorrath noch tausend Gulden und begiebt sich dann mit dieser Summe ohne Wissen seiner Geliebten nach Florenz zurück. Nachdem sie einige Zeit vergeblich gewartet, läßt sie die zurückgebliebenen Fässer und Ballen öffnen und findet erstere mit Seewasser und einem wenig obenauf schwimmenden Oel, letztere hingegen mit Werg angefüllt.

Die Quelle dieser Geschichte nun befindet sich in der Disciplina Clericalis [c. 16.], woselbst Jemand einem betrügerischen Freunde eine Summe Geldes leiht und dieser die Rückzahlung verweigert. Jener veranlaßt daher einen andern Bekannten einige Koffer mit Steinen anzufüllen und diesen vorgeblichen Schatz dem Betrüger zur Aufbewahrung zu übergeben. Während sich nun diese Beiden besprechen, kommt der Hintergangene und fordert noch einmal die Zurückerstattung der ihm schuldigen Summe, welche er denn jetzt auch erlangt, da der Betrüger in dem Manne, mit welchem er eben verhandelt, keinen Verdacht gegen seine Redlichkeit erwecken will. Diese Geschichte stammt wahrscheinlich, gleich den meisten anderen Erzählungen des Alfonsus, aus dem Morgenlande, da sich eine ähnliche in 1001 Nacht [Ali Chodschah, Kaufmann zu Bagdad: Nacht 386 ff. Breslau] befindet. Aus der Disc. Cler. kam sie zu den Trouveurs [Le Grand Jugement sur les barils etc. so wie in die Gesta Rom. [c. 118] und in die Cento Novelle Antiche [no. 74.]. Boccaccio entnahm sie wahrscheinlich aus letzterm Werke, wo sie in der ihr von Petrus Alfonsus gegebenen Form das dritte Beispiel derjenigen bildet, welche in dem Trachten nach größerem Besitz verlieren, was sie haben („Qui conta de certi che per cercar del meglio perderono del tutto"). Die Novelle des Boccaccio gleicht einigermaßen einem Theile von Beaumont und Fletcher's Lustspiele: Rule a Wife and have a Wife (Regier' Dein Weib, dann hast Du ein Weib), wo Estifania, eine Buhlerin, den Michael Perez in ihre Schlingen lockt, indem sie sich für eine vornehme Dame ausgiebt, nachher jedoch sich selbst in Betreff des Inhaltes der Schmuckkästchen betrogen sieht. Vergl. auch Sacchetti no. 198. [Schmidt S. 91 ff. — Gräße zu den Gesta Rom. c. 118.]. —

Tag IX enthält Novellen, die von der Gesellschaft über beliebige Gegenstände erzählt wer-

den, jedoch meist denen des vorhergehenden Tages gleichen.

Nr. 1. Eine Wittwe von Pitosa hat zwei Liebhaber, Namens Rinuccio und Alessandro, von denen ihr jedoch keiner sehr angenehm ist. Da nun gerade zu einer Zeit, wo sie von ihnen ganz besonders bestürmt wird, ein Mann von ruchlosem Charakter und widerlicher Häßlichkeit, Namens Scannadio, verstirbt, so nimmt die Wittwe diese Gelegenheit wahr, sich von ihren Liebhabern zu befreien, indem sie dieselben um einen Dienst ersuchen will, den sie ihrer Meinung nach ihr abschlagen würden. Sie theilt nämlich dem Alessandro mit, daß der Leichnam des Scannadio für einen gewissen später zu erklärenden Behuf von einem ihrer Verwandten in ihre Wohnung gebracht werden würde; da ihr jedoch vor einem solchen Hausgenossen graue, so wolle sie ihm, nämlich dem Alessandro, ihre Liebe schenken, wenn er in den Todtenkleidern des Scannadio die Stelle desselben in dem Sarge einnehmen und sich statt seiner zu ihr schaffen laßen wollte. Den Rinuccio hingegen läßt sie bitten den Leichnam des Scannadio um Mitternacht in ihr Haus zu bringen. Jedoch ihrer Erwartung entgegen zeigen sich beide Liebhaber bereit ihre Wünsche zu erfüllen. Sie wartet daher in der Nacht den Ausgang ab und erblickt bald den Rinuccio, wie er den in die Leichentücher des Scannadio gehüllten Alessandro getragen bringt. Beim Herannahen einiger Nachtwächter mit einem Lichte wirft indeß Rinuccio seine Bürde weg und läuft davon, während Alexander in den Leichengewändern nach Hause zurückkehrt. Den folgenden Tag beanspruchen nun beide Liebhaber die Gunst der Wittwe, sehen sich jedoch abgewiesen, da Letztere so thut als glaube sie, jene hätten auch nicht einmal den Versuch gemacht ihre Befehle auszuführen.

In einer alten englischen Ballade macht eine Priorin von einem ähnlichen Mittel Gebrauch um ihre drei Liebhaber, einen Ritter, einen Prälaten und einen Bürger, loszuwerden. Sie verspricht dem ersten ihre Gunst, wenn er in einer Kapelle die ganze Nacht hindurch in Leichengewändern als Todter liegen will; hierauf ersucht sie den Geistlichen, über dem Leichnam, den sie für den ihres nicht gehörig beerdigten Vetters ausgiebt, Messe zu lesen; den Kaufmann endlich heißt sie den Todten zu ihr in's Haus bringen, da sie ihn nicht eher wolle begraben laßen, als bis die Freunde desselben ihr eine Schuld für ihn bezahlten, und um den Priester zu erschrecken, räth sie ihm sich als Teufel zu verkleiden. Die Liebhaber treffen nun sämmtlich in der Kapelle zusammen, worauf der Ritter und der Geistliche davonlaufen und daher auch der Kaufmann seinen Auftrag nicht ausführen kann, so daß sie sämmtlich wegen des nichterfüllten an sie gestellten Begehrs von ihrer Geliebten abgewiesen werden. Dieses Gedicht trägt den Titel: „Die Priorin und ihre drei Bewerber" (the Pryorys and her Three Wooyrs) und ist in Jamieson's Popular Ballads [1, 249.] nach einer Lydgate zugeschriebenen Handschrift, die sich im Britischen Museum befindet, herausgegeben worden [Vgl. auch einige auffallend ähnliche Züge in J. W. Wolf's Niederländischen Sagen Nr. 429 und S. 489 ff.].

Nr. 2 ist der Psautier des La Fontaine [findet sich auch in der dritten Branche des Renard le Contrefait. — Morlini Novellae no. 40. — Stephanus Apol. pour Herodot, c. 21, 3. [322])].

Nr. 6. Ein armer Mann, welcher in dem Bezirke von Mugnone bei Florenz ein kleines Wirthshaus unterhielt, besaß eine hübsche Tochter, die Niccolosa hieß und in welche sich ein junger Florentiner, Namens Pinuccio, verliebte. Da seine Neigung erwiedert wurde, so macht er sich eines Tages mit seinem Freunde Adriano, dem er sein Geheimniß mittheilt, auf den Weg nach dem Hause seiner Geliebten und richtet es so ein, daß er erst spät des Abends dort anlangt, wodurch er einen Vorwand bekömmt daselbst sein Nachtquartier zu nehmen. Er wird nun nebst seinem Freunde in einem der drei Betten untergebracht, die sich in der Stube befinden und von denen der Wirth und seine Frau das andere, Niccolosa aber das dritte einnahm. Sobald Pinuccio das Ehepaar eingeschlafen glaubt, begiebt er sich ganz leise zu Niccolosa, während auch Adriano bald nachher aufsteht, aber zufällig eine Wiege, die neben dem Bette des Wirthes steht, weg und an das seinige setzt. Hierauf verläßt auch die Wirthin ihr Lager und da sie bei ihrer Rückkunft die Wiege vermißt, so glaubt sie fehl gegangen zu sein und geräth gerade dadurch in den Irrthum, den sie zu vermeiden wünscht, so daß Adriano, den sie für ihren Ehemann hält, hinlänglichen Ersatz findet für die Bemühung seinen Freund begleitet zu haben. Pinuccio will nun in sein Bett zurückkehren und da auch ihn

die Wiege irre leitet, so legt er sich zu dem Wirthe, von dem er glaubt, es sei Adriano, und erzählt ihm wie er die Nacht zugebracht hat. Der erzürnte Vater verräth sich durch seine Drohungen, so daß die Wirthin, welche dieß hört und noch immer glaubt sie, befände sich bei ihrem Manne, gegen Adriano bemerkt, ihre Gäste müßten wohl zanken. Da jetzt Adriano für gerathen hält, sie auf ihr Versehen aufmerksam zu machen, so verläßt sie alsbald sein Bett und schlüpft in das ihrer Tochter, worauf sie ihren Mann ruft und ihn fragt, was los sei. Dieser theilt ihr mit, was er so eben von Pinuccio vernommen, worauf sie behauptet, dieß könne nicht sein, denn sie habe die ganze Nacht bei ihrer Tochter gelegen und kein Auge zugethan. Sobald Adriano diese Unterhaltung hört, ruft er alsbald seinem Freunde zu, es sei doch wirklich traurig, daß er seine Gewohnheit, im Schlafe umherzugehen und zu sprechen, nicht los werden könne; und Pinuccio, um dieß zu bestätigen, spricht nun noch eine Zeit lang auf eine höchst unzusammenhängende Weise, worauf er sich stellt, als erwache er plötzlich. Dieß beruhigt den Wirth, der so über seine doppelte Schande in steter Unwissenheit bleibt.

Diese Geschichte ist einem alten Fabliau des Trouveur's Jean de Boves entnommen, betitelt: De Gombert et des deux Clercs. In diesem begeben sich zwei Studenten nach der Mühle, um ihr Korn mahlen zu laßen. Der Müller thut als wäre er nicht zu Hause, und während sie ihn im Walde suchen, stiehlt er das Korn, ohne daß ihn jedoch jene deshalb in Verdacht haben. Die Nachtscene entspricht der im Decamerone, ausgenommen daß einer der Studenten die Wiege absichtlich wegsetzt, um die Frau des Müllers irre zu führen. Die Katastrophe ist jedoch verschieden; denn während der Müller mit dem andern Studenten wegen dessen, was dieser ihm unbewußt mittheilt, in Streit geräth, macht er Licht und entdeckt so, wo seine Frau sich befindet. Er gebraucht daher gegen sie eine sehr energische Sprache, worauf sie jedoch antwortet, das was sie gethan, wäre unabsichtlich geschehen, was er aber von seinem Korndiebstahle nicht sagen könne.

Die „Erzählung des Hausmeiers" (the Reve's Tale) bei Chaucer scheint aus dem Fabliau und der Novelle des Boccaccio zusammengesetzt zu sein, von denen sie jedoch dem erstern am meisten gleicht, obwohl sie in einigen wenigen Zügen von beiden abweicht. Ein Müller nämlich beraubt zwei Cambridger Studenten ihres Kornes, indem er ihr Pferd laufen läßt. Sie eilen demselben nach, finden aber, sobald sie zurückkommen, daß das Korn fort ist. Da sie Verdacht auf den Müller haben, so begeben sie sich eines Abends wieder nach der Mühle in der Absicht sich zu rächen. Einer von ihnen setzt die Wiege absichtlich weg, indem der andere bei der Tochter des Müllers liegt. Während des Streites hält die Müllerin ihren Mann für einen der Studenten und schlägt ihn zu Boden, worauf ihn die Studenten tüchtig durchprügeln und dann mit dem Korne davonreiten; ein Schluß, der keineswegs so sinnreich ist wie der des Fabliau's oder des Decamerone. Die Novelle des letztern ist nachgeahmt in den Cent Nouvelles Nouvelles und in La Fontaine's Berceau [323]).

Nr. 9. Zwei junge Leute ziehen nach Jerusalem, um den König Salomon um Rath zu fragen, da der eine zu wissen wünscht, wie er sich Liebe erwerben, der andere aber, wie er ein böses Weib am besten regieren könne. Dem erstern räth Salomon, Andere zu lieben, dem zweiten hingegen, er solle sich an die Gänsebrücke (Ponte all' Oca) begeben. Letzterer Rath ist beiden gleich räthselhaft, jedoch finden sie auf ihrer Rückkehr nach Hause die Erklärung desselben, denn indem sie an die Brücke dieses Namens kommen, treffen sie dort eine Anzahl Karawanen und Maulthiere, von welchen letzteren eins, da es sich störrisch zeigt, durch seinen Herrn vermittelst eines Stockes vorwärts getrieben wird. Da nun auf diese Weise Salomons Rath erklärt ist, so befolgt ihn der, welcher ihn erhalten hat und zwar mit vollkommenem Erfolge [Schmidt S. 98 ff. Diese Geschichte hat auch Ser Giovanni V, 2.].

In allen italienischen Novellisten nun aber lesen wir, wie Ehemänner diese Art von Regiment handhaben, und immer wird dieß mit Beifall erwähnt. Auch in vielen Fabliaux, wie z. B. in dem de la Dame qui fut corrigée [Le Grand 3, 204.], ist der Stock ein Hauptmittel zur Beförderung des häuslichen Glückes. Freilich mag es sonderbar scheinen, daß eine Zeit, deren Hauptmerkmal die Verehrung des weiblichen Geschlechtes war, sich gerade als der Anfangspunkt einer langen Reihe von spaßhaften Geschichten erweist, denen die Maxime zu Grunde liegt, daß körperliche Züchtigung erforderlich ist um die Hartnäckigkeit böser Weiber zu brechen oder die Tu-

gend anderer zu kräftigen. „La mauvaise femme convient il battre et la bonne aussi a fin qu'elle ne se change“ ist ein Grundsatz, den der Roman Milles et Amys aufstellt, welcher in der glänzendsten Periode des Ritterthumes geschrieben wurde[323a]).

Nr. 10 ist dem Fabliau des Trouveur's Rutebeuf entnommen, welches betitelt ist De la Demoiselle qui vouloit voler [Le Grand 4, 316], wo ein Student, unter dem Vorgeben einer Dame Flügel und Federn zu verleihen, damit sie fliegen könne, fast ebenso verfährt wie der Priester von Barletta. Dieß ist La Fontaine's La Jument du Compère Pierre [und l'Incantesimo in Casti's Novelle Gallanti]. —

Tag X. enthält Geschichten von Solchen, welche in Liebesangelegenheiten oder bei anderen Veranlaßungen sich freigebig oder edelmüthig erweisen.

Nr. 1. Ein italienischer Edelmann Namens Ruggieri tritt in den Dienst des Königs von Spanien Alfons. Er bemerkt bald, daß sein Gebieter gegen Andere im höchsten Grade freigebig, ist und da er glaubt daß seine eigenen Verdienste nicht hinlänglich belohnt werden, so bittet er um Erlaubniß in seine Heimat zurückkehren zu durfen. Der König ertheilt sie ihm und schenkt ihm ein schönes Maulthier zur Reise, schickt jedoch einen Diener ab, damit er sich dem Edelmanne unterweges anschließe und Acht habe, ob er sich über die ihm gewordene Behandlung beklage, um ihn in diesem Falle wieder an den Hof zu bringen. Es geschieht nun zufällig, daß das Maulthier mitten in einem Flusse stehen bleibt und nicht weiter gehen will, worauf Ruggieri ausruft, es gliche demjenigen, der es ihm geschenkt. In Folge dessen muß Ruggieri umkehren und, vor den König gebracht, wird er von diesem gefragt, warum er ihn mit dem Maulthiere verglichen. „Deswegen, antwortet Ruggieri, weil es nicht stehen blieb, wo es sollte, und stehen blieb, wo es nicht sollte; und auch du giebst wo es nicht ziemend ist und erweisest dich karg wo es Recht wäre zu geben.“ Sobald der König dieß vernimmt, erwiedert er, es wäre nur Ruggieri's böses Geschick, welches ihn bisher von der Freigebigkeit des Königs ausgeschlossen, und führt ihn hierauf in einen Saal, woselbst er ihm zwei verschlossene Koffer zeigt, von denen der eine voll Erde ist, der andere hingegen die Krone, das Szepter nebst vielen kostbaren Edelsteinen enthält. Alfons sagt ihm, er könne nehmen, welchen er wolle, und da nun Ruggieri zufällig den mit Erde angefüllten wählt, so findet der König darin eine Bestätigung dessen, was er gesagt, schenkt ihm aber alsdann den Koffer mit den Kostbarkeiten und gestattet ihm nach Italien zurückzukehren.

Die Grundzüge dieser Novelle nun kann man bereits in dem Barlaam und Josaphat des heiligen Johannes von Damaskus finden. Dort wird nämlich erzählt, daß einst ein König vier Kästchen machen ließ, von denen zwei über und über vergoldet und mit goldenen Schlössern versehen, von ihm aber mit vermoderten Todtengebeinen angefüllt wurden; die anderen beiden hingegen befahl er mit Pech zu beschmieren und mit Stricken zuzubinden, füllte sie jedoch mit köstlichen Edelsteinen und herrlich duftenden Salben. Nachdem er alsdann seine Großen herbeigerufen, fragte er sie, welche von den Kästchen sie für die werthvollsten hielten, und diese erklärten sich für die goldenen, während sie die anderen mit Verachtung ansahen. „Ich sah voraus, sprach nun der König, was ihr sagen würdet, denn ihr sehet nur mit den sinnlichen Augen; wenn wir aber über Werth oder Unwerth entscheiden wollen, müssen wir mit den geistigen Augen schauen,“ und alsbald öffnete er die goldenen Kästchen, welche nun einen unerträglichen Gestank verbreiteten und alle Gegenwärtigen mit Grauen erfüllten.

Diese Parabel befindet sich demnächst im Capitel 109. der Gesta Romanorum. Dort findet nämlich ein Gastwirth einen ausgehöhlten Baumstamm mit Geld, und da der Eigenthümer zufällig zu ihm kommt und seinen Verlust erwähnt, so will jener erst den Willen der Vorsehung erforschen, ob er den Schatz wiedergeben solle, und läßt zu diesem Behufe drei Pasteten machen, von denen er eine mit Erde, die andere mit Todtengebeinen und die dritte mit dem Gelde anfüllt, worauf der Eigenthümer des letztern, dem er die Wahl freistellt, erst nach dem mit Erde und dann nach dem mit den Knochen angefüllten Backwerke greift, so daß der Gastwirth einen Schluß zu seinen eigenen Gunsten zieht. Diese Geschichte kam nun zu Boccaccio mit den weiteren Abänderungen, die sie in den Cento Novelle Antiche [no. 65.] erhalten; ferner wird sie mit den Umständen des Decamerone sowohl in dem Speculum Historiale [l. XIV. c. 196. Ven. 1591] als in Gower's Confessio Amantis [l. 5.] wieder-

erzählt, welcher Letztere eine Chronik (cronikil) als seine Quelle nennt. Hierauf gieng es in die englischen Gesta Romanorum [no. 99.] über, wo einer Dame drei Käßtchen zur Wahl angeboten werden, von denen das goldene mit Todtenknochen, das silberne mit Erde und Würmern und das bleierne mit Edelsteinen angefüllt ist. Aus diesem letztern Werke entlieh wahrscheinlich Shakespeare die Geschichte mit den Käßtchen, welche er im Kaufmanne von Venedig benutzt hat [vergl. oben Anm. 74. Der erste Theil der Novelle findet sich schon in Busone da Gubbio's Fortunatus Siculus l. 2. c. 17. [324])].

Nr. 5. Dianora, die Frau eines reichen Mannes zu Udine in Friaul, welche ihren zudringlichen Liebhaber Ansaldo loszuwerden wünscht, läßt ihn wissen, daß sie ihm ihre Gunst schenken würde, wenn er mitten im Januar, der sich eben näherte, einen Garten hervorbrächte, so frisch und blühend wie im Monat Mai. Dieser Bedingung, deren Erfüllung sie für unmöglich hält, kommt Ansaldo gleichwohl durch Hülfe eines Zauberers nach, so daß sie sich in größter Niedergeschlagenheit zu ihrem Manne begiebt und ihn von dem geschlossenen Handel in Kenntniß setzt. Da ihr dieser jedoch befiehlt unter keinen Umständen ihr Wort zu brechen, so geht sie zu Ansaldo und theilt ihm den Ausspruch ihres Gemahles mit; Ansaldo indeß, gerührt von ihrer Betrübniß und der Großmuth jenes, macht von ihrem Anerbieten keinen Gebrauch und der Zauberer lehnt die bedungene Belohnung seiner Dienste ab.

Manni bemerkt, daß diese Novelle sich wahrscheinlich auf eine zur Zeit Boccaccio's umlaufende (und später von Trithemius erwähnte) Geschichte gründe, der zufolge ein jüdischer Arzt im Jahre 876 mitten im Winter einen Garten voll blühender Bäume und Blumen vor einer zahlreichen und glänzenden Gesellschaft durch Zauberei hervorbrachte [325]). Die obige Novelle jedoch war eben sowohl wie die vierte des gegenwärtigen Tages schon von Boccaccio selbst in dem fünften Buche des Filocopo erzählt worden, welcher die Liebesgeschichte von Flos und Blanceflos enthält und wo bei der Ankunft des Helden in Neapel daselbst unter anderen Fragen auch die über den respektiven Werth der Ehemänner und der Liebhaber erörtert wird. Auf die Novelle des Boccaccio gründet sich auch die Quelle von Chaucer's „Erzählung des Freisaßen" (the Frankeleine's Tale), welche jener ganz genau entspricht, außer daß die Dame begehrt, ihr Liebhaber solle die Felsen von der Küste von Bretagne wegversetzen. Eine ähnliche Geschichte findet sich jedoch nach Tyrwhitt auch in einem alten bretonischen Lay, welches, wie er glaubt, die unmittelbare Quelle des englischen Dichters sein mag. Boccaccio's Novelle aber liegt ohne Zweifel dem zwölften Gesange des Orlando Inamorato zu Grunde, wo eine Dame sie dem Rinaldo erzählt, während er sie auf einer Reise geleitet. Iroldo nämlich, ein babylonischer Ritter, hatte eine Frau, welche Tisbina hieß und von einem jungen Manne, Namens Prasildo, geliebt wurde. Um sich aber von den ungestümen Bewerbungen ihres Anbeters zu befreien, erbietet sie sich seine Neigung zu erwiedern, wenn er ihr aus einem bezauberten Garten, der sich in einem Walde an den Gränzen der Lombardei befand, einen Zweig von einem dort wachsenden Baume brächte, dessen Blüthen Perlen, die Früchte Smaragde und die Zweige Gold waren. Der Liebhaber macht sich daher auf den Weg und begegnet auf der Reise einem alten Manne, welcher ihn belehrt, wie er ungefährdet in den Garten gelangen und mit einem Spiegel, den er ihm giebt, die denselben bewachende Meduse verscheuchen könne. Nachdem Prasildo auf diese Weise die ihm gestellten Bedingungen erfüllt hat und nun seinen Lohn verlangt, wird Tisbina von ihrem Gemahle angewiesen, ihm denselben nicht vorzuenthalten; indeß lehnt Prasildo ihn nun ab und schickt Tisbina zu ihrem Gatten zurück. Iroldo aber, der sich an Edelmuth nicht will übertreffen laßen, beharrt darauf sein Weib dem Prasildo abzutreten und verläßt dann Babylon für immer, da er den Anblick des Glückes, das er selbst geschaffen, nicht zu ertragen vermag.

Die Novelle des Boccaccio ist auch nach der Meinung des Herausgebers von Beaumont und Fletcher's Werken die Quelle des „Triumphes der Ehre" (the Triumph of Honour), des ersten ihrer „Vier Stücke in einem" (Four Plays in One); wahrscheinlich jedoch haben sie ihren Stoff der Frankeleine's Tale des Chaucer entnommen, da in dem Triumph of Honour Dorigen von ihrem Liebhaber verlangt, daß er eine Felsenmasse in ein „Blachfeld" (champain field) verwandele [Schmidt S. 106 ff. — Loiseleur Deslongchamps Fabl. Ind. p. 174. n. 7. [326])].

Nr. 8. Titus, der Sohn eines römischen Pa-

triziers, lebt während seiner Studienzeit zu Athen in dem Hause des Chremes, eines Freundes seines Vaters, zwischen dessen Sohn Gisippus und dem jungen Römer eine innige und brüderliche Freundschaft Wurzel faßt, so daß einer ohne den andern nicht zu leben vermag. Nach dem Tode seines Vaters beschließt Gisippus auf den Rath des Titus sich zu vermählen und richtet seine Wahl auf Sophronia, eine junge Athenerin von ausgezeichneter Schönheit, welche er seinem Freunde vor der Hochzeit vorstellt. Titus wird von unbezwinglicher Leidenschaft für die Braut ergriffen und offenbart seine Gefühle nach einem langen innern Kampfe endlich dem Gisippus. Dieser edle Freund giebt seine Ansprüche auf und in der Hochzeitsnacht wird Sophronia, ohne es zu wissen, die Gemahlin des Titus. Anfangs nun ist sowohl diese als ihre Familie höchst erbittert über den Betrug, jedoch beruhigen sie sich nachher und Sophronia begleitet Titus nach Rom, wohin er sich wegen des Todes seines Vaters begeben muß. Einige Zeit darauf geräth Gisippus in große Armuth und geht gleichfalls nach Rom, um bei seinem Freunde Hülfe zu suchen; da jedoch Titus ihn wegen seines elenden Aussehens nicht erkennt und daher ohne ihn zu beachten auf der Straße bei ihm vorübergeht, so glaubt Gisippus, dieß sei absichtlich geschehen, und klagt sich am folgenden Tage eines Mordes an, von welchem er am Abende vorher in einem entlegenen Stadttheile Zeuge gewesen war. Titus, der sich zufällig in dem Gerichtshofe befindet, erkennt ihn nun, und um ihn von der Strafe zu befreien, erklärt er sich selbst des Verbrechens schuldig. Beide jedoch werden losgesprochen, da der Mörder, welcher gegenwärtig ist, bei diesem seltenen Wettstreite von Mitleid und Gewissensbissen ergriffen seine That gesteht, obwohl auch er um der Freunde willen von Octavius Cäsar, einem der Triumvirn, Vergebung erhält. Titus giebt hierauf seine Schwester dem Gisippus zur Frau, theilt mit ihm sein Vermögen und bewegt ihn, sich gleichfalls in Rom niederzulaßen.

Diese Novelle ist dem dritten Capitel des Petrus Alfonsus entnommen; jedoch hat Boccaccio sie bedeutend abgeändert; denn in der Disciplina clericalis sind es nicht zwei mit einander auferzogene junge Männer, welche eine so romantische Freundschaft für einander hegen, sondern zwei Handelsfreunde, von denen der eine in Bagdad, der andere in Aegypten wohnt, und letzterer verzichtet auf seine Frau gleich nach der ersten Zusammenkunft mit seinem Korrespondenten. Die Abänderung, welche der italienische Novellist hier getroffen hat, ist eine offenbare Verbesserung. Ferner wird es in der Erzählung des Alfonsus nicht für nöthig gehalten, die Braut auf die im Decamerone erzählte Weise zu täuschen, vielmehr wird sie ohne weitere Umstände wie eine Sache von einem Freunde dem andern abgetreten, welches ein schlagender Beweis von dem morgenländischen Ursprunge der Erzählung ist. Endlich betrachtet sich bei Alfonsus der verarmte Kaufmann nicht als von seinem frühern Freunde verschmäht, sondern da er den Mord bald nach seiner Ankunft in Bagdad begehen sieht, so benutzt er diesen Umstand, um sich von einem Dasein zu befreien, welches ihm keine Freude mehr bietet.

Mit den erwähnten Verbesserungen des Boccaccio nimmt die Geschichte unter den ernsten italienischen Novellen eine sehr hohe Stelle ein. Der innere Kampf des Titus, der darauffolgende edle Wettstreit der Freunde, die Rede des Titus an die beiden versammelten Familien und das schöne Lob der Freundschaft, welches die Erzählung schließt, bilden nach der Meinung der Kunstrichter die beredtesten Stellen des Decamerone oder vielleicht der italienischen Sprache.

Die Geschichte des Titus und Gisippus wurde von dem Novellisten Bandello in's Lateinische und von Edward Lewicke 1562 in's Englische übertragen, welche letztere Arbeit vielleicht die Aufmerksamkeit Goldsmith's diesem Stoff zugewandt hat, obwohl er sagt daß er ihn einem Byzantinischen Historiker entnommen. Goldsmith's Bearbeitung befindet sich in dessen Vermischten Werken und die Freunde heißen Septimius und Alcander. Boccaccio's Novelle liegt offenbar auch dem Schlusse von Greene's Philomela zu Grunde eben so wie einem alten französischen Drama von Hardy betitelt Gesippe, ou Les deux Amis [Gräße zu den Gest. Rom. no. 171. — Timoneda Patrañas no. 22 [327])].

Nr. 10. Gualtiero, Markgraf von Saluzzo, beschließt auf dringendes Bitten seiner Freunde sich zu verheirathen und wählt die Tochter eines seiner Leibeigenen, Namens Griselda. Da er ihren Charakter prüfen will, so redet er sie bald nach der Hochzeit stets auf die härteste Weise an; entzieht ihr hierauf erst einen Sohn, dann eine Tochter, die sie ihm geboren und sagt zu

ihr, daß er sie ermordet habe, weil seine Vasallen sich nicht von den Kindern eines Leibeigenen würden regieren laßen wollen. Hierauf zeigt er ihr einen falschen Scheidebrief vor, kraft dessen er sie in die Hütte ihres Vaters zurückschickt, und endlich befiehlt er ihr zurückzukehren, damit sie den Palast in Ordnung bringe und bei seiner Vermählung mit einer zweiten Gemahlin die Leitung der nöthigen Geschäfte übernehme. Die Dame, welche Griselda für die Braut hält, erweist sich jedoch als ihre Tochter, bald darauf wird auch ihr Sohn ihr wiedergegeben und sie selbst für ihre langen Leiden, die sie mit zum Sprüchworte gewordener Geduld getragen hatte, durch die verdoppelte und nicht länger verheimlichte Liebe ihres Gemahles belohnt.

Als Quelle dieser berühmten Novelle betrachtete man früher eine alte Handschrift, betitelt: Le Parement des Dames und zwar zuerst Duchat in seinen Anmerkungen zu Rabelais; späterhin Le Grand zum Fabl. Griseldis und Manni und auf letztere sich stützend auch der Abbé de Sade [Vie de Petrarque III. p. 797.] und Galland (Discours sur quelques ancien poètes [Mem. des l'Acad. des Inscr. T. II. p. 686]. Tyrwhitt jedoch [zu Chaucer Introd. Disc. §. XX. n. 21.] theilt uns mit, daß der Verfasser des Parement des Dames, Olivier de la Marche, erst lange Zeit nach Beendigung des Decamerone geboren wurde [nämlich 1422], so daß man eine andere Quelle suchen muß. Noguier in seiner Geschichte von Toulouse sagt, daß die geduldige Heldin der Novelle wirklich um das Jahr 1103 lebte; nach Bouchet's Annales de Aquitaine jedoch soll sie um 1025 floriert haben. Daß eine solche Dulderin gelebt hat, behauptet auch Foresti da Bergamo in seinem Supplement zur Chronik, obgleich er die Zeit unbestimmt läßt [328]). Es ist daher wahrscheinlich, daß sowohl das Parement des Dames wie die obige Novelle sich auf einen wirklichen Vorfall oder eine Sage gründen, welche Vermuthung durch einen Brief des Petrarka [Op. ed. 1581 p. 540 sqq.] bestätigt wird, welchen er, nachdem er den Decamerone gelesen, an Boccaccio schrieb und worin er sagt, daß er vor vielen Jahren die Geschichte der Griselda habe erzählen hören.

Wie dem auch nun immer sein mag, die obige Novelle scheint beliebter gewesen zu sein als alle anderen, die der Decamerone enthält. Im vierzehnten Jahrhunderte waren die Uebersetzungen derselben in französische Prosa sehr zahlreich und Le Grand erwähnt, daß er deren mehr als zwanzig unter verschiedenen Namen gesehen, wie z. B. Miroir des Dames, Exemples de bonnes et mauvaises femmes, u. s. w. Petrarka, welcher den Decamerone erst kurz vor seinem Tode zu Gesichte bekam (woraus erhellt, daß Boccaccio sich des Werkes schämte) las sie, wie aus dem oben erwähnten Briefe hervorgeht, mit großer Bewunderung und übersetzte sie 1373 in's Lateinische. Chaucer, welcher die Geschichte aus Petrarka kennen lernte, weist sie in seinem Canterbury Tales dem Oxforder Studenten (Clerk of Oxenforde) zu. Letzterer sagt in seinem Prologe, daß er sie zu Padua von Petrarka vernommen und wenn wir Warton [II. p. 249. ed. 1824] glauben dürfen, so hörte sie Chaucer bei seiner Anwesenheit in Italien wirklich von Petrarka erzählen, welcher die Novelle, ehe er sie in's Lateinische übertrug, auswendig gelernt hatte um sie seinen Freunden mittheilen zu können. Diese Geschichte wurde in Frankreich so beliebt, daß die Pariser Komödianten im Jahre 1393 ein Mysterium in Versen aufführten betitelt: Le Mystère de Griseldis. Auch ein englisches Schauspiel: Die geduldige Grissel (Patient Grissel) findet sich unter dem Jahre 1599 in die Stationers' Hall eingetragen; und eins von Goldoni's Stücken, wo der tyrannische Ehemann ein König von Thessalien ist, gründet sich gleichfalls auf diese Geschichte. In einer Novelle von Luigi Alamanni unterwirft ein Graf von Barcelona seine Gemahlin einer ähnlichen Geduldsprobe; jedoch geht er so weit, daß er sie zwingt auf seinen Befehl entehrende Handlungen zu begehen, und seine Absicht ist auch nicht den Gehorsam seines Weibes zu prüfen, sondern sich dafür zu rächen, daß sie einst seine Bewerbung zurückgewiesen.

Die Novelle des Boccaccio scheint jedoch kaum so viel Beliebtheit und Nachahmung zu verdienen. „Der englische Leser derselben, sagt Ellis in seinen Anmerkungen zu Way's Fabliaux, vergleicht sie natürlich mit unserer Ballade „das nußbraune Mädchen“ (the Nut-Brown Maid, Prior's Henry und Emma), weil beide Erzeugnisse einen vollkommenen weiblichen Charakter schildern sollen, der den härtesten Prüfungen ausgesetzt ist, der sich ohne Murren unverdienter Grausamkeit unterwirft, der seinen Marterer durch Sanftheit und Geduld entwaffnet

und endlich für seine Tugenden einen Lohn erhält, welcher durch das vorhergehende Leiden desto herrlicher erscheint." Ellis zeigt dann weiter, daß, obgleich der Zweck der nämliche ist, die Ausführung der Ballade doch die der Novelle übertrifft. „In ersterer wird die grausame Prüfung der Gefühle durch die Eifersucht eines Liebhabers erzeugt, der die ganze Ausdehnung seiner Gewalt über das Herz seiner Geliebten kennen lernen will; seine Zweifel sind vielleicht natürlich und seine Schuld besteht nur darin, daß er die Ueberzeugung von seinem eigenen Glücke auf Unkosten der temporären Qualen und scheinbarer Herabwürdigung des Gegenstandes seiner Neigung erkauft. Indessen wird sie nach und nach zur Entwickelung ihrer Beharrlichkeit vorbereitet; ihre Stärke wird erhöht durch Leidenschaft, durch das Bewußtsein des verzweifelten Schrittes, den sie bereits gethan, und durch die Ueberzeugung, daß jedes Opfer ihre Ansprüche auf die Dankbarkeit ihres Liebhabers noch mehr befestigen müße und sie damit sein Glück erkaufe; ihre Prüfung ist kurz, ihre Belohnung aber dauernd. Für seine Zweifel und seine Eifersucht findet sie vielleicht eine Entschuldigung in ihrem eigenen Herzen; und in dem Augenblicke ihres endlichen Wonnetriumphs in dem Bewußtsein ihres eigenen Werthes und in der Aussicht einer wolkenlosen Sicherheit kann sie ihrem Geliebten leicht Vergebung gewähren, weil sie bewiesen hat, daß der Abgott seines Herzens seiner Anbetung vollkommen würdig ist. — Gualtiero hingegen ist weder von Liebe geblendet noch von Eifersucht gequält, er wünscht bloß eine kindische Neugier zu befriedigen und zu sehen, wie weit der Gehorsam eines Eheweibes gehe; und die Belohnung ihrer beispiellosen Geduld ist eine bloße Erlaubniß die Grafenkrone ohne fernere Belästigung zu tragen, die auch nicht wie in der englischen Ballade durch eine bald vorübergehende Unruhe, sondern durch jahrelange Leiden erkauft wird. Man darf überhaupt zweifeln, ob die durch Boccaccio's Erzählung hervorgerufenen Gefühle verschieden sind von denen, welche durch den Anblick einer Tortur erweckt werden. Endlich auch hängt das Verdienst der Resignation in hohem Maße von den Beweggründen ab und die Sache der Tugend wird nicht eben sehr gefördert, wenn man einer passiven Unterwerfung unter tyrannischen Eigensinn das Lob ertheilt, welches nur einer demüthigen Ergebung in die gerechten Bestimmungen der Vorsehung gebührt." [Gräße Sagenkreise S. 282 β. — Timoneda Patrañas no. 2.].

Da nun mit der Geschichte der Griselda der Novellenvorrath erschöpft ist, so kehrt die Gesellschaft von ihrem fröhlichen Leben nach Florenz und zur Pest zurück. —

Es giebt nur wenige Werke, welche einen so großen Einfluß auf die Literatur ausgeübt haben, wie der Decamerone des Boccaccio. Sogar in England war die Wirkung desselben tief ergreifend und Chaucer entnahm demselben die Idee des Rahmens, in welchen er seine Erzählungen eingefaßt hat, so wie die Darstellungsweise derselben im Allgemeinen, während er in einigen von ihnen nur die Novellen des Italieners versifiziert hat. Im Jahre 1566 gab William Paynter viele von Boccaccio's Geschichten in seinem Werke the Palace of Pleasure heraus, welche erste englische Uebersetzung sechszig Novellen enthielt; doch bald folgte ein zweiter Band, der noch weitere vierunddreißig Novellen brachte. Dieß ist das Werk, von welchem Shakespeare so starken Gebrauch gemacht hat. Aus Burton's Anatomy of Melancholy [P. II. §. 2. p. 230. ed. fol. 1624] erfahren wir, daß eine Lieblingsunterhaltung unserer englischen Vorfahren darin bestand die Novellen des Boccaccio mit lauter Stimme zu lesen, wovon alsbald die Wirkungen in der Literatur des Landes sichtbar wurden. Die erste englische Uebersetzung des ganzen Decamerone erschien jedoch erst 1620. Auch in Frankreich fand Boccaccio frühe und ausgezeichnete Nachahmer, so wie er nicht minder in seinem Vaterlande die italienische Sprache zur Vollkommenheit brachte und einem Zweige der Literatur Stabilität verlieh, welcher sich vor ihm in Italien nur in einem unausgebildeten Zustande befunden hatte; er sammelte die zu seiner Zeit in Umlauf befindlichen Geschichten, schmückte sie mit neuen Zügen aus und erzählte sie in einem Style, welcher an Eleganz, Natürlichkeit und Anmuth nicht seines Gleichen hat. Dieß war der Grund seiner unbegränzten Beliebtheit und daher auch die Zahl seiner Nachahmer größer als die irgend eines andern Schriftstellers, dessen in den Annalen der Literatur Erwähnung geschieht.

Achtes Capitel.

Italienische Nachahmer des Boccaccio. — Sacchetti. — Ser Giovanni. — Massuccio. — Sabadino. — Giraldo Cinthio. — Straparola. — Bandello. — Malespini u. s. w. — Französische Nachahmer.

Der früheste Nachahmer des Boccaccio in Italien war

Franco Sacchetti,

ein Florentiner, welcher 1335 geboren wurde und um das Jahr 1410 starb. Er beschäftigte sich in seiner Jugend mit der Dichtkunst und machte in kaufmännischen Geschäften Reisen nach Slavonien und anderen Ländern. In späteren Jahren bekleidete er eine Stelle in der florentinischen Magistratur und wurde Podestà zu Faenza und an anderen Orten und endlich Statthalter eines florentinischen Gebietes in der Romagna. Ungeachtet seiner Ehrenstellen lebte und starb er arm, soll jedoch ein gutmüthiger, spaßhafter Mann gewesen sein; er hinterließ eine ungeheure Zahl von Sonetten und Canzonen, von denen ein Theil verloren gegangen, ein anderer noch vorhanden ist. Von seinen Novellen gab es früher eine große Menge Handschriften und dieß beweist die Beliebtheit derselben, jedoch waren sie sämmtlich unvollständig oder dieß doch geworden, ehe Jemand daran dachte die Werke des Sacchetti zu drucken. Endlich gab Giovanni Bottari im Jahre 1724 ungefähr 250 von den 300 ursprünglichen Novellen des Sacchetti aus zwei Handschriften der Laurentianischen Bibliothek heraus, welche zu jener Zeit die ältesten und vollkommensten waren. Diese Ausgabe wurde in zwei Oktavbänden zu Neapel gedruckt, obgleich auf dem Titelblatte Florenz genannt ist, und später erschienen noch zwei Auflagen, welche der ersten vollkommen gleichen und kaum von derselben zu unterscheiden sind.

Crescimbeni stellt den Sacchetti gleich nach Boccaccio sowohl an Werth als an Zeit; Warton [4, 299 ed. 1824] behauptet sogar, daß seine Novellen vor denen des Boccaccio geschrieben wurden; dieß ist jedoch ein Irrthum, da sie nach den darin erwähnten historischen Thatsachen nicht vor 1376 verfaßt sein können; ja Sacchetti selbst sagt in seiner Einleitung, daß ihn das Beispiel des Boccaccio veranlaßte seine eigene Arbeit zu unternehmen (Riguardando all' eccelente poeta Giovanni Boccaccio, il quale descrivendo il libro Cento Novelle etc., Jo Franco Sacchetti mi proposi di scrivere la presente opera). Wären andere Zeugnisse nöthig als die Erklärung des Sacchetti selbst, so könnte man auch noch anführen, daß viele italienische Kommentatoren und Kritiker sagen, daß er nach Boccaccio schrieb und denselben nachahmte; so besonders Borghini (Origine di Firenze) [229], Cinelli in seinem Verzeichniß Florentinischer Schriftsteller [229]) und die zur Revision des Decamerone ernannten Deputierten. Alle diese Autoren führen ferner an, daß

die meisten der von Sacchetti erzählten Vorfälle sich wirklich zugetragen, so wie dieser selbst in seiner Einleitung auch sagt, daß er sämmtliche alten und neuen Geschichten gesammelt, einige der Ereignisse als Zeuge mit angesehen und etliche in eigener Person erlebt habe. Er schrieb das Werk, wie er sagt, damit es zur Zerstreuung seiner Landsleute diene, da Florenz gerade damals durch die Pest verheert und durch innerliche Zwietracht zerrissen wurde.

Heutigen Tages jedoch werden, wie ich glaube, die Novellen des Sacchetti kaum eine große Unterhaltung gewähren, da sein Werk der dramatischen Einkleidung entbehrt, welche dem Decamerone einen Hauptreiz verleiht und in diese Gattung von Schöpfungen allein Einheit und Verbindung bringen kann. Zwar sprechen ihm alle italienischen Kunstrichter einen reinen und leichten Styl zu, so wie auch die Alterthumsforscher seines Vaterlandes häufig seine Werke benützen und sie als höchst schätzbare Urkunden für manche interessante historische Thatsache und veraltete Gebräuche betrachten; jedoch ist der innere Werth derselben bloß als Novellen betrachtet nicht groß. Wir finden unter ihnen nur wenige, welche Züge sinnreicher Galanterie enthalten und gar keine von größerm Umfange oder tieferm Interesse und Pathos, wie die Griselda (G. 10. nov. 10.) oder die Novelle von Cimon und Iphigenia (G. 5. nov. 1.) im Decamerone. Eine große Zahl dieser Geschichten erzählt närrische Streiche, die der Maler Buffalmacco dem Messer Dolcibene und dem Alberto da Siena spielte, welche beide die Zielscheiben des Witzes zur Zeit des Sacchetti wie Calandrino zu der des Boccaccio gewesen zu sein scheinen. Bei weitem der größte Theil des Werkes besteht jedoch aus sogenannten sinnreichen Aussprüchen oder witzigen Antworten, welche den Facetiae des Poggius ähneln, ihnen jedoch an Werth nicht gleich stehen. Sismondi hat in seiner Histoire de la Literature du midi de l'Europe [2. p. 21.] über die Erzählungen des Sacchetti ein sehr richtiges Urtheil gefällt: „Au reste, quelque éloge que l'on fasse de la pureté et de l'élégance de son style, je le trouve plus curieux à consulter sur les moeurs de son temps qu'entraînant par sa gaieté lorsqu'il croit être le plus plaisant. Il rapporte dans ses Nouvelles presque toujours des événements de son temps et autour de lui; ce sont des anecdotes domestiques, de petits accidents de ménage, qui, en général, me paraissent très-peu réjouissans; quelque fois des friponneries, qui ne sont guère adroites, des plaisanteries, qui ne sont guère fines; et l'on est souvent tout étonné de voir un plaisant de profession s'avouer vaincu par un mot piquant, qui lui dit un enfant ou un rustre et qui ne nous cause pas beaucoup d'admiration. Après avoir lu ces nouvelles, on ne peut s'empêcher de conclure que l'art de la conversation n'avait pas fait dans le quatorzième siècle des progrès aussi rapides que les autres beaux arts et que ces grands hommes, à qui nous devons tant de chefs-d'oeuvre, n'étaient point si bons à entendre causer que des gens qui ne les valent pas." — Obgleich nun diese Meinung wohl begründet zu sein scheint, so mögen doch einige Beispiele als Proben der Manier Sacchetti's, wie sie sich in dem größten Theile seiner Novellen an den Tag legt, hier folgen.

Während eines Tages ein Grobschmidt einige Verse Dante's hersang oder vielmehr herschrie, gieng der Dichter zufällig vor der Werkstätte vorüber und warf in einer plötzlichen Anwandlung von Zorn alle Geräthschaften derselben zu Boden. Da der Schmidt hierüber unwillig wurde, versetzte Dante: „Ich verfahre bloß mit deinen Werkzeugen wie du mit meinen Versen; ich will dich unbelästigt laßen, wenn du aufhörst meine Gedichte zu verderben" [no. 114.]. — Diese närrische Geschichte wird auch von Ariost und anderen Dichtern erzählt [330a]). —

Als einst Jemand ungebeten zu einem Gastmahle kam und von den Anwesenden wegen seiner Zudringlichkeit zurechtgewiesen wurde, sagte er, es wäre seine Schuld nicht, daß man ihn nicht eingeladen [no. 51.]. —

Ein Knabe von vierzehn Jahren überraschte einst eine Gesellschaft durch seine treffenden und scharfsinnigen Antworten. Da nun einer der Gegenwärtigen bemerkte, daß die Thorheit erwachsener Menschen gewöhnlich in geradem Verhältnisse stünde mit der Klugheit, die sie als Kinder an den Tag gelegt, erwiederte der Knabe: „So müßt ihr in eurer Jugend außerordentlich klug gewesen sein" [no. 67.]. Diese Anekdote ist der Puer facete dicax in den Facetiae des Poggius und wird dort von einem Kardinal und einem Knaben erzählt, welcher ersterm seine Aufwartung machte [Timoneda Alivio de Ca-

minantes P. I. no. 35. — Deliciae Poetar. German. Scitum Puellae responsum von Ursinus Velius — Le Passetems agréable p. 331. — Poésies de Baraton, 1705. L'Enfant Spirituel].

Ein Spaßmacher zu Florenz sah einst einen Senator und einen übelaussehenden Menschen in einem Spielhause mit einander zanken und da die übrigen Anwesenden sich ganz ruhig verhielten, ohne sich irgendwie einzumischen, so bot er sich als Schiedsrichter an. Nachdem man dieß angenommen, entscheidet er ohne Weiteres zu Gunsten des Gauners und zwar aus dem Grunde, daß wo zwei Personen von so ungleichem Aeußern in Streit gerathen, die Zuschauer gewöhnlich die Partei des anständig Aussehenden ergreifen, wenn er auch nur den geringsten Schatten von Recht auf seiner Seite hat [no. 165.] Eine ähnliche Geschichte erzählt man in Betreff einer Entscheidung des Chevalier de Grammont gegen Ludwig XIV. —

Dem Könige Philipp von Frankreich entflog einst sein Lieblingsfalke und er bot dem Wiederbringer eine Belohnung von zweihundert Franken. Einige Zeit darauf wurde dieser Falke von einem Bauer aufgefangen, welcher ihn an den Lilien, die sich auf den Schellen befanden, als königliches Eigenthum erkannte und ihn nach dem Palaste brachte, jedoch von dem Thürsteher nur unter der Bedingung, Alles was er erhielte mit ihm zu theilen, vor den König gelaßen wurde. Der Bauer setzte letztern von diesem Uebereinkommen in Kenntniß und bat ihn um fünfzig Stockschläge als Belohnung; er empfängt daher deren fünfundzwanzig, der Thürsteher aber den Rest derselben. Indeß läßt der König dem Bauer nachträglich eine Belohnung an Gelde zukommen [no. 195.]. — Diese Geschichte stimmt mit einer englischen Ballade aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts überein, welche Sir Cleges betitelt und in Weber's Metrical Romances [vol. I.] herausgegeben worden ist. In diesem Gedichte nämlich wird Sir Cleges, welcher dem Könige Uter ein Geschenk zu bringen wünscht, von dem Thürsteher in den Palast gelaßen und durch den Hausmeister vor den König geführt, jedoch nur unter der Bedingung daß die Belohnung unter sie alle in drei gleiche Theile getheilt würde. Der Ritter bittet nun den König, ihm als solche zwölf Stockschläge zu gewähren, von denen er acht mit eigener Hand zwischen dem Thürsteher und Hausmeister eintheilt [Gräße Sagenkreise S. 251. — Holland „Ueber Chrestien de Troyes und zwei seiner Werke" S. 39 ff. Grimm Kindermärchen 3 S. 20. (Nr. 7.). — Cuentos de Juan Aragones no. 3 vor Timoneda's Alivio de Caminantes. Alcalá, 1576. — Straparola N. 7. Fav. 3.] [330 b]).

Dieß sind einige von den Geschichten des Sacchetti, denen wirkliche Thatsachen zu Grunde liegen sollen; ein großer Theil derselben ist jedoch von ursprünglich morgenländischer Abstammung, obwohl erst durch die Gesta Romanorum und die Fabliaux gegangen.

No. 138. Ein Familienvater, der sein Haus ohne Widerrede regieren will, hängt seine Hosen in der Stube hin und fordert seine Frau und Hausgesinde auf, mit ihm um dieselben einen Kampf zu bestehen, wenn sie ihm noch länger das Regiment streitig machen wollten. Diese Novelle des Sacchetti ist unvollständig, da der Ausgang der Fehde nicht mitgetheilt wird; offenbar jedoch ist es einem Fabliau (de Sir Hain et de Dame Anieuse: Le Grand 3, 190) entnommen wo der Kampf zu Gunsten des Ehemannes ausfällt [331]). Diese Geschichte liegt wahrscheinlich der französischen Redensart, Elle porte les culottes, zu Grunde, welche, wie ich glaube, bei jedem europäischen Volke Aufnahme gefunden hat, wo das häusliche Regiment streitig ist.

No. 140. Aus dem Fabliau von den drei blinden Bettlern zu Compiègne [s. oben S. 207 ff.]. Dort erhalten sie jedoch, wie wir gesehen, kein Geld, wohingegen bei Sacchetti einer von ihnen eine kleine Münze empfängt und ihm gesagt wird, daß sie einen größern Werth hat als sie wirklich besitzt; eine Abänderung, die gewiß keine Verbesserung ist. Sacchetti's Novelle befindet sich wiederholt in der zweiten Novelle des Sozzini.

No. 152. Geschichte von einem Manne, welcher einem vornehmen Herrn einen possierlich abgerichteten Esel zum Geschenk bringt und dagegen zwei aufgezäumte Pferde erhält. Da Jemand hiervon hört, so schickt er zwei Esel, sieht sich aber in seinen Erwartungen getäuscht. — Diese Geschichte stammt aus den Fabliaux und ist unter mannigfacher Form in fast allen Sprachen nachgeahmt worden.

No. 166 ist die erste einer Reihe von Geschichten, in denen außerordentliche oder komische Kuren berichtet werden. Sie stammt aus einem

Fabliau, betitelt L'Arracheur de Dents [Le Grand 2, 293.], wo ein Zahnarzt das eine Ende eines Drahtes an den kranken Zahn und das andere an einen Amboß befestigt; hierauf fährt er plötzlich mit einem glühendrothen Eisen vor der Nase des Patienten vorbei, welcher sich rasch zurückwirft und sich durch den heftigen Ruck selbst den Zahn ausreißt.

No. 198. Ein blinder Bettler verbirgt in einer Kirche hundert Gulden unter einem Steine, die jedoch von Jemand, der es sieht, gestolen werden. Sobald er diesen Verlust entdeckt, sagt er zu seinem Sohne, er solle ihn am folgenden Morgen an die Kirchenthür führen und dann Acht geben, ob einer der Hineintretenden ihn auf besondere Weise ansehen würde. Dieß geschieht und er erfährt, ein gewisser Mann, der auch wirklich der Dieb war, hätte ihn ganz eigenthümlich angeguckt. Der Bettler begiebt sich also zu diesem Manne und erzählt ihm, daß er hundert Gulden in der Kirche verborgen und noch andere hundert ausgeliehen habe, die er aber in acht Tagen zurückerhalten würde; er bitte ihn daher er möchte dann die ganzen zweihundert Gulden auf das vortheilhafteste für ihn unterbringen. Der Dieb, der sich in den Besitz des ganzen Geldes zu setzen hofft, legt daher die gestolene Summe wieder an die frühere Stelle zurück. Eine ähnliche Geschichte sieh oben bei Boccaccio Tag 8. Nr. 10. [Timoneda Alivio de Caminantes P. II. no. 59. in der Bibl. de Aut. Esp. vol. III. Madrid, 1846. — Morlini Novellae no. 43. — Gladwin's Persian Moonshee P. II. st. 67.].

No. 206. Das Weib eines Müllers substituiert sich an die Stelle einer Frau, mit welcher ihr Mann, wie sie entdeckt, ein Stelldichein verabredet hat und deren Gunstbezeugungen er mit einem Freunde laut Verabredung theilen will. Diese Geschichte ist mit geringer Abänderung dem Fabliau le Meunier d'Aleus [oder Arleux Le Grand 3, 292.] entnommen. Die Hauptumstände sind jedoch in den Fabliaux mehr als einmal erzählt und von fast allen französischen und italienischen Novellisten benutzt worden. Sie finden sich auch in den Quinque Ova und dem Vir cornua sibi promovens der Facetiae des Poggius, in den Cent Nouvelles Nouvelles [Nr. 9.], in der achten Erzählung der Königin von Navarra, in dem Quiproquo des La Fontaine, in der 78sten des Morlini und in dem ersten Theile der fünften Novelle des ersten Tages des Parabosco [zu den von Le Grand l. c. angeführten Bearbeitungen dieses Stoffes füge auch noch Sérées de Bouchet Ser. 8. p. 355. ed. 1588 und Phil. Beroaldi jun. Epigrammata: Leno Uxoris inscius — Roger Bontems en belle humeur 15e Advent. p. 452. — Le Facetieux Reveille-Matin 1654 p. 154. Plaisant Discours d'un Marchand etc. und p. 195. De l'Apprenti d'un Drapier etc. — Eine Novela in Redondillas in der Primera Parte del Jardin de Amadores von Juan de la Puente. Zaragoza 1611. fol. 90]. —

No. 207. Diese Geschichte ist einem Fabliau entnommen, betitelt La Culotte des Cordeliers [Le Grand 1, 299.]. In letzterm wird erzählt, daß die Frau eines Kaufmannes zu Orleans einen Studenten zum Geliebten hatte. Eines Abends kommt der Mann ganz unerwartet nach Hause und obwohl der Student noch Zeit hat zu entkommen, so läßt er doch in der Eile seine Hosen zurück, welche der Mann am folgenden Morgen irrthümlicherweise anzieht. Im Laufe des Tages jedoch bemerkt er die Veränderung in seinen Kleidern und macht bei seiner Rückkehr nach Hause seiner Frau Vorwürfe über ihre Untreue. Diese hat jedoch während der Abwesenheit ihres Mannes ihre gefährliche Lage bemerkt und läßt sich in einem Kloster des heiligen Franziskus ein ähnliches Kleidungsstück ausbitten. Sie überredet daher ihren Mann, daß sie sich die Hosen, die er trug, zur Beförderung ihrer Fruchtbarkeit habe holen laßen und da Jener hierüber nachfragt, wird ihm diese Angabe auch wirklich von den Mönchen des genannten Klosters bestätigt. — Bei Sacchetti jedoch ist der Liebhaber selbst ein Mönch und auf seine Bitte fordert ein anderer Pater von dem Ehemanne die Hosen zurück, als wären es Reliquien des heiligen Franziskus, die seine Frau sich hätte holen laßen. — Diese Geschichte befindet sich auch bei Sabadino [no. 39.], in den Facetiae des Poggius (Braccae Divi Francisci) [in Morlini Novellae no. 62.] und in dem Novellino des Massuccio [parte I. no. 3.], in welchem letztgenannten Werke die Hosen von den Mönchen in feierlicher Prozession zurück geholt werden. Massuccio's Geschichte hat Casti in seinen Novelle Galanti [no. 13.] metrisch bearbeitet unter dem Titel Le Brache di San Griffone. Aehnliches wird auch erzählt in der Apologie pour Herodote [ch. 21, 3.]

von Heinrich Stephanus und in den Lettres Juives des Marquis d'Argens, welcher in einer Anmerkung sagt, daß sich dieser Vorfall wirklich in Frankreich mit einem Jesuiten zugetragen habe [332]). — Die Quelle aller dieser Geschichten findet sich vielleicht im Apulejus [l. IX. p. 624. Oud. p. 224 Elm.], wo ein Liebhaber von dem Ehemanne durch die in dessen Haus zurückgelaße-nen Sandalen entdeckt wird und dann den Umstand dadurch erklärt, daß er den Sklaven Jenes, der mit ihm unter einer Decke steckt, in Gegenwart seines Herrn beschuldigt, ihm die Sandalen in einem öffentlichen Bade gestolen zu haben. Die Geschichte des Apulejus ist im Orlando Inamorato versifiziert [C. 55. St. 24 ff.], woselbst jedoch der Liebhaber keine Sandalen, sondern einen Mantel zurückläßt [333]).

Der Zeit nach folgt nun

Ser Giovanni,

ein Notarius zu Florenz. Wie er in einem seinen Novellen voraufgehenden Sonette sagt, schrieb er dieselben in einem Dorfe in der Nähe von Forli und begann sie im Jahre 1378, jedoch wurden sie erst 1558 zu Mailand gedruckt. Diejenigen Exemplare, welche die Jahreszahl 1554 tragen, sind in der That eine spätere Ausgabe mit einer falschen Jahreszahl; auch erschien bis zum Jahre 1757 keine ächte, vollkommene Ausgabe. Das Werk des Ser Giovanni, welches fünfzig Novellen enthält, trägt den Titel: Il Pecorone (Der Schafskopf), welchen der Verfasser wählte, ganz so wie sich die Mitglieder einiger italienischen Akademieen „Die Unsinnigen" (Gli Insensati), „Die Thörichten" (Gli Stolidi) u. s. w. nannten, worin jedoch oft mehr Wahrheit lag, als sie dachten.

Was Reinheit und Eleganz des Styles betrifft, so steht Ser Giovanni hierin bloß dem Boccaccio nach; sowie auch mehrere seiner Novellen in historischer Beziehung interessant sind und ganz genau mit den von Giovanni Villani berichteten Thatsachen übereinstimmen; ja einige Autoren haben irrthümlicherweise geglaubt, daß dieser Geschichtschreiber und der Verfasser des Pecorone eins seien.

Zu Anfange des Werkes wird nun erzählt, daß ein junger Florentiner, Namens Auretto, sich von Hörensagen in eine Nonne zu Forli verliebte. Um sie aber auch häufig sehen zu können, begiebt er sich nach letzterer Stadt, tritt in denselben Orden, und, bald nachher zum Kaplan des Klosters ernannt, in welchem seine Geliebte sich befindet, hat er als solcher die Freiheit sie täglich zu besuchen. Endlich kommen sie überein, daß er sowohl wie sie bei ihren Zusammenkünften immer eine Geschichte erzählen sollten und das Werk ist demgemäß in 25 Tage getheilt, deren jeder zwei Novellen enthält und gewöhnlich mit Gesängen oder Liebesgedichten schließt.

Die erste Geschichte des Ser Giovanni erzählt einen der schönsten Triumphe der Ehre, die je berichtet worden sind. Galgano, ein junger Sienese, verliebt sich nämlich heftig in eine Dame Namens Minoccia. Nachdem er sich lange Zeit vergebens um ihre Gunst beworben, wird sie durch die ungemeinen Lobsprüche, welche ihr Gemahl Messer Stricca ihm bei einer gewissen Veranlaßung ertheilt, bewogen, ihn während einer Reise des Letztern nach Perugia zu sich zu laden: „Als nun, fährt die Novelle fort, Galgano vernahm daß Messer Stricca abgereist war, machte er sich des Abends zu gehöriger Stunde auf und begab sich in das Haus derjenigen, welche er weit mehr liebte als sein Leben. In Gegenwart der Dame angelangt, begrüßte er sie mit der tiefsten Ehrfurcht, worauf sie ihn mit großer Freundlichkeit bei der Hand faßte, ihn umarmte und sprach: „Sei mir tausendmal willkommen, mein theurer Galgano!" und ohne mehr Worte küßten sie sich zu wiederholten Malen. Alsdann ließ die Dame Konfekt und Wein bringen und nachdem beide davon genossen, nahm sie ihn wieder bei der Hand und sprach: „Es ist Zeit, daß wir schlafen gehen, mein lieber Galgano, wir wollen uns daher zu Bette begeben." Hierauf antwortete Galgano und sprach: „Madonna, wie ihr befehlet." Sie traten daher in das Schlafzimmer, woselbst die Dame nach vielen und angenehmen Gesprächen sich entkleidet und in's Bett stieg und dann zu Galgano sagte: „Mir scheint, du schämst dich und hast Furcht; was ist dir? Gefalle ich dir nicht? Bist du nicht zufrieden? Hast du nicht, was du wünschest?" Galgano versetzte: „Ja, Madonna, Gott hätte mir keine größere Gnade erweisen können, als daß ich mich in euren Armen befinde." So sprechend, legte er die Kleider ab, stieg in's Bett und sah sich endlich an der Seite derjenigen, nach deren Besitze er sich so lange gesehnt. Als er sich nun neben ihr befand, sprach

er: „Madonna, ich will euch um eine Gunst bitten, wenn ihr mir erlaubet.“ „Fordere nur, mein Galgano, erwiederte die Dame; aber zuerst umarme mich;“ und er that es. Alsdann fuhr er fort: „Ich wundere mich höchlich, Madonna, daß ihr mich heute Abend habet holen laßen, da ich mich doch schon so lange nach euch sehne und euch zu dienen suche; ihr aber wolltet mich niemals weder sehen noch hören. Was bewog euch nun gerade heute dazu?“ Und die Dame antwortete: „Ich werd' es dir sagen. Es ist nur erst einige Tage her, da zogst du mit einem Sperber vor meinem Hause vorbei, so daß mein Mann dich sah und zum Abendbrot einlud; du aber wolltest nicht kommen. Hierauf flog dein Sperber auf eine Elster los, und weil ich ihn mit derselben so gar muthig kämpfen sah, fragte ich meinen Gemahl, wem er gehöre; worauf er antwortete, er gehöre dem bravsten Jünglinge in Sienna und besitze in seinem Herrn ein treffliches Vorbild; denn er habe nie Jemand gesehen, der so vollkommen in jeder Sache sei wie du; und außerdem lobte er dich noch sehr. Da ich nun diese hohen Lobsprüche vernahm und wußte wie sehr du mich liebtest, so fühlte ich mich getrieben dich holen zu laßen und gegen dich nicht mehr grausam zu sein. Dieß nun ist die Ursache.“ Galgano erwiederte: „Ist dieß wahr?“ Und die Dame versetzte: „Gewiß, so ist's.“ „Nichts anderes ist also die Ursache?“ fragte Galgano noch einmal; und die Dame antwortete wiederum: „Nein.“ „Fürwahr, rief nun Galgano aus, da sei Gott für, daß ich eurem Gemahle, der so freundlich sich gegen mich gezeigt und von mir gesprochen hat, dergleichen Schmach anthue.“ Und alsbald sprang er aus dem Bette, kleidete sich wieder an, verabschiedete sich von der Dame und gieng mit Gott. Von Stund aber blickte er die Dame um jenes Vorfalles willen nie wieder an, wohingegen er dem Messer Stricca immerdar die größte Liebe und Hochachtung erwies. —

Tag I. Nov. 2. Ein Student zu Bologna bittet seinen Lehrer, ihm in der Kunst zu lieben Unterricht zu ertheilen. Der gelehrte Doktor sagt daher zu ihm, er solle sich nach der Minoritenkirche begeben und ihm dann berichten, welche von den Besucherinnen derselben ihn durch ihre Schönheit am meisten gefesselt habe. Es geschieht nun aber, daß der Schüler sich gerade in die Frau des Doktors verliebt, welchem er voll Entzücken die Reize derselben schildert, wobei jedoch weder der Lehrer noch der Schüler wissen, wen sie zum Gegenstande ihres Unterrichtes genommen. Der Student berichtet nun seinem Meister von Zeit zu Zeit die glücklichen Fortschritte, welche er in Folge der Anweisungen desselben in seinen Bewerbungen macht, bis endlich der Doktor Verdacht schöpft und eines Tages um die Zeit, welche sein Schüler ihm als die eines Stelldicheins bezeichnet hatte, nach Hause zurückkehrt. Sobald seine Frau ihn hört, verbirgt sie ihren Geliebten unter einem Haufen halbtrockener Wäsche, so daß der Doktor, der ihn vergeblich überall sucht, endlich seinen Verdacht für unbegründet hält. Am andern Tage jedoch erzählt ihm der Student, welcher noch immer nicht ahnt, wie sehr sein Lehrer bei seinem Liebeshandel interessiert ist, was für einen Schreck der Ehemann seiner Geliebten ihm eingejagt und auf welche Weise ihn letztere verborgen habe.

Diese Geschichte, welche sich auch bei Straparola [4, 4. und in Doni's Comento al Burchiello: Venez. 1553 p. 54. od. in dessen Novelle 1815 (ed. Gamba) no. 38.] befindet, hat wahrscheinlich einen morgenländischen Ursprung, da sie der Erzählung des zweiten Reisenden im Bahar-Danusch ähnlich ist. Wie dem aber auch sei jedenfalls ist die Novelle des Ser Giovanni dadurch interessant, daß sie einigen Scenen von Shakespeare's Lustigen Weibern von Windsor zu Grunde liegt, nämlich denen wo Falstaff, unter dem Namen Brooke, dem Ford den Fortschritt seiner Bewerbungen bei dessen Frau und die verschiedenen Weisen mittheilt, wie er den Nachsuchungen des eifersüchtigen Mannes entgeht, zu denen auch die gehört, daß er sich unter einem Haufen schmutziger Wäsche aus dem Hause tragen läßt. Shakespeare entnahm diese Umstände einer Sammlung, betitelt: „Die glücklichen, die betrogenen und die unglücklichen Liebhaber“ (The Fortunate, Deceived and Unfortunate Lovers), deren erste Erzählung eine Uebersetzung der obigen Novelle des Ser Giovanni ist; auch mag Shakespeare die Geschichte von den „Zwei Liebenden zu Pisa“ (the two Lovers of Pisa) zu Gesicht bekommen haben, welche in Tarleton's Newes out of Purgatorie nach Straparola's Darstellung der in Rede stehenden Novelle erzählt wird. Unser großer Dramatiker hat jedoch der Geschichte theils durch den komischen Charakter

des Falstaff und theils dadurch, daß Mrs. Ford ihm bloß Rendezvous giebt, um ihn dem Gelächter auszusetzen, eine ganz andere Wendung verliehen. Auch Molière hat diese Novelle als Stoff zu seinem Lustspiele L'École des Femmes benutzt, wo ein Liebhaber den Fortschritt seiner Bewerbungen um die Gunst einer jungen Dame ihrem Vormunde anvertraut, der eben im Begriff ist sich mit ihr zu verheirathen. Diese Geschichte liegt auch einem andern französischen Lustspiele zu Grunde, betitelt Le Maitre en Droit, sowie dem La Fontaine'schen Gedicht, welches die nämliche Ueberschrift führt. Endlich gründet sich darauf derjenige Theil des Gil Blas, wo Don Raphael dem Balthasar den Fortschritt seines Liebeshandels mit dem Weibe des letztern mittheilt und besonders die Störungen ausführlich erwähnt, welche er durch die unerwartete Ankunft des Ehemannes erfährt [l. 5. c. 1. gegen Ende. Vgl. auch die 45ste Nov. des Massuccio und 1001 - Nacht, Nacht 889 ff. Breslau].

Tag II. Nov. 1. Ein dem Tode naher Jüngling schreibt seiner Mutter, daß sie ihm ein von der glücklichsten Frau der Stadt, in der sie wohnt, verfertigtes Hemde überschicken solle. Die Mutter findet, daß diejenige Frau, welche sie dazu auswählt, im höchsten Grade unglücklich ist und so wird ihr der von ihrem Sohne beabsichtete Trost für ihren eigenen Verlust zu Theil. Diese Novelle hat zu der „Fruchtlosen Nachfrage oder die Aufsuchung des Glückes" (the Fruitless Enquiry or Search after Happiness) der Mrs. Heywood, einer der frühesten unter den englischen Romanschriftstellern, Veranlaßung gegeben. Dort nämlich verschwindet ein junger Mann und seine Mutter zieht in ihrer Verzweiflung einen Wahrsager zu Rathe, welcher ihr mittheilt, daß sie, um die Rückkehr desselben zu bewirken, sich ein von einer durchaus zufriedenen Frau verfertigtes Hemde verschaffen müße. Die hierauf folgende Nachsuchung veranlaßt die Erzählung einer Anzahl von Geschichten, welche zeigen sollen daß Niemand vollkommen glücklich sei[333*]) — Diese moralischen Dichtungen sind wahrscheinlich morgenländischen Ursprunges. So erzählt Abulfaradsch, der große arabische Geschichtschreiber, welcher im dreizehnten Jahrhunderte lebte, daß Alexander, um seine Mutter bei seinem Tode zu trösten, an sie schreiben ließ, sie möchte doch ein Gastmahl unter der Bedingung veranstalten, daß Niemand dazu kommen sollte, als wer in seinem Leben kein Unglück gehabt hätte [„Dieß that sie, aber alle blieben zurück. Auf solche Art wurde sie getröstet." S. Abulfaradsch, Sechste Dynastie].

Tag II. Nov. 2. erzählt, wie ein Ritter sich an seiner Geliebten rächt, weil sie ihm bei einem Stelldichein einen Schrecken eingejagt. Quelle ist das französische Fabliau Les deux Changeurs [Barbazan 3, 254.] und Nachahmungen finden sich bei Bandello [P. 1. N. 3.], Straparola [N. 2. Fav. 2] und in der ersten Geschichte der Cent Nouvelles Nouvelles betitelt La Medaille au Revers [vgl. Le Grand 4, 718.].

Tag III. Nov. 1. schildert Sitten, welche uns sehr seltsam und anstößig vorkommen, es aber im vierzehnten Jahrhunderte nicht gewesen zu sein scheinen. Die Freiheit, mit welcher Boccaccio die römische Kirche behandelt, hat großes Erstaunen erregt; gleichwohl enthalten seine Novellen keine schärferen Ausfälle gegen den Klerus, als diese und noch eine andere Geschichte des Ser Giovanni [14, 2.], der in seinen religiösen Ansichten gegen die päpstliche Residenz zu Avignon feindselig gestimmt gewesen zu sein scheint.

Tag III. Nov. 2. ist die siebente Novelle des siebenten Tages im Decamerone.

Tag IV. Nov. 1. ist eine sehr seltsame, aber wohlbekannte Geschichte. Ein junger Mann Namens Giannotto wird von Ansaldo, einem reichen venetianischen Kaufmanne adoptiert und erhält die Erlaubniß, mit einem reich beladenen Schiffe nach Alexandrien unter Segel zu gehen. Unterweges läuft er in dem Hafen von Belmonte ein, woselbst eine sehr reiche Dame wohnte, welche Demjenigen ihre Hand verspricht, der ihre Reize zu genießen vermöchte. Giannotto wird in ihrem Palaste bewirthet, sinkt jedoch durch einen ihm beigebrachten Schlaftrunk zu früh in Schlaf, so daß sein Schiff am folgenden Morgen dem Uebereinkommen gemäß der Dame anheim fällt. Er kehrt nach Venedig zurück, rüstet wiederum ein Schiff aus und wiederum ergeht es ihm in Belmonte wie das erste Mal. Bei der dritten Expedition muß Ansaldo von einem Juden zehntausend Dukaten borgen mit der Bedingung, daß wenn er zu einer bestimmten Zeit das Geld nicht zurückzahlt, sein Gläubiger ihm ein Pfund Fleisch

aus dem Leibe ausschneiden dürfe. Giannotto ist dieß Mal glücklicher in seiner Unternehmung, da er in Folge eines Winkes von der Dienerin der Dame den Wein nicht genießt, der den Schlaftrunk enthält, und so die Hand ihrer Gebieterin erhält. Mit seiner jungen Frau beschäftigt, erinnert er sich der Verpflichtung Ansaldo's gegen den Juden erst an dem Tage, wo die Schuld fällig ist; er eilt daher nach Venedig, jedoch der Jude weigert sich sogar den zehnfachen Betrag der Schuld anzunehmen. Unter diesen bedenklichen Umständen langt die Gemahlin Giannotto's als Rechtsgelehrter verkleidet in Venedig an und macht dem damaligen Gebrauche in Italien gemäß bekannt, daß sie gekommen wäre schwierige Streitsachen zu entscheiden; denn in jener Zeit wurden die Aussprüche über dergleichen verwickelte Fragen nicht durch die ordentlichen Gerichte, sondern durch Doktoren der Rechte gefällt, welche man zu diesem Behufe aus Bologna oder anderen entfernten Orten herbeikommen ließ. Der vorgebliche Jurist wird nun über die Forderung des Juden befragt und thut den Ausspruch, daß dieser berechtigt sei auf dem Pfunde Fleisch zu bestehen, daß er jedoch den Kopf verlieren solle, wenn er seinem Gläubiger auch nur einen Tropfen Blutes entziehe. Der Richter nimmt dann von Giannotto seinen Trauring als Belohnung, und nachdem die Dame sich zu erkennen gegeben, schraubt sie ihn dafür, daß er denselben fortgegeben habe.

Diese Geschichte mit der Schuldverschreibung ist morgenländischen Ursprunges [334]; sie findet sich in Gladwin's Persian Moonshee [no. 13.] und unzähligen anderen Werken, deren Abfassung in die Zeit des Pecorone fällt. Die Hauptsituation ist in den Abenteuern des Almoradin, welche in den Aventures d'Abdalla fils d'Hanif, erzählt worden, weiter ausgesponnen [s. Bibl. d. Rom. 1778 Janvier vol. 1. p. 112ff.]; auch erkennt man in dieser Erzählung alsbald einen Theil des Stoffes, der dem Kaufmanne von Venedig zu Grunde liegt. Sie wurde indeß in viele Werke aufgenommen, die zwischen dem Pecorone und dem Kaufmanne von Venedig erschienen und zur Kenntniß des englischen Dramatikers gekommen sein mögen. So gab es zuvörderst ein altenglisches Theaterstück über diesen Gegenstand, betitelt: „Der Jude“ (The Jew). Ferner befindet sich diese Geschichte in den englischen Gesta Romanorum [no. 48.]; auch liegt sie der Ballade: „Gernutus, der Jude von Venedig,“ zu Grunde [s. Percy Ser. I. B. II. no. 11.]. Die einzelnen Umstände im Kaufmann von Venedig gleichen jedoch weit mehr der Novelle des Ser Giovanni als der Ballade oder den Gesta Romanorum; denn in ersterer wird nichts gesagt von dem Aufenthalte zu Belmonte noch von dem Zwischenfalle mit dem Ringe, da ein Richter und nicht eine Dame die Entscheidung giebt. In den Gesta hingegen ist die Dame die Tochter des römischen Kaisers und das Pfund Fleisch wird von dem Schuldner gefordert, auch ist dort von einem Bürgen keine Rede. Indeß befinden sich in den Gesta einige Ausdrücke, nach denen man glauben sollte, daß Shakespeare dieses Werk wenigstens theilweise benutzt hat. „Ich will mein Bedungenes haben“ (Conventionem meam volo habere) sagt daselbst der Jude. Am Wahrscheinlichsten ist also, daß Shakespeare aus irgend einer verlorenen Uebersetzung der Novelle des Pecorone, aus den Gesta Romanorum und der Ballade das ihm Zusagende entnahm und in dieß alles die Geschichte mit den Juwelenkästchen verflocht dergestalt, daß der Plan des Ganzen ungereimter wurde, als er in irgend einer seiner Quellen ist. Eine etwas ähnliche Geschichte wird von Gregorio Leti in seinem Leben Sixtus des Fünften erzählt [s. Percy l. c.]; dort jedoch ist es ein Jude, der ein Pfund seines Fleisches in einer Wette mit einem Kaufmanne gegen tausend Kronen einsetzt. Sie befindet sich auch in einem Werke des spanischen Jesuiten Gracian [Vergl. auch das weiter unten zu Massuccio Theil 2. Nov. 14. bemerkte, so wie Gräße's Sagenkreise S. 302ff. (woselbst jedoch S. 303. Z. 21. v. o. statt „unter Drake auf Hispaniola“ zu lesen ist „zu Rom, bei Gelegenheit der Eroberung von St. Domingo auf Hispaniola durch Drake.“) und dens. zu den Gesta Rom. Th. II. S. 281. zu Capitel X.] [334a]).

Tag IV. Nov. 2. Geschichte von einem alten französischen Grafen, der sich dadurch in den Besitz einer jungen Frau setzt, daß einer von den Knappen des Königs für ihn in einem Turniere alle Rivale aus dem Sattel hebt und sich dann von dem bejahrten und gebrechlichen Bewerber das nämliche gefallen läßt. Nach dem Tode des alten Grafen heirathet der junge Knappe die Wittwe, welche mit ihrem Vater eine sehr eigenthümliche Unterhaltung hat, die der fünfzehnten

Novelle des Sacchetti entnommen ist. Man sehe auch die Excusatio Sterilitatis in den Facetiae des Poggius [Bebelii Facetiae l. 2. p. 114. 1660: Fabula facetissima de pulchra matrona. — Histoir. Facetieuses et Moral. p. 58. 1669: D'une femme stérile pour trop laisser cultiver son jardin].

Tag V. Nov. 2. ist die neunte des neunten Tages im Decamerone.

Tag VI. Nov. 1. Im dreizehnten Jahrhunderte gab es an der Universität zu Paris zwei berühmte Theologen, welche häufige Disputationen mit einander hatten. Der eine von ihnen hieß Messer Alano und war ein eifriger Katholik, der andere hieß Peter, stand aber im Verdacht der Ketzerei. Alano macht nun einst eine Reise nach Rom und da er sich über die dort herrschende Lasterhaftigkeit im höchsten Grade entsetzt, so tritt er in einem strengen Mönchsorden in den Appeninen als Laienbruder ein. Hier bleibt er einige Zeit, indem er die niedrigsten Dienste verrichtet und von den Bewohnern des Klosters fast für blödsinnig gehalten wird. Durch seine Abwesenheit gewinnen inzwischen die Ansichten des Peter an der Pariser Universität immer mehr Verbreitung und endlich begiebt sich dieser Ketzer sogar nach Rom, um daselbst seine heterodoxen Lehrsätze zu vertheidigen. In Folge dessen wird ein Concilum aller italienischen Bischöfe und Aebte berufen und auch Alano von dem Abte seines Klosters mit nach Rom genommen um den Papst zu sehen, bei welcher Gelegenheit der Abt ihn, der von sehr kleiner Statur war, unter seinem Obergewande mit in die Versammlung einschwärzt. Das imponierende Aeußere und die donnernde Stimme Peters schüchterte anfangs seine Opponenten ein und hält sie ab ihm zu antworten; bald jedoch springt Alano zwischen den Beinen des Abtes hervor und widerlegt in einer eleganten lateinischen Rede die häretischen Lehren seines frühern Gegners. — Dieser Messer Alano war, wie ich glaube, Alain de l'Isle (Alanus ab Insulis), ein berühmter Theologe der pariser Universität im dreizehnten Jahrhunderte, der den ehrenden Beinamen Doctor Universalis erhielt. Unter seinen Werken, deren Verzeichniß Fabricius giebt, befinden sich auch: Commentaria sive septem libri explanationum in Divinationes Propheticas Merlini Caledonii a Galfredo Monomutensi Latino Carmine redditas e Britannico. Francofurti 1608. 8. (Kommentare oder sieben Bücher Erklärungen zu den Weissagungen des Merlinus Caledonius, welche Gottfried von Monmouth in lateinischen Versen aus dem Britischen übertragen hat).

Tag VII. Nov. 1. u. 2. enthalten die schwärzesten und furchtbarsten Beispiele italienischer Eifersucht. In der ersten Geschichte ladet ein Ehemann die Verwandten seiner Frau und ihres Liebhabers zu einem Gastmahle ein und läßt sie sämmtlich durch seine Diener zu Tode prügeln. Seine Frau aber wird nachher an den Leichnam ihres Geliebten gebunden und muß in diesem Zustande verbleiben, bis sie stirbt. „Diese Grausamkeit, fügt der Verfasser hinzu, wurde von Einigen gelobt und von Anderen wieder getadelt; Niemand jedoch wagte es den Mund aufzuthun, da der Thäter ein vornehmer Mann zu Rom war."

Tag VIII. Nov. 1. Ursprung der Guelfen und Ghibellinen. Zwei vornehme Deutsche Namens Guelf und Ghibellin, welche einst zur Zeit des dreizehnten Jahrhunderts wegen eines Jagdhundes einen Streit hatten, begannen darob einen blutigen Krieg, an welchem alle ihre Freunde Theil nahmen und wobei ersterer vom Papste, letzterer vom Kaiser unterstützt wurde. Ihr Kampf verpflanzte sich auch nach Italien, da ein edler Florentiner ein Heirathsversprechen brach, welches er einer Dame gegeben, deren Familie in Folge dessen ihn tödtete und sich mit den Ghibellinen verband [325]). Von Florenz verbreiteten sich dann diese Streitigkeiten über ganz Italien. In genannter Stadt herrschten die Guelfen eine Zeit lang, wurden aber im Jahre 1260 von ihren Feinden aus derselben vertrieben.

Tag VIII. Nov. 2. Eine List der verbannten Ghibellinen verschafft ihnen ihre Rückkehr nach Florenz und bewirkt die Verbannung der Guelfen.

Tag IX. Nov. 1. Der Doge von Venedig läßt durch einen Baumeister, Namens Bindo, ein Gebäude errichten, welches den ganzen Schatz der Republik enthalten und jedem Räuber unzugänglich sein soll. Der geschickte Baumeister bringt jedoch in einem Theile der Mauer einen beweglichen Stein an, der ihm zu jeder Zeit Zutritt gestattet, und da er und sein Sohn bald darauf

in große Armuth gerathen, so begeben sie sich in einer Nacht durch die geheime Oeffnung in das genannte Gebäude und nehmen aus demselben eine goldene Vase fort. Der Doge bemerkt jedoch nach einiger Zeit den Verlust, während er einem Fremden die Schatzkammer zeigt, und um den Dieb ausfindig zu machen läßt er die Thüren schließen, und in dem Innern des Gebäudes Stroh verbrennen und entdeckt so den verborgenen Eingang durch den hinausziehenden Rauch. Da er vermuthet, daß der Dieb bald zurückkehren würde, so läßt er am Fuße dieses Theils der Mauer einen mit Pech gefüllten Kessel hinstellen, der beständig siedend erhalten wird. Bindo und sein Sohn sehen sich in kurzem durch Armuth gezwungen ihren Besuch der Schatzkammer zu wiederholen, wobei jedoch der Vater bis zum Halse in den Kessel fällt, so daß er beim Anblicke des unvermeidlichen Todes seinem Sohne befiehlt, ihm den Kopf abzuhauen und diesen an einen Ort zu werfen, wo man ihn nicht wiederfinden könne, um so weitere Entdeckungen zu verhindern. Der Sohn gehorcht dem Gebote des Vaters und nach Hause zurückgekehrt sagt er zu den Nachbarn, daß sein Vater eine weite Reise unternommen habe, muß jedoch seiner Mutter die Wahrheit offenbaren, deren Betrübniß nun die Hauptveranlaßung der Verlegenheit wird, indem der Doge gemerkt hat, daß der Räuber Genossen gehabt haben muß und deshalb den Leichnam an einem Galgen aufhängen läßt in der Erwartung, daß man ihn zurückfordern würde. Da die Wittwe dieses Schauspiel von ihrem Hause aus wahrnimmt, so zieht ihr Geschrei die Wache herbei und der Sohn sieht sich gezwungen sich bei ihrem Herannahen in die Hand zu verwunden, um so die Ausrufungen der Mutter erklären zu können. Demnächst beharrt sie darauf, daß der Sohn den Leichnam von dem Galgen fortbringe, weswegen er zwölf schwarze Mönchskutten kauft und damit zwölf zu diesem Behufe gemiethete Lastträger bekleidet. Er selbst nimmt eine Larve vor, besteigt ein Roß, das mit schwarzen Decken verhüllt ist und entführt so den Leichnam trotz der Wachen und Aufpasser, die denselben umgeben, und dann dem Dogen berichten, daß ihn eine Schaar Teufel entführt hätte. Die Geschichte zählt alsdann noch andere Mittel auf, die der Doge ergreift um seinen Zweck zu erreichen, welche aber sämmtlich durch die Klugheit des Diebes wirkungslos gemacht werden. Endlich wird die Neugier des Dogen so sehr gereizt, daß er Demjenigen die Hand seiner Tochter verspricht, der ihm den Thäter entdecken will. Dieß geschieht durch den Jüngling selbst, der nun die verheißene Belohnung empfängt.

Das Alter dieser Geschichte steigt bis zu Herodot hinauf, der sie von einem ägyptischen Könige und dessen Baumeister berichtet [vgl. oben S. 197.]. Die Darstellung im Pecorone enthält einige kleine Abweichungen; jedoch Bandello [P. 1. N. 25.] hat sich genau an das griechische Original gehalten. In beiden nämlich hinterläßt der Baumeister des ägyptischen Königs das Geheimniß von dem beweglichen Steine seinen zwei Söhnen als Erbschaft. Hierauf stimmen die Geschichten mit dem Pecorone überein, außer daß einer von den Brüdern, statt in einen Kessel zu fallen, in einem Netz gefangen und der Leichnam vermittelst Berauschens der Wachen von dem Orte, wo er aufgehängt ist, entfernt wird. Was andere griechische Autoren von den Brüdern Agamedes und Trophonius berichten, welche im Dienste griechischer Könige Paläste bauen, stimmt mit der Erzählung des Herodot überein. Der von seinem Sohne ermordete Vater in den Sieben Weisen Meistern ist eine ähnliche Geschichte, eben so wie die von Berinus in einem sehr alten französischen Romane, betitelt L'Histoire du Chevalier Berinus [236]). In letzterem Werke ist es ein römischer Kaiser Namens Philipp, dessen Schatzkammer beraubt wird. Um nun den Räuber zu entdecken, giebt er seine Tochter Jedermann preis [wie bei Herodot], indem er nämlich hofft, sie werde Gelegenheit haben, ihren Besuchern das Geheimniß in der Schäferstunde abzulocken. Wirklich auch entdeckt ihr Berinus, er sei der Thäter, und um ihn des Morgens wiederzuerkennen, macht ihm die Prinzessin ein unauslöschbares schwarzes Zeichen in's Gesicht. Berinus thut das Nämliche mit anderen Rittern, jedoch nur sein Zeichen ist so groß wie der Daumen der Prinzessin. Dieser Roman, dessen Handschrift sehr alt ist, liegt der „Zweiten Erzählung des Kaufmannes oder Geschichte von Beryn" (the Merchant's Second Tale or Story of Beryn) zu Grunde, welche sich in einigen Ausgaben von Chaucer's Canterbury Tales befindet. Die erste Hälfte der Geschichte, die sich auf die Schatzkammer bezieht, ist jedoch von dem englischen Dichter nicht in sein Gedicht aufgenommen

worden oder befindet sich wenigstens nicht in dem noch vorhandenen Theile desselben [sieh Keller Rom. de Sept Sages S. CXCIII. ff. — Diokl. Leben S. 65 ff. — Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fables Indiennes P. I. p. 147 sqq. Anm. P. II. p. 122 sqq. und hier zu Boccaccio III, 2.] —

Tag IX. Nov. 2. Der Sohn des deutschen Kaisers entführt die Tochter des Königs von Aragon und verursacht so einen heftigen Krieg zwischen diesen beiden Potentaten [337]).

Tag X. Nov. 1. Geschichte von der Prinzessin Denise von Frankreich, welche um der Vermählung mit einem bejahrten deutschen Fürsten zu entgehen, verkleidet nach England entflieht und dort in einem Kloster Aufnahme findet. Der König des letztern Landes, welcher einst jenes Weges zieht, verliebt sich in sie und heirathet sie. Während er nun auf einem Kriegeszuge in Schottland abwesend ist, wird seine Gemahlin von Zwillingen entbunden; seine Mutter jedoch meldet ihm, daß die Königin zwei Mißgeburten zur Welt gebracht habe. Da der König gleichwohl befiehlt, sie mit der größten Sorgfalt aufzuerziehen, so schiebt die Mutter statt dieser Antwort einen Befehl unter, vermöge dessen die Königin und ihre beiden Kinder getödtet werden sollen; indeß läßt der mit der Ausführung dieser That beauftragte Diener die Königin mit ihren Zwillingen nach Genua entkommen. Nach Verlauf einiger Jahre wird sie dann von ihrem Gemahle, der sich auf einem Kreuzzuge befindet, in Rom wiedergefunden; sie stellt ihm seine Kinder vor und kehrt mit ihnen im Triumphe nach England zurück.

Der Haupttheil von Chaucer's „Erzählung des Rechtsgelehrten" (Man of Lawe's Tale) ist dieser Novelle entnommen. Dort wird Costanza, die Tochter des römischen Kaisers, an einen morgenländischen Sultan verheirathet, nach dessen Tod sie nach England flieht und in dem Hause eines Schloßvogtes in Nordhumberland Aufnahme findet. Sie wird von einem verschmähten Liebhaber des Mordes der Hausfrau angeklagt, jedoch durch eine wunderbare Fügung der Vorsehung gerettet, worauf der König von England sich mit ihr vermählt. Das nun Folgende stimmt in beiden Geschichten überein. Tyrwhitt, der die Novelle des Pecorone nicht gekannt zu haben scheint, sagt „daß Chaucer sein Man of Lawe's Tale aus Gower's Confessio Amantis entnommen habe;" Gower aber lernte sie einer Meinung nach aus einem altenglischen Gedichte, betitelt Emaré kennen, welches, wie darin gesagt wird, einem bretonischen Lay entliehen ist. Ritson jedoch, welcher die Emaré herausgegeben hat, glaubt, daß die ursprüngliche Quelle dieser Geschichte das dem Matthäus Paris zugeschriebene legendenartige Leben des Königs der Westangeln, Offa, sei. In dem Gedichte Emaré weist die Heldin desselben, welche diesen Namen trägt, die blutschänderischen Anträge ihres Vaters zurück und sieht sich deshalb in einem Boote den Meereswellen preisgegeben, von denen sie an die Küste von Wales getrieben wird, wo sich der König des Landes mit ihr vermählt. Die Geschichte stimmt dann mit dem Pecorone überein, außer daß am Schlusse des Gedichtes der Sohn der Emaré dem Könige als Mundschenk dient und einst bei Verrichtung seines Amtes von dem Könige als sein Kind erkannt wird, worauf dann letzterer auch seine verlorene Gemahlin wiederfindet. Diese Geschichte liegt auch der von dem verrätherischen Ritter in den englischen Gesta Romanorum [c. 101], so wie einem alten französischen Romane zu Grunde, der in Quarto ohne Jahreszahl erschien und betitelt ist: Le Roman de la Belle Helene de Constantinople. Dort wie in der Emaré entflieht die Heldin nach England, um einer Heirath mit ihrem Vater, dem Könige von Konstantinopel, zu entgehen; worauf die Geschichte ganz so wie in den anderen Versionen derselben weitergeht. Endlich soll Emaré verbrannt werden; indeß findet sie ihre Rettung dadurch, daß die Nichte des Herzogs von Gloster bei dieser Gelegenheit freundlicherweise ihre Rolle übernehmen will. Das Gedicht wird nun durch ausführliche Berichte von den Thaten ihres Mannes gegen die Sarazenen in die Länge gezogen und schließlich findet letzterer seine Gemahlin auf seinem Wege nach dem heiligen Lande in Frankreich wieder. In all' diesen Dichtungen sind die Ereignisse nicht sehr wahrscheinlich; jedoch waren Geschichten voll ungewöhnlicher Abenteuer und wundersamer Fügungen und Entdeckungen in alten Zeiten weniger ungenießbar als jetzt, nicht nur weil damals eben die Wahrscheinlichkeit derselben größer, sondern weil überhaupt die Gränzen dieser letztern weniger gekannt und erforscht waren [sieh über dergleichen Geschichten Gräße

zu Gest. Roman. 2, 281. no. 8. Sagenkreise S. 277—287. 377, 392. 434.; besonders aber S. 284 γ. (vgl. S. 286 δ.). — Straparola N. 1. Fav. 4. — Basile Pentamerone No. 22. — Maßmann zur Kaiserchronik V. 11367 ff. — v. d. Hagen Gesammtabent. Th. II. Anhang no. 7. — Eine handschriftliche provenzalische Bearbeitung (Historia del Rey de Ungaria) wird erwähnt in der Bibl. de Autores Españoles. Madrid 1846. vol. III. p. XI.].

Die Mehrzahl der übrigen Geschichten des Pecorone ist geschichtlich und der Stoff derselben wurde dem Verfasser, wie er selbst sagt, von seinen Zeitgenossen und Freunden Giovanni und Matteo Villani geliefert, welche die glaubwürdigsten Berichte über jene frühen Zeiten hinterlaßen haben. Diejenigen Novellen, welche die inneren Streitigkeiten von Florenz erzählen, geben eine höchst anschauliche Schilderung von der Lage dieser Stadt, dem Charakter der angesehnsten Bürger und den Parteiungen, welche sie zerrissen. Jedoch besaßen die italienischen Chronisten, wenn sie auch mit den Vorfällen in ihrer Heimath genau bekannt waren, nur sehr ungenaue Kenntnisse in Betreff fremder Länder. Demgemäß sind diejenigen Erzählungen, welche sich auf die Angelegenheiten anderer Völker beziehen, bloß deswegen interessant, weil sie einigermaßen die Beschaffenheit der im vierzehnten Jahrhunderte im Umlauf befindlichen geschichtlichen Vorstellungen erkennen laßen.

So z. B. wird in der zweiten Novelle des neunzehnten Tages erzählt, daß Wilhelm Herzog der Normandie, nachdem er den König von England, Taul, in einer großen Schlacht besiegt, sich in den Besitz dieses Reiches gesetzt habe. Nach ihm regierte Wilhelm und sein zweiter Sohn Heinrich, welcher den heiligen Thomas von Canterbury erschlug, weil dieser ihm wegen seiner Laster und seiner Vorenthaltung der Kirchenzehnten Vorwürfe gemacht hatte. Wegen dieses Mordes nun ließ Gott über Heinrich ein großes Gericht ergehen; denn da er einst mit König Ludwig durch die Straßen von Paris ritt, lief eine Sau seinem Rosse unter die Füße, so daß es stürzte und Heinrich in Folge des Falles starb [338]). Ihm folgte sein Sohn Stephan, diesem ein zweiter Heinrich, und auf diesen sein Sohn Johann. Letzterer König zeichnete sich aus durch seine feinen Sitten (questo Rè Giovanni fu il più cortese signor del Mondo), starb jedoch ohne Kinder, so daß ihm sein Bruder Richard folgte u. s. w. u. s. w. Ich weiß nicht wie König Johann einen so vortheilhaften Ruf in Italien erlangte, wenn dieß nicht etwa die Folge seiner feigen Unterwerfung unter den Papst war; denn die italienischen Novellen, besonders die Cento Novelle Antiche sind voll von Zügen seiner Großmuth und seines höflichen Sinnes [339]).

Die letzte Novelle enthält die Geschichte Karls von Anjou, Bruder des heiligen Ludwig. Diese Erzählung nimmt den fünften Theil des ganzen Werkes ein und ist daher viel zu lang, als daß sie bei einer verstolenen Zusammenkunft einer Nonne und eines verliebten Kaplans hätte erzählt werden können; daher befindet sich auch in einigen Handschriften des Pecorone statt dieser geschichtlichen Novelle eine andere, welche einen Liebeshandel zwischen einem Jüngling und einer Nonne, so wie die außerordentliche Strafe erzählt, welche ihn nach seinem Tode erwartete.

In keinem Zweige der Literatur ist die Stagnation oder Entartung der Nationalliteratur, welche in Italien von dem Ende des vierzehnten bis zu dem Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts Statt fand, sichtbarer als in dem, welchen wir eben behandeln, denn ich kenne keinen Nachahmer des Boccaccio in der eben genannten Periode, der erwähnt zu werden verdiente. Auch die zwölf Novellen des Gentile Sermini von Siena und die des Fortini, welche beide diesem Zeitabschnitt angehören, sind durchaus uninteressant; jedoch läßt sich in ihnen der Ursprung unserer bekanntesten Späße oder doch wenigstens eine Uebereinstimmung mit denselben erkennen; so erzählt die zehnte Novelle des Sermini die Geschichte von zweien Stammlern, die sich begegnen und von denen jeder glaubt, daß ihn der andere verspotten will. In der achten Novelle des Fortini läßt sich ein Bauer durch die wiederholten Behauptungen der Umstehenden überreden, daß die Zicklein, die er zu Markt gebracht, Kapaune wären, und sie als solche zu verkaufen [Aehnlich ist Straparola N. 1. Fav. 3.; vergl. über Anderes der Art unten Anm. 356.]. —

Der erste bemerkenswerthe Novellist nach Ser Giovanni ist

Massuccio di Salerno,

der um 1470 lebte; wenigstens kann die Zeit der Abfassung seiner Novellen nicht früher ange-

setzt werden, da er in einer derselben die Eroberung von Arzilla[340]) erwähnt, welche in diesem Jahre Statt fand. Von den Lebensumständen dieses Novellisten wissen wir nur wenig und auch dieß nur aus beiläufigen Bemerkungen in seinen Schriften. Er war von Geburt ein Neapolitaner und ein Mann von ziemlichem Ansehen und Rang; jedoch hielt er sich nur selten in seinem Vaterlande auf, indem er den größten Theil seines Lebens im Dienste der Herzöge von Mailand zubrachte. In dem Epiloge behauptet er die Wahrheit seiner Erzählungen heftiger, als dieß gewöhnlich zu geschehen pflegt: „Ich rufe den allmächtigen Gott zum Zeugen, sagt er nämlich, daß alles vollkommen wahre Geschichten, die meisten aber in unserer Zeit vorgefallen sind." Ferner sagt er in der Einleitung, daß er die Sprache und das Idiom[341]) des Boccaccio nachzuahmen gesucht; in welchem lobenswerthen Bestreben er jedoch durchaus keinen Erfolg gehabt hat, da sein Styl durch den häufigen Gebrauch des neapolitanischen Dialektes verdorben ist und sich in seinen Perioden oft die seltsamsten Inversionen finden. Die Geschichten des Massuccio sind indeß weit öfter Originalerzählungen als die der meisten anderen italienischen Novellisten, da er dem Boccaccio und sogar den Fabliaux nur wenige entliehen hat. Welches aber auch das Verdienst des Massuccio sein mag, jedenfalls ist er der Zahl der Ausgaben nach zu urtheilen nächst dem Vater der toskanischen Prosa der beliebteste aller Autoren dieser Gattung gewesen. Seine Novellen erschienen zuerst zu Neapel 1476 fol.; dann zu Venedig 1484, ferner 1492 ohne Ortsangabe, außerdem 1522. 4. und dreimal in Oktav, nämlich 1525, 1531, 1535, sämmtlich zu Venedig. Eine spätere venetianische Ausgabe vom Jahre 1541 und eine neapolitanische ungefähr aus derselben Zeit sind stark verstümmelt, da die Geschichten des Massuccio voll von Satyre und Tadel gegen die Klöster und die Geistlichkeit sind; ja der Zweck des Werkes ist, wie der Verfasser selbst sagt, die Darlegung „des verdorbenen Lebens der vorgeblichen Mönche" (la guasta vita de finti religiosi).

Das aus fünfzig Novellen bestehende Werk des Massuccio, welches den Titel Il Novellino[342]) trägt, ist in fünf Theile getheilt und es scheint, als sei es die Absicht des Verfassers gewesen, in einem jeden derselben oder doch wenigstens in den drei ersten eine besondere Maxime aufzustellen oder zu erläutern. So ist es der Zweck des ersten Theiles, welcher zehn Novellen enthält, zu zeigen daß Gott früher oder später die liederlichen Mönche bestraft, welche in diesen Geschichten gewöhnlich bei einem verliebten Stelldichein entdeckt werden. In der ersten Novelle dieser Abtheilung tödtet ein eifersüchtiger Ehemann auf diese Weise einen Mönch und das Belustigende in dieser Geschichte besteht nun in der Erzählung der mannigfachen Weise, wie man den todten Körper loszuwerden sucht. Der Ehemann trägt ihn in das Kloster und setzt ihn auf den Abtritt. Dort findet ihn der Prior, der ihn wieder vor die Thür des Mörders bringt. Nach einigen anderen Abenteuern wird er endlich auf ein junges wildes Pferd gebunden, ihm eine Lanze in die Hand gegeben und ein Schild um den Hals befestigt, so daß die Leute auf der Straße, die den Mönch erkennen, ihn für verrückt halten und endlich seinen Tod dem Umstande zuschreiben, daß das Füllen mit ihm in einen Brunnen gefallen sei. — Die Quelle dieser Erzählung ist das Fabliau Le Sacristain de Cluni (Le Grand 4, 252.) oder das 31ste Capitel der englischen Gesta Romanorum. So seltsam es auch scheinen mag, so war dieß doch eine Lieblingsgeschichte, sowohl in Frankreich wie in England, und sie ist fast von jedem Novellenschreiber in allen europäischen Sprachen bearbeitet worden [Keller Romans etc. S. CCXXIII ff. — Diokl. Leben Einl. S. 61. Timoneda Patr. no. 3.]. —

Der Hauptzweck des zweiten Abschnittes ist zu beweisen, daß die damaligen Mönche vielfachen Betrug ausübten, um den Leichtgläubigen ihr Geld abzulocken, aber auch ihrerseits von Laien hintergangen wurden. So stalen einst zwei Neapolitanische Gauner einem genuesischen Kaufmanne seinen Geldbeutel und begaben sich dann nach Siena, wo der gute St. Bernadinus mit jeder möglichen Wirksamkeit und Erbauung predigte. Einer der Betrüger nun trat zu ihm mit scheinheiliger Miene und sprach: „Ehrwürdiger Vater, ich bin ein armer aber ehrlicher Mann und habe ein sehr gottesfürchtiges und zartes Gewissen: hier ist ein Geldbeutel, den ich gefunden habe. Ich möchte viel darum geben, wenn ich nur selbst etwas hätte, könnte ich den Eigenthümer entdecken und ihm sein verlorenes Gut wiedergeben; jedoch meine Ehrlichkeit ist Alles, was ich mein nenne. Ich bitte euch daher recht sehr, daß ihr in eurer ersten Predigt

meinen Fund öffentlich bekannt machet und ihn dem rechtmäßigen Besitzer wiedergebet, denn ich lege ihn in eure Hände." Der heilige Mann nun that, wie er gebeten wurde, worauf der andere Schelm, der Verabredung gemäß, sich als Eigenthümer des Geldbeutels bei ihm meldete. Da er den Inhalt desselben ganz genau angab, so zweifelte jener nicht an der Wahrheit seiner Angabe und händigte ihm den Beutel ein, empfahl ihm jedoch auf das dringendste, dem ehrlichen Wiederbringer eine reiche Belohnung zukommen zu laßen. Der vorgebliche Eigenthümer behauptete indeß, er könne nicht das Geringste entbehren und verließ die Kirche mitsammt dem Geldbeutel. Da nun der gute Priester glaubte, der gewissenhafte Finder litte großen Mangel, so bat er die Gemeine um eine Unterstützung für ihn, zu welcher denn auch ein Jeder voller Eifer beitrug, so daß, als der genuesische Kaufmann sich am folgenden Tage als der wahre Eigenthümer auswies, der Prediger und die Gemeine ihm nichts weiter geben konnten als ihren Segen [Nov. 15.]. —

Die vierzehnte Novelle behandelt indeß einen andern Gegenstand als die vorhergehenden; denn sie erzählt die Geschichte eines jungen Mannes aus Messina, welcher sich in die Tochter eines reichen Geizhalses zu Neapel verliebt. Da der Vater sie jedoch beständig eingeschlossen hält, so nimmt der Jüngling seine Zuflucht zur List. Unter dem Vorwande einer langen Reise nämlich giebt er dem Geizhalse eine Anzahl Kostbarkeiten zum Aufbewahren und läßt unter anderm auch eine Sklavin bei ihm zurück, welche die Tochter zu Gunsten ihres Herrn einzunehmen weiß und ihr endlich bei der Flucht mit demselben beisteht, wobei auch die Juwelen des Vaters mitwandern müßen. — Wir haben bereits oben [S. 262.] gezeigt, daß die Geschichten mit der Schuldverschreibung und dem Juwelenkästchen im Kaufmann von Venedig aus italienischen Novellen entlehnt sind, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der geizige Vater der obigen Erzählung, ferner die so sorgfältige eingeschlossene Tochter, die Flucht der Liebenden durch Hülfe einer Dienerin, die Beraubung des Vaters und sein Kummer bei der Entdeckung, welcher zwischen dem Verlust seiner Tochter und seiner Dukaten getheilt ist, dem Dramatiker die Idee zu dem dritten Theil des seinem Schauspiele zu Grunde liegenden Stoffes eingegeben haben mag, nämlich zu der Liebe und Flucht der Jessica und des Lorenzo.

Der dritte Theil des Novellino, welcher gleich den beiden vorhergehenden aus zehn Novellen besteht, soll zeigen, wie die vornehmsten italienischen Damen zur Zeit des Verfassers sich Liebeshändeln ergaben, die ihnen in der That sehr wenig zur Ehre gereichten; denn die Helden dieser Geschichten sind meistentheils Stallknechte, Neger und Maulthiertreiber.

In den zwanzig folgenden Erzählungen des Massuccio werden Liebesabenteuer berichtet, welche theils einen glücklichen theils einen unglücklichen Ausgang haben und diesen zuweilen durch sinnreiche, immer aber durch unwahrscheinliche oder gar unglaubliche Mittel erreichen.

Nov. 41 ist die Geschichte zweier Brüder, Franzosen, welche sich während ihres Aufenthaltes zu Florenz in zwei Schwestern verlieben. Eine dieser letztern, welche verheirathet ist, verabredet mit ihrem Galan eine Zusammenkunft, und während sie die Nacht mit ihm zubringt, muß sein Bruder ihren Platz an der Seite ihres Mannes einnehmen, damit er ihre Abwesenheit nicht bemerke. Indeß nähert sich der Tag, ohne daß sich dem Stellvertreter eine Aussicht bietet, aus seiner unangenehmen und gefährlichen Lage erlöst zu werden. Endlich erscheinen alle Bewohner des Hauses mit Lichtern und er vernimmt nun, daß der Herr desselben abwesend ist, er selbst aber die ganze Nacht bei der unverheiratheten Schwester, seiner Geliebten, zugebracht hat; welche Entdeckung ihm großen Aerger verursacht. — Ich habe diese Geschichte deswegen erwähnt, weil sie Scarron in einer seiner Erzählungen, La Précaution inutile, nachgeahmt hat. Dieß ist auch die zweite Novelle des Parabosco, und es ist vielleicht wahrscheinlicher, daß Scarron sie aus diesem als aus Massuccio entliehen hat, weil bei Parabosco ebenso wie bei dem französischen Schriftsteller, die Scene in Spanien und nicht in Italien spielt. Auch liegt diese Erzählung einer der Novelas Ejemplares des Cervantes zu Grunde[243]) ferner der Geschichte des Don Luis de Castro und des Don Rodrigo de Montalvo im Guzman de Alfarache [P. II. L. 1. c. 4.], so wie endlich dem „Kleinen französischen Advokaten" (the Little French Lawyer) von Beaumont und Fletcher, welches nächst „Regier' dein Weib, dann hast du ein Weib" (Rule a Wife and have a Wife) gewöhnlich für das beste ihrer Lustspiele

gehalten wird [S. auch Bonaventure Despériers, Contes ꝛc. no. 128. und La Fontaine Le Gascon puni]. —

Nr. 45. Ein spanischer Student, der sich über Avignon nach Bologna begiebt, erwirbt sich in ersterer Stadt für klingenden Lohn die Gunstbezeugungen einer Frau von nicht niedrigem Stande. Er bereut jedoch nachher gar sehr den bezahlten Preis und trifft im weitern Verlaufe seiner Reise in einem italienischen Wirthshause mit ihrem Ehemanne zusammen, welcher sich auf der Rückkehr nach Frankreich befindet. Letzterer fragt ihn nach der Ursache seines Kummers und der Student, der ihn nicht weiter kennt, theilt ihm nach einigem Zögern sein in Avignon gehabtes Abenteuer so wie auch den Namen der damit in Verbindung stehenden Dame mit. Der Ehemann bewegt seinen neuen Freund durch vieles Bitten, mit ihm nach Avignon umzukehren, woselbst er zu seiner nicht geringen Ueberraschung in dem Hause, dessen er sich nur zu gut erinnerte, ein Abendbrot einnehmen soll. Nach einem herrlichen Mahle macht der Ehemann seinem Weibe heftige Vorwürfe über ihr Benehmen, und nachdem er sie gezwungen, dem Studenten das Sündengeld zurückzugeben, entläßt er diesen mit großer Höflichkeit, sie selbst aber tödtet er später durch Gift. — Einem Theile dieser Geschichte liegt wahrscheinlich die zweite Novelle des ersten Tages im Pecorone zu Grunde. [Sieh oben S. 260.].

Den Stoff von Shakespeare's „Romeo und Julia" hat man allgemein in der Giulietta des Luigi da Porto wiederzufinden und Douce die Quelle dieser Erzählung im Xenophon Ephesius zu entdecken geglaubt [sieh oben S. 26]. Wenn man jedoch bedenkt, daß der Roman des Letztern während der Lebenszeit des Luigi da Porto noch nicht herausgegeben war, so darf man dieß vielleicht bezweifeln, zumal die Aehnlichkeit zwischen beiden Erzählungen keineswegs so groß ist, daß man deswegen annehmen müßte, der italienische Novellist habe die Schrift des Griechen durchaus gesehen. Vielmehr ist die Giulietta augenscheinlich der 33sten Novelle des Massuccio entliehen, welche man daher jedenfalls als die eigentliche Quelle des berühmten Trauerspieles Shakespeare's betrachten muß, obgleich dieß, so weit mir bekannt geworden, der Aufmerksamkeit seiner zahlreichen Kommentatoren entgangen ist. In der Geschichte des Massuccio läßt sich nämlich ein Jüngling zu Siena, Namens Mariotto, von einem Mönche heimlich mit einer Dame trauen, für die er die höchste Leidenschaft empfindet. Mariotto muß indeß seine Heimat fliehen, weil er einen Bürger bei einem Streite auf der Straße getödtet hat; jedoch findet vorher eine Zusammenkunft zwischen ihm und seiner Gemahlin Statt. Nachdem er nun Siena verlaßen, wird Giannozza (dieß ist nämlich der Name der Letztern) von ihren Freunden gedrängt sich zu verheirathen, so daß sie dem Mönche, der sie früher vermählt hat, ihre Verlegenheit offenbart. Dieser giebt ihr ein Schlafpulver, das sie in einem Glase Wasser zu sich nimmt und dessen Wirkung so stark ist, daß sie von den Ihrigen für todt gehalten und mit den herkömmlichen Gebräuchen begraben wird. Die Nachricht von ihrem Tode erreicht ihren Gemahl zu Alexandrien, wohin er geflohen war, noch vor der Ankunft des Boten, den der Mönch abgesandt hatte, um ihn von der wahren Lage der Dinge in Kenntniß zu setzen. Mariotto kehrt nun alsbald voll Verzweiflung in seine Heimat zurück und begiebt sich sogleich in die Gruft, in der Giannozza beigesetzt ist, um über ihrem Sarge seinem Schmerze Luft zu machen. Sie hatte sich jedoch schon vorher aus ihrer Lethargie erholt und zu ihrem Gemahle nach Alexandrien begeben, welcher letztere inzwischen wegen seines früher begangenen Mordes ergriffen und hingerichtet wird. Aber auch Giannozza kehrt nach Siena zurück, da sie ihren Gemahl nicht mehr in Aegypten findet und begiebt sich bei der Nachricht von seinem unglücklichen Schicksale in ein Kloster, woselbst sie bald nachher stirbt.

Hier weicht nun zwar die Katastrophe von der bei Luigi da Porto und in dem Trauerspiele Shakespeare's ab, die früheren Ereignisse jedoch stimmen vollkommen überein. Die Novelle des Massuccio nun wurde um 1470 geschrieben, also lange vor der Zeit des Luigi da Porto, der 1531 starb, oder des Kardinals Bembo, denen Einige den größten Theil der Erzählung zugeschrieben haben, welche übrigens auch erst einige Jahre nach dem Tode des Luigi erschien. Sie kam nämlich zum ersten Male heraus im Jahre 1535 zu Venedig, dann noch einmal 1539 und endlich zu Vicenza 1731. 4. Diese verschiedenen Ausgaben weichen in einigen unbedeutenden Punkten von einander ab, in den Hauptumständen jedoch, die der Katastrophe, wie bereits bemerkt,

ausgenommen, stimmt die Novelle des Luigi da Porto mit der des Massuccio überein. In der Widmung sagt Luigi, daß als er in Friaul Kriegsdienste that, ihm einer seiner Bogenschützen, der ihn stets begleitete, diese Geschichte erzählte, um ihm auf dem einsamen Wege von Gradisca nach Udine die Langeweile zu verkürzen. In dieser werden die Liebenden in's Geheim von einem Mönche getraut und Romeo muß wegen des Mordes eines Capulet entfliehen. Nach seiner Flucht bestehen die Verwandten seiner Frau darauf diese zu verheirathen, so daß sie ein in Wasser aufgelöstes Schlafpulver zu sich nimmt und dann als todt begraben wird. Romeo erfährt die Nachricht von ihrem Tode, ehe der Bote des Mönches ihn erreicht. Er eilt daher zu dem Grabe der Giulietta und vergiftet sich dort, während sie noch vor seinem Tode aus dem Schlafe erwacht und, nachdem er verschieden ist, bald darauf vor Kummer stirbt. Johnson sagt, daß Girolamo de la Corte in seiner Istoria di Verona dieses Ereigniß als ein wirklich stattgehabtes mittheilt [344]). Auch Bandello [P. II. Nov. 9.] erzählt es als ein solches und stimmt genau mit Luigi da Porto überein. Bandello's Novelle ist dem berühmten Fracastoro gewidmet und die Geschichte soll sich, wie er sagt, zur Zeit des Bartolomeo della Scala zugetragen haben. Luigi da Groto, mit dem Beinamen Il Cieco di Adria (der Blinde von Adria), einer der frühesten romantischen Dichter Italiens, welcher sie dramatisch bearbeitet hat, sagt, daß sein Stoff sich auf die alten Chroniken seines Landes gründe. In seinem Trauerspiele [La Hadriana] liebt die Prinzessin von Adria den Latinus, den Sohn des bittersten Feindes ihres Vaters, welcher sogar ihren eigenen Bruder erschlagen hat. Die Prinzessin soll mit dem Könige der Sabiner vermählt werden und in ihrer Noth befragt sie einen Zauberer um Rath, der ihr ein Schlafmittel eingiebt. Bald darauf wird sie scheinbar todt gefunden und in der königlichen Gruft beigesetzt. Bei der Nachricht von ihrem Hintritte vergiftet sich Latinus und begiebt sich noch mit dem Tode ringend zu dem Grabe der Prinzessin. Diese erwacht und eine rührende Scene erfolgt: Latinus stirbt in den Armen seiner Geliebten, welche sich bald darauf ersticht. — In diesem Trauerspiele befindet sich auch eine alte geschwätzige Amme und aus der Uebereinstimmung verschiedener Stellen, auf welche Walker in seinem Memoir on Italian Tragedy [p. 49 ff.] hingewiesen hat, erhellt, daß Shakespeare die Arbeit des Luigi da Groto gesehen haben muß. Die Geschichte von Romeo und Julia nun, welche in Italien eine große Beliebtheit und Verbreitung genoß, gieng frühzeitig nach Frankreich über. So wurde sie in der Einleitung einer französischen Uebersetzung von Boccaccio's Filocopo von Adrian Sevin, welche 1542 erschien, in Betreff zweier slavonischer Liebenden erzählt, die in Morea lebten. Der Liebhaber tödtet den Bruder der Geliebten und muß fliehen, verspricht jedoch zurückzukehren und sie zu entführen. Inzwischen überredet sie einen Mönch ihr einen Schlaftrunk zu geben, um dadurch ihre Flucht zu erleichtern. Bald darauf kommt der Liebende mit einem Schiffe, um sie abzuholen; unbekannt jedoch mit der List des Mädchens, wird er von Verzweiflung ergriffen, da er bei seiner Landung ihrem Leichenzuge begegnet. Er folgt demselben bis zur Gruft und ersticht sich daselbst, so wie sich auch das Mädchen, sobald sie erwacht, gleichfalls ersticht. — Ferner wurde die Geschichte, und zwar aus Bandello, in die Sammlung tragischer Geschichten von Belleforest [Nr. 3.] aufgenommen und erschien so zu Lyon 1564. In England erschien sie in Paynter's Palace of Pleasure, jedoch entlieh Shakespeare hauptsächlich der versifizierten History of Romeus and Giuliet von Arthur Brook, Stoff und Anlage seines Trauerspieles, wie aus vielen einander ähnlichen Einzelheiten nachgewiesen worden ist [345]). Diese Reimgeschichte auch war es, welche ihn auf so höchst bedauernswerthe Weise irre leitete, daß er den Umstand des Wiedererwachens der Julia vor dem Tode ihres Gemahles übergieng, welches der einzige neue und rührende Zug in der Erzählung Luigi da Porto's ist und in welchem allein er Massuccio übertrifft. Die verstümmelten und verdorbenen Uebersetzungen, von denen Shakespeare Gebrauch machte, sind Schuld, daß er selten die Ereignisse der italienischen Novellen gehörig benutzt hat; seine Verbesserungen bestehen in der Schönheit und Wahrheit der Gefühle und in dem Zauber seiner Sprache.

Außer Shakespeare's Romeo und Julia und der bereits erwähnten italienischen Tragödie, giebt es noch zwei spanische Dramen über denselben Gegenstand; das eine von Fernando Rojas, einem Zeitgenossen Shakespeare's, stimmt vollkommen mit dem Trauerspiele des Letztern überein; wäh-

rend in dem andern, von Lope de Vega, sowohl die Namen als die Katastrophe ganz verschieden sind. So z. B. begiebt sich der Liebhaber an das Grab seiner Geliebten, um daselbst zu klagen, jedoch ohne Gift genommen zu haben, und nachdem sich Letztere von den Wirkungen des Schlaftrunkes erholt hat, fliehen Beide nach einem alten unbewohnten Schlosse, welches dem Vater der Dame gehört und selten von ihm besucht wird. Inzwischen beschließt der Vater, sich für den Verlust seiner Tochter durch eine zweite Heirath zu trösten und will die Vermählung in dem erwähnten Schlosse feiern; da er jedoch gleich nach seiner Ankunft daselbst seine Tochter erblickt und sie für einen Geist hält, wird er von Gewissensbissen ergriffen. Sie macht sich daher seinen Irrthum zu Nutze, klagt ihn als die Ursache ihres Todes an und fügt hinzu, sie könne ihm nur dann verzeihen, wenn er sich mit ihrem beleidigten Liebhaber versöhne. Da nun dieser plötzlich erscheint, so erklärt der Greis, daß wenn seine Tochter noch lebte, er sie ihm gern zur Frau geben würde, und die Liebenden benützen diese günstige Gelegenheit, sich ihrem Vater zu Füßen zu werfen und ihn um die Erfüllung seiner Worte anzuflehen [346]). —

Sabadino delli Arienti,

welcher hinsichtlich der Zeit der nächste Novellenschreiber nach Massuccio ist, war ein Bürger zu Bologna und ein Mann von ziemlichem Ansehen in seiner Heimat. Er soll eine große Gelehrsamkeit in den klassischen Sprachen besessen und eine schätzbare Geschichte seiner Vaterstadt geschrieben haben. Seine Novellen sind dem Herzoge Herkules von Ferrara gewidmet und tragen den Titel: Le Porrettane, weil sie, wie der Verfasser sagt, zur Unterhaltung der Herren und Damen geschrieben wurden, welche sich einst während des Sommers in den Bädern zu Porretta aufhielten. Die Zeit der Abfassung dieser Erzählungen fällt, wie man vermuthet, ungefähr mit derjenigen zusammen, wo die erste Ausgabe erschien, welche nämlich im Jahre 1483 zu Bologna herauskam. Seitdem wurden sie noch vier- bis fünfmal gedruckt, und zwar das letzte Mal noch vor der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts. Von den 71 Novellen, welche die Porrettane enthalten, sind einige tragischen Inhaltes, die meisten jedoch erzählen Schwänke, oder auch bloß Bonmots und witzige Antworten. Der Styl des Sabadino wird für barbarisch gehalten, da er voll lombardischer Ausdrücke und Redeweisen ist.

Nr. 2 ist die zehnte Erzählung der Disciplina Clericalis [s. oben S. 198.].

Nr. 20 ist eine nicht üble Geschichte von einem pfiffigen Bürger zu Araldo, der sich von einem Notarius zwanzig Dukaten leiht. Da er nun zur versprochenen Zeit nicht zahlen will und kein Zeuge des Darlehens vorhanden ist, so wird er auf Bitten des Notarius vor den Podestà geladen. Er führt jedoch gegen seinen Gläubiger an, er könne nicht erscheinen, weil er seine Kleider verpfändet habe, welches Hinderniß letzterer alsbald aus dem Wege räumt, indem er ihm seinen Mantel leiht. So equipiert begiebt er sich nach dem Gerichtssaale und wird von dem Podestà in einiger Entfernung von dem Gläubiger in Betreff der Schuld befragt; er läugnet jedoch dieselbe durchaus und schreibt die Klage vielmehr einer seltsamen Grille bei, die sich jener in der letzten Zeit in den Kopf gesetzt, indem er nämlich Alles für sein Eigenthum hielte. „So zum Beispiel, fährt er fort, fragt ihn einmal, wem der Mantel gehört, den ich hier trage; gleich wird er sagen, er gehöre ihm." Der Podestà läßt daher den Notarius herbeirufen und thut an ihn die genannte Frage; und da der arme Mann natürlich so antwortet, wie der Verklagte vorausgesagt hat, so wird er von allen Anwesenden für verrückt gehalten und von dem Gerichtshofe in Gewahrsam gegeben, während der Verklagte sowohl die Dukaten als den Mantel behält [Timoneda Patrañas no. 18.]. —

Nr. 59. Einer von der berühmten italienischen Familie der Bolognini tritt in den Dienst des Königs von Sizilien, Ladislaus, und erwirbt sich die Gunst seines Gebieters in einem sehr hohen Grade. Da er das Amt eines Jägers, Falkeniers, Reitknechtes und außerdem auch eines Premierministers bekleidet, so begegnen ihm im Verlaufe seiner verschiedenen Funktionen mancherlei Zufälle; so wird ihm einmal sein Auge von einem Baumzweige ausgeschlagen und ein anderes Mal wird er durch einen Sturz in einen Abgrund auf Lebenszeit gelähmt; jedoch bewahrt er immer seine Geschicklichkeit, sich bei Hofe in Ansehen zu erhalten. Während er nun einst dem Ladislaus nach Neapel folgt, wird die Barke, in der er segelt, von dem Schiffe des Königs durch

einen Sturm getrennt und durch Korsaren genommen, die ihn in der Berberei an einige Araber verkaufen. Diese bringen ihn nach dem fernsten Theile der Wüste und verkaufen ihn unter dem Namen Eliseo an einen heidnischen König jener Gegend. Zuerst wartet er die Kameele seines neuen Herrn, wird indeß nach und nach sein Vezir und Günstling, bis endlich der König stirbt. Es war aber in jenem Lande Sitte, bei'm Tode des Herrschers allen Hochwürdenträgern den Hals abzuschneiden und sie zugleich mit ihrem Gebieter zu begraben. Natürlich sollte nun Eliseo eine Hauptrolle bei dieser Ceremonie spielen, weswegen er in einer öffentlichen Versammlung des Reichsrathes und des Volkes, welche vor derselben gehalten wurde, auf folgende Weise das Wort ergriff: „Meine hochzuverehrenden Herren! Ich würde mich fürwahr im höchsten Grade glücklich schätzen, unserm Gebieter in die andere Welt nachzufolgen, wenn ich nicht blind und lahm und auch sonst gebrechlich wäre, so daß ich dort bei weitem nicht so wirksame Dienste leisten könnte, wie einige der hier gegenwärtigen Glieder des hohen Adels und der verehrlichen Bürgerschaft, welche stark und wohlgebaut sind und vermöge ihrer gesunden Glieder ihn auch viel früher erreichen müßten, als ich dieß vermag. Ich bin bloß tauglich zur Unterhaltung und ihm die Staatsneuigkeiten zu hinterbringen. Daher wäre es wohl am besten, meine Abreise bis nach den Begräbnißfeierlichkeiten, wobei die hohen Beamten unseres hingeschiedenen Herrn so bereitwillig ihrer Pflicht nachkommen werden, und der darauffolgenden Wahl des neuen Monarchen aufzuschieben, um den ehrfurchtsvollen Gruß desselben zugleich überbringen zu können.“ Weiter ließ sich Eliseo über die Eigenschaften, die ihr zukünftiger Herrscher besitzen sollte, ausführlich vernehmen und sagte so schöne und so beifällig aufgenommene Dinge in dieser Beziehung, daß er nicht nur den gewünschten Aufschub erhielt, sondern auch nach der Bestattung des verstorbenen Monarchen und seiner Hausbeamten einstimmig zum Könige erwählt wurde. —

Alle Völker haben gern Geschichten erzählt, wie ihre Landsleute in fremden Ländern durch ihre außerordentlichen Eigenschaften zu Ehren und Würden emporgestiegen sind, und in England hat man gewöhnlich die Türkei zum Schauplatze derartiger Beförderung erwählt. —

Die obigen Geschichten mögen dem Leser vielleicht nicht sehr interessant erscheinen; gleichwohl gehören sie zu den besten des Sabadino, welcher die Reihe der italienischen Novellisten des funfzehnten Jahrhunderts schließt, so wie

Agnolo Firenzuola

der erste des folgenden Jahrhunderts ist. Dieser Schriftsteller war aus Florenz und Abt von Vallombrosa; seine Novellen jedoch, die sich im Ganzen auf zehen belaufen, sind keineswegs von einem solchen Inhalte, wie man ihn seiner geistlichen Stellung nach erwarten sollte. Die meisten derselben hat er in seine im Jahre 1548 zu Florenz gedruckten Ragionamenti (Gespräche) eingeflochten. Er sagt uns in der Vorrede, daß seine bei ihm lebende Geliebte dergleichen Ragionamenti zu schreiben beabsichtete, indeß bevor sie dieß ausführen konnte, an einem Fieber starb und ihn auf ihrem Todtenbette bat, ihren Plan in's Werk zu setzen. Diese Geschichte ist nun zwar wahrscheinlich erdichtet, jedoch für einen Geistlichen jedenfalls eine sonderbare Einleitung.

Die erste Novelle des Firenzuola ist in neueren Erzählungen und Romanen vielfach wiederholt worden. Ein Jüngling leidet an der Küste der Berberei Schiffbruch und wird von einigen Fischern an den Dei von Tunis verkauft. Er erwirbt sich die Gunst seines Herrn und noch mehr seiner Herrin, die er nicht nur überredet ihm zur Flucht zu verhelfen, sondern sogar auch ihn auf derselben zu begleiten.

Die siebente Novelle ist eine Geschichte, die in vielen anderen italienischen Novellen wiederkehrt. Es verspricht Jemand einem jungen Frauenzimmer bei ihrer Verheirathung eine gewisse Summe als Mitgift. Um in den Besitz dieses Geldes zu kommen, begiebt sich die Mutter zu dem Wohlthäter in Begleitung ihrer Tochter und des vorgeblichen Ehemannes derselben. Der Geschenkgeber beharrt jedoch darauf, daß das neuvermählte Paar die Nacht über in seinem Hause bleibe und weist ihnen das nämliche Schlafzimmer an. — Firenzuola hat diese Geschichte aus der vierzehnten Novelle des Fortini und ist wiederum nachgeahmt worden von Grazzini, beigenannt il Lasca (P. II. Nov. 10.).

Die meisten anderen Geschichten des Firenzuola, in denen Nonnen und Mönche gewöhnlich die Hauptrollen spielen, können nicht füglich ausgezogen werden; sie zeichnen sich jedoch sämmtlich

durch den eleganten Styl aus, welcher in allen Schriften des Firenzuola herrscht. Diese bestehen nämlich aus zwei Dialogen über die Schönheit, einigen Lustspielen und einer freien Uebertragung der Metamorphosen des Apulejus.

Gleichzeitig ungefähr mit Firenzuola lebte auch Luigi da Porto, dessen Novelle wir bereits oben erwähnt haben, so wie der berühmte Molza, von dessen hundert Novellen nur vier auf uns gekommen sind, keine einzige aber, als sie noch vollständig vorhanden waren, sich einen Ruf erwarb, der dem seiner übrigen Werke entsprochen hätte.

Ungefähr um dieselbe Zeit schrieb

Giovanni Brevio,

ein Kanonikus zu Ceneda im Venetianischen, sechs Novellen, die sich durch die Lebendigkeit des Styls auszeichnen. Sie erschienen zugleich mit seinen Rime, Rom 1545. 8.

Nr. 1 erzählt, wie eine Frau in der Abwesenheit ihres Mannes einen Liebhaber bei sich hat. Da nun Jener unerwartet zurückkehrt, so ist er über die Vorbereitungen zu einem Abendbrote, die er in seinem Hause findet, höchst überrascht, so daß er in der Hitze seine Frau heftig darüber ausschmäht und eine große Verwirrung hervorbringt. Inzwischen entkommt der Liebhaber unbemerkt zu einem Nachbar, der auf sein Bitten mit ihm zurückgeht und dem Ehemanne Vorwürfe macht, daß er auf diese Weise ein Gastmahl unterbreche, welches er mit Erlaubniß seiner Gemahlin in seinem Hause veranstaltet habe —

Nr. 2. Ein Priester erschwindelt Geld, indem er sich für einen Kardinal ausgiebt [347]. —

Nr. 3. Geschichte von einem Vater, der durch die Verschwendung seiner Kinder zu Grunde gerichtet und dann von ihnen verlaßen wird. Er giebt hierauf vor, er habe einen Schatz gefunden, so daß sie ihn nun bis zu seinem Tode auf's beste behandeln, jedoch nachher die Kasten leer finden. — Man begreift schwer, was für Freude dem Vater die Aufmerksamkeit und die Schmeicheleien solcher Kinder gewähren konnten. Diese Novelle gab den Stoff zu Piron's Lustspiel Les Fils Ingrats, die er nachher unter dem Titel L'Ecole des Pères herausgab, und mit deren Aufführung im Jahre 1728 die Zeit der Comédie Larmoyante wiederauflebte. Hier jedoch kommt der Kammerdiener des Vaters auf den Einfall mit dem vorgeblichen Funde des Schatzes und verlockt so die Söhne zur Wiedergabe des bereits erhaltenen Vermögens, um durch diesen Beweis uneigennütziger Liebe das ganze zu bekommen. Die Geschichte findet sich auch in der Pieuse Récréation d'Angelin Gazée [vgl. Anm. 398a.] und wird in Luthers Tischreden [Capitel 36. Bl. 445r. Leipzig 1621.: „Es ist nicht gerathen, daß die Eltern bei ihrem Leben ihre Güter den Kindern übergeben."] unter anderen Beispielen erzählt, um Väter von einer Theilung ihres Besitzthumes unter ihre Kinder bei Lebenszeit abzuschrecken, ein Verfahren wozu sie übrigens überhaupt wenig Neigung verspüren [348]).

Nr. 6 ist die berühmte Geschichte von Belfagor. Diese wurde ursprünglich mit einer bloßen Verschiedenheit der Namen in einer alten lateinischen Handschrift erzählt, welche zwar jetzt verloren ist, sich jedoch bis zur Zeit der Bürgerkriege in der Bibliothek des St. Martin de Tours befand. Die italienischen Literarhistoriker haben aber darüber gestritten, ob Brevio oder Machiavel diese Erzählung zuerst in ihrer Landessprache bearbeitet habe. Sie erschien 1545 zur Lebenszeit Brevio's unter seinen eigenen Namen und 1549 unter dem Namen Machiavel's, der damals schon achtzehen Jahre todt war. Beide haben wahrscheinlich die lateinische Handschrift benutzt, denn sie konnten kaum von einander kopieren. Diese Geschichte befindet sich auch in den „Nächten" des Straparola, jedoch sehr verstümmelt [vgl. unten die Anm. zu Straparola N. 2. Fav. 4.] und ist auch von La Fontaine in seinem Belphégor nachgeahmt worden [s. auch Keller Rom. d. Sept Sages S. CLXXV ff. Dunlet. Leben, Einleitung S. 52. (Achmed)]. — Folgendes ist der Hauptinhalt derselben, wie sie Machiavel erzählt. Alle Seelen nämlich, die in der Hölle anlangten, beklagten sich, daß sie lediglich durch ihre Weiber in diese traurige Lage gekommen wären, so daß Minos und Rhadamanthus dem Pluto hierüber referierten und dieser einen Höllenrath berief, um zu deliberieren, wie man die Wahrheit oder Unwahrheit derartiger Aussagen am besten ergründen könne. Nach einigem Hin- und Herreden wird nun beschlossen, einen von ihnen in menschlicher Form und den menschlichen Leidenschaften unterworfen in die Oberwelt zu schicken, mit dem Befehle, sich sobald als möglich zu verheirathen und nach zehnjährigem Aufenthalte auf der Erde seinem höllischen Gebieter von den Freu-

den und Leiden der Ehe Bericht abzustatten. Obgleich aber dieser Plan allgemeinen Beifall findet, ist doch keiner der Teufel geneigt freiwillig den Auftrag zu übernehmen, bis endlich das Loos den Erzteufel Belfagor trifft. Nachdem dieser mit einem hübschen Aeußern und großem Reichthume ausgestattet ist, läßt er sich unter dem Namen Roderich von Kastilien in Florenz nieder und giebt vor, er habe sein Vermögen im Morgenlande erworben. Da er ein sehr feiner gebildeter Teufel war, so fand er keine Schwierigkeit, in den ersten Häusern Zutritt zu erlangen und die Hand einer jungen Dame von hoher Geburt und fleckenlosem Rufe zu erwerben. Die Ausgaben für schöne Kleider und prächtiges Hausgeräth, welche seine Frau sehr gern hatte, machte er ohne Widerstreben; da jedoch ihre Familie sich in sehr beschränkten Umständen befand, so mußte er auch ihre Brüder ausrüsten, damit sie nach der Levante gehen konnten. Indem ferner seine Frau eine ziemliche Portion Zanksucht besaß, so blieb keiner von seinen Leuten lange in seinem Hause und alle ließen es sich daher mehr angelegen sein, das Vermögen ihres Herrn durchzubringen, als sparsam damit umzugehen. Endlich da auch seine Schwäger vergeblich auf Rückzahlung der ihnen vorgestreckten Kapitalien warten laßen, sieht er sich gezwungen, vor seinen Gläubigern zu fliehen. Während ihn nun letztere verfolgen, gewährt ihm ein Bauer Zuflucht, dessen Glück er dafür zu machen verspricht. Nachdem er ihn also von seiner wirklichen Abstammung und seinem Namen in Kenntniß gesetzt, kommt er mit ihm überein, daß er in die Tochter eines reichen Bürgers zu Florenz fahren und sie nicht eher verlaßen solle, als bis der Bauer ihn austriebe. Sobald daher letzterer hört, daß die junge Dame von dem Teufel besessen sei, begiebt er sich zu ihrem Vater und erbietet sich, sie von demselben zu befreien. Er nähert sich hierauf dem Ohre des Mädchens und spricht: „Roderich, ich bin gekommen, dich an dein Versprechen zu erinnern.“ „Ich gehe schon, flüstert jener zur Antwort; und um dich noch reicher zu machen, werde ich von hier aus gleich in die Tochter des Königs von Neapel fahren.“ Der Bauer erhält nun durch diese Heilung so großen Ruf, daß man ihn zu der neapolitanischen Prinzessin holen läßt, und er für die Austreibung Belfagor's eine hübsche Belohnung erhält. Bei dieser Gelegenheit theilt ihm jedoch der Teufel mit, daß er jetzt sein Versprechen erfüllt habe und nun gesonnen sei, ihn in's Verderben zu stürzen. Demgemäß fährt er in die Tochter Ludwigs VIII. von Frankreich und, wie er vermuthet, läßt man auch alsbald den Bauer holen. Hierauf wird eine Scene beschrieben, welche der in dem Fabliau Le Vilain devenu Médecin [oder Le Médecin de Brai, Le Grand 2, 366.] und in Molière's Médecin malgré lui ähnlich ist. Der Bauer wird nämlich mit Gewalt nach Paris gebracht, woselbst er vergeblich sich damit entschuldigt, daß einige Teufel so hartnäckig wären, daß sie sich nicht austreiben ließen. Der König erwiedert hierauf ganz einfach, daß wenn er seine Tochter nicht heile, er ihn würde hängen laßen. Da nun alle Bitten des Beschwörers den Belfagor zur freiwilligen Entfernung zu bewegen vergeblich sind, so nimmt er seine Zuflucht zu einer List. Er läßt nämlich ein Gerüst mit einem Altare darauf errichten, alsdann die Prinzessin hinbringen und die Messe sagen, welche Vorbereitungen jedoch der Teufel sämmtlich mit totaler Verachtung behandelt. Inmitten dieser Ceremonieen nähert sich indeß, der getroffenen Anordnung gemäß, eine große Zahl Trommeln, Trompeten und andere lärmende Instrumente mit großem Getümmel. „Was ist das?“ ruft hierauf Belfagor. „Ach mein lieber Roderich, versetzt hierauf der Bauer, es ist dein Weib, die dich aufsucht und nun hierher kommt.“ Kaum hört dieß Belfagor, so verläßt er stracks die Prinzessin und kehrt in die Hölle zurück, um die Wahrheit der Aussage zu bestätigen, deren Erforschung ihm war aufgetragen worden.

Die Grundidee dieser Geschichte ist sinnreich und hätte viel Unterhaltung gewähren können, wäre Belfagor durch seine zänkische Frau von einem Verbrechen zum andern geleitet worden. Jedoch erscheint er nur als unglücklich und keineswegs als schuldig, und während seines Aufenthaltes auf Erden geschieht nichts, was von der Gewalt der Frauen, ihre Männer in ewige Verdammniß zu stürzen, Zeugniß ablegte. Auch steht die Geschichte von dem Bauer und den besessenen Prinzessinnen in keiner Verbindung mit dem Hauptgedanken, mit welchem die Geschichte anfängt, noch mit dem Zwecke des Aufenthalts des Belfagor auf Erden.

Diese Novelle liegt zu Grunde einer altenglischen Komödie, betitelt „Grim, der Köhler von Croydon“ (Grim the Collier of Croydon), welche 1602, so wie einer andern mit dem Titel

„Belphegor, oder die Heirath des Teufels," (B. or the Mariage of the Devil), welche 1691 in Druck erschien [348a]).

Girolamo Parabosco,

welcher ungefähr um 1550 lebte, war ein berühmter Musiker und wie die meisten italienischen Novellisten auch Dichter. Obgleich in Piacenza geboren, brachte er doch den größten Theil seines Lebens in Venedig zu, wo er sich jene genaue Bekanntschaft mit den Sitten der Einwohner dieser Stadt erwarb, welche in seinem Werke in so hohem Grade hervortritt. Dasselbe trägt den Titel „Diporti" (Belustigungen) und beginnt mit einer Lobrede auf Venedig, welches er zum Schauplatze der Erzählungen gemacht hat. Er giebt nämlich vor, daß einst siebzehn Herren, und unter ihnen Pietro Aretino und Sperone Speroni, die Verabredung trafen, sich einige Tage lang mit Fischen zu belustigen, zu welchem Behufe man, nach venetianischer Sitte, in einiger Entfernung von der Stadt mitten im Wasser Hütten errichtete. Da das Wetter bei ihrer Ankunft an dem bestimmten Orte ungünstig ist, so vertreiben sie sich die Zeit mit Geschichten, die sie einander erzählen. Dieß geschieht drei Tage lang, und indem jeder Herr deren eine erzählt, sind deren im Ganzen siebzehen. Sie erschienen mit Gesängen und Betrachtungen vermischt zum ersten Male zu Venedig ohne Jahreszahl und später ebendaselbst im Jahre 1552 und 1558. Einige dieser Novellen sind tragischen, andere komischen Inhaltes, alle aber weniger unsittlich, als die meisten Nachahmungen des Boccaccio, obgleich keine Frauen gegenwärtig sind und Pietro Aretino sich bei der Gesellschaft befindet. Es wäre indeß zwecklos, Proben aus denselben anzuführen, da sie von derselben Beschaffenheit sind wie die anderen italienischen Novellen, keinen Einfluß auf spätere Erzeugnisse dieser Art ausgeübt haben und kein besonderes Interesse oder Originalität besitzen. So stimmt die 2te mit der 41sten des Massuccio und die 4te mit der 40sten des Boccaccio überein; der erste Theil der 5ten ist vermittelst der 206ten des Sacchetti dem Meunier d'Aleus, der zweite Theil hingegen der 78sten des Decamerone entnommen. Der erste Tag des Parabosco enthält neun Novellen und der zweite sieben, welcher letztere mit der Untersuchung von vier Fragen schließt, wie z. B. ob mehr Vergnügen in der Hoffnung oder im Genusse enthalten sei u. dgl. Der dritte Tag enthält bloß eine Geschichte und der Rest der Zeit wird mit der Erzählung von Bonmots ausgefüllt, die rubrikenartig in angreifende, vertheidigende u. s. w. eingetheilt sind. Sie besitzen im Allgemeinen einen nur sehr mittelmäßigen Werth; so z. B. wird ein Musiker, der in einer rohen Gesellschaft spielt, ein Orpheus genannt. Jemandem, der die Laute schlägt und versichert, er habe dieß nie gelernt, wird gesagt, er solle seine Betheuerungen für Diejenigen aufheben, die das Gegentheil glauben; ein Anderer rühmt sich, er erkenne einen Schelm auf den Blick, und ein Anwesender folgert, er müße oft seinen Spiegel studiert haben u. s. w. —

Obgleich Parabosco nur siebzehn Novellen hinterlaßen hat, scheint es doch, als habe er die Welt mit einem ganzen Hundert derselben beschenken wollen, welche, nach einem seiner Briefe zu schließen, fast druckfertig gewesen sein müßen. „Ich hoffe, sagt er nämlich dort, in kurzem hundert Novellen herauszugeben, von denen ich für jetzt in diesen meinen „Belustigungen" siebzehen erscheinen laße."

Marco Cademosto da Lodi

war ein Geistlicher, und lebte am römischen Hofe unter den Päpsten Leo X. und Clemens VII., welche ihm beide ihre Gunst angedeihen ließen. Seine sechs Novellen erschienen 1543 zu Rom nebst seinen Gedichten, unter dem Titel: Sonetti ed altre Rime con alcune Novelle; denn auch er war ein Dichter, gleich den anderen italienischen Novellisten. In der Einleitung sagt er, daß ihm 27 Geschichten verloren gegangen seien, die er während der Plünderung Roms geschrieben, und die sich sämmtlich auf Thatsachen gründeten. Von den noch vorhandenen sechs ist bloß die von einem alten Manne erträglich, welcher sein Vermögen den Hospitälern vermacht. Ein alter treuer Diener, der den Inhalt des Testamentes erfährt, unterrichtet davon die Söhne seines Herrn, der dann in derselben Nacht, wo er stirbt, nach einem andern Zimmer geschafft wird, während der Diener, in Uebereinstimmung mit jenen, sich in sein Bett legt, und dem herbeigeholten Notarius ein Testament zu Gunsten der Söhne seines Gebieters diktiert, zugleich aber

auch zu ihrem großen Verdrusse, sich selbst ein ungeheures Legat hinterläßt [349]). —

Die nun folgenden Novellisten haben ihre Vorgänger meist nur nachgeahmt, ja sogar häufig bloß die früheren Erzählungen mit anderen Worten wiederholt. Sie unterscheiden sich aber von denselben hauptsächlich durch häufigere Einführung blutiger Ereignisse voll unglaublicher Grausamkeit und Entsetzen. Keiner jedoch ist hierin weiter gegangen, als

Giovanni Giraldi Cinthio, [350])

Verfasser der Hecatommithi ovvero Cento Novelle, und der älteste derjenigen noch übrigen Novellisten, welche wegen ihres Werthes oder ihrer Beliebtheit überhaupt erwähnenswerth sind. Cinthio wurde zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts zu Ferrara geboren, war ziemlich ausgezeichnet als Gelehrter und Dichter und stand als Geheimschreiber in Diensten Herkules' des Zweiten, Herzogs von Ferrara. Er starb 1573. Nähere Nachrichten über ihn findet man in Barotti's Vertheidigung der ferrarischen Schriftsteller gegen den Tadel des Fantanini. Aus den Versen, mit denen Cinthio sein Werk schließt, scheint hervorzugehen, daß er dasselbe in seiner Jugend schrieb, und nach langen Jahren wieder vornahm; er sagt nämlich:

„Zu dir, der Arbeit meiner ersten Jahre,
Ruft mich des ernsten Alters Kummer jetzt,
Ob so in meinem Leid' ich Trost erfahre;"

und wiederum:

„Darum warst lange Zeit du unbekannt,
O meiner jugendlichen Jahre Werk,
Worauf ich einst viel Sorg' und Fleiß gewandt."

Die Novellen des Cinthio erschienen zuerst im Jahre 1565 zu Montreal in Sizilien 2 vol. 8.; später zu Venedig 1566, und dann noch einmal ebendaselbst 1574. Obgleich man nach dem Titel vermuthen sollte, daß das Werk hundert Erzählungen umfasse, so beläuft sich in der That die Zahl derselben auf 110, da auch in der Einleitung, welche der ersten Dekade vorangeht, zehen Geschichten enthalten sind.

Das ganze Werk ist in zwei Theile getheilt, deren jeder fünf Dekaden zu je zehn Novellen enthält. Die Einleitung erzählt Beispiele von ehelichem Glücke und den Leiden verbotener Liebe. Dekade 1 ist vermischten Inhaltes; Dekade 2 umfaßt Geschichten von Liebeshändeln, die gegen den Willen von Verwandten oder Vorgesetzten Statt finden; Dekade 3 handelt von untreuen Weibern und Ehemännern; Dekade 4 von Solchen, welche Anderen nachstellen und selbst dabei in's Verderben stürzen; Dekade 5 erzählt Beispiele von ehelicher Treue unter schwierigen Umständen; Dekade 6 Handlungen des Edelmuthes und der Höflichkeit; Dekade 7 sinnreiche Einfälle und Sentenzen; Dekade 8 Beispiele von Undankbarkeit; Dekade 9 merkwürdige Glückswechsel; Dekade 10 ritterliche Thaten.

Cinthio giebt in der Einleitung vor, daß wegen der Verwirrung und Pest, welche auf die Plünderung Roms im Jahre 1527 folgten, zehen Herren und Damen sich zu Schiffe nach Marseille begeben und auf der Fahrt einander Geschichten erzählen. Cinthio hat den Boccaccio in vielen äußeren Umständen nachgeahmt; wie eben in dieser Flucht vor der Pest, welche übrigens in vielen italienischen Novellen als Ursache der Erzählung derselben erscheint; ferner in der Zahl der Geschichten, dem griechischen Titel des Werkes, und der Behandlung eines bestimmten Gegenstandes an jedem Tage. Die Novellen selbst jedoch gleichen denen des Decamerone nur sehr wenig. Der Styl des Cinthio verräth, daß er große Mühe auf denselben verwandt hat, während Uebertreibung und Unwahrscheinlichkeit der Ereignisse ein Hauptkennzeichen derselben sind. Zwar besagt die dritte Ausgabe der Hecatommithi, daß alle Geschichten sich auf Thatsachen gründen, jedoch nur wenige italienische Novellen laßen ein derartiges Vorgeben unglaublicher erscheinen als die vorliegenden, außer wo Cinthio der alten Geschichte von Griechenland und Rom ihre grauenhaftesten Ereignisse entliehen hat. So ist die dritte Novelle der achten Dekade, wo eine scythische Prinzessin in Uebereinstimmung mit dem Gemahle ihrer Schwester ihren eigenen Ehemann ermordet, er aber sein Weib tödtet, worauf sie den Thron besteigen, nachdem sie vorher den alten König vergiftet haben und die Mörderin über den Leichnam desselben mit ihrem Wagen hinweggefahren ist, nichts weiter als die Geschichte der Tullia und des Tarquinius Superbus.

Zuweilen auch hat Cinthio den Erfindungen seiner Vorgänger bloß ein dunkleres Kolorit verliehen. So z. B. ist die vierte Novelle der vierten Dekade ganz die Geschichte des Richard Mi-

nutolo im Decamerone [s. das. Tag III. Nov. 6.], außer daß der Anstifter der List statt eines lebenslustigen, feinen jungen Herrn ein nichtswürdiger Sklave ist und die Dame, da sie den Betrug entdeckt, erst den Verräther und dann sich selbst ersticht, statt sich mit ihrem Liebhaber auszusöhnen, wie dieß bei Boccaccio der Fall ist.

Von den Geschichten seiner eigenen Erfindung ist die zweite der zweiten Dekade ein auffallendes Beispiel jener Ereignisse maßlosen Grauens und Entsetzens, woran Cinthio sich ganz besonders ergötzt zu haben scheint und welche an das Possierliche gränzen, wenn sie übertrieben werden. — Orbecche, die Tochter des persischen Königs Sulmone, verliebt sich in einen jungen Armenier, Namens Orontes, und weist daher die Hand des Prinzen von Parthien zurück, den ihr Vater ihr zum Gemahle bestimmt hat. Sulmone bleibt lange in Unkenntniß über die Ursache des Ungehorsams seiner Tochter, bis er endlich entdeckt, daß sie insgeheim mit Orontes verbunden ist und zwei Kinder von demselben hat. Sie entflieht jedoch mit diesen und ihrem Gemahle seiner Rache und lebt mit ihnen neun Jahre in feindlichem Gebiete. Nach Verlaufe dieser Zeit giebt Sulmone vor, er habe ihr vergeben, und überredet ihren Ehemann, mit seinen zwei Kindern nach der Hauptstadt von Persien zu kommen, tödtet sie jedoch bei der ersten Zusammenkunft. Bald darauf langt auch seine Tochter an; er empfängt sie mit anscheinender Zärtlichkeit und theilt ihr mit, er halte ein prächtiges Hochzeitgeschenk für sie bereit. Er heißt sie alsdann einen Schleier aufheben, welcher drei Becken verbarg. In einem derselben findet sie den Kopf ihres Gemahles und in den anderen beiden die Leiber ihrer Kinder, mit den Dolchen noch in der Kehle. Orbecche ergreift diese Todesinstrumente und hält sie ihrem Vater hin, ihn anflehend seine Nachlust vollständig zu sättigen; er giebt sie ihr jedoch mit einer grauenvollen Ruhe wieder, indem er ihr versichert, seine Rache wäre hinlänglich befriedigt. Diese Gelaßenheit, die den Umständen so wenig entsprach, erbittert Orbecche dermaßen, daß sie auf ihren Vater losstürzt und ihm ohne Weiteres den Garaus macht. Da nun Niemand mehr zu massakrieren übrig bleibt (denn ihre Mutter und ihr Bruder sind von Sulmone bereits früher getödtet worden), so stößt sie sich selbst einen der Dolche in die Brust[350a]). — Diese, wie verschiedene andere Novellen der Hecatommithi, hat der Verfasser selbst zu einer Tragödie benutzt, welche zu den ältesten und geschätztesten der italienischen Literatur gehört.

Die siebente Geschichte der dritten Dekade ist von derselben Beschaffenheit, jedoch interessanter und rührender und hat Shakespeare den Stoff zu seinem Othello geliefert. Disdemona, eine edle Venetianerin, durch die hohen Eigenschaften eines Mohren[350b]) mit Bewunderung erfüllt, vermählt sich mit ihm, trotz des Einspruches ihrer Verwandten, und begleitet ihn nach Cypern, wohin ihn die Republik als Befehlshaber ihrer Truppen schickte. Der Fähnrich des Mohren, welcher bei diesem in hoher Gunst steht, verliebt sich in Disdemona. Erbittert über ihre Zurückweisung seiner Anträge und zugleich voll Eifersucht gegen den Hauptmann des Mohren, den er für seinen begünstigten Nebenbuhler hält, beschließt er beide zu vernichten. Da der Hauptmann wegen eines militairischen Vergehens seiner Stelle entsetzt wird und der Fähnrich vernimmt, daß Disdemona bei ihrem Gemahle dringende Fürsprache eingelegt hat, so benützt er diese Gelegenheit, um dem Mohren Verdacht einzuflößen. Auch entwendet er ihr heimlich ein Schnupftuch, welches sie von ihrem Manne empfangen, und theilt diesem mit, daß sie es dem Hauptmanne zum Geschenke gemacht habe. Die Eifersucht des Mohren wächst so noch mehr, indem er Disdemona nach dem Schnupftuche fragt und sie dasselbe nicht vorweisen kann, wohingegen er dasselbe auf Veranstaltung des Fähnrichs in den Händen einer Frau im Hause des Hauptmannes erblickt. Der Mohr beschließt nun den Tod des letztern so wie seiner Gemahlin. Der Fähnrich soll den Hauptmann ermorden, jedoch mislingt ihm dieß; dafür tödtet er im Vereine mit dem Mohren die Disdemona und reißt einen Theil des Hauses nieder, damit es scheine, als wäre sie unter den Trümmern desselben begraben worden. Bald darauf faßt der Mohr einen heftigen Haß gegen den Fähnrich und beraubt ihn seiner Stelle, so daß dieser, voll Wuth hierüber, dem hohen Rathe die Verbrechen seines Obern offenbart und man letztern daher aus Cypern zurückberuft. Da ihm jedoch die Folter kein Geständniß auszupressen vermag, so wird er bloß mit Verbannung bestraft, indeß später durch die Verwandten der Disdemona an dem Orte seines Aufenthalts ermordet. Der Fähnrich stirbt nachher auf der Folter wegen eines Verbrechens, welches mit

dem Hauptgegenstande der Novelle in gar keinem Zusammenhange steht.

Man wird bemerkt haben, daß in Shakespeare's Trauerspiel Jago nicht, wie dieß bei Cinthio der Fall ist, durch Liebe, die sich in Haß verwandelt, sondern durch Eifersucht gegen den Mohren und seine eigene Frau, sowie durch Verdruß über die Beförderung des Cassio zu seinen Verbrechen angetrieben wird. Auch läßt er das Schnupftuch durch seine Frau stehlen, während er dieß in der Novelle selbst thut. Auf diesen Diebstahl beruht in letzterer sowohl wie in dem Trauerspiele der ganze Beweis gegen Disdemona; in der Novelle jedoch besteht der Mohr darauf es in den Händen des Hauptmannes zu sehen, und der Fähnrich weiß es durch List in den Besitz desselben zu bringen, was bei Shakespeare bloß Sache des Zufalles ist. Ferner ist der Charakter des Mohren gänzlich die Erfindung des englischen Dichters, dessen edler Othello bei Cinthio mürrisch, hartnäckig und grausam ist. Endlich ist die Katastrophe, wie es die theatralische Darstellung erforderte, bedeutend umgestaltet worden.

In all' diesen wichtigen Abänderungen hat Shakespeare sein Original wahrhaft verbessert. In einigen anderen Umständen ist er mit weniger Ueberlegung von demselben abgewichen; in den meisten Punkten jedoch hat er sich genau daran gehalten. So ist der Charakter des Jago, des Cassio und der Disdemona fast ohne den geringsten Unterschied dem Cinthio entnommen, eben so sind die dunkeln Winke und mannigfachen Kunstgriffe des Jago, um in dem Mohren Verdacht zu erwecken, in der Novelle und dem Trauerspiele vollkommen dieselben; auch die Scene, wo Othello's Eifersucht durch sein Wahrnehmen der Gebärden Cassio's in so hohem Grade erweckt wird, so wie endlich sein sonderbares Verlangen, durch den Augenschein von der Schuld Disdemona's überzeugt zu werden, sind dem italienischen Novellisten entliehen. —

Die zehnte Novelle der fünften Dekade hat Dryden den Stoff zu demjenigen Theile seiner Tragödie Amboyna geliefert, der sich auf den Raub Isabinda's durch Harman bezieht. —

In der sechsten Novelle der sechsten Dekade wird erzählt, daß einst der Sohn einer edeln italienischen Matrone, Namens Lidia, im Streite mit einem Jünglinge seines Alters erstochen wurde. Letzterer flieht vor den ihn verfolgenden Dienern der Gerechtigkeit und findet Zuflucht in dem Hause der Mutter des Getödteten, die von dem Schicksale ihres Sohnes noch keine Kenntniß erhalten hatte, und ohne daß der Thäter ahnt, wer ihm Schutz gewährt. Nachdem sie sich nun dem letztern für seine Sicherheit verbürgt hat, wird der Leichnam ihres Sohnes in's Haus gebracht und durch die Ankunft der Häscher entdeckt sie, daß sie den Mörder desselben bei sich birgt. Durch ein strenges Ehrgefühl abgehalten, weigert sie sich jedoch ihn auszuliefern; vielmehr adoptiert sie ihn ungefähr eine halbe Stunde darauf an der Stelle des verlorenen Sohnes. — Diese Geschichte liegt einem Theile von Beaumont und Fletcher's Custom of the Country (die Landessitte) zu Grunde, wo Guiomar, eine vornehme Wittwe zu Lissabon, den Rutilio beschützt, welchen sie für den Mörder ihres Sohnes Duarte hält, da er ihn nach einem Streite auf der Straße für todt auf dem Platze gelaßen hat. Don Duarte erholt sich jedoch von seiner Wunde und die Dame vermählt sich mit Rutilio [331]). Ein Theil von Cibber's Lustspiel „Liebe macht zum Mann" (Love Makes a Man) gründet sich auf ein ähnliches Ereigniß.

Die fünfte Novelle der achten Dekade, welche Shakespeare's Maaß für Maaß zu Grunde liegt, ist eben so blutig und unwahrscheinlich, wie die Geschichte vom Mohren. Ein junger Mann zu Inspruck wird zum Tode verurtheilt, weil er einem Mädchen jener Stadt Gewalt angethan. Seine Schwester geht zu dem obersten Richter, der für einen Mann von der strengsten Tugend und Gerechtigkeit gehalten wird, und fleht ihn um Gnade für ihren Bruder an. Er gewährt ihr dieselbe unter gewissen Bedingungen, nach deren Erfüllung jedoch er ihr gleich am andern Morgen den Leichnam dessen übergiebt, für den sie sich ihm überliefert hatte. Der Kaiser Maximinus, welcher diese furchtbare That erfährt, gebietet jenem Richter die Geschändete zu heirathen, damit sie ein Anrecht auf seinen Reichthum erlange, und befiehlt alsdann dem Verbrecher den Kopf abzuschlagen; in dem Augenblicke indeß, wo dieß geschehen soll, erhält letzterer auf Fürbitte der Frau, mit der er sich hatte vermählen müßen, Vergebung. — Viele Geschichten von dergleichen Schandthaten waren zur Zeit, da Cinthio seine Novellen verfaßte, im Umlauf; so erzählte man im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte ein ähnliches Verbrechen von einem Günstlinge Ludwigs XI., welches von Stephanus in sei-

ner Apologie pour Hérodote [ch. 17, 1.] dem Prevost de la Bousie zugeschrieben wird; dort jedoch opfert eine Dame ihre Ehre für ihren Gemahl, nicht für ihren Bruder. Auch in den Monita et Exempla Politica des Lipsius [Antverp. 1613. 4. cap. 8.] liest man, daß Karl der Kühne, Herzog von Burgund, einen seiner Edelleute wegen einer Schandthat von dieser Art hinrichten ließ, ihn jedoch, ebenso wie in der Novelle des Cinthio erzählt wird, vorher zwang die betrogene Dame zu heirathen; welche Geschichte sich im Spectator (Nr. 491.) wiedererzählt findet. Ein ähnliches Bubenstück wurde einst, wie allgemein bekannt, dem Colonel Kirke zugeschrieben [vgl. Douce Illustr. of Shakesp. p. 95 ff. ed. 1839.] [351*]).

Die Novelle des Cinthio gieng in die Histoires Tragiques des Belleforest über [352]), obgleich das unmittelbare Original von Maaß für Maaß Whetstone's Schauspiel Promos und Cassandra war, welches 1578 erschien. Hier nimmt das Verbrechen des Bruders die mildere Gestalt der Verführung an; auch wird er nicht wirklich für sein Vergehen hingerichtet, da man statt seines Kopfes dem Richter den eines Missethäters überbringt. Der König, bei welchem eine Beschwerde angebracht wird, befiehlt dem Richter den Kopf abzuschlagen, und die Betrogene bittet für ihn um Gnade, sogar ehe sie noch weiß, daß ihr Bruder sich noch am Leben befindet. Shakespeare hat die Veränderung in dem Verbrechen des Bruders so wie die Unterschiebung eines anderen Kopfes in sein Stück aufgenommen, und der Umstand daß durch diese List der Bruder am Leben erhalten wird, hätte dazu benutzt werden können einen Grund für die Fürbitte der Schwester an die Hand zu geben; jedoch fleht Isabella für Angelo um Gnade, selbst ehe sie weiß, daß ihr Bruder sich noch am Leben befindet, und obgleich sie durch keine ehelichen Bande an ihn geknüpft ist, da der Herzog ihm nicht befiehlt sich mit ihr zu vermählen. Dagegen hat Shakespeare die Rolle der Mariana hinzugedichtet, der verlaßenen Geliebten Angelo's, welche die Ehre der Heldin durch ihre Stellvertretung rettet; ja letztere weigert sich sogar, trotz der Bitten ihres Bruders, sein Leben um den Preis ihrer Tugend zu erkaufen. Dieß ist eine Verbesserung in den Ereignissen der Novelle, da es unsern Unwillen über das schändliche Verfahren des Angelo unmerklich vermindert und dem Charakter der Heldin höhere Würde verleiht. Auch die geheime Beaufsichtigung, welche der Herzog über die ganze Sache ausübt, bringt eine gute Wirkung hervor und erhöht unser Vergnügen uber die Entdeckung des Bösewichts. In der Furcht des Angelo, daß der Bruder sich rächen würde,

> „Wenn ihm ein so entehrtes Leben ward
> Erkauft durch solche Schmach,"
>
> Akt IV. Sc. 4.

hat Shakespeare das Motiv für ein Verfahren angegeben, welches in seinen Originalen muthwilliger Grausamkeit zugeschrieben wird [Vergl. überhaupt Simrock, Quellen des Shakespeare 3, 173 ff.]. —

Die neunte Novelle der zehnten Dekade erzählt einen albernen Wettstreit zwischen einem Pisanischen General und seinem Sohne um die Belohnung, welche demjenigen ausgesetzt ist, der die tapferste That gegen den Feind ausführt, und liegt Beaumont und Fletcher's langweiligem Trauerspiele „die Gesetze von Candia" (the Laws of Candy) zu Grunde. Letzteres beginnt mit eben jenem lächerlichen Streite zwischen Cassilane, dem Generale der Candier, und seinem Sohne Antinous, wer von ihnen beiden am meisten sich gegen die Venetianer ausgezeichnet habe; der Senat und die Soldaten entscheiden zu Gunsten des Sohnes, welcher so den candischen Gesetzen gemäß das Recht erlangt zu fordern, was er will. Er stellt das sehr thörichte Verlangen, daß man seinem Vater auf dem Capitol eine eherne Statue errichte, und wird nun von jenem, der voller Eifersucht ist, während der drei letzten Akte mit unerbittlicher Grausamkeit verfolgt. —

Von allen tragischen Geschichten des Cinthio ist die einzige wahrhaft rührende die von einer Mutter [Dek. 9. Nov. 3.], welche durch ein Versehen ihren einzigen Sohn vergiftet, indem sie ihm in einer Krankheit einen Arzneitrank reichen will. Die Scene, wo der Vater auf dem Todtenbette den Knaben der Fürsorge der Mutter übergiebt, das hierauffolgende schöne Gemälde mütterlicher Besorgniß und Zärtlichkeit, ihre fieberhafte Angst während der Krankheit, ihre herzzerreißenden Klagen bei der Entdeckung ihres unseligen Irrthumes, die sich bei seinem Tode in eine dumpfe Verzweiflung verwandeln, welche jeden Trost zurückstößt und sich dann durch einen natürlichen Uebergang bis zu dem höchsten Grade von Wahnsinn steigert, alles dieß erschüttert den

Leser auf eine Weise, daß man bedauern muß in diesem Werke so viele Geschichten von scythischen und armenischen Tyrannen, welche ganze Geschlechter und Stämme hinmetzeln, lesen zu müßen, ohne daß man die geringste Theilnahme oder Rührung empfindet.

Jedoch nicht alle Erzählungen des Cinthio tragen einen so blutigen und düstern Charakter an sich wie die bereits erwähnten; denn einige, wenn auch tragisch in ihrem Anfange, haben doch ein glückliches Ende, wie die sechste der achten Dekade, wo die oben erwähnte 68ste Geschichte der Cento Novelle Antiche von einem türkischen Pascha und einem Christensklaven erzählt wird.

Die achte Novelle der neunten Dekade ist eine Geschichte von einer vornehmen Wittwe, welche während der Belagerung von Karthago in ihrem Hause einen Schatz verbirgt. Die Tochter eines römischen Kriegers, welcher nachher dort sein Quartier hat, beschließt wegen einer unglücklichen Liebe sich zu erhängen; indem sie aber den Strick versucht, schiebt sie einen Balken fort und entdeckt so den Schatz, wodurch sie sich für all' ihre Unfälle vollkommen getröstet findet. — Diese Geschichte wurde unter dem Titel „die karthagischen Jungfrauen" (the Maids of Carthage) in Paynter's Palace of Pleasure aufgenommen. Auch das Schlußereigniß der alten Ballade „der Erbe von Linne" (the Heir of Linne) und der zweite Theil von Sinadab, fils du Medecin Sacan, eine von Gueulette's Contes Tartares, scheint dieser Novelle entnommen zu sein.

Einige von den Erzählungen des Cinthio sind magere Beispiele von der Freigebigkeit des Hauses Este, woraus wir ersehen, daß zur Zeit Cinthio's eben nichts seltener war als diese Tugend in ihrer echten Gestalt. — Die dritte Novelle der sechsten Dekade ist ein merkwürdiges Beispiel von der Enthaltsamkeit eines Herzogs von Ferrara, welches auch von dem Ritter Bayard und in Luther's Tischreden von Kaiser Karl V. erzählt wird [Cap. 38. fol. 487 v. Leipzig 1621: „Keyser Carls Tugend vnd Zucht"].

Einige von den Novellen sollen komisch sein; so die dritte der ersten Dekade, wo ein Soldat, der sich mit einem Philosophen und einem Astrologen zusammen auf der Reise befindet, von seinen weisen Gefährten für einen einfältigen Burschen gehalten wird, und da sie nur noch ein Brot übrig haben, so beschließen sie, ihn um seinen Antheil zu betrügen. Sie schlagen daher vor, daß dasselbe demjenigen ganz angehören solle welcher in der folgenden Nacht den angenehmsten Traum hätte. Der Soldat, welcher merkt, wo sie hinauswollen, steht bei Nacht auf, verzehrt das Brot und erzählt am andern Morgen diesen wirklichen Vorfall als den angenehmen Traum, der ihm zu Theil geworden wäre. Diese Geschichte entspricht genau dem zwanzigsten Capitel der Disciplina Clericalis, wo jedoch zwei Bürger und ein Landmann die Reisenden sind; auch findet sie sich in der Historia Jeschuae Nazareni [Lugd. Bat. 1705. 8. p. 51.], einer Lebensbeschreibung unseres Heilandes von jüdischer Erfindung [S. Val. Schmidt zur Discipl. Cler. S. 142 ff.].

Aus dem achtzehnten Capitel der Disciplina Clericalis ist auch die neunte der ersten Dekade entnommen, wo ein Kaufmann einen Beutel mit 400 Goldscudi verliert und dem Finder öffentlich eine Belohnung verspricht; da nun eine arme Frau ihm denselben wiederbringt, so will er sie um dieselbe betrügen, indem er behauptet, daß der Beutel außer den 400 Goldscudi noch einige Dukaten enthalten hätte, die er vergessen anzugeben und welche sie entwendet haben müße. Der Markgraf von Mantua, dem die Sache zur Entscheidung vorgetragen wird, thut den Ausspruch, daß der Beutel, da die Dukaten daran fehlten, nicht der des Kaufmannes sein könne, und räth ihm daher noch einmal eine Bekanntmachung zu erlaßen, wohingegen er der armen Frau den ganzen Inhalt des gefundenen Beutels zuspricht. — Bei Petrus Alfonsus finden wir statt des Markgrafen von Mantua einen Philosophen; auch giebt der Kaufmann vor, es hätten sich in dem Beutel außer dem Gelde auch noch zwei goldene Schlangen befunden, obgleich er nur den Verlust einer bekannt gemacht hatte; wodurch der Betrug handgreiflicher wird, da ein solches Versehen weniger wahrscheinlich ist. — Diese Geschichte ist sowohl französisch als englisch unzähligemal nachgeahmt worden [Schmidt l. c. S. 140 ff. — Timoneda Patrañas no. 6. Sercambi Nov. 4. Hebel Schatzkästlein „der kluge Richter."].

Die ganze siebente Dekade besteht aus Späßen und Witzreden; z. B. wird [no. 6.] erzählt, daß als einst Dante an der Tafel des Herrn von Verona, Can della Scala, speiste, Letzterer alle Knochen, die man abgenagt hatte, unbemerkt zu den Füßen Dante's hinwarf, worauf er, als man die Tische fortnahm, sein Erstaunen aus-

drückte über den Appetit eines Dichters, der so viel Reste zurückließ. „Herr, erwiederte hierauf Dante, wäre ich ein Hund (Cane) gewesen, so würdet ihr nicht so viele Knochen zu meinen Füßen gefunden haben" — Diese sehr mittelmäßige Geschichte ist nicht einmal Original, sondern des Poggius' Dantis faceta Reponsio entnommen, welche wiederum nur eine Anwendung des Fablian's Les Deux Parasites [Le Grand vol. III. p. 95.] auf einen italienischen Fürsten ist. — Die Idee zu diesem albernen Streich ist übrigens auch noch älter als das Fabliau, da er, wie Josephus erzählt [Ant. Jud. l. XII. c. 4. §. 9.] dem jüdischen Knaben Hyrkanus an der Tafel des Königs von Aegypten, Ptolomäus, gespielt wurde. „Und da der König ihn fragte, woher er so viele Knochen vor sich habe, antwortete er: „Wer wie deine Gäste, die nichts vor sich liegen haben, Fleisch und Knochen zusammen auffrißt, ist ein Hund; wer aber, wie ich, das Fleisch ißt und die Knochen fortwirft, ist ein Mensch." Der König bewunderte die verständige Antwort des Knaben, und hieß alle Anwesenden ihm ihren Beifall zurufen, als Zeichen daß ihnen der Scherz gefiele, welcher auch wirklich witzig war." [Schmidt Discipl. Cler. S. 148 ff. — Gladwin's Persian Moonshee P. II. st. 35.].

Obgleich sowohl die komischen als die rührenden Geschichten des Cinthio denen des Boccaccio nachstehen, so schließt doch vielleicht das Werk des erstern auf natürlichere Weise durch das Ende der Seereise und die Ankunft in Marseille, als der Decamerone durch die Rückkehr der Gesellschaft nach Florenz. Am Schlusse des Ganzen befindet sich eine lange poetischen Anrede, in der Cinthio die meisten seiner in der italienischen Literatur berühmten Zeitgenossen, besonders Bernardo Tasso feiert,

„Der zum Genossen hat den edlen Sohn."

Von allen italienischen Novellisten scheint Cinthio bei den altenglischen Dramatikern am beliebtesten gewesen zu sein. Wir haben bereits gesehen, daß ihm Shakespeare den Stoff zu zweien seiner berühmtesten Dramen entliehen hat und auch Beaumont und Fletcher ihm die Grundlage zu verschiedenen ihrer Stücke verdanken, abgesehen davon daß viele zerstreute Scenen in ihren Werken sowohl, wie in denen Shirley's der nämlichen Quelle entnommen sind. Daher geschah es auch, daß das Wohlgefallen an grauenvollen Scenen und Blutvergießen, welches die Hecatommithi charakterisiert, in England einen ähnlichen Geschmack erzeugte, dem sich unsere früheren Trauerspieldichter zu sehr ergaben; denn die meisten von ihnen scheinen einer Meinung mit dem Verfasser der Amusements de Muley Bugentuf gewesen zu sein, welcher nämlich sagt: „On auroit toujours vu périr dans mes tragédies non seulement les principaux personnages, mais les gardes mêmes; j'aurois égorgé jusq' au soufleur." Grauenvolle Ereignisse, in deren Darstellung der Novellist oder der dramatische Dichter das gehörige Maß überschreitet, erscheinen bloß als ein Misbrauch der Kunst, zu welchem jene durch Geistesarmuth getrieben werden. Es ist leicht auf diese Weise Gräuel auf Gräuel zu häufen; dann aber streifen diese eher an das Lächerliche, als daß sie Entsetzen oder Mitgefühl erwecken. Wir empfinden Schaudern bei dem Morde des Duncan und weinen über den Tod der Zaïre[353]), können uns jedoch bei den letzten Scenen von Shirley's Andromana kaum des Lachens erwehren.

Der nächste italienische Novellist ist

Antonio Francesco Grazzini[353a]),

gewöhnlich il Lasca (der Gründling) genannt, welche Benennung er in der Academia degli Umidi annahm, wo jedes Mitglied den Namen irgend eines Fisches trug. Grazzini wurde im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts zu Florenz geboren, und war einer der Gründer der berühmten Academia della Crusca. Er besaß, wie man erzählt, einen lebendigen und sonderbaren Charakter und hielt sich meist zu Florenz auf, wo er auch im Jahre 1583 starb. Seine Lebensbeschreibung, von Anton Maria Biscioni verfaßt, ist ein vollkommenes Beispiel von der übertriebenen Genauigkeit und den Kontroversen der italienischen Biographik und befindet sich vor seinen „Gedichten" (Rime), welche 1741 zu Florenz erschienen.

Die Novellen Grazzini's werden für viel besser als seine Poesieen gehalten; sie gelten für lebendig und interessant, und die italienischen Kunstrichter loben seinen Styl wegen seiner geschmackvollen Einfachheit. Diese Erzählungen sind in drei Theile (Abende, cene) getheilt, deren jeder erst lange nach dem Tode des Verfassers herauskam. Der zweite Abend, zehen Novellen enthal-

tend, erschien zuerst, und zwar zu Florenz um 1750, dann noch einmal zusammen mit dem ersten, der gleichfalls zehen Geschichten umfaßt, zu Paris, obgleich auf dem Titel London steht, im Jahre 1756. Vom dritten Theile ist bis jetzt nur eine Novelle herausgegeben [welche in der letztgenannten Ausgabe steht].

Um seine Erzählungen einzuführen, giebt Grazzini vor, daß etwa zwischen den Jahren 1540 und 1560 einst an einem Nachmittage gegen Ende des Januars vier junge Männer in dem Hause einer vornehmen und reichen Wittwe zusammentreffen, indem sie nämlich den Bruder derselben besuchen wollen, der sich zur Zeit bei ihr aufhält, so wie außerdem auch noch vier junge Anverwandtinnen der Dame bei dieser wohnen. Da sich ein Schneegestöber erhebt, so belustigt sich die Gesellschaft im Hofe mit dem Werfen von Schneebällen, worauf sie sich um das lodernde Kaminfeuer versammelt. Wegen des immer stärker fallenden Schnee's bleiben nun auch die Herren zum Abendbrote, und man beschließt, bis dasselbe fertig ist, einander Geschichten zu erzählen, die jedoch an diesem Abende nur kurz ausfallen, indem wenig Zeit zur Vorbereitung bleibt. Dahingegen kommt man beim Scheiden überein, nach acht und dann wieder nach acht Tagen auf's Neue zusammen zu kommen und alsdann umständlichere Geschichten vorzutragen. Obgleich nun diejenigen Novellen, die wahrscheinlich die längsten waren, verloren oder doch wenigstens nicht herausgegeben sind, so besitzen doch die in den zwei ersten Theilen enthaltenen eine größere Länge, als die meisten anderen italienischen Novellen. Viele derselben erzählen aber Streiche, welche Narren oder Gecken gespielt werden, indeß sind sie ohne Ausnahme übertrieben und unwahrscheinlich. Die beste Geschichte von allen, obgleich nicht frei von diesen Fehlern, ist die erste des zweiten Abends, die sich um die außerordentliche Aehnlichkeit eines Bauern mit einem reichen aber närrischen Nachbarn dreht. Letzterer ertrinkt zufällig eines Tages, während sie zusammen fischen, indem er bei dieser Gelegenheit untertaucht, worauf sein Gefährte alsbald die Kleider, die jener am Ufer des Flusses gelaßen hatte, anzieht, nach dem nächsten Hause läuft und um Hülfe für den armen Bauern ruft. Sobald man den Leichnam findet, hält man ihn für den des letztern, der inzwischen die Manieren des Verstorbenen annimmt, sich in den Besitz seines Hauses setzt und diese sonderbare Erbschaft bis zu seinem Tode genießt, ohne den Betrug irgend Jemand zu entdecken außer seinem Weibe, mit welchem er sich noch einmal trauen läßt. Die Vettern des Verstorbenen wundern sich zwar nicht, daß ihr Verwandter die Wittwe eines Bauern heirathet, jedoch staunen sie über die Lichtblicke von früher nie bewiesenem Verstande, welche gelegentlich trotz der angenommenen Dummheit hervorbrechen. —

Geschichten dieser Art sind auf dem Gebiete der Dichtung nicht selten und stammen wahrscheinlich alle von den Menaechmi des Plautus her. Ueberhaupt aber scheinen Dummköpfe die Lieblingshelden des Grazzini gewesen zu sein; so hat er z. B. noch eine andere Geschichte [2, 2.], die einem Fabliau [354]) oder vielleicht dem Mortuus Loquens des Poggius entnommen ist, wo einem Einfaltspinsel von seiner Frau eingeredet wird, daß er todt ist. Er läßt sich auch wirklich zu Grabe tragen, springt jedoch auf, da er hört, daß einer der bei dem Leichenbegängnisse Gegenwärtigen seiner auf unehrerbietige Weise erwähnt.

Die neunte Novelle des zweiten Abends ist die siebente des Firenzuola, und die zehnte desselben Abends findet sich bei Fortini [354a]). Die letzte Geschichte erzählt einen grausamen und keinesweges sinnreichen Streich, welchen Lorenzo de Medici einem Arzte zu Florenz spielt [vgl. Val. Schmidt Beiträge zur Geschichte der röm. Poesie S. 25 ff.]. —

Ortensio Lando,

ein Mailänder, ist Verfasser von vierzehn Novellen, welche sich in seinen „Vermischten Schriften" (Varii Componimenti), Venedig 1552. 8. befinden. Die italienischen Schriftsteller melden, daß er sich früh den Meinungen Luthers zuwandte, sein Vaterland verließ und in Deutschland Zuflucht suchte. Viel mehr wissen wir nicht von den Lebensumständen dieses ketzerischen Novellenschreibers. Was nun seine Erzählungen betrifft, so sagt er selbst, daß er den Boccaccio nachahmte, was sich alle Novellisten aus der Mitte und dem Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts zum Ruhme anrechnen, und sie laßen es sich eben so angelegen sein, ihre Leser von dieser Aehnlichkeit zu überzeugen, wie ihre Vorgänger

bemüht waren die Wahrheit und Originalität ihrer Geschichten zu betheuern.

Das Hauptverdienst der Novellen des Lando soll in der Anmuth und Leichtigkeit der Sprache bestehen. Die dreizehnte jedoch, welche zwar nicht seine eigene Erfindung, sondern dem von Barbazan herausgegebenen Fabliau La Housse partie [vgl. Le Grand 4, 74 ff. Le Bourgeois d'Abbeville ou la Housse coupée en deux] entliehen ist, besitzt meiner Meinung nach auch innern Werth. Ein sehr reicher Kaufmann zu Florenz wird kränklich und schwach, und da er so seiner Familie von keinem Nutzen mehr ist, schickt ihn sein Sohn troz seiner Bitten in's Hospital. Dieses gefühllose Benehmen macht in der Stadt großes Aufsehen, und mehr durch Scham als durch Liebe angetrieben, sendet er eins seiner Kinder, einen Knaben von sechs Jahren, zum Großvater mit zwei Hemden. Bei seiner Rückkehr fragt ihn der Vater, ob er den Auftrag richtig ausgeführt, worauf der Knabe erwiedert: „Ich habe nur ein Hemde abgegeben.“ „Und warum?“ fragt jener weiter. „Ich will mir das andere aufheben, bis ich dich einmal in's Hospital schicken werde,“ versetzte der Knabe. Diese Antwort bewirkte, daß der unnatürliche Sohn alsbald hingieng, den Vater um Verzeihung bat und ihn dann aus seiner elenden Wohnung in sein Haus zurückbrachte [Granucci La piacevol Notte etc. l. 2. p. 160 ff. Venez. 1574. — Sercambi nov. 5. — Firmenich Germ. Völkerst. Bd. 1. S. 529 der Aushalt und S. 532 de ald Großvatter un de Enkel. — v. d. Hagen Gesammtabent. no. 48.][354b]).

Giovan Francesco Straparola

gehört zwar nicht zu den ausgezeichnetesten italienischen Novellisten, jedoch ist er ganz besonders interessant, wenn man die wandernden Dichtungen genauer verfolgen will. Straparola wurde zu Carravaggio geboren, lebte jedoch hauptsächlich zu Venedig. Der erste Theil seines Werkes, welches er Tredici piacevoli Notti (dreizehn angenehme Nächte) betitelt hat, erschien zu Venedig 1550. 8. und der zweite Theil ebendas. 1554. Hierauf folgten noch vier andere Ausgaben, welche beide Theile enthalten. Die darin enthaltenen Erzählungen belaufen sich im Ganzen auf 74[355]), und als Einleitung dient eine Geschichte von einem Fürsten und seiner Tochter, welche in das Privatleben haben treten müßen und nun in Gesellschaft einer auserlesenen Zahl von Freunden um sich zu unterhalten und die kühle Luft zu genießen (denn es war Sommer) die Nächte damit zubringen, daß sie einander Geschichten erzählen.

Straparola hat seine Vorgänger sehr stark benutzt; so gleicht

Notte 1. Fav. 3. dem Fabliau Des trois Larrons (s. oben S. 208.)[356]).

N. 1. Fav. 4. ist Tag 10. Nr. 1. in Ser Giovanni's Pecorone (s. oben S. 265 ff.).

N. 2. Fav. 2. ist Tag 2. Nr. 2. des Pecorone oder das Fabliau Les deux Changeurs [Le Grand 4, 173.].

N. 2. Fav. 3. ist nichts als eine alte Mythe, obgleich die Verwandlung, die darin geschildert wird, nicht ganz so zierlich ist, wie die der Daphne oder Lodona[357]).

N. 2. Fav. 4. Macchiavel's oder Brevio's Geschichte von Belfagor[358]).

N. 4. Fav. 1. Der Theil dieser Geschichte, wo der Satyr über einen alten Mann lacht, welcher unter Thränen dem Begräbnisse eines Kindes folgt, das er für das seinige hält, welches aber in der That das Kind des den Leichenzug begleitenden Kaplanes ist, stammt aus dem Romane Merlin [vol. 1. fol. 21. r.].

N. 4. Fav. 2. ist das Gottesurtheil mit der ehernen Schlange in dem Romane vom Zauberer Virgilius (s. Anm. 383 zu Timoneda no. 4.).

N. 4. Fav. 4. ist Tag 1. Nr. 2. des Pecorone von Ser Giovanni.

N. 5. Fav. 3. ist das Fabliau les trois Bossus (s. oben S. 209 ff.).

N. 6. Fav. 1. Der erste Theil ist des Poggius Nasi Supplementum [Contes ou Nouv. Recréat. de Bonaventure des Periers, Nouv. 11. La Fontaine: Le Faiseur d'Oreilles etc. — Grécourt Poésies: Les Cheveux und La Réponse imprévue — Farce nouvelle du Medecin qui... fait le nez à un enfant d'une femme grosse aus dem Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts: s. Ideler Gesch. der Altfranzös. Nat. Lit. S. 235]; der zweite Theil, der sich auf die Repressalie des Ehemannes bezieht, ist aus La Pêche de l'Anneau der dritten Geschichte der Cent Nouvelles Nouvelles, welche vor der Zeit des Straparola waren geschrieben worden.

N. 7. Fav. 3. ist die 195te Novelle des Sacchetti.

N. 8. Fav. 2. ist das Fablian De la Dame, qui fut escoliee [Le Grand, 3, 204. vgl. Simrock Quellen des Shakespeare 3, 233. — Conde Lucanor no. 45. — v. d. Hagen Gesammtabenteuer no. 3.].

N. 8. Fav. 4. ist die 95te Geschichte der Cento Novelle Antiche, wo ein Weinkaufmann, der seinen Wein halb mit Wasser vermischt, wunderbarerweise seinen halben Gewinn verliert.

N. 8. Fav. 6. ist bloß eine Erweiterung der Clitella des Poggius [Auch nachgeahmt in Roger Bontems en Belle Humeur p. 29. Simplicité d'un Apprenti en Médecine — Nouveaux Contes à Rire, 1702 p. 126. — Sérées de Bouchet, 1588 10e Ser. p. 415.].

N. 9. Fav. 2, wo ein Prinz von Ungarn, der sich in ein Mädchen niedern Standes verliebt, von seinem Vater auf Reisen geschickt wird, und da er sie bei seiner Rückkehr verheirathet findet, an ihrer Seite verscheidet, worauf seine Geliebte gleichfalls vor Kummer stirbt, ist vollständig die 38ste Novelle des Decamerone.

N. 9. Fav. 3. Ein Abenteuer Tristan's in Irland auf einen italienischen Prinzen angewandt [358a]).

N. 10. Fav. 3. ist die oft wiederholte Geschichte von einer Dame, die sich durch ihren Ritter befreit sieht, da sie eben nahe daran ist von einem Ungeheuer verschlungen zu werden [vgl. Val. Schmidt Märchensaal S. 342 ff.] [358b]).

N. 12. Fav. 5. ist die 91te Novelle des Decamerone.

N. 13. Fav. 1. ist der Insanus Sapiens des Poggius.

N. 13. Fav. 2. ist die erste Novelle des Sozzini, eines obscuren italienischen Novellisten des fünfzehnten Jahrhunderts [359]). Es kauft Jemand von einem Bauer Kapaunen und sagt zu ihm, ein Mönch, zu dem er ihn führt, würde sie ihm bezahlen. Sobald sie vor demselben anlangen, flüstert ihm der Käufer in's Ohr, daß der Landmann gekommen wäre, seine Sünden zu beichten und sagt dann laut zu dem Letztern, der heilige Mann würde ihn stracks zufrieden stellen, worauf er sich sogleich entfernt, was auch der Bauer geschehen läßt, da er glaubt, Jener habe von der Bezahlung seiner Kapaunen gesprochen. Da er jedoch die Hand ausstreckt, um dieselbe in Empfang zu nehmen, heißt ihn der Beichtvater niederknieen, indem er zugleich ein Kreuz schlägt und ein Paternoster beginnt. —

Am meisten jedoch hat Straparola die 81 Novellae des Geronimo Morlini in Anspruch genommen, welche in lateinischer Sprache geschrieben und zu Neapel 1520. 4. gedruckt wurden, jetzt aber fast ganz unbekannt sind, da nur eine Ausgabe erschien und auch von dieser bald nachher die meisten Exemplare verdientermaßen den Flammen übergeben wurden; indeß ist in neuerer Zeit zu Paris nach einem der noch vorhandenen Exemplare ein neuer Abdruck besorgt worden. Viele von den Erzählungen des Straparola also sind denen des Morlini genau nachgebildet, manche sogar beinahe buchstäblich übersetzt. Eine von diesen ist die bekannte Geschichte von einem Arzte, welcher zu sagen pflegte, daß die ganze Arzneikunde aus drei Vorschriften bestehe, nämlich die Füße stets warm, den Kopf aber kühl zu halten und zu essen wie die Thiere, das heißt der Natur gemäß [360]).

Obgleich nun Straparola frühere Schriftsteller so stark in Kontribution gesetzt hat, so ist er selbst gleichwohl mehr als jeder Andere in Anspruch genommen worden; denn sein Werk scheint für die späteren italienischen Novellisten und französischen Verfasser von Feen- und anderen orientalischen Märchen eine wahre Vorrathskammer gewesen zu sein. So ist die erste Geschichte, die selbst theilweise der 52sten Erzählung der Cent Nouvelles Nouvelles entnommen wurde und im 16ten Jahrhundert besonders erschien, der Ursprung der zweiten von Gueulette's Contes Tartares, Sinadab, fils du Médecin Sazan [Schmidt zu Strap. S. 291 ff.]; La Fontaine's Faiseur d'Oreilles et Raccommodeur de Moules ist aus der ersten Hälfte von N. 6. Fav. 1. [s. oben S. 283]; der letzte Theil von N. 8. Fav. 1 ist die oft wiederholte Geschichte: Steh' auf und riegle die Thür zu. Am Schluße dieser Geschichte des Straparola streitet ein Mann mit seiner Frau, wer die Thür zumachen solle. Ein Fremder tritt herein und nimmt sich unziemliche Freiheiten gegen die Frau heraus, welche ihrem Manne Vorwürfe über seine Geduld macht und daher in Folge ihres Uebereinkommens die Thür zumachen muß. Fav. 2. der achten Nacht [s. oben], mag der Ecole des Maris des Molière zu Grunde liegen, wo zwei Vormünder, welche Brüder sind, ihre Mündel nach verschiedenen Systemen auferziehen, der eine nämlich nach einem strengen, der andere nach einem nachsichtigern. — Fav. 5. der achten Nacht ist der Ursprung von

Armin's „Italienischem Schneider und sein Lehrling" (The Italian Taylor and his Boy), welcher 1609 in Druck erschien [Schmidt l. c. S. 329 ff.]. —

Das Werk des Straparola besitzt jedoch besonders deswegen für die Geschichte der wandernden Dichtungen so großes Interesse, weil es die Quelle derjenigen Feeenmärchen ist, welche zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich so sehr an der Tagesordnung waren. Zu jener Zeit nämlich befanden sich zwar die nordischen Elfen in dem Besitze von Schottland und vielleicht auch von England, die Märchen jedoch, welche sich auf ihre glanzvollern Schwestern aus dem Morgenlande bezogen, waren in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in dem Werke des Straparola konzentriert [361]). So z. B. ist die dritte Geschichte der vierten Nacht ein vollkommenes Märchen. Ein Hofmann des Königs von Provino belauscht dort nämlich die Unterhaltung dreier Schwestern, von denen eine sagt, daß, wenn sie an den Haushofmeister des Königs verheirathet wäre, sie den ganzen Hof mit einem Becher satt machen würde; die zweite äußert, daß wenn sie den Kämmerling zum Manne bekäme, sie so viel Leinwand spinnen wolle, als erforderlich wäre um den ganzen Hof mit herrlichen feinen Hemden zu versehen; die dritte aber sagt, daß wenn der König sie zur Gemahlin nähme, sie ihm auf einmal drei Kinder mit goldenem Haar und einem Sterne mitten auf der Stirn gebären würde. Der König, der diese Unterhaltung erfährt, wird von der Idee, derartige Kinder zu haben, dermaßen entzückt, daß er die jüngste Schwester heirathet. Da jedoch hierdurch die Eifersucht der beiden älteren Schwestern und seiner Mutter rege gemacht wird, so schieben sie, als die Königin zu gehöriger Zeit zwei Söhne und eine Tochter gebiert, an die Stelle dieser drei junge Hunde unter und werfen die Kinder in's Wasser. Diese werden indeß durch einen Bauer gerettet, der sich vermittelst ihrer goldenen Locken und der Perlen, die sie statt der Thränen vergießen, in kurzer Zeit zum reichen Manne gemacht sieht. Sobald die drei Geschwister aufgewachsen sind, kommen sie nach der Hauptstadt und die beiden Schwestern, welche die Abkunft derselben entdecken, beschließen ihren Untergang. Sie wissen sich nämlich bei der jungen Königstochter einzuschmeicheln und überreden sie, ihre Brüder auf ein gefährliches Unternehmen, nämlich die Aufsuchung des tanzenden Wassers, auszusenden, welches diese jedoch, durch die Rathschläge einer Taube belehrt, in ihren Besitz bekommen, ebenso wie den singenden Apfel, dessen sie sich dadurch bemächtigen, daß sie in bezauberten Kleidern das den Baum bewachende Ungeheuer tödten; indem sie aber auch den sprechenden Vogel fangen wollen, werden sie selbst in Bildsäulen verwandelt. Indeß kommt ihre Schwester später gleichfalls an diesen Ort und fängt selbst den Vogel, durch den ihre Brüder entzaubert und endlich von ihrer Herkunft unterrichtet werden.

Wie auch immer Straparola zu diesem Märchen gekommen sein mag, jedenfalls entspricht es genau der Geschichte von der Prinzessin Parisade, der letzten Erzählung der 1001 Nacht, wo eine Jungfrau, ebenso wie bei Straparola, zur Königin erhoben und durch die Eifersucht ihrer Schwestern verfolgt wird, welche zuletzt die junge Prinzessin Parisade dazu überreden, daß sie ihre Brüder veranlaßt, ihr den sprechenden Vogel, den singenden Baum und das goldene Wasser zu verschaffen. Madame d'Aulnoy's Märchen Belle Étoile ist entweder der italienischen oder der arabischen Geschichte entliehen [362]); ja die besten Märchen dieser Schriftstellerin, so wie die meisten anderen des Cabinet des Fées sind bloße Uebersetzungen aus Straparola. — Die erste Erzählung der zweiten Nacht ist Madame d'Aulnoy's Prince Marcassin [s. Grimms Kindermärchen 3, 197.] und die zweite der dritten Nacht ist ihr Dauphin [363]). In der dritten Erzählung der dritten Nacht wird eine schöne Prinzessin, Namens Biancabella, an den König von Neapel verheirathet, in seiner Abwesenheit jedoch von seiner Stiefmutter in eine Wüste geschickt, während ihre eigene Tochter bei seiner Rückkunft die Rolle jener spielt. Durch Hülfe einer Fee jedoch, gegen welche, als sie einst die Gestalt eines Hirschkalbes angenommen hatte, sich die Königin freundlich erwiesen, wird letztere endlich ihrem Gemahle wiedergegeben und die Schuldige bestraft. — Dieß ist das bekannte Märchen Blanchebelle in den Illustres Fées. Das Märchen von Fortunio in derselben Sammlung ist die vierte Erzählung der dritten Nacht, wo das Scheiden Fortunio's aus dem elterlichen Hause, — das Urtheil, welches er ausspricht, — die Fähigkeit, seine Gestalt zu verändern, die er in Folge dessen erlangt, — seine Verwandlung in einen Vogel, — die Art und Weise, wie er die Prinzessin zur Frau er-

hält, — das ganze Abenteuer in dem Palaste der Sirenen und seine endliche Flucht aus diesem Zauberschlosse, mit jenem Märchen vollkommen übereinstimmen. — Die erste Geschichte der fünften Nacht ist das Märchen vom Prinzen Guerini [Schmidt S. 295 ff.] und die erste der elften Nacht ist der Maître Chat oder Chat Botté des Perrault, welches unter dem Namen „der gestiefelte Kater" Jedermann bekannt ist. Straparola's Katze ist jedoch nicht gestiefelt und das Schlußabenteuer mit dem Schlosse ein wenig verschieden, indem bei Straparola der abwesende, wirkliche Eigenthümer desselben auf dem Heimwege stirbt und Konstantin in seinem Besitze ungestört bleibt, bei Perrault aber die Katze den wilden Mann, dem es gehört, überredet sich in eine Maus zu verwandeln, und ihn so auffrißt[364]). — Notte 4. Fav. 1,[365]) N. 5. Fav. 2, N. 7. Fav. 5. [Schmidt S. 353 ff.] und N. 8. Fav. 5. sind alle von der nämlichen Beschaffenheit und auf einige derselben werden wir vielleicht noch ausführlicher zurückkommen, sobald wir die französischen Feeenmärchen besprechen.

Während nun, wie bereits bemerkt, die Erzählungen des Straparola für die Geschichte der wandernden Dichtungen von Wichtigkeit sind, verdienen doch nur wenige derselben um ihres innern Werthes willen einer nähern Erwähnung. Die zweite Geschichte der siebenten Nacht jedoch ist eine romantische Geschichte und setzt die Leidenschaftlichkeit der Italiener in der Liebe und Rache in ein helles Licht. — Zwischen dem Festlande von Ragusa und einer nicht sehr weit entfernt liegenden Insel befand sich (so erzählt nämlich die Novelle) ein rings vom Meere umgebener Felsen, mit einer Kirche und einer Einsiedelei, die ein junger Eremit bewohnte, welcher zuweilen nach Ragusa, häufiger aber nach der Insel kam, um dort Almosen zu sammeln. An letzterm Orte sieht ihn ein Mädchen, eingeräumtermaßen die schönste unter allen Frauen der Insel, und verliebt sich in ihn. Da sie ihn ohne viele Umstände von ihren Gefühlen in Kenntniß setzt und der junge Einsiedler diese vollkommen erwiedert, so fehlt es bloß an einer günstigen Gelegenheit um ihr Glück zu krönen. Mit ihrer gewöhnlichen Offenherzigkeit sagt sie daher zu ihrem Liebenden, er solle zu einer gewissen Stunde der Nacht eine Lampe an das Fenster seiner Klause stellen, denn sie würde, so geleitet, zu ihm hinüberschwimmen. Dieß geschieht auch wirklich und sie kehrt bei Tagesanbruch unentdeckt zurück, so daß sie, hierdurch kühn gemacht, sich diesen Leuchtthurm wiederholt zu Nutze macht. Endlich wird sie von einigen Schiffern wahrgenommen, welche dann die Brüder des Mädchens von der Amphibiennatur derselben, dem Orte, wohin sie sich zu begeben, pflegte und ihren Muthmaßungen in Betreff ihres Leitsternes in Kenntniß setzen. Die Brüder beschließen alsbald den Tod ihrer Schwester. Der jüngste von ihnen begiebt sich demgemäß gegen Abend nach dem Felsen und um das Anzünden der Leuchte zu verhindern, bittet er den Einsiedler für diese Nacht um Aufnahme. Um dieselbe Zeit verlaßen die älteren Brüder heimlich ihr Haus in einem Boote mit einem verhüllten Lichte, worauf sie nach dem Fuße des Einsiedlerfelsens rudern und dort die Leuchte auf einer mitgenommene Stange in die Höhe richten. Die Schwester, welche jede Nacht aufgepaßt zu haben scheint, verläßt ohne Verzug die Insel, wohingegen die Brüder, sobald sie ihr Herannahen vernehmen, still durch das Wasser hingleiten und durch die an das Boot befestigte Stange das Licht mit sich fortbewegen. Das arme Mädchen, die in finstrer Nacht keinen andern Gegenstand wahrnimmt, folgt dem Irrlichte bis in's offene Meer, wo es endlich erlischt. Drei Tage nachher wird ihr Leichnam am Fuße des Felsen an's Land gespült und dort von dem Geliebten begraben. „Auf diese Weise, fügt der Verfasser beifällig hinzu, wurde der gute Ruf der Brüder sowohl wie der Schwester unverletzt erhalten."

Dem ersten Theile dieser Novelle liegt wahrscheinlich die Geschichte von Hero und Leander zu Grunde, so wie sie wiederum den Stoff zu einem Gedichte von Pierre Joseph Bernard le Gentil gegeben hat, betitelt: Euphrosine et Meliodor[366]).

Bandello,

welcher (in England wenigstens) besser bekannt ist, als alle anderen italienischen Novellisten mit Ausnahme Boccaccio's, wurde in der Gegend von Tortona geboren. Er lebte einige Zeit zu Mailand, woselbst er einen Theil seiner Novellen schrieb, jedoch der Unruhen und Revolutionen dieses Staates überdrüßig, sich im Jahre 1534 nach einem Dorfe in der Nähe von Agen in Frankreich zurückzog. Hier revidierte und ver-

mehrte er seine Novellen [367]), welche einige Freunde aus den Händen der Soldaten, die sein Haus in Mailand verbrannten, wieder an sich gebracht hatten. Im Jahre 1550 wurde er von Franz I. zum Bischofe von Agen erhoben, wo er 1562 starb. Seine Novellen erschienen zuerst Lucca 1554. 4. In den vollständigen Ausgaben sind sie in vier Theile getheilt, von denen die drei ersten jede 59 und der vierte 28 Geschichten enthalten. Das ganze Werk ist der Ippolita Sforza, welche indeß vor dem Erscheinen desselben starb, gewidmet, weil Bandello es ursprünglich auf ihren Wunsch unternommen hatte. Außer dieser allgemeinen Widmung ist auch noch jede Novelle insbesondere an irgend einen Valoroso Signore oder eine Chiarissima Signora gerichtet und in dieser Einleitung pflegt auch der Novellist mitzutheilen, wie er zur Kenntniß des Ereignisses gelangte, welches er im Begriffe ist zu erzählen. Gewöhnlich sagt er, er habe es in einer Gesellschaft gehört, erwähnt den Namen des Erzählers so wie die Art der Unterhaltung, welche darauf führte, und erklärt, daß er es, so weit er sich erinnere, genau mit den Worten wiedergebe, wie er es vernommen habe.

Man hat die Novellen des Bandello wegen ihres nachläßigen und unreinen Styles getadelt, so wie denn auch der Verfasser selbst sich dieser Mängel bewußt gewesen zu sein scheint, und sich wiederholt deshalb entschuldigt. „Ich bin kein Toskaner, sagt er, und verstehe mich auch nicht auf die Eigenthümlichkeiten dieser Sprache, vielmehr gestehe ich, daß ich ein Lombarde bin." Aus diesem Grunde vielleicht sind diese Novellen in Italien weniger beliebt gewesen als in anderen Ländern, wo sie, wie wir bald sehen werden, vielfach gelesen und nachgeahmt wurden.

Theil I. Nr. 9. Aus dem Fabliau du Chevalier, qui confessa sa femme [s. oben S. 240 zu Boccaccio 7, 5].

Nr. 21. Ein böhmischer Edelmann hat ein magisches Gemälde, welches durch seine Farben die Treue oder Untreue seiner Frau anzeigt [368]). Dieß ist der Ursprung von Massinger's phantastischem Schauspiel „das Gemälde" (the Picture), wo Mathias, ein böhmischer Ritter, von einem Gelehrten, Namens Baptista, ein ähnliches Geschenk erhält. Auch die Art und Weise, wie zwei ungarische Edelleute die Frau in Abwesenheit ihres Gemahles zu verführen suchen und wie sie beide zurückweist, ist bei Massinger und Bandello ganz die nämliche. Ersterer jedoch hat noch die Versuchung des Ehemannes durch die Königin hinzugefügt.

Die Geschichte mit dem Bilde ist wahrscheinlich morgenländischen Ursprunges. In dem Märchen von Zein Alasnam in 1001 Nacht [Nacht 284, Breslau] giebt der König der Geister jenem Prinzen einen Spiegel, in welchem sich das Bild derjenigen Frau zeigt, von deren Keuschheit er sich überzeugen will. Wenn nämlich das Glas rein bleibt, so ist auch sie fleckenlos; im entgegengesetzten Falle aber hat auch sie ihre Reinheit verloren oder wünscht doch sie zu verlieren [vgl. oben S. 201.]. Aus dem Osten gieng diese Zauberprobe in viele Romane des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts und aus diesen in die Novellen des Bandello über.

Nr. 22 ist der Ursprung von Shakespeare's Lustspiel „Viel Lärm um Nichts." Die Täuschung, welche das Hauptereigniß darin bildet, findet sich schon in Tirante dem Weißen; Bandello entnahm indeß wahrscheinlich die Idee dazu dem Rasenden Roland. In dem fünften Gesange dieses Gedichtes nämlich verliebt sich der Herzog von Albany in Ginevra, die Tochter des Königs von Schottland. Da diese jedoch ihr Herz einem Italiener geschenkt hat, so nimmt der Herzog seine Zuflucht zu einer List, um sich von seinem gefährlichen Nebenbuhler zu befreien. Er überredet nämlich eine Zofe der Ginevra, in einer bestimmten Nacht die Kleider ihrer Gebieterin anzulegen und in dieser Tracht ihm vom Fenster aus eine Leiter zuzuwerfen, vermittelst deren er in das Zimmer der Prinzessin steigt, wobei er die Veranstaltung getroffen hat, daß der Italiener im Verborgenen diese für einen Liebenden so schmerzliche Scene mit ansieht. Ginevra wird nun für das ihr fälschlich zugeschriebene Vergehen zum Tode verdammt und nur durch die rechtzeitige Ankunft Rinaldo's gerettet, welcher für die angeklagte Prinzessin in die Schranken tritt.

In der Novelle des Bandello besitzt Lionato, ein Einwohner von Messina, eine Tochter, Namens Fenizia, welche mit Timbreo di Cardona, einem Jünglinge derselben Stadt, verlobt ist. Girondo, ein verschmähter Liebhaber der Fenizia, der die Heirath verhindern will, schickt einen Vertrauten an Timbreo ab, der ihn von der Untreue seiner Braut in Kenntniß setzen soll, wobei er sich anheischig macht ihm zu zeigen, wie der be-

günstigte Liebhaber ihr Fenster ersteige. Timbreo nimmt das Anerbieten an und sieht, wie sich ein vornehmer Herr (der verkleidete Diener Girondo's nämlich) auf einer Leiter in das Haus des Lionato begiebt. Voll Wuth und Eifersucht klagt er am nächsten Morgen seine Braut bei ihrem Vater an und weist nun ihre Hand zurück, bei welcher Nachricht Fenizia in Ohnmacht sinkt. Auf diese folgt eine gefährliche Krankheit, welche ihr Vater dazu benützt, durch das Vorgeben ihres Todes ihrem Rufe schädliche Gerüchte zu verhindern. Sie wird daher auf's Land geschickt und zugleich ihr Begräbniß in Messina veranstaltet. Von Gewissensbissen über ihren Tod gepeinigt gesteht jetzt Girondo seine Schandthat dem Timbreo, worauf sie sich beide zu Lionato begeben, um ihre Entschuldigungen anzubringen. Die einzige Genugthuung, welche Letzterer dem Timbreo auferlegt, besteht darin, daß dieser eine Dame von der Wahl des Lionato heirathen solle, ohne sie vor der Trauung sehen zu dürfen, bei welcher ihm dann statt der neuen Braut die unschuldige und viel gequälte Fenizia vorgestellt wird.

Obgleich derjenige Theil von „Viel Lärm um Nichts," welcher sich auf Hero bezieht, dem Shakespeare erst vermittelst der Geschichten des Belleforest [Nr. 54.] bekannt wurde, so ist er doch noch dieser Novelle auffallend ähnlich. In dem Lustspiele, wie bei Bandello, spielt die Scene in Messina und der Name des Vaters ist Leonato. Claudio ist im Begriffe sich mit Hero zu vermählen, jedoch Don John versucht dieß zu hindern. Er berathschlagt mit einem nichtswürdigen Genossen, welcher Hero's Fenster zu ersteigen verspricht, so daß Claudio es sehen kann. Dieß geschieht und Letzterer macht die Schande der Hero bekannt, welche bei dieser Anklage in Ohnmacht sinkt und für todt gehalten wird, worauf man ihr Begräbniß veranstaltet. Da jedoch die ruchlose That zufällig an den Tag kommt, so beharrt Leonato darauf, daß Claudio statt seiner verstorbenen Tochter seine Nichte heirathe, welche sich indeß bei der Hochzeit als Hero erweist. Ungeachtet dieser Aehnlichkeit im Allgemeinen ist der englische Dichter gleichwohl in drei wichtigen Punkten von seinem Originale abgewichen. Zuvörderst wird Don John bloß durch Groll und Haß gegen Claudio angetrieben dessen Vermählung zu hindern, während in der Novelle Girondo dieß aus Leidenschaft für die Braut unternimmt; sodann wird der Anschlag, wodurch jene Hintertreibung geschehen soll, bei Shakespeare weiter durchgeführt als bei Bandello; denn bei ersterem überredet der Freund des Don John die Zofe der Hero, an einem Fenster die Rolle ihrer Gebieterin zu spielen, ganz so wie in der Geschichte der Genevra im Rasenden Roland, woraus erhellt, daß Shakespeare nicht bloß Bandello allein benutzt hat; endlich wird in dem Lustspiele der Betrug nicht durch das freiwillige Bekenntniß des Bösewichts entdeckt, sondern durch einen Nachtwächter, welcher auf der Straße unbemerkt mit anhört, wie der Genosse des Don John diesem gesprächsweise den Erfolg seiner List mittheilt. — In den beiden ersten Abweichungen von seinem Originale hat der englische Dichter, meiner Meinung nach, sein Original verbessert, in der dritten jedoch ganz das Gegentheil gethan.

Eine ähnliche Geschichte wie in Bandello und „Viel Lärm um Nichts" findet sich auch in Spencer's Faery Queen (B. 2. C. 4.). Dort begegnet Guyon im Laufe seiner Abenteuer einem Knappen, welcher ihm erzählt, daß ein falscher Freund, der sich in die nämliche Dame wie er selbst verliebt, ihm Verdacht gegen dieselbe eingeflößt und diesen dann verrätherischerweise dadurch bestätigt hatte, daß er sich von ihm in der Tracht eines niedrigen Dieners bei einer Zusammenkunft mit einer Zofe, welche er angestiftet, die Kleidung ihrer Gebieterin Claribella anzulegen, sehen ließ. — Man sehe auch die neunte Novelle in der Einleitung des Cinthio [und Timoneda Patrañas no. 19.]. —

Nr. 23. Ein Mädchen küßt ihre Amme auf's Auge, damit ihr Geliebter ungesehen entkomme. Dieß ist aus dem zehnten Capitel der Disciplina Clericalis [s. oben S. 198.]. —

Nr. 25. Geschichte von dem Baumeister und dessen Sohne, welche den Schatz des Königs berauben [s. oben S. 263 ff. Ser Giovanni IX, 1.].

[Nr. 26 ist der Stoff von Lope de Vega's Mayordomo de la Duquesa de Amalfi und von John Webster's Duchess of Malfi: s. Schack Geschichte der dram. Lit. in Spanien 2, 330. Vgl. auch v. d. Hagen Briefe in die Heimat 3, 168.].

Nr. 29. Die bekannte Geschichte von einem einfältigen Menschen, welcher glaubt, daß eine Predigt, die er hört, bloß an ihn gerichtet sei.

Nr. 42. Ein vornehmer Herr zu Valencia verbindet sich in's Geheim mit einem Frauenzimmer von niedrigem Stande, und indem er

sehr lange Anstand nimmt, seine Heirath bekannt werden zu laßen, bringt sie endlich in Erfahrung, daß er im Begriffe sei, sich mit einer Dame von hohem Range zu vermählen. Bald nachdem dieß geschehen ist, thut sie als hätte sie ihm diesen Treubruch vergeben, und überredet ihn, in einer Nacht zu ihr in's Haus zu kommen, woselbst sie ihn, nachdem er eingeschlafen ist, auf den Rath und mit Hülfe einer Sklavin bindet, ihn auf das Fürchterlichste verstümmelt und ihm dann einen Dolch in's Herz stößt.

Dieß ist der Stoff von Beaumont und Fletcher's „Triumph des Todes" (Triumph of Death), dem dritten ihrer „Vier Stücke in Einem" (Four Plays in One), wo Lavall, der liederliche Erbe des Herzoges von Anjou, seine Gemahlin Gabriella verläßt, um eine andere Ehe zu schließen, jedoch durch Vermittelung ihrer Magd Mary in ihr Haus gelockt und daselbst ermordet wird, nachdem sie ihm einen Schlaftrunk eingegeben [Nach Bandello in des Stephanus Apol. pour Herod. c. 19, 2.].

Nr. 57. Ein König von Marokko verirrt sich auf der Jagd, wird jedoch von einem Fischer gastfreundlich aufgenommen. Dieser benimmt sich zwar, da er ihn nicht kennt, sehr ungezwungen gegen ihn, indeß ist er voller Lobpreisungen des Königs. Am folgenden Morgen langt das Gefolge des Letztern an und der Fischer erfährt nun, wen er beherbergt hat. — Ein ähnliches Ereigniß wird sowohl in den Fabliaux, als in vielen altenglischen Balladen erzählt, und entsprang wahrscheinlich in irgend einem Abenteuer des Kaliphen Harun al Raschid. — Die Geschichte des Bandello hat den Stoff gegeben zu Sedaine's Le Roi et le Fermier. —

Theil II. Nr. 9. Geschichte von Romeo und Julia (s. oben S. 269.).

Nr. 15. Pietro, ein Günstling des Alexander von Medicis, entführt die Tochter eines Müllers, der hierauf nach Florenz eilt und bei dem Herzoge über diese Gewaltthat Klage führt. Alessandro begiebt sich daher nach dem Hause des Pietro wie um ihn zu besuchen, und will die verschiedenen Zimmer desselben in Augenschein nehmen. Da Jener sich entschuldigt, daß er eins der kleineren Gemächer nicht öffnet, so wird dieß endlich erbrochen und das Mädchen entdeckt, worauf ihn der Herzog unter Androhung des Todes sie zu heirathen zwingt. — Auf diese Novelle [die auch von dem gleichzeitigen Doni in dessen Marmi P. I. p. 76. Venez. 1562 erzählt wird] gründet sich [Lope de Vega's „Landhaus bei Florenz" (Quinta de Florencia) s. Schack Geschichte d. dram. Lit. in Spanien 2, 337, so wie] derjenige Theil von Beaumont und Fletcher's Lustspiel „das Mädchen in der Mühle" (The Maid in the Mill), der sich auf Otranto und Florimel bezieht, welche Letztere für die Tochter des Müllers Franio gehalten wird. —

Nr. 35 ist eins mit der „Geheimnißvollen Mutter" (Mysterious Mother) des Horace Walpole [der vierten Nov. des Brevio (1799 s. l.)], der dreißigsten Erzählung der Königin von Navarra [und aus dieser mit ch. 12, 2. in des Stephanus Apol. pour Herod.]. Den ersten Theil dieser Geschichte trifft man bereits in der 23sten Novelle des Massuccio; der zweite Theil, der sich auf die Heirath bezieht, findet sich bloß bei Bandello und der Königin von Navarra. Es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß letztere Beide von einander borgten; denn da die Novellen des erstern erst 1554 erschienen und die Königin von Navarra bereits 1549 starb, so ist nicht füglich anzunehmen, daß sie dieselben gesehen habe. Andererseits wurde das Werk der Königin erst 1558, also neun Jahre nach ihrem Tode gedruckt, so daß es auch nicht glaublich erscheint, daß Bandello, dessen Novellen einige Jahre früher erschienen waren, ihr Werk benutzt hat. Man darf daher wohl muthmaßen, daß irgend eine in Umlauf befindliche Geschichte Beiden den von ihnen behandelten grauenvollen Stoff an die Hand gab. Auch sagt Bandello in der Einleitung zu seiner Novelle, daß der Vorfall sich in Navarra zugetragen habe und eine Dame aus diesem Lande ihm denselben erzählte. In Luther's Tischreden wird unter dem Artikel „Ohrenbeichte" gesagt, er habe sich zu Erfurt ereignet. Er wird auch erzählt in dem elften Capitel von Byshop's Blossoms (Blüthen) und in L'Inceste Innocent, einer Novelle von Des Fontaines, welche 1638 erschien. Julio de Medrano, ein spanischer Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts, berichtet, er habe bei seinem Aufenthalte in der französischen Provinz Bourbonnois eine ähnliche Geschichte gehört und auch das Haus gesehen, worin die in derselben erwähnten Personen nach Aussage der Einwohner gelebt hatten, welche letztere ihm auch die Grabschrift Jener mittheilten, die also lautete:

„Cy-gist la fille, cy-gist le père,
Cy-gist la soeur, cy-gist le frère,
Cy-gist la femme, et le mary,
Et si n'y a que deux corps icy."

Walpole sagt, er habe zur Zeit der Abfassung seines Trauerspieles weder die Erzählung der Königin von Navarra, noch die Novelle des Bandello gekannt; vielmehr habe er den Stoff derselben einer Geschichte genommen, die er in frühester Jugend gehört, daß nämlich einst eine Dame zu dem Erzbischofe Tillotson kam, und nachdem sie ihm ihr Verbrechen offenbart, ihn um seinen Rath anflehte, was sie thun solle, da die Frucht ihres entsetzlichen Verbrechens sich unlängst mit ihrem Sohne vermählt habe, indem weder er noch seine Frau die zwischen ihnen vorhandenen so nahen Bande des Blutes im entferntesten ahnten. Der Prälat forderte sie dringend auf, weder ihren Sohn noch ihre Tochter je wissen zu laßen, was vorgegangen sei; was aber sie selbst beträfe, so bliebe ihr fast nichts übrig, als sich der Verzweiflung Preis zu geben. Walpole hat in seinem Trauerspiele das Entsetzliche und Unwahrscheinliche dieser Geschichte eher noch erhöht, als es durch sanftere Schatten gemildert; jedoch verdient seine Arbeit hohes Lob wegen der Kraft des Ausdruckes und der ergreifenden Schilderung klösterlicher Grausamkeit und Betruges[368*]). —

Nr. 36 gilt gewöhnlich als der Stoff von Shakespeare's „Heiligem Dreikönigsabend." Die Grundlage dieser Geschichte kann man jedoch schon bei Cinthio finden[369]), wo ein Edelmann bei dem Könige von Neapel in Ungnade fällt und dieß Land verläßt, begleitet von seinen beiden Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, welche einander auffallend ähnlich sind. Das Fahrzeug jedoch, auf welchem sie sich befinden, leidet Schiffbruch und der Vater verliert dabei, wie die Kinder glauben, sein Leben, während sie selbst wohlbehalten an's Ufer gelangen und von zwei verschiedenen Leuten, die in der Nähe der Küste wohnen, einander unbekannt auferzogen werden. Sobald das Mädchen erwachsen ist, verliebt sie sich in einen Jüngling und tritt durch Vermittlung einer alten Frau als Page verkleidet in seine Dienste, ohne jedoch von ihrem Herrn erkannt zu werden, da dieser sie für ihren Bruder hält, der ihm früher gedient hatte, ihm aber in Frauentracht entlaufen war, um in der Nachbarschaft einen Liebeshandel zu betreiben. — Bei Bandello sind nun die Umstände weit mehr entwickelt als bei Cinthio, und haben weit mehr Aehnlichkeit mit dem Shakespeareschen Lustspiele. Ein italienischer Kaufmann nämlich hat dort zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, welche kaum, wenn sie gleich gekleidet waren, durch die Eltern selbst von einander unterschieden werden konnten. Der Knabe wird bei der Plünderung Roms durch die Truppen Karls V. von einem deutschen Soldaten mit fortgeführt, worauf der Vater mit der Tochter seinen Wohnsitz zu Aix in Savoyen nimmt. Als Letztere aufgewachsen ist, verliebt sie sich in einen jungen Mann, von welchem sie jedoch verlaßen wird; sie tritt indeß durch Vermittlung ihrer Amme als Page verkleidet in seine Dienste, da er gerade unlängst einen Lieblingsdiener verloren hat und auch ihr Vater eben abwesend ist. Sie erwirbt sich bald das Zutrauen ihres Herrn, der sich ihrer bedient, um sich die Zuneigung ihrer eigenen Nebenbuhlerin zu erwerben, welche sich jedoch in den Abgesandten verliebt. Inzwischen kommt der Bruder nach dem Tode seines deutschen Herrn nach Aix, um seinen Vater dort aufzusuchen, und wird daselbst von der Anbeterin seiner Schwester gesehen und für den Gegenstand ihrer Bewunderung gehalten. Endlich klärt die Ankunft des Vaters das ganze Geheimniß auf; der Liebhaber kehrt zu der verlaßenen Geliebten zurück, die so viel um seinetwillen gelitten, während der Bruder die Stelle seiner Schwester bei ihrer schönen Verehrerin mehr als ersetzt. — Die Verkleidung der Schwester, welche dieser Novelle und dem heiligen Dreikönigsabend zu Grunde liegt, ist in jener nicht unwahrscheinlich, da sie angenommen wird um das Herz eines Liebhabers wiederzugewinnen, jedoch Viola, welche in einem Sturme von ihrem Bruder getrennt und an eine unbekannte Küste verschlagen wird, faßt einen abenteuerlichen Plan, indem sie sich die Neigung des Herzogs erwerben will, der ihr unbekannt ist und dessen Herz, wie sie erfährt, einer Andern gehört. Ohne von Leidenschaft noch einem sonstigen Motive angetrieben zu sein, wirft sie alle Rücksichten ihres Geschlechtes ab und dient dem Bräutigam der Olivia in einer nutzlosen und unwürdigen Verkleidung. Auch die Zuneigung der Geliebten des Herzogs zu der verkleideten Viola wird durch ihre Lage und ihren Charakter viel unwahrscheinlicher, als die Leidenschaft der Catella des Bandello. Bei diesem hat auch der

Bruder einen Zweck, indem er nach Aix kommt, wo sein Vater und seine Schwester wohnen; für Sebastian's Reise nach Illyrien läßt sich jedoch schwer ein Grund angeben. Es ist ferner natürlicher, daß, wie in der Novelle der Fall ist, ein Liebhaber zu einer verlaßenen Geliebten zurückkehrt, als daß, wie in dem Lustspiele, der Herzog eine leidenschaftlich angebetete Geliebte verläßt um eine Fremde zu heirathen, deren Geschlecht ihm bisher unbekannt geblieben war und die nicht einmal Liebe als Entschuldigung für ihr Ueberschreiten der Sitte anführen kann (vgl. Shakespeare Illustrated vol. II.). — Uebrigens sind verkleidete Frauen, welche im Interesse ihrer Leidenschaft ihren Liebhabern als Pagen oder in sonstiger Eigenschaft dienen, in den italienischen Novellen und den altenglischen Schauspielen sehr gewöhnlich. Außer in dem „Heiligen Dreikönigsabend" und den „Zwei Edelleuten von Verona" finden wir dergleichen in Beaumont und Fletcher's Philaster, Shirley's „Dankbarem Diener" (the Grateful Servant), „Schule der Komplimente" (the School of Compliment) „Mädchenrache" (the Maid's Revenge), [Lope de Rueda's „Komödie der Irrthümer" (Comedia de los Engaños), der dem Calderon zugeschriebenen „Spanierin in Florenz" (La Española en Florencia), s. Schack Gesch. d. dram. Lit. in Spanien 1, 222.] u. s. w. [370]).

Theil III. Nr. 41. Bekannte Geschichte unserer Anekdotenbücher, wo ein Spanier ein Mittagbrot bestellt, und da er seinen Namen der ganzen Länge nach hersagt, die Antwort erhält, man hätte nicht Speisen genug für so viele Personen. In der englischen Version fordert er, glaube ich, Nachtquartier [Timoneda Alivio de Caminantes P. 2. no. 39. Bibl. de Autores Español. Madrid 1846. vol. III. p. 180.]. —

Nr. 46 ist die unsittlichste Geschichte im ganzen Bandello oder vielleicht in der ganzen Reihe der italienischen Novellen, und gleichwohl wird in der Einleitung dazu gesagt, daß sie Navagero der Prinzessin von Mantua und Herzogin von Urbino erzählte. —

Nr. 47 ist aus der 74sten Novelle des Boccaccio. —

Nr. 59. Ein italienischer Graf, der lange an der Treue seiner Gemahlin gezweifelt, glaubt sich endlich durch die ununterbrochene Pflege, die sie ihm während einer langen Krankheit angedeihen läßt, von ihrer Beständigkeit überzeugt, obwohl sie eben jene Krankheit durch Gift, das sie ihm beigebracht, hervorgerufen hat. Endlich jedoch erfährt er von einem Bedienten, daß sie seine Bettlägerigkeit dazu benutzt, die Besuche eines Liebhabers zu empfangen, und da er sie nun zusammen überrascht, so opfert er Beide seiner Rache. — Diese Novelle ist der erste Theil von La Force de l'Amitié, einer Geschichte, welche Le Sage in seinem Diable Boiteux [c. 13.] erzählt —

Theil IV. Nr. 17. Der Marquis von Ferrara trifft zum Schein Anstalten zu einer Hinrichtung und das Opfer dieses elenden Scherzes stirbt vor Furcht. — Eine ähnliche Wirkung des Schreckens bildet den Stoff von Miß Baillie's Tragödie „der Traum" (The Dream), der zweiten ihrer „Trauerspiele über die Furcht" (Tragedies on Fear). —

Die Vorfahren des

Nicolao Granucci,

welche zur Partei der Welfen gehörten, wurden zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts aus Lukka vertrieben, kehrten jedoch später zurück und verbreiteten sich in zahlreichen Zweigen über ganz Italien. — Dieser seiner Familienverhältnisse bedient sich der Novellist als Veranlaßung seine Geschichten zu erzählen, da er in der Einleitung dem Leser mittheilt, daß er sich bei seiner Anwesenheit zu Siena im Jahre 1568 nach der benachbarten Stadt Pienza begab um Erkundigungen einzuziehen, ob dort etwa Nachkommen der Granucci ansäßig wären. Er wurde von zwei Einwohnern nach einer benachbarten Abtei und nach seiner Ankunft daselbst von einem Klosterbruder nach der Villa di Trojano angeführt, um sie in Augenschein zu nehmen, welcher letztere ihm unterweges eine Anzahl Geschichten erzählte und ihm beim Scheiden einen schriftlichen Auszug derselben überreichte. Diesen legte später Granucci, wie er sagt, seinem Werke zu Grunde, welches 1574 zu Venedig erschien, unter dem Titel La piacevole Notte e lieto Giorno, opera morale (die angenehme Nacht und der fröhliche Tag; ein moralisches Werk [371]).

Die fünfte Novelle des Granucci ist das zweite Capitel der Disciplina Clericalis. Ein Sohn rühmt sich gegen seinen Vater seiner vielen Freunde und erhält den Rath sie zu prüfen,

indem er ein todtes Kalb in einen Sack steckt und es für den Leichnam eines von ihm Ermordeten ausgebe. Da er nun seine Freunde bittet, ihm bei der Verbrennung desselben behülflich zu sein, so wird er von Allen ohne Ausnahme zurückgewiesen und nur der einzige Freund, dessen sich sein Vater gerühmt, ist bereit dem Begehren zu entsprechen. — Diese Geschichte ist jedoch noch älter als die Disciplina Clericalis und, wie mir scheint, irgendwo in Betreff des Dionysius von Syrakus und seinem Sohne erzählt worden.

Eine andere Novelle des Granucci ist aus dem Fabliau Du Curé, qui posa une pierre [s. auch Cent Nouvelles Nouvelles no. 23.]. —

Ascanio Mori da Ceno

war aus Mantua und brachte sein Leben im Dienste der Fürsten von Gonzaga zu, deren einem er nach Ungarn folgte, als er den Kaiser Maximilian in den Kriegen gegen Soliman begleitete. Er war ein vertrauter Freund Tasso's und in Black's Leben dieses Dichters (Life of Tasso: vol. II. p. 194.) befindet sich ein interessanter Auszug aus einem Briefe desselben an Ceno. Die Novellen dieses letztern (15 an der Zahl) sind dem Vincenzo Gonzaga, Fürsten von Mantua, welcher als Mörder Crichton's und Gönner Tasso's bekannt ist, gewidmet und kamen heraus zu Mantua 1585. 4. Dem Titel nach zu urtheilen (er lautet nämlich: Prima Parte delle Novelle di Ascanio Mori da Ceno), scheint es, als hätte noch ein zweiter Theil erscheinen sollen, er ist jedoch nie geschrieben oder wenigstens herausgegeben worden. —

Die dritte Novelle ist die bekannte Geschichte von einem Boten, welcher expreß mit einem Pardon für einen Verbrecher anlangt, dessen Aufmerksamkeit jedoch durch die eben beginnende Hinrichtung dermaßen gefesselt wird, daß er den betreffenden Befehl erst abliefert, nachdem es zu spät ist. —

Die dreizehnte Novelle ist die noch besser bekannte Geschichte von zwei jungen Leuten, welche in Abwesenheit ihres Vaters vorgeben, daß er todt ist; sie sitzen in tiefer Trauerkleidung und anscheinendem Kummer da und nehmen von dem Verwalter die Pachtgelder in Empfang, die er überbringt. —

Celio Malespini

bekleidete in seiner Jugend ein öffentliches Amt zu Mailand, lebte indeß später in Venedig und trat endlich in die Dienste des Herzogs Franz von Medicis. Malespini war der erste, welcher Tasso's Befreites Jerusalem herausgab; er that dieß ohne Erlaubniß des Dichters, und lieferte einen sehr unvollkommenen und verstümmelten Text.

Seine Novellen, die sich auf zweihundert belaufen und in zwei Theile getheilt sind[372]), wurden von ihm um 1580 geschrieben und erschienen zu Venedig 1609. 4. Als Einleitung erzählt er, daß eine Gesellschaft von Herren und Damen, welche während der im Jahre 1576 herrschenden Pest aus Venedig entflohen waren, sich in einem Palaste der Grafschaft (Contado) Trevizi, hauptsächlich durch das Erzählen von Geschichten die Zeit vertrieben.

In der 41ten Novelle des ersten Theiles ist ein interessanter Bericht über die Belustigungen der Compagnia della Calza (Strumpfgesellschaft), welche wegen eines eigenthümlichen Strumpfes, den die Mitglieder trugen, diesen Namen erhielt. Sie bestand in Italien währen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts und war weder, wie einige geglaubt haben, ein ritterliches, noch ein akademisches Institut, sondern bloß eine Vereinigung zum Behufe öffentlicher und Privatbelustigungen, wie Spiele, Feste, theatralische Vorstellungen und dergleichen. In Verlauf der Zeit theilte sich die Gesellschaft in verschiedene Brüderschaften, als die Compagnia dei Floridi, dei Sempiterni etc. (Gesellschaft der Blühenden, der Ewigen u. s. w.), deren jede ihre Gesetze und Beamten hatte, so wie auch die Mitglieder eine bestimmte Tracht besaßen.

Nur wenige von den Novellen des Malespini gehören ihm ursprünglich an; denn lange vor ihrem Erscheinen waren in Frankreich die Cent Nouvelles Nouvelles geschrieben worden, welche Malespini sämmtlich in sein Werk aufgenommen hat, mit alleiniger Ausnahme von Nr. 5, 35, 36, 64, 74 und 93. — Die Uebereinstimmung beider Sammlungen ergiebt sich am besten aus folgender vergleichender Tabelle.

Malespini.		C. N. N.
Theil I.		
Nr. 1	ist	Nr. 62
„ 5	„	„ 13
„ 6	„	„ 97
„ 8	„	„ 68
„ 9	„	„ 69
„ 10	„	„ 53
„ 14	„	„ 52
„ 15	„	„ 4
„ 17	„	„ 33
„ 18	„	„ 8
„ 19	„	„ 73
„ 20	„	„ 27
„ 23	„	„ 32
„ 26	„	„ 42
„ 27 [vgl. Anm. 372.]	„	„ 44
„ 32	„	„ 81
„ 33	„	„ 54
„ 35	„	„ 59
„ 36	„	„ 24
„ 37	„	„ 28
„ 38	„	„ 19
„ 39	„	„ 77
„ 40	„	„ 20
„ 42	„	„ 58
„ 43	„	„ 65
„ 44	„	„ 16
„ 45	„	„ 3
„ 46	„	„ 87
„ 47	„	„ 29
„ 49	„	„ 37
„ 57	„	„ 10
„ 58	„	„ 98
„ 61	„	„ 88
„ 65	„	„ 92
„ 67	„	„ 75
„ 75	„	„ 60
„ 78	„	„ 45
„ 79	„	„ 21
„ 80	„	„ 14
„ 81	„	„ 79
„ 86	„	„ 72
„ 88	„	„ 23
„ 90	„	„ 34
„ 91	„	„ 63
„ 92	„	„ 78
„ 93	„	„ 85
„ 94	„	„ 71
„ 95	„	„ 83
„ 97	„	„ 17

Malespini		C. N. N.
Nr. 99	ist	Nr. 39
„ 100	„	„ 48
„ 101	„	„ 94

Theil II.		
Nr. 1	ist	Nr. 56
„ 3	„	„ 90
„ 5	„	„ 55
„ 7	„	„ 84
„ 8	„	„ 22
„ 10	„	„ 31
„ 12	„	„ 100
„ 13	„	„ 70
„ 16	„	„ 47
„ 18	„	„ 49
„ 19	„	„ 26
„ 25	„	„ 51
„ 27	„	„ 99
„ 29	„	„ 18
„ 35	„	„ 67
„ 40	„	„ 38
„ 43	„	„ 40
„ 47	„	„ 6
„ 49	„	„ 41
„ 51	„	„ 43
„ 52	„	„ 30
„ 53	„	„ 1
„ 56	„	„ 25
„ 57	„	„ 2
„ 59	„	„ 96
„ 61	„	„ 61
„ 62	„	„ 89
„ 63	„	„ 57
„ 66	„	„ 46
„ 67	„	„ 50
„ 68	„	„ 12
„ 70	„	„ 15
„ 73	„	„ 82
„ 74	„	„ 80
„ 75	„	„ 66
„ 77	„	„ 7
„ 79	„	„ 76
„ 81	„	„ 86
„ 88	„	„ 95
„ 89	„	„ 11
„ 96	„	„ 9

Malespini hat jedoch auch noch andere Werke als die Cent Nouvelles Nouvelles in Anspruch

genommen. Zu seiner Zeit war die Diana des Montemayor bereits erschienen und aus dieser hat Malespini drei der längsten Erzählungen entnommen: in dem ersten Theile nämlich ist die 25ste Novelle der verwickelten Liebesgeschichte des Ismenia Selvagio und Alanio, in dem zweiten Theile hingegen die 36ste Novelle der maurischen Episode von der Jarifa und die 94ste der Geschichte der Schäferin Belisa entliehen. Einige von den Erzählungen gehören auch den früheren italienischen Novellisten an; so ist die 71ste aus der 22sten des letzten Theiles des Bandello und andere sind aus Cinthio entnommen. —

Annibale Campeggi

lebte zu Anfang des 17ten Jahrhunderts. Seine erste Erzählung findet sich schon in dem Hitopadesa und ist die Geschichte des eifersüchtigen Ehemannes, der sein Weib an einen Pfosten bindet [s. oben S. 243.]; die zweite ist die Geschichte von der Wittwe zu Ephesus, die bereits im Petronius, und in den Sieben Weisen Meistern erzählt wird [s. oben S. 41.]. —

Nach der Zeit des Campeggi erschienen nur wenige italienische Novellen und auch diese haben keinen besondern Werth. Eine einzige jedoch muß ich von diesem Tadel ausnehmen; sie ist von Vincenzo Rota aus Padua, der im vorigen Jahrhunderte lebte, und erzählt einen erschütternden Vorfall. Ein junger Mann nämlich flieht aus dem Hause seiner Eltern, welche in einer abgelegenen Gegend des Gebietes von Brescia ein kleines Wirthshaus hielten. Nachdem er sich im Laufe der Zeit durch seinen Fleiß ein Vermögen erworben, kehrt er nach 25 Jahren zu den Seinigen zurück, verheimlicht aber in der ersten Nacht, wer er ist, und da ihn seine Eltern nicht wiedererkennen, wird er von ihnen im Schlafe ermordet, da sein Vater bemerkt hatte, daß er eine große Summe Geld bei sich führe. Von dem Pfarrer ihres Dorfes, welchem allein ihr Sohn sich zu erkennen gegeben, erfahren sie jedoch am folgenden Morgen zu ihrem größten Entsetzen den vollen Umfang ihres Verbrechens und Unglückes. — Diese Erzählung gab zum ersten Male ein Landsmann des Verfassers, der Graf Borromeo in seiner Notizia dei Novellieri Italiani da lui posseduti con alcune Novelle inedite. Bassano, 1794 heraus. Eine ähnliche Geschichte wird in dem „Gast" (the Visitor), einer obskuren englischen Zeitschrift, von einem normännischen Gastwirthe erzählt und liegt auch der „Verhängnißvollen Neugier" (the Fatal Curiosity), einem dreiaktigen Trauerspiele von Lillo, zu Grunde, von welchem Harris in seinen „Philosophischen Untersuchungen" (Philosophical Enquiries) sagt: „Es ist das Muster eines vollkommenen Stoffes." Die Fabel dieses Stückes ist einer alten Flugschrift entnommen, betitelt: „Neuigkeiten aus Perin in Cornwall, von einer höchst blutigen und beispiellosen Mordthat, welche vor nicht langer Zeit ein Vater an seinem eigenen Sohne begangen hat." (News from Perin in Cornwall, of a most bloody and unexampled Murther, very lately committed by a Father on his owne Sonne). Lillo's Fatal Curiosity ist wiederum in einem spätern Trauerspiele nachgeahmt worden, welches den Titel führt: „Der Schiffbruch" (The Shipwreck).

„Der Vierundzwanzigste Februar" von dem deutschen Schauspieldichter Werner behandelt einen ähnlichen Stoff. Eine Bauernfamilie, welche in einem entlegenen Theile der Schweiz wohnt, wird wegen einer furchtbaren That, deren sich einer ihrer Ahnen schuldig gemacht, durch einen Vaterfluch von Vater auf Sohn verfolgt und muß jedesmal am 24ten Februar irgend ein schreckliches Verbrechen begehen. Der dritte Erbe dieses unseligen Geschlechtes hat auf solche Weise an diesem verhängnißvollen Tage den Tod seines Vaters verursacht, und da nun der Sohn dieses Vatermörders nach langer Abwesenheit in die Hütte seiner Eltern unerkannt zurückkehrt, so wird auch von seinem Vater, der den Fremden des bei demselben wahrgenommenen Geldes berauben will, der grauenvolle Jahrestag durch den Mord seines Sohnes begangen [373]).

Von allen literarischen Erzeugnissen des Auslandes nun haben keine einen solchen Einfluß auf die englische Literatur ausgeübt, wie die älteren italienischen Novellen, mit denen wir uns so lange beschäftigt. Die besten dieser Erzählungen erschienen vor dem Ende der Regierung Elisabeths entweder direkt oder vermittelst französischer und lateinischer Uebersetzungen in's Englische übertragen. Viele derselben jedoch waren sogar schon vor der Uebersetzung von Belleforest's großer Vorrathskammer tragischer Geschichten gedruckt, welches Werk gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts erschien. Die Bearbeitungen, Abkürzungen und Uebertragungen italienischer No-

vellen, welche in Paynter's „Palast des Vergnügens" (Palace of Pleasure), in Whetstone's Heptameron, in Westward for Smelts, Grimstone's „Bewunderungswürdigen Geschichten" (Admirable Histories) und ähnlichen Werken zu Tage gefördert wurden, gewährten eine neue Art literarischer Unterhaltung, da ihr Verdienst nicht bloß in der Erfindung, sondern auch in der Schilderung der Charaktere und einer kunstvollen Anordnung der Ereignisse bestand. Diese Art von Lektüre wurde nun bei allen denen Mode, welche noch Geschmack an den Schöpfungen der Romantik fanden und zu ihrer Unterhaltung lasen.

Dieß erhellt unter Anderm auch aus der bereits oben S. 114 theilweise angeführten Stelle in Ascham's Schoolmaster, wo er darüber klagt, „daß zehen La Morte d'Arthure's nicht den zehnten Theil so viel Schaden thäten, als eins dieser in Italien gemachten und in England übersetzten Bücher. Und was am meisten zu beklagen ist, und daher am meisten der Abhülfe bedarf, ist der Umstand, daß in den letzten Monaten von diesen argen (ungracious) Büchern mehr gedruckt worden sind, als man deren seit vielen Jahren in England gesehen hat." Auf diese Weise untergrub die Beliebtheit dieser neuen Gattung von Erzeugnissen das Gebäude der mittelalterlichen Romantik und richtete die Aufmerksamkeit unserer Schriftsteller auf neue Erfindungen. Zwar enthielten die Erzählungen der Minstrels viele kühne Abenteuer, heroische Unternehmungen und kräftige Züge malerischer wenn auch roher Schilderungen; doch waren sie mangelhaft in der Anordnung der Umstände und in der Darstellung solcher Ereignisse und Charaktere, welche ihrer größeren Wahrscheinlichkeit und Natürlichkeit wegen einem gereifteren Zeitalter mehr entsprachen. Ehe daher die italienischen Novellen in Umlauf kamen, waren eine gehörige Verbindung der einzelnen Theile einer Erzählung und die ergreifenden Katastrophen derselben ganz und gar unbekannt, und die menschlichen Leiden, besonders diejenigen, welche aus den Kämpfen der zärtlichsten aller Leidenschaften erwachsen, waren noch nicht in ihrer interessantesten Gestalt geschildert worden. Aus den italienischen Novellisten nun lernten unsere Dichter, besonders aber die Dramatiker, die Idee einer gehörigen Fabel, so wie diejenige Vervielfältigung der Ereignisse kennen, welche eine tragische oder komische Verschlingung erfordert. Wir haben demgemäß gesehen, daß die beliebtesten Lustspiele Shakespeare's mit nur geringer Verbesserung der Einzelheiten ihrem Stoffe nach den Novellen des Boccaccio, Ser Giovanni, Cinthio und Bandello entnommen sind, so wie auch der Geist, welcher die Werke anderer gleichzeitiger Dramatiker durchweht, aus ähnlichen Quellen stammt; denn in den lebendigen oder komischen Scenen Beaumont und Fletcher's laßen sich oft die scherzhaftern Darstellungen der italienischen Novellisten wiedererkennen, so wie die wilde Grausamkeit, welche manche von den italienischen Erzählungen charakterisiert, ohne Zweifel den Anlaß zu so vielen Trauerspielen Shirley's und Ford's herlieh, in denen sich Entsetzen auf Entsetzen häuft.

Obgleich also die italienischen Novellen einen so großen Einfluß auf die englische Literatur ausübten, so kann ich gleichwohl nicht bemerken, daß sie Originalerzeugnisse ähnlicher Art hervorgerufen hätten. Andererseits mag ihre Wirkung in Frankreich weniger eingreifend gewesen sein, wogegen sie daselbst bald den Impuls gaben zu gleichen Schöpfungen von bedeutendem Werthe und Berühmtheit.

Die früheste derselben sind die

Cent Nouvelles Nouvelles,

Erzählungen voller Phantasie und Lustigkeit und in dem naivsten und angenehmsten Style geschrieben; ja, einen großen Theil des Vergnügens, welches sie gewähren, muß man dem wunderbaren Zauber der altfranzösischen Sprache zuschreiben. Sie haben allen späteren Erzählungen in dieser Sprache als Muster gedient, d. h. nämlich denen der Königin von Navarra und derjenigen Schriftsteller, die ihr nachahmten oder auf sie folgten.

Die Cent Nouvelles Nouvelles wurden zuerst von Verard nach einer Handschrift aus dem Jahre 1486 ohne Jahreszahl in Folio gedruckt. In der Vorrede [Ed. Cologne 1701] wird gesagt, daß eine Gesellschaft junger Edelleute diese Geschichten während der Anwesenheit Ludwigs XI. an dem burgundischen Hofe erzählte, an welchen sich nämlich Letzterer als er noch Dauphin war, während der Streitigkeiten mit seinem Vater begeben hatte. Diese Edelleute sind Monseigneur de Crequy, de la Roche, der Graf von St. Pol und Brienne und noch eine Anzahl anderer Herren. Einige Geschichten erzählt auch der Herzog selbst, so wie eine größere Anzahl der

Dauphin, welcher, wie es in der Vorrede heißt, Sorge trug de les faire recueillir et de les publier. Diese Angabe, daß sie von den genannten vornehmen Personen mündlich erzählt wurden, ist erdichtet; jedoch glaube ich, daß sie zur Unterhaltung des Dauphins während seines Aufenthaltes am burgundischen Hofe geschrieben wurden [374]. Die meisten von ihnen sind scherzhaften Inhaltes und, wie ich glaube, befinden sich nur fünf tragische Erzählungen in der ganzen Sammlung.

Nr. 1. La Medaille à revers ist aus dem Fabliau Les deux Changeurs (Le Grand 4, 173.) Vgl. oben S. 261 b. —

Nr. 3. La Pêche de l'Anneau hat den Stoff zu einem Theile der ersten Erzählung der sechsten Nacht des Straparola geliefert. —

Nr. 8. Garce pour Garce ist des Poggius' Repensa Merces. —

Nr. 9. Le Mari Maquereau de sa femme, wird hier in Bezug auf einen burgundischen Ritter erzählt und ist aus dem Fabliau Le Meunier d'Aleus oder der 206ten Novelle des Sacchetti. —

Nr 10. Les Pastés d'Anguille ist durch La Fontaine's Bearbeitung unter demselben Titel allgemein bekannt. —

Nr. 11. L'Encens au Diable, welche Geschichte ursprünglich Poggius in seinen Facetiae (Annulus sive Visio Francisci Philelphi) mitgetheilt hatte, ist eben so bekannt wie die vorhergehende Geschichte; es ist dieß nämlich der Ring des Hans Carvel bei Rabelais [3, 28.], Prior [Hans Carvel's Ring] und La Fontaine [L'Anneau d'Hans Carvel]; auch wird sie in der fünften Satyre des Ariost erzählt [und ist ebenso der Annulus Philetae in den Poésies Latines des Bernard La Monnoye].

Nr. 12. Le Veau ist La Fontaine's Villageois qui cherche son veau und des Poggius Asinus perditus [Congreve Miscell. Poems The Lout looking for his Heifer]. —

Nr. 14. Le Faiseur des Papes ou L'Homme de Dieu ist La Fontaine's L'Hermite. —

Nr. 16. Le Borgne Aveugle, welche Geschichte hier von einem pikardischen Ritter und seiner Frau erzählt wird, ist aus dem zehnten Capitel der Disciplina Clericalis oder aus dem c. 122. der Gesta Romanorum (s. oben S. 198.). —

Nr. 19. L'Enfant de Neige ist aus dem Fabliau de l'Enfant qui fondit au Soleil (Le Grand 3, p. 86.) [374a]). —

Nr. 20. Le Mari Médecin ist des Poggius Priapi vis; [Le Roux de Lincy 2, 356.]. —

Nr. 21 L'Abbesse guérie ist La Fontaine's L'Abesse Malade. —

Nr. 23. La Procureuse passe la Raye ist das Fabliau Du Curé qui posa une Pierre (Le Grand 3, 249.).

Nr. 24. La Botte à demi erzählt, wie ein junges Frauenzimmer von einem verliebten Ritter in einem Walde verfolgt und eingeholt wird und da sie keinen andern Ausweg sieht, sich zu bleiben erbietet, wenn er sich von ihr die Stiefel wolle ausziehen laßen. Er willigt ein und das Mädchen zieht ihm einen Stiefel zur Hälfte herunter, worauf sie ihre Flucht bewerkstelligt. — Dieß bildet zum Theil den Stoff einer altenglischen Ballade, betitelt: „Der angeführte Ritter oder Weiberlist“ (The baffled Knight or Lady's Policy) s. Percy's Relics [Series 2. B. 3. no 15.]. —

Nr. 32. Les Dames Dismées ist La Fontaine's Cordeliers de Catalogne [und des Poggius Decimae, s. Le Roux de Lincy 2, 362. — Le Passe-partout de l'Eglise romaine 1717. I p.347.].

Nr. 34. Seigneur Dessus — Seigneur Dessous ist das Fabliau Du Clerc qui se cacha derrière un Coffre (Le Grand 3. p. 303.). —

Nr. 37. Le Bénétrier d'Ordure ist La Fontaine's On ne s'avise jamais de tout. [Wright Lat. Stor. no. 12.]. —

Nr. 38. Une Verge pour l'autre ist aus der 68sten Novelle des Boccaccio. —

Nr. 50. Change pour Change ist die Geschichte, von welcher Sterne in seinem Tristram Shandy (vol. 4. c. 29.) sagt, daß Selden sie erzähle. Ursprünglich ist sie in der vierzehnten Novelle des Sacchetti zu finden; doch da ist das Weib die Stiefmutter, nicht die Großmutter des jungen Mannes. „Und dieß“, sagt daselbst Letzterer zu seiner Vertheidigung, „dieß ist mein Vater, welcher so lange mit meiner Mutter zu thun gehabt hat, und ich habe ihm nie ein böses Wort gesagt; jetzt aber, da er mich bei seiner Frau schlafen sieht, will er mich todt schlagen, wie ihr sehet.“ Dieß ist auch die Justa Excusatio bei Poggius. —

Nr. 52. Les trois Monumens ist eine bloße Uebersetzung der sechzehnten Novelle des Sacchetti.

Sie erzählt die Geschichte eines Sohnes, welcher von seinem Vater drei Rathschläge erhält und sie misachtet, und die Folgen seines Ungehorsams [Straparola N. 1. Fav. 1. und dazu Schmidt S. 291 ff.]. —

Nr. 60. Les Nouveau Fréres Mineurs ist das Fabliau Frère Denise Cordelier (Le Grand 3, 395.). —

Nr. 61. Le Cocu Dupé ist aus dem Fabliau Les Cheveux coupés von dem Trouveur Guerin (Le Grand 2, 280. f. zu Bocc. VII, 5. vgl. Anm. 259).

Nr. 69. L'Honneste Femme à deux Mari. Ein junger flandrischer Edelmann, der sich im Dienste des Königs von Ungarn befindet, wird von den Türken gefangen genommen. Er hat aber in seiner Heimat eine schöne Frau zurückgelaßen, welche, nachdem alle Hoffnung auf die Rückkehr ihres Gemahles geschwunden ist, von vielen Bewerbern bestürmt wird, dennoch aber in der Hoffnung, ihr Mann könne noch am Leben sein, ihrem Andringen lange widersteht. Endlich, nach Verlauf von neun Jahren, wird sie von seinen und ihren eigenen Verwandten gewissermaßen gezwungen, eine zweite Ehe einzugehen. Einige Monate später indeß langt ihr erster Gemahl, der endlich aus der Sklaverei entkommen ist, in Artois an und sein Weib stirbt bei dieser Nachricht vor Verzweiflung. — Dieß ist offenbar der Ursprung von Southern's berühmtem Trauerspiele Isabella und vielleicht auch der Geschichte der Donna Mercia de Mosquera, welche Gil Blas aus der Räuberhöhle befreit [l. 1. c. 10.]. —

Nr. 76. Le Laqs d'Amour ist des Poggius Priapus in Laqueo. [Le Roux de Lincy 2, 384.].

Nr. 78. Le Mari Confesseur ist das Fabliau Du Chevalier, qui confessa sa femme [Le Grand 4. p. 90.]. Ueber die verschiedenen Bearbeitungen dieser Geschichte s. oben S. 240. bei Boccaccio T. 7. Nov. 5. —

Nr. 79. L'Ane Retrouvé ist der Circulator des Poggius. —

Nr. 80. La Bonne Mesure entspricht dem Aselli Priapus des Poggius. —

Nr. 85. Le Curé Cloué ist das Fabliau Le Forgeron de Creil (Le Grand 4, 124.) —

Nr. 88. Le Cocu Sauvé ist das Fabliau La Bourgeoise d'Orleans (Le Grand 4, 287.) und die Fraus Muliebris des Poggius. —

[Nr. 89. Les Perdrix changées en poissons ist des Poggius Quadragesima extemporalis und Le Carême impromptu in den Oeuvres de Gresset vol. 1.]. —

Nr. 90. La bonne Malade ist die Venia rite negata des Poggius. —

Nr. 91. La Femme Obéissante ist desselben Novum Supplicii Genus. —

Nr. 93. La Postillonne sur le Dos ist dessen Quomodo Calceis pareatur. —

Nr. 95. Le Doigt du Moine Guéri ist dessen Digiti Tumor. Man sieht also, daß viele von den Cent Nouvelles mit den Facetiae übereinstimmen. Ich glaube jedoch nicht, daß sie aus den letztern entliehen sind, da die Zeit ihrer Abfassung fast dieselbe ist, wie die, wo die Facetiae von Poggius und anderen Geheimschreibern der römischen Kanzlei in dem Bugiale des Vatikans erzählt wurden [375]. Vielmehr benutzten wahrscheinlich beide Sammlungen solche Geschichten, welche vermittelst der Fabliaux in Frankreich und Italien in Umlauf gekommen waren. —

Nr. 96. Le Testament Cynique. Ein Pfarrer, welcher seinen Hund auf dem Kirchhofe begräbt, wird von seinem Vorgesetzten mit Strafe bedroht. Am folgenden Tage bringt er dem Prälaten fünfzig Goldthaler, welche, wie er sagt, der Hund von seinem Verdienste erspart und dem Bischofe in seinem Testamente hinterlaßen hat. Diese Geschichte, welche mit dem Canis Testamentum des Poggius übereinstimmt, ist aus dem Testament de l'âne (Le Grand 3, 107.), einem Fabliau des Trouveurs Rutebeuf, welchem es wahrscheinlich aus dem Oriente zukam, da es von einem sehr alten türkischen Dichter, Namens Lamai, auch Abdalla Ben Mahmud genannt, Verfasser einer Sammlung von Scherzen und sinnreichen Reden, in fünf Capiteln erzählt wird. Dieses Histörchen ist auch in Gueulette's Contes Tartares [Histoire du chien de Sched et du Cadi de Candahar. Quart d'H. 21. 22.] nachgeahmt worden und wird gleichfalls in der Geschichte des Don Rafael im Gil Blas [l. 5. um die Mitte des ersten Capitels] erzählt [376].

Wir haben nun also gesehen, daß ein großer Theil der Cent Nouvelles Nouvelles jener unerschöpflichen Vorrathskammer derartiger Dichtungen, der Fabliaux nämlich, entnommen ist, von denen bis jetzt nur erst noch eine kleine Zahl herausgegeben worden. —

Die Cent Nouvelles Nouvelles sind nie in

englischer Uebertragung erschienen. Zwar äußert Beatrice in Viel Lärm um Nichts Akt II. Sc. 1. man würde von ihr sagen, sie hätte ihren Verstand aus den Hundert lustigen Geschichten (the Hundred Merry Tales), was die Erklärer Shakespeare's auf die Muthmaßung brachte, dieß möchte irgend eine Uebersetzung der Cent Nouvelles sein, welche zur Zeit des Dichter allbekannt war, später aber verschwunden sei. Man hat jedoch vor mehreren Jahren in einem Buchladen in England ein mit gothischen Buchstaben gedrucktes Buch, betitel A Hundreth Mery Tales herausgestöbert und es hat sich erwiesen, daß dieß von den Cent Nouvelles Nouvelles ganz verschieden ist.

Die Erzählungen der Margarethe von Valois, Königin von Navarra, Schwester Franz des Ersten, welche den Cent Nouvelles Nouvelles nachgeahmt wurden, erschienen zuerst im Jahre 1558, also neun Jahre nach dem Tode der Verfasserin, unter dem Titel Histoire des Amans Fortunés, später unter dem Titel

L'Heptameron.

Diese Geschichten sind in der französischen Literatur die bekanntesten und beliebtesten, was wahrscheinlich nicht minder dem hohen Range der Verfasserin, als dem innern Werthe der Erzählungen zuzuschreiben ist. Die Art, wie sie eingeführt werden, ist ziemlich sinnreich und dem Nahmen der Canterbury Tales in hohem Grade ähnlich. Im Monat September nämlich, in welchem die Pyrenäenbäder wirksam zu werden anfangen, trafen einstmals eine Anzahl französischer und spanischer Herren und Damen an den Gesundbrunnen von Caulderers zusammen. Zur Zeit nun, wo man heimzukehren pflegt, treten jedoch so ungewöhnliche und übermäßige Regengüsse ein, daß der französische Theil jener Gesellschaft, welcher nach Therbes (Tarbes) in der Gascogne zu gelangen sucht, die Ströme geschwollen und alle Brücken fortgerissen findet, so daß die Reisenden sich genöthigt sehen, in dem Kloster Notre-Dame de Serrance in den Pyrenäen Zuflucht zu suchen. Hier müßen sie so lange bleiben, bis über einen sonst nicht zu passierenden Fluß eine Brücke geschlagen ist. Da sie aber wissen, daß dieß wohl an zehen Tage erfordern würde, so beschließen sie sich unterdeß die Zeit so zu vertreiben, daß sie einander auf einer schönen Au an den Ufern des Flusses Gave jeden Tag von Mittag bis zur Vesper Geschichten erzählen.

Die Gesellschaft besteht nun aus zehen Personen, welche demgemäß täglich zehen Geschichten erzählen, und dieß sollte so zehen Tage lang dauern, um hundert Novellen voll zu machen, weshalb man diese Sammlung auch zuweilen Les Cent Nouvelles de la Reine de Navarre genannt hat; sie ist jedoch bald nach dem Anfange des achten Tages mit der 73sten Erzählung abgebrochen. Die Unterhaltungen über die Charaktere und die Ereignisse der zuletzt erzählten Geschichte, welche gewöhnlich die neue einleiten, sind viel länger als die in den italienischen Novellen und nehmen fast die Hälfte des Werkes ein. Einige von den Bemerkungen sind absonderlich und komisch, andere anziehend durch ihre Natürlichkeit, während manche lebendig an die Spitzfindigkeiten der italienischen Sonettendichter erinnern, wie z. B. „Man sagt, daß Eifersucht Liebe ist; ich aber läugne dieß, denn obgleich Eifersucht durch Liebe eben so erzeugt wird, wie die Asche durch das Feuer, so löscht dennoch die Eifersucht die Liebe aus, wie die Asche die Flamme erstickt."

Von den Erzählungen selbst gehören nur wenige dem Werke eigenthümlich an; denn etwa ein halbes Dutzend ausgenommen, welche historisch wahr sind und von denen dort gesagt wird, daß die Königin von Navarra Zeuge derselben gewesen sei oder nähere Kenntniß von ihnen erlangt habe, sind sie alle den Fabliaux, den italienischen Novellen und den Cent Nouvelles Nouvelles entnommen. Nur wenige von den Erzählungen sind ernsten oder blutigen Inhaltes; sie schildern meist schlau veranstaltete Stelldicheins, sinnreich zurückgewiesene Liebesangriffe und pfiffig ausgeführte oder auf komische Weise entdeckte Liebeshändel. In dem ganzen Werke werden die Mönche, besonders die Franziskaner, sehr streng behandelt und sie als ein Gesindel geschildert, welches die grausamsten, betrugerischesten und unsittlichsten Handlungen beging und zuweilen sogar unbestraft blieb, auch wenn man solches entdeckte. Da wir jedoch bereits gesehen haben, wie die Geistlichkeit von Schriftstellern gewöhnlichen Standes so scharf mitgenommen wurde, und zwar in der Zeit und nahe dem Sitze der päpstlichen Suprematie, so darf man

sich um so weniger wundern, wenn dieß auch durch eine Königin geschah, welche die neuen Meinungen begünstigte und gegen den römischen Aberglauben feindlich gesinnt war.

Während nun so viele von den Erzählungen der Königin von Navarra früheren Erzeugnissen entliehen sind, wurden sie, wie es scheint, andererseits auch wieder von späteren Schriftstellern benutzt; so z. B. die achte Geschichte, die dem Fabliau Le Meunier d'Aleu entnommen ist [sieh oben S. 258.] und diejenige Fassung dieser Erzählung zu sein scheint, welche dem Lustspiele Shirley's „der Spieler" (The Gamester), später unter dem Titel „die Spieler" (The Gamesters) gedruckt, zu Grunde liegt, wo Mrs. Wilding sich an die Stelle der Penelope substituiert, mit der ihr Mann ein Stelldichein verabredet hat, welches er aber zur Bezahlung einer Spielschuld seinem Freunde Hazard abtritt. Ferner die 36ste von dem Präsidenten von Grenoble, welche der sechsten Novelle der dritten Dekade des Cinthio oder der 47sten der Cent Nouvelles Nouvelles entliehen ist und Shirley die Idee zu demjenigen Theile seiner „Grausamkeit der Liebe" (Love's Cruelty) eingegeben hat, welcher sich um die Verheimlichung von Hippolito's Liebeshandel mit Clariana vermittelst ihres Ehemannes dreht. —

Nr 30 ist die 35ste Novelle des 2ten Theiles des Bandello. —

Nr. 38 erzählt, wie ein Ehemann sich häufig nach einem Pachthofe begiebt, den er auf dem Lande besitzt, und seine Frau, die Ursache seiner Abwesenheit muthmaßend, seiner Geliebten Speisen und was sonst erforderlich ist, zuschickt, damit es bei dem nächsten Besuche ihres Gemahles an nichts mangle; durch welches Verfahren sie sich das ihr entfremdete Herz ihres Mannes von neuem erwirbt. — Diese Geschichte befindet sich auch in der von Borromeo [p. 233ff.] erwähnten Handschrift der Varii Successi des Orologi, welche Darstellung mit der französischen bis in den geringsten Umständen übereinstimmt, sogar in dem Wohnorte der Ehefrau, nämlich Tours. Diese Geschichte wird auch in einem der Colloquia des Erasmus erzählt, welches überschrieben ist Uxor Μεμψίγαμος sive Conjugium. Sie befindet sich auch in Albion's England einem Gedichte von William Warner, einem berühmten Schriftsteller unter der Regierung der Königin Elisabeth. Diejenigen Stanzen, welche sich auf das Ereigniß beziehen, hat Percy aus jenem poetischen Abrisse der britischen Geschichte ausgezogen und unter der Ueberschrift „die geduldige Gräfin (The patient Countess) in seine Relics [Ser. 1. B. 3. no. 6.] aufgenommen. —

Nr. 45 ist La Servante Justifiée des La Fontaine und wahrscheinlich irgend einem Fabliau entnommen, dessen Stoff aus dem Osten stammte; denn diese Geschichte stimmt überein mit der von des Krämers Weib [Nr. 9.] in Nakschebi's Persischen Erzählungen, die unter dem Namen Tuti Nameh oder Erzählungen eines Papageis (Tooti Nameh or Tales of a Parrot) bekannt sind.

Eine andere Erzählung der Königin von Navarra [die 29te] ähnelt auffallend der Geschichte von Theodosius und Constantia, deren Liebe und Unglück durch Addison und Sterne [277]) unsterblich geworden sind. —

Die Erzählungen der Königin von Navarra sind in nur wenigen französischen Werken von irgend einer Berühmtheit nachgeahmt worden. Die Nouvelles Récréations ou Contes Nouveaux hat man gewöhnlich ihrem Kammerdiener Bonaventure Desperriers zugeschrieben; in der Ausgabe von 1733 wird jedoch ein französischer Maler, Namens Nicholas Denysot, als Verfasser derselben nachgewiesen. Sie sind nicht so lang, wie die der Königin von Navarra, und bestehen meistentheils aus einer kurzen Erzählung mit epigrammatischem Schlusse. Es ist jedoch interessant, in ihnen die Grundlagen unsrer gewöhnlichsten Anekdotenbücher zu erkennen. Das folgende Histörchen der Nouvelles Récréations [vol. 2. no. 73.] findet man fast in allen derartigen Produktionen von den Facetiae des Hierokles [278]) bis auf die neueste Sammlung von Späßen und dergleichen. Ein ehrlicher Mann zu Poitiers schickte seine beiden Söhne zur Ausbildung nach Paris. Nach einiger Zeit erkrankten beide und einer von ihnen starb, worauf der Ueberlebende einen Brief an den Vater schrieb und darin sagte: „Hiermit zeige ich dir an, daß nicht ich gestorben bin, sondern Bruder Wilhelm, obgleich ich allerdings dem Tode näher gewesen bin als er." —

Man sagt, daß Porson einmal die Absicht hatte, Joe Miller [279]) mit einem Kommentare herauszugeben und in diesem den Ursprung aller Späße desselben aus dem Griechischen nachzuweisen.

Dieß wäre ihm wohl nicht gelungen, wohingegen man sie alle ohne große Mühe sowohl auf die griechischen Autoren, als auf die morgenländischen Märchen und die französischen und italienischen Novellen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts zurückführen kann. —

Unter den französischen Erzählungen des sechzehnten Jahrhunderts sind ferner noch zu erwähnen die Contes Amoureux der Jeanne Flore; Le Printemps de Jaques Yver 1572; ferner L'Eté de Benigne Poissenot 1583 und die Facetieuses Journées des Gabriel Chapuis [380].

Die ernstern und tragischern Erzählungen der italienischen Novellisten kamen in Frankreich im sechzehnten Jahrhundert durch das bekannte Werk des Belleforest [381]) in Umlauf und wurden in den Histoires Tragiques des Rosset nachgeahmt, deren eine [Nr. 5.] dem berühmtesten Trauerspiele Ford's [382]) zu Grunde liegt, welcher zwar einen empörenden Stoff gewählt, jedoch die Liebe des Giovanni und der Annabella mit vielleicht zu zauberischen Farben geschildert hat.

Die Histoires Prodigieuses de Boaistuau, welche 1560 herauskamen [vgl. Brunet s. v. Boaistuau] scheinen der Ursprung solcher Geschichten gewesen zu sein, wie sie in den „Wundern der Natur" (Wonders of Nature), dem „Wunderbaren Magazin" (Marvellous Magazine) u. s. w. erzählt werden. So z. B. wird dort [ch. 34. auf die Autorität des Hektor Boethius und Saxo [382a])] versichert, daß auf den Orkneyinseln Bäume wachsen, deren in's Wasser fallende gereifte Früchte sich alsbald in singende Vögel verwandeln; ferner werden daselbst viele monströse Geburten berichtet. Auch findet man da [ch. 26.] die bekannte Geschichte, wie einmal ein Mann ertrank, weil er das Echo seiner eigenen Stimme für die Antwort eines Andern hielt. Indem er nämlich an dem Ufer eines Flusses anlangte, fragte er laut: s'il n'y avoit point de peril à passer? — Passez. — Est ce par ici? — Par ici. —

Gegen Ende des sechzehnten und zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts wurden die italienischen Novellen in Spanien vielfach nachgeahmt. „Es würde zu weit gehen, sagt Lampillas (Saggio Storico della letterat. Spagnuola parte II. tom. 3. p. 195.), wenn ich die ungeheure Zahl spanischer Novellen anführen wollte, welche zu jener Zeit erschienen und in die gebildetsten Sprachen Europa's übertragen wurden." Diese spanischen Novellen sind gewöhnlich umständlicher in den Ereignissen, als ihre italienischen Vorbilder und haben auch durch die Sitten und Gebräuche des Landes, welches sie hervorbrachte, bedeutende Modifikationen erfahren; denn diejenigen Erzählungen, welche in Italien abwechselnd wilde Rache, ausschweifende Liebeshändel und gemeine Späße zum Gegenstande hatten, charakterisieren sich in Spanien durch einen hohen romantischen Geist der Galanterie und eifersüchtig bewachte Familienehre, besonders aber durch beständige nächtliche Straßenraufereien. Die Erzählungen des Gerardo, die Novelas exemplares des Cervantes, die Prodigios y Sucesos d'Amor des Montalvan, so wie die Novelas Amorosas des Camerino [383]), welche sämmtlich gegen Ende des sechzehnten oder zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts geschrieben wurden, sind kaum weniger interessant als die französischen oder italienischen Novellen hinsichtlich der Erläuterung der Volkssitten, der wandernden Dichtungen und des Ueberganges der letztern von dem Novellisten auf den Dramatiker. Beaumont und Fletcher haben die Erzählungen des Gerardo und Cervantes nicht minder benutzt, wie die des Cinthio oder Bandello und von vielen ihrer beliebtesten Stücke wie „der Spanische Pfarrer" (The Spanish Curate), „Regier dein Weib, dann hast du ein Weib" (Rule a Wife and have a Wife), „Glücksfälle" (Chances), „der Liebe Pilgerfahrt" (Love's Pilgrimage) und „das schöne Mädchen im Wirthshaus" (The Fair Maid of the Inn) [384]) läßt sich leicht die spanische Quelle nachweisen. Ich fürchte jedoch, daß eine längere Untersuchung dieser Art mehr interessant als nützlich sein würde, da das bereits Angeführte genügt um zu zeigen, wie rasch und ununterbrochen der Strom der Dichtung in den Zeiten, die wir eben jetzt behandeln, sich verbreitete und wie häufig er aus einem Bette der Literatur in das andere übergieng. Ja es möchte vielleicht auf den ersten Blick sogar scheinen, daß ich mich bei den italienischen Novellisten und deren Nachahmern länger als nöthig aufgehalten habe; jedoch abgesehen von dem innern Werthe ihrer Erzeugnisse, als Gemälde der Sitten und Gebräuche so wie der allgemeinen Zustände jener Zeit, haben auch noch andere Erwägungen mich zu dieser Ausführlichkeit veranlaßt. In keinem andern Zweige der

schriftstellerischen Thätigkeit ist nämlich die Ueberlieferung der Dichtungen und, wenn ich so sagen darf, der Handel der Literatur so deutlich zu erkennen, wie gerade bei dem eben besprochenen. Denn die größeren Schöpfungen auf dem Gebiete der Romantik gleichen denjenigen Erzeugnissen eines Landes, welche in diesem selbst verbraucht werden, wohingegen kleinere Erzählungen, ähnlich den feineren und kostbaren Handelsartikeln, welche man aus ihrem Vaterlande ausführt, jedes andere Land erfreut und ergötzt haben. Dieß sind die Ingredienzien, aus denen Shakespeare und andere Zauberer seiner Zeit jene magischen Tropfen bereiteten, welche das Looß der Menschheit in so hohem Grade mildern, indem sie zuweilen den Geist von der kalten und nackten Wirklichkeit des Lebens abziehen und ihn mitten unter Scenen und mitten in eine Glückseligkeit versetzen, wie sie die Dichtung hervorzaubert [385]).

Neuntes Capitel.

Ursprung der geistlichen Romane. — Legenda Aurea. — Contes Devots. — Guerino Meschino. — Lycidas et Cleorithe. — Romans de Camus u. s. w. — Pilgrim's Progress. —

Wir haben nun bisher diejenigen Regionen der Romantik überschaut, welche von den Verfassern der Ritterbücher und den italienischen Novellisten angebaut worden sind; noch aber bleiben jene anderen Gebiete zu überblicken, welche der Fleiß späterer Zeiten entdeckt hat, so wie ich außerdem auch noch diejenigen verschiedenen Klassen von Dichtungen erwähnen muß, welche vor dem Auftreten der neueren Romane in Frankreich und anderen europäischen Ländern zum Vorschein kamen.

Wir haben bereits früher bemerkt, daß die Veränderungen auf dem Gebiete der Dichtung mit den Veränderungen in den Sitten in hohem Grade übereinstimmen. Denn wenn man auch hierbei die Laune des Geschmackes und die zufällige Vorliebe eines originellen Geistes für eine besondere Beschäftigung berücksichtigen muß, so herrscht gleichwohl in der Verschiedenheit auch eine gewisse Einheit, und sobald der Charakter einer Zeit oder eines Volkes eine entschiedene Richtung eingeschlagen hat, muß er doch dem Geschmacke derer, welche Aufmerksamkeit zu erwecken oder sich Gunst zu erwerben suchen und selbst unter einmal vorhandenen Vorurtheilen und allgemein angenommenen Meinungen aufgewachsen sind, eine bestimmte Färbung und ihren Bemühungen eine eben solche Richtung verleihen.

Von den natürlichen Gefühlen des menschlichen Geistes tritt nun aber keines so lebendig hervor wie das religiöse, und zu gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen hat es sich so allgemein geltend gemacht, daß es dem Charakter eben dieser Periode ein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt hat. Es läßt sich daher auch erwarten, daß dieß mächtige Gefühl, wo es sich auf solche Weise geltend machte, auch auf jede Weise befriedigt und unter Anderm auch der anmuthige, magische Zauber der Dichtung dazu benutzt worden ist, es zu hegen und zu pflegen.

Da nun in den ersten Jahrhunderten des Christenthumes die tiefe Unwissenheit vieler Bekenner desselben diese nur sehr wenig befähigte, an den abstrakten Wahrheiten oder den schmucklosen Sittenlehren großen Gefallen zu finden, so zog man es vor Beispiele anzuführen, welche die Aufmerksamkeit zu fesseln und die Gefühle lebendig anzusprechen vermochten. Und so geschah es denn, daß in Folge des Eifers einiger und der Schlauheit oder Leichtgläubigkeit anderer Lehrer die Menschen durch die Erzählung der Thaten geistlicher irrender Ritter in den Pflichten der Gottesverehrung unterrichtet wurden.

Die Geschichte von Barlaam und Josaphat, die wir bereits ausführlich besprochen, und welche geschrieben wurde um Geschmack an den asketi-

schen Tugenden einzuflößen, scheint der Ursprung des geistlichen Romanes gewesen zu sein. Zwar wurden in den ersten Jahrhunderten der Kirche viele apokryphische Evangelien verfaßt, welche voll waren von unwahrscheinlichen Fabeln; da sie jedoch Meinungen enthielten, die Dem, was man für den orthodoxen Glauben hielt, widersprachen, so wurden sie von den Kirchenvätern angefochten und versanken bald in Miskredit. Andererseits gieng die Geschichte von Barlaam und Josaphat, welche unantastbar in ihrer Lehre war, schon früh nach dem Westen von Europa über und wurde vermittelst einer alten weit verbreiteten lateinischen Uebersetzung, welche auch bereits im Jahre 1470 in Druck erschien, ein allgemein gelesenes Lieblingsbuch.

Ferner hatte schon im vierten Jahrhunderte der heilige Athanasius, welcher Rom besuchte um von der westlichen Kirche gegen die arianische Irrlehre, die damals im Osten die Oberhand hatte, Beistand zu erlangen, während seines Aufenthaltes in Italien das Leben des heiligen Antonius, des berühmtesten Cönobiten jener Zeit, beschrieben. Außerdem hatten auch Gregorius von Tours und der heilige Gregor unzählige Legenden verfaßt oder gesammelt, aus denen späterhin unter dem Titel: Vies des pères des déserts eine Auswahl erschienen ist[230]). Alle diese Legenden nun schildern dieselben Umstände; die Opfer des monastischen Aberglaubens ziehen sich ohne Ausnahme in die Einsamkeit zurück, woselbst sie sich durch jegliche Art von Buße und Kasteiung ihr Leben so sauer machen wie irgend möglich; sie werden durch den Teufel bald erschreckt, bald versucht, besiegen ihn jedoch jederzeit; ihre Einsamkeit wird nur durch diejenigen Personen unterbrochen, welche kommen um sie zu bewundern (und dieß mag für sie der Hauptgrund zur Ausdauer gewesen sein); sie heilen ferner sämmtlich Krankheiten und waschen den Aussätzigen die Füße; endlich sehen sie ihren eigenen Tod voraus, und dennoch erreicht trotz aller ihrer Anstrengungen und Gebete ihr Dasein eine mehr als natürliche Dauer.

Eine der Eigenthümlichkeiten in der Geschichte dieser Heiligen ist die Herrschaft, welche sie über die Thierwelt ausüben. So z. B. kommt einmal der heilige Helenus, welcher in der ägyptischen Wüste lebte, eines Sonntages in ein Kloster an den Ufern des Nil und nimmt gerechten Anstoß daran, daß an jenem Tage daselbst keine Messe gelesen werden sollte. Die Mönche entschuldigen sich damit, daß Der, dem dieß Amt obliege, sich auf der andern Seite des Flusses befände und Anstand nähme herüberzukommen, weil ein Krokodil am Ufer Posto gefaßt hatte und man es wohl nicht mit Unrecht in Verdacht hatte, es lauere dem heiligen Manne auf. Der heilige Helenus sucht alsobald das Krokodil auf und befiehlt demselben, nachdem er es gefunden, ihn auf seinem Rücken nach der andern Seite des Flusses hinüberzutragen, woselbst er auch wirklich den Priester findet; jedoch vermag er nicht diesen Kleingläubigen zu überreden, daß er sich mit ihm dem Rücken des dienstwilligen Thieres anvertraue. Er begiebt sich daher nun zwar allein zurück, ist jedoch über seine misglückte Expedition so verdrießlich, daß er dem Wasserungeheuer befiehlt ohne Verzug zu sterben, welchem Gebote dasselbe mit geziemender Schnelligkeit und Demuth Folge leistet. —

Da der heilige Florentin fand, daß er die Einsamkeit, in die er sich zurückgezogen, nicht zu ertragen vermochte, so flehte er den Himmel um irgend eine Erleichterung derselben an. Er findet daher eines Tages, nachdem er im Freien sein Gebet verrichtet, am Eingange seiner Klause einen Bären postiert, der bei dem Herannahen des Heiligen eine tiefe Verbeugung macht und, weit entfernt irgend ein Symptom von mürrischem Wesen an den Tag zu legen, vielmehr nach Maßgabe seiner unvollkommenen Erziehung anzudeuten sucht, daß er sich zum Dienste des heiligen Mannes dort befände. Unser Heiliger jedoch findet in seinem Umgange so großes Vergnügen, daß er dadurch sein Bußgelübde zu verletzen fürchtet und daher beschließt sich den größern Theil des Tages der Gesellschaft desselben zu enthalten. Da sich ferner in seiner Höhle fünf bis sechs Schafe befinden, die Niemand auf die Weide führt, so kommt der Heilige auf den Gedanken, dem Bären dieß Amt zu übertragen. Zwar zeigt die Heerde anfangs einigen Widerwillen hiergegen, jedoch durch den Zuspruch des Heiligen und das sanfte Benehmen des Schäfers ermuthigt, folgt sie endlich diesem hüpfend zur Hürde. Der heilige Florentin befahl nun seinem Bären, gewöhnlich sie um sechs Uhr zurückzubringen, jedoch an Tagen strengen Fastens und Gebetes erst um neun Uhr nach Hause zu kommen, und dieß exemplarische Thier gehorchte

auch wirklich pünktlich jenen Vorschriften und irrte sich nie in den Stunden!

Dieß Wunder dauerte einige Jahre, bis endlich der Teufel, eifersüchtig auf die zunehmende Bildung des Bären, einige boshafte Eremiten der Nachbarschaft antrieb, demselben aufzulauern und ihn zu tödten. Der Heilige konnte nun weiter nichts thun, als daß er die unbekannten Thäter verfluchte; diese aber starben sämmtlich gleich am folgenden Tage an häßlichen Krankheiten.

Vielleicht waren eine der Ursachen der großen Beliebtheit dieser Legenden die zahlreichen Details der geschlechtlichen Versuchungen, denen sich die Heiligen häufig ausgesetzt sahen; doch besiegten sie dieselben gewöhnlich und das einzige Beispiel des Gegentheils ist das des heiligen Makarius. Dieser Heilige nämlich beschloß, als er bereits ein höheres Alter erreicht hatte, sich von der Welt zurückzuziehen und seine Frau und Familie sich selbst zu überlaßen. Der Engel Raphael nun wies ihm eine furchtbare Einöde an, wo er eine von zwei jungen Löwen, welche ihre Mutter ausgesetzt hatte, bewohnte Höhle zu seinem Aufenthaltsorte erwählte. Nachdem er in derselben einige Jahre verlebt hatte, wurde der Teufel eifersüchtig auf seine Tugend und verführte ihn unter der Gestalt eines schönen Frauenzimmers, welche jener, wie bekannt, sehr gewöhnlich annimmt. Der heilige Makarius bemerkte jedoch alsbald den ganzen Umfang der Sünde, zu der er war verlockt worden, und gerieth, wie man sich leicht denken kann, in die größte Bestürzung; und auch die Löwen, wenngleich sie nicht die ganze Kalamität erkannten, nahmen so großen Anstoß an seinem Betragen, daß sie die Höhle verließen. Sie kehrten indeß bald wieder zurück und machten eine Grube von der Länge eines Menschen, worauf der reuige Sünder, welcher merkte daß die Thiere nach einem solchen Vergehen wie das seinige diese Art Buße für die passendste hielten, sich in die Grube legte und von den Löwen mit großer Feierlichkeit und unter vielen Wehklagen, die sie ausstießen, ganz mit Erde bedecken ließ, so daß nur Kopf und Arme frei blieben. In dieser Lage blieb er drei Jahre, während welcher Zeit er sich von den Kräutern nährte, die er mit den Händen erreichen konnte. Nach Verlaufe dieser Zeit erschien — wer anders als seine beiden Löwen, welche ihren alten Herrn mit derselben Ernsthaftigkeit wieder ausgruben, die sie bei seinem Begräbnisse bewiesen hatten. Der Heilige nahm dieß als ein Zeichen an, daß seine Sünden vergeben seien, welche Vermuthung durch das Erscheinen unsres Heilandes am Eingange der Höhle bestätigt wurde. Fortan traute Makarius keinem Weibe mehr, und in der That mußte die Enthaltsamkeit der Heiligen ihre kräftigste Unterstützung darin finden, daß sie wußten wie leicht der Teufel diese bezaubernde Gestalt annahm, und beständig fürchteten auf diese Weise in die Arme des allgemeinen Feindes des Menschengeschlechtes gelockt zu werden. —

Legenden wie die oben erwähnten, welche hauptsächlich von lateinischer Erfindung waren, fanden wahrscheinlich unter den mildern und vernunftgemäßern Einrichtungen des heiligen Benedikt, des ersten Gründers der Mönchsorden, nur wenig Unterstützung; allein in späterer Zeit zog man sie aus ihrer Dunkelheit hervor, um damit dem Systeme der asketischen Schüler des heiligen Franziskus Vorschub zu leisten.

Außer den **lateinischen** Legenden wurden jedoch auch von Zeit zu Zeit durch die Mönche der **griechischen** Kirche viele derartige erdichtete Geschichten nach Frankreich und Italien verpflanzt. Diese Mönche waren aber mit den morgenländischen Dichtungen und Fabelweisen genau vertraut, und daher finden wir auch, daß die Legenden des Abendlandes, in Folge der Nachahmung jener, ihnen sowohl in der Anlage als den Ausschmückungen der Erzählung sehr häufig gleichen. Sogar die älteren Lebensbeschreibungen von Heiligen, welche man nach Konstantinopel übergeführt hatte, wurden dort in's Griechische übertragen und mit neuen Zuthaten von morgenländischer Erfindung versehen, in welcher Gestalt sie nach Europa zurückkehrten und, ihrer ursprünglichen Sprache wiedergegeben, die einfacheren Urschriften verdrängten. Andere lateinische Legenden endlich, die noch später verfaßt wurden, erhielten ihre Ausschmückungen direkt aus der arabischen Märchenwelt, welche bereits zu jener Zeit in Europa allgemeinen Eingang gefunden hatte.

Derartige romantische Dichtungen nun waren ganz vortrefflich darauf berechnet, den Aberglauben zu fördern und zu verbreiten, obwohl wahrscheinlich auch viele extravagante Vorstellungen sich in den überspannten Köpfen der Verfasser solcher Schriften von selbst erzeugten, so wie andererseits jene Zeit der Unwissenheit und bereitwilligen Glaubens das für wirklich vorgefallen

nahm, was zuweilen bloß Allegorie sein sollte. Der böse Geist, welcher den Mönchen und Anachoreten bei Tisch und im Bette so viel zu schaffen machte, mag bloß bedeutet haben, daß wir selbst in der Wüste vergeblich Ruhe suchen und daß uns in der Oede der Einsamkeit Versuchungen und Leidenschaften jederzeit eben so heftig verfolgen und bestürmen, wie in dem Geräusche der Welt. Die Nachahmer jedoch, die mehr Leichtgläubigkeit als Scharfsinn besaßen, erfanden rasch ähnliche Geschichten, welche weder Belehrung gewährten, noch als Allegorieen betrachtet werden konnten. —

Die große Vorrathskammer frommer Dichtungen scheint die

Legenda Aurea

des Jacobus de Voragine, eines genuesischen Dominikaners, gewesen zu sein, ein Werk, welches den Beinamen „golden," eben so wie der Esel des Apulejus, wegen seiner Beliebtheit erhielt. Ein ähnliches Werk, welches Simon Metaphrastes gegen Ende des zehnten Jahrhunderts in griechischer Sprache verfaßte, war das Vorbild dieses Erzeugnisses des dreizehnten Jahrhunderts, welches Lebensbeschreibungen einzelner Heiligen enthält, deren Geschichte entweder bereits schon früher dargestellt worden oder doch durch Ueberlieferung bekannt war. Die goldene Legende besteht jedoch nicht bloß aus dergleichen Lebensbeschreibungen, sondern ist auch, wie es am Schlusse heißt, mit vielen anderen schönen und seltsamen Geschichten ausgeschmückt, die wahrscheinlich den Gesta Lombardorum [287]) und anderen Quellen entnommen wurden, welche theils zu obskur, theils zu umfangreich sind, als daß man sie so leicht sollte auffinden können; und einer der ursprünglichen Titel der Legenda Aurea lautete auch wirklich Historia Lombardica. Das Werk des Jacobus de Voragine wurde von Jean de Vignai in's Französische übersetzt, und war eins von den drei Büchern, aus denen Caxton seine Golden Legend zusammentrug.

Aus dem Vorrathshause des Jacobus de Voragine wurde späterhin die Geschichte allbekannter Heiligen ausgezogen; denn dort finden wir die Erzählung vom Ritter St. George und dem Drachen, so wie von den Siebenschläfern [de Septem Dormientibus] zu Ephesus; eine Sage, die sogar Gibbon nicht verschmäht hat in seiner Geschichte [c. 33.] anzuführen, und die so allgemein ist, daß sie sogar im Koran [s. Gräße 2, 3, 136 μ. vgl. auch Maßmann, zur Kaiserchronik V. 6437 ff] erzählt wird. Auch das Leben des Paulus von Theben, welches ursprünglich der heilige Hieronymus beschrieben hatte, treffen wir in der Legenda aurea an, und der Auszug, den Porson in seinen Letters to the Archdeacon Travis (p. 30.) davon giebt, mag hier als Probe von derjenigen Art von Ereignissen stehen, welche das in Rede stehende Werk seinen Lesern bietet.

„Antonius hielt sich für den vollkommensten Einsiedler der Welt, bis ihm endlich in einer Vision gesagt wurde, daß es einen noch viel vollkommneren gäbe als er wäre, und daß er sich auf den Weg machen müße, um diesen Fürsten der Anachoreten zu besuchen, welchem Befehle auch Antonius alsbald Folge leistet. Indem er nun so durch die Wüste einherzieht, sieht er einen Centauren; bei welcher Gelegenheit der heilige Hieronymus sich einen bescheidenen Zweifel erlaubt, ob dieses Unthier ein natürliches Erzeugniß der an Ungeheuern reichen Wüste war oder ob der Teufel diese Gestalt angenommen, um den heiligen Mann zu erschrecken. Bald darauf erblickt letzterer einen Satyr mit gehörnter Stirn und Bocksfüßen, welcher ihm zum Unterpfande des Friedens einige Datteln überreicht. Endlich nachdem sich Antonius ganz müde und erschöpft fühlt, findet er den Einsiedler auf, und während sie sich nun mit einander unterhalten, erscheint plötzlich — wer anders als ein Rabe mit einem Laibe Brot, welches er vor ihren Augen niederlegt. Alle Tage, sagt hierauf Paul zu Antonius, erhalte ich einen halben Laib; da du aber heute bei mir bist, so hat Christus seinen Kriegern eine doppelte Ration bewilligt." Auch theilt er dem Antonius mit, daß er die Annäherung seines Todes fühle und daher wünsche, in demjenigen Mantel begraben zu werden, welchen einst Antonius von Athanasius zum Geschenk erhalten hatte. Antonius macht sich daher in größter Eile auf den Weg um den Mantel herbeizuholen, findet jedoch bei seiner Rückkehr den Einsiedler bereits todt. Da war nun Noth am Mann; denn Antonius konnte weder Spaten noch Hacke finden, um ein Grab zu machen. Während er sich jedoch in dieser Verlegenheit befindet, nähern sich zwei Löwen mit einem so kläglichen Gebrülle, daß er wohl merken mußte, sie beweinten den Dahingeschiedenen nach ihrer ungebildeten Weise.

Hierauf begannen sie die Erde mit ihren Füßen aufzukratzen, bis sie ein Loch gemacht hatten, welches einen Menschen fassen konnte [388]), und nachdem Antonius seinen Freund begraben, kamen die beiden Löwen und baten ihn durch Gebärden und Schmeicheleien um seinen Segen, welchen er ihnen auch auf freundliche Weise ertheilte, worauf sie sich ganz vergnügt verabschiedeten." —

Der Trésor de l'Ame ist ungefähr von ähnlicher Beschaffenheit wie die Legenda Aurea. Er wurde aus dem Lateinischen in's Französische übersetzt und gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gedruckt [389]), war jedoch fast zweihundert Jahre früher verfaßt worden. Dieses Werk besteht aus einer Sammlung Geschichten, erzählt jedoch häufiger solche Wunder, welche die Heiligen bei gehöriger Anrufung nach ihrem Tode verrichtet haben als solche, die sie im Laufe ihres Lebens bewirkten. Die längste Geschichte ist ein Bericht von St. Patrick's Fegefeuer, dessen auch in der Legenda aurea [in der Vita Scti Patricii] Erwähnung geschieht, welches aber hier nach der Erzählung eines spanischen Ritters, der zur Büßung seiner Verbrechen dorthin gesandt worden war, ausführlich beschrieben wird [vergl. weiter unten S. 316.]. —

Außer den Heiligenlegenden waren im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte auch noch eine Art geistlicher Erzählungen

Contes Devots

in Frankreich in Umlauf. Diese verfaßte man wahrscheinlich in der Absicht, den Wirkungen der witzigen und unsittlichen Erzählungen der Trouveurs und Minstrels entgegenzuwirken. Sie waren meist das Erzeugniß von Mönchen, welche die Ungereimtheiten, die sie hörten, glaubten oder keinen Anstand nahmen noch neue dazu zu erfinden, um den Ruf der Reliquien ihrer Klöster zu erhöhen.

Die älteste Sammlung solcher geistlichen Erzählungen wird von Einigen dem Odo de Ceriton [oder Shirton], einem englischen Mönche des zwölften Jahrhunderts, von Andern jedoch dem Hugo de St. Victoire, einem Pariser, zugeschrieben [389a]). Sie enthält eine Mischung äsopischer Fabeln mit mannigfachen frommen und profanen Geschichten. So z. B. finden wir darin eine lange Geschichte von einer Art Zaunkönig, die nach dem heiligen Martin genannt wird. Eines Tages nämlich saß ein solches Vögelein, welches lange dünne Beine hatte, auf einem Baume und rief in der Fülle seines Stolzes aus: „Was kümmert's mich, wenn auch der Himmel einstürzt denn vermittelst meiner starken Glieder werde ich ihn schon emporhalten können." Währenddessen fiel ein Blatt vom Baume; alsbald flog der thörichte Pralhans davon, indem er ausrief: „Heiliger Martin, heiliger Martin, hilf deinem armen Vögelein" [389b]).

Le Grand [5, 13sqq.] erwähnt noch zwei spätere Sammlungen geistlicher Erzählungen in französischen Versen. Die erste derselben ist von Coinsi oder Comsi, Prior eines Klosters zu Soissons, welcher im Jahre 1236 starb. Viele von den Geschichten dieser Kompilation waren ursprünglich von Hugues Farsi, gleichfalls einem Mönche zu Soissons in lateinischer Sprache geschrieben worden, und größtentheils beziehen sie sich auf Wunder, welche in der Umgegend von Soissons durch die heilige Jungfrau und in Ermangelung dieser durch einen ihrer in dem Kloster aufbewahrten Pantoffel bewirkt wurden. Diese Geschichten also hat Comsi in französische Reime gebracht, und noch einige andere über fromme Gegenstände, die mündlich in Umlaufe waren oder die er selbst erfand, hinzugefügt und dem ganzen den Titel Miracles de Notre Dame gegeben. Der Teufel, welcher, wie der Verfasser selbst berichtet, erbittert gegen ihn war, weil er fürchtete daß das Werk ihm viel Schaden thun würde, versuchte eines Tages ihn zu ersticken; glücklicherweise jedoch fand er noch Zeit ein Kreuz zu schlagen. Gleichwohl stahl ihm der Böse einige Zeit nachher einige schätzbare Reliquien, die er besaß. —

Die zweite Kompilation, welche Le Grand erwähnt, ist betitelt Vies des Pères, entweder weil sie die geistlichen Abenteuer der Einsiedler erzählt, oder weil sie zum Theile aus der Vies des Pères du Désert [s. Anmerk. 386.] ausgezogen sind. Die Erzählungen dieser Sammlung sollen nach Le Grand die des Comsi, sowohl in der Auswahl der Gegenstände, als in der Art der Erzählung bei weitem übertreffen. Ihnen hat daher Le Grand die besten derjenigen Geschichten entnommen, welche er als eine Art von Fortsetzung oder Supplement zu seinen Contes et Fabliaux (im V. Bd.) unter dem Titel Contes Devots herausgegeben hat.

In der früheren Zeit waren die Lebensbeschreibungen der Heiligen und die durch die Reliquien derselben bewirkten Wunder die Lieblingsgegenstände gewesen; gegen Ende des eilften und im Laufe der folgenden Jahrhunderte jedoch bildeten die Wunder der heiligen Jungfrau das gewöhnliche Thema. Ihr nämlich wurde zu jener Zeit in Frankreich eine besondere Ehrfurcht erwiesen; ihr zu Ehren wurden auch eine Menge Kathedralen und Klöster errichtet, und sie wurde der Gegenstand der eifrigsten Verehrung. Daher auch erscheint sie als die Heldin der Geschichten des Farsi, der metrischen Erzählungen des Comsi und der Vies des Pères. In allen diesen Werken wird ihr eine unendliche Liebe zu den Menschen zugeschrieben, eine fast allmächtige Gewalt im Himmel und eine große Geneigtheit nicht nur die Seelen zu erretten, sondern sogar den Ruf der größten Verbrecher unverletzt zu erhalten, vorausgesetzt nämlich, daß sie ihr die gehörige Ergebenheit und Ehrfurcht erwiesen hatten.

So wird erzählt [De la Sacristine], daß einst eine junge hübsche Nonne Pförtnerin eines Klosters war und auch das Amt hatte, täglich zu den Metten zu läuten. Auf dem Wege nach der Kapelle, woselbst dieß geschah, mußte sie durch einen langen Gang gehen, in welchem sich ein Bild der Jungfrau befand, das sie dann niemals mit einem Ave zu begrüßen unterließ. Inzwischen hatte es der Teufel auf das Verderben dieser jungen Nonne abgesehen und flüsterte ihr hinterlistig in's Ohr, daß sie in der Welt viel glücklicher sein würde, als in diesem ewigen Gefängnisse; daß bei der Schönheit und Jugend, die sie besäße, sie sich jedes Vergnügen verschaffen könnte und daß sie endlich Zeit genug hätte, sich in ein Kloster einzusperren, wenn ihre Reize durch das Alter geschwunden wären. Zu gleicher Zeit bewirkt auch der Teufel, daß sich der Kaplan in die Nonne verliebt, die er so verführt hatte und die, auf dergleichen Bewerbungen vorbereitet, sich leicht überreden läßt mit ihm zu entfliehen. Zu diesem Zwecke bestellt sie den Kaplan für die folgende Nacht nach der Klosterpforte, wohin auch sie sich zur bestimmten Zeit begiebt. Indem sie jedoch in den Gang bei der heiligen Jungfrau vorüberkommt und wie gewöhnlich ein Ave sagt, findet sie an der Pforte eine Frau von strengem Angesichte, welche ihr nicht gestattet weiter zu gehen. Da sich dieß auch in der folgenden Nacht wiederholt, so schickt der ungeduldig gewordene Kaplan einen Abgesandten, der sich über ihr Ausbleiben beklagen solle, und auf diese Weise von dem Grunde desselben in Kenntniß gesetzt, räth er ihr ohne ihr gewöhnliches Ave durch den Gang zu gehen und sich sogar von dem Bilde der Maria abzuwenden. Die Nonne ist jedoch noch nicht verhärtet genug diesen Rath zu befolgen, sondern begiebt sich auf einem andern Wege nach der Pforte und findet natürlich kein Hinderniß weiter auf ihrer Flucht mit dem Kaplan.

Dennoch waren die Ave's, die sie seit ihrem Eintritte in das Kloster gesagt hatte, nicht ganz weggeworfen; denn unsere liebe Frau hatte beschlossen, daß die Schande einer so treuen Dienerin nicht offenkundig werden sollte. Sie nimmt daher die Gestalt und die Kleider ihrer flüchtigen Magd an und erfüllt während der Abwesenheit derselben auf das eifrigste alle ihre Pflichten, indem sie die Sakristeigewänder bewahrt, die Glocken läutet, die Lampen anzündet und auf dem Chore singt. —

Nach zehen Jahren weltlicher Zerstreuung verläßt die entflohene Nonne, eines solchen Lebens überdrüßig geworden, den Gefährten ihrer Flucht und faßt den Entschluß nach dem Kloster zurückzukehren und Buße zu thun. Auf dem Wege dorthin gelangt sie des Nachts nach einem nicht weit davon entfernt liegenden Hause und wird gastfreundlich aufgenommen. Während des nach dem Abendbrote beginnenden Gespräches nimmt sie Veranlaßung zu fragen, was man von der Pförtnerin des benachbarten Klosters sage, welche vor ungefähr zehen Jahren mit dem Kaplane entflohen sei. Der Hausfrau giebt jedoch diese Frage großen Anstoß und sie erwiedert, daß man noch nie eine fleckenlose Tugend auf solche Weise verläumdet hätte; daß die in Rede stehende Nonne ein vollkommenes Muster von Heiligkeit wäre und der Himmel selbst dafür Zeugniß abzulegen schiene, dieweil sie täglich Wunder verrichte.

Diese Rede war für die reuevolle Büßerin ein geheimnißvolles Räthsel; sie bringt die Nacht in Gebet zu und begiebt sich am folgenden Morgen in großer Aufregung nach der Pforte des Klosters. Eine Nonne erscheint und fragt nach ihrem Namen. „Ich bin eine große Sünderin und komme hierher um Buße zu thun," erwiedert Jene, und gesteht hierauf ihre Flucht und die Vergehungen ihres bisherigen Lebens. „Ich, versetzt hierauf die vorgebliche Nonne, bin Maria, der du einst

so treu dientest und die dafür hier deine Schande verborgen gehalten hat." Die heilige Jungfrau theilt ihr alsdann mit, daß sie in der ganzen Zeit ihrer Abwesenheit ihre Verrichtungen versehen, ermahnt die Nonne zur Buße und giebt ihr die klösterlichen Gewänder wieder, die sie bei ihrer Flucht zurückgelaßen hatte. Hierauf verschwand die heilige Jungfrau und die Nonne trat ihre Funktionen wieder an, ohne daß irgend Jemand ahnte, was vorgefallen war, und nimmer auch hätte man etwas davon erfahren, wenn sieselbst nicht es später offenbart hätte. Die Klosterschwestern liebten sie jedoch wegen dieses Abenteuers nur desto mehr und achteten sie doppelt hoch, da sie sich offenbar unter dem besondern Schutze der Mutter Gottes befand.

In dieser Erzählung, von welcher es mehrere metrische Bearbeitungen giebt und die sich auch im Trésor de l'Ame befindet[369e]), fungiert die heilige Jungfrau, wie man gesehen hat, als Hausdienerin; in einer andern übernimmt sie die Rolle einer Ehestifterin [Du Bourgeois qui aima une Dame] und in einer dritten versieht sie das Amt einer Hebamme bei einer Aebrissin, welche schwach und unklug gewesen war [De l'Abbesse qui devint enceinte][390]); ja sie wird gewöhnlich in der Verrichtung der erniedrigendsten Funktionen und zwar für die verwerflichsten Personen dargestellt.

Während nun so in diesen Geschichten die heilige Jungfrau die Heldin ist, spielt gewöhnlich der Teufel die männliche Hauptrolle. So zum Beispiel [Du Sacristain][390a]) wünschten einmal die Mönche eines gewissen Klosters die Thür ihrer Kirche zu verzieren. Der Sakristan, welcher sich auf die Skulptur verstand, brachte daher über demselben ein schönes Bildniß der heiligen Jungfrau an, und da in den meisten Kirchen, welche zur Zeit dieser geistlichen Romanschreiber geschrieben wurden, in der Nähe des Einganges eine Vorstellung des Jüngsten Gerichtes zu sehen war, so führte auch unser Sakristan eine solche aus, auf welcher unser Heiland mit den Erwählten zur Rechten und den Verdammten zur Linken erschien. Unter den letztern befand sich auch der Teufel mit einem eisernen Haken bewaffnet und von so scheußlichem Aussehen, daß ihn Niemand ohne Entsetzen anschauen konnte. Das Original, beleidigt über die Freiheiten, die sich der Künstler mit seiner Gestalt erlaubt, begab sich eines Tages zu demselben und frug ihn, warum er ihn so häßlich abgebildet hätte. Der Sakristan sagte ihm rund heraus, daß er dieß aus persönlicher Abneigung und in der ausdrücklichen Absicht, Haß gegen ihn zu erwecken, gethan. Diese Gründe erschienen jedoch dem Erzfeinde nicht genügend und er drohte jenem mit seiner Rache, wenn er im Laufe des Tages die in Rede stehende Figur nicht abändere. Als nun der Teufel am nächsten Morgen sich einstellte, um die erwarteten Abänderungen in Augenschein zu nehmen, fand er den Künstler auf einem Gerüste stehend und damit beschäftigt das Entsetzliche der Abbildung noch zu vermehren. „Da du entschlossen scheinst mein Feind zu sein, rief der gereizte Satan bei diesem Anblicke aus, so wollen wir doch einmal sehen, wie du springen kannst" und mit diesen Worten warf er das Gerüst über den Haufen. Der Sakristan jedoch hatte nicht so bald die heilige Jungfrau zu seinem Beistande angerufen, als ihr Bild die Hände nach ihm ausstreckte, und nachdem es ihn eine Zeit lang in der Luft schwebend erhalten, um den Zuschauern Muße zu gewähren, damit sie dieses schöne Mirakel gehörig anstaunen konnten, setzte es ihn zu des Teufels unendlicher Schmach und Kränkung sanft auf die Erde nieder.

Obgleich nun durch diesen Vorfall gedemüthigt, gab der Böse gleichwohl seine Rachgedanken noch nicht auf, sondern entwarf einen neuen Plan, welcher wenigstens seinem Scharfsinne mehr Ehre machte, als das Umwerfen des Gerüstes. In der Nähe des Klosters nämlich wohnte eine junge fromme Wittwe, zwischen welcher und dem Sakristan der Versucher eine gegenseitige Neigung erweckte. Die Liebenden beschloßen daher in ein fremdes Land zu fliehen und mit dieser Absicht verband der Mönch auch noch das löbliche Projekt die Klosterschätze mitgehen zu heißen. Sie entwichen daher zur festgesetzten Stunde und der Sakristan führte, wie er sich vorgenommen, das Kreuz, die Kelche und die Rauchfässer mit sich fort. Inzwischen war der Teufel auf der Lauer, und kaum hatte sein Feind den Umkreis des Klosters verlaßen, so durchlief er alle Gänge desselben und rief mit lauter Stimme aus, daß der Sakristan mit den Schätzen des Klosters durchgienge. Die Fliehenden wurden verfolgt und eingeholt, die Wittwe jedoch unbelästigt entlaßen. „Dieß, bemerkt hierbei der Verfasser, würde heutzutage nicht geschehen; denn es giebt jetzt nur wenige Mönche, die sich die Verlegen-

heit der schönen Gefangenen nicht zu Nutze gemacht haben würden."

Was jedoch den Sakristan betrifft, so wurde er alsbald in's Gefängniß geführt. Dort nun erschien ihm plötzlich der Teufel, um ihn in seinem Unglücke zu verhöhnen, zugleich indeß schlug er ein Mittel der Aussöhnung vor. „Schaffe die abscheuliche Figur fort, die du von mir gemacht hast und gieb mir statt dessen ein hübsches Aussehen, dann verspreche ich dir, dich aus deiner Verlegenheit zu befreien." Dieß Anerbieten war für den Mönch zu verführerisch und alsobald fielen seine Ketten ab, worauf er sich nach seiner Zelle begab und dort zu Bette gieng. Am nächsten Morgen waren seine Brüder im höchsten Grade überrascht, als sie ihn frei umhergehen und mit seinen gewöhnlichen Verrichtungen beschäftigt sahen. Sie ergriffen ihn alsbald und brachten ihn nach dem Kerker zurück; wie groß aber war ihr Erstaunen, als sie den Teufel an der Stelle des Sakristans erblickten, mit gesenktem Haupte, die Arme auf der Brust gekreuzt und mit allen Zeichen der Reue und Zerknirschung. Man unterrichtete hiervon den Abt, der sich sogleich in Prozession mit Kreuz und Weihwasser nach dem Kerker begab. Der Teufel mußte nun, wie sich von selbst versteht, nolens volens Reißaus nehmen, faßte jedoch vorher den Abt bei der Kapuze und führte ihn mit sich in die Luft. Zum Glücke für den heiligen Mann aber war er so feist, daß er aus seiner Kutte heraus und nackt in die Mitte der Versammlung fiel, während der Teufel bloß jenes Kleidungsstück davontrug, welches ihm überdieß wegen seiner Hörner vollkommen nutzlos war.

Natürlich glaubte man nun, daß der Teufel auch den Kirchenraub in der Gestalt des Sakristans begangen hatte, welcher letztere bald nachher sein Versprechen erfüllte und eine schöne Bildsäule von seinem alten Feinde und neulichen Erretter verfertigte. „Diese Geschichte, fügt der Verfasser hinzu, wurde alle Jahre in dem Kloster der Karmelitermönche zu ihrer Erbauung vorgelesen."

Die Mönche pflegten dem Teufel gewöhnlich eine menschliche, jedoch sehr häßliche und abschreckende Gestalt zu geben. In den Miniaturgemälden der Handschriften, den Gemälden der Klöster und Abbildungen über den Thoren und Fenstern erscheint er jederzeit als ein schwarzer abgelebter Mann mit einem langen Schwanze und Klauen an Händen und Füßen, und man glaubte, daß es ihm schwere Kränkung bereite sich so dargestellt zu sehen. —

Eine der berühmtesten der geistlichen Erzählungen ist die De l'Hermite qu'un Ange conduisit dans le Siècle. Sie befindet sich nicht in der Sammlung des Comsi, sondern in den Vies des Pères, woraus Le Grand [5, 211.] einen Auszug davon gegeben hat.

Ein Einsiedler nämlich, welcher seit seiner frühesten Jugend in Einsamkeit und Buße gelebt hatte, begann endlich gegen den Himmel zu murren, weil er ihn nicht zu einer jener glücklichen und glänzenden Stellungen erhoben hatte, von denen er zuweilen, wenn er Almosen einsammelte, Zeuge war. Warum doch, dachte der Einsiedler, überhäuft der Schöpfer diejenigen mit seinen Wohlthaten, welche ihn vernachläßigen? Warum läßt er seine treuen Knechte in Armuth und Verachtung? Warum hat er, der die Welt geschaffen, nicht auch alle Menschen gleich gemacht? Warum diese ungleiche Vertheilung von Glück und Elend?"

Um diese Zweifel zu lösen beschließt der Einsiedler seine Klause zu verlaßen und in der Welt Jemand aufzusuchen, der sie ihm aufzuklären vermöchte. Er ergreift daher seinen Stab und macht sich auf den Weg. Kaum jedoch hat er seine Hütte verlaßen, als er einen Jüngling von einem angenehmen Aeußern antrifft, welcher die Kleidung eines Sergent trug, (eine Benennung, die einen jeden Kriegs- oder Civilbeamten bezeichnete) der in der That aber ein Engel in irdischer Gestalt war. Nachdem sie einander begrüßt, theilt der Himmelsbewohner dem Einsiedler mit, daß er seine Freunde in dieser Gegend besuchen wolle, und da er schon lange allein einhergezogen wäre, so würde es ihm lieb sein einen Gefährten auf seinem weitern Wege zu finden. Der Einsiedler, dessen Absicht mit der des Fremden gänzlich übereinstimmte, erbot sich ihn zu begleiten, worauf sie ihre Reise miteinander fortsetzten.

Indem sie nun so durch einen Wald einherziehen, überfällt sie die Nacht; glücklicherweise jedoch erblicken sie eine Einsiedelei und bitten den Bewohner derselben um Aufnahme Diese wird ihnen bereitwillig gewährt und der Klausner bewirthet sie auch überdieß so gut er es vermag. Als aber die Zeit des Gebetes erschien, bemerken die Gäste, wie ihr Wirth sich bloß damit beschäftigt, einen kostbaren Becher zu reinigen und zu putzen, aus dem sie bei ihrer Mahlzeit getrun-

ken hatten. Der Engel giebt Acht, wohin jener ihn legt, steht bei Nacht auf, verbirgt ihn und nimmt ihn am folgenden Morgen, ohne ein Wort zu sagen, mit sich fort. Unterweges theilt er seinem Reisegefährten mit, was er gethan, worauf dieser ihn umzukehren und den Becher dem Eigenthümer wieder zuzustellen bittet. „Bleib', versetzt der Engel, ich hatte meine Gründe, so zu handeln und du wirst sie bald erfahren; vielleicht wirst du in meinem Benehmen noch manchmal Anlaß zum Erstaunen finden; jedoch was du auch sehen magst, wisse, ich thue es nicht ohne Absicht." Der Einsiedler schwieg und folgte seinem geheimnißvollen Gefährten weiter nach.

Ermüdet von der Reise und ganz durchnäßt, denn es hatte den Tag über geregnet, betraten sie nun eine volkreiche Stadt; da sie jedoch kein Geld hatten, so giengen sie von Thür zu Thür und flehten um ein Obdach. Aber vergebens, denn Dom Argent, den die englischen Minstrels Sir Penny [390b]) nennen, wurde damals (wie die Erzählung sagt) und wird noch jetzt mehr geliebt als Gott. Obgleich der Regen anhielt, so mußten sie sich gleichwohl auf der Außentreppe eines Hauses niederlegen, welches einem reichen Wucherer gehörte, der kaum einen Heller weggegeben haben würde und hätte er sich damit das Paradies erkaufen können. In diesem Augenblicke erschien er am Fenster; da ihn jedoch die Reisenden um Aufnahme anflehten, schloß er es wieder ohne sie einer Antwort zu würdigen. Ein Diener indeß, mitleidiger als sein Gebieter, erhielt endlich die Erlaubniß sie einzulaßen, ließ sie auf ein wenig Stroh unter der Treppe niederliegen, und brachte ihnen einen Teller mit Erbsen, die sein Herr beim Abendbrote übrig gelaßen hatte. Hier blieben sie die ganze Nacht in ihren nassen Kleidern ohne Licht und Feuer. Bei Tagesanbruch begab sich der Engel, ehe sie weiter zogen, zu dem Hausherrn und schenkte ihm den Becher, den er in der Nacht vorher entwendet hatte, worauf der Geizige ihnen voll Freude eine glückliche Reise wünschte. Unterweges natürlich äußerte der Einsiedler sein Erstaunen über das Thun seines Gefährten, wird indeß von diesem aufgefordert in seinem Urtheile vorsichtig zu sein.

Der Abend des dritten Tages nun brachte die Reisenden nach einem reichen Kloster, woselbst sie eine herrliche Aufnahme fanden. Bevor sie jedoch weiter zogen, steckte der Engel das Lager in Brand, auf dem sie geruht, so daß der Einsiedler, als sie einen nicht weit entfernten Hügel erstiegen hatten, das Kloster in vollen Flammen erblickte. Als nun sein Begleiter sich selbst ihm als den Thäter nannte, so verfluchte er die Stunde, da er einen solchen Bösewicht angetroffen, wurde jedoch wiederum von jenem wegen seiner unüberlegten Folgerungen zurechtgewiesen.

Die vierte Nacht endlich brachten sie in dem Hause eines wohlhabenden Bürgers zu. Ihr Wirth war ein ehrwürdiger Greis, der mit einem geliebten Weibe und einem einzigen Sohne von zehen Jahren ein glückliches Alter verlebte und besonders an dem Letztern seine größte Freude hatte. Er bewirthete die Reisenden auf das freundlichste und bot ihnen am nächsten Morgen ein herzliches Lebewohl.

Um jedoch die Landstraße zu erreichen, mußten sie viele Straßen der Stadt durchziehen und einen Fluß passieren. Unter dem Vorgeben seiner Unbekanntschaft mit dem Wege, bat der Engel den Greis seinen Sohn mitzuschicken, damit dieser sie bis zur Brücke begleite und ihnen den weitern Weg zeige. Bereitwillig weckte der alte Mann den Knaben, welcher alsdann fröhlich neben den Reisenden einhergieng. Als sie jedoch alle drei über die Brücke giengen, stieß der Engel das Kind in den Strom, der es alsbald in seinen Wogen begrub. „Mein Werk ist vollbracht," sprach hierauf der Engel. „Ich bin zufrieden mit mir; bist du es auch?" Letzterer jedoch floh alsbald in größter Eile, und auf dem freien Felde angelangt, setzte er sich nieder um seine Thorheit zu beweinen, daß er seine Hütte verlaßen; jetzt aber hätte ihn Gottes Strafe getroffen, indem er sich einem Dämon überliefert sähe, an dessen Verbrechen er unfreiwillig zum Mitschuldigen geworden wäre.

Während er nun so in seinen Klagen versenkt dasaß, kam der Engel wieder zu ihm und redete ihn also an: „In deiner Hütte hast du die geheimen Rathschläge Gottes angeklagt, du hast seine Weisheit bezweifelt und beschlossen, dir in der Welt über die unerforschliche Tiefe seiner Absichten Aufschluß zu erholen. Dein Verderben war unvermeidlich, hätte seine Güte dich verlaßen; jedoch hat er einen Engel gesandt dich zu erleuchten und mich zu diesem Amte ausersehen. Vergeblich indeß habe ich mich bemüht dir die Welt zu zeigen, die du aufsuchtest ohne sie zu kennen; denn du verstehst meine Lehren nicht und ich muß sie dir deutlicher erklären. Du hast ge-

sehen wie die Sorge um einen Becher den Sinn eines Einsiedlers erfüllte zu einer Zeit, wo er mit der Erfüllung der wichtigsten Pflicht hätte beschäftigt sein sollen; jetzt aber, nachdem ich ihm seinen Schatz geraubt, hängt seine Seele nicht mehr an dergleichen nichtigen Dingen und ist nur allein Gott ergeben. Ich habe den Becher dem Wucherer gegeben als Lohn für die Gastfreundschaft, die er uns erwiesen, weil Gott auch nicht die geringste Handlung unbelohnt läßt, sein Geiz aber einst bestraft werden wird. — Die Mönche des Klosters, das ich in Asche gelegt, waren ursprünglich arm und führten ein musterhaftes Leben; nachdem sie aber die unkluge Freigebigkeit frommer Menschen bereichert hatte, wurden ihre Sitten verdorben; in dem herrlichen Palaste, den sie sich erbauten, dachten sie bloß daran, neue Reichthümer zu erwerben oder sich auf jede mögliche Weise in die gewinnreichen Aemter des Klosters einzudrängen; wenn sie zusammenkamen, so geschah es nur, um sich durch Märlein und dergleichen nichtige Dinge zu belustigen; so daß auf diese Weise Ordnung, Pflicht und die kirchlichen Verrichtungen gänzlich vernachläßigt wurden. Nun aber hat sie Gott gezüchtigt und zu ihrer anfänglichen Armuth zurückgebracht; sie werden ein minder prächtiges Kloster erbauen, eine Anzahl Armer wird dabei ihren Unterhalt finden, die Mönche selbst aber, wiederum gezwungen, zu ihrem Unterhalte den Boden zu bearbeiten, werden wieder demüthiger und besser werden."

„Ich sehe ein, versetzte hierauf der Einsiedler, daß du in allen Dingen recht gethan; warum jedoch hast du das Kind getödtet, welches uns so bereitwillig diente? Warum hast du das hohe Alter des ehrwürdigen Greises, der uns mit Wohlthaten überhäufte, in Verzweiflung gestürzt?" „Jener Greis, versetzte der Engel, fand ehemals seine einzige Freude daran, Gutes zu thun; da aber sein Sohn heranwuchs, wurde er nach und nach geizig, in dem thörichten Wunsche, ihm ein großes Vermögen zu hinterlaßen. Nun aber ist das Kind rein von Sünden gestorben und unter die Engel aufgenommen worden; der Vater aber wird zu seinem frühern Wandel zurückkehren und sein Kind im Himmel wiederfinden; wohingegen sie ohne meine That, die dir ein Verbrechen schien, beide die ewige Seligkeit hätten verlieren können. Dieß also sind die geheimen Rathschlüsse Gottes, da du sie einmal wissen willst; jedoch erinnere dich stets, daß sie dir einst Anstoß gewährten. Kehre darum in deine Hütte zurück und thue Buße; denn ich steige wieder zum Himmel empor."

Bei diesen Worten verließ der göttliche Bote die irdische Gestalt, die er angenommen hatte, und verschwand. Der Einsiedler aber warf sich alsbald in den Staub und dankte Gott für den väterlichen Verweis, den seine Gnade ihm hatte zu Theil werden laßen; hierauf kehrte er in seine Klause zurück und führte fortan ein so heiliges Leben, daß er sich nicht nur die Vergebung seines Fehltrittes, sondern auch den höchsten Lohn erwarb, welcher einem tugendhaften Leben verheißen ist.

Diese Erzählung bildet das achtzigste Capitel der Gesta Romanorum, woselbst jedoch der Brand des Klosters ausgelaßen und an dessen Stelle die Erwürgung des Kindes in der Wiege getreten ist, während ein anderes Opfer in den Strom gestürzt wird. Aehnliches findet sich in den Sermones de Tempore eines deutschen Mönches des fünfzehnten Jahrhunderts [390a]). Auch in Howell's Letters (B. 4. let. 4.), welche 1650 zum ersten Male erschienen, ist diese Geschichte mit einigen Abweichungen erzählt, jedoch, wie dort gesagt wird, aus Sir Philipp Herbert's Conceptions entnommen. In dieser Version stürzt der Engel beim Beginn der Reise einen Mann in den Fluß, welcher in der folgenden Nacht seinen Herrn berauben wollte; hierauf erwürgt er das Kind, und dann folgt die Geschichte mit dem Becher. Zuletzt begegnen die Reisenden einem Kaufmanne, der sie um den Weg befragt, aber von dem Engel irre geführt und dadurch vor Beraubung bewahrt wird. Diese Reihenfolge findet sich, wie ich glaube, in keiner andern Darstellung dieser Geschichte, bildet jedoch keineswegs eine glückliche Steigerung. — Die in Rede stehende Erzählung ist ferner in den Dialogues [P. I. Dial. 2] des platonischen Theologen Henry More enthalten, ebenso in Voltaire's Zadig [ch. 20.], l'Hermite [391]) und bildet gleicherweise den Stoff von Parnel's Hermit. Dieß Gedicht ist der Version der Gesta Romanorum ähnlicher als irgend einer andern, hat aber in der Ausführung durch eine vollständigere Entwickelung der Sittenlehren, durch eine glücklichere Anordnung der göttlichen Fügungen, und indem es die Entdeckung des Engels bis zum Schlusse verschiebt, eine bedeutende Verbesserung erhalten. Andererseits kann man mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die

Entwendung des Bechers, wie sie in dem obigen Conte Devot dargestellt wird, den Einsiedler von seiner nicht sehr löblichen Gewohnheit, ihn zur Zeit des Gebetes zu putzen, geheilt und der Brand des Klosters die darin eingeschlichene Ueppigkeit und Misbräuche auf wirksame Weise ausgerottet habe. Wie jedoch Parnel den Vorfall mit dem Becher behandelt, muß er ungenügend erscheinen, sowohl zur Besserung des eitlen Mannes, dem er genommen, als zu der des Geizigen, dem er gegeben wird.

Der erste Keim zu dieser allgemein beliebten und weitverbreiteten Geschichte findet sich, obgleich in einer sehr rohen und unvollkommenen Gestalt, in dem achtzehnten Capitel [v. 64 ff.] des Korans, welches betitelt ist „die Höhle.“ Dort wird nämlich erzählt, daß Moses, als er die Kinder Israel durch die Wüste führte, an dem Zusammenflusse zweier Seeen den Propheten Al Chidr antraf. Er redete ihn an und bat ihn, daß er ihn unterrichten möchte; worauf jener antwortete: „Fürwahr, du kannst gewiß nicht geduldig ausharren bei mir, denn wie willst du diejenigen Dinge geduldig ertragen, deren Wissenschaft du nicht begreifen kannst?“ Und Moses versetzte: „Du sollst mich geduldig finden, so Gott will; ich werde dir auch in keinem Stücke ungehorsam sein.“ Jener antwortete: „Wo du mir ja nachfolgen willst, so frage mich um nichts eher, als bis ich dir die Bedeutung davon anzeige.“ So giengen sie beide fort, bis sie zu einem Schiffe kamen, und in dieses machte er ein Loch. Da sprach Moses: „Wie hast du ein Loch darein gemacht, daß du das Schiffsvolk ersäufest? Du hast ein seltsam Ding gethan.“ Jener aber antwortete: „Hab' ich dir's nicht gesagt, daß du nicht bei mir geduldig ausharren könnest?“ Und Moses sprach: „Sei doch nicht unwillig auf mich, daß ich's vergessen habe und lege mir keine Schwierigkeit auf in dem, was mir befohlen worden.“ Da sie nun das Schiff verlaßen, giengen sie fort, bis sie einen Jüngling antrafen. Denselben tödtete Jener. Worauf Moses sprach: „Hast du nun einen unschuldigen Menschen getödtet, ohne daß er Jemand umgebracht hat? Da hast du eine ungerechte That begangen.“ Jener aber antwortete: „Hab' ich dir's nicht zuvorgesagt, du werdest bei mir nicht geduldig aushalten?“ Und Moses versetzte: „Wann ich nach diesem dich um etwas befrage, so behalte mich nicht mehr in deiner Begleitung. Nun hast du von mir eine Entschuldigung vernommen.“ Hierauf giengen sie weiter fort, bis sie zu den Einwohnern einer gewissen Stadt kamen. Von diesen Einwohnern forderten sie Speise, diese aber weigerten sich, sie zu beherbergen. Da fanden sie darinnen eine Mauer, die einfallen wollte, und er richtete sie auf. Moses aber sprach: „Wenn du gewollt, hättest du einen Lohn dafür bekommen.“ Er aber sprach: „Dieses soll nun die Scheidung sein zwischen dir und mir. Doch will ich dir zuvor die Bedeutung dessen anzeigen, was du von mir nicht geduldig und ohne Fragen ertragen konntest. Was das Schiff betrifft, so gehörte es armen Leuten, die ihr Gewerbe auf dem Meere treiben. Ich wollte es aber unbrauchbar machen, weil ein König als Seeräuber hinter ihnen war. Den Jüngling anlangend, so waren seine Eltern rechtgläubig; wir besorgten aber, er möchte sie verleiten seine Irrthümer und seinen Unglauben zu ertragen oder anzunehmen; daher wir wünschten, daß ihr Herr ihnen einen bessern Sohn schenken möchte, der gerechter wäre und mehr gute Neigung gegen sie hätte. Was aber die Mauer angeht, so gehörte sie zweien jungen Waisen in der Stadt und unter derselben lag ein Schatz verborgen, der ihnen gehörte, und weil ihr Vater fromm war, so gefiel es deinem Herrn, daß sie zu ihrem völligen Alter kämen und sie selbst jenen Schatz hervorlangen könnten durch die Barmherzigkeit deines Herrn. Also habe ich, was ich gethan, nicht nach meinem eigenen Willen gethan und dieß ist die Auslegung dessen, was du nicht mit Geduld ertragen konntest.“ —

Noch verschiedene andere Contes Devots haben, ebenso wie die Geschichte von dem Einsiedler, eine löbliche moralische Tendenz. Bei der Mehrzahl jedoch ist ganz das Gegentheil der Fall, da es die Absicht derselben ist den Lesern einzuschärfen, daß die lasterhaftesten Menschen sich durch das Hersagen einer Anzahl von Ave's die Seligkeit erwerben können. Fast in allen wird die Vollkommenheit des sittlichen und christlichen Lebens in das Messelesen, in Fasten und in körperliche Kasteiungen gesetzt, wozu bisweilen, jedoch nur selten, auch noch die Austheilung von Almosen kommt. Von einigen der Erzählungen möchte man sogar glauben, daß sie in der ausdrücklichen Absicht, alles Heilige lächerlich zu machen, geschrieben worden. Diejenigen endlich, welche sich auf die geschlechtlichen Versuchungen der Klosterbewoh-

ner beziehen, wie z. B. Du Prévôt d'Aquilée [Wieland's Wasserkufe] und D'un Hermite et du duc Malaquin sind im höchsten Grade unsittlich und es verdient bemerkt zu werden, daß das Leben der Mönche und Nonnen in den Contes Devots viel lasterhafter erscheint, als in den leichtfertigern Erzeugnissen der Troubadours.

Wie nun dem aber auch sei, diese Erzählungen wurden von Jahrhundert zu Jahrhundert überliefert und häufig in die ascetischen Schriften der späteren Zeiten aufgenommen, so daß sie aus dem Dunkel der Klöster, das sie erzeugt hatte, in das Familienleben übergiengen. Auch in den Homilien der folgenden Perioden pflegte man sie häufig anzubringen; so z. B. findet man eine sehr lange, kuriose Geschichte dieser Art von einem liederlichen Bischofe, Namens Eudo, in einer der Sermones de Justitia des Maillard, eines Predigers aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Im Jahre 1389 erschien zu Paris ein Lehrbuch der Theologie, betitelt Doctrinal de Sapyence, welches Caxton unter dem Titel Court of Sapyence (Hof der Weisheit) in's Englische übertrug und worin eine große Menge von Apologen und Parabeln anzutreffen ist. Um das Jahr 1480 erschien ein Promtuarium oder Vorrathskammer von Beispielen zur Abfassung von Predigten [sieh Anmerk. 390c.], dessen Verfasser in einer Art von Prolog sagt, daß der heilige Dominicus in seinen Predigten immer zahlreiche Ausschmückungen dieser Art anbrachte. —

Uebrigens wollen wir hier bemerken, daß zwischen den geistlichen und den Ritterromanen eine große Aehnlichkeit vorhanden ist. In den letzteren nämlich bildet den Hauptstoff häufig eine religiöse Unternehmung; so war das vornehmste Bestreben der Ritter der Tafelrunde auf die Aufsuchung des heiligen Grals gerichtet und die Paladine Karls des Großen kämpften hauptsächlich für die Vertreibung der Sarazenen und den Triumph des christlichen Glaubens. Die Geschichte des

Guerino Meschino
[Gräße Sagenkreise S. 368 η]

aber kann man als Beispiel eines Werkes anführen, welches zwischen dem geistlichen und dem Ritterromane in der Mitte liegt; denn es ist voll von Thaten irrender Ritter, von Liebeshändeln mit Prinzessinnen und von überwältigten Riesen, und gleichwohl scheint es als ob der Hauptzweck des Verfassers die Erbauung gläubiger Seelen gewesen sei. Dieses Werk erwarb sich einen Ruf und eine Beliebtheit, von denen vorauszusehen war, daß sie Nachahmer erwecken würde. Spanien und Italien haben die Ehre der Abfassung desselben einander streitig gemacht, jedoch scheinen die Ansprüche des letztern Landes am meisten begründet zu sein und die allgemeine Meinung ist jetzt, daß ein Florentiner Namens Andrea Patria es im vierzehnten Jahrhundert verfaßt habe. Wie dem aber auch sei, es erschien zum ersten Male zu Padua 1473. fol. und zwar in italienischer Sprache; dann zu Venedig 1477. fol., Mailand 1520. 4. und Venedig 1559. 12. Es bildet ferner den Stoff eines Gedichtes der Tullia d'Aragona, einer italienischen Dichterin des sechzehnten Jahrhunderts. Eine französische Uebersetzung [392]) erschien 1490; endlich hat es Madame Oudot in die Bibliothèque Bleue aufgenommen und Verschönerungen des Styles angebracht, welche für die Naivität des Originales nur geringen Ersatz leisten.

Guerino (so wird nun aber in dem Werke erzählt) war der Sohn des Königs von Albanien, Milon, welcher aus dem burgundischen Hause abstammte [c. 2.]. Mit der Geburt des jungen Prinzen begannen jedoch auch die Unfälle seiner Eltern; sie wurden beide von einem Usurpator entthront und eingekerkert [c. 4.], der auch ihren Erben getödtet haben würde, wenn nicht seine Amme mit ihm auf einem Schiffe entflohen wäre. Zwar gerieth dasselbe in die Gewalt von Seeräubern, welche die Amme tödteten und das Kind einem Kaufmanne aus Konstantinopel verkauften; dieser jedoch nahm sich desselben an und erzog es auch später, wobei er ihm wegen der unglücklichen Umstände seiner Kindheit den Namen Meschino (der Unglückliche) beilegte [c. 5.]. Als Guerino herangewachsen war, erweckte er die Aufmerksamkeit des griechischen Kaisers, der ihn daher in seine Dienste nahm und ihm das Amt eines Vorschneiders übertrug. Zugleich indeß zeichnete sich Guerino durch seine Gewandtheit bei Turnieren und durch seine Kriegesthaten aus, verliebte sich aber auch in die Prinzessin Elizena, die Schwester seines Gebieters [c. 6ff. c. 15ff.].

Trotz seiner Liebe, seiner Verdienste und seines inneren Werthes hatte ihn die Prinzessin bei einer Veranlaßung einen Türken genannt, welcher Ausdruck so viel bedeutete als Sklave oder

Bube [c. 14.]. Um diese Schmach von sich zu entfernen, beschließt er auszuziehen und nach seiner Abkunft zu forschen, da ihm bis dahin seine Eltern unbekannt geblieben waren. Der Kaiser befragt hinsichtlich dieser Unternehmung die Hofastrologen, welche sich nach gehöriger Befragung der Sterne einmüthig dahin aussprechen, daß Guerino in Betreff seiner Abstammung von Niemand etwas erfahren könne außer von den Sonnen- und Mondbäumen, welche am östlichen Ende der Erde wüchsen [c. 28.] [393]).

Nach dieser Erklärung trifft Guerino Anstalten zu seinem Ausfluge. Nachdem er von der Kaiserin eine Reliquie, bestehend aus einem Stücke von dem wahren Kreuze erhalten, welches ihn nach ihrer Versicherung gegen jede Gefahr und Zauberei beschützen sollte, schifft er sich auf einem griechischen Fahrzeuge ein [c. 29.] und landet in der kleinen Tartarei [c. 30.]. Hierauf zieht er weiter durch Asien, setzt über das kaspische Meer und besiegt einen Riesen, welcher alle Reisende, deren er irgend habhaft werden konnte, besonders wenn sie Christen waren, in seiner Speisekammer einsperrte, nicht bloß zu seiner eigenen Konsumtion, sondern auch um sein Weib, gleichfalls eine Riesin, nebst ihren vier Kindern zu regalieren, da diese ebenso wie ihre Eltern ein großes Wohlgefallen an dergleichen Leckerbissen fanden. Guerino rottet jedoch die ganze Brut aus und befreit auf diese Weise zwei Gefangene vom Bratspieße, welche sich der Riese pour la bonne bouche aufbewahrt hatte [c. 32. 33].

Auf seinem weitern Wege nach Indien lehnt unser Held die Anträge einer Prinzessin ab, erbittert indeß dadurch den König, ihren Vater, so sehr, daß dieser ihn in einen Kerker wirft, woselbst er unvermeidlich hätte verhungern müßen, hätte ihn nicht die eben erst von ihm verschmähte Prinzessin mit Nahrungsmitteln versehen und ihm dann von ihrem Vater die Freiheit verschafft. Dieses großmüthige Benehmen bringt bei dem Ritter eine solche Wirkung hervor, daß er zu Gunsten der edeln Jungfrau ein übereiltes Keuschheitsgelübde bricht; da er ihr jedoch bloß bei Mahomed Treue schwört, so nimmt er keinen Anstand sie nach Verlauf von drei Monaten zu verlaßen [c. 43—48.].

Auf seinem fernern Zuge durch Indien sieht Guerino eine große Zahl von Ungeheuern [c. 52 ff.] und hört von Völkern mit Hundsköpfen und wieder von andern nur mit einem Fuße, der so groß war, daß sie sich derselben als Sonnenschirme bedienten [c. 56.] [394]). Endlich gelangt er an das äußerste Ende von Indien, wo er die Sonnen- und Mondbäume findet, welche ihm mittheilen, daß er eigentlich nicht Meschino heiße, sondern Guerino, ferner daß er der Sohn eines Königs sei, indeß, wenn er näheres zu erfahren wünsche, sich nach dem westlichen Ende der Erde begeben müße [c. 60—62.].

Auf seinem Rückwege nun setzte Guerino die Prinzessin von Persepolis wieder in ihr Reich ein, dessen sie durch die Türken beraubt worden war, und da sie für einander gegenseitig Zuneigung hegten, so würden sie sich durch eheliche Bande vereint haben, hätte ihn das unlängst von den Sonnenbäumen Vernommene nicht daran gehindert. Die geduldige Prinzessin bewilligt jedoch ihrem Liebhaber eine zehnjährige Frist zur Aufsuchung seiner Eltern, wogegen er nach Verlauf derselben zurückzukehren verspricht [c. 69—83].

Demnächst nun besucht Guerino Jerusalem, verrichtet seine Andacht an dem heiligen Grabe und pilgert von da zu dem Berge Sinai [c. 84.]. Hierauf dringt er nach Aethiopien vor und gelangt nach dem Reiche des Priesters Johann. Da dieser geistliche Monarch eben mit einem wilden Volke, an dessen Spitze ein Riese stand, im Kriege begriffen ist, so übernimmt Guerino den Befehl des priesterlichen Heeres mit dem glücklichsten Erfolge [c. 87—99.].

Auf seinem weitern Zuge durch Afrika bekehrt Guerino viele ungläubige Könige zum Christenthum und in einer Gegend dieses Erdtheiles setzt er sich in Besitz des ganzen Landes [c. 109 ff.] mit Ausnahme der Staaten des Königs Validor, und ist eben im Begriff auch gegen diesen Heiden kräftige Maßregeln zu ergreifen, als er seine Bemühungen durch die Schwester dieses Monarchen um ein Bedeutendes abgekürzt sieht. Diese afrikanische Prinzessin nämlich hatte sich in Guerino von Hörensagen verliebt, da sie von seiner Schönheit, Tapferkeit und Stärke die günstigsten Berichte vernommen. Sie bot ihm daher durch einen Abgesandten den Kopf und das Reich ihres Bruders an, vorausgesetzt daß er sie heirathen oder wenigstens die Pflichten eines Ehemannes übernehmen wolle. Einige aus der Umgebung Guerino's vernehmen diese Anträge früher als dieser selbst, und da sie das zarte Gewissen ihres Gebieters kennen, so schicken sie, ohne ihn davon zu unterrichten, den Gesandten in sei-

nem Namen mit einer günstigen Antwort zurück. Die Prinzessin führt nun ihr Versprechen auf folgende Weise aus; sie berauscht nämlich ihren Bruder und da er sich in Folge dessen ungebührlich gegen sie benimmt, so haut sie ihm in einem vorgeblichen Anfall von Zorn den Kopf ab und öffnet alsdann dem Guerino die Thore der Hauptstadt; indem sie jedoch von diesem den Lohn ihres Verrathes in Anspruch nimmt, stößt er sie mit dem größten Unwillen und der tiefsten Verachtung von sich [c. 130—133].

Hierauf erfährt Guerino, daß in den Bergen Kalabriens eine Sibylle lebe, welche die Geburt unseres Heilandes vorausgesagt habe, und beschließt, sie über seine Eltern zu befragen [c. 134.]. In der Nähe derselben angelangt, vernimmt er, daß er eine sehr gefährliche Expedition unternommen, da die Sibylle, obgleich bereits 1200 Jahre alt, noch immer Anschläge auf die Herzen derjenigen mache, welche sie zu befragen kämen, und daß es höchst gefährlich sei ihren Verführungen Gehör zu geben [c. 137.]. Guerino indeß, der die Reize einer 1200jährigen Sibylle nicht sehr gefürchtet zu haben scheint, läßt sich dadurch nicht von seiner Unternehmung abschrecken und wird auf seinem Zuge durch die Berge von einem Einsiedler nach einer Felsenhöhle gewiesen, welche zu dem Aufenthaltsorte der Prophetin führte. An dem Ende der Kluft gelangt er zu einem breiten Flusse, den er auf dem Rücken einer gräulichen Schlange überschreitet, und vernimmt von ihr während der Ueberfahrt, daß sie einst menschliche Gestalt besessen und durch die Reize der Sibylle diese unangenehme Verwandlung erfahren habe. Demnächst betritt Guerin den Palast der Prophetin, welche er von wunderschönen Zofen umringt und noch so frisch fand, als wäre sie 1180 Jahre jünger gewesen, als sie wirklich war. Ein herrliches Abendbrot wird demnächst aufgetischt und Guerin erfährt von ihr im Verlaufe der Unterhaltung, die sich nach dem Mahle entspinnt, daß sie das Vorrecht eines so langen Lebens und nie schwindender Schönheit in Folge ihrer Prophezeiung von der Geburt des Heilandes genösse, jedoch nichts desto weniger keine Christin wäre, sondern vor wie nach dem Apollo unerschütterlich anhienge, dessen Priesterin sie in Delphi gewesen und dem sie die Gabe der Weissagung verdanke, daß sie sich ferner zuletzt in Cumä aufgehalten und von dort nach dem Palaste, den sie jetzt bewohne, zurückgezogen habe [c. 139ff.].

Soweit nun war ihre Unterhaltung nicht von der Art gewesen, wie ihre körperliche Ausstattung erwarten ließ; sie hatte sich mehr auf die Vergangenheit als auf die Zukunft bezogen, und so mittheilend sie sich auch über ihre eigene Geschichte geäußert hatte, war sie gleichwohl in Betreff ihres Gastes äußerst zurückhaltend geblieben. Endlich indeß theilt sie ihm die Namen seiner Eltern, sowie alle Umstände seiner Geburt mit und verspricht ihm auch späterhin ihren Aufenthaltsort nebst einigen Aufklärungen über sein künftiges Geschick mitzutheilen.

Hierauf führt die Sibylle den Guerino in das zu seiner Aufnahme bestimmte Zimmer und er nimmt alsbald wahr, daß sie gesonnen ist ihm sehr lästig zu werden, da sie ihn mit verliebten Blicken anzusehen und auf das genaueste zu untersuchen beginnt. Der Span vom heiligen Kreuze jedoch, den er von der griechischen Kaiserin erhalten, nebst einem Stoßgebete befreien ihn vor der Hand von den Zudringlichkeiten der Sibylle, welche sich genöthigt sieht ihre Absichten bis zum nächsten und dann noch die fünf folgenden Tage aufzuschieben und zwar alles in Folge der abstoßenden Kraft derselben Reliquie [c. 144.].

Die Prophetin, welche in ihren alten Tagen der ihr von Virgil gegebenen Benennung der „keuschen Sibylle" nicht mehr würdig gewesen zu sein scheint, theilt ihrem Gaste noch immer nicht den zeitigen Wohnort seiner Eltern mit, damit sie während seines längeren Aufenthaltes in ihrem Palaste endlich vielleicht Gelegenheit finde, ihre Absichten zu erreichen. Eines Sonnabends indeß konnte sie unglücklicherweise nicht hindern, daß der Ritter Zeuge einer fatalen und unvermeidlichen Metamorphose war. Es scheint nämlich, daß Feeen und ähnliche Wesen an diesem Tage ohne Ausnahme in gräuliche Thiere verwandelt werden und bis zum folgenden Montage in dieser Gestalt verharren müßen (s. Anm. 225.). Guerino, der bisher den Palast nur von schönen Herren und Damen bewohnt gesehen hatte, war daher überrascht sich an dem genannten Tage in der Mitte einer wahren Menagerie, die Sibylle selbst aber in eine gewundene Schlange umgestaltet zu sehen [c. 145ff.].

Sobald sie nun wieder in den Besitz ihrer Reize gelangt ist, macht ihr Guerin Vorwürfe

über die Spiralform, die sie an dem vorhergehenden Tage angenommen, und fordert jetzt ganz entschieden, daß sie ihn entlaße [c. 149.]. Nachdem dieß endlich geschehen, begiebt er sich gerades Weges nach Rom, denn obwohl er sich in gewisser Beziehung keine Vorwürfe zu machen hatte, so hält er es dennoch für unerläßlich den heiligen Vater um Vergebung anzuflehen, daß er sich bei einer Sibylle Rath erholt, die zugleich eine Zauberin, eine Heidin und eine Schlange war. Der Papst legt ihm zur Buße eine Pilgerfahrt nach Santjago in Spanien und demnächst nach dem Fegefeuer des heiligen Patrick in Irland auf, wobei er ihm Hoffnung macht, daß er an letzterm Orte vielleicht Nachricht in Betreff seiner Eltern erhalten würde [c. 154.].

Auf dem ersten Theile dieser Wallfahrt begegnet dem Helden nichts besonders Merkwürdiges; die Erzählung von St. Patrick's Fegefeuer jedoch ist voller Wunder. Als nämlich der heilige Patricius nach Irland gieng, um dort das Evangelium zu verkünden, wollten die guten Hibernier seine Glaubensartikel nicht eher zu den ihrigen machen, als bis sie sich von der Wahrheit derselben durch den Augenschein überzeugt hätten, so daß der Heilige, um sie zufrieden zu stellen, sich genöthigt sah ein besonderes Fegefeuer herzustellen [395]). — Bei seiner Ankunft in Irland nun macht Guerin dem Erzbischofe seine Aufwartung, welcher zuerst vergeblich ihm von dieser gefährlichen Expedition abzureden versucht, dann aber ihm Empfehlungsbriefe an den Abt der Heiligen Insel (Holy Island) giebt, welches nämlich der Vorhof des Fegefeuers war. Dort angelangt steigt Guerin in einen Brunnen hinunter, auf dessen Boden er eine unterirdische Wiese findet. Hier erhält er von zwei weißgekleideten Männern, welche in einem kirchenartigen Gebäude wohnen, verschiedene Belehrungen und wird hierauf von zwei Dämonen fortgeführt, die ihn von Schlucht zu Schlucht begleitenen, damit er die Qualen des Fegefeuers in Augenschein nehme. Jede dieser Schluchten war zur Bestrafung eines besonderen Lasters bestimmt; so z. B. wurden in einer die Gourmands durch den Anblick und den Duft herrlicher Speisen und Getränke, die sie jedoch nicht ergreifen konnten, zugleich aber auch durch die Kolik und die Unverdaulichkeiten, denen ihre Völlerei sie bei Lebenszeit ausgesetzt hatte, fortwährend gepeinigt. Diese Vorstellung von zukünftigen Strafen, die den Lieblingssünden der Verdammten entsprechen, ist bei den Dichtern gewöhnlich; so findet sie sich bei Dante und in einem von Ford's Dramen heißt es:

— — — „Die Schlemmer werden dort genährt
Mit Kröten und mit Nattern; siedend Oel
Strömt in den Hals des Trunkenbolds; der Wuch'rer
Muß ganze Züge flüß'gen Golds verschlucken;
Dort wird der Mörder immerdar erstochen
Und kann doch nimmer sterben."
['Tis a Pity she's a Whore Act 3. Sc. 6.].

Nachdem Guerino die Qualen des Fegefeuers in Augenschein genommen, genießt er auch den Anblick der Hölle selbst, welche in diesem Werke in vier Kreise getheilt ist, ganz übereinstimmend mit den Angaben in Dante's Hölle; ja dieser ganze Abschnitt des in Rede stehenden Romanes muß den übernatürlichen Exkursionen dieses Dichters ihre Entstehung verdanken. Judas Ischariot, Nero und Mahomed spielen in dem Trauerspiele, welches Guerino jetzt erblickt, die Hauptrolle; außerdem aber erkennt er unter Andern auch seinen alten Bekannten, den Riesen Makus, den er in der Tartarei getödtet hatte und dessen Schicksal zur Warnung dienen müßte für alle Diejenigen, so eines ungewöhnlichen Körperwuchses schuldig sind und ihre Weiber und Kinder mit dem Fleische christlicher Reisenden regalieren; nicht minder erblickt er die rothhaarige afrikanische Prinzessin, die um Guerino's willen ihrem berauschten Bruder den Kopf abgeschlagen hatte. Seine höllischen Ciceroni machen inzwischen häufige Versuche ihn zu der Zahl der Verdammten hinzuzufügen, sehen sich jedoch endlich gezwungen ihn dem Henoch und Elias zu übergeben, welche ihm das Paradies in ungefähr der nämlichen Entfernung zeigen, wie Moses das gelobte Land sah. Diese himmlischen Führer theilen ihm mit, daß er in Italien Nachrichten über seine Eltern vernehmen würde und weisen ihn auch den Weg nach der Oberwelt zurück, woselbst er endlich nach dreißig ohne Schlaf und Nahrung zugebrachten Tagen glücklich anlangt [c. 158 ff.] [395a]).

Bei seiner Rückkehr nach Rom wird Guerin vom Papste nach Albanien gesandt um die Türken zu vertreiben, und nachdem er diese Mission erfüllt [c. 160 ff.], findet er seine Eltern in dem Kerker, in welchem sie die langen Jahre hindurch geschmachtet hatten. Sie werden rasch wieder in ihr Reich eingesetzt [c. 170 ff.] und der Roman

schließt mit der Vermählung Guerino's mit der Prinzessin von Persepolis, zum großen Verdrusse der Prinzessin Elizena, die es jetzt herzlich bereut ihn einst unüberlegterweise einen Türken genannt zu haben [c. 192ff.]. —

Dieß ist der Inhalt des Guerino Meschino, welcher sicherlich von allen irrenden Rittern der am weitesten umherirrende war. Keiner von ihnen tödtete so viele Riesen und Ungeheuer wie er; keiner war seiner Geliebten treuer als er der Prinzessin von Persepolis, und keiner war auch so fromm wie er, wie aus seinem Benehmen im Fegefeuer und bei der Sibylle, sowie aus seinen zahlreichen Wallfahrten und glücklichen Bekehrungen deutlich hervorgeht.

Man wird nun aber ohne Zweifel im Verlaufe des vorliegenden Werkes die Bemerkung gemacht haben, daß wenn eine Gattung von Dichtungen der andern Platz macht, dieß nur stufenweise geschieht und gewöhnlich erst ein gemischtes Erzeugniß zu Tage gefördert wird, welches die Haupteigenschaften beider Klassen in sich vereinigt. So z. B. sind in dem eben besprochenen Romane die Elemente der ritterlichen und der geistlichen Dichtungsart vermischt, jedoch ist darin die erstere noch überwiegend; in anderen Produktionen tritt nach und nach die letztere immer stärker hervor, bis endlich die Spuren jener fast ganz verschwinden. Das früheste und schönste der Werke letztgenannter Art sind

Les Aventures de Lycidas et de Cléorithe.

Es wurde im Jahre 1529 durch den Sieur de Basire, Archidiakonus von Sees verfaßt, obgleich letzterer vorgiebt, daß es ursprünglich syrisch geschrieben, von ihm aber aus einer griechischen Version übersetzt wurde.

Es wird darin erzählt, daß als der ottomanische Kaiser Rhodus eroberte, die weiblichen Bewohner dieser Insel der Sklaverei und noch härterem Unglücke anheimfielen. Eine von diesen, Namens Cleoritha, kam in die Gewalt eines Ministers des Sultans, welcher bei diesem in höchster Gunst stand, und erhielt durch die Benennung „Gemahlin" eine Auszeichnung vor der übrigen Schaar von Beischläferinnen.

Ein christlicher Jüngling, Namens Lycidas, welcher von ihrem unglücklichen Schicksale und ihrer unerschütterlichen Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Väter Kunde erhielt, war der Meinung, daß ein Besuch von ihm ihr jedenfalls nur erfreulich sein müßte. Er erlangt also durch Bestechung eines Verschnittenen heimlich Zutritt in den Harem, woselbst Cleoritha seine Aufmerksamkeit alsbald durch diejenigen Gunstbezeugungen belohnte, die ihr muselmännischer Eheherr nur mit Gewalt von ihr erlangte.

Dieses Verhältniß bestand unentdeckt und ununterbrochen sechs Jahre lang; nach Verlaufe dieser Zeit jedoch verfällt Lycidas in einen religiösen Trübsinn, und macht in Folge dessen seinen Gefühlen der Zerknirschung vor dem geistlichen Richterstuhle Luft, ist indeß empört über die Leichtigkeit, mit welcher er für die Verbrechen, die er bekennt, Absolution erlangt. Von seinem Gewissen gepeinigt und voll Widerwillen über seinen Beichtvater beschließt er, nachdem er Cleoritha mit einigen Zeilen von seiner Absicht in Kenntniß gesetzt, sich zu dem Bischofe von Damaskus zu begeben und vor diesem die Bürde seines Herzens abzulegen.

Am Abend des ersten Tages seiner Reise gelangt Lycidas zu einem kleinen einsamen Wirthshause am Rande eines Waldes, woselbst er aber nur ein Zimmer leer findet, welches seit langer Zeit schon der nächtliche Sammelplatz von Zauberern und bösen Geistern gewesen war. Lycidas besteht darauf, daß ihm dieß Gemach angewiesen werde troß der Versicherung des Wirthes, daß seit sieben Jahren alle Reisenden, die darin geschlafen, und unter Anderen auch ein Pascha mit sechs Janitscharen durch übernatürliche Wesen gestört worden wären.

Kaum hat nun Lycidas die Geisterstube betreten, als sechs nymphenartig gekleidete Jungfrauen erscheinen, und ihn mit vieler Höflichkeit ersuchen sie zu ihrer Gebieterin zu begleiten. Lycidas sieht sie lange mit Gleichgültigkeit an, endlich giebt er dem Andringen der schönsten nach und gelangt mit ihnen nach einem Schlosse, woselbst man ihn in einen herrlichen von tausend Fackeln erleuchteten Saal eintreten läßt. Zwanzig Jünglinge und eben so viele Jungfrauen von blendender Schönheit führen dort üppige Tänze auf, während die verführerischesten Gesänge aus nicht minder schönen Kehlen ertönen. Die Königin dieses Festes aber war ungefähr siebzehn Jahre alt und mit den unwiederstehlichsten Reizen geschmückt.

Nach Beendigung des Ballets ziehen sich die

Tänzer und Sänger zurück, und da sich nun Lycidas mit der Dame allein befindet, diese aber sein Schweigen für Ehrfurcht nimmt, so sucht sie ihn durch die Bemerkung zu ermuthigen, daß ihre Umgebung sie ganz in seiner Gewalt gelaßen. Lycidas beobachtet jedoch bei diesem wie bei dem spätern noch deutlichern und anlockendern Entgegenkommen fortwährend die tiefste Schweigsamkeit, so daß endlich die Dame ihrem Unwillen mit heftigen Vorwürfen Luft macht und alsdann verschwindet. Bald darauf verlöschen auch die Lichter, das Gebäude versinkt mit einem furchtbaren Krachen in den Abgrund der Erde und Lycidas sieht sich in einer finstern stürmischen Nacht allein gelaßen.

Von einem schwachen unsichern Lichtschimmer geleitet erreicht er das einsame Haus wieder, welches er verlaßen hat. Dort bleibt er bis Tagesanbruch, bricht alsdann auf und gelangt ohne weitere Abenteuer nach Damaskus. Nachdem Lycidas dem dasigen Bischofe seinen Seelenzustand und seine Gewissenszweifel dargelegt, dringt der Prälat darauf, daß der Reuige vor allen Dingen der Cleoritha entsage, demnächst nach allen merkwürdigen Orten des heiligen Landes in Pilgertracht wallfahre, alsdann sich nach Venedig begebe, um dem Heere dieser Republik bei der Wiedereroberung der Insel Cyprus beizustehen, und endlich in den Malteserorden trete.

Lycidas beginnt demgemäß die Ausführung dieser vielfachen Vorschriften damit, daß er an seine ehemalige Geliebte einen Brief absendet, in welchem er ihr seine Absicht, sowohl sie selbst als seine sonstigen lasterhaften Leidenschaften aufzugeben, mittheilt, in sie dringt wegen ihrer vielfachen Vergehungen Buße zu thun und ihr versichert, daß er fortfahren würde sie zu lieben, wie man die Apostel liebt, und daß er sich ihr im Herrn empfehle.

Cleoritha ist nun zwar über diesen kopfhängerischen Brief höchst ungehalten, jedoch wird sie noch von solcher Leidenschaft für Lycidas beherrscht, daß sie aus dem Harem entflieht um ihn aufzusuchen; sie bricht indeß in einen Strom von Schmähreden aus, da sie ihn nicht an den Orten findet, wo sie ihn anzutreffen erwartet.

Freilich befindet sich Lycidas zu dieser Zeit auf dem Wege nach dem heiligen Lande und begegnet bei dieser Gelegenheit dem Teufel und einem Einsiedler, welche im Kampfe um die Seele des Pilgers ihre Kräfte gegen einander messen. Anfangs erringt der Teufel einige Vortheile, endlich jedoch muß er dem Einsiedler den Sieg überlaßen. Von Jerusalem begiebt sich Lycidas nach Bethanien, um die Kapelle der heiligen Magdalena zu besuchen. An diesem Andachtsorte empfindet er alle Seligkeit der fortschreitenden Reue, und eingedenk der Aehnlichkeit seines eigenen Schicksales mit dem der schwachen aber bußfertigen Sünderin, ehrt er ihr Angedenken durch den Tribut einiger Verse, wie z. B.:

> O beaulx yeux de la Magdaleine
> Vous étiez lors un mont Aethna
> Et vous êtes une fontaine etc.

Nachdem er das heilige Land verlaßen, begiebt er sich zum christlichen Heere nach Cypern, wird zum Obersten eines slavonischen Regimentes ernannt und empfängt, während er an der Spitze desselben kämpft, eine tödtliche Wunde, an der er stirbt; durch seine Versetzung in die Wohnungen der Seligen hält er sich indeß noch immer nicht für frei von der Ausübung irdischer Thätigkeit; denn kaum hat er die himmlische Ruhe gekostet, so erscheint er eines Nachts der Cleoritha, welche bereits zu ihrem ungläubigen Gemahle zurückgekehrt ist und ertheilt ihr mannigfache Ermahnungen in Betreff ihrer Pflichten gegen Gott und die Welt. Unglücklicherweise jedoch wird Cleoritha gerade durch die religiösen Gefühle, welche diese Erscheinung in ihr hervorruft, und um aus der Gewalt des Muselmannes zu entkommen, veranlaßt den Anträgen eines Juden Gehör zu geben, der schon lange in ihre Reize verliebt gewesen war, und auf den Rath einer Sklavin läßt sie ihm dieselbe Gunst zu Theil werden, die sie früher dem Lycidas gewährt hatte. Ihr Ehemann jedoch entdeckt dieses sträfliche Verhältniß, er nimmt die strengste Gerechtigkeit seines Landes in Anspruch und derselbe Scheiterhaufen verzehrt den Juden, Cleoritha und die Sklavin. —

Gegen Anfang des 17ten Jahrhunderts erschien in flämischer Mundart ein ziemlich berühmter geistlicher Roman[306]) von **Boetius van Bolswert**, einem Kupferstecher und Bruder von Schelde van Bolswert, der in derselben Kunst einen noch größern Namen hatte. Dieses Werk erzählt die Wallfahrt zweier Schwestern, Namens **Duyfken** und **Willemynken** (d. h. Taube und Eigensinnig) nach Jerusalem, um ihren Geliebten

aufzusuchen. Die eine von ihnen, wie schon ihr Name andeutet, ist sanft und verständig, die andere hartnäckig und launenhaft. Der Gegensatz in ihrem Benehmen und der verschiedene Ausgang der Abenteuer, die ihnen auf ihrer Pilgerschaft zustoßen, bilden den Stoff des Romanes. So z. B. gelangen sie während eines Marktes oder Festes nach einem Dorfe; Eigensinnig mischt sich unter einen Haufen, der einem Marktschreier folgt, und kehrt zurück voll Ungeziefer, von dem sie nur mit großer Mühe gereinigt wird, während ihre Schwester, welche zu Hause bleibt und Andachtsübungen verrichtet, davon frei bleibt. Dieser Roman ist durchgängig eben so mystisch als abgeschmackt, enthält aber auch gelegentlich Blasphemieen.

Eine Anzahl geistlicher Romane verfaßte zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts Camus, Bischof von Belley [397]). Zur Zeit nämlich als dieser Prälat in den geistlichen Stand trat, war der Geschmack an Romanen so stark, daß er fast jede andere Lektüre ausschloß. Camus soll es daher für nöthig erachtet haben, seiner Heerde solche Dichtungen zu bieten, deren Zweck es war, den Gemüthern fromme Gesinnungen einzuflößen. Da er nun einen großen Eifer und einige Phantasie, seine Leser aber nicht viel Geschmack besaßen, so mögen seine Erzeugnisse zu ihrer Zeit den gehofften Zweck erreicht haben; es fehlte ihm jedoch an dem Grade von Kunst und Urtheil, welcher allein ihnen eine dauernde Beliebtheit hätte verschaffen können. Seine zahlreichen mystischen Schriften versanken daher bei fortschreitender Bildung und Gelehrsamkeit in Vergessenheit und ein einziges Beispiel wird genügen den Leser zu überzeugen, daß sie es kaum verdienen von derselben befreit zu werden.

Achantes, ein burgundischer Edelmann wird darin [398]) als Muster jeder christlichen Tugend dargestellt, so wie sein Weib, Namens Sophronia, von deren Charakter man eine ausführliche Schilderung erhält, als ein Beispiel von Frömmigkeit und ehelicher Liebe erscheint. Nach einer langen Reihe von Jahren, in deren Verlauf dieses Paar mit einer Anzahl von Töchtern gesegnet wird, scheidet Achantes zu einem bessern Leben, worauf Sophronia das Gelübde ewigen Wittwenstandes ablegt, in welchem jedoch wahrscheinlich Niemand sie zu stören beabsichtigte, und ihre ganze Zeit der Erziehung ihrer Töchter, besonders der ältesten, Namens Darie, der Heldin des Romanes, widmet. Letztgenannte Jungfrau wird später der Sorgfalt des Theophilus, eines erleuchteten Geistlichen, übergeben und die erste Frucht seiner Lehren äußert sich darin, daß sie ein Kloster gründet. Nachdem ihre Erziehung vollendet ist, verheirathet sie sich; bald nach der Hochzeit jedoch verreist ihr Gemahl und stirbt. Die Nachricht von seinem Tode erhält Darie durch Theophilus, welcher diese Gelegenheit ergreift, um sich in den verschiedenen Trostgründen der Religion ausführlich zu ergehen. Die Folge dieser traurigen Nachricht ist indeß eine zu frühzeitige Entbindung und Darie verscheidet, nachdem sie vorher in dem von ihr selbst erbauten und reich begabten Kloster den Schleier genommen.

Von den Werken des Camus sind jedoch viele eher moralischen als geistlichen Inhaltes, das heißt der Verfasser will, abgesehen von frommen Handlungen, Wallfahrten und der Gründung von Klöstern auch noch irgend eine moralische Lehre einschärfen. Sie sind indeß sämmtlich mit vielfachen, zuweilen nicht sehr passend angewandten biblischen Citaten überladen, sämmtlich von ermüdender Länge, wenn man sie mit dem Interesse der Geschichte vergleicht, und sämmtlich durch gezwungene Antithesen und überflüßige Gelehrsamkeit entstellt. —

Wir haben bereits oben die Contes Devots erwähnt, welche aus gleicher Zeit stammen wie die Fabliaux der Trouveurs. Eine Sammlung Geschichten, theils geistlichen Erzählungen, besonders den Pia Hilaria des Angelin Gazée nachgeahmt, theils aus größeren Andachtswerken ausgezogen, nebst einigen vom Verleger neu hinzugefügten erschien in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in neuerm Französisch [398a]). Wir wollen hier einige wenige Beispiele daraus folgen laßen als Proben von dem höchsten Grade abergläubischer Thorheit und von dem, was eine geraume Zeit hindurch die Unterhaltung religiöser Gemeinschaften in Frankreich und den Niederlanden ausmachte.

Als eines Tages ein Landmann einige Lämmer zum Schlachthofe trieb, begegnete er zufälligerweise und zum Glücke für sie dem heiligen Franziskus. Sobald die Heerde ihn erblickte, erhob sie ein höchst jämmerliches Geblöke, so daß der Heilige den Bauer fragte, was er denn mit diesen Thieren machen wolle; worauf dieser erwiederte: „Ich will ihnen die Hälse abschneiden." Der gute Franziskus empfand den tiefsten Schmerz

bei diesem furchtbaren Gedanken und konnte auch dem sanften Flehen der unschuldigen Geschöpfe nicht wiederstehen, er gab also dem mitleidlosen Eigenthümer derselben seinen Mantel, erhielt dafür die Lämmer und trieb diese nach seinem Kloster, wo er sie dann ganz, wie es ihnen gefiel, leben und gedeihen ließ.

Unter dieser kleinen Heerde nun befand sich ein Schäflein, welches der Heilige zärtlich liebte, so daß er zuweilen zu demselben sprach und es unterrichtete. „Brüderchen, sagte er dann, danke deinem Schöpfer nach deinen geringen Kräften. Es ist recht, daß du zuweilen das Gotteshaus betrittst; jedoch sei dort demüthiger als wenn du in die Hürde kommst, geh' auf den Zehen, beuge deine Kniee und gieb den kleinen Kindern ein gutes Beispiel. Vor allen Dingen aber lauf nicht den Widdern nach, wälze dich nicht im Kothe, sondern friß in Bescheidenheit das Gras in unseren Gärten und verderbe ja nicht die Blumen, mit denen wir die Altäre ausschmücken."

Solches waren die Lehren, die der heilige Franziskus seinem Schäflein gab. Dieses interessante Geschöpf dachte nun für sich (en son particulier) darüber nach und übte sie so wohl aus, daß es von jedermann bewundert wurde. Wenn ein Klosterbruder vorüber gieng, so lief es ihm entgegen und machte eine tiefe Verbeugung; wenn es in der Kirche singen hörte, so gieng es alsbald zu dem Altare der heiligen Jungfrau und begrüßte sie mit einem sanften Blöken; wenn vor den heiligen Mysterien geklingelt wurde, so beugte es den Kopf zum Zeichen der Ehrfurcht. „O gesegnetes Thier, ruft der Verfasser, du warst kein Schaf, sondern ein Doktor; du beschämst die Weltlinge, welche nach der Kirche gehen um bewundert zu werden, nicht aber um anzubeten. — Ich weiß, fährt er fort, daß der Hugenott lachen und dieß für ein Altweibermärchen halten wird; mag er aber sagen was er will, der Glaube wird siegen und das Schäflein des heiligen Franziskus immerdar gepriesen werden."

Ein anderes Mal traf der heilige Franziskus mit einem Wolfe das Uebereinkommen, daß die Stadt für seine Bedürfnisse sorgen sollte, wenn er seine Räubereien von Stund' an unterlaßen wolle. Der Wolf gieng nicht nur bereitwillig hierauf ein, sondern erfreute auch den Heiligen dadurch, daß er ihm häufig seine persönliche Aufwartung machte. — Viele Heilige haben an der Gesellschaft eines oder des andern Thieres große Freude gehabt und irgendwo wird erzählt, daß der heilige Antonius das Schwein zu seinem Gefährten machte [399]); diese Brüderschaft mit Wölfen scheint jedoch dem heiligen Franziskus eigen zu sein.

Der Abt von Corbie hatte die löbliche Gewohnheit, zur Ehre seines Namens eine Anzahl Krähen mit großer Sorgfalt aufzuziehen. Einer von diesen Vögeln jedoch war voller Kniffe und Bosheit. Bald hackte er den Novizen in die Zehen, bald kniff er die Katzen in die Schwänze, bald wieder flog er seinen Kameraden mit dem Mittagbrote davon und nöthigte sie zu fasten gleich den guten Vätern; sein höchstes Ergötzen jedoch fand er daran, den Pfauen wenn sie Räder schlugen, die schönsten Federn auszurupfen.

Eines Tages nun tritt der Abt in das Refektorium und zieht den Ring ab, um sich die Hände zu waschen; unsere Krähe aber bemächtigt sich desselben geschickt und fliegt unbemerkt davon. Da also der Abt, indem er ihn wieder aufstecken will, ihn nicht findet und auch nicht herausbringen kann, was aus demselben geworden ist, so schleudert er den Bann gegen den unbekannten Urheber des Diebstahles. Alsbald wird die Krähe traurig und klagt immer fort; sie härmt sich und führt ein elendes Leben; die Federn fallen ihr bei dem leichtesten Luftzuge aus; die Flügel hangen ihr kraftlos herab; ihr Körper wird trocken und ausgemergelt; sie rupft den Pfauen keine Federn mehr aus und hackt die Novizen nicht mehr in die Zehen. Ihr Zustand flößt nun sogar denen, die sie am meisten gequält, Mitleid ein und selbst das Bedauern der Pfauen wird rege. Um nun die Ursache ihrer Krankheit zu entdecken, untersucht man ihr Nest, indem man sehen will, ob sie vielleicht irgend eine giftige Pflanze hineingetragen; wie groß jedoch ist das Erstaunen Aller, als man darin den verlorenen und fast schon vergessenen Ring des Abtes entdeckt. Da demgemäß kein Dieb mehr zu bestrafen ist, wird das Anathema zurückgenommen und in Folge dessen erlangt die Krähe in wenigen Tagen ihre Fröhlichkeit und ihr Embonpoint wieder. —

Dieß waren die Geschichten, welche die Mönche theils in frommer theils in politischer Absicht erfanden und verbreiteten, welche sie bei dem großen Haufen für historische Fakta ausgaben und welche von demselben mit eifriger Neugier und frommer Leichtgläubigkeit aufgenommen wurden.

Einige von diesen Geschichten, so ungereimt sie auch sind, haben gleichwohl verschiedenen französischen und englischen Dramen zur Grundlage gedient; so z. B. den Fils Ingrats des Piron. Ein anderes Histörchen, welches sich in den Pia Hilaria des Gazé findet, erzählt wie ein betrunkener Bettler von dem Herzoge von Burgund nach seinem Palaste gebracht wird und dort vierundzwanzig Stunden lang befehlen kann, was er will. Diese Geschichte wird in Goulart's Histoires Admirables von dem burgundischen Herzoge Philipp dem Guten erzählt und gieng von dort in eine von Grimstone's Admirable and Memorable Histories über, welche Malone für die Quelle der Einleitung von Shakespeare's „Gezähmter Wiederverkäuferin" hält. Die erste Idee zu einem solchen Vorfalle stammt jedoch wahrscheinlich aus dem Morgenlande. In der Geschichte von dem erweckten Schläfer in Tausendundeine-Nacht [Nacht 292ff. Breslau] giebt der Kalif Harun al Raschid einem armen Manne, Namens Abu Hassan, ein Schlafpulver, und läßt ihn alsdann nach seinem Palaste bringen, wo man ihm bei seinem Erwachen als Herrscher der Gläubigen gehorcht, bis er in der folgenden Nacht ein gleiches Pulver erhält und hierauf nach seiner Hütte zurückgebracht wird [vergl. Simrock Quellen des Shakespeare 3, 225ff.]

Von den mannigfachen geistlichen Romanen jedoch, welche in verschiedenen Ländern erschienen sind, hat keiner eine so verdiente Berühmtheit erlangt, wie John Bunyan's

Pilgrim's Progress,[400])

ein allegorisches Werk, in welchem der Verfasser die Reise eines Christen von der Stadt der Zerstörung nach dem himmlischen Jerusalem beschreibt. Als Vorbild desselben betrachten einige Schriftsteller Barnard's religiöse Allegorie, die den Titel führt „die Insel Man oder Vorgänge in Manshire" (the Isle of Man, or Proceedings in Manshire) und 1627 erschien, andere halten dafür die Geschichte von dem „Wandernden Ritter" (Wandering Knight), welche unter der Regierung der Königin Elisabeth von William Goodyeare aus dem Französischen übersetzt wurde. Le Pélerinage de l'Ame von Ant. Girard, welches Werk 1480 zu Paris gedruckt und später von Caxton übersetzt wurde, erzählt unter dem Bilde eines Traumes die Reise der Seele nachdem sie den Körper verlaßen, bis sie in den himmlischen Wohnungen anlangt. Ferner giebt es ein altfranzösisches Werk von einem Mönche zu Calais verfaßt und bereits 1426 in englische Verse übertragen, welches sich auf eine Wallfahrt nach Jerusalem bezieht und verschiedene Gespräche zwischen den Pilgern Gràce Dieu, Sapience ꝛc. enthält. Das Vorhandensein derartiger Erzeugnisse kann jedoch dem Verdienste der Originalität Bunyan's nur wenig Abbruch thun, und wenn er wirklich die Idee einer Reise durch die Gefahren und Versuchungen des Lebens nach einem endlichen Ruheorte irgendwoher entliehen hat, so war dieß höchst wahrscheinlich das bereits erwähnte flämische Werk von der Wallfahrt der Duyffen und Willemynken nach Jerusalem[401]).

Bunyan verfaßte seine berühmte Allegorie im Gefängnisse, woselbst er sich von dem Jahre 1660 bis 1672 befand. Sie beginnt auf eine geheimnißvoll feierliche Weise, welche dem Anfange von Dante's göttlicher Komödie auffallend ähnlich ist. — „Als ich durch die Wildniß dieser Welt einherzog, heißt es nämlich dort, gelangte ich nach einem Orte, wo sich eine Höhle befand und ich legte mich daselbst zum Schlafe nieder. Und als ich schlief, hatte ich einen Traum — ich träumte und sieh, ich erblickte einen Mann, der in Lumpen gehüllt war, mit einem Buche in der Hand. Ich schaute und sah, wie er das Buch öffnete und da er las, weinte und zitterte er ꝛc." Der Verfasser beschreibt dann die erwachende geistliche Furcht seines Helden Christ — seinen Entschluß die Stadt der Zerstörung zu verlaßen, der an die Flucht Lot's aus den dem Untergange geweihten Städten der Ebene erinnert — seine fruchtlosen Bemühungen, sein Weib und seine Familie so wie seine Nachbarn zu bewegen, daß sie ihn begleiten — dann seine Trennung von ihnen und endlich alle theils entmuthigenden theils trostreichen Ereignisse, die ihm auf seiner Reise begegnen.

Es war vielleicht unüberlegt von dem Verfasser, daß er Christ als im Besitze von Weib und Kindern vorgestellt hat; denn was für geistliche Lehren er auch immer damit geben will, daß er sie verläßt, so kann man sich doch eines gewissen Gefühles seiner Selbstsucht und Hartherzigkeit nicht erwehren. „Er war nun aber noch nicht weit von seinem Hause weggelaufen, als sein Weib und seine Kinder es bemerkten und anfiengen ihm nachzurufen, daß er doch zurückkehren möchte; er jedoch steckte sich die Fin-

ger in die Ohren und lief immer weiter, indem er ausrief: „Leben, Leben, ewiges Leben!“ Er schaute also nicht hinter sich, sondern floh nach der Mitte der Ebene [c. 2.]. Dieß bringt uns keinen sehr günstigen Begriff von dem Charakter des Helden bei, und in der That, wenn man von dem Glauben und der Beharrlichkeit desselben absieht, ist er von bloß negativer Beschaffenheit, ohne irgend eine gute Eigenschaft, die ihn empfehlen könnte. Während der ganzen Dauer der Pilgerfahrt zeigt Christ nur wenig Liebe, Wohlthätigkeit oder auch nur Wohlwollen; seine Gefühle sind engherzig und kleinlich und seine Anstrengungen und Kämpfe durchaus selbstsüchtig.

Bunyan entwickelte jedoch in seinem Werke diejenigen Begriffe vom Christenthume, die zu seiner Zeit herrschten und dieß müßen wir bei der Beurtheilung dieses Schriftstellers nicht übersehen. Es zeugt von einer reichen und glücklichen Erfindungsgabe, die Ereignisse und Charaktere sind gut geschildert und die Dialoge entfalten eine nicht unbedeutende dramatische Kunst. Da indeß Bunyan ein ungebildeter Mann war, so ist sein Geschmack roh und plump, und gewöhnlich thut er der Schönheit seiner Gemälde durch irgend einen unglücklichen Zug großen Eintrag; auch die gelegentlich angebrachten Verse sind höchst elende Machwerke.

Von einem Gesichtspunkte aus ist gleichwohl dieser Mangel an Gelehrsamkeit und Geschmack der Wirkung, die das Werk hervorbringt, im Allgemeinen günstig. Es erhält nämlich durch denselben einen gewissen Anstrich von Einfachheit und Wahrheit, der auch noch dadurch erhöht wird, daß der Verfasser gleich Homer nichts abkürzt, sondern immer wieder die Gespräche, ganz so wie sie gehalten werden, und die Ereignisse, ganz so wie sie sich zutragen, wiederholt. Die einzige Kunst, die der Verfasser besitzt, ist die des Kontrastes und sie bringt eine angenehme Wirkung hervor. So z. B. folgt auf die Beschreibung des Palastes, wo die vier Jungfrauen Wachsam, Klugheit, Frömmigkeit und Liebe Christ bewirthen, sein leidenvoller Kampf mit Apollyon in dem Thale der Demüthigung [c. 8. 9.], und auf seine Gefangenschaft in dem Kerker des Riesen Verzweiflung folgt alsbald die anmuthige Schilderung der Lieblichen Berge [c. 15. 16.].

Durch die Einführung von noch zwei Pilgern an verschiedenen Stellen der Reise Christ's, von denen der erste, Namens Treu [c. 11.], als Märtyrer stirbt [c. 13.], der andere aber Namens Hoffnungsvoll [c. 14.] nach dem Tode jenes den Helden bis an das Ende seiner Pilgerschaft begleitet, hat der Verfasser nicht nur eine angenehme Abwechslung hervorgebracht, sondern er hat auch durch Erzählung ihrer Geschichte und durch ihre Unterhaltungen Gelegenheit gewonnen, sein ganzes Glaubenssystem darzulegen und zu zeigen, wie dasselbe große Ziel auf verschiedene Weise erreicht wird. Im Ganzen genommen und wenn man die Ansichten des Verfassers vom Christenthume bedenkt, ist das Werk auf bewunderungswürdige Weise entworfen und die Schwierigkeiten der Ausführung entschuldigen diejenigen Unregelmäßigkeiten, welche es, wie man gestehen muß, gelegentlich bietet. So z. B. ist man ziemlich überrascht über die Ruchlosigkeit verschiedener Personen, mit denen Christ fast am Ziele seiner Reise zusammentrifft und von denen man nach dem Grundgedanken des Ganzen, daß das Leben eines Christen eine Pilgerschaft sei, kaum hätte erwarten sollen, daß sie auf ihrer Reise so weit kommen würden.

Es ist schwer von diesem allegorischen Werke eine Probe zu geben, da das Verdienst desselben weniger in der Schönheit einzelner Stellen als vielmehr darin besteht, daß es den Leser mit fast unwiderstehlicher Gewalt zu dem erstrebten Ziele hinführt. Die folgende malerische Schilderung jedoch ist kurz und giebt eine günstige Vorstellung von dem, was der Verfasser in dieser Art zu leisten vermag:

„Bei diesem Lichte also gelangte er an das Ende des Tages. Nun sah ich in meinem Traum, daß an dem Ausgange dieses Thales Blut, Knochen, Asche und verstümmelte Leichname lagen, nämlich von Pilgern, welche früher dieses Weges gezogen waren; und während ich darüber nachsann, was wohl der Grund davon sein könnte, erspähte ich unweit vor mir eine Höhle, worin in alten Zeiten zwei Riesen, Namens Papst und Heide wohnten, durch deren Gewalt und Tyrannei die Menschen, deren Gebeine, Blut, Asche u. s. w. da lagen, auf grausame Weise um's Leben gekommen waren. Jedoch gieng Christ bei diesem Orte ohne große Gefahr vorüber, worüber ich mich einigermaßen wunderte; ich habe aber seitdem erfahren, daß Heide seit langen Tagen schon todt ist, und was den Andern betrifft, so lebt er zwar zur Zeit noch, allein vermöge sei-

nes Alters und der vielen harten Schläge, die er in jüngeren Jahren erfahren hat, ist er jetzt so gebrechlich und steif an Gliedern geworden, daß er nicht viel mehr thun kann, als daß er an dem Eingange seiner Höhle sitzt, die vorüberziehenden Pilger angrinst und an den Nägeln kaut, weil er ihnen nichts anzuheben vermag. So sah ich also, daß Christ seines Weges zog; beim Anblicke des alten Mannes jedoch, der am Eingange der Höhle saß, stutzte er, besonders da derselbe, obgleich er ihn nicht verfolgen konnte, also zu ihm sprach: „Ihr werdet euch nicht eher bessern, als bis noch mehr von euch verbrannt sein werden." Christ aber schwieg, faßte sich ein Herz und gieng vorüber, so daß ihm nichts übles widerfuhr." [c. 10.].

Von den eindringlichen Schilderungen, welche dieses Werk enthält, übertrifft jedoch keine die von dem Durchzuge Christs durch den Strom des Todes [c. 20.]. Auch die Ankunft Christs und seines Gefährten in dem himmlischen Jerusalem ist lieblich dargestellt, obgleich manche Züge darin vorkommen, die ein guter Geschmack verworfen haben würde. Der Schluß lautet folgendermaßen:

„Nun sah ich in meinem Traume, daß die beiden Männer zum Thore hinein giengen; und sieh, als sie eintraten, wurden sie verklärt und mit Gewändern bekleidet, die wie Gold glänzten."

„Da waren auch Einige, die ihnen entgegen kamen mit Harfen und Kronen und gaben ihnen die Harfen, um damit Lobgesänge anzustimmen, und die Kronen als Ehrenzeichen. Alsdann hörte ich in meinem Traume, daß alle Glocken der Stadt vor Jubel ertönten, und daß zu ihnen gesagt wurde: „Gehet ein in die Freude eures Herrn!" Ich hörte auch die beiden Männer selbst mit lauter Stimme singen, indem sie also sagten: „Lob, Ehre, Preis und Gewalt sei Dem, der auf dem Stuhle sitzet und dem Lamme von Ewigkeit zu Ewigkeit!"

„Indem nun aber die Thore geöffnet wurden, um die beiden Pilger einzulaßen, schaute ich ihnen nach in das Innere der Stadt und sieh, die Stadt glänzte wie die Sonne; auch die Straßen waren mit Gold gepflastert und darin wandelten viele Menschen mit Kronen auf den Häuptern, mit Palmen in den Händen und goldenen Harfen, um damit zu lobpreisen."

„Da waren auch Wesen, die hatten Flügel, und sie antworteten einander ohne Unterlaß und sagten: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr!" und hierauf wurden die Thore geschlossen. Als ich aber dieß gesehen hatte, wünschte ich unter ihnen zu sein."

Die sinnbildliche Vorstellung der himmlischen Freuden unter dem Bilde einer herrlichen Stadt, die so häufig in den geistlichen Romanen wiederkehrt, entsprang wahrscheinlich aus einem biblischen Gleichnisse [402]), welches von den Mönchen und Anachoreten der ersten Jahrhunderte eifrig aufgefaßt wurde. Denn es war sehr natürlich, daß Menschen, welche in härenen Kleidern einhergiengen und in einsamen Höhlen oder düsteren Zellen wohnten, sich vorstellen mußten, die höchste Seligkeit bestände darin, in schimmernden Gewändern durch Straßen, die wie Gold glänzten, einherzuparadieren. Obgleich nun aber dieß in der That auch besser sein mag als in Walhalla Meth zu zechen, so erscheint es uns doch kaum so anziehend, wie das arabische Paradies oder die Loca laeta et amoena vireta [403]) eines platonischen Elysiums.



Zehntes Capitel.

Komischer Roman. — Rabelais. — Vita di Bertoldo. — Don Quijote. — Guzman de Alfarache. — Marcos de Obregon. — Roman Comique. — Politischer Roman. — Utopia. — Argenis. — Séthos u. s. w.

Jeder Mensch hat in höherm oder minderm Grade einen Hang zur Satyre und zum Spott (ridicule). Dieser Hang aber entspringt aus der Eigenliebe, welche uns nämlich glauben läßt, wir seien unseren Mitgeschöpfen auf eine oder die andere Weise überlegen, und die diesem Gefühle am gewöhnlichsten durch Satyre und Spott Befriedigung gewährt; denn trotz der Einwürfe Beattie's kann doch in vielen Fällen nichts richtiger sein als die Bemerkung Addison's über die wohlbekannte Theorie des Hobbes, daß, wenn Jemand lacht, er nicht sehr lustig, sondern sehr stolz ist.

Jedoch außer dieser Befriedigung gewähren die Werke der Satyre und des Spottes auch noch mehrfachen Nutzen, indem sie die Menschen häufig in ihrem wahren Lichte und in ihren richtigen Verhältnissen mit allen ihren Leidenschaften und Thorheiten zeigen; denn sie entfernen von ihrem Innern jenen Firniß, womit die Menschen Handlungen, welche aus Stolz, Privatzwecken oder freiwilliger Selbsttäuschung hervorgehen, so sinnreich zu bedecken pflegen.

In keinem Zweige der Literatur aber tritt die Ueberlegenheit der Neuern gegen die Alten offenbarer hervor als in den komischen Erzeugnissen, welche, wie Beattie gezeigt hat, bei erstern sowohl zahlreicher als feiner sind, als bei letztern; denn viele früher unbekannte Quellen des Witzes und der Laune sind jetzt geöffnet und näher gebracht, so wie andererseits diejenigen, die für alle Jahrhundert gemeinsam fließen, durch feinere Sitte und veredeltern Geschmack geläutert worden sind.

Rabelais[404]),

den Sir William Temple [s. dessen Essay on Poetry in seinen Miscellanea P. II. — Works London 1720. vol. 1. p. 246.] den „Vater des Spottes" (Father of Ridicule) genannt hat, ist sicherlich der erste unter den neueren Schriftstellern, die durch satyrische oder komische Romane einen berühmten Namen erlangt haben. Zur Zeit, als er auftrat, waren nun aber extravagante Geschichten auf dem Gipfel der Beliebtheit, und da er beschlossen hatte die höchsten Personen und alles, was die übrigen Menschen für ehrwürdig oder wichtig hielten, lächerlich zu machen, so kleidete er seine Satyre einigermaßen in die Form der lügenhaften Romane seiner Zeit, damit ihn dieser Schleier vor der Rachsucht derjenigen schützte, die er zu verspotten beabsichtigte. Auf diese Weise, dachte er wahrscheinlich, würde seinem Werke zugleich eine günstige Aufnahme bei dem großen Haufen zu Theil werden, welchen, wenn er auch

nicht den geheimen Sinn desselben verstünde, doch die phantastischen Geschichten belustigen konnten, die den damals gewöhnlichen einigermaßen ähnlich waren.

In dieser Absicht benutzte Rabelais die Schriften seiner Vorgänger im satyrischen Romane und ahmte besonders die „Wahre Geschichte" des Lucian nach[404a]). Seine Schnurren entlieh er hauptsächlich früheren Facetiae und Histörchen; so z. B. ist die Geschichte von Hans Carvel's Ring aus den Facetiae des Poggius [s. oben S. 296 a. no. 11.]. Um die Belustigung des Lesers noch zu erhöhen, hat er viele burleske und barbarische Wörter aus dem Lateinischen und Griechischen in sein Werk eingemischt, wozu ihm vielleicht des Teofilo Folengi Liber Macaronicorum den Gedanken eingab, welches dieser ungefähr zwanzig Jahre früher unter dem Namen Merlinus Coccajus herausgegeben hatte. Ferner befinden sich inmitten der sinnreicheren Einfälle des Verfassers eine Unzahl Wortspiele und ähnlicher Witzeleien und, mit einem Worte, man kann sein Werk als ein Mixtum compositum oder Quodlibet aller lustigen, satyrischen und komischen Schreibweisen betrachten, die vor seiner Zeit zur Anwendung gekommen waren.

Es sind aber besonders vier Dinge, die Rabelais hauptsächlich zur Zielscheibe seines Spottes genommen zu haben scheint. Erstens die raffinierte und krumme Politik seines Zeitalters; zweitens die Laster des Klerus, den papistischen Aberglauben und die religiösen Kontroversen, die damals im Gange waren; drittens die verlogenen und extravaganten Geschichten, an denen man zu jener Zeit Gefallen fand, und endlich viertens die Pedanterie und das philosophische Gewäsche seines Jahrhunderts.

Obwohl man nun leicht erkennen kann, daß sich die Satyre Rabelais' auf die genannten Punkte vorzugsweise richtete, so bleiben gleichwohl noch eine große Menge Anspielungen unverständlich. Werke des Witzes und der Laune, wenn nicht gegen die Thorheiten aller Jahrhunderte gerichtet, sind den Verheerungen der Zeit weit mehr ausgesetzt, als andere literarische Erzeugnisse und werden um so leichter unverständlich, als das Treffende der Anspielungen nicht gefühlt werden kann, wenn die Sitten und Ereignisse, worauf sie sich beziehen, vergessen sind. „Diejenigen Veränderungen der Lebensweise und Eigenthümlichkeiten der täglichen Gewohnheit, sagt Johnson, welche aus Irrthümern und Verkehrtheiten oder im besten Falle aus zufälligen Einflüssen und vorübergehenden Eindrücken entspringen, müßen zugleich mit den erzeugenden Ursachen vergehen." Uns, denen die Thorheiten und Ruchlosigkeiten der griechischen Sophisten unbekannt sind, kann nichts so armselig erscheinen wie der Spott, mit welchem Aristophanes diese vorgeblichen Philosophen verfolgt hat; und dennoch soll er unter einem Volke, das ausgezeichnet war wegen seines Witzes und geläuterten Geschmackes, eine wunderbare Wirkung hervorgebracht haben. Eben so ist der Humor des Hudibras, welcher die Zeit, die ihn schuf, mit dem höchsten Ergötzen erfüllte, großentheils für die Nachwelt verloren, welche das finstere Wesen der Puritaner nicht mehr näher kennt.

Kein satyrisches Werk jedoch hat durch den Lauf der Jahrhunderte mehr Abbruch erlitten, als das des Rabelais; denn abgesehen davon, daß er sich gutentheils auf zeitweilige und lokale Gegenstände beschränkt, sah er sich auch noch zur Doppelsinnigkeit gezwungen durch die zarte Natur der Dinge, die er behandelte, durch den willkürlichen und verfolgungssüchtigen Geist der Zeit und des Landes, wo er lebte, und endlich durch die Menge der Feinde, die ihn umgab. Demgemäß bleiben selbst für Diejenigen, welche mit der politischen und Kirchengeschichte des sechzehnten Jahrhunderts noch so vertraut sind, gleichwohl viele Dinge in den Werken des Rabelais dunkel und den meisten Lesern müßen sie als ein Aggregat unverständlicher Extravaganzen erscheinen; denn die Vortheile, welche dem Verfasser zu seiner Zeit aus Anspielungen auf temporäre Meinungen, persönliche Beziehungen und lokale Gewohnheiten erwuchsen, sind schon lange verloren und jeder Grund zur Belustigung, welchen die Art und Weise des künstlichen Lebens gewährte „verdunkelt jetzt nur die Seiten, die er einst erhellte." Sogar die Umrisse der Geschichte, in die Rabelais seine Satyre gekleidet hat, sind zum Gegenstande des Streites geworden und die Kommentatoren stimmen nicht überein in der Erklärung, was für historische Personen unter den Hauptbelden Gargantua und Pantagruel zu verstehen seien. So haben z. B. einige Schriftsteller behauptet, Gargantua sei Franz I. und Pantagruel Heinrich II., während doch in dem Leben und den Charakteren dieser beiden französischen Monarchen auch nicht ein

einziger Umstand, ein einziger Zug vorhanden ist, der mit den Handlungen oder der Denkweise der Helden Rabelais' irgendwie übereinstimmte.

Andere Kritiker sind der Meinung gewesen, Grandgousier, der Vater Gargantua's, sei Jean d'Albret, König von Navarra; Gargantua, Henry d'Albret, der Sohn und Nachfolger Jean's; Pantagruel, Antoine de Bourbon, Herzog von Vendôme, welcher der Vater Heinrich's IV war und durch seine Heirath mit Jeanne d'Albret, der Tochter Henry d'Albret's, seinem Schwiegervater succedierte; ferner ist Picrochole nach dieser Erklärung ein König von Spanien, entweder Ferdinand von Aragonien oder Karl V; Panurge, der Gefährte des Pantagruel, des zweiten Haupthelden des Werkes, soll Jean de Montluc, Bischof von Valence sein, welcher gleich Panurge in den alten und neueren Sprachen wohlbewandert, gleich ihm von scharfem Verstande und betrügerisch und gleich ihm äußerlich ein Katholik war, während er den Aberglauben seiner Religion verachtete und gleich Panurge seine hohe Stellung dem Hause Navarra verdankte. Der Mangel an Uebereinstimmung, welcher in vielen einzelnen Umständen zwischen den historischen Charakteren und den Darstellungen des Rabelais hervortritt und die Hauptursache der Verwickelung dieses Gegenstandes ist, entspringt daraus, daß die in dem Werke auftretenden Personen oft zwei oder auch mehr wirkliche Charaktere vorstellen, deren sämmtliche Eigenschaften und Abenteuer auf diese Weise in Eins zusammengezogen werden. Andererseits wieder zerlegt Rabelais oftmals die Geschichte einer einzigen historischen Person in mehre Theile, so daß das nämliche Individuum unter verschiedenen Namen auftritt; endlich auch hält er sich nicht streng an die Zeitfolge, sondern verbindet häufig Ereignisse, die in langen Zwischenräumen auf einander folgten.

Wenn man daher alle diese Umstände berücksichtigt, so wird man finden, daß die Kommentatoren, welche die oben erwähnte Auslegungsweise angenommen haben, die Bedeutung und Tendenz der fünf Bücher des Rabelais glücklicher erklären, als man hätte erwarten dürfen [405].

Das erste Buch seines Werkes nun, welches letztere betitelt ist La vie de Gargantua et de Pantagruel, erzählt hauptsächlich das Leben des Gargantua. Die Schilderung eines absurden und widerlichen Gelags seines Vaters Grangousier [ch. 4 ff.] verspottet die Völlerei des Jean d'Albret, welcher sich oftmals im Geheim zu seinen niedrigsten Unterthanen begab und bei ihnen auf ganz unmäßige Weise aß und trank. Die Erzählung, wie Gargantua oder Henry d'Albret auferzogen wurde, stimmt ganz mit der Art und Weise überein, wie nach den Berichten der Geschichtschreiber die jungen Prinzen von Navarra, besonders aber Heinrich IV ihre Kindheit zubrachten, welchen letztern sein Großvater von dem zartesten Alter an auf jede mögliche Weise abhärtete. Nach einiger Zeit wird Gargantua der Aufsicht eines Pedanten, Namens Holofernes, übergeben [ch. 14.], von welchem Shakespeare in „Verlorene Liebesmüh" wahrscheinlich die Benennung eines gleichen Charakters hergenommen hat. Die Erziehung des Gargantua ist eine Satyre auf die damalige pedantisch-scholastische Lehrweise und weist zugleich auf die geringe Ausbildung hin, welche Heinrich unter den katholischen Erziehern erlangte, wohingegen die Fortschritte, die Gargantua nachher unter der Leitung des Ponokrates macht, mit welchem er nach Paris geschickt wird [ch. 15. 23.], andeutet, wie nützlich dem Heinrich der Unterricht der protestantischen Lehrer wurde, deren Religion er eifrig, wenn auch nur heimlich anhieng. Die Zurückrufung Gargantua's von Paris um sein Vaterland zu vertheidigen [ch. 29. 34.], welches die Truans [406]) angegriffen haben, spielt auf die Kriege zwischen dem Hause d'Albret und den Spaniern an, indem truand müßig oder träge bedeutet, und die Franzosen dem letztgenannten Volke diese Eigenschaft beilegten.

Das zweite Buch beginnt mit einer ausführlichen Darlegung des Stammbaumes des Sohnes Gargantua's, Namens Pantagruel, welchen der Verfasser von den Riesen herleitet, der damit den Ahnenstolz einiger Fürsten von Navarra verspotten will [ch. 1.]. Demnächst folgen die wunderbaren Thaten des Helden in seiner Kindheit [ch. 5.] und dann die Fahrt, die er in seiner Jugend nach Paris unternimmt [ch. 7.]. Vor diesem Ausfluge noch begegnet er einem Limosiner, der ihn in einem pedantischen und unverständlichen Kauderwälsch anspricht [ch. 6.], wodurch Rabelais die Schriftsteller seiner Zeit verspottet, welche ihre Werke mit lateinischen Ausdrücken vollstopften, denen sie eine französische Endung gaben. Pantagruel langt also in Paris an und beginnt seine Studien. Der Katalog der St. Victorsbibliothek, in welchem theils wirklich vorhandene theils erdichtete Büchertitel aufgeführt werden

[ch. 7.], soll eine Satyre gegen Diejenigen sein, welche absurde Bücher sammeln. Pantagruel macht solche Fortschritte in seinen Studien, daß er zum Schiedsrichter in einer wichtigen Sache ernannt wird, wobei der unzusammenhängende Unsinn in den Reden der Parteien und Pantagruel's unverständliche Entscheidung [ch. 10 ff.] ein Spott auf das Gerichtsverfahren jener Zeit sein sollen, besonders auf dasjenige, was in dem Prozesse wegen der von dem Conetable von Bourbon besessenen, aber von Franz' I Mutter, Luise von Savoyen, beanspruchten Besitzungen Statt fand. Während seines Aufenthaltes in Paris trifft Pantagruel mit Panurge zusammen [ch. 9.], welcher in dem übrigen Theile des Werkes eine Hauptrolle spielt und Pantagruel auf seinem Zuge gegen die Dipsoden begleitet, welche einen großen Theil seines Gebietes verheert hatten [ch. 23. 25 ff.]. Unter den Dipsoden sind aber die Flamländer und andere Unterthanen Karl's V. zu verstehen, welche einen Einfall in die Pikardie und die benachbarten Provinzen machten, in denen Antoine von Bourbon Gouverneur war. Der wirkliche Ausgang dieses Krieges wird gegen Ende dieses Buches [ch. 29.] durch die Niederlage der dreihundert Riesen angedeutet.

Im dritten Buche ist Panurge die Hauptperson. Er wird geschildert als schwankend zwischen dem Wunsche, in das eheliche Leben zu treten, und der Furcht, seine Wahl zu bereuen [ch. 9 ff.]. Um seine Zweifel zu zerstreuen, befragt er einige Weissager, besonders einen bejahrten Dichter, Namens Raminagrobis, der sich in den letzten Augenblicken seines Daseins befindet [ch. 21.], und unter welchem Cretin zu verstehen sein soll, ein Schriftsteller, der zu seiner Zeit fast eben so berühmt war, als ihn die Nachwelt vernachläßigt hat. Die letzte Person, die Panurge um Rath fragt, giebt ihm eine volle Flasche leer zurück [ch. 45.], was dieser so versteht, als solle er eine Seefahrt unternehmen, um das Orakel der heiligen Flasche zu befragen [ch. 47.].

Das vierte und fünfte Buch nun erzählt diese Reise, welche Panurge in Begleitung des Pantagruel unternimmt. Sie soll aber das Verlaßen der Welt des Irrthumes und die Aufsuchung der Wahrheit bedeuten, welcher letztern der Verfasser in Folge der sprüchwörtlichen Wirkung des Rausches ihren Sitz in einer Flasche anweist. Diese zwei Bücher hält man gewöhnlich für die unterhaltendsten in dem ganzen Werke, da die Satyre allgemein und einleuchtender ist als in den ersten dreien.

In der Erzählung dieser Reise hat der Verfasser nach dem Ausdrucke des de Thou „alle Stände dem Spotte Preis gegeben" (omnes hominum ordines deridendos propinavit). Jede Insel, bei welcher Pantagruel und Panurge vorüberkommen oder an der sie landen, giebt immer neuen Anlaß zur Satyre; so werden in dem Berichte von den zahlreichen Raritäten der ersten Insel, Namens Medamothi (μηδαμόθι d. i. Nirgends), bei der sie anlegen [4, 2.], die unwahrscheinlichen Erdichtungen der Reisenden lächerlich gemacht. In einer andern Insel schildert der Verfasser die Sitten der Gerichtsdiener und anderer unteren Beamten der Gerechtigkeit [4, 12ff.]. Nachdem Pantagruel und Panurge diesen Archipelagus der Ungereimtheit verlaßen, leidet ihr Fahrzeug beinahe Schiffbruch in einem Sturme [4, 18 ff.], womit auf die Verfolgung der Hugenotten in Frankreich angespielt wird, so wie das Land woselbst das Schiff anlegt, nachdem es der Gefahr entgangen [4, 25.], England ist, welches einen sichern Hafen gegen die papistischen Gewaltthaten gewährte. Hier bedeuten die Ruinen der Obelisken und Tempel und die Spuren alter Denkmäler die Aufhebung der Klöster, die kurz vorher Statt gefunden hatte. Zuletzt langen Pantagruel und Panurge in dem Laternenlande oder dem Lande der Gelehrsamkeit an, welches Lehrer verschiedener Künste und Wissenschaften bewohnen. Die Reisenden bitten die Königin dieses Landes ihnen eine Laterne zu gewähren, welche ihnen den Weg zu dem Orakel der heiligen Flasche zeige. Dieß wird ihnen nachgegeben [5, 33.] und die Laterne, d. i. das Licht der Gelehrsamkeit, leitet sie nach dem so sehr ersehnten Orte. Nachdem sie nun auf der Insel, auf welcher das Orakel sich befindet, angelangt sind, passieren sie zuerst einen großen Weingarten, an dessen Ende sie, noch immer von der Laterne geführt, durch ein unterirdisches Gewölbe zu dem Portale eines prächtigen Tempels kommen [5, 34. 35.]. Dieser wird nun auf das herrlichste geschildert und die Erklärer haben in der Beschreibung der einzelnen Theile natürlich mehrfache Geheimnisse entdeckt. Die Thore thun sich von selbst auf, worauf die Laterne Abschied nimmt und die Reisenden der Obhut der Priesterin des Tempels, Namens Bacbuc, überläßt [5, 37.]. Hierauf sehen sie ein schönes Gemälde von den

Triumphen des Bacchus [5, 39. 40.], die herrliche Lampe, die den Tempel erleuchtet [5, 41], und die wunderbare Quelle, deren Wasser wie Wein schmeckt [5, 42.]. Endlich gelangt Panurge durch ein goldenes Thor nach einer Kapelle aus durchsichtigen Steinen, in deren Mitte sich ein siebeneckiges Brunnenbecken aus Alabaster mit der weissagenden Flasche befindet, von welcher gesagt wird, daß sie aus feinem Krystalle und von ovaler Form war [5, 43.]. Die Priesterin wirft etwas in die Quelle, worauf das Wasser Blasen zu werfen beginnt und man aus der Flasche das Wort „Trinc" vernimmt [5, 44.], worauf die Priesterin den Ausspruch thut, daß dieß die glückbedeutendste Antwort sei, die sie in der ganzen Zeit ihres Tempeldienstes vernommen. Sie erklärt aber, daß jener Ausspruch so viel bedeute als „Trink;" und da so die Göttin selbst dem Panurge den Genuß des göttlichen Getränkes gebietet, so überreicht die Priesterin ihm einen Becher Falerner aus der wunderbaren Quelle. Ehe sie dann noch den übrigen Gästen aus derselben zu trinken gegeben, beginnen sie bereits zu rasen, und indem so alle von bakchischer Begeisterung ergriffen sind, schließt der Roman mit einer Tirade obscöner und gottloser Verse. —

Wenige Schriftsteller nur sind mehr geschmäht und gepriesen worden als Rabelais; so hat ihm de Thou den höchsten Beifall gezollt; Ronsard aber und Calvin, der ihn zu bekehren gedachte, ihn auf das heftigste angegriffen. Auch die späteren Kunstrichter stimmen eben so wenig überein; so hat ihn Boileau la Raison habillée en masque genannt, während Voltaire in seinem Temple du Goût sich dahin ausspricht, daß man den ganzen Verstand und Witz Rabelais' auf drei Seiten zusammenfassen könne, der Rest des Werkes aber eine Masse unzusammenhängender Absurditäten sei.

Pasquier in seinen Briefen (L. 1.) sagt, daß Rabelais zwei unglückliche Nachahmer hatte; den einen, der unter dem Namen Léon d'Adulfy schrieb, in seinen Propos Rustiques, und der andere ein Anonymus, in einem Werke betitelt les Fanfreluches. — Le Moyen de Parvenir von Béroalde de Verville ist dasjenige Werk, welches meiner Meinung nach dem des Rabelais am meisten ähnlich ist. Der Verfasser nennt sich einen Nachahmer des Vaters des komischen Romanes; sein Werk zeigt jedoch eine größere Unordnung als das seines Vorbildes [406a]). Gleich Athenäus führt er eine Gesellschaft ein, welche sich über verschiedenartige Gegenstände unterhält, und eine Anzahl Späße und Geschichten werden auf diese Weise nach Art des Rabelais auf's Gerathewohl unter einander geworfen, jedoch weder durch einen Rahmen noch durch einen Hauptcharakter zusammengehalten. In den Menagiana [4, 422. Amst. 1716] wird gesagt, daß die beste dieser Erzählungen des Verville sich in Form von Frage und Antwort am Ende einer Handschrift in der alten Sprache der Pikardie befindet, welche den Titel trägt: Les Evangiles des Quenouilles und von der in Druck erschienenen Ausgabe dieses Werkes abweicht.

In der chronologischen Reihenfolge ist der nächste komische Roman, der auf das Werk des Rabelais folgt, die

Vita di Bertoldo
[Gräße Sagenkreise S. 466 ff.]

(Leben des Bertoldo) gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts in italienischer Sprache, abgefaßt von Giulio Cesare Croce mit dem Beinamen della Lira, weil er die Geige, auf welcher er in den Straßen von Bologna kratzte, mit dieser erhabenen Benennung beehrte.

Ich kenne fast keinen einzigen berühmten Roman oder Novelle, worin die Hauptperson vermöge ihrer Talente aus dem niedrigen Stande zu einer angesehenen Lebensstellung emporsteigt. Die Vita di Bertoldo jedoch schildert die Erhebung eines Bauern zu den höchsten Würden seines Landes in Folge eines grotesken Humors und einer ungewöhnlichen Geschicklichkeit, durch welche er sich aus den schwierigen Lagen errettet, in die er durch die Bosheit seiner Feinde gestürzt wird.

Dieser Roman ist der morgenländischen Geschichte von Salomon und Markulf entlieben, welche eine der zahlreichen Sagen in Betreff dieses jüdischen Königs ist. Sie erschien im zwölften Jahrhunderte in metrischer Gestalt französisch; im Jahre 1488 lateinisch und englisch unter dem Titel: „Aussprüche und Sprüchwörter des Salomon nebst den Antworten des Markulf (Sayings and Proverbs of Salomon with the answers of Marcolphus [407]). Die Vita di Bertoldo jedoch ist die beliebteste und verbreitetste Bearbeitung dieser Geschichte; ja in dem Lande, welche sie erzeugte, genoß sie mehr als zwei Jahrhunderte

lang einen Ruf, der dem des Robinsons Crusoe oder des Pilgrim's Progress in England gleich kam. Die Kinder wußten sie auswendig und die Wärterinnen erzählten sie denen, die noch nicht lesen konnten. Zahllose Sentenzen und Sprüchwörter, die darin vorkommen, sind noch immer im Munde der Wenigen, die sie nicht gelesen oder sie vergessen haben, wie z. B. der Friede der Marcolfa (la pace di Marcolfa), welche Frau des Helden gewöhnlich mit ihrem Manne zankte, um sich dann wieder mit ihm aussöhnen zu können.

Nicht weit vom Anfange dieses Werkes wird erzählt, daß im sechsten Jahrhunderte der König Alboin über die Lombardei herrschte und in seiner Hauptstadt Verona residierte. Zu derselben Zeit lebte in einem kleinen Dorfe der Umgegend ein Bauer, Namens Bertoldo, der ein seltsames und lachenerregendes Aeußere besaß. Sein großer Kopf nämlich war rund wie ein Ball und mit kurzen rothen Haaren besetzt, er hatte zwei kleine Triefaugen mit scharlachrothem Rande, eine flache breite Nase und einen Mund, der von einem Ohre zum andern reichte, so wie auch seine übrige Persönlichkeit den Reizen seines Angesichtes entsprach.

Bertoldo fand jedoch für seine Häßlichkeit einen reichen Ersatz in der Schärfe und Gediegenheit seines Verstandes. Die Nachbarn zogen seine Sittenlehren denen ihres Pfarrers vor; er legte ihre Streitigkeiten auf eine für die Parteien befriedigendere Weise bei als der Gutsherr oder der Gerichtshalter, und er machte sie herzlicher lachen als die Lustigmacher, welche gelegentlich durch das Dorf kamen.

Eines Tages nun ergriff Bertoldo der Wunsch, die Hauptstadt und den Hof zu sehen. Indem er also nach Verona kam, sah er sogleich bei seinem Eintritte zwei Weiber, welche auf der Straße wegen eines Spiegels mit einander zankten und folgte ihnen nach der Gerichtshalle, wohin sie vorgefordert wurden um das Urtheil des Königs zu vernehmen, der ihren Streit mit angehört hatte. Das auffallende Aeußere des Bertoldo und die Keckheit, daß er sich auf einen der für die Vornehmsten des Hofes bestimmten Sitze niederließ, erweckte die Aufmerksamkeit des Monarchen, dessen Neugier durch die Antworten, welche Bertoldo auf die ersten Fragen in Betreff seines Standes, Alters und Wohnortes ertheilte, noch weiter erregt wurde. In Folge dessen nahm ihn seine Majestät noch weiter in's Verhör und fragte unter Anderm, welches der beste Wein wäre. „Der, welchen wir auf Kosten eines Andern trinken,“ lautete der Bescheid. — Wer uns am meisten schmeichle? — „Der, welcher uns bereits betrogen hat oder noch betrügen will,“ ein Gedanke, der sich bereits bei Ariost findet:

Chi mi fa più carezze che non suole,
O mi ha ingannato o ingannar mi vuole [408]).

Bertoldo gab nun Acht auf die Gerichtsverhandlungen in Betreff des Spiegels, den der König entzwei zu brechen und unter die beiden streitenden Frauen zu theilen befahl. Da jedoch die eine derselben bat, man möchte ihn lieber ganz laßen und ihrer Gegnerin geben, so befahl der König ihn ihr einzuhändigen. Die Hofleute zollten dieser glücklichen Anwendung des Salomonischen Urtheiles ihren ungetheilten Beifall; Bertoldo jedoch weist auf diejenigen Umstände hin, vermöge deren seiner Meinung nach jene Entscheidung nicht als Präcedenzfall gelten könne und schließt mit einigen beißenden Bemerkungen über das schöne Geschlecht, auf welche der König mit einer studierten Lobrede antwortet. Diese Sarkasmen so wie ein keineswegs sinnreicher Einfall, vermittelst dessen er den König zu überzeugen sucht, daß er eine zu günstige Meinung von den Frauen hege, reizen die Königin zur Rache für die ihrem Geschlechte angethane Beleidigung. Unter dem Vorwande also Bertoldo belohnen zu wollen, läßt sie ihn in ihr Zimmer holen. „Was für eine lächerliche Figur hast du doch“ bemerkt ihre Majestät, als er erscheint. „So wie sie nun einmal ist, habe ich sie von Natur,“ erwiedert Bertoldo. „Ich suche weder meinem Körperwuchs noch meiner Gesichtsfarbe nachzuhelfen.“ Indem er aber hierauf wahrnimmt, daß die Königin und die Damen ihres Gefolges Gerten in den Händen haben und er demgemäß feindliche Absichten vermuthet, so theilt er ihnen mit, daß er sich etwas auf die Zauberei verstünde und nicht nur ihre Absichten merke, sondern auch vorauswüßte, daß ihm diejenige den ersten Schlag geben würde, welche ihre eigene und ihres Ehemannes Ehre am wenigsten schone. Durch diesen Einfall, welcher der oben angeführten 39sten Novelle in den Cento Novelle Antiche entspricht, kommt Bertoldo ohne Schläge davon.

Das drollige Benehmen des Bertoldo erweckt

die Eifersucht des Fagotti, der bis dahin der einzige Spaßmacher bei Hofe gewesen war. Hierauf folgen nun eine Anzahl ungereimter Fragen, welche Fagotti in der Absicht, seinen Nebenbuhler bloß zu stellen, an diesen richtet, so wie die siegreichen Antworten unsres Helden. „Wie würdest du Wasser in einem Siebe tragen?“ — „Ich würde warten, bis es gefroren wäre.“ — „Wann kann man einen Hasen fangen, ohne zu laufen?“ „Wann er am Spieße steckt.“ Diese und noch viele andere Antworten Bertoldo's entsprechen den Geschichten, die von Bahalul mit dem Beinamen Al Megnun dem Hofnarren Harun Alraschid's erzählt werden [sieh d'Herbelot Bibl. Orient. s. v. Bahalul].

Um diese Zeit beharren die alten Feinde Bertoldo's, die Hofdamen nämlich, auf ihre Zulaßung in den Staatsrath. Der König geräth über dieses Ansinnen in einige Verlegenheit, bis er endlich auf den Rath Bertoldo's auf ihr Begehren einzugehen scheint und der Frau des Premierministers eine Schachtel übersendet, welche er sie bis zum folgenden Tage in ihrem Garten aufzubewahren bittet, indem dann die Damen und die Minister über den Inhalt der Schachtel berathschlagen würden. Die Frau des Ministers öffnet sie jedoch aus Neugier und der darin eingesperrte Vogel fliegt fort, wodurch sie bewies, wie übel qualifiziert das schöne Geschlecht ist Staatsgeheimnisse zu bewahren.

Die Hofdamen beschließen jedoch sich an Bertoldo wegen des Streiches, der ihnen auf sein Anrathen gespielt worden, zu rächen. Er wird wiederum vor die Königin gefordert, steckt indeß, bevor er sich hinbegiebt, zwei Hasen in seine Taschen. Da er nun um in die Gemächer der Königin zu gelangen über einen Hof mußte, den zwei absichtlich losgekettete ungeheuer große Hunde bewachten, so wandte er die Aufmerksamkeit derselben dadurch von sich ab, daß er die beiden Hasen laufen ließ, und während die Hunde sie verfolgten, gelangte er zum höchsten Verdruß ihrer Majestät und deren Damen wohlbehalten bis zu den Gemächern derselben.

Indem daher die Königin wahrnimmt, daß Bertoldo allen ihren Anschlägen auszuweichen versteht, beharrt sie darauf, daß er ohne weitere Umstände gehängt werde, wozu der König alsbald seine Zustimmung ertheilt. Auch Bertoldo tritt diesem Beschlusse mit weniger Widerstreben bei, als man hätte erwarten dürfen, bedingt sich jedoch aus, daß man ihm die Wahl des Baumes überlaße, an welchem er seine Vergehungen büßen sollte. Er zieht hierauf in Begleitung der Gerichtsdiener und des Henkers aus um seine Wahl zu treffen, hat aber an jedem Baume, auf den man seine Aufmerksamkeit lenkt, etwas auszusetzen; welches Histörchen auch in dem Volksbuche von Salomon und Markulf [K. 8] vorkommt. Während er nun so umhersucht, macht sich Bertoldo durch seine hübschen Geschichten bei seinen Begleitern so beliebt, daß sie ihn entwischen laßen, worauf er in sein Dorf zurückkehrt.

Die Königin bereut indeß später ihre Grausamkeit, und da sie vernimmt daß Bertoldo sich noch am Leben befindet, so bittet sie ihren Gemahl ihn an den Hof zurückzurufen. Er läßt sich aber nur sehr schwer dazu bewegen und wird dann zum geheimen Rathe gemacht, überlebt jedoch vermöge der Veränderung in seiner Lebensweise die Erhebung zu dieser Würde nicht lange.

Ich habe diesen Auszug aus der Vita di Bertoldo nicht wegen ihres hohen Werthes gegeben, sondern wegen ihrer Berühmtheit und weil dieses Buch zweihundert Jahre lang in einem der interessantesten Länder Europa's die hauptsächlichste literarische Unterhaltung gewährte. Es ist indeß unnöthig, mich über das Leben seines Sohnes Bertoldino, welches gleichfalls der Verfaßer des Bertoldo, jedoch erst lange Zeit nach seinem ersten Werke schrieb, oder über das seines Enkels Caccasenno von Camillo Scaliger della Fratta des weitern auszulaßen; denn diese Erzeugnisse wurden nie so beliebt wie die Vita di Bertoldo und stehen dieser auch an Werth nach. Der nämliche König, der Bertoldo begünstigt hat, zieht auch den Sohn desselben an seinen Hof, wo er wegen seiner Narrheit und Ungereimtheit eben so berühmt wird, wie sein Vater wegen seiner Klugheit und daher bald mit Schande und Spott in sein Dorf zurückgeschickt wird. Der König jedoch, nicht zufrieden mit diesem einen Versuche, läßt nun den Enkel holen, der sich indeß nur als ein gewaltiger Freßer und Poltron erweist, und die Ereignisse dieser Geschichte beruhen auf der Darlegung dieser seiner bösen Eigenschaften. —

Das Leben dieser drei Bauern bildet den Stoff eines sehr geschätzten italienischen Gedichtes, welches zu Ende des siebzehnten oder am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts unter folgenden Umständen verfaßt wurde. Joseph Maria Crespi,

ein berühmter Künstler zu Bologna, verfertigte nämlich eine Reihe von Gemälden zur Erläuterung der Abenteuer des Bertoldo und seiner Nachkommen, worin die Figuren der Hauptpersonen mit ungemein viel Geist ausgeführt waren. Nach diesen Gemälden arbeitete ein anderer italienischer Künstler eine Reihe von Kupferstichen und statt nun eine neue Ausgabe der Prosaromane zu veranstalten, in denen diese hätten ihre Stelle finden können, faßten mehrere witzige Köpfe den Plan, Bertoldo und seine Familie zu Helden eines Gedichtes zu machen und zwar in der Manier, die man nach dem Erfinder derselben, Berni, die Berneskische (genere Bernesco) nennt, und die einen etwas höhern Ton als die Burleske, aber einen niedrern als die Satyre beobachtet. Dieses Gedicht wurde in zwanzig Gesänge getheilt; jedes Mitglied der Gesellschaft verfaßte einen Gesang mit Ausnahme von dreien, von denen einer die versifizierten Inhaltsanzeigen, der zweite eine Allegorie des Ganzen, der dritte gelehrte Anmerkungen schrieb. Dieß Werk erschien 1736 zu Bologna mit allen den Zieraten, welche die schönsten italienischen Gedichte zu begleiten pflegen, und hatte bald einen ungeheuren Erfolg. Es wurde auch in den bolognesischen und venezianischen Dialekt übertragen und den Ausgaben von 1746 und 1747 ein Vokabularium dieser Mundarten beigegeben. Endlich hat man auch eine neugriechische Bearbeitung dieses Gedichtes.

Bei weitem der berühmteste Roman der vorliegenden Gattung ist jedoch das Leben und die Thaten des

Don Quijote [409]),

welcher zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts einige Jahre nach der Abfassung der Vita di Bertoldo zum ersten Male erschien.

Zu einer Zeit wo der Geist der thatsächlichen irrenden Ritterschaft erloschen war, die Erzählungen ihrer Extravaganzen aber noch immer mit wahrer Wuth verschlungen wurden, unternahm es Cervantes den verdorbenen Geschmack seiner Landsleute und besonders, wie man sagt, den des Herzogs von Lerma, dessen Kopf von den Dichtungen der Romantik ganz erfüllt war, lächerlich zu machen. Seine Absicht war also keineswegs, wie einige Schriftsteller geglaubt haben, die Sucht nach Abenteuern zu verspotten, welche nicht nur zur Zeit des Cervantes selbst, sondern auch zu der, in welcher Don Quijote nach der Darstellung des Verfassers gelebt haben soll, gänzlich verschwunden war; ja im entgegengesetzten Falle würde der Werth des Werkes ein geringerer sein, da ein bedeutender Theil des Lächerlichen aus der Seltsamkeit der Unternehmung des Helden entspringt. Vielmehr wurde der Don Quijote in der Absicht geschrieben die Thorheit Derer bloß zu stellen, die ihre Zeit mit der Abfassung oder dem Lesen romantischer Dichtungen verloren und darüber andere Studien und Beschäftigungen vernachläßigten. Auch sagt Cervantes selbst in der Vorrede, sein Zweck wäre „das übel begründete Gebäu der Ritterbücher einzureißen und die Autorität und das Ansehen, welche sie in der Welt und unter dem großen Haufen besäßen, zu vernichten.“ [410]).

In dieser Absicht also hat der Verfasser, wie alle Welt weiß, einen Mann von liebenswürdigem Charakter und sonst vortrefflichem Verstande geschildert, dessen Gehirn jedoch durch das beständige Lesen von allerlei Arten von Ritterromanen in Unordnung gerathen ist; eine keineswegs unwahrscheinliche Fiktion, da seine Landsleute gegen Ende ihres Lebens häufig dieß Schicksal haben sollen. — „Sur la fin de ses jours Mendoza devint furieux, comme font d'ordinaire les Espagnols“ (s. Thuana u. s. w.). Die Phantasie des Don Quijote wird endlich durch Vorstellungen von Zaubereien und Zweikämpfen so sehr erhitzt und irre geführt, daß er den ganzen chimärischen Wust, von dem er las, für Wahrheit nimmt und sich berufen glaubt, mit Roß und Rüstung die Welt zu durchziehen und Abenteuer zu suchen und zwar sowohl um das allgemeine Wohl zu befördern, als auch sich selbst Ruhm zu erwerben. Im Verlaufe seiner irrenden Ritterschaft nun, deren Schauplatz nach La Mancha und Aragon verlegt wird, erscheinen die gewöhnlichsten Gegenstände und Ereignisse seiner krankhaften Einbildung in dem Lichte der Zauberei und des Ritterthumes und er mißt sie mit dem romantischen Maßstabe, an welchen er durch seine Lieblingslektüre gewöhnt war; und wenn er das, was er so umgewandelt hat, endlich einmal in seinen wahren und natürlichen Farben erblickt, so hält er diese Wirklichkeit für lauter Täuschung und für eine Verwandlung boshafter Zauberer, welche auf seinen großen Namen eifersüchtig wären und ihn des Ruhmes seiner Thaten zu berauben wünschten.

Dieser doppelte Irrwahn bildet die Basis des Werkes und unter dem Einflusse desselben macht der Held eine lange Reihe komischer und phantastischer Abenteuer durch, ohne die Weisheit oder das Passende seines Unternehmens im geringsten zu bezweifeln. Auf allen seinen Zügen aber begleitet ihn ein Knappe und die Mischung von Leichtgläubigkeit und Verschlagenheit in dem Charakter desselben bildet nach der Meinung vieler Kritiker den unterhaltendsten Theil des ganzen Werkes; und in der That wenn, wie man behauptet hat, das Lachen durch den Anblick von unzusammengehörigen Dingen, die in ein Ganzes vereinigt sind, erweckt wird, so giebt es nichts glücklicheres als die starken und vielfachen Kontraste zwischen Sancho und seinem Herrn. Da die Gegenwart des Knappen in dem Werke unerläßlich nothwendig ist, so fesselt ihn der Ritter an sich durch das Versprechen der Statthalterschaft einer Insel und durch den glücklichen Zufall, daß sie in der Sierra Morena einige Goldstücke finden. Endlich verkleidet sich einer von Don Quijote's Freunden, um ihn zur Rückkehr in sein Dorf zu nöthigen, als Ritter, greift ihn an, besiegt ihn, und besteht dann der Uebereinkunft gemäß darauf, daß er sich nach Hause begebe und ein Jahr lang jede ritterliche Unternehmung unterlaße. Diese Zeit beschließt der Held als Schäfer zuzubringen und entwirft in dieser Absicht einen ungereimten Plan zu dieser Art von ländlichem Leben, womit Cervantes, obgleich selbst Verfaßer der Galatea, ohne Zweifel eine Satyre gegen die pastoralen Dichtungen beabsichtigte, welche zu seiner Zeit mit den Ritterromanen in der Volksgunst zu wetteifern begannen.

In dem Werke des Cervantes bietet sich uns eine große Neuheit in der ganzen Anlage und der Leser findet darin eine Art der Unterhaltung, wie in keinem frühern Erzeugnisse. Wir empfinden das höchste Vergnügen, indem wir zuerst die Gegenstände sehen, wie sie wirklich sind, und dann wie sie in der Phantasie des Helden verwandelt erscheinen. Der Beschaffenheit des Planes nach ist zwar der Verfaßer in der Zahl seiner Hauptpersonen etwas beschränkt; wie jedoch Milton die seinigen zu verdoppeln gewußt hat, indem er unsere ersten Eltern zuerst in einem Zustande vollkommener Unschuld, hierauf aber in dem des Falles und der Sünde geschildert hat, so hat auch Cervantes auf gleiche Weise seinem Helden einen doppelten Charakter verliehen, indem er ihn als einen Mann von richtigem Verstande und Bildung darstellt, der jedoch in Betreff der Gegenstände des Ritterthumes eine verkehrte Anschauung hegt. Eben so ist auch Sancho ein Anderer, wenn der Wahnsinn seines Herrn auf ihn seinen Einfluß ausübt, als wenn er seinem natürlichen Charakter folgt. Endlich erscheinen die übrigen Personen gleichfalls in einer doppelten Gestalt, nämlich in der, welche sie in der Wirklichkeit besitzen und in der, die sie in der Phantasie des Don Quijote annehmen.

Die größte Kunst des Werkes beruht jedoch in der Schnelligkeit, mit welcher in dem Helden die ungereimtesten und phantastischesten Ideeen, die aber immer mit den Abenteuern in den Ritterromanen irgend eine Verwandtschaft haben, auftauchen, und in dem Ernste, mit welchem er sie festhält. Um aber einzelne Partieen jener romantischen Erzeugnisse gehörig lächerlich machen zu können, wurden letztere von Cervantes auf das sorgfältigste studiert. Indeß scheinen besonders die spanischen Ritterbücher und unter diesen wieder vorzugsweise Amadis de Gaula seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben. Ja, die Anspielungen auf dergleichen Werke sind so zahlreich und ein so großer Theil der Unterhaltung entspringt aus der glücklichen Nachahmung dieser Werke und aus dem possierlichen Lichte, in welchem die Ereignisse derselben hier erscheinen, daß ich nicht umhin kann, diejenigen für einigermaßen unaufrichtig zu halten, welche mit dieser Gattung von Werken unbekannt sind und gleichwohl an den Abenteuern des Don Quijote einen großen Gefallen zu finden behaupten. Es läßt sich jedoch allerdings nicht läugnen, daß ein bedeutender Theil des Vergnügens, welches man bei dem Lesen des Don Quijote empfindet, aus den zahlreichen Schilderungen der Scenerieen, der herrlichen Gebirge, romantischen Ströme und entzückenden Thäler eines Landes entspringt, welches von Cordova bis Roncesvalles gleichsam das eigentliche Land der Romantik zu sein scheint. Auch enthält das Werk eine glückliche Beimischung der Geschichten und Namen der Mauren, eines Volkes, welches in Folge seiner einstigen Größe, Galanterie und Unglücksfälle und vielleicht auch zum Theile durch die vielen klagenden Romanzen, in denen seine Thaten und Schicksale erzählt werden, die Phantasie auf wunderbare Weise erregt und unser Mitgefühl erweckt.

In dem Werke des Cervantes ist meiner Meinung nach der erste Theil ohne Zweifel der beste; denn in dem zweiten empfinden wir tiefen Unwillen über die grausamen Täuschungen, welche sich das herzogliche Paar gegen Don Quijote erlaubt; sicherlich sind die phantastischen Vorstellungen, welche in seinem Gehirne durch den Anblick natürlicher Gegenstände von selbst rege werden, unterhaltender als diejenigen, welche ihm durch künstliche Mittel und durch das Einschreiten andrer Personen aufgezwungen werden [410a].

Der erste Theil des Don Quijote erschien 1605, der zweite 1615. In der Zwischenzeit und während Cervantes den zweiten Theil zum Drucke vorbereitete, gab ein Schriftsteller, welcher den Namen Avellaneda annahm, im J. 1614 seine Fortsetzung des ersten Theiles des Don Quijote zu Tarragona heraus. Dieß ist das Werk, welches Cervantes in dem zweiten Theile, besonders aber in der Vorrede zu demselben so häufig erwähnt und angreift; es ist jedoch so wenig bekannt, daß Viele der Meinung gewesen sind, Cervantes habe nur ein Gespenst seiner eigenen Phantasie bekämpft. Wahrscheinlich hat zwischen ihm und Avellaneda ein persönlicher Zwist bestanden, da die Vorrede des Letztern nicht nur eine sehr ungerechte Kritik des Werkes seines Feindes, sondern auch viel persönliche Schmähungen enthält; er erinnert ihn daran, daß er jetzt bereits so alt sei wie das Schloß San Cervantes und so grob, daß kein Freund ihm empfehlende Sonette zu seinem Werke liefern wollte, so daß er sie in Folge dessen vom Priester Johann entleihen mußte. Die einzige Entschuldigung, fährt er fort, ließe sich für die Ungereimtheiten des ersten Theiles des Don Quijote anführen, daß er im Gefängnisse geschrieben und daher auch nothwendigerweise von dem Unrathe eines solchen Ortes infiziert worden sei. — Cervantes fühlte wahrscheinlich, daß weder sein Alter noch seine Armuth und sein Aufenthalt im Gefängnisse irgend Gegenstände begründeten Spottes sein konnten und sein Tadel des Avellaneda in dem zweiten Theile des Don Quijote erscheint daher gewiß gerechtfertigt.

Das Werk des Avellaneda [411]), welches auf diese Weise mit persönlichen Schmähungen überladen ist, enthält auch eine große Zahl der unverschämtesten Plagiate aus Cervantes, von welchem er sich besonders darin unterscheidet, daß seine Ereignisse es nicht auf den Amadis de Gaula, sondern auf den Don Belianis absehen; das Gehirn des Don Quijote wird bei ihm durch das Lesen der Ritterromane von Neuem erhitzt und er verdammt sich selbst wegen seines unthätigen Lebens und der Nichterfüllung der Pflichten, die ihm obliegen, nämlich die Erde von den hochmüthigen Riesen zu befreien, welche gegen alles Recht und alle Vernunft sowohl Ritter als Damen auf das frechste behandeln. Da er endlich wahrnimmt, daß Dulcinea eine zu spröde Prinzessin ist, so beschließt er, sich „der Ritter ohne Dame" (el Caballero desamorado) zu nennen [c. 4.] und die Erinnerung an sie aus seinem Gedächtnisse zu verwischen, was er durch das Beispiel des Sonnenritters rechtfertigt, welcher unter ähnlichen Umständen die Prinzessin Claridiana verläßt [c. 2.]. Zu Anfange seines neuen Auszuges hält er ein Wirthshaus für ein Schloß, den Wirth für den Vogt desselben; ein galizisches Frauenzimmer aber, das der Maritornes entspricht, für eine unglückliche Prinzessin [c. 4.]; und indem er nach Saragossa gelangt, will er einen Verbrecher von der Peitsche der Gerichtsdiener befreien, die er für ehrlose, gewaltthätige Ritter hält [c. 8.]; welches Ereigniß offenbar dem Vorfalle mit den Galeerensklaven im ersten Theile des Don Quijote entliehen ist.

Hinwiederum muß Avellaneda einen geheimen Zugang zu den Materialien des zweiten Theiles desselben gehabt haben oder Cervantes hat ihn seinerseits nachgeahmt. So finden wir bei Avellaneda den ganzen Plan von Sancho's Statthalterschaft [s. die folgende Anmerk.] und Don Alvaro Tarfe, welcher Don Quijote in seiner Narrheit bestärkt, indem er ihm einen verkleideten Riesen vorführt, der aus weiter Ferne herbeikommt um ihn zum Zweikampfe herauszufordern [c. 13.], entspricht dem Herzoge in dem zweiten Theile des Cervantes.

Ueberhaupt sind die beiden Werke im Ganzen genommen einander ziemlich ähnlich [412]); jedoch wird in den Vorreden zu den spanischen Ausgaben und französischen Uebersetzungen des Avellaneda gesagt, daß man in Spanien allgemein dafür hält, er habe Cervantes in der Charakterzeichnung des Sancho übertroffen, welcher nach der Darstellung des Letztern einigermaßen inkonsequent erscheint, da er bald wie ein simpler Bauer und bald wie ein durchtriebener boshafter Schelm spricht. Auch Don Quijote selbst zeigt bei Avellaneda nie den richtigen Verstand, wel-

chen er bei Cervantes gelegentlich an den Tag legt, und ist in seiner Narrheit ungereimter und phantastischer, besonders wenn er sich in seinen Träumereien Dinge vorstellt, die erst geschehen sollen; so sagt er unter Anderm [s. die vorherg. Anmerk.]: „Ich werde mich dann dem Riesen nähern und ohne Umstände zu ihm sprechen: „Stolzer Riese, ich will mit dir kämpfen unter der Bedingung, daß der Sieger dem Besiegten den Kopf abschlage." Da alle Riesen hochmüthig sind, so wird er darauf eingehen, von seinem Wagen herabzukommen und einen weißen Elephanten besteigen, den ein kleiner Zwerg führt, welcher sein Knappe ist und auf einem schwarzen Elephanten sitzend seine Lanze und seinen Schild trägt. Dann werden wir wüthend auf einander losrennen und uns in der Mitte des Kampfplatzes begegnen, und er wird meine Rüstung treffen, sie aber nicht durchbohren können, weil sie bezaubert ist. Gleichwohl werde ich durch die Heftigkeit des Stoßes den Kopf bis auf den Sattelbogen sinken laßen und die Besinnung verlieren; jedoch werde ich mich rasch erholen und den Riesen so gewaltig mit der Lanze auf die Brust treffen, daß er vom Pferde stürzen und ob der Schmach und dem Schmerze seines Sturzes tausendfache Lästerungen gegen den Himmel ausstoßen wird, wie dieß die Weise der Riesen ist ꝛc."

Von diesem Werke des Avellaneda giebt es eine französische Bearbeitung von Le Sage [413], welche Baker's englischer Uebersetzung zu Grunde liegt. Le Sage hat vieles eingeflochten, was sich in seinem Originale nicht befindet, unter Anderm eine Geschichte [vol. 1. ch. 29.], die auch in Pope's Essay on Criticism angetroffen wird und dort also beginnt:

„La Mancha's Ritter traf dereinst, sagt man,
Auf seinem Wege einen Barden an" u. s. w. [414]).

Auch die Katastrophe ist ganz verschieden; bei Le Sage nämlich wird Don Quijote in einem Streite erschossen, wohingegen ihn in dem spanischen Originale Don Alvaro Tarfe, der ihn in seinem Wahnsinne so sehr bestärkt hat, in ein Tollhaus zu Toledo einsperren läßt.

Le Sage wird auch für den Verfasser einer Fortsetzung des ächten Don Quijote gehalten, in welcher eine Anzahl spanischer Geschichten aufgenommen sind und die Abenteuer, die Sancho nach dem Tode seines Herrn besteht, erzählt werden [415]).

Ein Werk von der Berühmtheit des Don Quijote mußte nun aber unfehlbar zahlreiche Nachahmungen hervorrufen. Die ausgezeichnetste von diesen ist Butler's Hudibras, wo der Held, ein presbyterianischer Richter, in Begleitung eines Schreibers von der Sekte der Independenten in der Wuth unwissenden Eifers das Land durchstreift, um Misbräuche abzustellen und Aberglauben zu unterdrücken. In neuerer Zeit jedoch sind noch viel genauere Nachahmungen erschienen; so sind in Pharsamon ou les nouvelles folies romanesques, dem frühesten Werke des berühmten Marivaux, und in Smollet's Sir Launcelot Greaves die Helden ganz von derselben Narrheit befallen wie Don Quijote, was die Aehnlichkeit zu auffallend macht. In anderen Nachahmungen tritt eine andere Art von Wahnwitz auf; so in dem „Weiblichen Quijote" (the Female Quijote) der Mrs. Lennox, welcher 1752 erschien und eine Satyre auf die Romane Gomberville's und der Scuderi und ihrer Schule enthält, indem darin die Heldin eine Dame von Geburt und liebenswürdigen Eigenschaften ist, welche jedoch, da ihr Vater sie in völliger Abgeschiedenheit von der Welt auferzogen hat und sie fortwährend Werke wie die Clélie und Artaménès zu lesen pflegt, endlich die Ereignisse dieser Romane für wahr hält und ihr Benehmen danach einrichtet. Auch bildet sie sich ein, daß jeder Mann insgeheim in sie verliebt ist und lebt in beständiger Furcht, daß sie mit Gewalt entführt werde. Den Gärtner ihres Vaters hält sie für einen verkleideten Mann von hohem Range; sie bittet ein Kammermädchen ihr die Abenteuer ihrer Herrin zu erzählen, die aber zufällig nicht zum Wiedererzählen eingerichtet sind und entläßt einen vernünftigen Liebhaber, weil sie findet daß er in dem Codex der Galanterie, für welchen ihre Lieblingsromane ihr gelten, nicht gehörig bewandert ist.

In Sorel's Berger Extravagant werden die Hirtenromane auf gleiche Weise verspottet; die anziehendste Nachahmung des Don Quijote jedoch ist **Wieland's Don Silvio de Rosalva.**

Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts nämlich war der Geschmack an Feenmärchen besonders in Frankreich so allgemein geworden, wie der an Ritterromanen es hundert Jahre vorher

in Spanien gewesen war. Diese Leidenschaft beschloß Wieland lächerlich zu machen. Silvio de Rosalva, der Held seines Romanes, ist nämlich ein junger valencianischer Edelmann, welcher nichts anderes gelesen hat als Feenmärchen und endlich an die Wirklichkeit der darin geschilderten Welt glaubt [B. 1. C. 4. 5.]. Da er nun zufällig in einem Walde das Miniaturgemälde einer schönen Dame findet, so hält er es für das Bildniß einer bezauberten Prinzessin, die durch die Fee Radiante, unter deren besonderm Schutz er zu stehen glaubt, für ihn bestimmt sei [B. 1. C. 7.]. Die meisten Abenteuer nun tragen sich während seines Aufsuchens dieser eingebildeten Geliebten zu, welche, wie er glaubt, von einer boshaften Fee in einen blauen Schmetterling verwandelt worden ist, weil sie eine Verbindung mit ihrem Neffen, dem grünen Zwerge, zurückgewiesen [B. 1. C. 10.]. Endlich gelangt er nach dem Schlosse Lirias [B. 5. C. 4.], dessen Besitzer eine Schwester bei sich hat, und findet nun daß dieser das Miniaturgemälde angehört, welches ihre Großmutter in dem Alter von sechzehn Jahren vorstellt. Durch diesen Umstand wird er von seinen Grillen geheilt, wie nicht minder durch die Argumente seiner Freunde, besonders der jungen Dame, in die er sich heftig verliebt und deren Schönheit der entzauberte Jüngling endlich den imaginären Reizen vorzieht, denen er so lange nachgejagt hatte [B. 7. C. 2 ff.]. — Der Hauptumstand in diesem Werke, nämlich der mit dem Bildnisse, ist der Geschichte des Seyf el Moluk in 1001 Tag [Tag 100 ff.] entnommen, wo ein Prinz von Aegypten sich in ein Portrait verliebt und seine ganze Jugend in der Aufsuchung des Originales verbringt, bis er endlich entdeckt, daß es das Bildniß einer Tochter des Königs von Chahbal ist, welche Prinzessin zur Zeit des Salomon gelebt hatte und die Geliebte dieses großen Propheten gewesen war (s. auch Bahar Danusch c. 35.). Sonst ist das Werk Wieland's eine vollkommene Nachahmung des Don Quijote. Pedrillo, der Diener Silvio's, gleicht dem Sancho in hohem Grade; er besitzt die nämliche Vorliebe für Sprüchwörter und dieselbe sententiöse Geschwätzigkeit. Eine so genaue Nachahmung eines Werkes von anerkanntem Werthe ist jedoch im höchsten Grade unüberlegt; denn bei jedem Schritte werden wir an das Vorbild erinnert, und wo man sonst Schönheiten bemerken würde, drängt sich uns der Gedanke an die Vortrefflichkeit jenes auf und wie sehr die Nachahmung demselben nachstehe. Zuweilen jedoch hat der deutsche Dichter jene feierliche Absurdität der Schlüsse fast erreicht, welche in den Zwiegesprächen des Ritters von La Mancha mit seinem Knappen die hauptsächlichste Belustigung gewähren. — „Pedrillo, sagte Don Sylvio, es müßte mich alles betrügen oder wir befinden uns im Schlosse der weißen Katze, welche eine große Prinzessin und zugleich eine Fee ist; wenn die Sylphide, die du kennest, zu diesem Palaste gehört, so war die Fee, die du gestern sahest, vermuthlich die weiße Katze selbst." [B. 5. C. 4.].

Die Geschichte des Prinzen Biringuer jedoch [B. 6. C. 1. 2.] gehört Wieland allein an. Diese Episode ist aus den extravagantesten Abenteuern wohlbekannter Feenmärchen zusammengetragen und wird dem Don Silvio von einem seiner Freunde erzählt, der ihn dadurch, daß er seine Leichtgläubigkeit durch diese Uebertreibungen gar zu sehr in Anspruch nimmt, von seiner fixen Idee zu heilen sucht.

Die Aehnlichkeit zwischen den Ereignissen in dem Don Silvio de Rosalva und den Abenteuern des Don Quijote hat mich jedoch von der chronologischen Reihenfolge der komischen Romane entfernt und ich kehre nun zu denselben zurück.

Um die Zeit als das Werk des Cervantes erschien, fanden die Spanier, deren romantische Dichtungen fünfzig Jahre früher mit lauter Sultanen von Babylon und Kaisern von Trapezunt angefüllt waren, ihre Hauptbelustigung an den Abenteuern ihrer Gauner und Bettler. Alle Werke des sechzehnten Jahrhunderts, welche von dem Charakter und den Sitten der Spanier handeln, besonders aber die Briefe des Clenardus [416]) schildern mit den lebendigsten Farben die Indolenz der niederen Klassen, vermöge deren sie es vorzogen zu betteln und zu stehlen, als irgend einem Handwerke oder einer sonstigen regelmäßigen Beschäftigung obzuliegen, so wie den lächerlichen Stolz der Hidalgo's, welche in ihrem Hause weder irgend etwas zu brocken und zu beißen hatten, noch sonst eins von den nöthigsten Bedürfnissen des Lebens besaßen und gleichwohl mit unermeßlichen Knebelbärten, langen Degen und Manschetten ohne Hemden durch die Straßen von Madrid oder Toledo einherschritten. Gleicherweise gewährten die elenden Wirthshäuser, das räuberische Benehmen der Diener der Ge-

rechtigkeit, so wie die Unwissenheit der Aerzte ein weites Feld für die satyrischen Ereignisse jener Zeit, von denen die meisten vielleicht etwas übertrieben sind, jedoch wie jede andere Gattung der Romane nur ein starkgefärbtes Gemälde der Sitten ihrer Zeit darbieten.

Das erste Werk nun, welches in dem Gusto Picaresco, wie man ihn genannt hat, den Reigen eröffnet, war Lazarillo de Tormes [417]), welches man gewöhnlich dem Diego Hurtado de Mendoza zuschreibt, der als Gouverneur von Siena und spanischer Gesandter bei dem Papste, unter Karl V das Haupt der kaiserlichen Partei in Italien wurde. Finster, tyrannisch und mitleidlos, war er so in seinem politischen Charakter ein Seitenstück zu dem Herzoge von Alba; als Liebesdichter aber schuf er die zärtlichsten und elegantesten Poesieen seines Landes und jeder Vers seiner Sonette haucht einen Seufzer nach Ruhm und häuslichem Glücke aus. Nach seiner Abberufung aus Siena zog er sich nach Granada zurück, woselbst er eine Geschichte der maurischen Empörung in dieser Provinz verfaßte, welche nächst dem Werke des Mariana zu den geschätztesten historischen Schriften Spaniens gehört. Auch sammelte er ungeheure Schätze orientalischer Handschriften, die er bei seinem Tode dem Könige vermachte und welche noch immer den kostbarsten Theil der Eskurial-Bibliothek bilden.

Mendoza schrieb den Lazarillo de Tormes in seiner Jugend, während er zu Salamanca studierte. Er erschien 1553 zum ersten Male. Der Held dieses Werkes ist der Sohn eines Müllers, welcher an den Ufern des Tormes wohnt. Acht Jahre alt wird er von seiner Mutter einem blinden Bettler zum Führer gegeben, den er bald um das Geld und die Lebensmittel zu betrügen weiß, welche mitleidige Seelen ihm geben [tratado 1.]. Hierauf begiebt er sich in die Dienste eines Geistlichen, der seinen Speisevorrath in einem Kasten verschlossen hält, und in einem langen Capitel wird erzählt, was für Pfiffe Lazarillo anwandte, um ein Paar Brotkrumen herausziehen zu können. Vom wüthendsten Hunger gepeinigt verläßt er den Geistlichen [tr. 2.] und wird Diener eines altkastilischen Hidalgo. Diesem neuen Herrn fehlt es so sehr an den ersten Lebensbedürfnissen, daß Lazarillo in Klöstern und an Kirchenthüren für ihn betteln muß, während der Hidalgo die Messe hört oder mit aller Gravität eines Herzoges von Infantado auf den Hauptpromenaden einherstolziert [tr. 3.]. Hierauf tritt er noch in die Dienste verschiedener anderer Herren, endlich aber in die eines Erzpriesters, mit dessen Aufwärterin er sich verheirathet, womit die Erzählung schließt [tr. 4 — 7.].

Die Erzählung scheint unvollendet geblieben zu sein; einen zweiten Theil schrieb H. de Luna, welcher in seiner Vorrede sagt, daß eine ungereimte Fortsetzung [418]), in welcher Lazarillo in einen Fisch verwandelt erscheine, ihn hauptsächlich zu dieser Arbeit veranlaßt habe. In derselben nun leidet Lazarillo auf seiner Reise nach Algier Schiffbruch und wird von einigen Fischern aufgefangen [c. 1. 2.], die ihn in verschiedenen Städten Spaniens als Seeungeheuer sehen laßen [c. 3 ff.], bis man ihn endlich befreit [c. 7.] und er nach mehreren Abenteuern zu einem Einsiedler gelangt. Da dieser bald nachher stirbt, so legt Lazaro die Tracht des Dahingeschiedenen an und lebt von den Almosen der Nachbarn [c. 15, 16.], welcher Umstand einem Theile der Geschichte des Don Raphael im Gil Blas [l. 1. c. 5. gegen Ende] ähnlich ist.

Von den spanischen Nachahmungen des Lazarillo de Tormes ist die berühmteste das Leben des

Guzman de Alfarache

von Matteo Aleman, welches zum ersten Male Madrid 1599 erschien. Hierauf folgten noch 25 Ausgaben in Spanien und zwei französische Uebersetzungen, deren eine von Le Sage verfaßt wurde.

Guzman von Alfarache ist der Sohn eines genuesischen Kaufmannes, der sich in Sevilla niedergelaßen hat. Da nach dem Tode seines Vaters die Familienangelegenheiten in Unordnung gerathen [P. 1. L. 1. c. 1. 2.], so entläuft der junge Guzman seiner Mutter [1, 1. c. 3.] und beginnt eine Laufbahn, auf welcher ihm mannigfache komische Abenteuer zustoßen. — In einiger Entfernung von Sevilla begegnet er einem Maulthiertreiber, mit welchem er in verschiedenen Wirthshäusern einkehrt, und durch die Beschreibung, die von diesem gegeben wird, erhalten wir einen sehr ungünstigen Eindruck von den andalusischen Posada's [1, 1. c. 4 ff.].

In Madrid angelangt fristet sich Guzman sein Leben, indem er den Leuten ihre Einkäufe in

einem Korbe nach Hause trägt, und die Personen von allen Ständen, mit denen er so in Berührung kommt, geben dem Verfasser Gelegenheit über die Sitten seiner Landsleute unter der Regierung der habsburgischen Philippe zu moralisieren und seine Bemerkungen über dieselben zu machen. Unser Held verbindet mit seinem gegenwärtigen Stande alsbald auch die Praktiken eines Gauners [1, 2. c. 2.] und muß daher nach Toledo fliehen, woselbst er den Gentleman spielt und sich in mehrfache Liebesintriguen einläßt. So lange sein Geld dauert, wird er gut aufgenommen; sobald er es aber durchgebracht hat, erfährt er zu seinem Schaden, was es mit der Freundschaft von Gaunern und der Liebe von Freudenmädchen für eine Bewandniß habe [1, 2. c. 7. 8.]. Er begiebt sich daher nach Barcelona und von dort nach Genua, um sich den Verwandten seines Vaters vorzustellen [1, 2. c. 10.], die ihn jedoch sehr übel empfangen [1, 3. c. 1.]. Von Genua muß er sich nach Rom betteln, welches das Paradies der Bettler zu sein scheint. Dort erwirbt er sich einen hohen Grad von Vollkommenheit in seiner Kunst, indem er die Regeln einer Gesellschaft studiert, in die er aufgenommen wird [1, 3. c. 2.]. Unter Anderm macht er ein Geschwür auf so künstliche Weise nach, daß ein Kardinal ihn nach Hause nimmt und heilen läßt. Demnächst tritt er als Page in die Dienste seiner Eminenz und erwirbt sich die Gunst seines Gebieters in hohem Grade, bis er endlich auf verschiedenen Diebstählen ertappt und mit Schande aus dem Hause gejagt wird [1, 3. c. 6ff.]. Er sucht Zuflucht bei dem französischen Gesandten, der sich leicht von seiner Unschuld überzeugen läßt und ihn in seine Dienste nimmt [1, 3. c. 10.]. Sein neuer Herr braucht ihn als Unterhändler bei einer Dame, in die er verliebt ist; Guzman benimmt sich jedoch so ungeschickt, daß die Sache öffentlich wird [P. 2. L. 1. c. 5 ff.]. Voll Verzweiflung über sein Unglück kehrt er nach Spanien zurück und begegnet auf seinem Wege nach Toskana einem Patrone ähnlichen Schlages wie er selbst [2, 2. c. 1.], der ihn früher geprellt hatte [2, 1. c. 8.], nachher aber ihm Andere prellen hilft, während sie durch verschiedene Städte Norditaliens kommen [2, 2. c. 2ff.]. Bei seiner Rückkehr nach Madrid heirathet er eine Frau, die er für reich hält. Die Ehe ist jedoch sehr unglücklich; seine Angelegenheiten gerathen in Unordnung und nach dem Tode seiner Frau [2, 3. c. 2. 3.] wird er Student in Alcalá, um eine Pfründe zu erhalten.

Während seines Aufenthaltes an dieser Universität wird unser Held mit drei Schwestern bekannt, die sehr musikalisch sind, aber keinen besondern Ruf genießen. Er giebt die geistlichen Exspektanzen auf, heirathet die älteste Schwester und begiebt sich mit ihr nach Madrid [2, 3. c. 4.]. Eine Zeit lang geht es in Folge ihrer Schönheit und Zuvorkommendheit gegen Fremde ganz gut; nachdem sie aber mit einem vornehmen Anbeter einen Streit gehabt, wird sie nebst ihrem Ehemanne aus Madrid verwiesen [2, 3. c. 5.] und begiebt sich nach Sevilla, wo sie bald darauf mit dem Kapitäne eines neapolitanischen Schiffes durchgeht [2, 3. c. 6.]. Durch die Fürsprache eines Dominikaners, des Beichtvaters einer alten Dame, nimmt diese Guzman als Haushofmeister in ihre Dienste, er benimmt sich aber als solcher so schurkisch, daß er eingezogen und auf die Galeeren geschickt wird [2, 3. c. 7.]. Seine Mitgefangenen versuchen ihn in ein Komplott zu ziehen, um das Schiff den Korsaren zu überliefern. Er verräth die Verschwörung, und nachdem er zum Lohne dafür seine Befreiung erhalten, beschäftigt er sich hierauf mit der Beschreibung seiner Lebensgeschichte [2, 3. c. 9.].

Es befinden sich in diesem Romane verschiedene interessante Episoden. Die besten derselben sind die Geschichte des Osmin und der Daraja, welche dem Guzman auf dem Wege von Sevilla nach Madrid von einem Reisegefährten erzählt wird [P. 1. L. 1. c. 8.], und die Geschichte, welche er in dem Hause des französischen Gesandten zu Rom vernimmt [1, 3. c. 10.]. Die erstere ist im spanischen Style und schildert die warme, edle und feine Galanterie, um derenwillen Granada gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts so berühmt war. Die zweite ist im italienischen Geschmacke und schildert die mysteriösen Intriguen, die grimmige Racheluft und furchtbare Eifersucht, von denen wir in den Novellisten jenes Landes so viele Beispiele gesehen und die dem Charakter seiner Einwohner so sehr entsprechen. Eine dritte Episode, die Geschichte des Luis de Castro und Roderigo de Montalvo [2, 1. c. 4.] entspricht der 41sten Novelle des Massuccio (sieh oben S. 268 [419])).

Die häufige Anbringung solcher Episoden ist einer von denjenigen Punkten, in denen dieser Roman dem Gil Blas gleicht, als dessen Vorbild

man den Guzman de Alfarache betrachtet hat. Zwar ist Guzman ein viel größerer Schelm als Gil Blas und erreicht nie die Würde seines Charakters; auch gleichen sich die Sittenschilderungen nur wenig und in dem Werke Aleman's findet man ermüdende moralische Raisonnements über jedes Ereigniß, während der französische Autor es dem Leser überläßt seine Betrachtungen zu veranstalten, wo er es für nöthig hält; indeß fangen beide Helden damit an, daß sie sich prellen laßen, und werden dann ihrerseits selbst große Schelme; derselbe Spott über die Diener der Gerechtigkeit läuft durch beide Werke und die Geschichte des Scipio, gleich der des Saavedra, ist nach den Abenteuern seines Herrn zu weit ausgesponnen.

Ob nun Le Sage sich diesen Roman zum Vorbilde genommen haben mag oder nicht, jedenfalls rief letzterer einen ganzen Schwarm spanischer Werke hervor, welche Abenteuer von Bettlern, Zigeunern und den niedrigsten Charakteren zum Gegenstande haben. Die

Picara Justina

(d. i. die Gaunerin Justina), als deren Verfasser sich der Licentiat Lopez de Ubeda nennt, die aber gewöhnlich dem Pater Antonio Perez zugeschrieben wird, scheint als Seitenstück zu dem Guzman de Alfarache geschrieben worden zu sein. Dieser Roman, welcher 1605 erschien, beginnt wie Fielding's Jonathan Wild mit einem Berichte von den Vorfahren der Heldin Justina, der Tochter eines Gastwirthes, der sie frühzeitig in die Kunst Reisende zu betrügen einweiht, und welche nach seinem Tode in verschiedenen Kapazitäten in Leon und den beiden Kastilien ihre Gaunereien fortsetzt. Auch in diesem Werke finden sich viele moralische und satyrische Betrachtungen eingemischt.

La Vida del Gran Tacaño [420])

(das Leben des großen Schelmen) von Quevedo ist ein Produkt ähnlicher Art. Es enthält die Geschichte des Sohnes eines Barbieres, Namens Pablo, welcher zuerst Diener bei einem jungen vornehmen Studenten zu Alcalá ist, wodurch der Verfasser Gelegenheit erhält, uns einige interessante Gemälde von den Sitten und Gebräuchen an jener berühmten Universität zu geben. Hierauf kommt Pablo nach Madrid und die hier geschilderten Scenen versetzen uns in den tiefsten Abgrund des Lasters und Elends. Er wird zuerst Mitglied einer Brüderschaft, welche von Gaunerstreichen lebt; und die Hauptereignisse des Romanes erzählen, mit welcher Geschicklichkeit man sich eine Kruste trockenen Brotes verschaffte und, nachdem man sie verzehrt, mit gehörigem Anstande zu erscheinen suchte, indem man sich eine Krause auf solche Weise umband, daß sie wie die Fortsetzung eines Hemdes aussah und einen Mantel so umhieng, daß man glauben konnte, es befänden sich darunter noch andere Kleider. Pablo tritt nachher in eine Spitzbubenbande, und in Folge eines Angriffes auf die Häscher, woran er Theil nimmt, sieht er sich gezwungen sich nach Westindien einzuschiffen. — Ein Ereigniß, welches sich zuträgt, während Pablo als Bedienter eines jungen Studenten mit demselben nach Alcalá reist [cap. 4.], scheint dem Le Sage die Geschichte mit dem Pfiffikus eingegeben zu haben, welcher den Eierkuchen des Gil Blas aufißt, nachdem er ihn „l'ornement d'Oviedo, le flambeau de la philosophie, la huitième merveille du monde“ genannt hat [l. 1. ch. 2. [421])].

In der That trifft man in den meisten spanischen Romanen dieser Gattung gelegentlich Geschichten an, welche der Verfasser des Gil Blas benützt hat; am meisten ist dieß jedoch der Fall mit der

Vida y Hechos del Escudero Marcos de Obregon [422])

(Leben und Thaten des Escudero M. de O.), indem Le Sage nicht nur den Charakter des Gil Blas dem des Obregon nachgebildet, sondern auch viele von den Ereignissen genau nachgeahmt hat. Dieses Werk, welches in England ein Gegenstand großen Interesses gewesen ist, verfaßte gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts Vicente Espinel, welcher 1651 geboren wurde und sich „Kapellan des Königs in dem Hospital der Stadt Ronda“ nennt. Es erschien zum ersten Male im Jahre 1618; es ist in drei Theile oder Relaciones, diese aber wieder in Capitel oder Descansos getheilt, und wird in der Person des Helden erzählt. Die Vorrede enthält eine Geschichte, mit welcher die in der Einleitung des Gil Blas enthaltene, in Betreff der zwei Studenten und des Licentiaten Pedro Garcias,

fast ganz übereinstimmt. In dem Descanso I. befinden sich verschiedene Anekdoten als Beispiele großer Gemüthsruhe, von denen eine erzählt, daß Jemand, der um sechs Uhr des Morgens eine Herausforderung erhält, darauf erwiedert, er stünde selbst in Fällen, wo er großes Vergnügen erwarte, nie vor Mittag auf und man könne daher auch nicht erwarten, er solle um sechs Uhr aufstehen um sich todt stechen zu laßen; worauf er sich ruhig umdreht und weiter schläft; — eine Antwort, welche auch Don Mathias de Silva einem von den Herren des Gil Blas ertheilt [l. 3. ch. 8.]. In dem folgenden Capitel tritt Marcos bei dem Doktor Sagredo in Dienst, einem Manne von großer Anmaßung und Geschwätzigkeit, und welcher ein eben so großer Freund des Aderlaßens ist, wie der Doktor Sangredo des Le Sage. Die Hauptbeschäftigung des Marcos aber besteht darin, bei der Frau seines Herrn, der Donna Mergelina, den Dienst zu versehen, welche er mit einem ihm befreundeten Barbiergesellen bekannt macht, worauf eine Liebesintrigue erzählt wird, deren Details mit denen der Geschichte des garçon barbier Diego im Gil Blas [l. 2. ch. 7.] genau übereinstimmen; ja, Diego erwähnt sogar im Laufe seiner Erzählung, daß der Diener der Mergillina, Marcos de Obregon hieß. Nachdem Marcos das Haus des Doktors verlaßen [Rel. 1. Desc. 6.] und noch verschiedene Abenteuer durchgemacht hat, gelangt er zu einem Einsiedler, welchem er die früheren Ereignisse seines Lebens mittheilt [Desc. 8 sqq.]. Er hatte nämlich in seiner Jugend viel Lernbegierde gezeigt und wurde daher von seinem Vater unter der Obhut eines Maulthiertreibers nach Salamanka geschickt. Unterwegs begegnet er einem Schmarotzer, der ihn durch die übertriebensten Schmeicheleien dazu bringt, ihn mit einem Abendbrote freizuhalten [vgl. Anm. 421.] und nach Befriedigung seines Hungers zu ihm sagt, daß ein vornehmer Mann in der Nachbarschaft zweihundert Dukaten darum geben würde, solch' eine Zierde der Wissenschaften zu sehen. Marcos begiebt sich daher zu demselben und findet daß er blind ist, worauf der Schmarotzer voll Spott bemerkt, daß der Mann wohl zweihundert Dukaten darum geben würde, wenn er ihn oder sonst irgend Jemand sehen könnte [R. 1. D. 9.]. Auf dieser Reise des Marcos nach Salamanca trägt sich auch noch eine andere Geschichte zu [R. 1. D. 10.], die im Gil Blas [l. 1. ch. 3.] wiederkehrt, wie nämlich ein Maulthiertreiber, um einem Liebeshandel ungestörter obliegen zu können, die Gesellschaft in dem Wirthshause zu Cacabelos verscheucht. Später verläßt jedoch der junge Marcos seine Studien zu Salamanca [R. 1. D. 21.] und tritt in die Dienste des Grafen von Lemos [R. 1. D 23] und dann in die des Herzoges von Medina Sidonia. Auf Befehl des Letztern schifft er sich mit noch anderen Domestiken desselben von Südspanien aus nach Italien ein. Auf ihrer Fahrt landen sie an einer kleinen Insel in der Nähe von Majorka und begeben sich während ihres Aufenthaltes daselbst nach einer Höhle in einem Walde, um sich daselbst zu belustigen und zu erfrischen. Zwar warnt sie der Gouverneur der Insel vor der Gefahr, der sie sich aussetzen, da sich häufig barbareskische Seeräuber dort einzufinden pflegten; jedoch beachten sie dieß nicht und werden daher gleich am folgenden Tage von einem Korsaren überfallen. Da sie dieß für einen Scherz einiger Freunde halten, die sich verkleidet hätten um sie zu erschrecken, so vernachläßigen sie die nöthigen Vertheidigungsmittel und sehen sich daher überwältigt und gefangen genommen. Marcos wird hierauf nach Algier gebracht und an einen Einwohner dieser Stadt verkauft, dessen Tochter sich in ihn verliebt [R. 2. D. 6—9.]. — Alle diese Ereignisse kehren in der Geschichte des Don Rafael im Gil Blas wieder, und gleich dem Don Rafael auch landet Marcos nach seiner Flucht aus Algier zuerst in Genua [423]). Während er sich dann in Venedig aufhält, geht ihm eine Buhlerin, Namens Camilla, mit seinem Gepäcke durch und prellt ihn um einen Ring [R. 3. D. 8. 9.] ganz auf dieselbe Weise, wie Gil Blas in dem Abenteuer des Hôtel Garni angeführt wird [l. 2. ch. 4.]. Von Italien kehrt Marcos in sein Vaterland zurück [R. 3. D. 10.], woran sich demnächst seine spätere Lebensgeschichte bis zu seiner Ankunft bei dem Einsiedler schließt. Gegen Ende des Werkes begegnet er noch einmal seinem alten Herrn, dem Doktor Sagredo, welcher gleich ihm Räubern in die Hände gefallen ist, worauf beide nach der Höhle gebracht werden, die jenen und ihrem Hauptmanne Roque Amador zum Aufenthalte dient [R. 3. D. 18.]. Während ihrer Gefangenschaft daselbst vernimmt Marcos die seitherige Geschichte des Doktor Sagredo [R. 3. D. 19 sqq.], so wie später die Räuber auch noch eine Dame einbringen, in welcher

Marcos die Donna Mergelina, die Frau des Doktor Sagredo erkennt. Bald darauf erlangen alle Drei durch Auflösung der Räuberbande ihre Freiheit wieder und gelangen wohlbehalten nach Madrid [R. 3. D. 24. 25]. Dieses Abenteuer, womit der spanische Roman schließt, hat Le Sage an den Anfang seiner unterhaltenden, jedoch, wie man gestehen muß, nicht sehr originellen Erzählung gestellt [l. 1. ch. 10.].

Le Sage hat in seinen Nachahmungen der spanischen Novellen des gusto picaresco bloß die höheren Klassen von Schelmen geschildert. Die Scenen des Lasters und Elendes hingegen, wie sie in dem Gran Tacaño und Lazarillo de Tormes mit so starken wenn auch nicht angenehmen Farben ausgemalt werden, zeugen von einer Art düsterer Lustigkeit, welche den Spaniern eigenthümlich ist. Von englischen Werken nähern sich diesem Geschmacke am meisten de Foe's Bampfylde Moore Carew und Fielding's Jonathan Wild [424]). —

Es möchte hier am Orte sein, einige von den komischen Erzählungen aufzuführen, welche im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts fast gleichzeitig mit den später zu erwähnenden heroischen Romanen in Frankreich erschienen und gleich ihnen dem modernen Romane vorangiengen; jedoch sind sie weder so selten, noch so vortrefflich, daß sie eine ausführlichere Analyse erfordern oder verdienen. Das früheste und berühmteste Werk dieser Art ist Scarron's [425])

Roman Comique,

welcher so heißt, weil er die Abenteuer einer herumziehenden Komödiantentruppe während ihres Aufenthaltes in Mans und der Umgebung dieser Stadt erzählt. Der Gedanke, ein Werk dieser Art zu schreiben, erwachte in dem Verfasser zuerst, als er in Mans anlangte, um eine Pfründe, die er erhalten hatte, in Besitz zu nehmen und einige auffallende Eigenthümlichkeiten lokaler Scenerie so wie verschiedene lächerliche Ereignisse wahrnahm, welche einer sich gerade damals in Mans aufhaltenden Schauspielerbande zustießen [426]). Personen letztern Standes standen damals keineswegs so tief unter der Beachtung des Genies und feiner Satyre, noch auch machte daher der Autor einen so übeln Gebrauch von seinen Talenten, wie wir bei uns zu Lande und zwar in jetziger Zeit zu glauben geneigt sein möchten. Denn zur Zeit Scarron's behandelte man jene Komödianten in den Gegenden, durch welche sie kamen, mit einer absurden Aufmerksamkeit und Achtung. Der daraus entstehende Dünkel und Hochmuth derselben verdiente Züchtigung und wurde von der Satyre solcher Schriftsteller, wie Scarron und Le Sage, für einen nicht unwürdigen Gegenstand gehalten.

Der Roman beginnt mit einer grotesken Beschreibung des Aufzuges einer herumziehenden Komödiantentruppe, welche auf ihrem Wege nach Alençon in Mans anlangt, indem sie die Stadt, in der sie zuletzt gespielt, wegen Mordes haben verlaßen müßen, den ihr Thürsteher an einem Beamten des Intendanten der Provinz verübt hat. Sie willigen darein, einen Abend in dem Hofe des Ballhauses zu spielen; da jedoch der Rest der Gesellschaft erst am folgenden Tage erwartet wird, so gerathen sie wegen ihrer geringen Zahl in einige Verlegenheit; es sind ihrer nämlich nur drei; Destin, welcher Helden- und Liebhaberrollen spielt, Rancune und eine einzige Schauspielerin. Indeß beseitigt Rancune diesen Einwurf, indem er bemerkt, daß er einst ganz allein ein Stück aufgeführt und in der nämlichen Scene einen König, eine Königin und einen Gesandten gespielt habe. Eine zweite Schwierigkeit entsteht daraus, daß sich der Garderobenschlüssel in den Händen der Nachkommenden befindet; jedoch La Rappinière, der lieutenant de prevôt der die Komödianten bei ihrer Ankunft examiniert hat, beschenkt die Schauspielerin mit einer alten Robe seiner Frau und die beiden Acteurs legen die Kleidungsstücke zweier jungen Leute an, welche eben eine Partie Ball spielen.

Es dauert nicht lange, so ist alles arrangirt. Nachdem die Zuschauer Platz genommen, erhebt sich ein schmutziges Bettruch und man sieht Destin als Herodes auf einer Matratze liegen mit einem Korbe als Krone auf dem Kopfe, wie er mit dem Tone Mondori's ausruft:

Fantôme injurieux qui troubles mon repos! [427])

Die Actrice spielt die Rollen der Marianne und Salome, während Rancune in sämmtlichen übrigen Partieen allgemeinen Beifall einerntet. In der interessantesten Scene der Tragödie jedoch stürzen die beiden jungen Männer auf die Bühne, um die von Herodes und Phrerora getragenen Gewänder in Anspruch zu nehmen, die Zuschauer nehmen pro und contra Partei und das Trauer-

spiel schließt mit Unfällen, die mehr Wirklichkeit besitzen, wenn auch weniger tragisch sind als der Tod Mariann's und die Verzweiflung des jüdischen Monarchen. Nach diesem Handgemenge folgt eine belustigende Schilderung von einem Abendbrote, welches ein Einwohner von Mans den Schauspielern giebt. Am folgenden Tage langt der Rest derselben an und unter Anderm auch Madame L'Etoile, die vorgebliche Schwester Destin's, und Leander sein Kammerdiener, welcher bereits nach der ersten Stelle in der Truppe strebt. Sie spielen noch einige Zeit in Mans fort und werden endlich eingeladen, in einem benachbarten Landhause eine Vorstellung zu geben; kurz vor dem Beginne derselben wird eine der Actricen mit Gewalt entführt, während sie im Garten ihre Rolle einstudiert. Die anderen Schauspieler machen sich daher auf, um ihre Spur wiederzufinden, und die zweite Hälfte des Werkes erzählt hauptsächlich die Abenteuer, welche ihnen hierbei begegnen.

Der ernstere Theil dieses Romanes bezieht sich auf die Liebeshändel Destin's und der Madame L'Etoile und auf die Geschichte des Leander, welcher eigentlich ein junger Mann von vornehmer Geburt ist, jedoch aus Liebe zu einer der Schauspielerinnen sich der Truppe angeschlossen hat. Der komische Theil hingegen besteht in der Charakterschilderung Rancune's und Ragotin's, und in der Erzählung ihrer Absurditäten. Ersterer, wie schon sein Name andeutet, ist unter den Seinigen berüchtigt wegen seiner Bosheit und seines Neides. Er findet an Jedem seiner Kunstgenossen etwas zu tadeln; so war seiner Meinung nach Belleroze steif, Mondori barsch, Floridor kalt, und daraus soll nun folgen, daß er allein der einzige fehlerlose Schauspieler sei. Zur Zeit als man die Stücke des Hardy aufführte, spielte er die Rolle der Amme mit einer Larve vor dem Gesichte und seit dem Fortschritte des Drama's hatte er die Rolle der Vertrauten und Gesandten übernommen. Ragotin ist ein Anwalt, der sich in Madame L'Etoile verliebt hat und daher in die Truppe eingetreten ist; er schreibt ungeheure Massen schlechter Verse und will unter Anderm einmal der Gesellschaft ein von ihm verfaßtes Schauspiel vorlesen, betitelt: „Les Faits et Gestes de Charlemagne en vingt quatre journées." Ein großer Theil des Romanes ist angefüllt mit den komischen Bedrängnissen, in welche diese närrische Person zum Theil durch ihre eigene Thorheit und zum Theil durch die Bosheit Rancune's geräth. Diese sind zuweilen belustigend, im Allgemeinen aber höchst übertrieben, denn sie überschreiten alle Gränzen der Wahrscheinlichkeit.

Es befinden sich in dem Roman Comique auch eine Anzahl Episoden, wie z. B. L'Amante Invisible, A Trompeur Trompeur et Demi u. s. w., welche den Nouvelles Tragi-Comiques desselben Verfassers im hohen Grade ähneln. Der Schauplatz dieser Episoden wird ohne Unterschied nach Spanien verlegt und sie sollen sämmtlich aus der Sprache dieses Landes übersetzt sein, welches auch wirklich bei vielen der Fall ist. Es sind lauter Liebesgeschichten mit vielen Intriguen und glücklichem Ausgange.

Scarron soll die Absicht gehabt haben zu dem Roman Comique noch einen dritten Theil hinzuzufügen; auch schließt er, wie er jetzt beschaffen ist, sehr abgerissen so daß verschiedene Autoren es versucht haben ihn zu Ende zu bringen. Eine von diesen Fortsetzungen, deren Verfasser den falschen Namen Offray angenommen hat, bringt die Schauspielertruppe nach Alençon, wo dem Ragotin gleich übertriebene, aber weniger unterhaltende Unfälle zustoßen als die sind, welche ihm in den ersten Theilen widerfahren. In einer andern Ergänzung von dem Abbé Preschac ist Ragotin gleichfalls der Hauptcharakter und läßt es sich sehr angelegen sein einen Quacksalber, den er für einen Zauberer hält, zu überreden, daß er seiner Leidenschaft für Madame L'Etoile zu einem glücklichen Ende verhelfe. In einem dritten Schlusse von einem anonymen Verfasser wird sowohl Ragotin wie Rancune aufgegeben und der Leser erhält eine Fortsetzung des ernstern Theiles des Romans, besonders aber der Geschichte Destin's, von welchem sich am Ende erweist, daß er der Sohn des Grafen von Glaris ist, der wie jener Irländer von der Amme vertauscht worden ist.

Der Roman Comique ist auch von d'Orvilliers versifiziert und in dieser Gestalt zu Paris 1733 herausgegeben worden. Eben so hat La Fontaine ein Lustspiel geschrieben, in welches die meisten Charaktere und besten Situationen des genannten Romans aufgenommen sind.

Scarron hat in seinen Werken die provinziellen Sitten seiner Zeit geschildert und mit lebendigen und treffenden Farben ein Gemälde des ridicule

campagnard gegeben. Die Absurditäten des Pariser Bürgers hat Furetière [428]) in seinem

Roman Bourgeois

dargestellt, welcher am Anfange die lächerliche Bewerbung eines Advokaten, Namens Nicodemus, um Javotte, die Tochter eines schurkischen Prokurators, zum Gegenstande hat. Nicodemus schmeichelt sich bei dem Vater seiner Geliebten ein, indem er ihm das Heft zu zehn Sous schreibt und in seinen Prozessen um die Hälfte der gewöhnlichen Bezahlung plädiert. Endlich kommt die Sache fast zum Abschlusse, als mit einem Male Alles wieder durch das Erscheinen eines Mädchens, Namens Lucretia, unterbrochen wird, welche auf die Erfüllung eines frühern Heirathsversprechens Anspruch macht; und ehe Nicodemus sich von ihr losmachen kann, stellt sich ein anderer Liebhaber dar, der von Javotte's Vater vorgezogen wird. Dieser neue Bewerber ist ebenfalls ein Advokat gleich seinem Nebenbuhler; das einzige Mal jedoch, wo er vor den Gerichtsschranken erschien, war, als er zwanzig Jahre früher den Amtseid leistete, den er auch auf das strengste beobachtet hatte, da er nie Gelegenheit gefunden ihn zu übertreten. Er besitzt jedoch ein beträchtliches Vermögen, von dem er einen großen Theil auf altes Porzellan und Bücher mit gothischen Buchstaben und hölzernen Einbänden gewandt hat; seine Kleidung bildet eine Musterkarte aller Moden, die seit zwei Jahrhunderten in Frankreich geherrscht hatten. Um sich nun für einen solchen Ehemann passend zu machen, erhält Javotte die Erlaubniß eine Gesellschaft von Schöngeistern zu besuchen, deren einer, Namens Pancrace, sie überredet mit ihm zu entfliehen.

In diesem Romane findet man verschiedene lebendige Skizzen, eine bedeutende Fruchtbarkeit in den Schilderungen und Kenntniß des menschlichen Charakters; jedoch artet er gleich dem Roman Comique zu oft in Karrikatur aus.

Politischer Roman.

Den Ursprung dieser Gattung von Romanen will man bereits in der Cyropädie des Xenophon finden; jedoch hat man viel darüber gestritten, ob der Verfasser dieser berühmten Schrift in derselben einen Roman oder ein historisches Werk liefern wollte. Derjenige Theil der Cyropädie, welcher sich auf die Lebensereignisse des Cyrus von seinem vierzigsten Jahre bis zu seinem Tode bezieht, mag nun zwar allerdings eine geschichtliche Grundlage haben; die Einzelheiten seiner Jugend und Erziehung indeß, welche die Zeit von seiner Geburt bis zu seinem sechzehnten Jahre umfassen, müßen gänzlich der eigenen Erfindung des Verfassers entsprungen sein.

Ich bin nun aber nicht ganz sicher, ob ich zu dieser Gattung von Romanen auch die

Utopia [429])

des Thomas Morus rechnen soll. Zwar ist jeder Umstand in diesem Werke rein imaginär; da jedoch keine eigentliche Geschichte darin durchgeführt wird, so kann man es vielleicht eher für eine politische Abhandlung als für einen Roman halten. Gleich den Werken anderer spekulativer Politiker entsprang die Idee dazu aus der Republik des Plato. Gleich dieser nämlich enthält die Utopia die ideale Schilderung eines Volkes, welches in der That armselig und elend sein würde, nach der Darstellung des Verfassers indeß sich vollkommen glücklich fühlt. Durch die Darstellung der einzelnen Einrichtungen desselben tadelt er indirekt die Mängel der vorhandenen Regierungen und stellt ein vollkommeneres Vorbild zur Nachahmung auf.

Der Verfasser giebt nun aber vor, daß er einst zu Antwerpen einem Manne, Namens Raphael, begegnete, welcher Amerigo Vespucci nach der neuen Welt begleitet und auf der Fahrt dorthin die Insel Utopia besucht hatte, aus deren Namen schon die Nichtexistenz derselben hervorgeht [429a]). Das erste Buch, welches bloß einleitend ist, enthält ein Gespräch hauptsächlich über die Regierung von Staaten, welches der Verfasser und jener imaginäre Reisende mit einander haben. In dem zweiten Buche giebt letzterer eine geographische Beschreibung der Insel und schildert die socialen Verhältnisse der Einwohner, ihre Obrigkeiten, ihre Künste, ihre Kriegsweise und ihre Religion, in welcher letztgenannten Beziehung ganz gegen die Erwartung des Lesers, der mit dem Leben des Verfassers näher bekannt ist, die unbegränzteste Toleranz herrscht. Der größte Theil der Einwohner glaubt an einen allmächtigen, Alles durchdringenden Geist, während andere die Heroen der Vorzeit verehren oder die Sterne anbeten. Das Grundprinzip dieser Republik ist die Ge-

meinschaftlichkeit des Vermögens, und das hierauf errichtete Gebäude entspricht ganz seiner Basis. In der That, das Interesse an diesem Werke entspringt lediglich aus der klassischen Eleganz des Styles und aus der Wißbegierde, welche uns anzutreiben pflegt die Meinungen ausgezeichneter Geister kennen zu lernen.

Die Utopia wurde um das Jahr 1516 geschrieben und bildete bald einen Gegenstand der Bewunderung für alle Kenner der lateinischen Sprache jener Zeit. Eine englische Uebersetzung von Robinson hat Dibdin nebst einer literarischen Einleitung herausgegeben. Das Leben des Thomas Morus ist von seinem Schwiegersohne Roper, von seinem Urenkel More und außerdem von Cayley beschrieben worden; jedoch ist dieß ein zu umfangreicher und zu wichtiger Gegenstand, als daß wir ihn hier in einer kurzen Uebersicht behandeln könnten. Der Charakter des Thomas Morus war allerdings von Aberglauben und dem Verfolgungseifer, durch welchen die Bekenner des römisch-katholischen Glaubens sich nur gar zu oft auszeichnen, umwölkt, jedoch bietet er noch hinreichenden Grund zur Bewunderung durch seine glänzenden juristischen Talente, seine außerordentliche Gemüthsruhe und vor Allem durch die Tiefe und Eleganz seiner humanistischen Gelehrsamkeit, die um so wunderbarer erscheint, wenn man bedenkt, in welchem Lande er gelebt hat, wie vielfältig und wichtig seine Berufsgeschäfte waren und wie früh er der Welt entrissen wurde. Quid tandem non praestitisset admirabilis ista naturae felicitas, si hoc ingenium instituisset Italia, si totum Musarum sacris vacaret, si ad justam frugem ac veluti autumnum suum maturuisset! [430])

Die Utopia veranlaßte viele spekulative Werke, welche in der Form von Romanen von vollkommen sein sollenden Regierungssystemen handelten; zu diesen gehört z. B. Harrington's Oceana, welche in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in England erschien, und obgleich es das Muster einer sogenannten vollkommenen Republik sein soll, doch das vernünftigste von allen ähnlichen Erzeugnissen ist [431]).

Die

Argenis [432])

des Barclay wird gewöhnlich unter die politischen Romane gerechnet, obgleich sie meiner Meinung nach mehr wegen der darin vorkommenden Untersuchungen als wegen sonst einer stark entgegentretenden Analogie der Erzählung mit politischen Ereignissen zu denselben gehört.

Barclay war der Sohn schottischer Eltern, aber 1582 in England geboren. Beleidigt, wie man sagt, über die Aufforderung Jakobs I die Arcadia [433]) in's Lateinische zu übertragen, verfaßte er die Argenis, um zu zeigen, er könne ein besseres Original schreiben. Sie wurde 1621 vollendet und herausgegeben, in welchem Jahre auch der Verfasser starb.

Argenis ist die Tochter und Kronerbin des Königs von Sizilien, Meliander und der Roman beschreibt hauptsächlich den Krieg, den zwei Nebenbuhler, nämlich Lycogenes, ein rebellischer Unterthan des Meliander, und Poliarchus, Fürst von Gallien, um ihre Hand führen [434]).

Es ist die gewöhnliche Meinung, daß alle Ereignisse der Argenis eine Anspielung auf politische Ereignisse aus den Kriegen der französischen Ligue enthalten, jedoch ist es schwer genau anzugeben, welche besondere Vorfälle und Personen gemeint werden. Jeder Kommentator hat sie daher auch anders ausgelegt, wozu überdieß die unbestimmte Beschaffenheit des Werkes einen weiten Spielraum gewährte. Indeß scheint man doch allgemein anzunehmen, daß unter Meliander Heinrich III zu verstehen sei; Argenis ferner bedeute das Successionsrecht, Lycogenes die Guisen oder die ganze Ligue und Poliarchus Heinrich den Vierten oder seine Partei. Die allergeringsten Ereignisse des Romanes hat man gleichfalls historisch erklärt, aber auf eine so gezwungene und willkürliche Weise, daß sie bei einem solchen Verfahren mit gleicher Wahrscheinlichkeit auf die politischen Vorfälle jeder Zeit und jedes Landes angewandt werden könnten wie auf die, welche sich gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts in Frankreich zutrugen. Im Ganzen genommen unterscheidet sich die Argenis nur wenig von den gewöhnlichen heroischen Romanen, außer etwa daß sie fast gar keine Episoden, dagegen aber eine große Anzahl politischer Betrachtungen enthält, in welchen letzteren jederzeit so kraß monarchische Prinzipien ausgesprochen sind, daß man den Verfasser häufig als Vertheidiger einer willkürlichen Regierungsweise angeklagt hat. In einer lateinischen Biographie des Barclay wird erzählt daß die Argenis ein Lieblingsbuch des Kardinals Richelieu war und er viele von seinen politischen

Maßregeln daraus entliehen hat. Auch der Dichter Cowper empfiehlt die Argenis seinen Freunden Rose und Lady Hesketh als den unterhaltendsten Roman, der je geschrieben worden. „Sie ist, sagt er in einem Briefe an erstern, in hohem Grade interessant; reicher an Ereignissen, als man sich irgend denken kann; voller Ueberraschungen, die der Leser niemals ahnt, und gleichwohl frei von aller Verschlingung und Verwirrung. Auch der Styl scheint mir von der Art, daß er selbst einem Tacitus nicht zur Unehre gereichen würde." Andererseits jedoch ist die Latinität Barclay's von dem Pater José Isla in seinem berühmten spanischen Werke Fray Gerundio sehr stark verspottet worden. „Da ist der Schotte Johann Barclay, der, wenn es ihm auch den Hals kostete, nicht sagen würde exhortatio, sondern paraenesis, was ganz das nämliche bedeutet, aber etwas mehr nach dem Griechischen schmeckt; noch auch obedire, sondern decedere, was absonderlicher und obendrein auch noch zweideutig ist."

Obgleich der Télémaque, dieses schöne Werk Fenelon's, eher ein episches Gedicht in Prosa als ein Roman ist, so scheint er gleichwohl Veranlaßung zu mehreren politischen Romanen gegeben oder doch wenigstens den Geschmack an dieser Gattung von Erzeugnissen genährt zu haben. Auch durch die Cyropädie des Xenophon, welche, wie bereits bemerkt, vielleicht als der Ursprung aller derartigen Werke zu betrachten ist, dürften besonders zwei derselben, welche zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich erschienen, hervorgerufen worden sein, nämlich Les Voyages de Cyrus und Le Repos de Cyrus, von denen das erstere den Chevalier Ramsay, den Freund Fenelon's und Erzieher der Söhne des Prätendenten, zum Verfasser hat. Der Autor behandelt darin denjenigen Theil des Lebens des Cyrus, der sich von dem sechzehnten bis zu dem vierzigsten Jahre desselben erstreckt, und von welchem in der Cyropädie nichts gesagt ist. In diesem Zeitraume läßt Ramsay seinen Helden nach Gefallen umherreisen und beschreibt bei dieser Gelegenheit die Sitten, Religionen und Staatseinrichtungen der Länder, welche derselbe besucht, wie auch einige von den wichtigsten Ereignissen ihrer Geschichte. Auf diese Weise durchzieht der persische Prinz Griechenland, Syrien und Aegypten und erfreut sich im Laufe seiner Reisen langer philosophischer und politischer Unterhaltungen mit Zoroaster, Solon und dem Propheten Daniel. Was nun so der Verfasser über die Sitten der verschiedenen Völker sagt, belegt er zugleich mit Stellen aus den Klassikern; er bekundet eine bedeutende Kenntniß der Chronologie und Geschichte und geht ausführlich auf die Fabeln der Alten ein, aus denen er zu beweisen sucht, daß die Grundwahrheiten der Religion in den mythologischen Systemen aller Völker zu finden sind. Sein Werk ist jedoch mehr eine Schrift zur Belehrung eines jungen Prinzen als ein Roman, und das einzige romantische Ereigniß bildet die Liebe des Cyrus zu Cassandana, welche einen beträchtlichen Theil des ersten Theiles einnimmt und wobei die gewöhnlichen Hindernisse von Seiten der Eltern und eines mächtigen Nebenbuhlers sich dem Glücke der Liebenden entgegenstellen. — Im Jahre 1728 erschien zu Amsterdam eine Satyre auf Ramsay's Werk unter dem Titel: La Nouvelle Cyropédie ou Réflexions de Cyrus sur ses Voyages. In dieser Schrift beklagt sich Cyrus, nachdem er Herr von Asien geworden, in sechs Abendunterhaltungen mit seinem Vertrauten Araspes über die pedantische und lächerliche Rolle, welche man ihn auf seinen Reisen spielen läßt. — Eine ernsthafte Kritik jedoch schrieb der Pater Vinot, welche Ramsay auf geziemende Weise beantwortete.

Le Repos de Cyrus [vom Abbé Pernetti] umfaßt den nämlichen Abschnitt aus dem Leben des persischen Prinzen wie das Werk des Ramsay und schildert seine Reise nach Medien, seine Jagd an den Gränzen von Assyrien, seine Kriege mit dem Herrscher dieses Landes und seine Rückkehr nach Persien.

Die meisten von den politischen Romanen sind jedoch in den zu Grunde liegenden Erzählungen nur sehr wenig interessant, und andererseits ist man schon lange von der Thorheit der Spekulationen über vollkommen sein sollende Regierungssysteme überzeugt. In der That giebt es nur zwei Arten von Erzeugnissen, welche in einer Geschichte der romantischen Dichtungen auf eine genaue Analyse Anspruch zu haben scheinen; erstlich diejenigen, welche, obschon vergleichungsweise unvollkommen, doch die frühesten Muster einer besondern Gattung von Romanen gewesen sind, und zweitens das vollkommenste Erzeugniß dieser Gattung; also gleichsam der Patriarch der Familie und der berühmteste der Nachkommen. In vielen Fällen jedoch ist das Hauptwerk der Klasse so allgemein bekannt, daß jedes Detail in Betreff desselben langweilig und überflüßig scheinen

möchte. Dieß ist bei den politischen Romanen ganz besonders der Fall mit dem Télémaque, den fast Jedermann schon in der Jugend kennen gelernt hat; und daher möchte es zweckmäßiger sein das nächstvollkommene Werk zu analysieren, welches bei weitem nicht so bekannt ist, nämlich

Séthos[435]).

Dieser Roman, welcher 1731 zum ersten Male erschien, hatte zum Verfasser den Abbé Terrasson, einen Gelehrten, der in seinem von D'Alembert gesprochenen Eloge an die Spitze der praktischen Philosophen seiner Zeit gestellt wird. „Er war von ruhigem, einfachem und offenherzigem Charakter, sagt d'Alembert, und so weit entfernt davon, sich um die Gunstbezeugungen der Hohen zu bewerben, daß er nicht einmal die Namen Derer kannte, welche sie verliehen. Mehr Philosoph als Demokrat, ließ er sich nicht einmal dazu herab über die Ungereimtheiten seiner Zeitgenossen zu lachen, und ebenso unbekümmert um sich wie um Andere, schien er vielmehr die Erde, die wir bewohnen, von einem fernen Planeten aus zu betrachten."

Der Autor giebt vor, daß er sein Werk aus einer griechischen Handschrift übersetzt habe, deren Verfasser wahrscheinlich unter Marc Aurel lebte. Nachdem er dem Télémaque das gebührende und den Voyages de Cyrus vielleicht mehr als das gebührende Lob ertheilt, bemerkt er daß sein Roman nicht bloß gleich diesen Werken eine Erziehungslehre, sondern die praktische Anwendung ihrer Prinzipien auf die verschiedenartigen Vorfälle des Lebens enthalte. Ein fernerer Zweck des Terrasson war die Zusammenstellung alles dessen, was man über die Alterthümer, Sitten und Gebräuche der alten Aegypter oder über den Ursprung der Künste und Wissenschaften erfahren hat. In dieser Beziehung ist Séthos vielleicht ganz besonders schätzbar, ja nur wenige antiquarische Werke würden einen größern Werth besitzen als dieß, wenn der Verfasser, der ein sehr gelehrter Mann war, seine Quellen in Anmerkungen angeführt hätte[436]).

Ungefähr fünfzig Jahre vor dem trojanischen Kriege bestieg Osoroth in einem bereits etwas vorgerückten Lebensalter den Thron von Memphis, welches unter den vier großen Reichen Aegyptens der Würde nach das zweite war. Er hatte sich bereits früher mit Nephthe, Prinzessin von This, einer andern ägyptischen Monarchie, vermählt und hatte von ihr einen Sohn, Namens Sethos, den Helden des Romanes. Osoroth, welcher vieles mit Ludwig XV gemein hat, war einer jener schwachen, indolenten und gleichgültigen Charaktere, welche die besten oder schlechtesten Fürsten sind, je nachdem der Zufall ihnen gute oder schlechte Verwalter der königlichen Autorität an die Hand giebt. Dieser Monarch übertrug die Leitung der Staatsgeschäfte seiner Gemahlin, und was im Volke für eine erleuchtete Wahl galt, war nur das Resultat seiner natürlichen Gleichgültigkeit. Die Königin nämlich regierte bewundernswürdig, theils in Folge ihrer eigenen ausgezeichneten Eigenschaften und theils vermöge der Rathschläge des Amedes, eines Weisen, den sie bei jeder wichtigen Veranlaßung befragte. Als Sethos ein Alter von acht Jahren erreicht hatte, verfiel die Königin, deren Gesundheit schon lange geschwächt gewesen, in eine gefährliche Krankheit. Inzwischen war Osoroth, welcher, obgleich der Monarch eines großen Volkes, doch das sonderbare Schauspiel eines Mannes gewährte, der mit seiner Zeit nichts anzufangen wußte, in die Netze einer Hofdame, Namens Daluca, gerathen und die Königin sah mit Schmerz voraus, daß in dem Falle ihres Todes das Schicksal ihres Sohnes von jenem unwürdigen Weibe abhangen würde. Endlich verschied sie, nachdem sie ihren Sohn dem weisen Amedes anvertraut und zugleich dem jungen Prinzen ein Kästchen mit kostbaren Juwelen übergeben hatte, wobei sie ihm ganz besonders einschärfte, einen herzförmigen Smaragd auf das sorgfältigste zu bewahren, auf welchem sich die Figuren des Osiris und Horus so wie der Isis erhaben eingeschnitten befanden.

So wie nun die feierlichen Gebete für die Gesundheit der Nephthe dem Verfasser Gelegenheit geben, einige von den religiösen Gebräuchen der Aegypter zu schildern, so benützt er ihr prächtiges Begräbniß, um die Leichenfeierlichkeiten derselben zu beschreiben. Die Aegypter waren aber nach Herodot das erste Volk, welches an die Unsterblichkeit der Seele glaubte, und die Einfachheit ihrer Paläste im Vergleich mit ihren prächtigen Grabmälern zeigte deutlich, daß sie sich mit den vergänglichen irdischen Wohnungen weniger beschäftigten, als mit den Orten ihres ewigen Aufenthaltes. Ehe ferner der Leichnam eines Königs von Charon nach dem Labyrinthe in der Mitte des Sees Möris gebracht werden konnte,

wurde von 41 gerechten und unerbittlichen Richtern ein Urtheil gefällt, ob der Verstorbene eines Leichenbegängnisses würdig wäre. Bei der gegenwärtigen Veranlaßung nun hält der Oberpriester von Memphis eine Leichenrede über die dahingeschiedene Königin; „Portrait, sagt D'Alembert, que Tacite eût admiré et dont Platon eût conseillé la lecture à tous les Rois."

Nach dem Tode der Nephthe wird Daluca erst Regentin, dann Gemahlin des Osoroth und die von ihr angeordnete Verwaltung des Staates bildet einen vollkommenen Gegensatz zu dem der vorigen Königin. Ihre Abneigung gegen Sethos wächst, indem sie selbst zwei Söhne gebiert, und um ihren Anschlägen gegen den jungen Prinzen Erfolg zu sichern, beginnt sie damit die Sitten des Hofes zu verderben, und die Fortschritte dieser Entartung so wie die Art und Weise, wie sie bewirkt wird, sind mit großer satyrischer Kraft geschildert. Inzwischen beginnt die Erziehung des Sethos, ein Gegenstand, welcher durch eine schöne jedoch gedrungene Darstellung des Zustandes der Künste und Wissenschaften in Aegypten eingeführt wird, so wie durch die Beschreibung des Palastes und der Gärten der Könige von Memphis, die ein großes Museum bildeten und alles enthielten, was die Talente der Menschen zu üben oder die Kenntnisse derselben aufzubewahren vermag.

Die bewunderswürdigen Anlagen des jungen Sethos unterstützten ganz vortrefflich die Lehren des weisen Amedes, der ihn durch jegliche Uebung des Geistes und des Körpers für diejenigen Kämpfe vorbereitete, die er in Folge seiner Lage voraussah. Verschiedene Beispiele von dem Muthe und der Geschicklichkeit des Prinzen werden angeführt, wie z. B. daß er der erste war, der von der großen Pyramide herabstieg mit dem Gesichte gegen die Zuschauer gewandt, so wie daß er eine ungeheure Schlange gefangen nahm, welche eine Provinz des Reiches verheerte. Nachdem nun so Sethos hinlängliche Beweise von seiner Klugheit und seiner Geistesstärke gegeben, beschließt Amedes im Geheimen seinem jetzt sechzehnjährigen Zöglinge die höchsten Weihen zu verschaffen, eine Ehre, die man nur durch ungewöhnlichen Muth und Ausdauer erreichen konnte. Der ganze Verlauf dieser erhabenen Ceremonie, die unterirdischen Tempel, Paläste und Gärten der ägyptischen Priester werden sehr schön geschildert und bilden bei weitem den interessantesten Theil des Werkes.

Nachdem Amedes Erlaubniß erhalten, mit seinem Zöglinge einige Monate lang die Tempel Aegyptens zu besuchen, führt er ihn bei Nacht nach der großen Pyramide, und gelangen in ihrem Innern zu jenem geheimnißvollen Brunnen, über welchen die Reisenden so viel gesprochen haben (s. Clarke's Travels vol. III. p. 138 sqq.). Sie steigen vermittelst kleiner eiserner Stufen hinunter und nähern sich zweien ehernen Thoren, die sich leise öffnen, aber mit einem furchtbaren Krachen wieder schließen. Sethos sieht in der Ferne durch eiserne Gitter hohe erleuchtete Bogengänge und vernimmt die lieblichste Musik, welche, wie Amedes ihm sagt, der selbst eingeweiht war, von Priestern und Priesterinnen in einem unterirdischen Tempel gemacht wurde. Auch vernimmt Sethos, daß er jetzt Gelegenheit hätte jene Prüfungen durchzumachen, welche der Einweihung vorangiengen und den heldenmäßigsten Muth und die größte Klugheit in Anspruch nahmen. Sethos beschließt natürlich weiter zu gehen, ohne sich durch eine furchtbare Inschrift über einem Portale, welches er jetzt durchschreitet, abschrecken zu laßen.

Nachdem er Amedes verlaßen, geht Sethos mehr als eine Stunde weit ohne etwas Neues zu entdecken; endlich jedoch gelangt er zu einem eisernen Thore und weiter vorwärts zu dreien Männern, „armés d'un casque, qui étoit chargé d'une tête d'Anubis: c'est ce qui donna lieu à Orphée de faire de ces trois hommes les trois têtes du chien Cerbère, qui permettoit l'entrée de l'Enfer sans en permettre la sortie." [I. p. 127 ff.]. Der Autor erzählt hierauf in höchst ergreifender Weise die körperliche Reinigung des Sethos durch Feuer, Wasser und Luft, worauf auch seine Seele in gleicher Art durch Gebete und Lehren so wie durch Stillschweigen und Einsamkeit ihre Läuterung erhält.

Am Schlusse seiner Einweihung wird Sethos durch alle unterirdischen Wohnungen der Priester geführt, deren Beschreibung fast ganz aus dem sechsten Buche der Aeneide entnommen ist. Keine Klasse der Menschen ist von jeher so glänzend in ihren Gebäuden gewesen wie die Priester, und da Aegypten dasjenige Land war, in welchem sie am meisten Gewalt besaßen, so hatten sie auch nirgends so prächtige Bauwerke errichtet. Terrasson's Schilderung des unterirdischen Elysiums

und der Kunst, womit die Priester sich der Scenerie desselben bei den täuschenden Visionen bedienten, welche sie denen, die sie um Rath fragten, vorgaukelten, ist in einem ungewöhnlichen Grade glücklich. Auch die Mysterien des Pantheon's werden entschleiert und der Verfasser schließt seinen höchst interessanten Bericht von der Einweihung mit einer Schilderung des Isischen Festzuges und der Weise, wie Sethos dem Volke vorgestellt wird.

Das Interesse des Romanes nimmt nun ab und der Verfasser scheint an Geist zu verlieren, sobald er die düstere Pracht des antiken Aberglaubens verläßt. Durch die schlechte Regierung der Daluca geräth das Königreich in einen Streit mit den Nachbarstaaten. Sethos begiebt sich nach dem Kriegsschauplatze, woselbst er sich nicht bloß durch seine wunderbare Tapferkeit, sondern auch durch außerordentliche Kriegserfindungen auszeichnet. In Folge der Verrätherei des Memphitischen Feldherrn jedoch, der von der Königin Daluca den Auftrag erhalten hat, sie von Sethos zu befreien, wird er in einem Nachtkampfe mit dem Feinde schwer verwundet und bleibt für todt auf dem Platze. Da jedoch einige äthiopische Krieger später entdecken, daß noch Leben in ihm ist, so wird er von diesen als Sklave an die Phönicier verkauft, die er dann in einer großen Unternehmung nach Taprobane (Ceylon) begleitet. Nachdem die Phönicier dort eine Niederlaßung gegründet, erwirbt sich Sethos, der jetzt den Namen Cheres führt, durch seine Weisheit und Tapferkeit so sehr die Gunst des Anführers der Expedition, daß dieser ihm eine Flotte giebt, damit er eine Entdeckungsreise rund um Afrika mache. In dieser Unternehmung vereinigt Sethos die Geschicklichkeit des Kolumbus mit dem milden Charakter des Cook und dem militairischen Genie des Cäsar. Er civilisiert Guinea und gründet eine großartige Handelsniederlaßung, welche er Neu-Tyrus nennt.

Inzwischen benützt ein Betrüger, Namens Azores, ein in Aegypten allgemein verbreitetes Gerücht, daß Sethos noch lebe, giebt sich für denselben aus und belagert mit Hülfe eines arabischen Heeres Hieropolis, die Hauptstadt des Königs von This, um dessen Tochter Mnevie er sich vergeblich beworben. Da Sethos von diesem Betruge Nachricht erhält, so begiebt er sich, noch immer unter dem Namen Cheres, nach Aegypten, schlägt Azores unter den Mauern von Hieropolis und treibt ihn nach Arabien zurück. Sethos wird daher von dem Könige von This mit der größten Freude und Dankbarkeit empfangen und eine gegenseitige Leidenschaft entspinnt sich zwischen ihm und der Prinzessin Mnevie. Er erhält demnächst von den drei übrigen Königen Aegyptens den Titel „Erretter" und wird Anführer ihrer Streitkräfte, in welcher Eigenschaft er Azores, der das Gebiet von Memphis mit einem neugesammelten Heere angegriffen hat, wiederum besiegt.

Während er nun auf diese Weise zu Felde liegt, befragt die Prinzessin Mnevie, welche sich wegen der Abwesenheit und der Gefahren ihres Liebhabers in großer Sorge befindet, die Priester zu Heliopolis in Betreff seines Geschickes, wobei der Verfasser wiederum Gelegenheit hat eine Schilderung von den feierlichen Gaukeleien der ägyptischen Priester zu geben, in welchen Partieen er so sehr glänzt. Sethos unternimmt bei seiner Rückkehr nach Memphis, wohin er den gefangenen Azores führt, das öffentliche Verhör dieses Betrügers in Gegenwart des Königs und der Prinzen. Der Sklave erkennt alsbald seinen Gebieter wieder, worauf der wahre Sethos endlich sich zu erkennen giebt und unwiderlegliche Beweise seiner Identität darbietet. Osoroth legt sogleich die Regierung zu seinen Gunsten nieder und Daluca vergiftet sich; Sethos aber tritt nach einer fünftägigen Herrschaft und nachdem er seinen Namen in das Verzeichniß der ägyptischen Könige als Sethos Sosis oder Sethos der Erretter hat eintragen laßen, seinem Halbbruder Beon, einem der Söhne Daluca's, die Krone ab. Damit noch nicht zufrieden, bewegt er die Prinzessin Mnevie seinem zweiten Bruder Pemphos, der sie lange geliebt, ihre Hand zu reichen, während er selbst unter dem Titel „König und Erretter" sich in die Tempel zu Memphis zurückzieht, woselbst er häufig Gesandtschaften von verschiedenen Königen erhält und fast täglich von seinen Brüdern um Rath gefragt wird.

Diese übertriebene Großmuth des Helden, vermöge deren er einem Bruder seine Krone und dem andern seine Geliebte abtritt, ist gerade das, was den Leser am meisten täuscht und ihm misfällt. Terrasson mochte immerhin das höchste Gut in der Geometrie und einem zurückgezogenen Leben finden, dieß ist jedoch nicht die allgemeine Meinung der Romanleser. Allerdings ist es etwas Erhabenes auf eine Krone und eine Geliebte zu verzichten; jedoch der Erretter Aegyptens

mochte wohl zuweilen den Gedanken haben (und der Leser des Sethos wird wahrscheinlich immer so denken), daß er besser gethan, beides zu behalten:

„Lorsque je prête à tous une main secourable,
Par quel destin faut-il que ma vertu m'accable?“

In der That ist der ganze letztere Theil des Sethos, seine Reise um Afrika und seine Kriege mit dem Betrüger unerträglich langweilig. Die ersten Bücher jedoch sind ungemein interessant, und während D'Alembert gesteht, daß die Philosophie und Gelehrsamkeit, die der Verfasser in seinem Werke entwickelt, einer Zeit und einem Volke, die Alles dem Vergnügen opferten, nur wenig zusagten, erklärt er gleichwohl: „qu'il n'y a rien dans le Télémaque, qui approche d'un grand nombre de caractères, de traits de morale, de réflexions fines et de discours quelquefois sublimes qu'on trouve dans Séthos.“ „Der Verfasser des Séthos, sagt Gibbon (Miscellanies IV. p. 195.) war ein Gelehrter und ein Philosoph. Sein Buch besitzt weit mehr Originalität und Abwechslung als der Telemaque; dennoch ist Séthos vergessen und der Télémaque wird unsterblich sein. Jene Harmonie des Styles und das große Talent zu dem Herzen und die Leidenschaften zu sprechen, welches Fenelon besaß, war Terrasson unbekannt, und ich wundere mich nicht, daß Homer von dem Einen bewundert und von dem Andern getadelt wurde.“ Und in der That ist Terrasson, wenigstens in England, mehr als ein zweiter Zoilus, denn als der Verfasser des Séthos bekannt.

Außer seinem inneren Werthe ist der in Rede stehende Roman auch noch deswegen interessant, weil er der Hypothese in Betreff des sechsten Buches der Aeneide zu Grunde liegt, welche Warburton in seiner Divine Legation of Moses, die im Jahre 1738, also sieben Jahre nach dem Erscheinen des Séthos herauskam, aufstellte. Schon Servius, einer der frühesten Erklärer des Virgil, hat bemerkt [zur Aen. 6, 1.], daß viele Dinge in der Aenide nach der tiefen Gelehrsamkeit der ägyptischen Theologie berichtet sind (multa per altam scientiam theologicorum Aegyptiorum). Diese Idee wird von Terrasson in seiner ganzen Schilderung der unterirdischen Wohnungen der ägyptischen Priester und der Einweihung seines Helden durchgeführt. „Mais on voit clairement dans les trois épreuves du feu, de l'eau et de l'air, les trois purifications, que les ames doivent essuyer avant que de revenir à la vie et que le plus grand poète des Latins a empruntées dans le sixième livre de son Eneide [v. 742.]:

Infectum eluitur scelus aut exuritur igni sansomettre la circonstance de la suspension à l'air agité ou aux vents; le fleuve d'oubli et la porte d'ivoire y ont leur place.“ [l. 3. p. 141 ff.]. Und ferner: „J'aurois lieu de faire ici une invocation semblable à celles des poètes, qui entreprennent une description des Enfers. — Qu'il me soit permis de révéler les choses, que j'ai apprises et de mettre au jour ce qui se passoit dans les entrailles de la terre et sous le voile impénétrable du plus profond silence. A peine Séthos fut-il descendu dans le souterrain du coté du temple supérieur, qu'il fut extrémément surpris d'entendre des cris d'enfans. Orphée, qui en avoit été surpris comme lui, supposa depuis que les enfans morts à la mamelle étoient placés à l'entrée des enfers:

Continuo auditae voces, vagitus et ingens,
Infantumque animae flentes in limine primo;
Quos dulcis vitae exsortes et ab ubere raptos
Abstulit atra dies et funere mersit acerbo [437])
[livre 4 p. 204 ff.]

En avançant Séthos se trouva dans un lieu enchanté qu'on appelloit l'Elisée .... Ici comme le jour tomboit d'une hauteur de cent quarante pieds, il étoit un peu affoibli; et les ombres des arbres dont ce jardin étoit rempli l'affoiblissant encore, il sembloit que l'on ne jouissoit en plein jour que d'un clair de Lune .... C'est ce qui fist naître à Orphée la pensée de donner à l'Elisée un soleil et des astres particuliers — solemque suum sua sidera norunt“ [438])
[livre 4. p. 214 ff.].

Terrasson erklärt jedoch, daß die allegorischen Darstellungen der Aegypter „sont peu de chose en comparaison des mystéres de Cérès institués à Eleusine sur le modèle de ceux d'Isis.“ — Nun aber behauptet Warburton in dem zweiten Buche des oben genannten Werkes, während er darzuthun strebt, daß alle Gesetzgeber den Glauben an einen zukünftigen Zustand der Belohnung und Strafe durch die Einsetzung von Mysterien zu verstärken suchten, daß das allegorische Hinabsteigen des Aeneas in die Hölle nichts anderes als eine änigmatische Darstellung seiner Einwei-

hung in die eleusinischen Mysterien gewesen sei, „welche ursprünglich aus Aegypten, der Quelle aller Gesetzgebung kamen.“ Demnach bemüht er sich zu zeigen, daß die ganze Reise durch den Tartarus und das Elysium symbolisch dem entspricht was man über die Mysterien weiß. — Diese Usurpation Warburton's bemerkte zuerst Cooper in seinem Leben des Sokrates (Life of Socrates), wo er sagt: „Warburton vermuthet, daß das ganze sechste Buch der Aeneide eine Schilderung der eleusinischen Mysterien sei, welche Meinung er aus einem französischen Romane, betitelt: Das Leben des Sethos, entliehen oder eigentlich gestolen hat.“ Gibbon sagt in seinen kritischen Bemerkungen über das sechste Buch der Aeneide (Critical Observations on the sixth Book of the Aeneid), woselbst er Warburton's Hypothese vollständig widerlegt: „Einige Schriftsteller haben die Hölle der Dichter in den Bergwerken von Epirus und andere in den ägyptischen Mysterien gesucht. Da letztere Meinung in einem französischen Werke sechs Jahre früher als in England aufgestellt wurde, so haben einige unedle Gegner den gelehrten Verfasser der Divine Legation sehr hart mitgenommen. Zwar muß man gestehen, daß der Schein sehr gegen ihn spricht; was aber wiegt der Schein (fügt Gibbon sarkastisch hinzu) gegen die Erklärung seiner Herrlichkeit, daß dieß ein Ehrenpunkt ist, mit welchem er es ganz besonders genau nimmt und daß nie ein Schriftsteller so abgeneigt gewesen sei wie er sich anzumaßen was einem Andern gehöre (sieh Letters to a late Professor of Oxford). Außerdem hat er diese geheimnißvolle Entdeckung mit noch vielen neuen Argumenten bereichert, welche allen geringeren Kritikern für immer entgangen wären. So z. B. beweist er in Bezug auf Herkules, daß seine Einweihung in die Mysterien und sein Hinabsteigen in die Schattenwelt ganz dasselbe seien, weil ein alter Autor behauptet hat, sie wären verschieden.“ [439]).

Elftes Capitel.

Schäferroman. — Arcadia des Sannazaro. — Diana. — Astrée. — Arcadia des Sir Philipp Sidney.

Wir haben bereits in dem ersten Theile dieses Werkes gesehen, daß unter den verhältnißmäßig wenigen und uninteressanten Prosadichtungen der Alten auch der Hirtenroman eine Stelle eingenommen und bereits Longus ein sehr vollkommenes Erzeugniß dieser Gattung der Welt dargeboten hatte. Es ließ sich daher erwarten, daß nach weiterer Verbreitung des Geschmackes an Prosadichtungen man auch diese leichten und angenehmen Erzählungen nicht vernachläßigen würde, und schon der bloße Umstand daß so viele von den bisher erschienenen Werken Kämpfe und Blutvergießen zum Hauptgegenstande hatten, mußte zur Folge haben, daß der Geist sich nach ländlicher Ruhe sehnte, so wie andrerseits die schönen Beschreibungen der freien Natur, die man gelegentlich in die Ritterromane eingemischt fand, die Idee zu Dichtungen eingeben mochte, welche gänzlich der Schilderung ländlicher Sitten und Ergötzungen gewidmet wären. Auch noch ein anderer Umstand trug vielleicht zur Beförderung dieses Geschmackes bei. Virgil gehörte nämlich zu denjenigen Dichtern, deren Namen man sogar in der finstersten Nacht der Unwissenheit verehrt hatte, und seine Werke wurden bei dem ersten Wiederaufleben der Wissenschaften ein Gegenstand der höchsten Bewunderung und Nachahmung. Unter seinen herrlichen Schöpfungen nehmen aber seine Eklogen eine ausgezeichnete Stelle ein und zu einer Zeit, wo Bücher und Handschriften so schwer zu beschaffen waren, bildeten sie wahrscheinlich den bekanntesten Theil seiner Schriften. Auch dieser Umstand diente möglicherweise dazu, den Geschmack an dergleichen Dichtungen hervorzurufen, während das Bestreben sich die Arbeit zu erleichtern die Verfasser veranlaßte, sie ganz oder zum Theile in Prosa zu schreiben und mit roheren Materialien häufig die Schilderungen und Bilder jenes Dichters zu verbinden, welcher der Gegenstand allgemeiner Bewunderung war.

Zwar hatte auch schon das Mittelalter zahlreiche Hirtendichtungen hervorgebracht, jedoch glichen sie mehr der Ekloge und dem Drama als dem Romane. Die schalen Erzeugnisse der Troubadours aber enthielten nur abgeschmackte oder gekünstelte Beschreibungen der Natur, nicht aber die Liebeshändel und Abenteuer von Hirten und Schäferinnen; wogegen sich unter den Werken der Trouveurs allerdings einige Dichtungen letzterer Art befinden. In diesen zeigt sich oft viel Natürlichkeit des Dialoges, jedoch sind sie nur wenig von einander unterschieden. Ein Dichter geht spatzieren (immer aber im Frühling) und begegnet einer schönen Schäferin. Zuweilen ruft sie die in der Nähe befindlichen Hirten um Hülfe an, welche denn auch in größter Eile herbeikommen und den Liebhaber in die Flucht jagen; gewöhnlich aber nimmt sie seine Wünsche günstig

auf und die Erfüllung derselben wird sehr oft umständlich beschrieben.

Der

Ameto

des Boccaccio ist eine Idylle in Prosa mit eingemischten Poesieen und gleicht den ländlichen Dichtungen der Troubadours in hohem Grade, ist jedoch reicher an Naturschilderungen. Der Schauplatz ist das alte Hetrurien und sieben Nymphen erzählen ihre Liebesgeschichten, welche sämmtlich mit Eklogen schließen. Diese Eklogen waren die ersten in der italienischen Sprache. Ameto, ein junger Jäger, hat den Vorsitz in dieser verliebten Gesellschaft, deren Abenteuer gleich denen in allen späteren Hirtenromanen wirkliche Vorfälle zum Gegenstande haben, wie Sansovino [der Herausgeber des Ameto, Venez. 1545.] in einem langen Briefe nachzuweisen sucht; seine Erklärungen und Entdeckungen sind jedoch nicht sehr interessant, ausgenommen etwa diejenigen, die sich auf Fiammetta und ihren Liebhaber Caleone beziehen, unter welchem letztern Boccaccio selbst zu verstehen ist [440]).

Man kann den Ameto mit Recht als das Vorbild der

Arcadia

des Sannazaro betrachten, welche gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts geschrieben wurde und zwar nicht als ein Hirtenroman betrachtet werden kann, jedoch für diese Art von Erzeugnissen zuerst das Feld eröffnet zu haben scheint. Gleich dem Ameto besteht dieses Werk aus Prosa und Versen, welche Schreibart man auch in allen folgenden Dichtungen dieser Gattung annahm, wobei indeß die Prosa gewöhnlich überwiegt und Sonette oder Eklogen nur gelegentlich der Abwechslung wegen oder als eine Art von Zwischenspiel eingemischt sind. Die Arcadia enthält jedoch ungefähr gleich viel Prosa und Verse, indem, nach den eigenen Worten des Verfassers, es seine Hauptabsicht war, eine Reihe von Eklogen zu schreiben, wobei die Prosa wahrscheinlich nur dazu dienen sollte, sie in eine Art von Verbindung zu bringen. Auch umfaßt die Arcadia eigentlich keine Geschichte mit einem gehörigen Anfange und Schlusse, was bei einem Romane doch wesentlich ist. Sie besteht nämlich ganz aus Schilderungen der Beschäftigungen und Zeitvertreibe der Hirten, deren Handlungen und Gefühle der Einfachheit des ländlichen Lebens gewöhnlich recht gut angepaßt sind. Der Verfasser, der unter dem Namen Ergasto und Sincero in dem Werke eine Hauptrolle spielt, verläßt, wie darin erzählt wird, Italien wegen einer unglücklichen Liebe [Prosa 7.] und begiebt sich nach einer Ebene auf dem Gipfel des Berges Parthenius, einer reizenden nur von Hirten bewohnten Gegend Arkadiens [Prosa 1.]. Letztere kommen manchmal zusammen, um in Wechselgesängen über die Grausamkeit ihrer Geliebten zu klagen [Egloga 1. 4. 8.] oder das Fest ihrer Göttin Pales zu feiern [Pr. 3.] oder am Grabe irgend eines verstorbenen Gefährten das Lob desselben zu singen [Pr. 5.]. Unter dem Namen der Massilia, von welcher der Verfasser vorgiebt, daß sie die berühmteste Sibylle Arkadiens gewesen, beweint er den Tod seiner Mutter. Ergast veranstaltet an ihrem Grabe Leichenspiele und theilt die Preise unter den Siegern aus [Pr. 10. 11.]. Das Werk enthält auch viele Anspielungen auf die Unfälle der vertriebenen Beherrscher von Neapel, welche die Gönner Sannazaro's gewesen waren. Ferner erzählt er seine Liebesgeschichte mit der schönen Carmosina, feiert ihre Reize unter dem Namen der Amarante [Pr. 4.] und beklagt ihren Tod unter dem der Phyllis [Egl. 12.]. Endlich trifft er eines Morgens eine liebliche Najade, die ihn unter den Boden des Meeres führt und ihn die Höhlen sehen läßt, aus der alle Ströme der Erde und namentlich der Sebeto entspringen. Solche unterseeische Reisen waren bei den italienischen Dichtern sehr beliebt, welche darin wahrscheinlich die Excursion des Hirten Aristäus in dem vierten Buche der Georgica (v. 360 ff.) nachahmten; so werden z. B. im vierzehnten Gesange des Befreiten Jerusalems die zwei Ritter, welche Rinaldo aufsuchen, von einem Zauberer tief unter die Erde hinuntergeführt (St. 37 ff.), und Aehnliches findet sich auch bei Fracastoro im zweiten Buche der Syphilis. Nach dieser Besichtigung der Stromquellen kommt Sannazaro auf einem Wege, dessen unverständliche Beschreibung zukünftigen Reisenden zu Nichts nützen kann, am Fuße eines Berges in Italien wieder an das Tageslicht hervor und schließt das Werk mit seiner Rückkehr nach Italien, woselbst er endlich zu seiner, noch mehr aber des Lesers großer Genugthuung anlangt [Pr. 12.].

In der Arcadia sind die Eklogen hauptsächlich in gleitenden Reimen (Versi sdruccioli) ge-

schrieben, deren Erfindung einige Schriftsteller dem Sannazaro zugeschrieben haben. Sie bestehen, wie bereits bemerkt, meist aus Klagen um den Tod eines Hirten oder über die Grausamkeit einer Schäferin, oder aus Wettgesängen um einen bestimmten Preis, als einen Hirtenstab, ein Lamm, einen Becher mit nicht sehr züchtigen Schnitzbildern u. s. w. [441]). Diese Eklogen sind gutentheils dem Virgil und anderen Klassikern nachgeahmt, mit deren Werken sich Sannazaro frühzeitig vertraut gemacht hatte, ehe er seine bewundernswürdigen lateinischen Gedichte schrieb.

Die italienischen Hirtendramen scheinen den Verfassern der Schäferromane viele Ereignisse und Einfälle eingegeben zu haben; so z. B. hat Poliziano in seinem Orfeo, der ersten Schöpfung dieser zierlichen Gattung dramatischer Dichtungen, von dem Echo Gebrauch gemacht:

Che fai tu Echo mentre ch'io ti chiamo? —
Amo [442]).

Diese Spielerei nun, von welcher sich bereits in der griechischen Anthologie einige Beispiele finden [z. B. XII, 43.] und wegen welcher Martial [2, 86.] die Dichter seiner Zeit verspottet, findet man häufig bei den italienischen Nachahmern Poliziano's und in mehr oder minder ungereimter Weise in allen Hirtenromanen.

In dem Pastor Fido (der treue Schäfer) des Guarini verkleidet sich ein Liebhaber bei einem Feste als Frauenzimmer, damit er mit seiner Geliebten zusammenkommen könne, was ihm sonst nicht möglich ist. Ein gleicher Vorfall bildet auch in dem Haupttheile der Astrée von Urfé ein wichtiges Ereigniß und findet sich gleichermaßen in einer der Episoden der

Diana,

welche um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts von Jorge de Montemayor [443]) in spanischer Sprache geschrieben wurde und der älteste regelmäßige Schäferroman ist. Der Schauplatz befindet sich am Fuße des Gebirges in Leon, jedoch läßt sich in Folge der Vermischung neuerer Sitten und alter Mythologie die Zeit der Handlung unmöglich angeben. Die handelnden Personen rufen abwechselnd die Heiligen und die Thiere des Waldes an und das Geschick einer der Hauptheldin, die in einem Kloster erzogen worden, hängt von den Orakeln der Venus und Minerva ab.

Diana, die Hauptheldin dieses Werkes, war die schönste der Schäferinnen, welche die von dem Esla bewässerten lachenden Fluren bewohnten. Der junge Sireno, der gleichfalls an den Ufern dieses Stromes wohnt, betet die reizende Dianaan und diese empfindet dieselbe Leidenschaft für ihn. Sie liebten einander wie man sich in dem goldenen Zeitalter liebte, und ihr Glück war so vollständig, wie sich dieß irgend mit der Unschuld vertrug.

Eine derartige Seligkeit kann jedoch in einem Romane nicht lange dauern. Sireno muß aus einem nicht weiter angegebenen Grunde seine Heimat verlaßen und reist ab nach einer jener Zusammenkünfte, deren Zärtlichkeit fast für die Bitterkeit der Trennung Ersatz leistet. Die traurige Zeit der Abwesenheit endet mit einer noch traurigern Rückkehr, da Sireno jetzt seine Geliebte in den Armen Delio's findet, eines rohen Schäfers, an welchen ihr Vater sie mit Gewalt vermählt hatte. Die ganze Gegend erinnert den Liebhaber an das einst beseßene, nun aber verlorene Glück; er sieht Diana's Namen mit dem seinigen verschlungen auf den Rinden der Bäume eingegraben und erblickt wiederum die Quelle, an der sie einander ewige Treue geschworen.

Während er nun die Gegenstände anschaut, die in ihm so heftige und schmerzliche Gemüthsbewegungen hervorrufen, vernimmt er die musikalischen Klagen des Schäfers Silvano, eines verschmähten Liebhabers der Diana Obgleich früher Nebenbuhler, werden sie dennoch durch das gleiche Unglück jetzt zu Freunden und beweinen demnächst beide lange in Prosa und Versen ihre untreue Geliebte, worauf eine trostlose Schäferin sie antrifft, welche aus einem Dickicht an den Ufern des Esla hervorkommt. Sie theilen ihr die Ursache ihres Kummers mit und auch sie erzählt ihnen alsdann ihre Geschichte.

Ihr Name war nämlich Selvagia Bei einem Feste zu Ehren der Ceres hatte sie eine schöne Schäferin kennen gelernt und mit ihr ein eben so plötzliches als starkes Freundschaftsband geknüpft. Nach Beendigung der religiösen Feier gestand die Schäferin der Selvagia, daß sie nur verkleidet und eigentlich der Schäfer Alanio wäre, worauf dieser der Selvagia zu Füßen fiel, ihr seine glühende Leidenschaft gestand und sie um Vergebung anflehte. Von diesem Augenblicke an faßte sie die wärmste Zuneigung für den, welcher jetzt vor ihr auf den Knieen lag, der aber nicht der Schäfer Alanio sondern die Schäferin Is-

menia war, die zum Scherze sich für ihren Vetter und Liebhaber Alanio ausgab, welchem sie auffallend ähnlich sah. Als jedoch Letzterer von seiner Geliebten dieß Abenteuer und besonders die dadurch erweckte hoffnungslose Leidenschaft der Selvagia erfuhr, so beschloß er sich diesen Vorfall zu Nutze zu machen. Er verließ Ismenia und schloß sich der Selvagia an, welche sehr gern ihre Liebe von dem falschen auf den wahren Alanio übertrug. Ismenia tröstete sich für den Verlust ihres Liebhabers dadurch, daß sie mit einem Schäfer, Namens Montano, kokettierte, wogegen Alanio, sobald er dieß vernimmt, die Grille faßt sich die Zuneigung seiner frühern Geliebten wieder zu erwerben. Inzwischen kam Montano häufig zu Selvagia's Vater, um mit ihm einige Hutungsrechte zu ordnen, wobei er in Kurzem Ismenia gänzlich vergißt und sich in Selvagia bis über die Ohren verliebt. Er verfolgt daher Selvagia durch Feld und Wald, ihn verfolgt andererseits Ismenia und diese wird wiederum von Alanio verfolgt. Die Idee zu dieser Brouillerie d'Amour entsprang aus einem italienischen Hirtendrama und erinnert an die Liebeshändel des Pan und der Echo in einer Idylle des Moschus [no. 6.]:

„Pan war entbrannt für Echo, die Nachbarin, Echo hinwieder
War's für den hüpfenden Satyr, entbrannt war der Satyr für Lyda.
So wie Echo den Pan, so hielt der Satyr die Echo,
Lyda den Satyr in Glut: sie entflammt' umwechselnde Sehnsucht.
Denn wie der eine gehaßt den Liebenden, eben so schnöde
Ward er liebend verschmäht und duldete, was er geübet.
Wer noch dem Eros entgieng, den witzige meine Belehrung:
Sei nur Liebenden hold, daß du, wie du liebest, geliebt seist."

In dieser Lage der Dinge war Selvagia bei einer Tante, welche an den Ufern des Esla lebte, zum Besuche gekommen und hatte seit ihrer Ankunft vernommen, daß Montano zu den Füßen der Ismenia zurückgekehrt und der Gatte dieser Schäferin geworden war, die zugleich ihre Schwester mit Alanio vermählt hatte.

Ich weiß zwar nicht, ob die Zuhörer diese Geschichte gleich, wie sie dieselbe vernahmen, zu entwirren vermochten, sie verabredeten jedoch mit dieser an Verwicklungen so reichen Schäferin, am nächsten Morgen in einem einsamen Thale zusammenzukommen [l. I.], woselbst sie dann ohne allen Zwang seufzten und lange Unterhaltungen über das Unglück in der Liebe hatten, so wie Untersuchungen über Fragen der Galanterie veranstalteten. Die Debatten dieser verliebten Gesellschaft erhalten eine bedeutende Abwechslung durch die Ankunft dreier Nymphen, welche eben ihre Abenteuer erzählen wollen, als sie durch das unceremoniöse Auftreten dreier ungeschlachter Bewerber darin unterbrochen werden. Dieses Ereigniß dient dazu, um die stattliche Schäferin Felismena einzuführen, welche in einem sehr kritischen Augenblicke und von Allen ungesehen diese hitzigen Liebhaber der Reihe nach mit ihren Pfeilen durchbohrt und hierauf hervortritt, worauf sie ihre Geschichte also beginnt:

„Eines Tages kurz vor meiner Geburt fand zwischen meinen Eltern eine Unterhaltung über das Urtheil des Paris Statt, wobei meine Mutter ihre Misbilligung darüber aussprach, daß nicht Minerva den Apfel erhalten, und behauptete, er hätte dieser zu Theil werden müßen, da sie die höchsten Eigenschaften des Geistes mit Schönheit des Körpers verband. Im Laufe der folgenden Nacht erschien ihr Venus im Traum, warf ihr ihre Undankbarkeit für die Gunstbezeugungen vor, die sie ihr erwiesen und verkündete ihr, daß das Kind, welches sie nahe daran war zu gebären, ihr das Leben kosten und einst von den heftigsten Leidenschaften, welche der Zorn der Venus zu erwecken vermöchte, gequält werden würde."

„Meine Mutter empfand bei diesem grausamen Ausspruche die tiefste Unruhe, bis, nachdem Venus verschwunden, Minerva ihr erschien und sie durch die Versicherung tröstete, daß sich ihr Sprößling durch Festigkeit des Geistes und Waffenthaten auszeichnen würde."

„Die erste von den Drohungen der Venus gieng rasch in Erfüllung, und da auch mein Vater seiner Gemahlin bald in's Grab nachfolgte, blieb ich eine elternlose Waise. Ich wurde hierauf in einem Kloster erzogen, lebte dann in dem Hause einer Anverwandten und nachdem ich mein siebzehntes Jahr erreicht, wurde ich das Opfer der beleidigten Göttin, indem ich mich in Don Felix, einen jungen Edelmann der Nachbarschaft, ver-

liebte. Zwar sah ich meine Leidenschaft erwiedert, jedoch sein Vater, von unsrem Verhältnisse in Kenntniß gesetzt, schickte ihn an den Hof, um unsere Vereinigung zu verhindern. Bald nach seiner Abreise folgte ich ihm in der Verkleidung eines Pagen und entdeckte gleich an demselben Abende, als ich in der Hauptstadt anlangte, daß Don Felix bereits sein Herz anderweitig verschenkt hatte. Ohne mich zu erkennen, nahm er mich in seine Dienste und brauchte mich zur Beförderung seines Briefwechsels mit seiner neuen Geliebten. Vermöge der Verkleidung, in der diese mich stets erblickte, faßte sie für mich eine große Zuneigung, und da sie wahrnahm, daß, wenn sie mich häufig sehen wollte, sie die Hoffnungen ihres Liebhabers rege erhalten müßte, beantwortete sie auch die Briefe desselben und zwar in einer Weise, die zwar nicht entscheidend jedoch milder und ermuthigender war als früher. Endlich erbittert über die Kälte, die ich nothwendig für sie an den Tag legen mußte, wurden ihre Antworten an Don Felix nach und nach immer weniger günstig, so daß der Kummer, in welchen er demgemäß versank, mein Mitleid erweckte. Als er nun aber eines Tages heftiger als gewöhnlich in seine Geliebte drang, erklärte sie ihm auf eine deutliche und heftige Weise, welche Gefühle sie für mich hegte, und nachdem sie sich in ihr Kabinet zurückgezogen, verschied sie alsbald in Folge ihrer großen Aufregung. Don Felix verschwand, sobald er die Nachricht von ihrem Tode vernahm, und seit einem Jahre schon streife ich in der Tracht einer Schäferin von Land zu Land umher, um den undankbaren Flüchtling aufzusuchen."

Eine Geliebte, die ihrem Liebhaber als Page dient und von ihm gebraucht wird, um ihm eine spröde Schöne geneigt zu machen, ist bei den alten Novellisten gewöhnlich anzutreffen. Eine sich auf einen solchen Gegenstand gründende Novelle befindet sich bei Cinthio und eine andere bei Bandello, woraus Shakespeare den Stoff zu seinem „Heiligen Dreikönigsabend" entnommen hat (sieh oben S. 291.). Diese beiden italienischen Novellen liegen wahrscheinlich der obigen Episode der Diana zu Grunde, welche ihrerseits wieder den Stoff zu der Geschichte des Protheus und der Julia in den „Beiden Edelleuten von Verona" geliefert zu haben scheint. Man wird sich nämlich erinnern, daß während Protheus und Julia in einander verliebt sind, Ersterer von seinem Vater von Verona an den Hof zu Mailand gesandt wird, wohin er sich zur See begiebt. Bald nach seiner Ankunft fesselt ihn Sylvia, die Tochter des Herzogs. Julia folgt ihm jedoch als Page verkleidet und entdeckt den Verlust seines Herzens durch eine Serenade, welche er seiner neuen Geliebten darbringt. Sie tritt hierauf in seine Dienste und sie soll ihm nun die Zuneigung ihrer Nebenbuhlerin erwerben. Die Umrisse dieses Entwurfes stimmen so genau mit dem spanischen Romane überein, daß man fast mit Gewißheit annehmen kann, Shakespeare habe ihn nachgeahmt, um so mehr als sich in seinem Lustspiele einige Einzelnheiten der spanischen Erzählung auf das genaueste wiedergegeben finden; so z. B. der Umstand mit dem Briefe, welchen Protheus an Julia richtet, ihre Zurückweisung desselben, als ihre Zofe ihr denselben überreicht und die List, durch welche sie nachher denselben zur Ansicht zu bekommen sucht (Act I. Sc. 2.); ja an einigen Stellen hat sogar der Dramatiker die Sprache des Hirtenromanes kopiert.

Während nun so Shakespeare dem letztern auf das genaueste gefolgt ist, ist er andererseits von demselben in wesentlichen Umständen abgewichen und zwar, wie gewöhnlich, auf eine Weise, daß er dem Stoffe eher Eintrag thut als ihn verbessert. In der Diana schickt der Vater des Don Felix diesen auf Reisen, um einer unpassenden Heirath zuvorzukommen; Protheus jedoch wird auf den müßigen Rath eines Dieners nach Mailand gesandt und sichtbarlich zu keinem andern Zwecke, als um die Intrigue des Stückes herbeizuführen. Zwar ist auch Don Felix ein untreuer Liebhaber, jedoch seine Galanterie, sein Edelsinn und sein Ehrgefühl bewahren ihm gleichwohl die Achtung und das Interesse des Lesers; der nichtswürdige Bösewicht hingegen, als welcher er in dem Drama erscheint, verläßt nicht nur die eigene Geliebte, sondern versucht auch noch seinen Freund der seinigen zu berauben und zwar durch die niedrigsten Kunstgriffe. Auch das Wiedererwachen der Leidenschaft ist in dem Romane viel natürlicher und erweckt weit mehr Wohlgefallen als in dem Lustspiele. In ersterm ist Celia die zweite Liebe des Don Felix dann nicht mehr am Leben, und seine alte Geliebte hat sich, wie wir nachher sehen werden, einen neuen Anspruch auf seine Dankbarkeit erworben; Protheus hingegen kehrt zu Julia eben so leichtsinnig zurück, wie er sie verläßt, und offenbar aus keinem andern Grunde, als weil ihm seine List misglückt

und sein Betrug offenkundig geworden ist. — Die Geschichte der Felismena scheint auch demjenigen Theile von Beaumont und Fletcher's Philaster zu Grunde zu liegen, der sich auf die Verkleidung der Euphrasia bezieht, auf welcher das Hauptthema dieses Trauerspieles beruht.

Um jedoch zu dem Romane zurückzukehren, so hat Felismena nicht sobald ihre Geschichte beendet, als die drei Schäferinnen, die sie aus der Gewalt der Satyre befreit hat, der übrigen Gesellschaft mittheilen, daß sie dem Dienste der Diana geweihte Jungfrauen wären und sich nun erbieten, sie nach dem Tempel dieser Göttin zu geleiten [l. 2.].

Auf dem Wege dorthin gelangen sie zu einer entzückenden Insel in einem See, wo sie in einer Hütte eine Schäferin in einem zierlichen Negligé schlafen finden. Diese behauptet beim Erwachen, daß ihre Seufzer die Bäume des Thales bewegten und ihre Thränen die Gewässer nährten, welche die Insel umgaben. Es wäre nun aber jeder Hirtenetiquette entgegen gewesen, die Stärke ihrer Seufzer oder die Fülle ihrer Thränen zu bestreiten, deren ungewöhnliche Abundanz sie durch Mittheilung ihrer Geschichte erklärt. Der wesentliche Inhalt dieser bestand nämlich darin, daß sie von einem Vater und einem Sohne geliebt wurde und daß letzterer bei einer nächtlichen Zusammenkunft mit ihr von einem Pfeile durchbort wurde, den sein verborgen liegender Vater abgeschlossen hatte, da er nicht ahnte, wer sein Nebenbuhler wäre; daß er aber, sobald er seinen Sohn erkannte, auf den Körper desselben niedersank und sich mit einem Dolche erstach. Die Urheberin dieses Doppeltodes verhinderte die freiwillige Strafe des Vaters nicht, sondern floh davon über das furchtbare Schauspiel entsetzt und war nicht eher stehen geblieben, als bis sie jene Hütte erreicht, woselbst sie unsere Reisenden schlafend gefunden hatten [l. 3.].

Belisa, so hieß nämlich die Schäferin, willigt demnächst ein, die Nymphen der Diana nach dem Tempel der Göttin zu begleiten, den die ganze Gesellschaft nach einer langen Reise endlich erreicht. Aus diesem herrlichen Gebäude, welches in einer von fast undurchdringlichen Waldungen umgebenen Ebene lag, kommt eine Schaar Nymphen von unbeschreiblicher Schönheit hervor, mit einer Priesterin von würdigem Ansehen an ihrer Spitze, welche die Ankömmlinge mit vieler Gastfreundlichkeit empfängt. Sie treten in eine prächtige Halle, welche mit den Bildsäulen alter durch Hochherzigkeit und Tapferkeit ausgezeichneter Helden geschmückt ist. Nach diesen erblickte man eine lange Reihe berühmter Spanier und der Preis spanischer Schönheiten wurde durch Orpheus gefeiert, welcher durch Zauberkräfte seine Jugend und Sangeskunst bewahrt hatte. Hierauf folgte ein herrliches Mahl, nach welchem Felismena auf Bitten der Priesterin eine maurische Geschichte erzählt, deren Lebendigkeit und Interesse gegen die Mattigkeit des pastoralen Theils des Romanes einen auffallenden Kontrast bildet.

Ferdinand von Kastilien (so wird nämlich erzählt) ernannte einst nach der Eroberung einer bedeutenden Provinz des Königreiches Granada den Rodrigo de Narvaez zum Alkaide der neuerworbenen Festungen. Indem er nun in einer Nacht seinen Wohnsitz zu Alora verließ um die feindlichen Gränzen auszukundschaften, gelangte er an einen Fluß, den er mit vier der ihn begleitenden Ritter passierte, während er die übrigen fünf bei der Furt zurückließ. Letztere vernahmen bald darauf in einiger Entfernung eine sanfte Stimme und erblickten, nachdem sie sich verborgen, bei dem Lichte des Mondes einen jungen Mauren auf einem herrlichen Rosse und in prächtiger Waffenrüstung, welcher, während er einherritt, in arabischer Sprache die leidenschaftlichsten Liebeslieder sang, die man sich irgend denken kann. Die spanischen Ritter griffen ihn von allen Seiten an; jedoch hatte er sie troß ihrer großen Mehrzahl fast schon überwältigt, als sie durch das auf einen Fall der Noth verabredete Hornsignal den noch nicht sehr weit entfernten Roderich zurückriefen. Letzterer forderte den jungen Maurenritter zum Zweikampfe heraus und dieser nahm ihn auch an, wurde jedoch, durch den vorhergehenden Kampf bereits ermattet, der Gefangene seines christlichen Gegners. Indem ihn nun Roderich nach Alora führte, bemerkte er seine tiefe Niedergeschlagenheit und bat ihn daher, daß er ihm die Ursache derselben mittheilen möchte, da er sie durchaus nicht einem Mangel an Standhaftigkeit in dem Unfalle, der ihm so eben begegnet, zuschreiben könnte. Dieser Bitte willfahrend theilt der Maure ihm mit, daß er der letzte Sprößling der einst in Granada so mächtigen und beliebten Familie der Abencerragen wäre. Nachdem alle seine Verwandten sich die Ungnade des Königs zugezogen und demgemäß enthauptet worden waren, hätte man ihn als Kind nach Cartana, einer

Festung an der christlichen Gränze gesandt, deren Befehlshaber, ein geheimer Freund seines verstorbenen Vaters, ihn als seinen Sohn auferzog. Er besaß aber auch noch eine Tochter, Namens Jarifa, und die jugendliche Zuneigung zwischen ihr und ihrem Pflegebruder, so wie das veränderte Benehmen beider, als sie entdeckten, daß sie nicht verwandt wären, wird mit vieler Wahrheit und Zartheit geschildert. Das Glück der Liebenden dauerte jedoch nicht lange, da Jarifa ihren Vater nach Coyn begleiten mußte, zu dessen Befehlshaber er von seinem Könige ernannt wurde. Am Tage vor dem Kampfe mit den Christen hatte nun der junge Maure von seiner Geliebten einen Brief erhalten, worin sie ihm mittheilte, daß ihr Vater sich nach Granada begeben hätte und sie ihn daher erwarte. Er befand sich daher auf dem Wege nach Coyn, als er in die Gewalt der Kastilier gerieth. Als Rodrigo dieß vernahm, gewährte er seinem Gefangenen die Freiheit auf drei Tage und dieser setzte auch alsbald seinen Weg zu seiner Geliebten fort. Die Freude des Wiedersehens war vollkommen, bis er ihr erzählte, was ihm zugestoßen und daß er in die Gefangenschaft zurückkehren müße. Jarifa besteht darauf, ihn nach Alora zu begleiten und sie langen bei Tagesanbruch daselbst an. Roderich jedoch schenkt ihnen nicht nur die Freiheit, sondern schreibt auch noch in Betreff ihrer an den König von Granada, welcher troz dem, daß die Bitte von dem furchtbarsten seiner Feinde ausgieng, gleichwohl dem letzten Sprossen der Familie der Abencerragen Verzeihung gewährte [l. 4.] [444]).

Am folgenden Tage nun führt die Priesterin der Diana, welche durch göttliche Eingebung alle Unfälle ihrer Gäste kannte und einen Plan zu ihrem künftigen Glücke entworfen hatte, diese in das Innere des Tempels und füllt drei Becher mit dem Wasser eines bezauberten Stromes. Nachdem Sireno, Silvano und Selvagia dieselben ausgetrunken, verfallen sie alsbald in einen tiefen Schlaf, in welchem sie eine beträchtliche Zeit hindurch verharren. Sireno erwacht hierauf in einem Zustande der größten Gleichgültigkeit für seine einst so sehr geliebte Diana, während Silvano und Selvagia, ihre frühern Neigungen vergessend, voll heftiger Liebe für einander erwachen und derselben die glühendsten Ausdrücke verleihen. — Dieser durch den Trank der Priesterin hervorgebrachte Wechsel der Gefühle scheint einigen der schönsten Scenen in Shakespeare's Sommernachtstraume zu Grunde zu liegen. Sieh auch die Pucelle d'Orleans ch. 17.

Felismena empfängt inzwischen von der Priesterin eine Reiseroute und macht sich dieser gemäß mit ihren Pfeilen auf den Weg. Während desselben gelangt sie zu der Hütte eines Schäfers, in welchem sie den Geliebten der Belisa entdeckt. Bei seinem Anblicke muthmaßt sie, daß er an der durch den Pfeil erhaltenen Wunde nicht gestorben war und sein Vater sich in zu großer Uebereilung erstochen, seine Geliebte aber gleichfalls zu schnell die Flucht ergriffen hatte. Im Verlaufe der Unterhaltung jedoch ergiebt sich, daß obgleich allerdings sein Vater sein Nebenbuhler gewesen und seine Geliebte ihm ein Stelldichein versprochen hatte, sie dennoch nicht erschienen war. Ein in Belisa verliebter Zauberer nämlich hatte wahrscheinlich in Voraussicht der nächtlichen Zusammenkunft die Phantome hervorgerufen, welche das von Belisa erzählte scheinbar blutige Trauerspiel vor ihr aufführten, ehe der Liebhaber erschien, und als er endlich zur Stelle kam, war schon Alles verschwunden. Nachdem sie diese Erklärung vernommen, schickt ihn Felismena nach dem Tempel der Diana und giebt ihn so den Armen der Belisa wieder [l. 5.].

Demnächst setzt sie selbst ihren Weg nach dem Thale des Mondego fort und erblickt auf demselben in der Nähe von Coimbra einen Ritter, der von drei Personen angegriffen wird. Mit diesen verfährt sie wie früher mit den drei Satyrn und entdeckt nun in dem von ihr Befreiten ihren Don Felix. Sie kehrt mit ihm nach dem Tempel der Diana zurück und wird dort mit ihm verbunden; zugleich auch vereinen eheliche Bande den Silvanus mit Selvagia und Belisa mit ihrem Geliebten.

Der Roman schließt, während Sireno sich noch immer in dem durch den Trank der Priesterin hervorgebrachten Zustande von Gleichgültigkeit für Diana befindet [l. 7.]. Ich habe nie die Fortsetzung des Alonzo Perez gesehen [445]); in der des Gaspar Gil Polo indeß erholt sich Sireno endlich nach und nach aus dieser Unempfindlichkeit. Delio, der Gemahl der Diana, verliebt sich gleichfalls in eine Schäferin, die kurz zuvor an den Ufern des Esla angelangt ist; und da er sie nun eines Tages allein im Walde antrifft, verfolgt er sie in verbrecherischer Absicht, erhitzt sich indeß auf dieser Jagd so sehr, daß er bald darauf

stirbt. Da so nichts mehr die Vereinigung Diana's und Sireno's hindert, feiern sie ihre Vermählung nach Ablauf der herkömmlichen Trauerzeit.

Indem auf diese Weise Gil Polo den Roman da aufnahm, wo der Schluß der Erzählung nahe war, so füllte er sein Werk hauptsächlich mit Poesieen und Episoden aus, worin er jedoch weniger verwickelt und vielleicht mehr interessant ist als sein Vorgänger Montemayor.

Cervantes verurtheilt die Fortsetzung des Alonzo Perez, ertheilt indeß der des Gil Polo ein übertriebenes Lob, ja er scheint sie sogar höher zu stellen als das Werk des Montemayor. „Und da wir einmal mit der Diana des Montemayor angefangen haben (heißt es nämlich an der mehrmals angeführten Stelle des Don Quijote), so bin ich der Meinung, daß sie nicht verbrannt werde, sondern nur daß man Alles, was von der klugen Felicia und dem bezauberten Wasser handelt, so wie alle längere Gedichte herausnehme; dahingegen verbleibe ihr der prosaische Theil und die Ehre, das erste dieser Art von Büchern gewesen zu sein." — „Nun kommt, sagte der Barbier, die Diana, mit dem Beinamen die zweite von dem Salamanker, so wie noch ein Buch mit demselben Titel, dessen Verfasser Gil Polo ist." — „Die Diana des Salamankers, versetzte der Pfarrer, möge die zum Scheiterhaufen Verdammten begleiten und ihre Zahl vermehren, die des Gil Polo hingegen muß bewahrt werden, als hätte Apoll selbst sie verfaßt." —

Was in der Diana des Montemayor und in den Fortsetzungen derselben ganz besonders auffällt, ist die große Zahl von Episoden und die unkünstlerische Weise, mit der sie angebracht sind. Auch hat man vermuthet, daß Montemayor nicht so wohl die Absicht hatte einen interessanten und gehörig zusammenhängenden Roman zu schreiben, als vielmehr unter erdichteten Namen seine eigene Geschichte und die Liebeshändel der vornehmen Personen am Hofe Karls V. zu erzählen: „verschiedene Geschichten von Ereignissen (wie er selbst es ausdrückt), die sich wirklich zugetragen haben, obgleich sie hier unter dem Gewande einer Hirtenerzählung erscheinen." Unter dem Namen Silvano soll er besonders eine Jugendliebe des Herzogs von Alba, in dessen Dienst er einen großen Theil seiner ersten Jahre zubrachte, geschildert haben, er selbst aber in eine spanische Dame verliebt gewesen sein, die er in seinen Sonetten Marsida nennt und bei seiner Rückkehr von einer langen Reise anderweitig vermählt fand, welchen Vorfall er unter der endlichen Verbindung der Diana mit Delio darstellt. Diese Dame lebte, wie man sagt, in dem Königreiche Leon bis zu einem hohen Alter und wurde daselbst zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts von Philipp III und seinem Hofe bei ihrer Rückkehr von Portugal besucht.

Die Galatea des Cervantes, welche der Diana nachgebildet ist, soll gleichfalls in der Absicht geschrieben sein, Ereignisse aus der Zeit des Verfassers zu berichten, obwohl er sie unter der Schilderung der Lebensweise von Schäfern und Schäferinnen, welche die Ufer des Tajo und Henares bewohnen, verdeckt. So glaubt man, daß Cervantes unter Damon sich selbst darstellt und unter Amarillis die spröde Nymphe, um deren Gunst er sich bewarb. Dieser Roman, welcher mit Ausnahme einiger ohne Erfolg gebliebenen Gedichte das früheste Werk des Cervantes war und 1584 zum ersten Male erschien, ist jetzt durch die Nachahmung des Florian allgemein bekannt. Die Abenteuer sind nicht so weit hergeholt wie die der Diana, jedoch der Styl steht dem in der letztern bei weitem nach, besonders in den poetischen Theilen, woraus erhellt, daß Cervantes, wie er selbst in dem Don Quijote sagt, mit dem Unglücke genauer vertraut war als mit der Muse [446]. Die Episoden sind wie bei seinem Vorbilde auf eine höchst verwickelte Weise eingeflochten; man findet auch die nämlichen langen Diskussionen über die Natur der Liebe, wie in der Diana, gleiche Pedanterei und weit mehr gekünstelte Gedanken; alle Heroen der Fabelwelt und Geschichte werden namhaft gemacht und die Sonne scheint bloß mit dem Lichte, welches sie von den Augen der Galatea borgt.

Ante la luz de unos serenos ojos
Que al Sol dan luz con que da luz al suelo.
[L. II. 2tes Sonett].

Das Werk besteht aus sechs Büchern, und obgleich unvollständig, ist es doch groß genug, um dem Cervantes nachsagen zu können, daß er sowohl eins der langweiligsten als eins der unterhaltendsten Bücher der Welt geschrieben.

Da die Diana des Montemayor der beliebteste Roman wurde, der seit der Zeit des Amadis de Gaula erschienen war, so folgten außer der Galatea des Cervantes auch noch viele andere Nachahmungen desselben. Dazu gehören unter

Andern „Die zehn Bücher Liebesschicksale" (los diez Libros de Fortunas d'Amor) von Pedro Frasso, welche 1573 herauskamen und im Don Quijote erwähnt werden; „Der Iberische Hirt" (El Pastor de Iberia) von Bernardo de la Vega; „Die enttäuschte Eifersucht" (El Desengaño de Celos) von Lope de Enciso, 1586, und „Die Nymphen des Henares" (Las Ninfas de Henares) in sechs Büchern, Alcalá 1587, von Bernardo Gonzales, welcher in der Vorrede gesteht, daß er eben von den Kanarischen Inseln zurückgekehrt sei und nie die Ufer des Henares gesehen habe [447]).

Diese spanischen Dichtungen gleichen in Nichts dem Longos (welchen man als das Vorbild dieser Gattung von Romanen betrachtet hat), außer daß darin der Schauplatz auf das Land verlegt ist und Schäfer und Schäferinnen die handelnden Personen sind. Die Verfasser dieser Werke haben die Schönheit und Harmonie der Schilderungen des Griechen nicht erreicht, die Einfachheit seiner Charaktere und Empfindungen aber nicht einmal nachzuahmen gesucht.

Spätere Schriftsteller wählten unglücklicherweise statt des griechischen Styles der Hirtendichtungen den spanischen; so ahmte den Montemayor und Cervantes, deren Werke in Spanien so beliebt geworden waren, Honoré d'Urfé, ein französischer Edelmann, in seiner

Astrée

nach, welche unter der Verhüllung eines Hirtenromanes die seltsame Geschichte seiner eigenen Familie und die Liebeshändel an dem Hofe Heinrichs IV schildert. Der erste Band, der diesem Monarchen gewidmet ist, erschien 1610, der zweite zehn Jahre später, und der dritte mit einer Dedikation an Ludwig XIII einige Jahre nach jenem. Der Herzog von Savoyen war Depositarius der Handschrift des vierten Theiles, welche beim Tode des Verfassers der Mademoiselle d'Urfé übersandt wurde. Diese vertraute sie dem Sekretair ihres verstorbenen Verwandten, Namens Baro an, der sie zwei Jahre nach dem Tode seines Herrn mit einer Widmung an Maria von Medicis herausgab und aus gleichfalls in seinen Händen befindlichen Memoiren und Fragmenten noch einen fünften Theil zusammenstellte. Das ganze erschien zu Rouen 1647 in fünf Bänden. Eine spätere Ausgabe besorgte der Abbé Souchai, worin vieles sehr verstümmelt ist, besonders die Dialoge.

Die Zeit der Handlung dieses berühmten Werkes wird in das Ende des fünften oder den Anfang des sechsten Jahrhunderts und der Schauplatz an die Ufer des Lignon verlegt [448]). Es wird darin erzählt, daß Celadon der liebenswürdigste und verliebteste aller Schäfer war, welche in jenem glücklichen Zeitalter und jener entzückenden Gegend wohnten. Seine Leidenschaft wurde von der schönen Asträa erwiedert, bis endlich der Neid und Verrath des Schäfers Semire ihr Herz mit Eifersucht erfüllte. Sie begegnet ihrem Liebhaber, wirft ihm seine Treulosigkeit vor und flieht dann seine Gegenwart. Celadon stürzt sich hierauf mit verschränkten Armen in den Fluß, sieht sich jedoch in seiner Hoffnung so den Tod zu finden getäuscht, denn er wird in einiger Entfernung in der Nähe eines Myrthenhains von den Wellen ausgespült, woselbst drei Nymphen ihm zu Hülfe kommen und ihn nach dem Schlosse Issoura führen.

Asträa, welche im Verborgenen gesehen, wie ihr Liebhaber sich den Wellen übergab, solch' eine gewaltige Wirkung ihrer Vorwürfe aber nicht erwartet hatte, sinkt in Ohnmacht und stürzt in den Strom. Einige benachbarte Hirten retten sie und bringen sie in eine Hütte, woselbst sie Lycidas, der Bruder des Celadon besucht, welcher letztere nun vergeblich aufgesucht wird. Asträa giebt vor, er wäre ertrunken, indem er sie zu retten versuchte; da aber der Ausdruck ihres Kummers den Erwartungen des Bruders nicht entspricht, so wirft er ihr Gleichgültigkeit bei dem Tode eines so treuen Liebhabers vor, worauf Asträa zwar seinen Tugenden alle Anerkennung erweist, jedoch darüber klagt, daß er ein zu weites Herz gehabt und sie namentlich um der Amynta willen verlaßen habe. Nun muthmaßt Lycidas, daß wohl ihre Eifersucht der Anlaß zu dem Tode seines Bruders gewesen sei, und erinnert sie, daß Celadon auf ihren eigenen Wunsch allen Schäferinnen der Nachbarschaft den Hof gemacht, um seine wirkliche Leidenschaft zu verbergen; ein Uebereinkommen, dessen sich Asträa selbst, ohne ein besonders starkes Gedächtniß zu besitzen, wohl hätte erinnern können. Durch den Wunsch der Phillis und Diana, zweier ihrer Gefährtinnen, wird sie nun veranlaßt, den Verlauf ihrer Zuneigung zu Celadon so wie ihre ganze frühere Geschichte bis zu der Wasserscene zu erzählen; wobei sie leider

auch nicht die geringste Spur jenes kurz zuvor an den Tag gelegten Mangels an Gedächtniß blicken läßt.

Asträa beginnt damit, daß sie die Gefühle, welche sie, obgleich erst zwölf Jahre alt, bei ihrem ersten Zusammentreffen mit Celadon empfand, in größter Ausführlichkeit schildert. Bald nach jener Zusammenkunft wurde das Fest der Venus gefeiert und bei dieser Gelegenheit pflegten vier Jungfrauen im Tempel der Göttin das Urtheil des Paris vorzustellen. Von diesem Schauspiele, dessen Beschreibung dem zehnten Buche des Apulejus entnommen ist, waren männliche Zuschauer bei Strafe der Steinigung ausgeschlossen. Celadon indeß erlangte, als Jungfrau verkleidet, Zutritt und glücklicherweise wurde ihm die Rolle des Paris übertragen. Die drei um den Preis der Schönheit wetteifernden Nymphen, zu denen auch Asträa gehörte, wurden in dem Kostüme, welches einst die drei Göttinnen bei gleicher Veranlaßung trugen, dem Urtheile des Celadon unterworfen und dieser hatte so die beste Gelegenheit, seiner Geliebten den Preis zu verleihen, worauf er ihr später mittheilte, welcher Gefahr er sich um ihretwillen ausgesetzt. Ein ähnliches Ereigniß findet man im Pastor Fido [Atto II. sc. 1.] und im fünften Gesange von Tasso's Rinaldo. In ersterm mischt sich nämlich Mirtillo als seine Schwester verkleidet unter eine Schaar Nymphen, die darüber streiten, welche von ihnen den lieblichsten Kuß geben könne; Amarillis, die Geliebte des Mirtillo, wird zum Richter gewählt und empfängt die Liebkosungen ihres Liebhabers zugleich mit denen ihrer übrigen schönen Gespielinnen. In dem Rinaldo hingegen stimmt der Vorfall mit dem oben erzählten noch mehr überein, außer daß dort der kühne Liebhaber von seiner Geliebten Olinda entdeckt wird, hier aber Celadon das Geheimniß selbst offenbart. Etwas Aehnliches auch, wie man sich erinnern wird, haben wir oben (S. 352 ff.) in der Skizze der Diana des Montemayor erwähnt.

Trotz diesem glücklichen Anfange wurde die endliche Vereinigung des Celadon und der Asträa durch die zwischen ihren Eltern herrschende Feindschaft verzögert, denn der Vater Celadon's schickt diesen, sobald er von seiner Leidenschaft Kenntniß erlangt, auf drei Jahre nach Italien. Bei seiner Rückkehr ist zwar seine Liebe noch unverändert, da jedoch Semire die Asträa nach einem Orte bringt, von wo aus sie sehen konnte, wie sich Celadon dem Anscheine nach um die Gunst der Amynta bewirbt, so verursacht ihre Eifersucht und treuloses Gedächtniß die plötzliche Katastrophe, mit welcher der Roman beginnt und die bereits erwähnt worden ist.

Um diese Zeit gereicht der Asträa der Tod ihrer beiden Eltern zu nicht geringem Troste, da der Schmerz, den sie um dieses Verlustes willen an den Tag legt, dazu dient ihren eigentlichen Kummer zu verbergen, den sie um den Tod Celadon's empfindet. „Presque au même temps elle perdit Alcé et Hypolite ses père et mère — Hypolite pour la frayeur qu'elle eut de la perte d'Astrée lorsqu'elle tomba dans l'eau; et Alcé pour le deplaisir de la perte de sa chère compagne, *ce qui toutefois ne fut à Astrée un foible soulagement*, pouvant plaindre la perte de Celadon sous la couverture de celle de son père et de sa mère."

Während so der Asträa durch den Tod ihrer Eltern keine geringe Erleichterung zu Theil wird, hält sich Celadon in dem Schlosse Issoura auf in Gesellschaft der Nymphen, die ihn gerettet hatten. Galatea, die schönste derselben und Schwester des Herrschers jener Gegend, vernachläßigt um seinetwillen ihre zwei früheren Liebhaber, nämlich den Polemas, Statthalter des Landes in Abwesenheit ihres Bruders, und den Lindamor, den sie bisher begünstigt hatte und der jetzt mit seinem Gebieter gegen einen der benachbarten Fürsten zu Felde lag.

Trotz diesem schmeichelhaften Vorzuge und der unverdienten Härte, mit welcher er war behandelt worden, bleibt das Herz des Celadon der Asträa gleichwohl noch immer treu. Da jedoch Galatea, nach dem Ausdrucke des d'Urfé, ihn „zur Liebe peitschen" will, so findet er es für nöthig ihrer Peitsche zu entfliehen, wobei ihm Leonide, eine der Hofnymphen der Galatea, behülflich ist, und alsbald nimmt er seinen Weg nach den Ufern des Lignon. Indeß hatte ihn seine Geliebte, als er sie zum letzten Male sah, aus ihrer Gegenwart verbannt und er wählt daher zu seinem Aufenthalte eine wilde Höhle, welche in der Mitte eines Waldes und am Ufer eines Flusses lag. Hier beschließt er den Rest seiner Tage zuzubringen, indem er sich mit der Hoffnung tröstet, Asträa ungesehen von ihr zu schauen, und einen kleinen Tempel errichtet, welchen er mit Anspielung auf ihren Namen, der Göttin der Gerechtigkeit widmet.

Während er nun so eines Tages auf einer Flur umherirrt, trifft er eine Anzahl schlafender Schäferinnen und unter diesen bemerkt er auch die Asträa. Da er es nicht wagt vor ihr zu erscheinen, so ergreift er den Ausweg ihr ein Briefchen zu schreiben und ihr dieß auf den Busen zu legen. Als sie nun erwacht, erblickt sie ihren Liebhaber, wie er in der Ferne verschwindet, glaubt jedoch, sie hätte seinen Geist gesehen und wird hierin auch noch durch den Brief bestärkt, in welchem er ihr mittheilte, daß seine Ueberreste in der Nachbarschaft lägen.

Die Schäfer der Umgegend errichten daher dem Celadon ein Kenotaph, um seinem umherirrenden Schatten Ruhe zu verschaffen; Schäferinnen pflücken Blumen und streuen sie auf das Grabmal; dreimal rufen die Druidinnen seine Seele; auch der Oberpriester ruft ihm den letzten Gruß nach, und obwohl sie glaubten, er wäre ertrunken, flehten sie gleichwohl, daß die Erde ihn nicht drücken möge.

Leonide, die Nymphe, welche dem Celadon bei seiner Flucht von dem Hofe der Galatea Beistand geleistet hatte und wußte, daß er sich noch am Leben befand, war bei der erwähnten Ceremonie gegenwärtig. Auch besucht sie den Einsiedler häufig in seiner Höhle und bringt einmal ihren Oheim, den Oberdruiden Adamas, mit sich, welcher Celadon in dem Schlosse Issoura kennen gelernt hatte. Dieser Druide nimmt großen Antheil an dem Schicksale des letztern, und da er ihn aus seiner Einsamkeit hervorzuziehen wünscht, so sucht er ihn zu überreden, daß er den Befehlen seiner Geliebten ungehorsam werde und ihre Gegenwart suche, statt sie zu fliehen. Der eigensinnige Geliebte erweist sich jedoch in dieser Beziehung unbeugsam und Adamas schlägt demnächst vor, daß Celadon als Mädchen verkleidet in sein Haus komme und dort die Rolle seiner Tochter Alexis spiele, welche sich bereits seit acht Jahren bei den Druiden in den Höhlen von Carnutes befand. Auf diesen Plan geht Celadon sehr bereitwillig ein, und kaum ist er in der Wohnung des Adamas angelangt, als sämmtliche Schäferinnen der Nachbarschaft und unter ihnen auch Asträa herbeikommen, um der Tochter des Oberdruiden ihre Ehrfurcht zu erweisen. Asträa erkennt nun zwar ihren Geliebten nicht, wird jedoch von einem geheimen, unerklärlichen Gefühl überwältigt. Sie bleibt einige Zeit lang bei der falschen Alexis, welche sich alsdann bei ihr aufhält, nämlich in der Hütte des Phocion, woselbst Asträa seit dem Tode ihrer Eltern gelebt hatte. Der Bericht von der Freundschaft dieser vorgeblichen Jungfrau und der Asträa, ihre sentimentalen Unterhaltungen und die Freiheiten, welche sich erstere herausnimmt, bilden einen beträchtlichen, wenn auch auf keine Weise einen interessanten Theil des Romanes.

Inzwischen hatte Polemas, der, wie man sich erinnern wird, der Anbeter Galatea's war, um seinen Ehrgeiz und seine Liebe zugleich zu befriedigen, ein Heer versammelt und belagert in der Stadt Mareilly den Gegenstand seiner Leidenschaft, auf den jetzt nach dem Tode des Bruders die Regierung übergegangen war. Adamas besaß den Oberbefehl in der Stadt, wohingegen Polemas sich der falschen Alexis, welche er für die Tochter des Adamas hielt, bemächtigt hatte, damit er sie vor seinen stürmenden Truppen einherführen und die belagerte Stadt den Angriff nicht zurückweisen könnte. Zufällig hatte jedoch Asträa an dem Tage, an welchem Alexis geraubt werden sollte, die Gewänder ihrer Gespielin angelegt und sah sich demgemäß statt dieser nach dem Lager des Polemas gebracht, wohin ihr Celadon bald nachher folgte. Beide wurden nun zwar vor das angreifende Heer hingestellt, jedoch Asträa, sobald die Belagerten sie erblickten, durch eine Maschine in die Höhe gezogen, während Celadon sich gegen die Stürmenden kehrte und viel zu ihrer Niederlage beitrug. Lindamor kommt später der Galatea zu Hülfe und tödtet den Polemas im Zweikampf.

Ungeachtet seiner kriegerischen Thaten bleibt Celadon noch immer von Asträa unerkannt und sie kehren beide in die einsame Wohnung des Adamas zurück. Endlich jedoch führt die Nymphe Leonide Asträa nach einem Haine, unter dem Vorwande ihr dort den Schatten Celadon's zu zeigen. Nachdem nun dort die vorgebliche Geisterbeschwörerin gewisse Zauberworte ausgesprochen, fällt Celadon, der sie begleitet hat, seiner Geliebten zu Füßen und gesteht die List, zu der er Zuflucht genommen. „Geh, sagt jedoch die unerbittliche Schäferin, und sühne durch den Tod dein Vergehen." Celadon bittet sie hierauf ihm genauer die Todesart anzugeben, die er wählen soll; sie will indeß keine Wahl treffen, sondern überläßt ihm dieselbe gänzlich, vorausgesetzt daß er nur rasch zu Ende komme.

Auf diese Weise gezwungen selbst zu wählen

fällt ihm ein, daß die schnellste Weise dem Befehle seiner Geliebten nachzukommen sein würde, wenn er sich zu den Löwen begäbe, welche die Quelle der Liebestreue, ein Werk des Zauberers Merlin, bewachten. Diese verständigen Thiere pflegten jedoch Menschen mit reinem Herzen, und die nie Verstellung geübt hatten, keineswegs zu verschlingen, so daß Celadon, welcher trotz seiner neulichen Verkleidung von ihnen zu dieser Klasse gezählt wurde, die Vortheile nicht genießen konnte, zu denen er sonst berechtigt gewesen wäre. Während er sich nun durch die unerwartete Enthaltsamkeit der Löwen in diesem Dilemma befindet, kommt Asträa zu demselben Orte, wo sich ihr Geliebter befindet. Indem sie nämlich ihre Grausamkeit bereute, hatte sie sich in derselben Absicht wie Celadon zu der Quelle begeben, jedoch findet sie sich sehr getäuscht, daß die Löwen sie liebkosen statt sie zu verschlingen, welches Verfahren diese Thiere weit gewöhnlicher beobachteten. Die Quelle war aber so beschaffen, daß wenn Liebende hineinschauten, sie darin ihr eigenes Bild neben dem ihrer Geliebten erblickten, wenn diese nämlich treu war; andernfalls aber sahen sie die Gestalt des glücklichern Nebenbuhlers. Während nun Celadon und Asträa irgend einen günstigen Wechsel in dem Sinn und Appetit der Löwen erwarten, werfen sie ihre Augen auf die Quelle und beide werden alsbald von ihrer gegenseitigen Treue überzeugt. Inzwischen nähert sich der Oberdruide Adamas dieser sonderbaren Scene und richtet ein glühendes Gebet an Amor, worauf dieser Gott nach einem Wechsel von Licht und Finsterniß, so wie nach einem Sturme, welcher die Gewässer der Quelle erregte, und einer Windstille, die sie wieder beschwichtigte, mit dem gehörigen Effekt ein Orakel verkündet und in demselben die Vereinigung des Celadon und der Asträa gebietet, worauf die Löwen, die bereits Symptome einer nahenden Starrsucht gegeben, sich in versteinerte Zieraten der Quelle verwandeln. Zwei treue Liebende hatten sich nämlich jetzt den bezauberten Gewässern derselben in der Absicht für einander zu sterben genähert und so den für das Ende des Zaubers bestimmten Zeitpunkt herbeigeführt.

Dieß ist die Hauptgeschichte in dieser so berühmten Hirtendichtung, während die an Wichtigkeit ihr zunächst stehende Geschichte, die darin enthalten ist, sich auf die Abenteuer des Sylvander und der Diana bezieht. Sylvander nämlich, ein freundloser und unbekannter Schäfer, langt an den Ufern des Lignon an und seufzt insgeheim für die schöne Diana. Diese Nymphe wurde aber auch zugleich von Philander geliebt, welcher sich in der Nachbarschaft als Jungfrau verkleidet aufhält und im Kampfe mit einem gräulichen Mohren bei der Vertheidigung der Ehre seiner Geliebten umkommt. Gleich Celadon begiebt sich Sylvander nach der Quelle der Liebestreue und soll in Folge eines Orakels des sanften Amor geopfert werden. Während er sich eifrig zu dieser Ceremonie vorbereitet, wird er als der in seiner Kindheit geraubte Sohn des Oberdruiden Adamas erkannt, welches Ereigniß d'Urfé offenbar dem Pastor Fido entlieh.

Es ist nun zwar allgemein bekannt, daß der Verfasser in die Abenteuer des Celadon und der Asträa so wie des Sylvander und der Diana die Geschichte seiner eigenen Familie eingeflochten hat; darüber jedoch, wie dieß geschehen, ist viel gestritten worden. Die Schwierigkeit der Erklärung entspringt theils daraus, daß der Verfasser bald einen historischen Charakter unter zwei erdichteten Namen schildert, bald die Geschichte eines Individuums auf mehrere fingierte Personen vertheilt, theils aber auch daraus, daß er die Reihenfolge der Zeit verändert und in wenigen Wochen Ereignisse zusammenfaßt, welche sich im Verlaufe mehrerer Jahre zutrugen. In einer auf Bitten Huet's verfaßten und herausgegebenen Abhandlung erzählt Patru, daß er auf einer Reise durch Italien den sich zur Zeit in Turin aufhaltenden Verfasser der Astrée besuchte und dieser ihm versprach, ihm die in seinem Werke enthaltenen Geheimnisse zu erklären, wenn er sich bei seiner Rückkehr aus dem Süden Italiens einige Zeit bei ihm aufhalten wollte. D'Urfé starb jedoch inzwischen und Patru konnte daher nur mittheilen, was er bereits früher gewußt oder während seines Besuches erfahren hatte. Huet hat diesen Gegenstand in einem an Scuderi gerichteten Briefe vom Jahre 1699, welcher die zwölfte der von dem Abbé Tilladet herausgegebenen Abhandlungen bildet [419]), weiter verfolgt; er erhielt die darin enthaltenen Mittheilungen von einem Marquis d'Urfé, dem letzten dieses Titels, wie ich glaube, und von Margarethe d'Alegre, der Wittwe Charles Emanuels, des Neffen d'Urfé's.

Aus diesen Erläuterungen erhellt nun, daß Honoré d'Urfé von einer berühmten französischen Familie abstammte, der fünfte von sechs Brüdern war und nicht weit von dem Orte geboren wurde,

wohin er den Schauplatz seiner Asträa verlegt hat. Nun sollte Diana von Chateaumorand, die Erbin der Baronie Chateaumorand, welche in der Nachbarschaft der Besitzungen seines Vaters lag, mit Anne d'Urfé, dem ältesten der Brüder vermählt werden; während der Vorbereitungen zur Hochzeit jedoch verliebte sich Honoré auf das Leidenschaftlichste in die Braut, so daß der Vater, der dieß bemerkte, ihn nach Malta schickte, damit die Heirath kein Hinderniß erleide. Bei seiner Rückkehr fand er seinen Bruder als Gemahl der Diana, obschon er nicht im Stande war, die Pflichten eines solchen vollständig zu erfüllen, wenn gleich er die Schönheit seiner Gemahlin in hundert und vierzig Sonnetten gefeiert haben soll. Diese nominelle Heirath wurde nach zehn oder, wie Andere behaupten, nach zweiundzwanzig Jahren aufgelöst, worauf Honoré jetzt jedoch mehr aus Interesse als aus Liebe sich mit Diana vermählte. Er wurde indeß bald ihrer überdrüßig, besonders, wie man sagt, um der großen Hunde willen, die sie stets um sich hatte und sogar zu Tisch und Bett zuließ, eine Gewohnheit, welche sie trotz der Vorstellungen ihres Gemahles nicht aufgeben wollte. Er verließ daher sie und ihre hündischen Gesellschafter und begab sich nach Piemont, woselbst er bei dem Herzoge von Savoyen große Gunst genoß und seine Astrée verfaßte. Es ist nicht das am wenigsten Wunderbare in seiner seltsamen Lebensgeschichte, daß er seine Zeit darauf verwandte, seine Anbetung einer Frau zu feiern, die er voll Widerwillen verlaßen hatte. Diana überlebte ihn viele Jahre und der Neffe des Verfaßers theilte dem Huet mit, daß zur Zeit, wo er sie sah, man noch immer wahrnehmen konnte, daß sie einst wunderschön gewesen sein mußte; jedoch selbst in ihrem hohen Alter war sie noch in ihre frühere Reize vernarrt und lebte, um die Trümmer derselben zu bewahren, im höchsten Grade zurückgezogen und fern von aller Gesellschaft, indem sie jede Sonne und jeden Wind vermied und nur unter dem Schutze einer Larve öffentlich erschien.

Diese Familiengeschichte nun soll d'Urfé in seinem Romane geschildert haben. Asträa und Diana stellen beide die Diana von Chateaumorand vor, während er selbst unter dem Celadon und Sylvander auftritt. Letzterer ist ein Schäfer, weil der Verfaßer ein nachgeborner Sohn war; er seufzt insgeheim um Diana, weil er durch die Heirath seines Bruders gezwungen war seine Leidenschaft zu verbergen. Daß Celadon sich in den Lignon stürzt, zielt auf seine Reise nach Malta und seine dortigen Gelübde als Ritter. Galatea ist die Königin Margarethe von Valois und daß er von ihr in dem Schloße Issoura zurückgehalten wird, spielt darauf an, daß er während der Kriege der Ligue von ihren Wachen gefangen genommen und nach ihrer Residenz in dem Schloße Usson gebracht wurde, wo er, wie man sagt, sich bei ihrer Majestät sehr angenehm zu machen wußte; welchem Umstande man den Widerwillen zuschreibt, welchen Heinrich IV jederzeit für d'Urfé an den Tag legte. Unter der Verkleidung der vorgeblichen Alexis schildert der Verfaßer die Freundschaft, welche Diana für ihn als Schwägerin empfand und die unschuldigen Freiheiten, welche sie sich erlaubten. Der als Mädchen verkleidete Philander ist der ältere d'Urfé, und der Mohr, im Kampfe gegen welchen er stirbt, ist eine Personifikation des Gewißens, das ihn endlich zwang den Besitz der Diana aufzugeben, wenn man überhaupt sagen kann, daß er sie besaß. Die Befreiung des Sylvander vom Opfertode bedeutet d'Urfé's Hoffnung sich einst noch mit Diana vermählen zu können; Adamas ist die geistliche Gewalt, welche die Ehe des ältern d'Urfé auflöste; die Quelle der Liebestreue bedeutet die Vermählung als endlichen Beweis wahrer Liebe und die versteinerten Löwen sind Sinnbilder der durch treue Zuneigung überwältigten mannigfachen Unannehmlichkeiten im ehelichen Leben.

Außer diesen beiden Geschichten, unter welchen die Familienabenteuer der d'Urfé's dargestellt werden, begegnet man noch in der Astrée dreiunddreißig langen Episoden, welche die Geschichte verschiedener Schäfer und Schäferinnen enthalten, denen die Hauptpersonen beim Weiden ihrer Heerden begegnen. Einige dieser Hirten wohnen in der Nähe, andere kommen auf Befehl irgend eines Orakels herbei, um den Oberdruiden in Betreff ihrer Liebeszweifel und Unfälle um Rath zu fragen. Dieß veranlaßt häufig lange Diskussionen über Liebesfragen, welche endlich von irgend einem berühmten und unparteiischen Hirten entschieden werden.

Man weiß, daß der Verfaßer in diesen Episoden und Untersuchungen die Galanterieen und die Chronique scandaleuse des Hofes Heinrichs IV geschildert hat. So z. B. ist in der Geschichte der Daphnide unter dieser Schäferin die Herzogin

von Beaufort zu verstehen; unter Alcidon der Herzog von Bellegarde; unter Clarinte die Prinzessin von Conti; unter Amintor der Herzog von Maine; unter Alcyre der Graf von Sommerive; unter Thorismond Heinrich III und unter Eurich, dem Könige der Westgothen, Heinrich IV. Diese Erläuterungen erhielt Patru von Herrn von Lamet, einem Vertrauten des Herzogs von Maine, und vermittelst derselben versteht man leicht die Liebe der Daphnide und des Alcidon, die dazwischenkommende Leidenschaft des Eurich, die ehrgeizigen Entwürfe der Daphnide, die Hindernisse, die sich in der Person der Clarinte ihrer Erhöhung entgegenstellen, und die mannigfachen Intriguen und Listen, durch welche sie dieselben aus dem Wege zu räumen sucht.

In einer andern Episode verunstaltet Celidée, um ihren Liebhaber Thamire von seiner Eifersucht zu heilen, ihr Gesicht dadurch, daß sie es mit einem spitzen Diamant zerreißt, welche heroische That die Zuneigung ihres Liebhabers noch mehr erhöht. — Dieß spielt auf die Vernachläßigung an, welche ein französischer Prinz seiner Gemahlin erwieß; nachdem er jedoch wegen eines Staatsvergehens eingekerkert worden war, folgte sie ihm freiwillig in's Gefängniß. Dort bekam sie die Pocken, welches der spitze Diamant ist, und obwohl so ihrer Reize beraubt, erwarb sie sich doch endlich durch ihre Hingebung und ihre Leiden die dahingeschwundene Liebe ihres Gemahles wieder.

Diesen und ähnlichen Gegenständen und Ereignissen des wirklichen Lebens verdankte die Asträa hauptsächlich ihre Beliebtheit. Nachdem jedoch die Erinnerung an jene verschwunden war, blieb das Werk bloß auf seinen innern Werth angewiesen, welcher, wie es scheint, nicht von der Art ist, daß er es vor Vergessenheit schützen kann. Als das Werk erschien, wurde der Tadel laut, daß es zu viel Gelehrsamkeit enthielte und die Sprache und Empfindungen für Schäfer zu hoch wären. „Sylvander, sagt ein französischer Schriftsteller, fut le seul qui eût étudié à l'école des Massiliens et je ne sçais seulement comment ils pouvoient s'entendre, eux qui n'avoient pas fait leurs cours chez les Massiliens." D'Urfé scheint diesen letzten Vorwurf vorausgesehen zu haben, da er sich in der phantastischen Anrede an die Schäferin Asträa, welche er dem ersten Theile des Werkes vorangeschickt hat, gegen einen solchen Tadel verwahrt und zwar aus dem Grunde, weil die darin auftretenden Personen nicht aus Noth, sondern aus freier Wahl Schäfer waren. „Responds leur, ma Bergère, que tu n'es pas ny celles aussi qui te suivent, de ces Bergères necessiteuses qui pour gagner leurs vies conduisent les troupeaux aux pasturages, mais que vous n'avez toutes pris cette condition que pour vivre plus doucement et sans contrainte: Que si vos conceptions et vos paroles estoient veritablement telles que celles des Bergères ordinaires, ils auroient aussi peu de plaisir de vous écouter que vous auriez beaucoup de honte à les redire; et qu'outre cela la pluspart de la trouppe est remplie d'Amour, qui dans l'Aminte fait bien paroistre qu'il change et le langage et les conceptions quand il dit:

> Queste selve hoggi ragionar d'Amore
> S'udranno in nova guisa, e ben parassi
> Che la mia Deità sia qui presente
> In se medesima, non ne' suoi ministri.
> Spirerò nobil sensi a' rozzi petti,
> Raddolcirò delle lor lingue il suono [430]).

Ein Hauptfehler der Asträa, der sie einem neuern Leser unerträglich langweilig macht, sind die langen, matten Unterhaltungen über weitausgesponnene Gegenstände. Auch die Absicht des Verfassers, welche dem Werke einen temporären Ruf erwarb, war einer dauernden Berühmtheit desselben hinderlich, da der Zug der romantischen Ideeen nothwendigerweise gehemmt werden mußte, wenn man die Ereignisse des Romanes mit denen des wirklichen Lebens verglich. Die Abenteuer aus dem Leben d'Urfé's selbst, welche unter der Hülle ländlicher Ereignisse dargestellt sind, haben mit der Unschuld derselben nichts gemein, und die Liebeshändel an dem Hofe Heinrichs IV wichen gar zu sehr von der schlichten Liebe und Treue von Schäfern und Schäferinnen ab.

Ein anderer Fehler der Asträa, der übrigens allen Hirtenromanen, mit Ausnahme der Lesbiaca des Longos, gemeinsam ist, liegt in der Einmischung kriegerischer Scenen in ein Werk, welches der Schilderung ländlichen Glückes gewidmet sein soll. Tasso und andere Dichter haben sich hohen und vielleicht gerechten Beifall dadurch erworben, daß sie ihre Leser zuweilen aus dem Waffengetümmel in die Ruhe eines geräuschlosen Lebens versetzen und sie aus der Anschauung der Naturschönheiten Erholung schöpfen laßen;

ein gleiches Lob verdient jedoch nicht der Schriftsteller, der uns aus der ländlichen Stille in das Getöse kriegerischer Thaten hineinreißt.

Troß allem dem muß das Werk wohl einigen innern Werth besitzen, da viele ernste und ausgezeichnete Männer es bewunderten, die sich gewiß nicht durch die Schilderung der skandalösen Ereignisse jener Zeit angezogen fühlen konnten. Camus, Bischof von Belley, ertheilt demselben in seinem Traité de l'Esprit de François de Sales ein übertriebenes Lob und Huet pflegte das Werk in Gesellschaft seiner Schwestern zu lesen, wobei sie, wie er erzählt, das Buch oft niederlegen mußten, um ihren Thränen freien Lauf zu laßen! Rochefoucault (der Verfasser der Maximes), brachte zu einer Zeit seines Lebens seine Nachmittage mit Segrais in dem Hause der Madame Lafayette zu, wo die Astrée den Gegenstand ihrer Studien bildete. — „Que je regrette que ce sont là des fables!“ war einst der Ausruf eines berühmten Schriftstellers, als er die Asträa zu Ende gelesen hatte. Huet (sieh oben S. 361 b.) erwähnt auch, daß dieß Werk die Grundlage eines ziemlich berühmten epischen Gedichtes bildete, und nicht minder hat es den Stoff zu einer unermeßlichen Zahl tragikomischer und Hirtendramen hergeliehen. In den meisten derselben ist der prosaische Dialog bloß versifiziert, in anderen jedoch sind die weither geholten Gedanken und gekünstelten Gefühle des d'Urfé noch weit mehr übertrieben worden; so wird in Les Amours d'Astrée et de Celadon die Rettung des Celadon, nachdem er sich in den Strom gestürzt, auf folgende Weise erklärt:

„Mais le Dieu de Lignon pour lui trop pitoyable
Contre sa volonté le jetta sur la sable,
De peur que la grandeur du feu de son amour
Ne changeât en guérets son humide séjour.“

Ich werde die Bemerkungen über den Schäferroman mit der Analyse der

Arcadia

des Sir Philip Sidney schließen, eines Werkes, welches einst viel gelesen und bewundert wurde, nicht weniger vielleicht wegen des heldenmüthigen Charakters und ruhmvollen Todes des Verfassers, als wegen seines innern Werthes. Dieser Roman ist zuweilen „die Arcadia der Gräfin von Pembroke“ (The Countess of Pembroce's Arcadia) betitelt, weil er für die Schwester Sidney's, diesen „Gegenstand aller Verse,“ geschrieben und demselben gewidmet wurde. „Ihr selbst, sagt er in der Dedikation, könnet am besten die Art wie er es verfaßte bezeugen, indem er es auf lose Blätter schrieb, meist in eurer Gegenwart, das Uebrige aber auf Blätter, die er euch, sobald sie geschrieben waren, übersandte.“ Das unvollendet gebliebene Werk erschien nach dem Tode Sidney's und aus der Art seiner Abfassung so wie aus dem Umstande, daß er nicht die letzte Hand daran legen konnte, läßt sich nicht erwarten, daß es denjenigen Grad von Vollkommenheit besitze, welchen der Verfasser demselben hätte verleihen können, wenn die Länge seines Lebens, nach Sir W. Temple's Ausdruck [s. Essay on Poetry in seinen Miscellanea P. II. — Works. Lond. 1720. vol. I. p. 241.], seinen hohen Geistesgaben und Tugenden entsprochen hätte. Da es zu einer Zeit geschrieben wurde, wo die Züge der alten mittelalterlichen Romantik noch nicht ganz verwischt waren, so prägt sich darin ein gemischter Charakter aus; denn es ist nämlich auch zum Theile von heroischer Art, so wie es nicht minder einen bedeutenden Zusatz von dem enthält, was nach der Absicht des Verfassers komische Schilderungen sein sollen. Es ist der Form nach episch, indem es in der Mitte der Handlung beginnt und dann wie gewöhnlich im weitern Verlaufe diejenigen Ereignisse erzählungsweise nachholt, die dem Anfange vorangiengen.

Basilius, König von Arkadien, hatte sich noch in hohem Alter mit einer jungen Prinzessin, Namens Gynecia, der Tochter des Königs von Cypern vermählt. „Aus dieser Ehe, heißt es in der Erzählung weiter, entspringen zwei Töchter, welche in allen denjenigen Eigenschaften, die den mit Vernunft begabten Geschöpfen eigenthümlich sind, so über alles Maaß ausgezeichnet waren, daß man glauben darf, sie wurden geboren um zu zeigen, daß die Natur diesem Geschlechte sich nicht als Stiefmutter erweist, wie sehr auch immer einige nur in der Verläumdung scharfsinnige Menschen es zu schmähen gesucht haben. Die ältere heißt Pamela, von welcher Viele glaubten, daß sie ihrer Schwester nicht nachstünde; was mich betrifft, so schien es mir, als ich sie beide erblickte, daß Philoclea mehr Anmuth, Pamela aber mehr Majestät besaß (wenn nämlich bei so hohen Vollkommenheiten ein Mehr Statt finden konnte); mir schien daß Amor in Philoclea's

Augen spielte, in denen der Pamela aber drohte; mir schien daß Pamela's Schönheit nur überredete, jedoch so überredete daß alle Herzen nachgeben mußten. Pamela's Schönheit hingegen brauchte Gewalt, jedoch solche Gewalt, daß kein Herz widerstehen konnte. Auch scheint es, daß folgendes Verhältniß zwischen ihren Charakteren besteht: Philoclea ist so verschämt, als wenn alle ihre herrlichen Eigenschaften sich bei ihr eingeschlichen hätten, ehe sie es merkte, so demüthig daß sie allen Stolz außer Fassung bringt; mit einem Worte, ihr Thun ist ein solches, welches Hoffnung erregt, jedoch der Hoffnung gute Sitte lehrt; Pamela hingegen besitzt einen hohen Sinn, und meidet den Stolz nicht deswegen, weil sie sich ihrer Fürtrefflichkeiten nicht bewußt ist, sondern indem sie eine derselben darin bestehen läßt von Stolz frei zu sein; sie besitzt die Weisheit, die Größe und den Adel der Mutter, jedoch, wenn ich recht urtheile, mit einem beständigern Charakter verbunden" (pag. 10. ed. Lond. 1674).

Da es nun so dem Basilius bloß an etwas fehlte, was sein Glück stören konnte, so beschloß er den Tempel zu Delphi zu besuchen, wo er die folgende poetische Antwort als hinreichenden Stoff zum Nachdenken erhielt:

„Ein frecher Raub durch Fürstenthat bedroht
Dein ältres Kind, das dennoch dir verbleibt;
Dein jüng'res liebt nach der Natur Gebot,
Obwohl nur unnatürlich solche Liebe treibt.
Sie werden dann mit Beiden sich verbinden,
Die man als deine Mörder wird verkünden
An deinem Sarg, wo lebend sie dich finden.
Auf deinem Thron wirst einen Fremden sehen;
Und ehe dieses Unglück all' geschehen,
Wirst Eh'bruch du mit deinem Weib begehen."

Entsetzt über dieses furchtbare Orakel bestrebt sich Basilius, die Erfüllung desselben zu hindern und zieht sich von seinem Hofe in einen Wald zurück, woselbst er zwei Försterwohnungen erbaut hatte. Die eine derselben nimmt er selbst ein nebst seiner Gemahlin und jüngern Tochter, während er die andere der Pamela überläßt, welche letztere er der Obhut des Dametas, eines eingebildeten, pinselhaften Bauern übergeben hat, dessen Frau und Tochter, Namens Miso und Mopsa, als vollkommene Heren an Charakter und Aussehen beschrieben werden. Die Einfälle dieser Familie nun bilden das, was der komische Theil des Romanes sein soll.

Um diese Zeit aber geschieht es, daß Pyrocles, Sohn des mazedonischen Königs Euarchus, und sein Vetter Musidorus, Prinz von Thessalien, zwei Fürstensöhne, wie man sie nur in Romanen findet, nach beispiellos tapfern Thaten an der Küste von Arkadien Schiffbruch leiden. Der erstere von diesen beiden Helden verliebt sich in Philoclea, letzterer in ihre Schwester Pamela. Mit der gewöhnlichen Vorliebe der Romanprinzen für Verkleidung unter Umständen, wo die Darlegung ihres wirklichen Standes ihrem Zwecke besser entsprechen würde, tritt Musidorus unter dem Namen Dorus als Schäfer in die Dienste des Dametas; Pyrocles hingegen nimmt Amazonentracht und den Namen Zelmane an und wird so von Basilius in sein Haus aufgenommen. Die Lage des Pyrocles (jetzt Zelmane) ist jedoch nicht so angenehm, als er gehofft hatte; denn einerseits wird er von der Liebe des Basilius und anderseits von der Gynecia's bestürmt, da letztere mit mehr Scharfblick als ihr Gemahl sein Geschlecht muthmaßt und ihn auch nicht einen Augenblick mit Philoclea allein laßen will. Der Umstand, daß ein Held sich in weiblicher Tracht bei seiner Geliebten aufhält und zwar eine Zeit lang von ihr unerkannt, hat zwar den Ursprung in der Geschichte des Achilles und findet sich in der Argenis und anderen Romanen dieser Zeit wieder; der Theil der Arcadia jedoch, der sich auf die Verkleidung des Pyrocles bezieht, ist unmittelbar der französischen Uebersetzung des elften Buches des Amadis de Gaula entnommen, wo Agesilan von Colchos, während er sich in gleicher Verkleidung befindet, auf ähnliche Weise von dem Könige von Galdap und dessen Gemahlin verfolgt wird (s. oben S. 157.). — Es möchte nun aber vielleicht nicht unpassend sein zu erwähnen, wie die königliche Familie sich die Zeit vertrieb, weil dieß ein interessantes Gemälde von der Sanftheit der Damenherzen zur Zeit der Königin Elisabeth gewährt. „Zuweilen, heißt es nämlich, angelten sie in einem naheliegenden, kleinen Fluße, welcher dafür, daß er die Wurzeln der blühenden Bäume benetzte, mit ihrem Schatten belohnt wurde; dort pflegten sie sich niederzulaßen und Pamela und Philoclea hübsche Wetten zu machen, wer von ihnen am schnellsten die thörichten Fische berücken könne, während Zelmane betheuerte, daß Fürstenherzen die passendste Beute für sie wären. Sie hatte auch eine Angel in der Hand, jedoch die Fängerin war so gefangen, daß sie alles Fangen

vergaß. Inzwischen pflegte Basilius selbst zu kochen, was so geangelt wurde, Gynecia aber still zu sitzen, jedoch ohne stilles Nachsinnen. Bald brachte sie ihnen eine geblendete Taube, die desto höher zu fliegen strebte, je blinder sie war; bald wieder eine Weihe, der man geschickt einen Darm herausgezogen hatte, worauf man sie fliegen ließ, so daß alle in der Nähe befindlichen Weihen &c." (p. 58.)[450a]).

Es würde jedoch langweilig und zwecklos sein, die verschiedenen Bücher der Arcadia genauer zu analysieren. Musidorus sieht sich lange Zeit durch Dametas und dessen Frau, sowie durch seine häßliche Tochter Mopsa, für die er Liebe heucheln muß, in seinen Plänen gehindert, bis er sich endlich der Pamela entdeckt nnd sie zur Flucht beredet, auf welcher sie sich jedoch, obwohl noch nicht weit entfernt, damit aufhalten in die Rinde der Bäume schlechte Sonnette einzuschneiden. Inzwischen versucht sowohl der König als seine Gemahlin, jeder für sich, seine Angelegenheiten mit Zelmane zur Entscheidung zu bringen. Durch ihre Zudringlichkeiten gequält, giebt letztere ihnen endlich in einer Höhle um Mitternacht ein Stelldichein, woselbst Basilius, wie Zelmane vorausgesehen hat, die Königin im Finstern nicht erkennt und so den letzten und geheimnißvollen Theil der delphischen Weissagung erfüllt, außerdem aber auch noch, da er durstig ist, ohne es zu bemerken, einen Liebestrank, den Gynecia mitgebracht um Zelmane's Liebe zu erhöhen, austrinkt und in Folge dieses Getränkes in einen todtenähnlichen Schlaf sinkt. Während nun so das königliche Paar diesem Höhenabenteuer obliegt, ergreift die vorgebliche Zelmane die günstige Gelegenheit Philoclea zu besuchen und sich ihr als den mazedonische Prinz Pyrocles vorzustellen. Seine Absicht, sie zur Flucht zu überreden, erreicht er jedoch nicht, sondern nach langem Hin- und Herreden fallen vielmehr beide in Ohnmacht, so daß am folgenden Morgen der Prinz in männlicher Kleidung in dem Zimmer Philoclea's gefunden wird. Auch Pamela und ihr Liebhaber haben inzwischen mit dem Einschneiden ihrer Sonnette zu viel Zeit verloren, so daß sie von den nachgesandten Soldaten eingeholt und zurückgebracht werden.

Der König befindet sich noch immer scheinbar in einem leblosen Zustande und Gynecia klagt sich voll Verzweiflung als die Ursache seines Todes an, so daß nun ganz Arkadien in die größte Verwirrung geräth. Bei dieser Lage der Dinge langt zufällig der mazedonische König Euarchus an der Küste an und Philanax, der Regent des Landes, erwählt ihn zum Richter in der nun folgenden Untersuchung, so daß er demgemäß den königlichen Thron einnimmt und auf diese Weise wiederum einen Theil des delphischen Räthsels erklärt. Gynecia wird dazu verdammt, mit dem Leichname ihres Gemahles, den sie ihrem eigenen Geständnisse gemäß vergiftet hat, lebendig begraben zu werden. Hierauf folgt der Prozeß gegen die Prinzen und es folgen lange Gerichtsreden in dem giftigen Style des Sir Edward Coke[450b]). Das Ende ist, daß Pyrocles von einem Thurme gestürzt, sein Vetter aber enthauptet werden soll, und der König von Mazedonien bestätigt diese Urtheile, obgleich er nun in dem einen der Verbrecher seinen Sohn und in dem andern seinen Neffen entdeckt. Alle befinden sich so in dem tiefsten Kummer, als Basilius, dessen Leichnam sich im Gerichtshofe befindet, sich endlich von den Wirkungen des Liebestrankes, der jedoch nur ein Schlaftrunk gewesen, erholt; und da nun so das Orakel vollständig erfüllt ist, so werden die beiden Prinzen mit den Töchtern des arkadischen Monarchen vermählt. —

Dieß ist der allgemeine Inhalt der Arcadia. Der heroische Theil des Romanes besteht in einer ausführlichen Schilderung der Thaten des Pyrocles und Musidorus, welche sie vor ihrer Ankunft in Arkadien verrichten, so wie der eines Krieges, den Basilius gegen seinen Neffen Amphialus führt, dessen Mutter sich einst hinterlistigerweise der beiden Prinzessinnen bemächtigt hatte und sie gefangen hält. Auch begegnet man einigen glücklichen Beschreibungen von Turnieren und anderen Lustgefechten; jedoch ist das Werk im Ganzen genommen im höchsten Grade ermüdend und das Hauptinteresse desselben besteht in der stattlichen Würde und oft anmuthigen Schönheit des Ausdruckes. „In den Revolutionen des Geschmackes und der Sprache" sagt Bischof Hurd (Dialogues Moral and Political p. 157. ed. 1760) befindet sich ein gewisser Zeitpunkt, der für die Zwecke der Poesie (und wohl auch der höhern Prosa) günstiger ist als jeder andere. Es mag allerdings schwer sein diesen Zeitpunkt genau zu bestimmen; jedoch werden wir uns wohl kaum irren, wenn wir ihn irgend wo zwischen den rohen Versuchen der ungezügelten Phantasie einerseits und den durch geläuterte Vernunft und Wissenschaft hervorgerufenen Einschränkungen an-

dererseits suchen wollen. Dieß nun war der Zustand unserer Sprache in dem Zeitalter der Elisabeth. Sie war damals rein, kräftig, deutlich und frei von Künstelei; zugleich aber hatte der prosaische Geist der Philosophie und Logik jene hohe bilderreiche Ausdrucksweise noch nicht zurückgedrängt, welche den Zwecken des Dichters in so hohem Grade entspricht." Zu der Zeit, auf welche der Bischof anspielt, ahmte man die italienischen Schriftsteller nach, wie man bisher die französischen nachgeahmt hatte, und daher besitzt der Styl Sidney's und seiner Zeitgenossen nebst dem stattlichen majestätischen Schritte der Erzeugnisse jener auch viel von ihrem Schwulst und ihren Gedankenspielereien. Ich könnte aus der Arcadia eine Anzahl schöner Schilderungen ausheben, wie z. B. die so sehr bewunderte Stelle in dem zweiten Buche, wie Musidorus ein Roß bändigt. Von der Kunst des Verfassers in der Charakterzeichnung haben wir bereits oben ein Beispiel gesehen und; auch folgendes ist ein höchst treffendes Gemälde eines Geizigen: „Ein Mann von dem neidischesten Sinne, der jemals die Luft mit seinem Athem verpestete, dessen Augen keinen glücklichen Menschen gerade anblicken, dessen Ohren Niemandes Lob anhören konnten; gegen die Natur aller anderen Plagen von dem Wohlergehen Anderer geplagt; der das Glück zum Anlaß seines Unglückes und eine gute Nachricht zum Gegenstande seines Kummers machte; mit einem Worte, ein Mensch, dessen Gunst Niemand gewinnen konnte, außer dadurch daß er elend war." (p. 130.). Diese Charakterschilderung ist in der neunzehnten Nummer des Spectator nachgeahmt und erweitert worden. Die folgende Beschreibung der stickenden Pamela gewährt eine ziemlich genaue Vorstellung von den in das Werk eingestreuten Spielereien dieser Art: „Die Blumen, die sie gearbeitet hatte, besaßen solches Leben, daß der geschickteste Maler von ihrer Nadel hätte lernen können, welche so zierlich durch die Stickerei hin und her eilte, als wenn sie sich nur ungern von einer solchen Gebieterin entfernt und nur durch die Hoffnung, bald wieder zurückzukehren, dazu vermocht würde; während der Canvaß mit tausend Augen auf die Herrin schaute und liebevoll die Wunden umschloß, die sie ihm gab; auch die Scheere war zur Hand, um die Seide, die zu kurz geworden, zu enthaupten. Und wenn sie zuweilen den Faden abbiß, so schien es, als wenn sie da, wo sie lange Zeit zugebracht, um eine einzige Rose mit ihren Händen zu machen, mit ihren Lippen in einem Augenblicke viele Rosen hätte machen können; so wie es andererseits schien, als ob die Lilien ihre Weiße nicht sowohl von dem Stoffe erhielten, aus dem sie gemacht wurden, als vielmehr von der Hand, welche sie machte, und als ob sie durch die Sonnen ihrer Augen ihr Wachsthum empfiengen und durch die erquickende Luft, die ein unabsichtlicher Seufzer ihnen gewährte, erfrischt würden."

Wir haben bereits erwähnt, daß der komisch sein sollende Theil des Romanes aus spöttischen Bemerkungen über Dametas, besonders wegen seiner Liebe zum Landbau, so wie über die Ungereimtheiten seiner Frau und Tochter besteht. Jedoch ist die Komik keineswegs glücklich und eben so wenig auch ist dem Verfasser der pastorale Theil des Werkes gelungen. Am Schlusse jedes Buches nämlich tritt eine Schaar Hirten auf, welche dem Basilius ihre Aufwartung machen und abwechselnd Liebes- und ländliche Lieder singen. Wahrscheinlich jedoch findet sich in keinem Werke unserer Sprache eine größere Zahl elender Verse als in der Arcadia, obwohl vielleicht der Grund davon nicht sowohl in des Verfassers Mangel an poetischem Talente liegen mag, als vielmehr in seiner Künstelei und seinen beständigen Versuchen nach einem unausführbaren Systeme zu versifizieren. Zu seiner Zeit nämlich hielt man es für möglich, alle die verschiedenartigen Versarten der Griechen und Römer in die englische Sprache einzuführen, und daher finden wir in der Arcadia Hexameter, elegische, sapphische, anakreontische, phaläcische, asklepiadische Verse oder doch wenigstens, was der Verfasser dafür hielt, und mit einem Worte Alles, nur keine Poesie. Die Wirkung ist in der That im höchsten Grade widerlich.

Eine andere Künstelei, die zu jener Zeit im Schwunge war und zu welcher besonders Sidney durch seine Nachahmung des Sannazaro verleitet wurde, bestand in der Aneignung aller der mannigfachen gesuchten Dichtungsarten der italienischen Poesie. So finden wir in der Arcadia Terzinen, Sextinen, Canzonen, Sonnette und Echo's, von denen der größte Theil vermöge des Zwanges, die sie dem Dichter auferlegten, fast, einige aber gänzlich unverständlich sind. In der ganzen Arcadia habe ich, so viel ich mich erinnere, nur zwei Gedichte angetroffen, welche die Mittelmäßigkeit erreichen, und diese haben wenigstens

das Verdienst, daß sie wirklich im italienischen Style sind. Das erste ist ein Sonnett auf eine schlafende Dame, das zweite ein Madrigal an die Sonne.

I.

Hüll' meinen Schatz ein, holdes Augenpaar,
Die Strahlen birg, der Erde einzig Licht;
Dem süßen Leib' entzieh, o Schlaf, dich nicht,
Daß für den hohen Geist sie Kraft bewahr';
Und droht so, trauter Schlaf, nicht mehr Gefahr,
Weil's an Geschoß dem Liebesgott gebricht,
O dann mit jedem Reiz sie rings umflicht
Und banne weit der bösen Träume Schaar.
Doch dünket euch, ihr Träume, dieß zu viel,
Euch von so holdem Gegenstand zu trennen,
Als wollt' ich euch solch' hohe Wonn' misgönnen,
Dann nehmet meine Form bei eurem Spiel,
Küßt sie von mir und sagt, so lang nicht lacht
Ihr Auge mir, seh' ich nur finst're Nacht.
(p. 364.)

II.

Was eilest du von hier,
O holder Sol, des Tages Quell' und Zier?
Willst melden du den Auen
Des Westens, welche Sterne Osten bringt?
Denkst du, wenn dein Strahl sinkt,
Daß uns'rer andren Sonn' du könnst vertrauen?
Doch bleib, um recht zu schauen,
Wie Deinesgleichen unter uns verweilt;
Dein Licht blick' ungetheilt
Den Himmelsfunken an, der uns beglückt:
So hohe Schönheit hast du nie erblickt! —
Doch nein, dein Lauf enteilt,
Du hast dich uns durch tiefe Nacht entrückt.
Denn du, der Schöpfer uns'res Tags, willst nicht
Verdunkelt sehen dich durch andres Licht.
(p. 368.)

Dieß sind die besten Erzeugnisse eines Schriftstellers, den Sir William Temple in einem Lande, welches bereits Shakespeare, Spenser und Milton hervorgebracht hatte, nicht Anstand nahm zu nennen „den größten Dichter und edelsten Geist von allen, welche in unsrer oder irgend einer neuern Sprache Schriften hinterlaßen haben.“ [Essay on Poetry l. c.]. Auch von Cowley und Waller wurde die Arcadia viel gelesen und bewundert und von unsren älteren Dramatikern offenbar sehr häufig nachgeahmt. So ist die Geschichte des Plangus in der Arcadia der Ursprung von Shirley's „Andromana oder die Kaufmannsfrau“ (Andromana or the Merchant's Wife) und Beaumont und Fletcher's „Rache des Amor“ (Cupid's Revenge). Der Abschnitt des Werkes, wo Pyrocles einwilligt den Befehl über die Heloten zu übernehmen, scheint die Idee zu demjenigen Theile der „Beiden Edelleute von Verona“ an die Hand gegeben zu haben, wo Valentin sich mit den Geächteten verbindet. Eine Episode des zweiten Buches der Arcadia, wo ein König von Paphlagonien, den sein Bastardsohn geblendet hat, von seinem rechtmäßigen Erben, den er früher um seines ruchlosen Bruders willen höchst grausam behandelt, umher geführt wird, liegt dem Theile des „König Lear“ zu Grunde, der sich auf Gloster und dessen beide Söhne bezieht. In dem Romane befindet sich dieselbe Schilderung eines furchtbaren Sturmes und dieselbe Bitte des Vaters, ihn auf die Spitze einer Klippe zu leiten, wie wir sie in jenem ergreifenden Trauerspiele antreffen.

Nicht minder war Sidney's Werk, wie Milton erzählt, der Kerkergenosse Karls I, welchem letztgenannter Dichter in seinem Iconoclastes [sect. 1.] den Vorwurf macht, ein Gebet der Pamela gestohlen und in seine Icon Basilike eingerückt zu haben. Darüber jedoch, ob der Verfaßer letztern Werkes wirklich in diese Unachtsamkeit verfallen ist oder sein Gegner, der dasselbe für ächt gehalten zu haben scheint, die Interpolation veranlaßt hat, um seinen König wegen Gottlosigkeit schmähen und wegen eines Plagiats verhöhnen zu können, ist von den Biographen des englischen Barden viel hin- und hergestritten worden (s. Symmons's Life of Milton p. 278 und Andere).

Zwölftes Capitel.

Heroischer Roman. — Polexandre. — Cléopatra. — Cassandra — Ibrahim. — Clélie u. s. w.

Boileau [in der Einleitung zu seinen Héros de Roman] und noch verschiedene andere französische Schriftsteller haben den Ursprung des heroischen Romanes aus dem Hirtenromane, besonders aus d'Urfé's Astrée hergeleitet und in der That auch sagt Fräulein von Scudéri in ihrer Vorrede zu Ibrahim, einem ihrer frühesten Werke, daß sie sich die Asträa zum Muster genommen habe. Letzterer Gattung von Schriften kann man ohne Zweifel einige der kraftlosesten Züge des Heldenromanes, seine abgeschmackten Dialoge und langweiligen Episoden zuschreiben; viele von den Elementen desselben müßen jedoch in frühern und lebendigern Erzeugnissen gesucht werden. So z. B. finden wir in dem heroischen Romane Manches aus den alten Ritterromanen wieder. Zwar sind die Drachen, Nekromanten, Riesen und bezauberten Schlösser verbannt; jedoch Heroismus und Galanterie herrschen darin noch immer. Diese Eigenschaften haben indeß eine verschiedene Stellung und Wichtigkeit erhalten. In den Ritterbüchern nämlich ist die Liebe wenn auch eine ernste und hochgeachtete Leidenschaft, doch den Heldenthaten untergeordnet; der Ritter scheint seine Dame nur deswegen geliebt zu haben, weil sie ihm Veranlaßung oder Entschuldigung gewährte für irgend eine kriegerische That, für irgend ein gefährliches Abenteuer und er betrauerte ihren Verlust, da dieser begleitet wurde von dem seines höhern Abgottes — der Ehre; wohingegen in dem heroischen Romane die Liebe die Hauptleidenschaft zu bilden scheint und die kriegerischen Thaten hauptsächlich um der Geliebten willen ausgeführt werden. Ruhmsucht ist also die Triebfeder in der einen Gattung von Schriften und die Liebe ist es in der andern; in beiden jedoch sind die Helden Ritter, welche, nach dem Ausdrucke des Sir Philipp Sidney, für die Liebe zur Ehre und für die Ehre der Liebe kämpfen.

Vieles in dem heroischen Romane stammt auch aus den alten griechischen Romanen. Der Geist dieser letzteren nämlich hatte sich während des Mittelalters lebendig erhalten und war sogar trotz des Ansehens und der Beliebtheit der Ritterbücher nie ganz erloschen. Der Filocopo des Boccaccio, der zur Unterhaltung der Maria, der natürlichen Tochter des Königs von Neapel, soll verfaßt worden sein, zeigt eine sehr große Aehnlichkeit mit den griechischen Romanen. Dieses Werk ist einem französischen Gedichte des dreizehnten Jahrhunderts entnommen, welches in fast allen europäischen Sprachen bearbeitet wurde (sieh Ellis Metrical Romances vol. III.). Bei Boccaccio verliebt sich Florio, Prinz von Spanien, in eine am Hofe seines Vaters erzogene Waise, Namens Biancofiore. Um die Gefahr

einer unebenbürtigen Verbindung seines Sohnes zu vermeiden, verkauft der König die Biancofiore an asiatische Kaufleute und der Rest des Romones erzählt nun, wie Florio unter dem Namen Filocopo sie aufsucht. Das Werk gehört der Hauptsache nach zu der Klasse der heroischen Romane, jedoch bietet er auch Beispiele von fast jeder andern Gattung der Romantik; so treten heidnische Gottheiten in Verkleidung auf und der Nebenbuhler Florio's wird in eine Quelle verwandelt; an dem Hofe zu Neapel, den Florio besucht, werden Liebesgeschichten erzählt und die Schilderung der Gärten und des Serails des ägyptischen Emirs gleicht ähnlichen Schilderungen in Feeenmärchen und anderen morgenländischen Dichtungen [451]).

Die Aethiopica des Heliodor wurde 1547 von Amyot in's Französische übertragen und vor dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts waren bereits zehn Auflagen davon erschienen. Die Historia de los Amores de Clareo y Florisea y de los Trabajos de Isea (Geschichte des Clareo und der Florisea so wie der unglücklichen Ysea) von Alonzo Nuñez de Reinoso, [in ihrem ersten Theil] eine genaue Nachahmung des Achilles Tatius, wurde 1554 gleichfalls in's Französische übersetzt und erwarb sich bald große Beliebtheit [452]).

Als nun die Ritterromane in der Gunst des Publikums sanken, war es natürlich, daß man eine andere Gattung von Dichtungen suchte, welche die Stelle jener ersetzen konnten. Die geistlichen und Hirtenromane gewährten für diesen Zweck keine hinlängliche Unterhaltung und Abwechslung und der Verkauf der zehn Auflagen des Heliodor war ein starkes Reizmittel, um etwas Neues von ähnlicher Art zu versuchen. Demgemäß sahen sich die Schriftsteller derjenigen Dichtungsart, die man ganz besonders den heroischen Roman nennen kann, theils unter den klassischen, theils unter den maurischen Helden nach passenden Charakteren um.

Daß man klassische Helden wählte, kam vielleicht von Amyot's Uebersetzung des Plutarch her, in welcher sich viele Interpolationen befanden, die nach dem Verfasser von „La Vie et Faits de Marc Antoine Le Triumvir et de sa mie Cleopatre translaté de l'historien Plutarque pour très illustre et puissante dame Madame Françoise de Fouez dame de Chateaubriand“ schmeckten.

Es war die wohlbekannte „Historia de las Guerras civiles de Granada“ (Geschichte der Bürgerkriege in Granada), welche die maurischen Erzählungen und Charaktere in Frankreich in Aufnahme brachte. Die Spanier schreiben dieß Werk einem Mauren zu, der sich nach der Eroberung von Granada nach Afrika begab. Sein Enkel, der die Handschrift erbte, überlieferte sie, wie sie weiter erzählen, einem Juden und dieser schenkte sie wiederum dem Rodrigo Ponce de Leon, Grafen von Baylen, von welchem sie Gines Perez de Hita erhielt, der sie in's Spanische übertrug [453]). Diese Nachrichten sind jedoch höchst unsicher. Die Kenntniß, welche der Verfasser in Betreff der Stämme und Familien der in Granada vor der Eroberung dieser Stadt ansäßigen Mauren an den Tag legt, macht es zwar allerdings wahrscheinlich, daß Hita rücksichtlich der maurischen Zwistigkeiten arabische Handschriften zu Rathe zog [454]); andererseits jedoch beweist die Vorliebe für die Sache der Christen, welche sich in dem ganzen Werke kund thut, daß der vorgebliche Uebersetzer der eigentliche Verfasser des größten Theiles der Erzählung war und daß es ursprünglich spanisch geschrieben wurde.

Dieses Werk kann man in einigen der politischen Hauptereignisse für historisch halten; allein die Reden der Helden, die Liebeshändel der maurischen Fürsten, die Spiele und Festlichkeiten sind nur der Phantasie entsprungen. Indeß sind darin die nationalen Sitten treu bewahrt und der Roman des Hita gewährt mehr Belehrung in Betreff dieser und des Charakters der Mauren als irgend einer der spanischen Historiker.

Der Roman beginnt mit der frühern Geschichte von Granada, jedoch kommen wir bald zu denjenigen Ereignissen, welche dem Falle dieses Reiches vorangiengen und ihn beschleunigten, zu den Streitigkeiten um die Herrschaft nämlich und den Parteiungen der Zegris und Abenceragen. Die erstere Familie war von den Königen von Fez und Marokko entsprungen, letztere stammte von den alten Fürsten von Jemen ab. In diesem Werke sowohl wie in allen anderen, die von den Faktionen zu Granada handeln, werden die Zegris als ein wildes unruhiges Geschlecht, die Abenceragen hingegen nicht nur als ihnen gleich an Tapferkeit, sondern auch als mit hoher Liebenswürdigkeit, zierlichen Sitten und gebildetem Geiste begabt dargestellt. Die Zegris jedoch blieben der Sache ihres Landes treu, während ihre Gegner endlich unter die Banner Ferdinands

traten und so den Fall Granada's hauptsächlich zu Stande brachten. Der spanische Monarch nämlich, die maurischen Streitigkeiten und die Tapferkeit des Don Rodrigo von Aragon, Großmeisters des Ordens von Calatrava benützend, griff Granada nachdrücklich an und eroberte es endlich mit Hülfe der Abenceragen, welche aus Rache für die unerhörten Grausamkeiten, die einer der einheimischen Fürsten an ihnen ausübte, zu ihm übertraten. Dieß Werk schildert auch das seltsame, obwohl nicht ungewöhnliche Schauspiel, wie ein Volk inmitten üppiger Schwelgereien und Festgelage verscheidet. Die Thore der Hauptstadt wurden von einem fremden Feinde bestürmt, die Kraft und Tapferkeit der Einwohner rieb sich in innerlichen Zwistigkeiten auf, jedoch nichts konnte den Lauf der Festlichkeiten unterbrechen. Jeder Tag brachte neues Unglück außerhalb, neues Blutvergießen innerhalb und gleichwohl war jede freie Stunde den Zechgelagen und eitler romantischer Galanterie gewidmet. In dem Werke des Hita befindet sich auch eine Anzahl Romanzen, da jedes Fest und jeder Kampf dem Autor Stoff zu dieser Art von Dichtungen darbietet, von denen einige wahrscheinlich die Erfindung des Hita, andere aber auf arabische Traditionen gegründet sind.

Dieser Roman, oder diese Geschichte erschien zum ersten Male zu Zaragoza 1595 [455]) und wurde bald außerordentlich beliebt. Es gab davon keine wörtliche Uebersetzung vor der Sané's; eine genaue Nachahmung jedoch, die zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts herauskam, ist der Ursprung aller derjenigen französischen Romane, welche von den Abenteuern und Galanterieen der Mauren zu Granada handeln, wie z. B. der Almahide des Fräuleins von Scudéri und anderer.

Obgleich nun aber die bisher erwähnten Werke den Verfassern der heroischen Romane einen Theil ihres Stoffes mögen an die Hand gegeben haben, so sind doch viele von den Schilderungen in dieser wie in jeder andern Gattung von Dichtungen den eben zur Zeit der Abfassung herrschenden Sitten entnommen. Jene Hingebung für das schöne Geschlecht besonders, welche sie eher zu Gegenständen der Anbetung als der Liebe machte und das charakteristische Merkzeichen der heroischen Romane ausmacht, war die Folge des besondern Zustandes der Gefühle und Empfindungen zur Zeit Ludwigs XIV. Niemals wohl ist ein Fürst so sehr der Gegenstand der Nachahmung für sein Volk gewesen, wie dieser Monarch; daher auch affektierten seine Hofleute dieselbe Art von Galanterie wie Ludwig, welcher jederzeit der Schönheit ehrfurchtsvolle Huldigungen darbrachte und dessen Liebe, wenn auch weniger chevaleresk als die Franz des Ersten oder weniger zärtlich als die Heinrichs des Vierten, doch wenigstens mehr äußern Schein von Verehrung und Anbetung gewährte. „C'est avec éclat et somptuosité, sagt Ségur (Les Femmes vol. II. p. 156.), qu'il (Louis XIV) offre des hommages à la beauté. Forcé d'aimer il fait une Divinité de l'objet qu'il exhausse, pour ne pas se rabaisser à ses propres yeux et élève la femme devant laquelle il se prosterne. Nous l'imitons tous à la ville et à la cour. Aucun roi n'a donné le ton comme celui-ci, n'a, comme lui, influé sur la conduite et presque sur les pensées. Notre galanterie a pris la teinte de respect pour le sexe dont le monarque nous offre l'exemple."

Wir finden daher, daß sowohl wenn klassische als wenn maurische Helden eingeführt werden, der allgemeine Ton der heroischen Romane fast derselbe ist. Außer dieser erhabenen Art von Liebe aber, welche keine Härte erkalten machen und keine Entfernung vermindern konnte, für welche kein Opfer zu groß und keine Unternehmung zu gefährlich war, finden wir auch stets dieselbe endlose Länge, dieselben umständlichen Beschreibungen, dieselben langweiligen Gespräche und dieselben Unterbrechungen der Haupterzählung durch eingeflochtene Geschichten, welche die Aufmerksamkeit verwirren und zerstreuen. Diese langen und immer wiederkehrenden Episoden, eine klägliche Fruchtbarkeit, welche immer nur einen Beweis von wirklicher Dürftigkeit ablegt, ist der Hauptfehler der heroischen Romane. „Eh mon Dieu, sagte ein berühmter Philosoph, si vous avez de quoi faire deux Romans, faites en deux et ne les mêlez pas pour les gâter l'un l'autre."

Ich werde nun meinem bisherigen Verfahren gemäß dem Leser einen kurzen Bericht von einigen der berühmtesten Romans de longue haleine, wie man sie gewöhnlich genannt hat, abstatten, welche letztere Bezeichnung man etwa durch den Ausdruck „langathmige Romane" wiedergeben könnte.

Fast alle von diesen wurden nun aber von

drei Autoren verfaßt, nämlich Gomberville, Calprenède und Fräulein von Scudéri. Der

Poléxandre

des Gomberville [456]), welcher 1632 zum ersten Male erschien und zur Zeit des Kardinals Richelieu einen großen Ruf genoß, war der erste der heroischen Romane und scheint das Vorbild der Romane des Calprenède gewesen zu sein. Man kann dieses dickleibige Werk als eine Art Mittelgattung zwischen diesen späteren Erzeugnissen und den alten Ritterbüchern betrachten. Zwar besitzt es eine nähere Verwandschaft mit den heroischen Romanen, jedoch sind viele von den Thaten des Helden ganz so extravagant, wie die eines Paladins oder Ritters der Tafelrunde. In der Episode von dem peruanischen Inka findet man auch einen furchtbaren Riesen und in einem andern Theile des Werkes machen wir die Bekanntschaft eines Drachen, welcher ein ganzes Königreich verheert, so wie auch außerdem eine zahllose Menge von Turnieren in den Lauf der Erzählung eingestreut sind. In einigen Zügen zeigt der Polexandre eine sehr große Uebereinstimmung mit den griechischen Romanen; so ist die Anordnung der Ereignisse ähnlich; letztere erwachsen häufig aus Abenteuern mit Seeräubern und der Schauplatz ist häufig auf der See oder kleinen Inseln oder an der Seeküste.

Polexandre, der Held dieses Werkes, ist König der kanarischen Inseln und herrscht über sie bald nach der Entdeckung von Amerika. In seiner Jugend hatte er das Glück von einem bretagnischen Seeräuberschiffe gefangen genommen und nach Frankreich gebracht zu werden, woselbst er eine bessere Erziehung erhielt, als sie ihm die kanarischen Professoren hätten ertheilen können.

Nach einer Abwesenheit von mehreren Jahren kehrt Polexandre in sein Vaterland zurück und landet unterwegs an der afrikanischen Küste, woselbst er erfährt, daß der tapfere Abdelmelec, Sohn des mächtigen Kaisers von Marokko, Muley Nazar, ein glänzendes Turnier verkündigt habe, um sämmtliche Helden und Herrscher der Erde zu der Anerkennung zu zwingen, daß Alcidiana, die Königin der Unzugänglichen Insel, die schönste Frau auf Erden sei. Zwar hatte der marokkanische Prinz Alcidiana nie gesehen, jedoch hatte er sich in ein Bildniß dieser unvergleichlichen Schönheit verliebt. Diese Idee, daß sich Prinzen (denn diese Narrheit ist besonders ihnen eigen) in ein Porträt verlieben, dessen Original sich am Ende der Welt oder vielleicht auch nirgends befindet, scheint orientalischen Ursprunges zu sein. So wird in TausendundeinTag die Geschichte eines Prinzen erzählt, der nach langem Umhersuchen endlich entdeckt, daß das Bildniß, welches er anbetet, eine der Beischläferinnen Salomons vorstellt (s. oben S. 335 a.).

Der kanarische Prinz begiebt sich zu dem Turniere in der Absicht, die von Abdelmelec in Betreff der Schönheit seiner Geliebten aufgestellte Behauptung anzufechten; jedoch der Anblick des Bildes macht auf sein Herz einen solchen Eindruck, daß, weit entfernt die Superiorität der Alcidiana zu bestreiten, er vielmehr gegen Abdelmelec kämpft, um ihn zum Aufgeben seiner Leidenschaft und zum Verzichten auf das Gemälde zu zwingen.

Nachdem er sich in den Besitz der letztgenannten Trophäe gesetzt, kehrt Polexandre als erklärter Anbeter der Alcidiana nach den kanarischen Inseln zurück. Bei seiner Ankunft daselbst findet er, daß seine Schwester unlängst von Korsaren entführt worden war. Zwar verfolgte bereits der König von Schottland die Räuber, jedoch hält Polexandre dieß noch nicht für genügend. Während er nun den Seeräubern nachsetzt, wird er von einem Sturme nach einer unbekannten Insel verschlagen. Bei seiner Landung findet er, daß dieselbe entzückend schön und die Bevölkerung dem Anscheine nach civilisiert ist. Ein Schäfer erbietet sich, ihn nach der nächsten Behausung zu führen, und auf ihrem Wege dahin sehen sie einen Hirsch aus einem Walde von Zedern und Palmen hervorspringen mit einem Pfeile in der Schulter. Alsbald auch vernimmt Polexandre den Schall eines Hornes und erblickt einen von vier weißen Rossen gezogenen Wagen. Letzterer war offen und hatte die Gestalt eines Thrones. Eine schöne Frau als Nymphe gekleidet zügelte das Gespann, während eine andere von noch herrlicherem Aussehen, welche Bogen und Pfeile trug, den Hauptsitz in dieser Jagdmaschine einnahm. Obgleich nun Polexandre bloß einen kurzen Blick auf sie werfen kann, so entdeckt er doch durch die Aehnlichkeit mit dem Porträt, daß dieß die göttliche Alcidiana ist, und die Leidenschaft, deren erste Regungen er bereits empfunden hat, nimmt seine Seele vollständig in Besitz, so daß er bereits beginnt zwischen seiner Lage und der des verwundeten Hirsches sinnreiche Parallelen zu ziehen und

in seinem Sinne diesem Thiere Unempfindlichkeit vorwirft, weil es das hohe Entzücken, von den Pfeilen Alcidiana's durchbohrt zu werden, verschmäht hat. Polexandre beschließt daher auf der Insel zu bleiben und sich als Schäfer zu verkleiden, damit er so häufiger Gelegenheit habe den Gegenstand seiner Leidenschaft zu sehen. Ein alter Mann, bei welchem er wohnt, setzt ihn von der Geschichte der Königin in nähere Kenntniß und erwähnt unter Anderm eine Weissagung, die bald nach ihrer Geburt geschah, vermöge deren sie der Gefahr ausgesetzt war, mit einem Sklaven von dem rohesten Volke Afrika's vermählt zu werden, woraus jedoch dem Reiche die größte Glückseligkeit erwachsen sollte, wenn sie sich nämlich zu dieser Verbindung entschließen könnte. Um die Gefahr diese Misheirath zu vermeiden, blieb nun zwar die Prinzessin meistentheils in ihrem Palaste, jedoch hat Polexandre zuweilen Gelegenheit sie zu sehen, und endlich sogar das Glück, ihr auf der Jagd das Leben zu retten. Dieß verschafft ihm Zutritt in den Palast, noch weit mehr aber der Umstand, daß er eine Empörung unterdrückt, die auf der Insel ausbricht. Er erwirbt sich nach und nach ihr Vertrauen, und da sie an den reichen Geschenken, welche er unter ihr Gefolge austheilt, seinen Stand entdeckt, so läßt sie etwas von dem Hochmuthe nach, welcher der Hauptzug ihres Charakters gewesen zu sein scheint. Der Roman beschäftigt sich also demnächst mit den Kämpfen dieser letztern Sinnesart und der Liebe, welche in einem Kapitel, betitelt Histoire des divers sentimens d'Alcidiane, ausführlich beschrieben werden. Endlich verläßt Polexandre die Fürstin, um einen portugiesischen Korsaren zu verfolgen, welcher eine von ihren Lieblingsdamen fortgeführt hatte, und ist bald so weit von der Insel entfernt, daß er sie aus den Augen verliert und zwar für immer; denn sie besaß die unglückliche Eigenschaft, daß wenn man sie einmal aus dem Gesichte verlor, man nie wieder hingelangen konnte.

Der übrige Theil des Romanes erzählt nun die Abenteuer des Polexandre bei seinen fruchtlosen Versuchen dieses unsichtbare Land wieder zu erreichen, und bei seiner Ausrottung der kühnen Fürsten, welche nach der Liebe seiner Herzensgebieterin strebten. Denn diese schöne Monarchin wurde von allen Königen der Erde geliebt; sogar diejenigen, welche auf ihre Hand keine Ansprüche machen konnten, erklärten sich als ihre Anbeter, und Ritter, die sich am äußersten Ende der Erde befanden, enthielten sich streng jedes Blickes auf irgend ein anderes Weib, nachdem sie einmal ihr Bildniß gesehen. Man sollte nun zwar denken, daß es sogar von einer Prinzessin zu weit gegangen heißt, wenn sie eine so entfernte Courmacherei übel nimmt; gleichwohl fühlte sie sich schwer beleidigt, daß der Khan der Tartarei, der Prinz von Dänemark und der Kaiser von Marokko ihre Bewunderung für sie an den Tag gelegt hatten; denn obwohl ihr Wohnsitz unzugänglich und ihre Verehrer tausend Meilen entfernt waren, so hielt sie gleichwohl jede Anbetung für ein tödtliches Vergehen, wenn sie nicht von Polexandre ausgieng. Dieser Prinz durchstreift unterdeß verschiedene Theile der Erde, um die Unzugängliche Insel aufzufinden; der Schauplatz seiner Abenteuer ist aber hauptsächlich Afrika und fast die Hälfte des Romanes ist mit maurischen Episoden angefüllt.

Endlich kommt Polexandre nach einem Lande an den Ufern des Niger, dessen Monarch alljährlich eine Anzahl Personen nach dem Tempel der Sonne schickte, woselbst sie unter die Sklaven dieser Gottheit aufgenommen wurden. Polexandre bittet um Erlaubniß, eine solche Expedition, als Sklave verkleidet, begleiten zu dürfen, da er wußte daß Alcidiana gleichfalls alle Jahre eine Opfergabe hinzusenden pflegte. Durch diese List gelangt er wieder auf dem Schiffe, welches den Tribut überbrachte und durch Zauberei jederzeit den rechten Weg steuerte, nach der Unzugänglichen Insel zurück. Bei seiner Ankunft daselbst findet er ein spanisches Heer, welches unter dem Befehle des Herzogs von Medina Sidonia abgesandt war, um die kanarischen Inseln zu unterjochen, jedoch nach der Unzugänglichen Insel verschlagen unterdeß die Eroberung derselben versuchte. Polexandre erringt, anfangs unerkannt, einige glänzende Erfolge über die Spanier und in der Insel verbreitet sich das Gerücht, daß der in der Weissagung erwähnte Sklave, dessen Vermählung mit ihrer Königin von so großem Glücke begleitet sein sollte, angekommen sei. Die Ankunft einer zweiten spanischen Flotte und die wachsenden Gefahren des Reiches veranlaßen daher die Einwohner darauf zu beharren, daß Alcidiana die Prophezeiung erfülle, so daß sie sich endlich genöthigt sieht, einen Tag zur Hochzeit festzusetzen. Am Altare jedoch entdeckt sich ihr Polexandre zu ihrer unendlichen Freude und derselbe Tag ist

Zeuge der Vernichtung der beiden spanischen Armeeen, der Verbrennung ihrer Flotte und der Verbindung Polexandre's mit Alcidiana.

Dieß also ist der Umriß des Hauptstoffes des Romanes, jedoch folgen die Ereignisse in ganz anderer Weise auf einander, als sie hier erzählt worden. Der Verfasser, wie bereits bemerkt, gleich den griechischen Romanschreibern,

„versetzet den Leser
Mitten hinein in das Werk, als kennt er Jegliches,"
[Horaz Epist. an die Pisonen V. 148 ff.]

was einen großen Theil des Werkes unverständlicher macht, als er sonst sein würde, weil wir nämlich mit den Umständen und der Lage der Hauptpersonen so wie mit den Anspielungen, die ihre langweiligen Unterhaltungen enthalten, ganz unbekannt sind.

Gomberville gab zuerst eine Skizze dieses Romanes heraus unter dem Titel L'Exil de Polexandre, welche dann später bis zu dem gegenwärtigen Umfange des Werkes erweitert wurde. Dieß besteht nämlich aus fünf Bänden und jeder Band enthält etwa 1200 Seiten nebst einer Widmung voll Schmeicheleien. Eine dieser Widmungen deutet darauf hin, daß der Verfasser in dem Romane eine politische Ansicht ausgesprochen habe; jedoch geht nichts der Art aus dem Werke selbst hervor, außer etwa der beständige Wunsch den Charakter der Spanier und der unteren Klassen der Gesellschaft herabzusetzen.

Gomberville begann auch den Roman

Le Jeune Alcidiane,

Sohn Polexandre's und Alcidiane's, welcher später von Madame Gomez beendet wurde. Bald nach der Geburt dieses Prinzen prophezeit ein Einsiedler, der sich auf seine Sehergabe viel zu Gute thut, daß der Neugeborene dazu bestimmt sei, einst seinen Vater zu erschlagen. Der Roman erzählt nun, auf welche Weise man die Erfüllung dieser Weissagung zu hindern suchte.

Außerdem ist Gomberville auch noch Verfasser zweier Romane von keinem großen Werthe oder Rufe, nämlich der Caritée und der Cytherée

Von den Schriftstellern der in Rede stehenden Klasse ist Calprenède[457]) ohne Zweifel der beste. Die französischen Kritiker sind in Betreff seiner Cleopatra und Cassandra getheilter Meinung, indem die einen dem erstern, die andern dem letztern Werke den Vorzug ertheilen; darüber jedoch ist kein Zweifel, daß einem derselben die Palme auf dem Gebiete der heroischen Romane zukommt. Die

Cléopatre

erschien zuerst theilweise und zwar kam der erste dieser Theile 1646 heraus. Das ganze Werk erschien dann noch einmal in zwölf Bänden Oktav. Man braucht sich indeß nicht darüber zu wundern, daß der Verfasser seinem Erzeugnisse eine so unbarmherzige Ausdehnung gab, da es eigentlich drei unermeßliche und großen Theils ganz unzusammenhängende Romane nebst einem halben Dutzend kleinerer Geschichten oder Episoden enthält, welche letztere gleichfalls in geringer Beziehung zu den Haupterzählungen oder unter einander stehen. Die Anlage des Werkes ist ungefähr so, als wenn Richardson statt aus seiner Pamela, seinem Sir Charles Grandison und seiner Clarissa drei Romane zu machen, sie in ein einziges Werk zusammengefaßt und dem Ganzen irgend einen dieser Namen gegeben hätte. Daß der Verfasser des in Rede stehenden Romanes ein solches Verfahren beobachtet hat, wird aus dem folgenden Abriß zur Genüge hervorgehen.

Noch waren die Schatten der Nacht der ersten Röthe des anbrechenden Tages nicht gewichen, als der trostlose Tyridates, durch seine qualvolle Unruhe aus dem Schlafe geweckt und unfähig das nahende Licht abzuwarten, seine einsame Wohnung verließ, um auf dem Seeufer von Alexandrien seinen matten Körper zu erfrischen und seine Liebesgedanken auszuhauchen.

Nach einiger Zeit erblickt er ein großes Feuer auf dem Meere, welches, wie er vermuthete, von einem brennenden Schiffe herkommen mußte, und natürlich vergleicht er die Flammen desselben mit denen, die ihn selbst verzehren. „Ah flammes devorantes, ruft er aus, vous agisses bien avec moins de puissance et avec moins de cruauté que les miennes: si vous n'estes bientôt esteintes, la matière de laquelle vous vous repaisses maintenant, sera bientost consumée: mais la mienne trouve dans mon ame un aliment éternel et je ne puis esperer de secours ny par un élément contraire ny par la fin d'une matière, qui se brule sans se consumer.

Dieser feurige Liebhaber setzt seine Rhapsodie bis zum Anbruche des Tages fort und sieht dann

ein Brett dem Ufer nahen, worauf die Königin von Aethiopien mit einer ihrer Ehrendamen saß, während ihr Premierminister hinter demselben einherschwamm und es vor sich her stieß. Tyridates stürzt sich in die Wellen, um ihnen Beistand zu leisten, und indem er den fast schon erschöpften Minister für seine eigene Rettung sorgen heißt, nimmt er die Stelle desselben hinter dem Brette ein, so daß die ganze Gesellschaft wohlbehalten an das Ufer gelangt.

Die vornehmste der beiden Damen glich der Venus, die eben aus dem Schoße der Thetis hervorkommt, und wäre auch von Tyridates für eine Meergöttin gehalten worden, hätte er nicht gesehen, daß die Wellen sie zu rauh behandelten, als daß sie ihre Unterhanen sein konnten. Das erste, was die Königin bei ihrer Landung zu thun hatte, war daß sie in Ohnmacht fiel und ihre Zofe, die, wie Puff sagt [457a]), immer thun mußte, was ihre Gebieterin that, und bei der gegenwärtigen Veranlaßung gleichfalls zu einer Ohnmacht berechtigt war, sank sogleich zu ihren Füßen hin. Nachdem sie sich jedoch erholt, führte sie Tyridates zugleich mit Eteokles (so hieß nämlich der Minister) nach seiner einsamen Wohnung, welche sich nicht weit vom Ufer befand.

Sobald die Königin einige Stunden Ruhe genossen hat, macht ihr Wirth seine Aufwartung und bei dieser Gelegenheit ersucht sie ihn, ihr seine Lebensgeschichte zu erzählen. Tyridates erklärt hierauf, daß ihn dieß nöthigen würde zu offenbaren, was er so lange als möglich zu verheimlichen beschlossen hatte, und daß er selbst durch die Mittheilung seines Namens sein Leben gefährdete. Gleichwohl läßt er alle diese Bedenken unbeachtet und thut ihr kund, daß er der Bruder des Phraates, Königs von Parthien sei. Dieser hatte nämlich den Thron bestiegen, nachdem er seinen Vater und alle übrigen Glieder seiner Familie mit Ausnahme des Tyridates hatte ermorden laßen, welcher letztere nach einem benachbarten Hofe entkam und sich später nach Judäa begab, deßen König Herodes der offene Feind des Phraates war. Die Geschichte der Mariamne, ganz wie sie Josephus erzählt, bildet die Grundlage der Abenteuer des Tyridates. Zwischen dieser Fürstin und ihrem Gemahle war nämlich eine ziemliche Kälte eingetreten, weil er kurz vorher ihren Vater Alexander, ihren Oheim Antigonus, ihre beiden Großväter und ihren Bruder Aristobulus hatte hinrichten laßen. Tyridates verliebte sich auf das heftigste in Mariamne, und obgleich sie ihre Treue gegen Herodes unverletzt bewahrte, so flößte gleichwohl Salome, die Schwester dieses Monarchen, aus Rache weil Tyridates ihre Liebe verschmäht und aus Haß gegen Mariamne, ihrem Bruder den heftigsten Verdacht gegen Letztere ein. Um der Sicherheit seiner selbst sowohl als Mariamne's willen mußte daher Tyridates nach einem andern Lande fliehen. Er begab sich zuerst nach Rom; da aber der Glanz und die Vergnügungen dieser Hauptstadt ihm bei seiner jetzigen Gemüthsstimmung zuwider waren, so hatte er sich nach Alexandrien zurückgezogen, woselbst er die erwähnte einsame Wohnung inne hatte.

Als Dank für diese Mittheilungen beginnt nun die Begleiterin der Königin von Aethiopien die Lebensgeschichte ihrer Gebieterin, welche eine der drei Hauptgeschichten des Werkes bildet. Sie handelt von den Liebeshändeln der Königin mit Cäsarion, dem Sohne des Julius Cäsar und der Kleopatra, welcher für todt gehalten wurde, in der That aber nach dem Sturze des Markus Antonius nach Aethiopien entkommen war.

Um diese Zeit kommt Coriolan, König von Mauretanien, zu Tyridates und seine Geschichte kann man als die Haupterzählung des Romanes halten, da seine Geliebte, Cleopatra, demselben den Namen giebt. Coriolan war der Sohn des berühmten Juba und wurde nach dem Tode seines Vaters in Rom erzogen. Dort verliebt er sich in die Tochter der Königin von Aegypten und des Markus Antonius; unwillig jedoch über den Vorzug, den Augustus seinem Rival Tiberius erweist, sticht er diesen eines Tages auf der Straße nieder und flieht hierauf nach Mauretanien. Dort erweckt er unter den ehemaligen Unterthanen seines Vaters eine Empörung, und nachdem er die gegen ihn gesandten römischen Feldherren geschlagen, besteigt er den Thron seiner Vorfahren. Nach seiner Krönung begiebt er sich incognito nach Sicilien, wo sich damals der Hof des Augustus befand, um eine Zusammenkunft mit seiner Geliebten zu haben; da ihm jedoch diese Treulosigkeit vorwirft und ihn meidet statt ihn, wie er gehofft, mit Freundlichkeit zu empfangen, so wird er von einem heftigen Fieber befallen. Nachdem ihn dieses verlaßen, vernimmt er daß Cleopatra den Hof des Augustus nach Aegypten begleitet hat, und begiebt sich nun gleichfalls nach Alexandrien, um sie wo möglich zu einer Erklärung ihres Betragens zu bringen.

Der Roman kehrt jetzt zu der Königin von Aethiopien zurück, welche während ihres Aufenthaltes bei Tyridates von Seeräubern entführt, jedoch später von Cornelius Gallus, dem Präfekten von Aegypten, wieder befreit und nach Alexandrien gebracht wird. In dem Palaste des Präfekten trifft sie mit der Tochter des parthischen Königs Phraates zusammen, welche gleich ihr selbst durch ein römisches Schiff aus der Gewalt der Seeräuber befreit worden war. Die Geschichte der Elisa und ihres Liebhabers Artabanus, eines jungen Abenteurers, welcher sich später als der Sohn des großen Pompejus erweist, ist die dritte Haupterzählung dieses Romanes. Artabanus ist ohne Zweifel der kriegerischeste und verliebteste aller Romanhelden und um Elisa's willen erobert er für ihren Vater unermeßliche Reiche in Asien fast nur durch seine persönliche Tapferkeit.

Es ist unmöglich den Prinzen und Prinzessinnen durch all' die verschiedenen Abenteuer und Wechselfälle, die ihnen zustoßen, zu folgen; es möge genügen, wenn wir sagen daß sie endlich sammt und sonders in Alexandrien zusammentreffen und eine Aussöhnung zwischen Coriolan und Cleopatra Statt findet. Die Absicht des Kaisers Augustus die Prinzessin Elisa mit seinem Günstling Agrippa und Cleopatra mit Tiberius zu vermählen, veranlaßt Artabanus und Coriolan die Alexandrier zu einer Empörung gegen die Römer zu reizen. Sie erstürmen die Citadelle der Stadt, werden aber von Augustus in derselben belagert und bald in die größte Noth gebracht. Der Kaiser jedoch, durch eine drohende Erscheinung des Julius Cäsar erschreckt, gewährt den beiden Belagerten Verzeihung und verbindet sie mit den Gegenständen ihrer Liebe.

Dieser Schluß des Romanes ist so ungenügend, wie nur irgend ein Schluß eines solchen Werkes hätte möglicherweise sein können. Es thut dem Leser leid, daß die Hauptpersonen ihr Leben und ihre Glückseligkeit der Gnade eines launenhaften Tyrannen verdanken sollen, der sie früher verfolgt hat. Hätten sie ihn zu einem Vergleiche gezwungen oder wären sie seiner Gewalt durch die Flucht entkommen, so wäre der Ausgang unendlich mehr befriedigend gewesen. Der Hauptfehler des Romanes jedoch beruht in der ungeheuren Zahl einzelnstehender Geschichten, welche es hindern, daß die Aufmerksamkeit oder die Theilnahme sich für einen bestimmten Gegenstand entscheide. Die Cleopatra unterscheidet sich nämlich von allen anderen heroischen Romanen darin, daß diese eine einzige Hauptgeschichte und eine Anzahl Episoden enthalten, wohingegen in der Cleopatra nicht nur kein Mangel an Episoden ist, sondern auch drei Hauptgeschichten zu Grunde liegen, welche keine innere Verbindung unter einander haben und die Aufmerksamkeit des Lesers auf gleiche Weise in Anspruch nehmen; ja derjenige Abschnitt des Romanes, der sich auf die Abenteuer der Titelheldin bezieht, ist weder der längste noch der am besten durchgeführte Theil des Werkes. Der Liebhaber der Cleopatra ist weniger interessant als Artabanus und Cäsarion; er sticht seinen Nebenbuhler auf der Straße nieder, reizt die ehemaligen Unterthanen zur Empörung und überläßt sie dann der Gnade der Römer.

In den zahllosen Geschichten, aus denen der Roman besteht, ist nur wenig Abwechslung anzutreffen. In allen von ihnen verlieben sich unvergleichliche Prinzen jederzeit in himmlische Prinzessinnen, denen alle eine ähnliche Anbetung erweisen und um derentwillen alle ähnliche Thaten verrichten. Auch in dem Charakter der Heldinnen herrscht nur wenig Unterschied und er besteht eigentlich nur in den persönlichen Eigenschaften, die ihnen beigelegt werden; so z. B. werden die majestätischen Formen der äthiopischen Fürstin mit den sanften Reizen Elisa's in Kontrast gesetzt. Die große Zahl von Liebhabern endlich, welche jede von den Heldinnen besitzt, ermüdet die Aufmerksamkeit und verwickelt die Geschichte. Außer einigen Sklaven untergeordneter Art nämlich, hat jede derselben noch drei bis vier wichtige und leidenschaftliche Anbeter, so wird Cleopatra von Tiberius, Coriolan und Artarus, die äthiopische Königin Candace von Cäsarion, Tyribazus, Gallus und dem Seeräuber Zenodorus, Elisa endlich von Artabanes, Tigranes und Agrippa geliebt.

Die Basis dieses Romanes ist zwar geschichlich, jedoch nur wenigen von den Ereignissen liegt geschichtliche Wahrheit zu Grunde. Gleichwohl verstoßen sie nicht gegen die Glaubhaftigkeit, weil sie mit bekannten geschichtlichen Thatsachen nicht in Widerspruch stehen und von der Art sind, daß sie sich zugetragen haben mögen, ohne in den gleichzeitigen Geschichtswerken angeführt zu werden. So können wir leicht glauben, daß Cäsarion nicht ermordet wurde, sondern nach Aethiopien entkam, und daß Pompejus einen nachgeborenen Sohn

hatte, welcher in dem Heere eines asiatischen Herrschers diente. Die Empörung in Mauretanien jedoch und die Krönung des Coriolan durch die ehemaligen Unterthanen seines Vaters machen hiervon eine Ausnahme; denn es ist allgemein bekannt, daß der Sohn des Juba seine Erhebung der Gunst des Augustus verdankte, und daher thut sich das in dem Romane erzählte Ereigniß als ein erdichtetes kund.

Die Reden und Unterhaltungen sind zwar oft weitschweifig, jedoch erheben sie sich häufig bis zur Beredsamkeit und schildern die Regungen der Würde und Zärtlichkeit in bewunderungswerther Sprache. Sonst sind die Gedanken nicht eben zahlreich und meist weithergeholt und übertrieben.

Die Cléopatre hat gleich den meisten übrigen heroischen Romanen jener Zeit zu verschiedenen englischen Dramen den Stoff geliefert, so z. B. zu dem „Jungen König" (The young King) von Mrs. Behn, zu Lee's „Gloriana, oder der Hof des Augustus Cäsar" (Gloriana or the Court of Augustus Caesar) und noch einigen anderen, welche sämmtlich an dem Bombast und dem Schwulste des Werkes leiden, dem sie entnommen sind.

Calprenède ist auch der Verfasser der

Cassandra,

eines Romanes, der fast die nämlichen Schönheiten und Mängel besitzt wie die Cléopatre.

Es wird nämlich darin erzählt, daß an den Ufern des Euphrat, nicht weit von Babylon, einst zwei Fremde von ihren Rossen stiegen. Derjenige von ihnen, welcher der Pracht seiner Kleidung und der Ehrfurcht nach, die der andere ihm erwies, der Herr zu sein schien, eröffnet den Roman damit, daß er sich in's Gras legt und alle Sorgen, die ihn beunruhigen, in einen tiefen Schlaf begräbt. Aus diesem Zustande des Vergessens weckt ihn der Klang von Waffen, der durch einen Kampf zwischen zwei Rittern hervorgerufen wird. Er legt sich daher in's Mittel, indem er die Kämpfenden der Reihe nach angreift, von denen einer endlich entkommt. Die schwarze Rüstung und der dunkle Helmbusch des Zurückbleibenden bezeugten zwar, daß er einen schweren Kummer im Herzen trug, jedoch war unserm Vermittler der Grund desselben so wie der Name des Fremden unbekannt, bis er endlich erfuhr, daß Letzterer der unglückliche Lysimachus, sein entflohener Gegner aber Perdikkas, der Mörder der Wittwe Alexander's des Großen, der schönen Statira und ihrer Schwester, der himmlischen Parisatis, wäre. Als derjenige, dem die Mittheilungen gemacht wurden, dieselben vernommen hatte, stürzte er sich in sein Schwert, weshalb Lysimachus vermuthete, daß er an dem Schicksale einer oder der andern der genannten Schönheiten ein besonderes Interesse nahm. Da jedoch die Wunde nicht tödtlich ist, so wird er nach dem nicht weit davon entfernten Hause eines gewissen Polemo geschafft und während er allmälig genest, willigt sein Diener darein, dem Lysimachus die Abenteuer seines Herrn ausführlich zu erzählen. Der Name des letztern war nämlich Oroondates und seine Abstammung die erlauchteste der Welt, da er das Glück hatte der einzige Sohn des großen Königs von Skythien zu sein. Zwischen diesem und Darius bestand nun eine tödtliche Feindschaft und beständiger Krieg. In einem dieser Kämpfe, dessen Schauplatz an dem Araxes lag, unternahm der Prinz Oroondates, der damals zum ersten Male die kriegerische Laufbahn betrat, einen nächtlichen Streifzug in das persische Lager und erblickte, indem er in ein Zelt drang, bei dem Lichte von tausend Kerzen eine Schaar von Frauen, unter denen sich die Gemahlin des Großen Königs und deren Tochter Statira befand, welche ihm das vollkommenste Werk der Natur zu sein dünkte. Der Prinz zog sich mit Betheuerungen seiner Ehrfurcht zurück, nahm aber eine Liebe mit sich, welche ihn veranlaßte, als die beiderseitigen Heere ihre Winterquartiere bezogen, sich verkleidet und unter dem angenommenen Namen Orontes nach dem Hofe von Persepolis zu begeben, „wo diejenige, wie der Roman erzählt, welche ihn in einem schlichten Gewande bei dem Scheine weniger Kerzen und in dem Schrecken der Nacht, während ihn Gefangenschaft bedrohte, bezaubert hatte, sich ihm jetzt beim hellen Tageslichte mit Edelsteinen bedeckt auf einem stattlichen Throne herrlich und triumphierend zeigte." Der vorgebliche Orontes wurde von dem persischen Monarchen mit vieler Güte, von seinem Sohne Artaxerxes mit der wärmsten Freundschaft, von dessen Base Roxane mit ungewünschter Zuvorkommenheit, von der Prinzessin Statira hingegen mit großer Kälte empfangen.

Um diese Zeit nun gelangte nach Persepolis die Nachricht von einem Einfalle der Skythen

und dem Vorrücken des Alexander nach dem Granikus. Es wurde daher beschlossen, daß der König in eigener Person dem letztern entgegenziehen, Artaxerxes aber, von erfahrenen Feldherrn unterstützt, die Skythen zurückschlagen sollte. Oroondates entdeckte nun dem Artaxerxes und der Statira seinen wirklichen Stand und Namen, von denen letztere seiner Bewerbung jetzt ein minder abgeneigtes Gehör lieh, und indem er das Wohl seines Vaterlandes seiner Liebe nachsetzte, beschloß er den Artaxerxes auf seinem Feldzuge zu begleiten und in den Reihen der Perser zu kämpfen. Artaxerxes konnte daher seinerseits nicht weniger thun, als daß er die Skythen in der darauffolgenden Schlacht nach Möglichkeit schonte, und demgemäß schlug er ihren Angriff so schwach zurück, daß er überwältigt und von Oroondates für todt gehalten wurde, welcher, nachdem er von zehn in dieser Schlacht erhaltenen Wunden geheilt worden und die Skythen sich zurückgezogen hatten, nach Persien zurückkehrte, um dem Darius in seinen Kämpfen gegen Alexander beizustehen, — Kämpfe, welche ganz geeignet waren Gegenstände der Romantik zu werden. Der Fall der persischen Monarchie nämlich ist der glänzendste, von dem die Annalen der Geschichte berichten; denn das Reich des Alexander war vor seiner Vernichtung in Bedeutungslosigkeit gesunken, die römische Macht war bis zum Schatten herabgeschwunden, ehe sie gänzlich verschied, jedoch Darius fiel „von seinem hohen Stand," als der Thron des Cyrus noch mit unvermindertem Glanze leuchtete. Auch ist in dem persischen Namen etwas so Erhabenes, in dem Charakter des Alexander etwas so Chevalereskes und in seinen Thaten etwas so Wunderbares, daß Alles zusammengenommen nothwendigerweise jene Gefühle der Bewunderang erwecken muß, welche die Romantik ganz besonders hervorrufen will. Wir finden nun in dem vorliegenden Romane, vor der Beschreibung der Schlacht beim Issus eine glänzende Schilderung des persischen Heeres, dessen wesentlichster Theil aus dem heiligen Feuer, welches dreihundert fünfundsechzig in Purpur gekleidete Magier auf silbernen Altären trugen, aus dem Wagen des Jupiter und dem Sonnenrosse, aus den goldenen Wagen, auf denen die Königin und die Prinzessinnen fuhren, so wie endlich aus den Harmamaxen des königlichen Hofstaates bestand. Vor der Schlacht redet Darius die Krieger in einer lebendigen Rede an, in welcher er sie bei ihren heimischen Göttern, bei dem ewigen Feuer, welches auf den Altären vor ihnen hergetragen wurde, bei dem Lichte der Sonne und dem Andenken des Cyrus beschwört, den Namen und das Volk der Perser von gänzlichem Verderben und der höchsten Schmach zu retten und ihren Nachkommen denjenigen Ruhm zu überliefern, den sie von ihren Vorfahren unbefleckt erhalten hätten. Hierauf beschäftigt sich der Roman mit den Ereignissen dieses Krieges, den mannigfachen Listen, von denen Oroondates Gebrauch macht, um Statira in ihrer Gefangenschaft zu sehen, und der Eifersucht, welche durch die Ränke der Roxane in ihrer und ihres Geliebten Brust erweckt wird.

Nach dem Tode des Darius kehrte Oroondates nach Skythien zurück, wo ihn sein Vater wegen des an seinem Vaterlande geübten Verrathes einkerkern ließ, und die oberste Leitung der Staatsgeschäfte dem Arsaces, einem jungen Fremden von unbekannter Geburt, aber ausgezeichneter Weisheit und Tapferkeit übergab. Da dieser jedoch endlich in Ungnade fiel, wurde Oroondates nach Verlauf zweier Jahre in Freiheit gesetzt und zum Befehlshaber eines Heeres ernannt, welches einen Einfall der Macedonier zurückschlagen sollte. Er führte den ihm gewordenen Auftrag mit ganz besonderm Glücke aus und entdeckte unter den griechischen Gefangenen einen Verschnittenen, den Vertrauten der Statira, welcher alle seine früheren Zweifel an der Treue seiner Geliebten verscheuchte, ihn aber zugleich unterrichtete, daß sie aus Zorn über seine vermeintliche Unbeständigkeit die Hand des Alexander angenommen hatte. In Folge dieser Mittheilungen eilte Oroondates nach Susa, wo er Statira sah und ihr die nöthigen Erklärungen über sein früheres Betragen gab. Von dort begab er sich nach Babylon, woselbst Alexander damals seinen Hof hielt, um ihn durch einen Zweikampf zu zwingen, daß er ihm Statira abtrete, und auf seinem Wege dahin geschah es eben, daß er, wie bereits zu Anfange erzählt, mit Lysimachus an den Ufern des Euphrat zusammentraf.

Lysimachus beginnt nun die Erzählung seiner eigenen Abenteuer, welche außer seinen kriegerischen Thaten im Dienste des Alexander aus seiner Liebe zu Parisatis, der Schwester der Statira, der Nebenbuhlerschaft des Hephaestion, der diese Prinzessin von Alexander zur Gemahlin er-

hielt, der Erneuerung seiner Hoffnungen nach dem Tode dieses Günstlinges des macedonischen Monarchen und seiner Verfolgung des Perdikkas, welcher, wie er glaubte, die beiden persischen Königstöchter ermordet hatte, bestehen und mit seinem Kampfe gegen diesen Verräther, den Oroondates unterbrochen hatte, schließen.

Hierauf langt auch Thalestris, die Königin der Amazonen, welche eben zu jener Zeit einen entflohenen Liebhaber aufsuchte, dessen Zartgefühl sie durch ihre wohlbekannte Gesandtschaft an Alexander verletzt hatte, an den Ufern des Euphrat an und schickt der Erzählung ihrer Abenteuer ein Resumé der amazonischen Geschichte seit der Periode des trojanischen Krieges voran.

Um dieselbe Zeit auch wird Berenice, die Schwester des Oroondates, welche von Arsakomes, einem Höflinge seines Vaters, geraubt worden war, von ihrem Bruder aus der Gewalt dieses zudringlichen Liebhabers befreit und nach der königlichen Herberge an den Ufern des Euphrat gebracht.

Es hatten sich nun aber bei der ersten Ankunft des Oroondates in dem Hause des Polemo zwei junge Frauenzimmer in schlichter Kleidung, Namens Cassandra und Euridice, daselbst aufgehalten, welche nachher verschwunden waren. Man hatte sie keiner besondern Aufmerksamkeit werth gehalten und weder ihre Gegenwart noch ihre darauffolgende Abwesenheit weiter beachtet, bis ein Vertrauter der persischen Königsfamilie anlangte und dem Oroondates mittheilte, daß die erstere dieser beiden Frauen die stattliche Statira und die andere die unvergleichliche Parisatis gewesen sei. Die Namen Cassandra und Euridice hatten sie in ihrem frühern Privatleben getragen, sie aber bei der Thronbesteigung ihres Vaters für die königlichern Benennungen Statira und Parisatis vertauscht. Sie waren nämlich nicht, wie Lysimachus wähnte, als Opfer der Wuth Roxane's und des Perdikkas gefallen, sondern nur durch eine List des Letztern, der in Statira verliebt war, um sie vor den Verfolgungen der Roxane zu schützen, in dem Hause des Polemo verborgen gehalten, nachher aber wieder auf seinen Befehl und als erfordere es ihre Sicherheit, fortgeführt worden, ehe sie noch eine günstige Gelegenheit gefunden hatten, sich dem Oroondates entdecken zu können.

Oroondates, Lysimachus und die Ihrigen treffen nun Anstalten, um die Fürstinnen aus der Gewalt des Perdikkas zu befreien. In diesem Kampfe war der bereits erwähnte Arsaces die Hauptstütze der Feinde; endlich jedoch wird derselbe in einem Zweikampfe mit Oroondates schwer verwundet und gefangen in's Lager gebracht, woselbst er sich während seiner Genesung als der persische Prinz Artaxerxes erweist, von welchem man glaubte, daß er in der Schlacht gegen die Skythen gefallen sei. Die Abenteuer des Artaxerxes, welche einen großen Theil des Romanes einnehmen, gleichen denen der Hauptpersonen in hohem Grade. Er war bloß durch Blutverlust in Ohnmacht gesunken und ein vornehmer Skythe hatte ihm dann das Leben gerettet. Nachdem er von seinen Wunden geheilt worden, verliebte er sich in die skythische Prinzessin Berenice. Wegen der zwischen seiner und ihrer Familie bestehenden Feindseligkeit nahm er den Namen Arsaces an und leistete unter demselben ihrem Vaterlande ausgezeichnete Dienste, während das seinige von Alexander unterjocht wurde. Nachdem jedoch Berenice von dem Liebhaber, aus dessen Gewalt ihr Bruder, wie oben erwähnt, sie später befreite, geraubt worden war, machte sich Arsaces auf den Weg, um sie wieder aufzusuchen. In der Nähe von Babylon erfuhr er, daß sie sich im Lager des Lysimachus befand, und da er nicht wußte, daß ihr Bruder (der zu dieser Zeit nicht seinen Namen Oroondates trug) sich gleichfalls dort aufhielt, so hatte er sich natürlich der Partei des Perdikkas angeschlossen. Jetzt aber fühlt er sich gedrungen den ihm theurern Freunden beizustehen, welche durch seine Gegenwart mit noch höherm Muth erfüllt einen Sturm auf Babylon unternehmen, woselbst sich die beiden Prinzessinnen befinden. Gleich bei dem ersten Angriffe jedoch wird Oroondates gefangen genommen und Perdikkas will ihn, als seinen Nebenbuhler in der Gunst der Statira, umbringen laßen, wohingegen Roxane aus ähnlichen Gründen verlangt, daß Statira geopfert werde. Hierüber entsteht ein Streit, den die Belagerer benützen, indem sie in Babylon eindringen, beide Parteien überwältigen und den skythischen Helden so wie die persische Königstochter aus der dringendsten Todesgefahr befreien. Lysimachus vermählt sich nun mit Parisatis, während sich Oroondates mit seiner göttlichen Statira nach Skythien begiebt, dessen Thron er wegen des kurz vorher erfolgten Todes seines Vaters besteigt. Der persische Prinz giebt für immer den Namen Artaxerxes auf und

vermählt sich als Arsaces mit Berenice. Späterhin durch seinen Schwager unterstützt eroberte er viele Länder und wurde jener berühmte Arsaces, der das parthische Reich gründete.

Rousseau erzählt in seinen Confessions, daß er in seiner Jugend sehr viel Zeit auf die heroischen Romane verwandte und daß er in Gesellschaft seines Vaters Nächte lang bei den Abenteuern des Oroondates auffaß, bis das Zwitschern der Schwalben an ihrem Fenster sie von dem Anbruch des Tages in Kenntniß setzte. Man kann daher die Grundlage vieler Ereignisse in seiner Héloise in diesen Romanen auffinden; so z. B. ist der Cassandra diejenige Stelle der Héloise entnommen, wo St. Preux, während seine Geliebte an den Pocken darniederliegt, heimlich in ihr Zimmer kommt und sich ihrem Bette nähert, damit auch er angesteckt werde und an ihrer Gefahr Theil nehme; so daß Julia nach ihrer Wiederherstellung eine dunkle Vorstellung davon hat, daß sie ihn in ihrer Krankheit gesehen, aber nicht gewiß weiß, ob im Traume oder in der Wirklichkeit.

Calprenède ist auch Verfasser des

Pharamond,

welcher Roman von der Liebe dieses Stifters der französischen Monarchie zu der schönen Rosamunde, der Tochter des Königs der Cimbrier handelt und von der grausamen Nothwendigkeit, in die er sich versetzt sieht, sein Reich gegen ihre Angriffe und diejenigen furchtbaren Nebenbuhler zu vertheidigen, welche sie ihm erweckte und die theils sie selbst, theils den cimbrischen Thron zu erringen strebten.

In dieser Feindseligkeit verharrt sie lange, obgleich wider ihren Willen, da nämlich ihr Vater, der Todfeind des Pharamund, sie auf seinem Sterbebette beschworen hatte, letztern immerdar zu bekämpfen; endlich jedoch wird sie besänftigt, nachdem sie entdeckt, daß Pharamund nicht der Mörder ihres Bruders ist, welcher Wahn der Hauptgrund der Feindschaft gewesen war.

Lee's Trauerspiel „Theodosius, oder die Gewalt der Liebe“ (Theodosius or the Force of Love) ist dem Romane Pharamond entnommen, in dessen drittem Theile (Buch 3.) die Geschichte des Varanes, welche dieser Tragödie zu Grunde liegt, erzählt wird.

Jedoch ist nicht der ganze Roman, welcher den Titel Pharamond trägt, das Werk Calprenède's; er schrieb nur die sieben ersten Bände; die fünf letzten fügte Pierre de Baumorière hinzu, welcher selbst auch verschiedene Romane allein verfaßte, wie z. B. Le grand Scipion, der für sein bestes Werk gehalten wird.

Es ist ohne Zweifel auffallend, daß so langweilige und phantastische Erzeugnisse, wie die Romane Gomberville's und Calprenède's, sich eine so große und so langdauernde Beliebtheit erwerben konnten; jedoch darüber kann man sich nicht wundern, daß, so lange Leser waren, sich auch Autoren fanden, welche dergleichen Werke zu Tage förderten; denn, wie Johnson bemerkt, „wenn sich Jemand durch Uebung einige Geläufigkeit des Ausdruckes erworben hatte, so brauchte er sich bloß in sein Zimmer einzuschließen, seine Phantasie mit unglaublichen Dingen zu erhitzen und ihr dann freien Lauf zu laßen. So entstanden Bücher, ohne die Mühe des Studiums, ohne Kenntniß der Natur und ohne Bekanntschaft mit dem Leben.“

Die bändereichste Verfasserin von heroischen Romanen ist jedoch Fräulein von Scudéri [155]), deren frühestes Erzeugniß

Ibrahim, ou l'illustre Bassa

1635 zum ersten Male erschien. Der Held dieses Romanes ist Großvezier Solimans des Prächtigen. In seiner Jugend war er in die Prinzessin von Monaco verliebt; durch ein falsches Gerücht von ihrer Untreue in den tiefsten Kummer versenkt hatte er jedoch Genua verlaßen und sich, nachdem er Deutschland durchreist, auf der Ostsee eingeschifft, um in den Kriegen Schwedens einen ehrenvollen Tod zu suchen. Die Ausführung dieses Planes erleidet indeß ein Hinderniß, welches Niemand hätte vorsehen können; er geräth in die Gefangenschaft des Dey's von Algier, welcher gerade damals in eigener Person in der Ostsee kreuzte! — Zum Ersatz für diesen Unfall ist sein späteres Glück ganz eben so unwahrscheinlich wie dieser; denn zu Konstantinopel als Sklave verkauft und wegen eines Fluchtversuches zum Tode verurtheilt wird er von der Tochter des Sultans, welche von ihrem Fenster aus Zeuge seiner Hinrichtung sein wollte, gesehen und seine edle Gestalt macht einen solchen Eindruck auf sie, daß sie ihn nicht nur durch ihre

Fürbitte von der Todesstrafe befreit, sondern auch bei ihrem Vater einführt, welcher ihn nach einer längern Unterhaltung über Gegenstände der Malerei, Mathematik und Musik zum Großvezier ernennt. Als solcher besiegt er den Schach von Persien und richtet ein furchtbares Gemetzel unter den rebellischen Calendern von Natolien an. Endlich jedoch vernimmt er, daß das Gerücht von der Untreue seiner frühern Geliebten grundlos war, und kehrt daher nach Italien zurück, woselbst er sich mit der Prinzessin aussöhnt; da er aber nur kurzen Urlaub hat, so muß er bald nach Konstantinopel umkehren, wohin ihm indeß kurz darauf auch seine Geliebte folgt. Hier nun geschieht es, daß Soliman sie sieht, und gleich beim ersten Anblicke sich so sehr in sie verliebt, daß er ihr die Alternative stellt, Zeuge der Hinrichtung Ibrahims zu sein oder seine Wünsche zu erfüllen. In Folge dieses Dilemma's entfliehen die Liebenden zu Schiff, werden jedoch eingeholt und nach Konstantinopel zurückgebracht. Soliman beschließt nun beiden Verbrechern ohne Weiteres diejenigen Strafen aufzuerlegen, zwischen denen er ihnen früher die Wahl gelaßen; die Prinzessin wird zum Serail verdammt und Ibrahim soll einen Besuch von den Stummen empfangen. Plötzlich indeß erinnert sich der Sultan, daß er einst geschworen, Ibrahim solle, so lange er lebe und regiere, keinen gewaltsamen Tod erleiden. Ueber diesen Gewissenspunkt befragt Soliman den Mufti, einen Mann plein d'esprit et de finesse, wie der Roman besagt, und dieser äußert seine Meinung dahin, daß da der Schlaf eine Art Tod sei, der Großvezier, während der Sultan schliefe, ohne Skrupel stranguliert werden könnte.

Soliman geht daher frühzeitig zu Bette mit dem festen Entschlusse einzuschlafen, bleibt jedoch trotz allen seinen Anstrengungen wach, und da er so Zeit zu genauerer Ueberlegung hat, kommt er auf den ganz richtigen Gedanken, daß die Auslegung des Mufti mehr sinnreich als stichhaltig sei. Er läßt daher den Liebenden Verzeihung angedeihen, worauf diese sich einige Tage nachher mit Geschenken des Kaisers beladen nach Genua einschiffen.

Man kann sich nun aber kaum wohl etwas Lächerlicheres denken als den Schluß dieses Romanes, namentlich als die Interpretation des Mufti und die Bemühungen seines Gebieters einzuschlafen. Auch die plötzliche Sinnesänderung des letztern, durch welche allein die Liebenden gerettet werden, entspringt aus keinem genügenden Grunde und ist weder natürlich noch geschickt erfunden. Der ganze Roman ist überladen mit langweiligen Beschreibungen des Innern türkischer und italienischer Paläste, was Boileau zu der Bemerkung veranlaßt hat, daß, wenn eine der Personen, die in Fräulein von Scudéri's Romanen auftreten, einmal in ein Haus kommt, sie ihn nicht eher wieder hinausläßt, als bis sie ein Inventarium des Mobiliars gegeben hat. — Der Stoff eines englischen Trauerspieles betitelt „Ibrahim or the Illustrious Bassa" von Elkanah Settle, welches 1677 erschien, ist diesem Romane entnommen. —

Von allen Helden des Alterthumes ist keiner durch die Romantik so sehr entstellt worden, wie Cyrus. Wir haben bereits gesehen (S. 344.), daß Ramsay ihn als einen pedantischen Staatsmann dargestellt hat; die Schilderung jedoch, welche Fräulein von Scudéri in dem

Artaméne, ou Le Grand Cyrus

von ihm entwirft, gleicht dem Helden des Herodot, dem weisen Monarchen des Xenophon oder dem von den Propheten des alten Testamentes verkündigten Könige noch viel weniger. Artaméne war der zweite Roman, den Fräul. von Scudéri schrieb und gleich anfangs unter dem Namen ihres Bruders, Georges de Scudéri, herausgab.

Es wird nun aber darin erzählt, daß der medische König Astyages voll Bestürzung über das unglückdrohende Horoskop seines Enkels Cyrus ihn auf einem wüsten Berge aussetzen ließ. Er wurde jedoch von einem Schäfer gerettet und auferzogen und zeichnete sich bald unter seinen Gespielen aus, über die er eine Art von königlichem Ansehen behauptete. Durch das Geständniß des Schäfers entdeckt man nun zwar, daß sein Pflegesohn der Enkel des Astyages ist; da jedoch die Magier der Meinung sind, daß die Art von Herrschaft, welche Cyrus über seine Spielkameraden ausübte, die von den Planeten geweissagte Usurpation wäre, so läßt sein königlicher Großvater ihn an den Hof bringen und in diesem Theile des Romanes werden nun in der Weise des Xenophon einige kindische Anekdoten in Betreff des jungen Cyrus erzählt.

Wiederum verkünden die Gestirne Unheil und Cyrus wird nach Persien verbannt. Von dort

aus begiebt er sich unter dem angenommenen Namen Artamenes auf Reisen und besucht verschiedene Städte Griechenlands, besonders Korinth, woselbst ihn der weise Periander und dessen Mutter auf das prächtigste bewirthen. Auf seinem Rückwege nach Asien begiebt er sich nach Kappadocien, woselbst damals sein Oheim Cyaxares, Sohn des Astyages, herrschte. Da dieser Monarch, wie man sagte, eine eben so abergläubische Furcht vor Cyrus besaß wie sein Vater, so mußte der junge Prinz auch hier seinen wahren Namen verbergen. In einem Tempel zu Sinope, der Hauptstadt Kappadociens, geschah es nun, daß er Mandane, die Tochter des Cyaxares und Heldin des Romanes, zum ersten Male erblickte, da sie mit ihrem Vater und seinen Magiern daselbst erschien, um den Göttern für den Tod des Cyrus zu danken, den man seit seiner Abreise von Persien für todt hielt. Trotzdem daß also die Prinzessin gar nicht freundlich für ihn gestimmt schien, verliebte sich Cyrus gleichwohl in sie über die Maßen oder, wie der Roman es ausdrückt, er wurde bei ihrer himmlischen Erscheinung gleichsam von Liebe vernichtet.

Cyrus bietet in Folge dessen dem Cyaxares seine Dienste in dem Kriege an, welchen der König von Pontus gegen ihn führte, weil man ihm die Hand der Mandane verweigert hatte. Ein Abenteurer, Namens Philidaspes, der sich nachher aber als König von Assyrien erweist, diente gleichfalls in dem Kappadocischen Heere. Auch er war in Mandane verliebt und zwischen ihm und Artamenes fand daher ein beständiger Wetteifer der Liebe und des Ruhmes Statt.

Inzwischen langt von Astyages die Nachricht an, daß er um jeder Möglichkeit, daß die persische Familie zu irgend einer Zeit den medischen Thron besteige, zuvorzukommen, beschlossen hatte sich wiederum zu vermählen und daß nach reiflicher Ueberlegung die Königin der Skythen, Thomyris, ihm die einzig passende Partie zu sein schien. Artamenes wird daher von Cyaxares als Gesandter an diese nördliche Potentatin abgeschickt, um sie für diesen Heirathsplan günstig zu stimmen. Bei seiner Ankunft jedoch verliebt sich die Königin unglücklicherweise in ihn selbst, so daß der Zweck seiner Mission unerreicht bleibt und er nur mit großer Mühe aus ihren Händen entkommt. Nach Kappadocien zurückgekehrt findet er, daß sein Nebenbuhler, der König von Assyrien, die Mandane geraubt und nach Babylon gebracht hatte. Er erhält den Oberbefehl über die Kappadocische Armee und belagert die letztgenannte Hauptstadt. Eben jedoch, da er nahe daran ist sie zu erobern, entflieht der König, nimmt Mandane mit sich und schließt sich in Sinope ein. Dorthin nun marschiert er mit seinem Heere, findet indeß vor den Wällen angelangt die Stadt in vollen Flammen. Bei diesem Anblicke beginnt Artamenes sich über die Götter zu beschweren und ihnen in ziemlich kräftigen Ausdrücken Grausamkeit und Ungerechtigkeit vorzuwerfen. Allerdings war seine Lage eine sehr unerfreuliche, jedoch kaum eine solche, daß dadurch die Ungereimtheit und das Unzusammenhängende seiner langen Deklamation gerechtfertigt erscheinen konnte. Endlich indeß tröstet er sich durch den Gedanken, daß, wenn er sich in die Flammen stürzte, sich wenigstens doch seine Asche mit der seiner geliebten Prinzessin vermischen würde; freilich eine Hoffnung, deren Erfüllung mehr gewünscht als erwartet werden konnte. Da nun so einer seiner obersten Rathgeber wahrnimmt, daß er des Rathes gar sehr bedürftig ist, so spricht er seine Meinung dahin aus, es wäre am besten ganz auf die Weise zu verfahren, wie wenn die Stadt nicht in Feuer stünde. Der größte Theil des Heeres wird daher von den Flammen verzehrt oder von den einstürzenden Häusern zerschmettert; indeß erreicht Cyrus doch den Thurm, in welchem, wie er muthmaßt, Mandane eingesperrt ist. Hier jedoch findet er bloß den König von Assyrien, denn Mandane war in der Verwirrung von einem Vertrauten dieses Fürsten geraubt worden. Die Nebenbuhler kommen überein, für den Augenblick ihren Zwist zu vergessen und gemeinschaftlich die Befreiung Mandane's zu versuchen. Der nun folgende Theil des Romans beschäftigt sich mit ihrer Verfolgung des Räubers und ihren Bemühungen, die Prinzessin aus der Gewalt eines alten Liebhabers, des Königs von Pontus nämlich, in dessen Hände sie gefallen war, zu befreien. Auch finden wir hier die Geschichte der Eifersucht Mandane's und die Briefe, welche die unglückliche Mandane an den untreuen Cyrus und der unglückliche Cyrus an die ungerechte Mandane schreibt.

Endlich gelingt es Cyrus seine Geliebte aus der Gewalt des pontischen Königs zu erretten; ebenso findet der König von Assyrien im Laufe des Krieges seinen Tod, Cyrus hat länger keinen Nebenbuhler zu fürchten, und da auch sein Großvater so wie sein Oheim ihre abergläu-

bischen Befürchtungen bei Seite gelegt haben, vermählt er sich endlich mit der Prinzessin Mandane zu Ekbatana, der Hauptstadt von Medien.

Die Episoden in diesem Romane sind sehr zahlreich und bestehen aus der Geschichte derjenigen Fürsten, welche entweder auf der Seite des Cyrus oder des Königs von Pontus kämpfen. Dieser Roman ist es auch, der in Boileau's Les Héros de Roman ganz besonders lächerlich gemacht worden ist; so sagt Diogenes zu Pluto: „Diriez-vous bien pourquoi Cyrus a tant conquis de provinces .... et ravagé plus de la moitié de monde? — Belle demande. C'est que c'étoit un prince ambitieux .... — Point du tout; c'est qu'il vouloit délivrer sa princesse, qui avoit été enlevée .... Et savez-vous combien elle a été enlevée de fois? — Où veux-tu, que je l'aille chercher? — Huit fois! — Voilà une beauté, qui a passé par bien des mains."

Clélie, Histoire Romaine

ist gleichfalls ein Roman des Fräuleins von Scudéri, obschon er, ebenso wie die beiden bereits angeführten, anfangs unter dem Namen ihres Bruders erschien (Paris 1656). Er umfaßt zehn Bände Oktav, von denen jeder achthundert Seiten stark ist.

Dieses Werk genoß eine Zeit lang einen bedeutenden Ruf, galt jedoch später und vielleicht mit Recht für eins der langweiligsten aller langweiligen Erzeugnisse seiner Verfasserin. Es enthält weniger Ereignisse und mehr Details in Bezug auf das Herz als die anderen und ist angefüllt mit jenen weithergeholten Empfindungen, die zu Anfange des Jahrhunderts Ludwigs des Vierzehnten so sehr in Mode waren.

Was aber diesen Roman hauptsächlich lächerlich gemacht hat, ist die Carte du pays de Tendre, welche sich vor demselben befindet. Auf der Karte dieses imaginären Landes findet man den Strom Inclination, auf dessen rechtem Ufer man die Dörfer Jolis Vers und Epitres Galantes und auf dem linken Ufer die Dörfer Complaisance, Petits Soins und Assiduités findet. Weiter in's Land hinein sind die Hütten Légèreté und Oubli nebst dem See Indifference. Ein Weg führt uns nach dem Distrikte Desertion und Perfidie; wenn man aber den Strom hinunterfährt, so gelangt man nach den Städten Tendre sur Estime, Tendre sur Inclination u. s. w.

Die Zeit dieses Romans fällt in die ersten Jahrhunderte der römischen Geschichte und die Heldin ist jene Clölia, welche der Gewalt des Porsenna entfloh, indem sie über die Tiber schwamm. Aruns (Aronce), der Sohn dieses Königs, ist der begünstigte Nebenbuhler der Clölia und seine Nebenbuhler sind ein junger Römer, Namens Horatius, der König Tarquinius und dessen Sohn Sextus. Ein großer Theil des Romanes erzählt die Vertreibung der Römischen Königsfamilie und die Belagerung Roms durch diese und die Verbündeten derselben. Während dieser Belagerung hält sich Clölia nebst anderen römischen Frauen an einem sichern Ort in der Nähe von Rom auf, und ihre Gesellschaft wird durch die Ankunft Anakreons bedeutend belebt, welcher zwei griechische Frauen auf ihrer Reise nach dem Orakel zu Präneste begleitete. Obgleich schon mehr als sechzig Jahre alt ist der Dichter doch noch immer fröhlich und angenehm und gewährt eben so viel Unterhaltung durch seine Conversation als durch seine jolis vers. Der Roman endet mit dem Abschlusse eines Separatfriedens zwischen den Römern und Porsenna und der Vermählung Clölia's mit seinem Sohne Aruns.

Jedoch nur ein kleiner Theil beschäftigt sich mit dem, was der Hauptstoff sein soll. Der größte Theil dieser großen Bändezahl ist angefüllt mit Episoden, welche meist aus langweiligen, uninteressanten und verwickelten Liebesgeschichten bestehen. Es ist allgemein bekannt, daß Fräul. von Scudéri in den darin auftretenden Personen viele ihrer Zeitgenossen zu schildern versucht hat. Daher erscheint Brutus hier als ein Stutzer und Lucretia als Kokette. Eine der ersten Episoden handelt von diesen beiden Personen, zwischen denen ein sentimentales Liebesverhältniß herrscht, in dessen Verlauf Brutus viele Gedichte an seine Geliebte richtet. Folgendes ist eins derselben:

Quand verrais-je ce que j'adore
Eclairer ces aimables lieux?
O doux momens, — momens précieux,
Ne reviendrez-vous point encore?
Hélas, de l'une à l'autre aurore
A peine ai-je fermé les yeux etc.

Wenn wir indeß in dieser Maskerade nicht die Zeit des Tarquinius entdecken können, so erhalten wir dadurch doch einige Kenntniß von den Sitten

und Personen aus der Zeit der Verfasserin. Unter der Brüderschaft der weisen Syrakusaner hat sie die Gesellschaft von Port Royal geschildert und namentlich die Hauptzierde derselben, Arnauld d'Andilly, unter dem Namen Timanto. Alcandre ist Ludwig XIV, der damals erst achtzehn Jahr alt war und von dem sie ein sehr schmeichelhaftes Porträt gegeben hat. Scaurus und Liriane, welche nach dem Orakel zu Präneste kommen, sollen der berühmte Scarron und die noch berühmtere Gemahlin desselben sein. Unter Damo, der Tochter des Pythagoras, welche die Erziehung des Brutus übernimmt, hat sie Ninon de l'Enclos gezeichnet, welche die jungen Edelleute, die ihre glänzende Gesellschaft suchten, in der Galanterie unterrichtete; endlich hat sie sich selbst unter dem Gemälde der Arricidie geschildert, welche nämlich mehr durch die Schönheit ihres Geistes, als durch die Reize ihres Körpers entzückt. Dieses seltsame Verfahren, der alten Geschichte Personen zu entleihen und ihnen die verfeinerten Sitten und Gefühle der neuern Zeit, namentlich in Hinsicht auf die Liebe zuzuschreiben, wird von Boileau in seiner Art Poétique [Ch. 3. v. 115 ff.] wiederholt getadelt und lächerlich gemacht:

Gardez donc de donner ainsi que dans Clélie
L'air et l'esprit Français à l'antique Italie,
Et sous des noms Romains faisant notre portrait
Peindre Caton galant et Brutus dameret.

Der Roman

Almahide,

gleichfalls von dem Fräulein von Scudéri, gründet sich auf die Geschichte der Zwistigkeiten der Abenceragen und Zegris und beginnt mit der Erzählung eines Streites zwischen diesen beiden Parteien in den Straßen von Granada. Diesen sieht von der Höhe eines Thurmes Roderigo de Narva, ein spanischer Feldhauptmann, der sich in Gefangenschaft der Mohren befindet, und Fernando de Salis, ein Sklave der Königin Almahide, welcher jenem auf sein Bitten die Geschichte des granadischen Hofes mittheilt.

Bei der Geburt der regierenden Königin Almahide nämlich hatte ein Astrolog geweissagt, daß sie einst zugleich glücklich und unglücklich, Mädchen und Ehefrau, das Weib eines Königs und eine Sklavin sein und noch mehrere dergleichen Gegensätze in sich vereinen würde. Um dieses seltsame Geschick zu vermeiden, schickte ihr Vater Moranzel sie nach Algier und zwar unter der Obhut jenes Astrologen, der freilich mehr als irgend Jemand ein Interesse haben mußte, seine Prophezeiung erfüllt zu sehen. Nach mehrfachen Abenteuern leidet sie an der Küste von Andalusien Schiffbruch und findet Zuflucht im Palaste des Herzogs von Medina Sidonia, woselbst sich zwischen ihr und dem Sohne des Herzogs, Ponce de Leon, eine gegenseitige Zuneigung entspinnt, obwohl bald darauf auch der Marquis von Montemayor, Erbe des Herzogs von Infantado, sie zum Gegenstande seiner Liebe erwählt.

Endlich erfahren Almahide's Eltern, wo sie sich befindet, und laßen in Folge dessen sie abholen. Ponce de Leon folgt ihr in Sklaventracht nach Granada und macht es so, daß er an Moranzel, den Vater seiner Geliebten verkauft wird, der ihn seiner Tochter schenkt. Eine ähnliche List braucht ihr anderer Liebhaber, der sich in einem Gefechte mit den Mauren, welche Moranzel befehligt, gefangen nehmen läßt, worauf ihn jener gleichfalls seiner Tochter zum Diener giebt.

Die Zwistigkeiten, welche sich zwischen den beiden Liebhabern entspinnen, werden durch die Klugheit und Mäßigung Almahide's in Zaum gehalten; jedoch wartet jeder von ihnen die Gelegenheit ab, um seinen Nebenbuhler beseitigen zu können.

Inzwischen sieht der König von Granada, Boaudilin, sein Reich von den Parteien der Zegris und Abenceragen zerfleischt, und da er selbst zu dem Geschlechte der erstern gehörte, so wurde beschlossen, daß er, um die Streitigkeiten beizulegen, sich eine Gemahlin aus den letztern wählen sollte. Unglücklicherweise jedoch ist er in ein Frauenzimmer von niedrigem Stande, Namens Miriam so sehr verliebt, daß er keine andere Vermählung eingehen will, indem er sie selbst nicht zu der königlichen Würde erheben kann. Unter diesen Umständen wird Almahide gebeten, daß sie eine Zeit lang die Rolle als Gemahlin Boaudilin's spiele und so das Volk täusche. Sie geht auch bereitwillig auf diesen Plan ein, hat indeß kaum ihre temporäre Stellung übernommen, als der König sich in sie verliebt und ganz unerwartet fordert, daß sie sich nicht bloß auf die Erfüllung der äußerlichen Pflichten ihrer Rolle beschränke. Almahide widersetzt sich jedoch dieser wichtigen Abänderung des ursprünglichen Ueber-

einkommens, indem sie gesteht, daß sie ihr Herz bereits einem Andern geschenkt, und der Roman schließt mit der Erzählung mehrfacher List, die der König, obwohl ohne Erfolg, anwendet um zu entdecken, wer sein Nebenbuhler sei.

Der Roman ist, wie man sieht, unvollendet und das eben Mitgetheilte, obwohl es im Original acht Bände Oktav ausfüllt, kann nur als eine Art von Einleitung derjenigen Abenteuer gelten, welche noch folgen sollten. Mathilde d'Aguilar, der letzte Roman des Fräuleins von Scudéri, ist gleichfalls eine spanische Geschichte und gründet sich zum Theil auf die Kämpfe zwischen den Christen und Mauren.

Von allen Analogieen nun, welche zwischen den verschiedenen Zweigen der schönen Literatur bestehen, ist gewiß keine größer, als die zwischen dem Roman und dem Drama. Daher geschah es auch, daß so wie die italienischen Novellen den Stoff zu den ältesten englischen Tragödien und Lustspielen lieferten, eben so die französischen heroischen Romane hauptsächlich zur Bildung derjenigen Schule des englischen Drama's beitrugen, welche man die zweite große Schule nennen kann, wo stattliches Ceremoniell so wie immer wiederkehrende Höhe der Gefühle und des Ausdruckes statt jener grotesken Charaktere und vielfachen Leidenschaften substituiert wurden, welche früher die Bühne beherrscht hatten. Diesen französischen Romanen also wurde der Stoff der Tragödien aus der Zeit Karls II und Wilhelms entliehen und ihnen ist die Herrschaft jenes falschen Geschmackes, jenes Pomps und jener unnatürlichen Erhabenheit zuzuschreiben, welche die dramatischen Schöpfungen Dryden's und Lee's charakterisieren.

Wenn es nun aber auch unerklärlich scheint, daß Romane wie die des Calprenède und der Scudéri im Auslande irgendwie Gegenstand literarischer Nachahmung werden konnten, so kann man doch, wie ich glaube, die Beliebtheit, welche sie und besonders die Erzeugnisse der Madame Scudéri in ihrem Heimathlande genossen, einigermaßen dem Umstande zuschreiben, daß sich darin eine so große Zahl lebender Personen geschildert fand. Jeder wünschte zu wissen, was von seinen Bekannten gesagt wurde, und eine wirkliche oder eingebildete Aehnlichkeit zu entdecken; die Hofdamen sahen mit hohem Vergnügen in dem Ibrahim oder der Clélie schmeichlerische Porträts ihrer Schönheit und vielleicht auch hofften sie durch dieselben ihre Reize der Nachwelt überliefert zu sehen. Der Ruf dieser Romane war daher eben so vergänglich wie die Schönheit oder wenigstens wie das Dasein derjenigen Personen, deren Aeußeres oder Inneres sie schilderten. Die Menschen fühlen sich nur wenig angezogen durch die Augen oder die Augenbrauen antiquierter Koketten und die Werke, worin dieselben gefeiert wurden, zeigten sich bald in jener Langweiligkeit, welche nur durch ein temporäres Interesse belebt worden war; denn nachdem dieses verloren gegangen, blieb nichts als eine im höchsten Grade spiritualisierte Liebe, welche mit einer wirklichen Leidenschaft gar keine Aehnlichkeit hatte, und als Sitten, welche nur einer idealen Welt angehörten. Auch die chevaleresken Gefühle, welche während der Jugend Ludwigs XIV in einer feinern und galantern Form wieder aufgelebt waren, hatten sich abgenutzt und ihr Verfall mußte auch den durch dieselben hervorgerufenen und genährten Werken verderblich sein. Das schöne Geschlecht wurde nicht länger vergöttert und jene Tage waren verschwunden, wo der Herzog von Rochefoucault den Einfluß der Reize seiner Geliebten also schildern konnte:

> Pour mériter son coeur, pour plaire à ses beaux yeux,
> J'ai fait guerre à mon roi, je l'aurois faite aux Dieux [419]).

Außerdem trug auch die Weitschweifigkeit und der Umfang dieser Erzeugnisse nicht wenig dazu bei, daß sie in Vernachlässigung geriethen, als kürzere und lebendigere Werke in großer Menge auftauchten und die Damen nicht länger Zeit hatten, ihre Aufmerksamkeit anderthalb Jahre lang der Geschichte einer schönen Aethiopierin zu widmen.

Zu all' diesem kommt aber noch der Umstand, daß die Heldenromane, als ihr Ansehen schon in Verfall gerieth, von einem Geiste angegriffen wurden, der beinahe demjenigen gleich kam, welcher früher die Ritterromane durch seinen Spott zum Sturze gebracht hatte. Molière's Precieuses Ridicules erschien 1659, als die heroischen Romane noch zu sehr beliebt waren, um so leicht in Miskredit gebracht werden zu können; Boileau's Satyre hingegen, welche den Titel führt: „Les Héros de Roman, Dialogue," obwohl um dieselbe Zeit verfaßt, kam gleichwohl erst nach dem Tode des Fräuleins von Scudéri heraus, welcher 1701

erfolgte, zu welcher Zeit der Ruf ihrer Romane im Sinken war und durch den Spott Boileau's wahrscheinlich noch mehr erschüttert wurde. Letzterer erzählt, daß er in seiner Jugend, wo diese Werke Mode waren, sie mit hoher Bewunderung durchlas und als Meisterstücke der Sprache betrachtete. Als sich jedoch sein Geschmack berichtigte, sah er die Ungereimtheiten derselben ein und verfaßte den erwähnten Dialog, von dem er sagt, es wäre le moins frivole ouvrage, qui soit encore sorti de ma plume. Der Schauplatz in diesem Werke ist das Reich des Pluto, der sich bei Minos beklagt, daß die von der Oberwelt kommenden Schatten keinen Menschenverstand mehr besäßen, daß sie alle nur galante Reden führten und der Proserpina vorwürfen, sie hätte l'air bourgeois. Während dieser Unterhaltung bringt Rhadamanthus die Nachricht, daß die ganze Hölle sich in Aufruhr befände, daß er Prometheus in Freiheit getroffen hätte mit dem Geier auf der Faust, daß Tantalus berauscht wäre und Irion eben einer der Furien Gewalt angethan hätte. Cyrus, Alexander und andere Helden werden daher aus den elysäischen Feldern herbeigeholt um den Aufstand zu unterdrücken; sie erscheinen in Begleitung ihrer Geliebten und die Satyre auf die heroischen Romane ist in der Uebertriebenheit und Affektation ihrer Gefühle und Sprache enthalten [460].

Es scheint nicht nothwendig, daß wir weiter untersuchen, aus welchen Gründen die heroischen Romane ihr Ansehen verloren, da vielmehr einem jetzigen Leser die temporäre Gunst, welche sie genossen, unerklärlicher vorkommen mag, als der Verlust derselben. Aehnliche Ursachen trugen übrigens dazu bei, auch den Hirtenroman unbeliebt zu machen, und mit Ausnahme der Werke Florian's begegnet man in neuerer Zeit keiner irgend bedeutenden Nachahmung dieser Gattung von Erzeugnissen. Die geistlichen Romane, deren Zweck es war Geschmack an den ascetischen Tugenden einzuflößen, geriethen in Folge der zunehmenden Aufklärung in Verachtung; die politischen Romane endlich hatten nie eine bedeutende Klasse von Dichtungen ausgemacht und in der neuern Zeit hat man Werke wie die Utopia oder Argenis eben nicht oft nachgeahmt.

Dreizehntes Capitel.

Moderner französischer Roman. — Feeenmärchen. — Voyages Imaginaires.

Der menschliche Geist scheint jederzeit irgend eine Gattung von Dichtungen zu seiner Erholung und Unterhaltung zu bedürfen und wir haben bisher immer gesehen, daß kaum eine Klasse derselben verschwunden war, als auch schon eine neue auftauchte. Der Verfall, in welchen das Ansehen der Ritterbücher gerieth, rief die mannigfachen Arten romantischer Erzeugnisse hervor, mit denen wir uns zuletzt beschäftigt haben, und die verschiedenartigen Ursachen, welche jenen Verfall bewirkten, gaben wiederum indirekt Veranlaßung zu den neuen Arten von Dichtungen, welche gegen Ende des siebzehnten und in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich herrschend wurden.

Man kann dieselben meiner Meinung nach in vier Klassen theilen; 1) die, welche eine geschichtliche Grundlage haben, wie z. B. Les Exilés de la Cour d'Auguste und die zahlreichen Werke über die Liebeshändel der französischen Monarchen von dem ersten Merovinger bis auf den letzten Bourbon; 2) Romane wie die Marianne, Gil Blas, Héloise u. s. w., deren Ereignisse, ob ernsthaft oder komisch, gänzlich erdichtet sind; 3) eine Art Romane von moralischer oder satyrischer Tendenz, wo Fremde in den verschiedenen Ländern Europa's umherreisen und die Sitten der Einwohner beschreiben. Zu dieser Klasse gehören Werke wie der Espion Turc, deren Stoff theils erdichtet, theils wahr ist. Die Reise und die handelnden Personen nämlich sind der Phantasie entsprungen, von den Sitten und Gebräuchen hingegen wird eine richtige Schilderung wenigstens beabsichtigt; und endlich 4) Feeenmärchen, zu denen man auch noch die französischen Nachahmungen der morgenländischen Märchen und die Voyages Imaginaires rechnen kann.

1) Der Zweck des historischen Romans ist der, den Lehren der Moral das mächtige Gepräge der Erfahrung und des Beispiels aufzudrücken. Man glaubte, daß die Abenteuer allgemein bekannter Helden, wenngleich zum Theile erdichtet oder der Vermuthung entnommen, einen tiefern Eindruck hervorbringen würden, als die Geschichte einer erdichteten Person. In den meisten Erzeugnissen dieser Gattung jedoch werden wir entweder durch ein zu großes Detail bereits bekannter Ereignisse ermüdet, oder nehmen Anstoß an der offenbaren Verletzung der geschichtlichen Wahrheit. —

Die politischen und die Liebesintriguen des französischen Hofes haben zu einer großen Zahl Werke dieser Klasse den Stoff hergegeben, die in der Zeit, von welcher wir jetzt sprechen, erschienen. Zwar kam bereits im Jahre 1517 ein Roman heraus, welcher den König Chlotar und dessen

vier Gemahlinnen zum Gegenstande hatte [101]); jedoch scheint diese Art von Dichtungen dem Geschmacke jener Periode nicht entsprochen zu haben und es vergieng eine lange Zeit, ehe sie weiter bearbeitet wurde. Um die Mitte des folgenden Jahrhunderts gab de la Tour Hotman die Histoire Celtique heraus, in welcher, wie man sagt, die wichtigsten Handlungen der französischen Monarchen skizziert sind, jedoch nur so schwach und unbestimmt, daß Diejenigen, welche die französische Geschichte nicht genauer kennen, keine Uebereinstimmung in den Ereignissen zu finden vermögen. Endlich jedoch erschienen im Jahre 1695 die Intrigues Galantes de la cour de France, welche ursprünglich von Sauval geschrieben, später aber von dem Herausgeber Vanel durchgesehen und vermehrt wurden. In diesem Werke, welches die Geschichte der Liebeshändel der französischen Könige vom Anfange der Monarchie bis auf Ludwig XIV enthält, wird derjenigen Leidenschaft, die ohne Zweifel in Frankreich einen großen Einfluß auf Staatsangelegenheiten gehabt hat, dieser auch im reichsten Maße zugeschrieben; so treibt nur sie allein die merovingische Königsfamilie zu gränzenlosen Gräuelthaten an, sie allein veranlaßt Karl VII die Freiheit seines Landes zu erringen und sie allein auch bestimmt unter den späteren Regierungen die Entscheidungen des Kabinets und die Gunstbezeugungen der Krone.

Außer dieser allgemeinen Geschichte bildet die Regierung fast jedes Monarchen insbesondere den Gegenstand eines Liebesromanes. So haben wir Anecdotes de la Cour de France sous le Règne de Childeric, welche 1736 erschienen und fälschlich dem Grafen Hamilton zugeschrieben werden. Auch die Liebeshändel der blutdürstigen und lasterhaften Fredegunde, der Geliebten Chilperichs, haben den Stoff zu vielen Romanen hergegeben. Madame de Lussan schrieb Anecdotes de la cour de Philippe Auguste, Memoires Secrètes des Intrigues de la cour de François le Premier u. s. w. Die Ereignisse der Regierung des letztern Fürsten, die sich für romantische Bearbeitung so ganz besonders eignen, sind der Gegenstand noch anderer Werke ähnlicher Art gewesen; so hat Gräfin Murat, die Verfasserin der Feenmärchen, einen Roman geschrieben, betitelt La Comtesse de Chateaubriant, welche Dame die Geliebte jenes Königs war. Les Amours du Grand Alcandre von der Prinzessin Conti schildern die fortwährenden Galanterieen Heinrichs IV und haben in Frankreich entweder wegen ihres inneren Werthes oder des interessanten Charakters des Helden oder des hohen Ranges der Verfasserin große Berühmtheit erlangt. Die Werke, welche die Liebeshändel Ludwigs XIII zum Gegenstande haben, sind, wie man erwarten kann, meist satyrisch. Diejenigen, welche sich auf Ludwig XIV beziehen, sind in einen dichten Schleier der Dichtung gehüllt, wie dieß der Umstand, daß sich die Liebeshändel erst kurz vorher zugetragen und die betreffenden Personen oder doch wenigstens ihre unmittelbaren Nachkommen noch lebten, auch erwarten läßt.

Andere Schriftsteller dieser Periode haben ihren Stoff älteren Zeiten entnommen. Les Femmes Galantes de l'Antiquité von Serviez, welche im Jahre 1726 erschienen, beginnen mit den vielfachen Liebeshändeln der heidnischen Gottheiten. Alles Wunderbare in der Mythologie ist weggelaßen und die Stelle desselben mit lauter der Phantasie des Verfassers entsprungenen Liebesabenteuern ausgefüllt worden. Io, Semele u. s. w. treten in den ersten drei Bänden auf; Sappho und andere Frauen, welche sich mit sterblichen Liebhabern begnügten, bilden den Stoff der folgenden. Wie in den Romanen, die sich auf die französische Geschichte gründen, wird jedes Ereigniß in diesem Werke der Liebe zugeschrieben; ja der Verfasser erklärt sogar, es sei seine Absicht zu zeigen, daß die wunderbaren Unternehmungen und unglaublichen Revolutionen, von denen die alte Geschichte erzählt, in Wahrheit keine andere Triebfeder hatten, als das Rachegefühl eines verschmähten Nebenbuhlers oder den Befehl einer gebieterischen Geliebten.

Serviez ist auch der Verfasser von Les Impératrices Romaines, worin er mit den vier Frauen Cäsars beginnt und mit der Vermählung Constantins schließt. Die meisten der darin erzählten Anekdoten gründen sich zum Theil auf Thatsachen, zu denen indeß der Verfasser ganz nach Belieben vielfache Umstände hinzugedichtet hat, obwohl er, wenn es seine Absicht war, die Abscheulichkeiten des Lasters in ihrer größten Mannigfaltigkeit und unbeschränktesten Ausdehnung zu schildern, wie man aus seiner Wahl eines solchen Gegenstandes wohl muthmaßen kann, der Ausschmückungen der Phantasie gar nicht bedurft hätte. Dieß Werk erschien zuerst unter dem Titel

Les Femmes des Douze Césars; da es jedoch später fortgesetzt wurde, so kam es 1728 unter dem Titel heraus, den es jetzt trägt.

Dem letztgenannten Werke ähnlich sind Les Exilés de la Cour d'Auguste der Madame Jardins, welche nach ihrer zweiten Verheirathung den Namen Villedieu führt [† 1683]. In diesem Romane spielt natürlich Ovid eine Hauptrolle. Auch andere vornehme Römer folgen ihm an den Ort seiner Verbannung, woselbst sie ihm sowohl die Geschichte ihrer eigenen Unglücksfälle als auch die Ereignisse, welche sich in Rom während seines Exils zugetragen haben, erzählen.

Alle bisher erwähnten Werke gründen sich auf die Geschichte, auf Vermuthung und auf die Phantasie. Die meisten derselben sind voll galanter Abenteuer, wobei freilich die Verfasser behaupten, daß die Sache der Moralität durch die daraus entspringenden Betrachtungen gefördert werde. Es findet sich in diesen Erzeugnissen nur wenig Empfindung oder Charakterschilderung, und Wahrheit und Dichtung sind auf eine nicht angenehme Weise vermischt. Auch wird für die Abweichungen von ersterer durch die Ausschmückungen der letztern kein Ersatz geleistet und der Leser vergiebt daher nur schwer die Abänderungen geschichtlicher Thatsachen, da er für dieselben keine Ereignisse eingeflochten findet, deren Schmuck den Mangel an geschichtlicher Wirklichkeit weniger empfinden ließe.

2) Obgleich der berühmte Roman

La Princesse de Clèves

einigermaßen historisch ist und daher, namentlich seinem Anfange nach, zu derjenigen Gattung von Erzeugnissen gehört, mit denen wir uns so eben beschäftigt haben, so kann man ihn gleichwohl für die früheste jener schönen gänzlich erdichteten Schöpfungen halten, deren Absicht es ist, natürliche Ereignisse als auf natürlichem Wege geschehen zu schildern, welche ohne die Hülfe des Wunderbaren das Interesse lebendig zu erhalten wissen und in denen das menschliche Leben erscheint, wie es ist, indem es nur durch solche Ereignisse, die sich alltäglich in der Welt zutragen, Abwechslung erhält und nur durch Leidenschaften bewegt wird, welche wir in unserm Umgange mit den Menschen wirklich antreffen.

Von diesem Gesichtspunkte aus bildet die Prinzessin von Clèves gewissermaßen eine Aera in der Geschichte der Literatur. Die Verfasser der Romane de longue haleine, ja sogar die meisten der gleichzeitigen Liebesdichter scheinen nur selten das Herz befragt zu haben und vermochten daher auch nur selten es zu rühren. Ihren Liebhabern liegt, wie es scheint, mehr daran, neue und sinnreiche Gedanken zu erfinden als ihre Geliebten für sich einzunehmen, so wie allerdings letztere wieder von der Art sind, daß sie kein Recht haben mehr zu erwarten als Wortspiele, Bombast oder überschwängliches Geschwätz. Die Gräfin de la Fayette[462]), die Verfasserin der Princesse de Clèves, zog endlich die menschlichen Leidenschaften in ihren Kreis, und wenn auch ihre Helden und Heldinnen noch immer Prinzen und Prinzessinnen sind und die Katastrophe des Ganzen vielleicht noch zu sehr an die Manier der alten Schule erinnert, so hat sie dennoch ein Werk hervorgebracht, welches zugleich würdevoll und zärtlich ist, so wie voll von interessanten Charakterschilderungen und Ereignissen.

Der Schauplatz dieser letztern ist an den Hof Heinrichs II von Frankreich verlegt und die Zeit fällt in den Schluß der Regierung dieses Monarchen. Die Verfasserin beginnt mit der Schilderung der verschiedenen Personen an jenem Hofe und zeichnet ihre Charaktere und politischen Absichten mit aller Wahrheit der Geschichte. Es befindet sich unter diesen auch Maria Stuart, die unglückliche Königin von Schottland und wir sind so gewöhnt sie in Kummer und Elend zu sehen, daß wir eine gewisse Sympathie und Genugthuung empfinden, sie auch in der Lust und Fröhlichkeit der Jugend zu schauen.

Unter den Prinzen und Herren am Hofe Heinrichs zeichnete sich der Herzog von Nemours durch Schönheit und Galanterie ganz besonders aus; ja sein Ruf in dieser Beziehung ist so hoch, daß ein Gesandter, den Heinrich absendet um der Königin Elisabeth bei ihrer Thronbesteigung Glück zu wünschen, sie für denselben ganz eingenommen findet und Heinrich ihn ermahnt, sein Glück bei ihr zu versuchen. Der Herzog schickt daher einen Vertrauten ab, welcher untersuchen soll, ob irgend ein Grund zur Hoffnung vorhanden sei, und stattet inzwischen dem Herzoge von Savoyen einen Besuch ab.

In seiner Abwesenheit langt am Hofe eine junge Schönheit an, welche alle andern Schönheiten verdunkelt. Sie war die einzige Tochter

der Frau von Chartres, einer Wittwe vom höchsten Range, und von ihrer Mutter, welche ihr die edelsten Gefühle der Reinheit, Würde und Sitte eingeflößt hatte, in einer fernen Provinz erzogen worden. Bei ihrer Ankunft am Hofe sammelt sich um sie eine große Zahl der ausgezeichnetesten Bewerber, die durch ihre Schönheit, ihren Reichthum und Rang angezogen werden. Endlich wählt sie auf den Rath ihrer Mutter den Prinzen von Clèves, einen jungen Mann von den vortrefflichsten Eigenschaften, der, ohne ihren Rang und Reichthum zu kennen, sich bei einem zufälligen Zusammentreffen mit ihr in sie verliebt hatte. Jedoch fühlte er sich troß des Besitzes seiner schönen Gemahlin, die er leidenschaftlich anbetete, nicht vollständig glücklich. Er wußte nämlich, daß sie für ihn keine anderen Gefühle hegte, als die der höchsten Achtung und Ehrfurcht, und da so noch etwas mehr als Besitz vorhanden war, was er noch nicht besaß, so genoß er die Rechte eines Gatten, ohne daß er dabei aufhörte ein Liebhaber zu sein.

Inzwischen schienen die Absichten des Herzogs von Nemours auf den englischen Thron zu ihrer Verwirklichung nur seine Gegenwart zu verlangen; ehe er sich jedoch nach London begiebt, kehrt er erst nach Paris zurück, um bei der Vermählung der Prinzessin Claude von Frankreich gegenwärtig zu sein. Bei seinem Eintritte in den Ballsaal befiehlt der König der Prinzessin von Clèves und dem Herzoge, die sich bei dieser Gelegenheit zum ersten Male sehen, daß sie mit einander tanzen sollen, ohne daß er sie erst einander vorzustellen für nöthig erachtet.

Der Herzog verliebt sich alsbald in die Prinzessin im höchsten Grade und giebt jeden Gedanken an England und seine frühere Geliebte auf. Er verbirgt gleichwohl seine Leidenschaft vor seinen vertrautesten Freunden und gesteht sie sogar der Prinzessin selbst nicht, giebt ihr aber zugleich zahlreiche Beweise von der Größe seiner Liebe und Bewunderung, so daß er ihr, ohne auch nur das feinste Zartgefühl zu beleidigen, gleichwohl beweist, daß es nie eine heftigere Leidenschaft gegeben habe oder die mehr im Stande gewesen sei die größten Opfer zu bringen. Dieß nun äußert sich in einzelnen Umständen, welche einen der interessantesten Theile des Romanes ausmachen und vielleicht von der Art sind, daß nur eine Frau sie so trefflich schildern konnte. Die Prinzessin wird unwillkürlich gerührt und der Tod ihrer Mutter, welcher um diese Zeit eintritt, macht sie noch hülfloser. Endlich entdeckt sie, daß der Herzog ihr nicht mehr gleichgiltig ist, und daß alles was sie jetzt thun kann, darin besteht, ihn so sehr zu vermeiden wie möglich und sich von der Welt zurückgezogen zu halten.

Der Prinz von Clèves war indeß viel bei Hofe und wünschte auch seine Gemahlin dort zu sehen, so daß es ihm im höchsten Grade leid that, diesen Hang zur Einsamkeit bei ihr zu bemerken. Da sie jedoch jederzeit fürchten muß, den Herzog nicht nur bei Hofe, sondern sogar in ihrem eigenen Hause zu sehen, indem er ein Freund ihres Gemahls ist, so bewegt sie endlich Letztern dazu, daß er ihr erlaubt, sich auf's Land zurückzuziehen. Sie begiebt sich daher nach Colomiers, einem schönen Landsitze des Fürsten, eine Tagereise von Paris. Der Herzog von Nemours vernimmt, daß sie sich dort aufhält, und da seine Schwester, die Herzogin von Mercoeur, in der Nachbarschaft wohnt, so beschließt er seine Schwester in Begleitung des Vidome von Chartres zu besuchen, welcher letztere sein vertrautester Freund und ein naher Verwandter der Prinzessin von Clèves ist.

Eines Tages trennt der Herzog sich auf der Jagd von seinen Begleitern und gelangt, in dem Walde umherirrend, nach einem Pavillon in der Nähe von Colomiers. Er tritt hinein, und während er denselben genauer in Augenschein nimmt, sieht er den Prinzen von Clèves und dessen Gemahlin darauf zukommen. Durch eine gewisse Schüchternheit und Schuldgefühl getrieben, zieht sich der Herzog, um nicht gesehen zu werden, in eins der Zimmer des Pavillons zurück, während jene beiden sich außerhalb der Säulenhalle niederlaßen, so daß er es nicht vermeiden kann ihre Unterhaltung mit anzuhören. Der Prinz dringt in seine Gemahlin, an den Hof zurückzukehren, sagt ihr, daß sie trauriger ist als gewöhnlich und daß irgend ein großer Wechsel eingetreten oder ein wichtiger Grund vorhanden sein müße, daß sie den Hof so sehr meide. Endlich heftig bedrängt und in der Meinung daß ein direktes Geständniß ihren Gemahl veranlaßen würde ihr zu gestatten, daß sie den ihr drohenden Gefahren zu entkommen suche, theilt sie ihm ihre Befürchtungen mit. Der Prinz geräth hierbei in die größte Niedergeschlagenheit, denn er hatte bisher seinen größten Trost in dem Gedanken gefunden, daß wenn seine Gemahlin ihn auch nicht leidenschaft-

lich liebe, dieß doch nur daher käme, weil ihr Herz für Leidenschaft unempfänglich wäre. „— Et qui est-il, Madame, cet homme heureux, qui vous donne cette crainte? Depuis quand vous plaît-il? qu'a-t-il fait pour vous plaire? quel chemin a-t-il trouvé pour aller à votre coeur? — Je m'estois consolé en quelque sorte de ne l'avoir pas touché par la pensée qu'il estoit incapable de l'estre: cependant un autre fait ce que je n'ay pu faire; j'ay tout ensemble la jalousie d'un mari et celle d'un amant; mais il est impossible d'avoir celle d'un mari après un procédé comme le votre — mais vous me rendez malheureux par la plus grande marque de fidélité que jamais une femme ait donnée à son mari."

Der Fürst bemüht sich jedoch vergebens, den Gegenstand ihrer Befürchtungen zu erfahren. „Il me semble, repondit-elle, que vous devez estre content de ma sincerité: ne m'en demandez pas davantage et ne me donnez point lieu de me repentir de ce que je viens de faire; contentez-vous de l'assurance que je vous donne encore, qu'aucune de mes actions n'a fait paroistre mes sentimens et que l'on ne m'a jamais rien dit, dont j'aye pu m'offenser."

Endlich läßt sich die Prinzessin bewegen an den Hof zurückzukehren und ihr Gemahl, der noch immer den Gegenstand ihrer Zuneigung und Befürchtungen kennen zu lernen wünscht, macht endlich durch eine List ausfindig, daß es der Herzog von Nemours ist. Hierauf folgen vielfache Details, welche sämmtlich auf bewunderungswürdige Weise zu der Entwickelung der Geschichte beitragen, die man aber in ihrer Ausführlichkeit lesen muß. Nach dem tragischen Tode Heinrichs, von welchem wie von dessen politischen Wirkungen das Werk eine vortreffliche Schilderung gewährt, begeben sich der Prinz von Clèves und der Herzog von Nemours zur Krönung des jungen Königs nach Rheims. Inzwischen zieht sich die Prinzessin auf ihren Landsitz Colomiers zurück, woselbst sie von einer Dame besucht wird, welche bei ihrer Rückkehr der Königin in Gegenwart des Prinzen von Clèves und des Herzogs von Nemours das einsame Leben der Prinzessin schildert und wie entzückende Abende sie in Gesellschaft der letztern in einem schönen Pavillon im Walde zugebracht habe. Der Herzog erinnert sich des Ortes und beschließt sich dorthin zu begeben, in der Hoffnung die Prinzessin vielleicht sprechen zu können, während der Prinz, welcher aus einigen Fragen, die der Herzog an die Dame richtet, die Absicht desselben erräth, das Benehmen desselben zu beobachten beschließt.

Am folgenden Tage beurlaubt sich der Herzog, als wolle er nach Paris gehen, begiebt sich aber nach Colomiers und der Prinz schickt ihm einen Vertrauten nach. Dieser folgt dem Herzog in den Wald und sieht wie er, obwohl es schon Nacht ist, über ein hohes Pfahlwerk in den Blumengarten springt, in welchem der Pavillon stand. „— Les Palisades estoient fort hautes et il y en avoit encore derrière pour empescher qu'on ne pust entrer; en sorte qu'il estoit assez difficile de se faire passage. Monsieur de Nemours en vint à bout néanmoins. Sitôt qu'il fut dans ce jardin il n'eut pas de peine à demêler où estoit Madame de Clèves; il vit beaucoup de lumières dans le cabinet, toutes les fenestres en estoient ouvertes, et en se glissant le long des palissades, il s'en approcha avec un trouble et une émotion qu'il est aisé de se répresenter. Il se rangea derrière une des fenestres, qui servoient de porte, pour voir ce que faisoit Madame de Clèves. Il vit qu'elle estoit seule; mais il la vit d'une si admirable beauté qu'à peine fut-il maistre du transport que luy donna cette vue. Il faisait chaud et elle n'avoit rien sur sa tête et sur sa gorge que ses cheveux confusement rattachez. Elle estoit sur un lit de repos avec une table devant elle, où il y avait plusieurs corbeilles pleines de rubans; elle en choisit quelques uns et Monsieur de Nemours remarqua que c'estoit des mêmes couleurs qu'il avait portées au tournois. Il vit qu'elle en faisait des noeuds à une canne des Indes fort extraordinaire, qu'il avoit donnée à sa soeur, à qui Madame de Clèves l'avoit prise sans faire semblant de la reconnoitre pour avoir esté à Monsieur de Nemours. Après qu'elle eut achevé son ouvrage avec une grace et une douceur qui répandoient sur son visage les sentimens qu'elle avoit dans le coeur, elle prit un flambeau et s'en alla proche d'une grande table vis-à-vis du tableau du siége de Mets où estoit le portrait de Monsieur de Nemours; elle s'assit et se mit à régarder ce portrait avec une attention et une reverie que la passion seule peut donner."

„On ne peut exprimer ce que sentit Monsieur de Nemours dans ce moment. Voir au

milieu de la nuit dans le plus beau lieu du monde une personne qu'il adoroit, la voir sans qu'elle sceust qu'il la voyoit et la voir toute occupée de choses, qui avoient du raport a luy et à la passion qu'elle luy cachoit; — c'est ce qui n'a jamais esté goûté ny imaginé par nul autre amant."

Während der Herzog näher herantreten will um die Prinzessin genauer zu betrachten, verwickelt er sich mit der Schärpe und Madame de Clèves, welche sich bei dem Geräusch umkehrt, entdeckt halb und halb den Herzog, worauf sie alsbald zu ihren Frauen eilt, die sich in einem anstoßenden Zimmer befinden. Der Herzog hält sich die Nacht hindurch in der Nähe des Pavillons auf und kehrt des Morgens nach dem Dorfe zurück, nicht weit von welchem der Emissär des Prinzen sich verborgen hält. Des Abends begiebt er sich wieder nach dem Pavillon, wohin ihm jener folgt; er findet ihn jedoch verschlossen und die Prinzessin nicht mehr da. Während des übrigen Theiles der Nacht irrt der Herzog wiederum trostlos umher und verläßt den Wald erst beim Anbruche des Tages.

Der Emissär kehrt nun nach Rheims zurück und erzählt seinem Gebieter die verdächtigen Umstände, von denen er Zeuge gewesen. Bei Anhörung dieser Nachricht wird der Prinz alsbald von einem heftigen Fieber ergriffen; seine Gemahlin eilt zu ihm und es findet eine rührende Unterhaltung Statt; er theilt ihr mit, daß ihr Benehmen ihm das Herz gebrochen habe, und obgleich es ihr zum Theile gelingt seinen Verdacht zu verscheuchen, so giebt er doch bald darauf den Geist auf.

Der Kummer der Prinzessin ist unaussprechlich, während der Herzog inzwischen die schüchternste, ehrfurchtvollste und heftigste Liebe an den Tag legt. Hierauf findet eine Zusammenkunft und bewunderungswürdige Unterhaltung statt, in welcher die Prinzessin, nachdem sie ihm ihre Zuneigung gestanden, auf ihren Entschluß, Wittwe zu bleiben, beharrt; und zwar aus dem doppelten Grunde, weil sie den Herzog immerdar als den betrachten müsse, der theilweise den Tod ihres Gemahls veranlaßt habe, und dann weil seine Liebe zu ihrem Glücke so unentbehrlich sei, daß sie fürchtete, sie könnte ihr durch eine eheliche Verbindung verloren gehen und am Ende durch seine Eifersucht oder Kälte gequält werden. Sie zieht sich hienach auf ihre Güter in der Nähe der Pyrenäen zurück, woselbst sie in eine lange Krankheit fällt. Nachdem sie genesen, beharrt sie auf ihrem Entschluß, ihn nie wieder zu sehen oder Briefe von ihm zu empfangen, und verbringt den Rest ihres Lebens in Uebungen der Andacht und Mildthätigkeit. — „Elle passoit une partie de l'année dans cette maison religieuse et l'autre chez elle; mais dans une rétraite et dans des occupations plus saintes que celles des couvents les plus austéres, et sa vie, qui fut assez courte, laissa des exemples de vertu inimitables."

Man wird vielleicht in keinem andern Erzeugnisse der Literatur eine richtigere Schilderung der Natur der Liebe finden als in dem, welches wir so eben besprochen. Der Umstand, daß eine verheirathete Frau der Gegenstand derselben ist, würde einen Tadel des Werkes begründen, wäre derselbe nicht einigermaßen nothwendig, um den Triumph der Vernunft und Tugend über die Leidenschaft zu zeigen. Die Herzensreinheit und das würdevolle Benehmen der Prinzessin von Clèves sind auf bewunderungswürdige Weise geschildert und bilden einen auffallenden Gegensatz gegen die Galanterie und Immoralität ihrer Umgebung. Hätte die Verfasserin dieses Werkes zu einer andern Zeit gelebt, so wäre wahrscheinlich auch nicht ein einziger tadelnswürdiger Zug in dasselbe aufgenommen worden; zur Zeit Ludwigs XIV jedoch wurde dieser Monarch als ein Muster der Vollkommenheit betrachtet und seine Mängel und Laster galten als nachahmenswerth. Einige Beispiele dieser Denkart finden sich daher auch in diesem Werke wieder und besonders scheint eine königliche Maitresse für eine ehrenwerthe, würdige Person zu gelten. So z. B. spricht die stolze und tugendhafte Frau von Chartres zu ihrer Tochter auf folgende Weise von der Leidenschaft Heinrichs II für die Herzogin von Valentinois: — „Il est vray que ce n'est ni le merite ni la fidelité de Madame de Valentinois qui a fait naître la passion du Roy ni qui l'a conservée et c'est aussi en quoy il n'est pas excusable; car si cette femme avoit eu de la jeunesse et de la beauté jointe à sa naissance; qu'elle eust eu le merite de n'avoir jamais rien aimé; qu'elle eust aimé le Roy avec une fidelité exacte; qu'elle l'eust aimé par rapport à sa seule personne sans interest de grandeur ni de fortune et sans se servir de son pouvoir que pour des choses honnestes ou agréables au Roy mesme; il faut avouer qu'on auroit eu de la peine à

s'empescher de louer ce Prince du grand attachement qu'il a pour elle." Ungeachtet dieser lockern Moral in Betreff der königlichen Liebeshändel, welche allerdings auch auf das Privatleben Einfluß gehabt haben muß, findet man gleichwohl in der ganzen Anlage, den Gedanken und der Sprache dieses Werkes eine gewisse chevaleréske Hoheit im Vereine mit einer gewissen Zartheit der Empfindungen und Gefühle, welche den Leser im höchsten Grade anziehen. Die geschichtlichen Einzelheiten sind gewöhnlich richtig und die Episoden mit großer Kunst eingeflochten, so daß sie nie den Effekt der Haupterzählung stören. Mit einem Worte, dieses vortreffliche Werk besitzt die ganze Würde der alten Romane, ohne deren Weitschweifigkeit oder lächerlichen Schwulst und vereint die ganze Zartheit und Genauigkeit der Zeichnung, wie man sie in den neuern Romanen findet, mit einer gewissen feudalen Stattlichkeit und Majestät, wie sie in einer höhern Region der Literatur in den Werken Bossuet's und Corneille's hervortritt.

Die Gräfin de La Fayette ist auch Verfasserin der

Z a y d e,

eines sehr schönen und interessanten Romans, welcher der Princesse de Clèves ähnlich ist, sich jedoch unglücklicherweise in seinen Ereignissen und Charakteren der alten Schule zu sehr nähert.

Gonsalvo, ein vornehmer Spanier, voll Unwillen über die Behandlung, die ihm an dem Hofe zu Leon widerfährt, über die Undankbarkeit seines Fürsten, den Verrath eines Freundes und die Untreue einer Geliebten, zieht sich in eine entlegene Gegend Kataloniens zurück und findet zufällig Aufnahme in dem Hause des Alfonso, eines navarresischen Granden, der wegen des Unglückes, das er durch übertriebene und grundlose Eifersucht über sich selbst und über diejenigen, welche er am zärtlichsten liebte, gebracht hatte, sein Leben in Einsamkeit zubringt. Das gemeinschaftliche Trübsal knüpft ein festes Freundschaftsband zwischen Gonsalvo und Alfonso; sie beschließen in Gesellschaft unglücklich zu sein, und dieß giebt der Verfasserin Gelegenheit, die Wirkungen und die Stärke der Leiden, welche uns Andere mit denen, die wir uns selbst verursachen, in Kontrast zu bringen.

Eines Tages während Gonsalvo am Meeresufer wandelt, erblickt er das Wrack eines Schiffes und nicht weit davon ein Frauenzimmer in bewußtlosem Zustande. Sie wird in die Behausung des Alfonso gebracht und erholt sich bald nachher. Zwischen Gonsalvo und dieser Dame, welche sich als eine maurische Prinzessin erweist und die Heldin dieses Romans ist, entspinnt sich eine gegenseitige Liebe. Indem sie nun an einer einsamen Küste leben und Keiner des Andern Sprache versteht, giebt diese ihre eigenthümliche Lage Gelegenheit zu einer anziehenden Schilderung der Empfindungen und des gegenseitigen Verständnisses der Leidenschaft, welche weit interessanter ist, als die folgenden Abenteuer dieser Geschichte.

Der Roman Zayde steht der Princesse de Clèves einigermaßen nach; von beiden Werken zusammengenommen kann man indeß wohl sagen, daß sie eine neue Aera auf dem Gebiete der romantischen Erzählungen begründet und den glücklichsten Wechsel, dem wir bis jetzt noch im Laufe unseres Ueberblickes begegnet sind, bewirkt haben. Die Romane der Gräfin de La Fayette waren nach dem Ausdrucke Voltaire's „les premiers où l'on vit les moeurs des honnêtes gens et des aventures naturelles décrites avec grâce. Avant elle on écrivoit d'un style empoulé des choses peu vraisemblables." [Siècle de Louis XIV t. 1. Ecrivains du Siècle etc. s. v. La Fayette]. Wir werden daher finden, daß von nun an der alte Romanstyl gänzlich verlaßen wurde und die Verfasser erdichteter Erzählungen sich jetzt ebensowenig der Maschinerie des Ritterromans als der Mittel der heroischen Romane bedienen durften. Sie konnten nicht länger eine Heldin durch Riesen oder Ritter entführen oder aus der Gefangenschaft befreien laßen; sie versuchten nicht länger durch unnatürliche oder übertriebene Schilderungen zu gefallen, sondern wetteiferten mit einander in der richtigen Darstellung des menschlichen Charakters und der Sitten des wirklichen Lebens und die größere oder geringere Annäherung ihrer Werke zu diesem Ziele galt nun als das Kriterium ihres Werthes.

Nach dieser wichtigen Revolution des Geschmacks sind die bedeutendsten Romane, welche in Frankreich erschienen, die Vie de Marianne und der Paysan Parvenu, beide von **Marivaux** [403]), von denen ersterer verdientermaßen der berühmtere ist. Er schildert den edlen Stolz der Tugend im Unglück und die Hülfe, welche ihr endlich durch eine nicht minder edle Wohlthäterin zu Theil wird.

Eine Kutsche, in welcher Marianne, die Heldin des Werkes, im Alter von zwei oder drei Jahren mit Personen reist, die man später für ihre Eltern hält, wird von Räubern angefallen, welche alle Passagiere mit Ausnahme des Kindes ermorden. Dieses übergiebt man der Obhut des Pfarrers eines benachbarten Dorfes, der Marianne mit großer Liebe und Sorgfalt bis zu ihrem sechzehnten Jahre auferzieht. Um diese Zeit muß sich die Schwester des Geistlichen zu einem sterbenden Verwandten nach Paris begeben und nimmt Marianne mit sich, um sie auf anständige Weise unterzubringen. Während ihres Aufenthaltes in Paris wird die Schwester des Pfarrers unglücklicherweise krank und stirbt bald darauf. Zugleich auch war Letzterer in Blödsinn gerathen und da sein Vermögen durch die seiner Schwester übersandten Gelder erschöpft worden, so daß Marianne nicht daran denken kann zu ihm zurückzukehren und ihr kein anderer Schutz bleibt als der eines Klostergeistlichen, dem ihre Freundin sie auf ihrem Sterbebette empfohlen hatte. Dieser übergiebt sie dem Herrn von Climal, auf dessen Wohlthätigkeit er ein unbedingtes Vertrauen setzt, der jedoch bei solchen Gelegenheiten seinen Beutel nur zu den ehrlosesten Zwecken zu öffnen pflegt. Er bringt daher Marianne in das Haus einer Madame Dutour, einer Leinwandhändlerin, und während sie sich bei dieser aufhält, offenbaren sich die Absichten ihres scheinheiligen Beschützers. Indem sie nun eines Tages von der Messe in ihre Wohnung zurückkehrt, verrenkt sie sich zufällig den Fuß, und da sie so nicht weiter gehen kann, wird sie in das naheliegende Haus des Herrn Valville gebracht, zwischen welchem jungen Manne und Marianne sich eine gegenseitige Leidenschaft ziemlich plötzlich entspinnt. Herr von Climal, der Oheim des Herrn Valville, tritt eines Tages zufällig in das Zimmer, wo sein Neffe vor Marianne auf den Knieen liegt, so daß er die Nothwendigkeit einsieht, nach der Rückkehr Marianne's in ihre frühere Wohnung seine Bewerbung nachdrücklicher zu verfolgen, welche jedoch Marianne, wie sich von selbst versteht, mit verdoppeltem Unwillen zurückweist. Valville, der jetzt den Aufenthaltsort seiner Geliebten ausfindig gemacht hat, findet auch seinerseits eines Tages seinen Oheim auf den Knieen vor Marianne. Herr von Climal verzweifelt endlich daran die Zuneigung der Letztern zu gewinnen und entzieht ihr seine Unterstützung, worauf die Waise sich wieder an den Klostergeistlichen wendet, der sie ursprünglich an Climal empfohlen hatte. Indem sie ihn jedoch besucht, findet sie den Heuchler bei ihm, der sich bemüht den Priester zu überreden, daß Marianne seine Absichten falsch verstanden und sie wahrscheinlich undankbarerweise in einem unrichtigen Lichte darstellen würde. Unsre Heldin wendet sich daher an die Priorin eines Klosters, und da durch einen glücklichen Zufall eben eine wohlthätige Dame, Namens Miron, sich bei ihr befindet, so wird sie von dieser auf ihre Kosten in dem Kloster untergebracht. Bald nachher erwähnt Madame Miron gegen Marianne, daß sie in der letzten Zeit vielen Kummer gehabt, weil ihr Sohn, Herr Valville, um eines Mädchens willen, die eines Tages wegen eines ihr auf der Straße zugestoßenen Unfalls in sein Haus gebracht worden war, eine sehr vortheilhafte Partie ausgeschlagen habe. Marianne gesteht ihrer Wohlthäterin, daß sie der Gegenstand von Valville's Liebe sei, auch läugnet sie nicht, daß auch sie Neigung für ihn empfinde, jedoch verspricht sie zugleich sich auf jede Weise zu bemühen, damit sie jeden Gedanken an eine so ungleiche Verbindung aus dem Sinn verbanne. Die Betheuerungen Valville's jedoch, daß eine jede andere Heirath sein Glück auf immer vernichten würde, bewegen seine Mutter endlich ihre Zustimmung zu seiner Vermählung mit Marianne zu geben und um der Welt willen beschließt man die Umstände ihrer Kindheit verborgen zu halten. Da diese jedoch gleich zum ersten Male, wo Marianne den Verwandten Valville's vorgestellt wird, durch Madame Dutour, welche unerwartet erscheint, an den Tag kommen, so findet die Heirath bei der Familie ihres Liebhabers vielen Widerspruch. Alle diese Hindernisse werden jedoch endlich besiegt und Alles scheint einem glücklichen Ende entgegen zu gehen; indeß erwarten Marianne noch härtere Prüfungen, als sie bisher schon erfahren hatte. Valville nämlich verliebt sich plötzlich in ein anderes Frauenzimmer und der Roman schließt mitten in der Geschichte einer Nonne, welche sich über ihre eigenen Unglücksfälle des weitern auslaßen will, um so Marianne für die Untreue ihres Bräutigams zu trösten.

Dieser Roman enthält viele sehr interessante Situationen, ist jedoch zugleich auch nicht frei von Unwahrscheinlichkeiten. Man erfährt nie recht, warum Marianne nicht zu dem Pfarrer zurückkehrt und der einzige Grund, der sich dem Leser

darbietet, ist der, daß die Erzählung ihre Anwesenheit in Paris erfordert. Obgleich möglich, so ist es doch nicht sehr wahrscheinlich, daß Climal das Zimmer Valville's gerade in dem Augenblicke betritt, wo dieser vor Marianne auf den Knieen liegt; daß ferner Valville seinerseits seinen Oheim in der nämlichen Stellung findet; daß Marianne den Klostergeistlichen gerade in dem Augenblicke besucht, wo Climal sich bemüht, ihn von ihrem Irrthume zu überzeugen; daß Madame Dutour gerade während der ersten kurzen Staatsvisite Marianne's bei den Verwandten Valville's gleichfalls hinkommt, um einige Waaren zu verkaufen, und daß Valville und dessen Mutter das Zimmer des Geistlichen gerade in den Augenblicke betreten, wo er auf Bitten dieser Verwandten von seinem Ansehen bei Marianne Gebrauch macht und sie zur Aufgabe aller Gedanken an eine Verbindung mit Valville zu bewegen sucht. Und gleichwohl beruhen alle Ereignisse des Romans auf diesen sonderbaren Zufälligkeiten. Auch ist es meiner Meinung nach unzart von Madame Miran und nicht minder unwahrscheinlich, wenn man ihren sonstigen Charakter in Erwähnung zieht, daß sie Marianne zwingt, ihrem Sohne das Unpassende seiner Leidenschaft vorzustellen. Eben so ist der Versuch die näheren Umstände der Jugend Marianne's zu verheimlichen, hoffnungslos und erniedrigend; auch werden nicht diejenigen Maßregeln ergriffen, welche die begründete Aussicht gewähren können, daß sich die Welt in dieser Beziehung würde täuschen laßen. Vor allen Dingen hätte man sich doch wenigstens des Schweigens der Madame Dutour versichern sollen, durch deren Unvorsichtigkeit die Entdeckung hauptsächlich geschieht.

Der Hauptfehler des Romanes liegt jedoch darin, daß er unvollendet ist und der Leser daher unbefriedigt bleibt. Ehe indeß der Schluß in demselben Grad unvollkommener als der zweite Theil der Erzählung geworden wäre, wie dieser dem ersten nachsteht, so hat Marivaux wohl daran gethan sie nicht zu beenden, und seine Indolenz hat seinem Rufe und der Unterhaltung der Nachwelt nur wenig Eintrag gethan.

Es ist also besonders das, was ich früher als die Ausschmückung der Romane bezeichnet habe, worin sich Marivaux ganz besonders auszeichnet. In der Charakterschilderung ist er in der That ohne Gleichen; er hat mit unnachahmlicher Kunst der Unterscheidung die natürliche Güte der Madame Miran und die erhabene Tugend ihrer Freundin, der Madame Dorsin, gezeichnet. Der Charakter der Heldin ist ein gemischter; Eitelkeit scheint ihre Hauptleidenschaft zu sein, jedoch ist sie so natürlich und giebt so wenig Anstoß, daß sie nur ein Lächeln erweckt und nie Verachtung oder Widerwillen oder einen Wunsch sie zu kränken hervorruft. Am glücklichsten aber ist der Verfasser, wenn er die unbegründeten Prätensionen Solcher, die sich falsche Charaktere anmaßen, die Insolenz des Reichthums, die Arroganz der Macht oder des Ranges, die Kunstgriffe einer bloß formellen, äußerlichen Religion und die Verstellung falscher Freunde schildert. Auch das herbe Benehmen von Wohlthätern, ihr oft noch mehr empörendes Mitleid und den dünnen Schleier des Zartgefühles, den sie zuweilen annehmen, hat er trefflich dargestellt. Am allerbesten aber gelingt es ihm, die stupide Neugier und verletzende Güte einer gemeinen Sinnesart zu zeichnen, wozu ihm der Charakter der Madame Dutour, welche denen, die sie trösten und mit Herzlichkeit behandeln will das Herz durchbohrt, eine günstige Gelegenheit bot. — „Est-il vrai, sagt ihr Ladenmädchen zu Marianne, est il vrai, que vous n'avez ni père ni mère, et que vous n'êtes l'enfant à personne? — Taisez-vous, idiote, lui dit Madame Dutour, qui vit que j'etois fâchée; qui est ce qui a jamais dit aux gens qu'ils sont des enfant trouvés? J'aimerois autant qu'on me dit que je suis bâtarde." — Es ist allgemein bekannt, daß Marivaux seinem Climal den Vorzug gab vor Molière's Tartuffe; jedoch laßen diese beiden Charakter kaum einen Vergleich zu. Der Scheinheilige in dem Romane und der in der Novelle sind, wie d'Alembert in seinem Eloge Marivaux's richtig bemerkt hat, von ganz verschiedener Art. Climal ist ein gebildeter Heuchler und an feine Gesellschaft gewöhnt; Tartuffe hingegen von einem gröberen und gemeineren Schlage. Die Sterbescene, wo Climal seine Reue an den Tag legt und sein Benehmen gegen Marianne wieder gut zu machen sucht, hält man gewöhnlich für den schönsten Theil des ganzen Werkes und in der That ist Climals Rede die wahre und rührende Sprache der Zerknirschung; jedoch muß man gestehen, daß ihm für einen am Schlagflusse Sterbenden zu viel Worte zu Gebote stehen.

Die Gedanken und Betrachtungen in diesem Romane sind sehr zahlreich und betreffen haupt-

sächlich die geheimen Motive der Eitelkeit, die Täuschungen der Eigenliebe und die Sophismen der Leidenschaft. Marivaux offenbart die verborgensten Falten des Herzens; jedoch wirft man ihm vor, daß er sich bei einem einzelnen Gedanken zu lange aufhält und ihn unter jeder irgend möglichen Gestalt betrachtet. Auch seine Charakterzeichnungen besitzen mehr Zartheit als Stärke. — Le sentiment, sagt d'Alembert, y est plutôt peint en miniature, qu'il ne l'est à grand traits" und nach dem Ausdrucke eines andern Philosophen kannte er „tous les sentiers du coeur, mais il en ignorait les grandes routes."

Ein Hauptfehler Marivaux's liegt in seinem Style. Zwar kann einem Fremden dieser Fehler nicht so sehr auffallen wie seinen Landsleuten; alle französischen Kritiker aber stimmen in dem Tadel der Sonderbarkeit und Affektation seiner Ausdrucksweise überein. —

Marivaux's Paysan Parvenu gleicht seiner Marianne in vielen Zügen, obwohl er ihr bedeutend nachsteht. Es würde jedoch schwer sein ein Werk zu analysieren, welches nur wenige Ereignisse enthält und dessen Hauptverdienst in der Zeichnung fast unmerkbarer Schattierungen des Gefühles und Charakters besteht.

Der Abbé Prévôt [464]), welcher unter den französischen Romanschriftstellern die zweite Stelle einnimmt, zeichnet sich eben so sehr durch seine Phantasie aus, wie Marivaux durch seine Zartheit und seine Kenntniß des menschlichen Herzens. Er war der erste, der die Schreckensscenen der Tragödie in den Roman hinübertrug, und man hat ihn den Crébillon dieser Gattung von Dichtungen genannt, da er sich hauptsächlich bestrebt in dem Leser durch die furchtbarsten und grausenhaftesten Schilderungen Entsetzen hervorzurufen. In seinem frühesten Erzeugnisse, Mémoires d'un Homme de Qualité, welches 1729 erschien, zieht sich z. B. der Marquis von *** nach dem Verluste eines geliebten Weibes nach einem einsamen Wohnsitze in Italien zurück, dessen Wände und Fußboden mit schwarzem Tuche bedeckt sind, außer wo sich die Gewänder der Verstorbenen aufgehängt befinden. Ein goldenes Kästchen, welches ihr Herz enthält, hat er stets neben sich. Hier nun bringt er viele Monate lang bei Kerzenschein damit zu, das Bildniß des hingeschiedenen Gegenstandes seiner Liebe zu betrachten und stürzt sich dann mit einem Male aus dieser Behausung in das fröhliche Leben eines Karthäuserklosters, aus welchem ihn jedoch der Herzog von *** herausreißt, der ihn überredet, seinen Sohn auf dessen Reisen an die verschiedenen Hofe Europa's zu begleiten. —

Die Histoire du Chevalier des Grieux et de

Manon Lescaut [465]),

der sonderbarste und interessanteste von Prévôt's Romanen findet sich gewöhnlich den Mémoires d'un Homme de Qualité angehängt, obwohl sie erst viel später geschrieben und auch besonders herausgegeben worden ist. Es wird darin erzählt, wie ein junger Mann, der viele glänzende und manche ehrenwerthe Eigenschaften besitzt, aber von einer unseligen und fast unwiderstehlichen Leidenschaft unterjocht ist, jedes Gesetz eines regelmäßigen Lebens mit Füßen tritt und es endlich vorzieht alle Vortheile, die Vermögen und Naturgaben ihm gewähren, zurückzuweisen und mit dem unwürdigen Gegenstande seiner Liebe in Noth und Elend umherzuirren.

Dieser junge Mann, Namens des Grieux, entflieht, während er sich noch auf der Universität befindet, mit Manon Lescaut, der Heldin dieses Romans, und kann sich von dieser schmachvollen Verbindung nie wieder losmachen. Manon, unfähig die Noth der Armuth zu ertragen und verführt durch eine maßlose Eitelkeit, verschafft sich selbst und ihrem Liebhaber den erforderlichen Unterhalt durch die entehrendsten Mittel, obwohl sie trotz ihrer mehrfachen Untreue dennoch die glühendste Liebe für ihn bewahrt. Gleiche Motive der Zuneigung veranlaßen ihn, Betrügereien am Spieltische auszuüben und seiner Geliebten in der Plünderung ihrer Bewunderer beizustehen, so daß er in jeder Lage den Kontrast eines ehrlosen Benehmens und der erhabensten Gefühle gewährt. Der Verfasser sucht die Handlungen seines Helden dadurch zu bemänteln, daß er die unvergleichliche Schönheit und Anmuth so wie den entzückenden Frohsinn Manon's mit den wärmsten Farben schildert, und diese Eigenschaften verbreiten einen Zauber um sie, der sie selbst in dem tiefsten Abgrund des Lasters und Elends nicht verläßt. Ein schlecht ausgeführter Betrug giebt endlich den Freunden ihres bethörten Liebhabers Gelegenheit, denselben von ihr zu trennen; sie wird nebst anderen Verbrechern nach Neu-Orleans geschickt, jedoch des Grieux beschließt, sie selbst jenseits des atlantischen Oceans zu begleiten.

In der neuen Welt nun wird sie ebenso bewunderungswürdig durch ihre Beständigkeit und Treue, wie sie es früher durch die Wärme ihrer Zuneigung gewesen, und die Irrthümer einer genußsüchtigen Phantasie werden nunmehr durch die Tugenden eines liebevollen Herzens verbannt. Sie weist eine vortheilhafte Verbindung zurück, und da der Gefährte ihrer Verbannung den Unwillen des Gouverneurs auf sich zieht, so folgt sie ihm in die Wildnisse Amerika's, wo sie von Kummer und Mühsal erschöpft ihren Geist aufgiebt. Ihr Liebhaber kehrt nach Frankreich zurück.

Man hat gegen die sittliche Tendenz dieses Werkes den Vorwurf erhoben, daß der Charakter Manon's trotz ihrer Fehltritte und Vergehungen zu großen Zauber ausübt; in der That aber zeigt sie in dem ersten Theile ihrer Laufbahn eine ungeheure Selbstsucht und zwar eine solche, welche widerlicher ist als jede andere, nämlich einen übermäßigen Hang zu Vergnügungen und Luxus und besonders eine wahre Theaterwuth; um derartige Leidenschaften zu befriedigen verräth und opfert sie ihren Liebhaber. Erst in den Wildnissen der neuen Welt tritt der Zweck des Verfassers deutlicher hervor, welcher nämlich scheint zeigen zu wollen, daß eine starke Zuneigung ein jedes Herz über sich selbst zu erheben und jeder Tugend fähig zu machen vermag. Der Roman besitzt allerdings zahlreiche Fehler in Betreff der Moral, der Wahrscheinlichkeit und des richtigen Geschmackes, jedoch wird jederzeit der unvergleichlichen Schönheit Manon's einige Bewunderung und der erhabenen Leidenschaft und Hingebung ihres Liebhabers einiges Interesse zu Theil werden.

Ein Hauptfehler der Romane Prévôt's besteht in der verwickelten Anordnung der Ereignisse; es scheint, als gehe er auf's Gerathewohl vorwärts, ohne recht zu wissen, wo er hinaus wolle, so daß er ein Abenteuer auf das andere häuft und oftmals seine interessantesten Charaktere aus dem Gesichte verliert. Diese Mängel treten jedoch in seiner Manon Lescaut weniger hervor, als in den meisten übrigen seiner Werke; am meisten auffallend aber sind sie in seinem Doyen de Killerine und seiner Histoire de Cléveland. Ersteres Erzeugniß nennt der Verfasser bescheidenerweise eine „Histoire ornée de tout ce qui peut rendre une lecture utile et agréable." Es erzählt die Geschichte einer katholischen Familie Irlands, welche aus drei Brüdern und einer Schwester besteht und nach der Revolution (von 1688) nach Frankreich übersetzt, um dort ihr Glück zu suchen. Der Dechant, welcher der älteste von ihnen und diesem Unternehmen eigentlich entgegen ist, willigt gleichwohl ein, seine Geschwister zu begleiten, damit sie seiner Weisheit und Rathschläge nicht verlustig gehen mögen, welche er ihnen denn auch bei jeder Gelegenheit in reichem Maße zu Theil werden läßt. Der Roman besteht nun aus der Erzählung der vielfachen Abenteuer, Verlegenheiten und Betrübnisse, welche dieser Familie in einem fremden Lande zustoßen und hauptsächlich durch die ungewöhnliche Schönheit der Schwester, den Ehrgeiz des zweiten und die Schwäche des jüngern Bruders hervorgerufen werden. Der Dechant hingegen, ein Mann von der strengsten Religiosität und Tugend, ist lediglich mit dem gegenwärtigen und zukünftigen Wohle seiner Angehörigen beschäftigt, ergeht sich jedoch in so häufigen und langweiligen Ermahnungen, daß, wie der Abbé Desfontaines bemerkt hat, er dem Leser eben so unausstehlich wird wie seinen Geschwistern.

Cléveland [466]) enthält die romantischen Abenteuer eines natürlichen Sohnes Oliver Cromwells, der in seiner Jugend von seiner Mutter in tiefer Einsamkeit erzogen und von seinem Vater vernachläßigt oder vielmehr verfolgt wird, so daß er schon früh eine unbesiegbare Abneigung gegen denselben faßt. Endlich entkommt er nach Frankreich und sein Mangel an Selbstvertrauen bei seinem Eintritte in die Welt so wie das Entstehen und Wachsthum seiner ersten Leidenschaft werden treffend geschildert. Er folgt dem Gegenstande seiner Neigung in die Wildnisse Amerika's, wohin sie ihren Vater begleitet hatte, und wird dort, nachdem er sich mit ihr verbunden, der Häuptling und Wohlthäter eines Stammes von Wilden, in welcher Lage er Gelegenheit hat die Energie seines Geistes zu entfalten. Die unbegründete Eifersucht seiner Frau jedoch, der sie sich eine lange Reihe von Jahren hingiebt, führt endlich zu neuen Abenteuern und schrecklichen Katastrophen. Einer der interessantesten Theile des Romanes ist die Episode in Betreff eines fast unzugänglichen Eilandes in der Nähe von St. Helena, woselbst sich eine Art utopischer Kolonie von flüchtigen Protestanten aus Rochelle niedergelaßen hat, welche nach den schrecklichen Leiden, die sie während der Belagerung ihrer Vaterstadt ausgestanden, sich nach einer sichern Zufluchtstätte sehnten und von der übrigen Welt

entfernt in jenem abgelegenen Winkel der Erde ansiedelten. Diese Kolonie wird von einem zweiten natürlichen Sohne Oliver Cromwells besucht, der dann seinem Bruder Cleveland zur See begegnet und ihm erzählt, was er gesehen. Im Ganzen sind die Ereignisse in diesem Romane phantastisch und unglaublich, die Charaktere jedoch scharf gezeichnet, leidenschaftlich und ungewöhnlich.

Die Romane der Frau von Riccoboni, welche meist um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts geschrieben wurden, zeichnen sich aus durch ihren Zartsinn und ihre Lebendigkeit. Der Styl derselben ist klar und schön und die Reflexionen, obwohl nicht so tief wie die Marivaux's, sind gleichwohl anziehend durch ihre Neuheit, Richtigkeit und den treffenden Ausdruck; ja auf jeder Seite begegnen wir glücklichen Gedanken und Aussprüchen, deren wir uns zu erinnern wünschen. Die Histoire de Miss Jenny ist meiner Meinung das interessanteste und rührendste der Werke der Frau von Riccoboni. Es schildert die weibliche Tugend, die der größten Gefahr und Armuth ausgesetzt ist, was ein Lieblingsthema der französischen Romanschriftsteller zu sein scheint. Die Histoire du Marquis de Cressy giebt die Schilderung eines Mannes von Rang und Talenten, aber unbegränztem Ehrgeize und schlechtem Herzen. Er opfert das Weib, welches er liebt und das ihn gleichfalls anbetet, um eine vortheilhaftere Verbindung zu schließen. Die jedoch, mit welcher er sich verbindet, ist unglücklicher als die Geliebte, die er verlaßen hat, und wird durch die Gleichgültigkeit und Untreue ihres Gemahls dazu getrieben, daß sie durch Gift ihrem Leben ein Ende macht. Der Marquis ist jedoch nicht so gefühllos, daß er nicht empfinden sollte, was für Elend er um sich her verbreitet hat. „Il fut grand — il fut distingué — il obtint tous les titres, tous les honneurs, qu'il avoit desiré — il fut riche — il fut élevé — mais il ne fut point heureux."

In den Lettres de Milady Catesby zeigen sich die geistigen Kämpfe einer Frau, welche von einem Manne verlaßen worden ist, den sie anbetet, der aber dann wieder Vergebung und Aussöhnung sucht. Ihr Liebhaber hatte sich feierlich mit ihr verlobt, wegen eines Gewissenszweifels aber sich mit einer andern vermählt. Nach dem Tode seiner Frau kommt er nach London und bewirbt sich auf's Neue um die Hand der Lady Catesby. Um seinem Ungestüme zu entgehen, begiebt sie sich auf's Land und schildert in ihren ersten Briefen an ihre Freundin, die bei weitem den besten Theil des Werkes ausmachen, mit bewunderungswürdiger Lebendigkeit die Charaktere der Personen, mit denen sie in den Schlössern und Landsitzen der Umgegend zusammentrifft. — Auch der Roman Ernestine besitzt einen hohen Grad von Anmuth und Schönheit. Die übrigen Werke der Frau von Riccoboni hingegen, wie z. B. Christine de Suabe, Histoire d'Aloise de Livarot u. s. w. stehen meiner Meinung nach, den erwähnten Erzeugnissen bei weitem nach.

Rousseau's Heloïse [467]) hält man allgemein für den beredtesten und rührendsten aller französischen Romane; er scheint jedoch mehr wegen der Leidenschaft und des Gefühls einzelner Stellen, als wegen der Vortrefflichkeit der Fabel Bewunderung zu verdienen. Ereignisse von dem höchsten Interesse, welche zu Anfange des Werkes eintreten, tragen dazu bei über die folgenden Theile desselben eine gewisse Mattigkeit zu verbreiten. Die wichtigsten Handlungen der Hauptpersonen, auf welche doch der Roman sich gründet, sind gänzlich unwahrscheinlich und vertragen sich nicht nur nicht mit den Gefühlen und Leidenschaften, welche diesen Personen an anderen Stellen zugeschrieben werden, sondern widerstreben sogar der gewöhnlichen Empfindungsweise der menschlichen Natur. Dazu gehört z. B. die Heirath Juliens mit Volmar, während sie noch in St Preux verliebt ist, der Aufenthalt St. Preux's bei dem Weibe, das er anbetet, und dem Manne, mit welchem sie sich verbunden, — so wie das Vertrauen, welches Volmar in sie setzt, obwohl er das frühere Verhältniß zwischen ihm und Julien kennt. Nachdem der Verfasser seine handelnden Personen in diese Situation gebracht, befreit er sich von allen Schwierigkeiten durch den Tod der Heldin, welche nach dem Ausdrucke eines französischen Schriftstellers „meurt uniquement pour tirer M. Rousseau d'embarras." —

Der Pathos und die Beredsamkeit Rousseau's, die Zartheit der Madame Riccoboni und die Menschenkenntniß Marivaux's haben den Franzosen auf dem Gebiete der Romane ernster Art den höchsten Ruf erworben [468]). In vielen dieser Werke jedoch, wenngleich sie, was das Talent betrifft, Bewunderung verdienen, findet man einen Kampf der Pflichten, in welchem von den letztern diejenigen für wichtiger gelten, die da nachstehen, und wiederum diejenigen vernachläßigt

werden, die da eher als alle andern ihre Erfüllung finden sollten. Auf diese Weise sehen wir uns zuweilen verlockt die Vernachläßigung gebieterischer, wenn auch prunkloser Tugenden durch ein subtiles Gefühl zu entschuldigen und die Blüthen der Tugend mehr als die Wurzel und Zweige derselben zu pflegen.

Es läßt sich nun aber natürlich erwarten, daß während die ernstere Gattung der erdichteten Erzählungen auf so erfolgreiche Weise kultiviert wurde, die heiteren und lebendigeren Erzeugnisse desselben Gebietes der Dichtung gleichfalls nicht vernachläßigt wurden. Die Gaieté Française war ja unter allen Nationen Europa's sprüchwörtlich geworden, und da der Charakter eines Volkes sich jederzeit wenigstens einigermaßen in seinen dichterischen Schöpfungen abspiegelt, so wurden natürlich entsprechende Erzeugnisse zu Tage gefördert. Die ausgezeichnetesten unter diesen sind ohne Zweifel die Werke des Le Sage, dessen Gil Blas zu allgemein bekannt ist als daß es hier einer Analyse seines Inhaltes bedürfte. Die Originalität dieses unterhaltenden Romanes, in welchem alle Stände des Lebens mit so großer Treue und Lebendigkeit geschildert sind, ist jedoch in Folge seiner Aehnlichkeit mit dem bereits oben besprochenen spanischen Roman Marcos de Obregon bedeutend angefochten worden. Viele von den Geschichten des Gil Blas sind auch spanischen Dramen entnommen [vgl. Tieck Kritische Schriften 2, 82 ff.], haben jedoch ihrerseits wieder den Stoff zu vielen englischen Theaterstücken hergegeben; so ist Cibber's Lustspiel „Sie wollte und wollte nicht" (She Would and She Would Not) der Geschichte der Aurora [l. 4. ch. 1 ff.] und Thomson's „Tankred und Sigismunda" der Mariage de Vengeance [l. 4. ch. 4.] entliehen.

Die Grundidee des Diable Boiteux ist gleichfalls aus dem Spanischen geborgt, wie auch der Verfasser selbst in seiner Zueignung anerkannt hat. Ein Theil des Werkes scheint jedoch ursprünglich aus dem kabalistischen Werke Vinculum Spirituum gezogen zu sein. Die Asiaten glaubten nämlich, daß man durch Enthaltsamkeit und besondere Gebete böse Geister zum Gehorsam zwingen und in Phiolen bannen könnte. In dem aus dem Morgenlande stammenden Vinculum Spirituum wird daher erzählt, daß Salomon vermittelst eines gelehrten Buches in den Besitz des Geheimnisses gelangte, drei Millionen höllischer Geister nebst zweiundsiebzig ihrer Könige, von denen Beleth der oberste, Beliar der zweite und Asmodeus der dritte war, in eine schwarze Glasflasche einzuschließen, welche er nachher in einen tiefen Brunnen in der Nähe von Babylon warf. Zum Glück für die Gefangenen stiegen die Babylonier, in der Hoffnung einen Schatz in dem Brunnen zu finden, in denselben hinunter und zerbrachen die Flasche, worauf die befreiten Dämone in ihr gewöhnliches Element zurückkehrten [s. auch 1001 Nacht, Nacht 9 ff. Breslau]. Diese Vorstellung von Geistern, die in eine Glasflasche eingesperrt sind, ist in das spanische Werk El Diablo Cojuelo, welches von Luis Velez de Guevara verfaßt wurde und 1641 erschien, übergegangen. Hier betritt nämlich ein Student, Namens Don Cleofas, zufällig die Wohnung eines Astrologen und befreit aus einer Glasflasche, in die ihn letzterer gebannt, einen Teufel, benannt el Diablo Cojuelo (der hinkende Teufel), welcher fast von ähnlichem Schlage ist, wie der Asmodée des Le Sage und zum Danke für den empfangenen Dienst den Studenten das Innere der Häuser zu Madrid sehen läßt. Viele von den Porträts des Le Sage sind gleichfalls dem Werke Guevara's entliehen, wie z. B. das der Donna Fabula und ihres Gemahles Don Torribio, ferner das des Alchymisten, welcher den Stein der Weisen sucht, so wie des Heuchlers, welcher sich vorbereitet einer Versammlung von Zauberern beizuwohnen, die zwischen San Sebastian und Fuentarabia gehalten werden soll [Le Sage ch. 3. Guevara tranco 2]. Wie bei Le Sage [ch. 9] zeigt der Diablo Cojuelo dem Don Cleofas das Innere eines Irrenhauses [tr. 3], nachher jedoch führt er Don Cleofas über Madrid hinaus, zeigt ihm die in der Umgegend befindlichen Klöster und Akademieen und bringt ihn durch die Luft nach den spanischen Provinzialstädten und den Landsitzen der Granden. Einige von den Situationen in dem Diable Boiteux sind auch dem Dia y Noche de Madrid (Tag und Nacht von Madrid) von J. Santos entliehen, so wie hinwiederum die Geschichte des Grafen Belflor [ch. 4.] augenscheinlich Beaumarchais den Stoff zu seinem Lustspiele Eugénie geliefert hat.

Le Bachelier de Salamanca, gleichfalls ein Werk des Le Sage, besitzt ziemlich dieselbe Art von Humor, welche den Gil Blas und den Diable Boiteux charakterisiert, obgleich es diesen beiden Erzeugnissen bei weitem nachsteht. Don Cherubim, der Baccalaureus von Salamanka, kommt

hier nach und nach in alle verschiedenen Lagen des Lebens, wodurch der Verfasser freien Spielraum zur Satyre erhält, die demgemäß eben so mannigfach ist wie die Menschenklassen, mit denen der Held zu verschiedener Zeit in Berührung geräth. Der erste Theil, wo er als Erzieher auftritt, ist bei weitem der überraschendste und interessanteste. Le Sage hat hier die eigensinnigen Launen der Kinder, die alberne Nachsicht der Eltern so wie die Mühseligkeiten, die Sklaverei und unzarte Behandlung, welche so oft einer Klasse von Menschen zu Theil werden, denen man in allen Ländern die gehörige Anerkennung nur zu häufig vorenthält, auf bewunderungswürdige Weise geschildert. „Wenn wir, sagt Petrarka, den Erzeugern unsres Körpers Alles schuldig sind, was verdanken wir nicht erst den Eltern und Bildnern unsres Geistes? Denn um wie viel mehr machen sich Diejenigen um uns verdient, welche unseren Seelenkräften als die, so unserm Körper Pflege angedeihen laßen!“ (Petrarc. lit.)

Le Sage ist auch der Verfasser des Estevanillo Gonzales ou le Garçon de bonne humeur. Die Anlage dieses Romanes und einige Ereignisse desselben (obgleich weniger als man nach der Uebereinstimmung der Titel vermuthen sollte) sind der 1646 zu Brüssel erschienenen spanischen Autobiographie Vida y Hechos de Estevanillo Gonzalez hombre de buen humor compuesto por el mesmo entnommen [vgl. Tieck Kritische Schriften 2, 65 ff.].

Während der Minderjährigkeit Ludwigs XV und der Regentschaft jenes Herzogs von Orleans, der die glänzende Ausgabe des Longus veranstaltete, that sich an dem französischen Hofe eine vergnügungssüchtige und offene Verworfenheit kund, welche derjenigen glich, die ein halbes Jahrhundert vorher zur Zeit Karls II in England geherrscht hatte und einen auffallenden Kontrast gegen die strengen und düstern Sitten bildete, welche die letzten Regierungsjahren Ludwigs XIV charakterisierten. Um diese Zeit also, wo Libertinage durch die Sanktion der höchsten Personen im Staat Mode geworden war, wurde Crébillon, der Sohn des berühmten Tragikers, der Gründer einer neuen Art komischer Romane. Seine Werke genossen, als sie erschienen, einen hohen, aber unverdienten und bald wieder schwindenden Ruf, den sie besonders der Satyre und den persönlichen Anspielungen so wie dem eleganten Gewande verdankten, in welchem hier die Schilderungen der Sittenlosigkeit auftraten. Ein großer Theil seines Ecumoire ou Tanzaï et Neadarné, welches aus dem Japanesischen übersetzt sein sollte, wurde in der Absicht geschrieben, die durch die Streitigkeiten der Jansenisten und Molinisten verursachten Unruhen lächerlich zu machen, und enthält zugleich die allegorische Geschichte der Bulle Unigenitus. Sonst erzählt dieser Roman eigentlich die Geschichte eines Prinzen und einer Prinzessin des Morgenlandes, deren gegenseitiger Liebe und Glückseligkeit durch boshafte Feeen beständige Hindernisse entgegengestellt werden und durch welche Mittel man dieselben zu entfernen sucht, deren Hauptsächlichstes das Geräth ist, welches dem Werke den Titel giebt. In der Episode von einem Maulwurfe, der einst eine Fee, Namens Moustache, gewesen war und seine Geschichte erzählt, hat der Verfasser den affektierten Styl und die endlosen Reflexionen Marivaux's lächerlich gemacht.

In dem Romane Le Sopha wird ein Geist von Brama in dieses Möbel gebannt, welches dem Werke den Namen giebt. Er erhält zwar die Erlaubniß seinen Aufenthaltsort zu ändern, jedoch muß dieser immer von der erwähnten Art sein, bis er endlich durch ein seltsames Zusammentreffen von Umständen befreit wird. —

Ah, Quel Conte! enthält die Geschichte eines morgenländischen Herrschers, der von einer Fee, der Beschützerin seines Reiches, geliebt wird. Aus Rache dafür, daß er sie vernachläßigt, flößt sie ihm eine Leidenschaft für eine Gans ein, welche er bei einem glänzenden Balle in Begleitung aller Vögel angetroffen hatte. Von letztern wird eine ausführliche Beschreibung mitgetheilt und dieser ganze Einfall mag die Idee zu dem „Ball des Elephanten“ (the Elephant's Ball)[469]), dem „Pfau zu Hause“ (the Peacock at home)[470]) und dergleichen Erzeugnissen gegeben haben. Die meisten Vögel waren ursprünglich Prinzen, Prinzessinnen oder Feeen gewesen, und der größte Theil des Romanes erzählt die Abenteuer, welche eine solche Metamorphose veranlaßten und ohne Zweifel einen verborgenen Sinn und Satyre enthalten, den meisten nicht französischen Lesern aber nur als eine Masse ungereimter Extravaganzen erscheinen müßen.

In Les Egaremens du Coeur et de l'Esprit sollen die Abenteuer mehr als einer Person von Range an dem damaligen französischen Hofe geschildert. Dieser Roman erzählt den ersten Eintritt eines jungen Mannes in's Leben, seine Unerfah-

renheit und Verführung so wie die daraus entspringenden Gewissensbisse, so daß sich die Aussicht seiner Rückkehr auf den Weg der Tugend eröffnet. Der Verfasser hat sich bloß auf die Wirkungen der Liebe oder von etwas dieser Aehnlichem beschränkt, den Einfluß der übrigen Leidenschaften aber nicht geschildert.

Crebillon fand einen Nachahmer an **Bastide**, welcher später die Bibliothèque des Romans redigierte, sowie auch an Dorat, in dessen Malheurs d'Inconstance und Les Sacrifices de l'Amour. Crebillons Manier genoß jedoch nur eine momentane Beliebtheit und gerieth in Miskredit als die Sitten des französischen Hofes, wenn auch nicht reiner wurden, doch wenigstens ihre Zügellosigkeit nicht so offen zur Schau trugen.

Ein Autor, welcher bereits alle Quellen des tragischen Pathos und Mitgefühls erschöpft hatte, strömte endlich auch alle Fluten der Satyre über den Aberglauben und den Despotismus aus, die in seinem Vaterlande herrschten. Die meisten Romane **Voltaire's** haben eine philosophische oder moralische Tendenz; sei es nun aber, daß der Verfasser dieß so will oder daß sich der Leser durch den Reiz seines Styles und beißenden Spottes fortreißen läßt, den vollständigen Zweck der geschilderten Ereignisse nimmt man selten wahr, ehe man das Ende des Werkes erreicht. Am häufigsten ist es die Absicht des Verfassers das, was sein soll, mit dem, was wirklich ist, Pedanterei mit Unwissenheit, die Macht der Großen mit ihrer Unwürdigkeit und die Strenge der religiösen Dogmen mit der Verdorbenheit derer, die sie einschärfen, in Kontrast zu bringen. Memnon soll zeigen, daß es Thorheit ist nach dem höchsten Gipfel der Weisheit zu streben, Zadig aber daß wir die Ereignisse des Lebens nicht beherrschen können. L'Homme aux quarante Écus soll das Verfahren der Staatsökonomen verspotten und die Vision de Babouc die Franzosen von iheer Geneigtheit, alles in einem lächerlichen Lichte zu betrachten, heilen, obwohl Voltaire selbst diesen Fehler im höchsten Grade besaß. Obgleich indeß die Tendenz dieses berühmten Schriftstellers und der Zauber, durch welchen die Ereignisse seiner Romane uns fesseln, ihm eigen sind, so sind doch die Ereignisse selbst nur selten neu. In dem Micromegas hat er einen Gedanken aus Gulliver's [470a]) Reisen nachgeahmt; in dem Ingenu ist die Hauptsituation der Baronne de Luz, einem Romane von Duclos, entnommen. Auch den Ursprung fast jeden Capitels im Zadig kann man leicht nachweisen; so stammt die Geschichte Le Nez [ch. 2.] aus der Geschichte der Matrone von Ephesus (sieh oben S. 40 ff.); im Ariost [c. 17. v. 17 ff.] findet man Les Combats oder die Geschichte des Mannes in grüner Rüstung [ch. 19.] und in einer der Contes Devots die gegen Ende des Romanes befindliche Erzählung L'Ermite [ch. 20.] (s. oben S. 309 ff.); Le Chien et le Cheval [ch. 3.] ist die Aufsuchung des Cynogefore in den Soirées Bretonnes des Gueulette, der es einem italienischen Werke Peregrinaggio de Tre Figliuole del Re de Serendippo entlieh (s. unten S. 410 b ff.). Ursprünglich jedoch findet sich diese Geschichte in einem arabischen Werke des dreizehnten Jahrhunderts, betitelt Nighiaristan [471]), welches geschrieben wurde, um den Scharfsinn des arabischen Volkes zu zeigen. Hier gehen drei Brüder von der Familie Adnan auf Reisen und begegnen einem Kameeltreiber, der sie fragt, ob sie einem ihm entlaufenen Kameele begegnet wären. Der erste von den Brüdern nun sagt, das Thier sei auf einem Auge blind gewesen; der zweite sagt, es habe ihm ein Zahn gefehlt, und der dritte führt an, es sei lahm und auf einer Seite mit Oel und auf der andern mit Honig beladen gewesen. Da sie auf diese Weise den Verdacht erwecken, daß sie das Kameel gestohlen, so werden sie in's Gefängniß geschickt und erklären nachher dem Richter, wie sie alle diese Umstände zu entdecken vermochten, ohne das Thier gesehen zu haben [sieh auch 1001 Nacht Nacht 458. Breslau]. Die Idee zu einem andern Romane Voltaire's, La Princesse de Babylon, ist einer französischen Erzählung entnommen, welche den Titel führt: Le Parisien et la Princesse de Babylone und aufgenommen ist in La Nouvelle Fabrique des excellens Traits de Verité par Philippe Alcripe. Dieser Name ist ein erdichteter, jedoch weiß man, daß der Verfasser ein Mönch der Abtei Mortemer war, welcher um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts lebte. In seiner Erzählung Le Parisien etc. hat die schöne Prinzessin von Babylon einen unwillkommenen und widerlichen Bewerber in der Person des Sophi von Persien. Der Sohn eines französischen Juweliers, der von ihrer Schönheit hört, sendet ihr vermittelst einer Schwalbe einen Liebesbrief und empfängt eine günstige Antwort auf ähnliche Weise, und dieser Vogel, welcher dem Phönix Voltaire's entspricht, wird der Freund und Vertraute der Lie-

benden. Hierauf begiebt sich der Pariser nach Babylon und entführt von dort die Prinzessin, während sie sich einmal für krank ausgiebt.

Im Candide, dem berühmtesten der Romane Voltaire's, scheinen die Ereignisse mehr Neuheit zu besitzen. Wie Jedermann weiß, ist es der Zweck dieses Werkes, die Vorstellung, daß alle Dinge dieser Welt am besten eingerichtet sind, durch eine absichtlich übertriebene Schilderung der menschlichen Drangsale lächerlich zu machen. Es ist jedoch zweifelhaft, ob das System des Optimismus, wenn man es nur recht versteht, Spott verdient. Daß Krieg, Laster und Krankheit vielfaches Elend erzeugen, ist allerdings nicht zu leugnen, indeß müßen wir annehmen, daß nun einmal die Weltordnung keine andere sein konnte, und wer daran zweifelt, daß sie, so wie sie nun eben besteht, die beste sei, welche möglicherweise getroffen werden konnte, scheint auch an der Allgütigkeit des Schöpfers der Welt zu zweifeln.

3) Diejenige Klasse von Prosadichtungen, welche der angenommenen Eintheilung gemäß nun folgt, umfaßt solche Werke lokaler Satyre, in denen Bemerkungen über die Geschichte, Sitten und Gebräuche eines Volkes durch das fingierte Medium eines Fremden mitgetheilt werden, auf dessen Betrachtungsweise die Ideeen und Vorstellungen, an die der Eingeborene gewöhnt ist, keinen Einfluß ausüben.

Es ist der Zweck dieser Gattung von Werken zu zeigen, daß unsere Sitten und Künste nicht ganz so vollkommen sind, wie Eigenliebe und Gewohnheit uns gewöhnlich glauben laßen; und man nahm diese Form an, um sowohl religiöse als politische Meinungen mit mehr Freiheit besprechen zu können, indem man sie nämlich Ausländern zuschrieb, für deren Anschauungsweise der Verfasser nicht verantwortlich scheinen konnte.

Der Espion Turc scheint das Urbild dieser Art von Werken gewesen zu sein. Nach der Meinung einiger Schriftsteller war der Verfasser ein Italiener, Namens Johann Paul Marana, welcher sich durch politische Verwickelungen in seinem Vaterlande gezwungen sah nach Paris zu gehen und dort den „Türkischen Spion" schrieb. In den Mélanges de Vigneul Marville wird gesagt, daß er zuerst in italienischer Sprache unter dem Titel L'Esploratore Turco erschien und gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts in einzelnen Bänden herauskam. Ich habe jedoch dieses Werk nie in jener Sprache gesehen und das italienische Original ist etwas ungewiß. In der That auch wird in Nichols' Literary Anecdotes [1, 704. cf. 413 ff.] gesagt, daß Dr. Manley der ursprüngliche Verfasser desselben war und Dr. Midgeley, welcher es aus dem Italienischen übersetzt zu haben vorgab, es unter seinen Papieren gefunden hatte und davon eigenen Gebrauch machte [vergl. Barbier Dictionnaire des Anonymes ed. 2. no. 5352.].

Mahmut, der türkische Spion, wird, wie das Werk angiebt, von der Pforte abgesandt um das Benehmen der christlichen Höfe zu beobachten und hält sich vom Jahre 1637 bis 1682 zu Paris auf. Während dieser Zeit unterhält er einen Briefwechsel mit dem Divan so wie mit seinen eigenen Freunden und Vertrauten zu Konstantinopel. Das Werk umfaßt eine endlose Zahl von Gegenständen; die mitgetheilten Nachrichten sind jedoch meist politisch und betreffen besonders die französischen Angelegenheiten, obwohl auch die innere Politik Spaniens, Englands und der italienischen Staaten besprochen werden. In einigen Briefen giebt der Spion Nachricht von Schlachten, Belagerungen und anderen kriegerischen Ereignissen und läßt sich über das Verfahren und die Tapferkeit berühmter Feldherren so wie über das Kriegsglück aus, während er in andern von Hofintriguen und den Schlauheiten der Staatsmänner handelt. Wann er an seine Freunde schreibt, so theilt er ihnen Nachrichten mit, welche theils komisch, theils rührend oder seltsam sind und zuweilen auch die neuen Entdeckungen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft oder antiquarische Forschungen betreffen, welche nach seinem Ausdruck den Schleier von der frühesten Kindheit der Zeit wegziehen und die Wiege der Welt enthüllen sollen. Mit vieler Freiheit spricht er über religiöse Gegenstände so wie über das, was er in Betreff der Angelegenheiten seines eigenen Vaterlandes vernimmt, über die Unzufriedenheit und Rebellion der Bei's und Pascha's, den Krieg mit den Persern und den Liebeshändeln des Serails.

Der Styl dieses Allerlei's ist ernst und feierlich und sogar in den lustigen und humoristischen Stellen wird der Pomp des Ausdruckes beibehalten. Man hat dem Verfasser den Vorwurf gemacht, daß er von allen Dingen handelt, auf Nichts aber tiefer eingeht. Letzteres scheint jedoch nicht seine Absicht gewesen zu sein und verträgt sich auch nicht mit dem Plane eines Buches, wie der „Türkische Spion" ist.

Auf dieses Werk folgten die Lettres Persannes von Montesquieu, welche das beliebteste Erzeugniß der Klasse sind, die wir jetzt behandeln. Der Hauptzweck dieses berühmten Buches ist der, sinnreiche Schilderungen von den Vergehen der Menschen zu geben und die öffentliche Aufmerksamkeit auf einige wichtige Punkte der Moral und Politik zu lenken. Der Haupttheil des Werkes besteht aus den Briefen zweier Perser, die der Verfasser, wie er vorgiebt, in Paris kennen gelernt und von welchen er Abschriften der Briefe, die sie in die Heimat schreiben, erhalten hatte. Einer derselben, Namens Usbek, war nämlich dem Neide und der Verleumdung seiner Landsleute entflohen und bloß von seinem Freunde Rika begleitet nach dem Westen Europa's gekommen, um sich in den Wissenschaften zu vervollkommnen. Der Styl in den Briefen dieser beiden Fremden ist gänzlich verschieden. Die des Usbek, selbst wenn er in Betreff seines Serails schreibt, sind ernst und philosophisch, die des Rika hingegen heiter und unterhaltend. In der Korrespondenz beider jedoch werden europäische Sitten und Meinungen mit den asiatischen in Kontrast gesetzt und die Thorheiten und Laster der westlichen Welt in orientalischem Tone und orientalischer Weise angegriffen. Man findet auch ziemlich viele Spekulationen über Staatswirthschaft, besonders über Bevölkerung. In den Briefen Usbek's an seine Weiber und Diener drückt sich sogar, wenn er sich in der besten Laune befindet, ein Grad von Eifersucht gegen erstere und der Verachtung gegen letztere aus, der meiner Meinung nach gezwungen und übertrieben erscheint. „Comment (heißt es in einem Briefe an seine Lieblingsfrau), comment vous êtes-vous oubliée jusqu'à ne pas sentir qu'il ne vous est pas permis de recevoir dans votre chambre un eunuque blanc tandis que vous en avez de noirs destinés à vous servir“ [lettre 15.]; anderwärts bezeugt er die größte Wuth, weil einige seiner Weiber sich beklagen, que la présence continuelle d'un eunuque noir les ennuie [lettre 16.]; er geräth in Verzweiflung, als ihm der oberste Verschnittene mittheilt, daß „Zelis allant, il y a quelques jour à la mosque, laissa tomber son voile et parut presque à visage découvert devant tout le peuple. — J'ai trouvé Zachi couchée avec une de ses esclaves, chose si defendue par les loix du Serail“ [lett. 129.]. Wenn er an seine Eunuchen schreibt, redet er sie gewöhnlich an „Rebut indigne de la nature humaine und erinnert sie: „Vous n'êtes dans le monde, que pour vivre sous mes loix ou pour mourir dès que je l'ordonne, — qui ne respirez qu'autant que mon bonheur, mon amour, ma jalousie même ont besoin de votre bassesse, et enfin qui ne pourrez avoir d'autre partage que la soumission, d'autre ame que mes volontés, d'autre espérance que ma felicité“ [lettre 16.]. Dieser Perser ist jedoch eben so maßlos in seinen Lobpreisungen wie in seinen Schmähungen. So frägt er in einem Brief den Mollak Mehemet Ali, den Hüter der drei Gräber, wobei er wahrscheinlich vergißt, daß er eben nur den Hüter dieser Gräber anredet: „Pourquoi vis tu dans les tombeaux, divin Mollak? — Tu es bien plus fait pour le séjour des étoiles; tu te caches sans doute de peur d'obscurir le soleil; tu n'as point de tâches comme cet astre, mais comme lui tu te couvres de nuages.“

In den Lettres Juives von d'Argens, welche auf die Lettres Persannes folgten, befinden sich viele Sarkasmen und Invektiven; der Verfasser hat starke Gedanken, aber einen ungraziösen Styl.

Die Lettres Peruviennes der Frau von Grafsigny weichen einigermaßen von den bisher erwähnten Werken dieser Gattung ab. Sie erzählen nämlich die Geschichte einer einzelnen Person, in welche jedoch Betrachtungen über Sitten und Gebräuche eingeflochten sind, und bilden nach der Meinung einiger Kritiker den ältesten Roman in Briefen, den Frankreich besitzt.

Zilia, eine peruanische Jungfrau, wird von den Spaniern, da sie sich eben mit dem Inka vermählen soll, geraubt; jedoch das Fahrzeug, auf welchem sie sich befindet, wird während der Ueberfahrt nach Europa von einem französischen Schiffe genommen. Von Paris aus schreibt sie an ihren Bräutigam und in ihren Briefen drückt sie die Wirkung aus, welche unsre gewöhnlichsten Künste und Entdeckungen auf Jemand haben würden, der nicht seit seiner frühesten Kindheit an dieselben gewohnt wäre. Der Befehlshaber des französischen Schiffes hat inzwischen für seine Gefangene die heftigste aber edelmüthigste Leidenschaft gefaßt und thut Alles, was er irgend vermag, um ihr eine Zusammenkunft mit dem Inka zu verschaffen, der, wie sie vernommen, unlängst in Spanien angelangt war. Der peruanische Monarch hat jedoch bereits andere Bande geknüpft und sowohl sein Herz als seine Religion geändert.

Er kommt zwar nach Paris, aber nur, wie es scheint, um mit seiner früheren Geliebten in aller Form zu brechen. So ihrem Schicksale überlaßen und in ihren theuersten Hoffnungen getäuscht, weigert sich Zilia gleichwohl die Hand, die sie einst dem peruanischen Fürsten reichen sollte, dem Europäer zu geben, indem sie die Heiligkeit ihrer früheren Verpflichtungen nicht verletzen will und durch die Untreue des Inka nicht von denselben befreit zu sein glaubt.

Die Lettres Chinoises des Marquis d'Argens enthalten die Briefe dreier Mandarine, die von ihrem Kaiser beauftragt werden, den Zustand der religiösen Meinungen, der Politik und der Sitten der Europäer zu untersuchen. Der Vornehmste von ihnen hält sich theils in Paris theils in London auf, während er den zweiten nach Spanien und den dritten nach den italienischen Staaten sendet, von wo aus sie mit ihm korrespondiren. In den Depeschen, die der Hauptemissär nach China abschickt, geht er ausführlich auf die französische und englische Politik ein und giebt auch einige Andeutungen von den wichtigsten Epochen der europäischen Geschichte seit dem Sturze des römischen Reiches. Der sich in Italien aufhaltende Mandarin giebt nur eine Skizze seiner Reise, schildert aber ziemlich glücklich die charakteristischen Züge der kleinen Staaten, die er besucht, die Gewinnsucht der Genuesen, den glänzenden aber hohlen Prunk zu Mailand, das mysteriöse Wesen und die Intriguen Venedigs und die Verödung von Ferrara; in Betreff des Turiner Hofes macht er den humoristischen Vorschlag, ihn für das Kabinet des chinesischen Kaisers als Zierat zu kaufen. In einigen der Bemerkungen und in der Anschauungsweise dieser Mandarine zeigt sich viel Lebendigkeit und Naivetät; so z. B. heißt es in einem Briefe: „Une chose surtout nous surprit étrangement; c'étoit de voir marcher de jeunes femmes découvertes dans les rues sans qu'aucun homme les violât;“ und wieder anderswo: „Les négocians d'Europe acquierent de grands biens avec beaucoup d'aisance. — Voici comme ils amassent des trésors. On attire chez soi autant de richesses que l'on peut. Quand on en a fait une bonne provision, l'on ferme sa porte et l'on garde ce qu'on a. Cela s'appelle ici faire banqueroute.“

Die eben erwähnten Werke haben Anlaß gegeben zu den neueren Erzeugnissen L'Espion Anglais [172]), L'Espion Americain en Europe, und in England zu Goldsmiths „Weltbürger“ (the Citizien of the World).

In den meisten aller angeführten Werke, besonders in den Lettres Chinoises und den Lettres Persannes wird Alles mit misbilligenden und satyrischen Augen angesehen. Man kann diesen Umstand einigermaßen als ungewöhnlich und charakteristisch betrachten, da alle Menschen gewohnlich geneigt sind den Sitten und Gewohnheiten, in deren Mitte sie auferzogen worden, den Vorzug zu geben, daher jede Abweichung von denselben in anderen Ländern ihnen als ein Mangel zu erscheinen pflegt, besonders wenn ihre Heimat ihnen durch längere Abwesenheit theurer geworden ist. Im Ganzen muß man die Idee, welche diese Klasse von Werken erzeugte, für eine glückliche halten, da sie nicht nur Gelegenheit zu naiven Bemerkungen gewährt, so wie größerer Freiheit zu untersuchen und sogar allgemein angenommenen Meinungen zu widersprechen, ohne daß man Anstoß giebt, sondern auch Dinge, die früher zur Gewohnheit geworden, in einem neuen Licht anschauen läßt. Wir empfinden daher bei dergleichen Werken ein gewisses Vergnügen, dem ähnlich, welches wir fühlen, wenn wir einem Fremden eine schöne uns wohlbekannte Gegend zeigen, wobei wir uns an seiner Ueberraschung ergötzen und sogar gewissermaßen mit derselben sympathisiren und daran theilnehmen.

4) Die letzte Klasse französischer Prosadichtungen des achtzehnten Jahrhunderts ruft uns von solchen Werken, worin die wirklichen Vorfälle des menschlichen Lebens dargestellt werden, zu Abenteuern und Zaubereien zurück, welche ungewöhnlicher und wunderbarer sind als selbst diejenigen, welche in den Zeiten der höchsten Blüte des Ritterthums geschildert wurden.

Menschen von beschränkten Begriffen glauben lieber an eine Mehrzahl körperlicher Gottheiten von geringerer Gewalt, als an einen einzigen geistigen und allmächtigen Gott. Sie schreiben Alles einer direkten Thätigkeit zu, das Böse boshaften, das Gute wohlthätigen Mächten. Und wenn auch einmal ein noch im Kindesalter befindliches Volk an einen höchsten Gott geglaubt hat, so hielt es gleichwohl dafür, die ganze Natur sei voll von noch anderen unsichtbaren Wesen.

— — — Passim genios sparsere latentes,
Qui regerent motumque darent vitamque foverent,
Arboribus Dryadas, fluviorum Naiadas undis,
Tum Satyros sylvis et turpia numina Faunos [473]).

Diese Nymphen und Dryaden des Alterthums verdankten ihr Dasein denselben Prinzipien religiösen Glaubens, welche später die Elemente mit Feeen bevölkerten, und es wurden in Betreff ihrer Abenteuer erzählt, die mit derjenigen Klasse von Erzählungen, mit der wir uns jetzt beschäftigen wollen, einen hohen Grad von Aehnlichkeit haben. Ein Scholiast zu Apollonius von Rhodus [2, 479.] merkt an, daß einst ein Jüngling, Namens Rhoekus, welcher eine schöne Eiche ihrem Falle nahe sah, sie stützen ließ. Die Nymphe des Baumes, deren Existenz von der Erhaltung desselben abhieng, erschien ihm unerwartet und hieß ihn zum Danke fordern, was er nur irgend wolle. Da die Dryade sehr schön war, so bat Rhoekus sie um ihre Liebe, die sie ihm auch bereitwillig verhieß, worauf sie nicht lange nachher eine Biene absandte, um ihn zu ihr zu holen; der Jüngling hatte jedoch eben etwas Anderes vor, war auch über das unverständliche Gesumme des Thierchens verdrießlich und jagte es daher von sich, so daß die Nymphe, über diese unhöfliche Behandlung ihrer Abgesandtin beleidigt Rhoekus in Folge dessen des Gesichtes beraubte. — Ferner hatten auch die Alten Göttinnen, welche gleich den Feeen bei Geburten die Obhut führten und gleichfalls wie diese sich an denen rächten, die sie mit Geringschätzung behandelten, wenn sie in unansehnlicher Gestalt erschienen. Latona verwandelte die lyciſchen Bauern in Frösche weil diese sie von einer Quelle verjagten, an welcher sie auf der Flucht vor der Wuth Juno's ihren Durst löschen wollte [Ovid. Met. 6, 338 ff.]; und Ceres metamorphosierte einen unverschämten Knaben in eine Eidechse, weil er sie verspottet hatte, als sie, müde und unter verstelltem Aeußern in einer Hütte einkehrend, eine Gerstensuppe voll Hast verzehrte [id. ib. 5, 450 ff.]. Andererseits erzählt Palaephatus [c. 49.], daß Venus in der Gestalt einer verkrüppelten alten Frau einem armen Fährmann, Namens Phaon, erschien, der selbst hochbejahrt war, und da er sie gleichwohl umsonst übersetzte, sie ihn zum Lohne für diesen Dienst in einen Jüngling verwandelte, der dann von Sappho so sehr geliebt wurde.

Der Feeen neuerer Zeit giebt es verschiedene Arten und man kann sie ganz gut in die nordischen und morgenländischen eintheilen. Die erstern (gewöhnlich Elfen genannt), bildeten einen Theil der skandinavischen Mythologie und hatten ihren Ursprung in dem Wunsche, die Leere und Einförmigkeit der äußern Natur auszufüllen. Ihre Attribute waren, gleich denen ihrer morgenländischen Schwestern, übernatürliche Macht und Weisheit, jedoch besaßen sie einen boshaften und rachsüchtigen Charakter und ein widerliches Aeußere. Sie bewohnten die mit Haidekraut bedeckten Berge, die kalten Seeen und die einsamen Fichtenwälder des Nordens und ihre Nachkommen waren in England lange der Gegenstand des Volksaberglaubens [473a]).

Die luftigen Wesen oder Peris des Ostens hingegen verdankten ihre Existenz jener warmen Phantasie, die uns veranlaßt, jedem Gegenstande der Natur Leben mitzutheilen. Wohlthätigkeit und Schönheit waren ihnen eigen; sie lebten in der Sonne oder dem Regenbogen und nährten sich von dem Dufte der Blumen. Ihr Dasein war zwar nicht unendlich, jedoch von unbeschränkter Dauer.

Europa lernte diese letzteren Geschöpfe der Phantasie durch die Kreuzfahrer und die spanischen Mauren kennen. Ihre Attribute und Eigenschaften wurden mit denen der nordischen Elfen vermengt und es entstand so eine Art von Wesen zu beliebigem Gebrauche der Dichter und Romanschreiber jener Zeit, welche nach Verhältniß der lokalen Umstände, der Kenntnisse und der Phantasie des Autors mehr oder weniger von den orientalischen oder nordischen Vorstellungen enthielt, obgleich, wie in jeder andern Gattung der romantischen Dichtung, so auch hier die ersteren überwogen.

Der Glaube an Feeen erhielt sich während des ganzen Mittelalters. Sie spielen in den Fabliaux der Trouveurs wie z. B. in dem Lai de Lanval und Gruelan (Le Grand 1, 92. 125.) eine bedeutende Rolle. In der Aufzählung der Stoffe bretanischer Lais, die sich einer altenglischen Uebersetzung des Lai le Frain befindet (sieh oben S. 204 b.) heißt es

„Viele sind von Feeenbrauch."

Lancelot du Lac, einer der berühmtesten Ritterromane, worin die Dame vom See der interessanteste Charakter ist (S. 74.), verschaffte dem Feeengeschlechte in Frankreich großes Ansehen. Daher

haben wir gesehen, daß dasselbe in dem darauffolgenden Romane Ysaie le Triste bereits eine wichtigere und einflußreichere Rolle spielte. Auch der Roman de Melusine [s. Gräße Sagenkreise S. 382 ff.] ist ein vollständiges Feenmärchen. Er wurde gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts von Jean d'Arras auf den Wunsch des Herzogs von Berri, Sohnes des französischen Königs Johann, verfaßt und gründet sich auf einen Vorfall, über welchen sich in dem im Besitze des Herzogs befindlichen Archive des Hauses Lusignan eine Nachricht befand. In dieser Geschichte wird erzählt, daß Persina, Königin von Albanien, welche ihr Gemahl Helmas vertragbrüchig im Kindbette besucht hatte, darüber erzürnt, sich mit ihrer noch ganz jungen Tochter Melusine an den Hof ihrer Schwester, der Königin der Verlorenen Insel (Isle Perdue) zurückzog. Als Melusine heranwuchs, wurde sie von ihrer Mutter, die mit übernatürlichen Kräften begabt war, in der Zauberkunst unterrichtet, und der erste Gebrauch, den sie von derselben machte, bestand darin, daß sie ihren Vater in das Innere des Berges Avalon einsperrte. Die Mutter jedoch, welche noch immer einige Zuneigung für ihren Gemahl hegte, verdammte Melusine zur Strafe für diese That dazu, daß sie sich jeden Sonnabend in eine Schlange verwandeln mußte [474]). Diese periodische Metamorphose sollte so lange fortdauern, bis sie einen Gemahl fände, der ihr verspräche, sie während ihrer allwöchentlichen Verwandlung nie mit seiner Gegenwart zu behelligen, und zugleich wurde ihr verordnet an diesen Tagen ein Bad zu nehmen, indem sie, wenn sie dieß regelmäßig thäte, endlich von ihrer Schmach befreit werden würde. Melusine machte sich daher auf, um einen Ehegemahl zu suchen, der sich die erwähnte Bedingung gefallen ließe, und fand zuvörderst bei den Feeen in Poitou eine zuvorkommende Aufnahme. Dort lernte sie Raimund, Neffen des Grafen von Poitiers, kennen und reichte demselben ihre Hand, da er auf die an ihn gestellten Forderungen eingieng. Er gelangte durch die Zauberkünste seiner Gemahlin, welche sich besonders auf den Bau uneinnehmbarer Schlösser verstand, deren eins später ihren Nachkommen, den Grafen von Lusignan, gehörte, in kurzer Zeit zu großem Reichthum und Macht. Endlich wurde dem Grafen von einem seiner Brüder der Glaube beigebracht, daß seine Frau an jedem Sonntage eine Zusammenkunft mit einem Liebhaber habe. Er verbarg sich daher einmal an diesem Tage in ihrem Zimmer und sah, wie sie von dem Zauberbade Gebrauch machte; sobald indeß Melusine den unbesonnenen Späher erblickte, eilte sie mit lautem Jammergeschrei von dannen. Zwar ist sie nun seit jener Zeit nie wieder von sterblichen Augen gesehen worden; jedoch sagt Brantome [Eloge de Louis II Duc de Montpensier; s. die Stelle auch bei Moreri Dict. Histor. 4, 1094 und bei Dobenek: des Deutschen Mittelalters Volksglauben 1, 14 ff], daß sie in dem Schlosse Lusignan umgegangen sei und jedes Unglück, welches der französischen Monarchie drohte, durch lautes Geschrei vorherverkündet habe. Das genannte Schloß wurde wegen des langen und tapfern Widerstandes, den es dem Herzog von Montpensier während der Bürgerkriege in Frankreich geleistet hatte, von diesem zerstört; das Haus Lusignan aber hatte bis zur Zeit, wo es in das Haus Montmorenci-Luxemburg übergieng, als Helmschmuck eine badende Frau mit Anspielung auf die Geschichte der Melusine [475]).

Bis dahin jedoch waren die europäischen Feeen nicht mächtig und prunkend genug gewesen um allgemeinen Eingang finden zu können; die italienischen Dichter des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts hingegen statteten diese Geschöpfe der Phantasie mit all' dem Schmucke aus, den poetische Erfindung irgend zu verleihen vermochte. Sie erlangten auf diese Weise mehr Glanz und Interesse und wurden für die Rolle vorbereitet, vermöge welcher sie eine Reihe von Jahren hindurch die Hauptunterhaltung der gebildetesten Nation Europa's ausmachten.

In den Nächten des Straparola, welche im Jahre 1585 mit bedeutenden Verschönerungen in's Französische übersetzt wurden, finden sich nicht nur Feenmärchen überhaupt, sondern auch die Umrisse zu den bekanntesten und beliebtesten derselben, so z. B. von Le Chat Botté, Prince Marcassin, Blanchebelle, Fortunio u. s. w. (s. oben S. 285.).

Als unmittelbarer Vorläufer und Vorbild der französischen Feeenmärchen ist jedoch der Pentamerone des Giambattista Basile [475a]) zu betrachten, welcher im neapolitanischen Dialekte geschrieben wurde und 1637 erschien. Dieß Werk ist in fünf Tage getheilt, von denen jeder zehn Märchen enthält. Das dritte des ersten Tages, welches mit geringen Abänderungen der ersten Erzählung der dritten Nacht des Straparola [476])

entliehen ist, mag als Beispiel der genauen Uebereinstimmung dienen, welche zwischen dem Pentamerone und den Erzeugnissen Perrault's und seiner Nachahmer vorhanden ist. Der Sohn einer armen Frau zu Casoria, Namens Pervonto, zeichnete sich eben so sehr durch seine häßliche Leibesgestalt wie durch seine Dummheit aus. Während er nun eines Tages in den Wald geht um Reisbündel zu machen, sieht er drei schlafende Jünglinge und macht über sie eine Art Laube um sie gegen die Sonnenstrahlen zu schützen. Da sie nun erwachen, theilen sie ihm mit, daß er, ohne es zu wissen, sich drei Feeensöhne verpflichtet habe, und versprechen ihm zum Danke, daß seine Wünsche jederzeit erfüllt werden sollten. Der erste Gebrauch, den er von dieser unbeschränkten Gewalt macht, besteht darin, daß er wünscht, das Reisbund, auf welches er sich rittlings gesetzt hat, möchte mit ihm von selbst nach Hause galoppieren. In diesem seltsamen Aufzuge erblickt ihn die Tochter des Königs und lacht darüber dermaßen, daß er, um sich zu rächen, wünscht, daß sie von ihm schwanger werde. Sie bringt daher zu gehöriger Zeit Zwillinge zur Welt und der König, ihr Vater, der darüber im höchsten Grade erzürnt ist, veranstaltet nach einiger Zeit mehrere Feste, zu denen er der Reihe nach alle männlichen Bewohner seines Reiches einladet in der Erwartung, daß die Kinder aus Instinkt irgend ein Zeichen ihres Ursprunges geben würden. Zum Erstaunen des Hofes empfängt auch wirklich der häßliche Bauer allein ihre unwillkommenen Liebkosungen und wird daher dazu verurtheilt, mit der Prinzessin und den beiden Kindern in einem Fasse in's Meer geworfen zu werden. Während dieser sehr unsichern Seereise erfährt die Prinzessin die Geschichte des Abenteuers mit den Feeensöhnen und den Ursprung ihrer Schwangerschaft. Nachdem sie nun die näheren Umstände hiervon vernommen, spricht sie alsbald ihre Meinung dahin aus, daß es räthlich wäre ihr gegenwärtiges ungewöhnliches Fahrzeug in ein bequemeres Schiff zu verwandeln. Kaum hat Pervonto in Folge dessen einen derartigen Wunsch geäußert, so wird aus dem Fasse auf der Stelle eine zierliche wohlbemannte Pinasse, welche sie in eine entzückend schöne Gegend an dem Ufer Kalabriens bringt. Dort kommt auf einen weitern Wunsch ein herrlicher Palast hervor und endlich verschafft sich auch Pervonto auf den Rath der Prinzessin durch dasselbe leichte Mittel alle nur möglichen Schönheiten des Körpers und Geistesgaben. An jenem Orte nun bringt das Ehepaar eine Reihe von Jahren im Genusse ungestörten Glückes zu, bis endlich der alte König sich einmal auf der Jagd verirrt und nach dem herrlichen Palaste gelangt, woselbst er sich dann mit seiner Tochter und ihrem Gemahl aussöhnt.

Das vierte Märchen des dritten Tages im Pentamerone ist der Ursprung von L'Adroite Princesse, dem ersten Feeenmärchen, welches in Frankreich erschien. Man hat allgemein Charles Perrault für den Verfasser desselben gehalten und es befindet sich auch in einigen Ausgaben seiner Werke. Es ist der Gräfin Murat gewidmet, die später wegen der Vortrefflichkeit ihrer Erzeugnisse ähnlicher Art eine so große Berühmtheit erlangte, und soll die Lehre einschärfen, daß Müßiggang aller Laster Anfang ist und Mistrauen Sicherheit erzeugt. Diese Maximen werden nämlich durch folgendes Beispiel begründet:

Ein König, der einen Kreuzzug unternahm, übertrug einer ihm befreundeten Fee die Sorge für seine drei Töchter Nonchalante, Babillarde und Finette, welche Namen den Charakter der Prinzessinnen bezeichneten. Letztere wurden in einen unzugänglichen Thurm eingeschlossen und auf Bitten des Königs übergab die Fee einer jeden von ihnen einen bezauberten Rocken, welcher in Stücke brechen sollte, wenn die Eignerin irgend etwas ihrem guten Rufe Nachtheiliges thäte, wozu, wie dem Könige schien, seine Töchter allerdings nur wenig Gelegenheit haben konnten. — Auf der Spitze des Thurmes befand sich ein Flaschenzug, vermittelst dessen die Prinzessinnen in einem Korbe die nöthigen Lebensmittel und was sie sonst bedurften, in die Höhe zogen.

Nach kurzem Aufenthalte in dieser Einsamkeit fiengen die beiden älteren Schwestern an desselben überdrüßig zu werden. Eines Tages nun zogen sie in dem Korbe eine alte Bettlerin empor, welche am Fuße des Thurmes sie um eine Gabe angefleht hatte. Nonchalante hoffte nämlich, sie würde Magddienste verrichten und Babillarde wünschte Jemand zu haben, mit dem sie plaudern könnte. Die vermeinte Bettlerin war jedoch ein benachbarter Prinz, ein heftiger Feind des Königs, welcher diese Verkleidung angenommen hatte, um für gewisse Beleidigungen, die er von ihm erduldet, Rache zu üben. Dieser Absicht gemäß machte er den beiden ältesten Schwestern so eifrig den Hof, daß er in Kurzem die totale Zertrümmerung ihrer

Rocken bewirkte. Finette jedoch wich all' seinen schlauen Kunstgriffen aus, wohingegen er auf seinem Sterbebette, auf welches er in Folge der Schlingen, die sie ihm legte, gerieth, seinen jüngern Bruder schwören ließ, Finette zur Gemahlin zu fordern und sie in der Hochzeitnacht zu ermorden.

Inzwischen kehrte der Vater von dem Kreuzzuge zurück und fragte alsbald nach den Rocken seiner Töchter, worauf jede den noch unzerbrochenen Rocken Finette's vorwies, welche ihnen denselben zu diesem Behufe der Reihe nach lieh. Der König ließ sich jedoch nicht so leicht zufriedenstellen und verlangte zur größten Bestürzung der beiden schuldigen Prinzessinnen alle drei Rocken auf einmal zu sehen. Das Vergehen der älteren Schwestern kam also auf diese Weise zu Tage und sie wurden demgemäß zu der Fee geschickt, die ihnen die Rocken gegeben, woselbst die eine eine lange Reihe von Jahren hindurch zu harter Arbeit, die andere hingegen zu stetem Schweigen verurtheilt wurde. Der Rest des Märchens erzählt nun noch, durch welche List Finette dem Schicksale entgeht, welches der Bruder des Verführers ihrer Schwestern auch ihr bereiten will.

Dieses Märchen ist, wie bereits erwähnt, mit einiger Abweichung in der Maschinerie und in den Ereignissen, dem Pentamerone entnommen, so z. B. daß in letzterm die drei Töchter statt der Rocken Ringe erhalten, deren Helle von der Keuschheit des Besitzers Zeugniß ablegt.

Auf die Adroite Princesse folgte ein Band Märchen [Contes de ma mère l'Oye], welche ohne allen Zweifel Perrault zum Verfasser haben. Sie erschienen 1697 und sind als Erzeugnisse des Perrault d'Armancour, eines Sohnes des Autors, einem Gliede der französischen Königsfamilie gewidmet. Jedermann wird sich bei der bloßen Erwähnung der Titel dieser Märchen sogleich alles dessen erinnern, was sie enthalten. La Barbe Bleue hat eine auffallende Aehnlichkeit mit der Geschichte des dritten Kalenders in Tausendundeine-Nacht [Nacht 64 ff. Breslau], welchem alle Schlüssel eines prächtigen Palastes anvertraut werden, mit dem Befehle jedoch, ein gewisses Gemach nicht zu öffnen. Er befriedigt gleichwohl seine Neugier und wird für seinen Ungehorsam bestraft [vergl. Grimm Kindermärchen III. S. 75 ff.]. Man hat indeß behauptet, Gilles, Marquis von Laval, ein Befehlshaber unter der Regierung Karls VI und VII, welcher sich durch seine militärischen Talente und seine Unerschrockenheit auszeichnete und fürstliche Einkünfte besaß, jedoch der Magie ergeben und wegen des Mordes seiner Weiber so wie seiner ungewöhnlichen Ausschweifungen berüchtigt war, sei der ursprüngliche Blaubart gewesen. — Der Gedanke zu dem Märchen La Belle au Bois Dormant scheint dem Schlafe des Epimenides entnommen zu sein [477]; es ist das beste der Märchen Perrault's und brachte zuerst diese Gattung von Erzeugnissen in Mode. Le Chat Botté ist der ersten Erzählung der eilften Nacht Straparola's entliehen, woselbst die Katze Konstantin's ihrem Herrn ein schönes Schloß und die Erbin eines Königreiches verschafft (sieh oben S. 286). Riquet à la Houpe stammt auch aus Straparola [478]) her und die zu Grunde liegende Idee ist von Madame Villeneuve in dem berühmten Märchen La Belle et la Bête gleichfalls aufgenommen und weiter ausgeführt worden. In Le Petit Poucet ist der Umstand von dem Aufenthalte bei dem wilden Manne aus der Geschichte des Ulysses und Polyphemus oder der vierten Erzählung des ersten Jünglings in dem Bahar Danusch und die Art der Befreiung aus der Geschichte des Theseus und der Ariadne entnommen [Grimm a. a. O. S. 26. Nr. 15.]. Allen diesen Märchen ist eine kurze Moral in schlechten Versen angehängt und allerdings können die meisten von ihnen zu einer Art Lehre dienen; so ist es der Zweck von Le Petit Chaperon Rouge junge Leute vor Schmeichlern zu warnen [Grimm a. a. O. S. 49. Nr. 26.], so wie Barbe Bleue gegen die Neugier gerichtet ist; aus Le Chat Botté lernen wir, daß Talente so viel werth sind wie Vermögen und aus Le petit Poucet, daß durch Muth und Geschick der schwächste Mensch der Macht der Gewaltigen entgehen kann.

Die Märchen Perrault's sind die besten unter allen, sie zeichnen sich besonders durch ihre Einfachheit und durch ihren traulichen naiven Styl aus, so wie durch den Schein unbedingten Glaubens auf Seiten des Erzählers, was uns vielleicht erhöhtes Vergnügen gewährt, wenn wir die tiefe Gelehrsamkeit und das hohe Alter des Verfassers zur Zeit ihrer Abfassung bedenken.

Bald nach dem Erscheinen der Märchen Perraults, gegen Ende der Regierung Ludwigs XIV nahm der Hof ein ernstes und moralisches Aussehen an und es wurde Mode, ganze Bibliotheken zur Belehrung und Unterhaltung der jungen Prinzen der königlichen Familie zu schreiben. Zu der-

selben Zeit gab es eine Anzahl Damen von hohem Range, welche viel zusammenlebten und die Literatur mit einigem Erfolge kultivierten. Da nun die Welt der langen Romane überdrüßig war, indem sie zu viel Zeit und Aufmerksamkeit erforderten, solche Romane wie Marianne aber zu viel Geist erforderten, als daß jede vornehme Dame sich mit Aussicht auf Erfolg daran hätte versuchen können, so hielt man dafur, daß Feenmärchen wie die von Perrault zur Unterhaltung und allgemeinen Reputation der Gesellschaft am ziemendsten sein möchten.

Selbst der Umstand, daß ein Mann wie Perrault sich mit dieser Gattung von Erzählungen beschäftigt hatte, schützte sie vor dem Vorwurfe des Kindischen, den man ihr sonst vielleicht hätte machen können. Es brauchte sich keine Modedame einer schriftstellerischen Thätigkeit zu schämen, welche selbst die Aufmerksamkeit eines gelehrten Akademikers erweckt hatte und von ihm sogar in der Widmung eines seiner Märchen [479]) der weiblichen Welt empfohlen worden war:

Les Fables plairont jusqu'aux plus grands esprits,
Si vous voulez, belle Comtesse,
Par vos heureux talens orner de tels récits;
L'antique Gaule vous en presse:
Daignez donc mettre dans leurs jours
Les Contes ingenus quoique remplis d'adresse,
Qu'ont inventé les Troubadours;
Le sens mysterieux que leur tour enveloppe
Egale bien celui d'Esope.

Die Gräfin d'Aulnoy, die Gräfin Murat und Fräulein de la Force, die alle fast zu gleicher Zeit lebten und zu Anfang des 18ten Jahrhunderts schrieben, waren die ausgezeichnetesten Schriftstellerinnen auf diesem Gebiete. In den Märchen Perrault's wird von der Maschinerie des Wunderbaren nur ein sehr geringer Gebrauch gemacht und zwar ist dieß nur dann der Fall, wenn die Moral, die immer hauptsächlich im Auge behalten wird, auf diese Weise nachdrücklicher eingeprägt werden kann. Die drei genannten Damen jedoch scheinen die Natur um die Wette aus ihren Erzeugnissen verbannt und in der Meinung geschrieben zu haben, daß diejenige den Preis verdiene, deren Paläste von den meisten Karfunkeln erleuchtet, deren Zwerge am kleinsten und häßlichsten und deren Wagen von den gräulichsten Ungeheuern gezogen wären. Ereignisse, die an Wahrscheinlichkeit gränzten, wurden sorgfältig ausgeschlossen und das Wunderbarste in diesen Erzählungen ist, wie Fontenelle bemerkt, wenn Jemand, der darin mitten im Ocean Schiffbruch leidet, das Unglück hat zu ertrinken.

Die Märchen der Gräfin d'Aulnoy [480]) [sieh Grimm a. a. O. S. 380ff.], der fruchtbarsten Schriftstellerin auf diesem Gebiete, entbehren zwar der Einfachheit Perrault's, jedoch besitzen sie viel Witz und Lebhaftigkeit. Ihre besten Erzählungen sind L'Oiseau Bleu und Le Prince Lutin, der vielleicht die lustigste und lebendigste aller Geschichten der Bibliothèque Bleue ist. Sie ist auch die Verfasserin von La Belle aux Cheveux d'Or, Le Rameau d'Or und Gracieuse et Percinet, welches letztere Märchen der Leidensgeschichte der Psyche im Apulejus entlehnt zu sein scheint (sieh oben S. 48.). Eine große Zahl Märchen, wie z. B. Fortunée, Le Nain Jaune, La Biche au Bois bilden Episoden in zwei Novellen betitelt: Ponce de Leon und Don Ferenand de Tolède, von denen die erstere eine im höchsten Grade schöne und romantische Erzählung ist. Noch zahlreicher sind die Märchen, welche sie in eine Geschichte, betitelt Le Gentilhomme Bourgeois, eingeflochten hat, von denen La Chatte Blanche die beste, aber auch die wunderreichste ist. In den Ereignissen aller dieser Märchen zeigt sich nur wenig Erfindungsgabe, indem die meisten derselben fast unverändert dem Pentamerone des Basile oder den Nächten des Straparola entnommen sind. So z. B. enthält die erste Erzählung der zweiten Nacht die Geschichte einer Königin von England, welche wegen ihrer Kinderlosigkeit untröstlich ist. Endlich fliegen einst drei Feen bei ihr vorüber, während sie schläft, von denen die erste bestimmt, daß die Königin einen Sohn gebären, die zweite, daß er mit jeder sittlichen und geistigen Vollkommenheit begabt sein, die dritte jedoch, daß er in Gestalt eines Ferkels in die Welt kommen und dieselbe so lange behalten solle, bis er drei Frauen geheirathet und die freiwilligen Liebkosungen der letztern erhalten haben würde. Wie sich erwarten ließ, wälzt sich der Prinz in seiner Jugend sehr gern im Koth und verursacht seiner Gouvernante und seinem Kammerdiener große Ausgaben für wohlriechende Wasser und dergleichen. Nachdem er jedoch herangewachsen ist, heirathet er hinter einander zwei Frauen, welche ihn zu ermorden suchen, so daß er sich von ihnen scheidet. Seine geistigen Vorzüge erwerben

ihm jedoch endlich die Zuneigung einer schönen Prinzessin in so hohem Grade, daß sie die körperlichen Mängel, an denen er leidet, übersieht und ihr Mann auf diese Weise die gewöhnliche Gestalt seiner Standesgenossen erlangt. — In dieser Geschichte wird man sogleich den Prince Marcassin der Gräfin d'Aulnoy erkennen. Auf ihre übrigen Nachahmungen der Märchen Straparola's ist bei diesem Schriftsteller hingewiesen worden (s. oben S. 285.).

In den Märchen der Gräfin Murat [481]) findet man weder die Einfachheit Perrault's noch die Lebendigkeit der Gräfin d'Aulnoy. Sie ist die Verfasserin von Le Parfait Amour, Anguilette, Jeune et Belle u. s. w. Ihr bestes Erzeugniß ist Le Palais de Vengeance, wo ein Zauberer sich in eine Prinzessin verliebt, jedoch von ihr verschmäht wird und sie mit seinem begünstigten Nebenbuhler in einen herrlichen Palast einschließt, wo sie, wie der Zauberer vorausgesehen, gar bald ganz die nämliche Langeweile befällt, wie sie Madame du Deffand und der Präsident Henault während des Tages empfanden, den sie in ihrer gegenseitigen Gesellschaft zubringen wollten.

Mademoiselle de la Force [482]), die Verfasserin von Plus belle que Fée, L'Enchanteur, Tourbillon, Vert et Bleue hat alle ihre Nebenbuhlerinnen in der Uebertreibung des Wunderbaren übertroffen. Bezauberte Paläste von Opalen und Diamanten waren zu gewöhnlich geworden und Mlle. de la Force führte Paläste ein, welche mit allen ihren Gärten u. s. w. von Ort zu Ort flogen.

Obgleich nun in den Märchen der drei erwähnten Schriftstellerinnen eine große Verschiedenheit des Styles herrscht, so ist in denselben doch ein hoher Grad von Einförmigkeit in den Ereignissen anzutreffen. Die Hauptpersonen befinden sich in den höchsten Stellungen des Lebens und sind entweder unübertreffliche Muster von Schönheit oder Ungeheuer von Häßlichkeit; und wenn irgend ein König mehr als eine Tochter hat, so ist die jüngste wie in der Geschichte der Psyche jederzeit die liebenswürdigste und holdseligste. Feeen, welche die menschlichen Pläne unterstützen oder vernichten, spielen darin eine wesentliche Rolle. Die Erzählung beginnt gewöhnlich mit der Entbindung einer Königin, bei welcher sich eine Fee gegenwärtig befindet oder zürnt, sich nicht gegenwärtig befunden zu haben und endet gewöhnlich mit der Vermählung eines Prinzen und einer Prinzessin, die in einander verliebt sind. Meist ist letztere in einen bezauberten Palast eingeschlossen, so daß es der Klugheit und Tapferkeit eines Prinzen bedarf um sie aus demselben zu befreien und hierbei muß ihm eine wohlwollende Fee beistehen, deren Gunst er sich wahrscheinlich durch einen Dienst erworben, welchen er ihr, ohne es zu ahnen, zu einer Zeit erweist, wo sie die Gestalt irgend eines verächtlichen Thieres angenommen hat. Liebe und Neid sind die einzigen Leidenschaften, welche dabei auftreten, und alle Drangsale bestehen aus Beraubung der Freiheit, Verwandlungen oder der Auferlegung übertriebener Arbeiten.

Um dieselbe Zeit, wo diese Damen schrieben, versuchte sich eine Anzahl geringerer Schriftsteller, wie z. B. die Verfasser von La Tyrannie des Fées detruite [483]) und Contes moins Contes que les autres in ähnlichen Erzeugnissen. Später folgte ihnen Boca, ou la Vertu Recompensée der Madame Marchand, welches Märchen 1735 erschien, wie auch Le Prince invisible und Le Prince des Aigues Marins der Mad. Levêque, deren Märchen sich durch die darin eingeflochtenen schönen Verse und die Zartheit der Gefühle auszeichnen. Les Féeries nouvelles lautet der Titel einer Anzahl Märchen des Grafen Caylus, welcher sich auf kurze Zeit von den Aegyptern, Etruskern und Galliern wegwandte und seine Geschichten mit einer Einfachheit, Naivität und sarkastischen Schärfe in der Verspottung von Charakterschwächen erzählte, welche sich kaum von einem Manne erwarten ließen, der so lange in den Schachten des Alterthumes nachgegraben hatte. Die Contes Marins der Mad. Villeneuve, welche 1740 erschienen, führen diesen Titel, weil sie von einer alten Frau auf einer Fahrt nach St. Domingo erzählt werden. Das bekannteste dieser Märchen ist La Belle et la Bête, deren erster Theil vielleicht Alles übertrifft, was die lebendige und fruchtbare Phantasie der Franzosen und Araber erzeugt hat. Die Soirées Bretonnes von Gueulette, der durch seine zahlreichen Nachahmungen morgenländischer Märchen so sehr bekannt ist, erwarben sich gleichfalls einen bedeutenden Ruf. Sein Werk ist zum Theile eine Bearbeitung eines italienischen Werkes, betitelt: „Wanderung dreier Söhne des Königs von Serendippo" (Peregrinaggio de tre figliuoli del Re di Serendippo per opra di M. Christoforo Armeno della Persiana nell' Italiana lingua tras-

portato. Venezia 1584. 18. vergl. Gräße II, 3, 993 ff.) und die Geschichten werden an einer Reihe von Abenden erzählt, um den Tiefsinn einer bretonischen Prinzessin zu zerstreuen, so wie die in dem Peregrinaggio dazu dienen, den Sultan Behram für den Verlust seiner Lieblingsgemahlin zu trösten, welche dieser Spiegel der Gerechtigkeit und Gnade wegen eines unzeitigen Scherzes über seine Geschicklichkeit im Bogenschießen von Löwen hatte in Stücke zerreißen laßen. Die Aufsuchung des Cynogefore in den Soirées Bretonnes, welche gleichfalls in dem italienischen Werke erzählt wird, hat den Stoff zu der Verfolgung der Hündin und des Rosses in Voltaire's Zadig hergeliehen (s. oben S. 401.). Ferner befindet sich sowohl in dem Peregrinaggio als in den Soirées Bretonnes die Geschichte eines morgenländischen Königs, welcher einen Leichnam dadurch, daß er seine eigene Seele in denselben hineinzauberte, wiederbeleben konnte; da er aber unvorsichtigerweise in ein von ihm auf der Jagd getödtetes Hirschkalb geflogen war, so nahm sein Lieblingsvezier, dem er das Geheimniß, wie er diese Seelenwanderung bewirkte, anvertraut hatte, den königlichen Körper an, der auf diese Weise leblos geblieben war, und kehrte in den Palast zurück, wo er die Rolle seines Gebieters spielte. Endlich fand der König Gelegenheit in einen todten Papagei überzugehen, in welcher Gestalt er sich fangen und der Königin schenken ließ. Hierauf wollte einmal der Vezier letztere durch eine Probe von seiner geheimnißvollen Kunst unterhalten und belebte den Körper eines todten Lieblingsvogels, welche Gelegenheit der König alsbald ergreift, um in seinen eigenen Körper, den der Vezier verlaßen, zurückzukehren und seinem verrätherischen Minister alsbald den Hals umzudrehen.

Diese Geschichte ist so verbreitet, daß sie sich mit geringen Abweichungen in dem Bahar Danusch (Cap. 45 u. 46.), in 1001 Tag (Tag 57 ff.), (woraus sie in Nr. 578 des Spectator übergegangen ist), in einem mystischen Romane von François Beroalde und in den Illustres Fées (in diesen unter dem Titel Le Bienfaisant ou Quiribirini) wiederfindet [484]. Letztere Sammlung enthält noch viele andere wohlbekannte und beliebte Feeenmärchen, unter denen man jedoch nur wenige von den Verfassern erfundene antrifft; so z. B. ist Blanchebelle eben so wie Fortunio dem Straparola entnommen (s. oben S. 285).

Abgesehen von den bereits erwähnten Märchen wurde auch noch eine große Menge derartiger Erzeugnisse in den Mercure de France aufgenommen, von denen viele ohne Angabe der Verfasser blieben und später in verschiedenen Sammlungen erschienen, wie z. B. in der Bibliothèque des Fées et des Genies von dem Abbé de la Porte. Die ausgezeichnetesten Männer Frankreichs verschmähten es nicht zu diesen Sammlungen Beiträge zu liefern, wie aus der Reine Fantasque Rousseau's, der Aglae ou Nabotine des Malers Coypel und dem Acajou et Zirphile des Duclos erhellt.

Ich kann hier auch die Veilles de Thessalie der Madame de Lussan erwähnen, obgleich man sie kaum Feeenmärchen nennen darf, da sie hauptsächlich von Zaubereien und Beschwörungen handeln, wie sie einst der Gegenstand des Volksglaubens in Thessalien waren, und die sich hauptsächlich auf Täuschungen gründeten, welche, wie man dafür hält, von gewissen Personen in jenem Lande ausgeübt wurden. Das Werk des Apulejus gab der Mad. de Lussan wahrscheinlich den Gedanken zu dem ihrigen ein. Es ist auffallend, daß sie keine Nachahmer fand, wenn man die neue und ergreifende Maschinerie so wie die bewundrungswürdige Weise in Erwägung zieht, wie sie in einigen ihrer Geschichten, besonders in der ersten, von derselben Gebrauch gemacht hat. —

Jedermann weiß, welche Beliebtheit die unter dem Namen Contes des Fées bekannten Märchen eine lange Reihe von Jahren hindurch in Frankreich genossen. Der Graf Caylus sagt in seiner Vorrede zu Cadichon, welche im Jahre 1768 geschrieben wurde: „Les Contes des Fées ont été longtems à la mode et dans ma jeunesse on ne lisoit guères que cela dans le monde.“

Eine andere Art Erzählungen von ganz verschiedenem Tone als die eben besprochenen, und welche in den Sitten der Mythologie des Morgenlandes wurzelten, waren in Frankreich zu derselben Zeit wie die Feeenmärchen von europäischem Ursprunge an der Tagesordnung. Dieß hatte seinen Grund in der Ermuthigung, welche unter Ludwig XIV der orientalischen Literatur zu Theil wurde, in der Gier, mit welcher das Publikum die arabischen und persischen Märchen aufnahm, und in der Erleichterung, welche den Nachahmern derartiger Erzählungen durch die in d'Herbelot's Bibliothèque Orientale und in Chardin's Reisen mitgetheilten Belehrungen dargeboten wurde.

In der morgenländischen [namentlich persischen] Mythologie waren die zwischen Gott und den Menschen stehenden Wesen zahlreicher und ihre Attribute eindrucksvoller, als in der aller anderen Länder. Es herrschte nämlich nach derselben der Glaube, daß vor der Schöpfung Adams die Welt von Geistern bewohnt wurde, von denen die einen Peris, die anderen Dews hießen. Erstere waren schön und freundlich, letztere hingegen von widerlichem Aussehen und boshaftem Sinn. Nach der Menschenschöpfung zogen sich diese Wesen von der Erde nach einer ferner ihnen eigenen Gegend, Ginistan genannt, zurück, obwohl sie sich noch gelegentlich um irdische Angelegenheiten kümmerten, wobei die Peris zum Wohle, die Dews zum Verderben der Menschen wirkten. Beide unterrichteten häufig die Sterblichen in ihren Künsten, so daß diese Zauberer und Magier wurden und sich je nach dem Charakter ihrer Lehrer bös oder übelgesinnt zeigten. — Diese Mythologie also liegt den morgenländischen Märchen zu Grunde, welche in Frankreich so viele Nachahmungen erzeugten. Außer dieser Art von Maschinerie besteht der charakteristischeste Zug dieser Gattung von Erzeugnissen in den eigenthümlichen Sitten und gesellschaftlichen Zuständen, die sie schilderten, und besonders in dem Despotismus, der das Vermögen und das Leben der Menschen für Nichts achtet und sogar ohne die Dazwischenkunft übernatürlicher Mächte einen raschen Uebergang vom Glücke zum Unglücke oder von der höchsten Höhe zur tiefsten Erniedrigung bewirkt.

Die dem warmen Himmel Asiens eigene Indolenz und das üppige Leben, welches die Könige und andere Vornehme in ihren Serails führen, macht, daß sie auf diese Art von Unterhaltung einen hohen Werth legen, und da sie unwissend und daher leichtgläubig sind, auch wenig Verlangen nach sittlicher Ausbildung oder Kenntniß der Natur hegen, so ist es nicht nothwendig, daß diese Erzählungen wahrscheinlich oder belehrend seien; es genügt, wenn sie überraschen. Daher sind auch die meisten morgenländischen Märchen höchst extravagant und ihre Ereignisse fallen hauptsächlich in das Gebiet des Wunderbaren. Da ferner der Geschmack der Zuhörer nicht durch das Studium der Einfachheit der Natur geläutert ist und sie sich besonders viel auf den Glanz ihrer Umgebung und die Massen von Juwelen und Seltenheiten, die sie in ihren Schatzkammern aufhäufen, zu gute thun, so ergehen sich ihre Verfasser dieser Vorliebe gemäß in der Schilderung reicher Gewänder, prunkender Geräthe, herrlicher Gastmahler, prächtiger Paläste und dergleichen mehr.

Von allen morgenländischen Märchen sind, in Europa wenigstens, die berühmtesten die, welche die Tausendundeine Nacht enthält. Sie sollen nach der Zeit der arabischen Eroberungen im Westen, wahrscheinlich zwischen dem Ende des dreizehnten und dem des vierzehnten Jahrhunderts, geschrieben worden sein; und es scheint in der That eine begründete Vermuthung, daß ihre Abfassung in eine Periode fiel, wo die kriegerische Glut der Araber sich einigermaßen abgekühlt hatte; denn Helden und Krieger treten in diesen berühmten Wundermärchen nicht auf und die einzigen Menschenklassen, welche darin handelnd erscheinen, sind Kadi's, Kaufleute, Kalender und Sklaven. Auch wird in der Geschichte des Barbiers [Nacht 171. Breslau] ein Ereigniß erwähnt, welches sich, wie dort gesagt wird, unter der Regierung des Monstancer Billah, des 36sten Kalifen aus dem Geschlechte der Abassiden, zugetragen haben soll, welcher in dem 632sten Jahre der Hedschra, d. h. im Jahre 1226 den Thron bestieg. Darüber, ob die Tausendundeine Nacht eine Sammlung von Märchen oder das Erzeugniß eines einzigen Geistes sei, ist vielfach gestritten worden. Am wahrscheinlichsten möchte sein, daß das Werk in seiner gegenwärtigen Gestalt von einem Individuum geschrieben worden, jedoch gleich dem Decamerone oder den Cent Nouvelles Nouvelles aus verschiedenen Quellen, nämlich arabischen, persischen, indischen und griechischen Sagen zusammen getragen ist; so z. B. befindet sich in der dritten Reise des Sindbad die Geschichte des Polyphemus [484a]); andere Abenteuer des kühnen Seefahrers scheinen aus der Geschichte des Aristomenes, wie sie Pausanias [4, 15 ff.] erzählt, entliehen zu sein; so wie wir auch die Erzählungen in Betreff der Phädra und der Circe nebst der Geschichte des Joseph mit charakteristischen Ausschmückungen in das in Rede stehende Werk aufgenommen finden [vergl. Gräße Allg. Literar. Gesch. II, 1. S. 459 ff.].

Der Hitopadesa hat wahrscheinlich dem arabischen Autor die Idee eingegeben, seine Geschichten in einen Rahmen einzufassen, so wie wiederum sein Beispiel in allen ähnlichen Werken befolgt worden ist. Der Rahmen der Tausendundeine Nacht ist weniger kompliciert als der des Hitopadesa, aber auch nicht sehr sinnreich. Er besteht

nämlich, wie Jedermann weiß, darin, daß ein Sultan voll Zorn über die Untreue seines Weibes beschließt alle Abend eine andere Frau zu heirathen und sie des Morgens erdrosseln zu laßen, um sie an einem ähnlichen Vergehen zu hindern. Endlich bewirbt sich die Tochter eines Veziers um die Hand dieses nachsichtigen Ehemannes und weiß durch die Erzählung von Märchen, welche die Neugier des Sultans wecken und lebendig erhalten, die fernere Feier so häufiger und blutiger Hochzeiten zu unterbrechen und ihr eigenes Leben zu retten. Ihr Gemahl war vielleicht eben so kindisch in seiner Gnade, wie thöricht in seiner Grausamkeit; jedoch sind die Geschichten so interessant, daß, wie ein französischer Kritiker bemerkt hat, es wohl keinen Menschen giebt, der nicht darauf beharrt haben würde das Ende jedes Märchens zu erfahren, wenn er nur sonst mit seiner Majestät hätte ausrufen können: „Je la ferai bien mourir demain!" Die Geschichten sind übrigens zu wohl bekannt und zu zahlreich, als daß wir hier eine Analyse derselben geben dürften; ihr Hauptverdienst besteht in der bewunderungswürdigen Schilderung der morgenländischen Sitten, der Schelmerei der Sklaven, der Heuchelei der Derwische, der Bestechlichkeit der Richter, des verderblichen Einflusses jenes Despotismus, der trotz aller asiatischen Revolutionen immer derselbe geblieben ist, so wie endlich der Kühnheit und Schlauheit der Weiber, welche sich desto größeren Gefahren aussetzen, je strenger sie eingesperrt gehalten werden; und es scheint, daß auch die Sultanin bloß darauf ausgehe, ihr Leben zu retten und gar nicht die Absicht habe, durch die Tendenz ihrer Erzählungen ihren Gemahl von der Treue und Tugend der Frauen zu überzeugen, was man allerdings für einen Fehler angesehen hat.

In den persischen Märchen hingegen, welche den Titel „Tausendundein Tag" führen, wo eine Prinzessin wider das männliche Geschlecht eben so eingenommen ist, wie in Tausendundeine Nacht der Sultan gegen das weibliche, besteht der Zweck aller Erzählungen darin, der Schönen die Ueberzeugung beizubringen, daß allerdings dauernde Zuneigung und eheliches Glück in der Welt vorhanden seien. Es wird nämlich darin erzählt, daß eine Prinzessin von Kaschmir eine so blendende Schönheit besaß, daß alle, welche das Unglück hatten sie zu schauen, um ihren Verstand kamen oder sich nach und nach verzehrten[455]). Der König, ihr Vater, nahm bald wahr, daß seinem Reiche die Gefahr drohte, entvölkert zu werden oder sich in ein allgemeines Tollhaus zu verwandeln. Er sperrt daher seine Tochter in einen Thurm ein und beauftragt die Amme derselben, ihre Abneigung gegen eine eheliche Verbindung, durch die Erzählung von Geschichten zu besiegen, von denen daher die meisten irgend ein Beispiel von einem treuen Liebhaber oder einem liebevollen Gatten enthalten. Die überspannte Prinzessin ist jedoch nimmer mit dem Gehörten zufrieden, sondern hat jederzeit an der Zärtlichkeit oder der Liebesglut des Helden der Geschichte etwas auszusetzen, was immer ein neues Märchen hervorruft, in welcher die Amme das beau ideal ihrer spröden Zuhörerin zu realisieren sucht; es bedarf indeß der Erzählungen von Tausendundeinem Tage, bevor es ihr gelingt, die Hartnäckigkeit Jener zu besiegen. In diesen Märchen zeigt sich mehr Zartheit, aber weniger Kraft und Erfindungsgabe als in Tausendundeine Nacht, was vielleicht dem Geist und Charakter des Volkes, welches sie schuf, ganz gemäß ist. Man weiß übrigens, daß die Zeit ihrer Abfassung lange nach der des arabischen Werkes fällt und vermuthet, daß sie ein Derwisch geschrieben habe, weil sie nämlich eine große Zahl mohamedanischer Legenden enthalten und sich darin ein tiefer Haß gegen die Religion der Parsen ausspricht, welche von den Nachfolgern des Propheten über den Haufen geworfen wurde[455a]).

Die Tausendundeine Nacht wurde von Galland, Tausendundeinen Tag hingegen von Pétis de la Croix und Le Sage zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in's Französische übersetzt. Beide Werke sind für den europäischen Markt bearbeitet und neue Wunder und Zaubereien eingeflochten worden:

> Et loin de se perdre en chemin,
> Parurent sortant de chez Barbin
> Plus Arabe qu'en Arabie.

Pétis de la Croix ist auch der Uebersetzer der Histoire de la Sultane de Perse et des [quarante] Visirs, Contes Turcs, welche sich auf die Geschichte der Sieben Weisen Meister gründet und dem Lehrer Amuraths II, dem Scheik Zadeh, zugeschrieben wird[455b]). In dieser Sammlung [Erzählung des sechsten Veziers] befindet sich die Geschichte des Santon Barsisa, eines heiligen Mannes, der sein Leben in einer Höhle unter

Fasten und Gebet zugebracht und sich so den Ruf eines auserwählten Lieblings des Himmels erworben hatte, so daß man glaubte, Kranke würden, wenn er für sie Gelübde thäte, auf der Stelle gesund. Indem nun einst die Tochter des Königs in eine gefährliche Krankheit verfiel, wurde sie zu dem Santon geschickt, welchem der Teufel bei dieser Gelegenheit einen Besuch abstattete. Der Einsiedler unterlag seiner Versuchung und erklärte, es wäre zur Heilung der Prinzessin nothwendig, daß sie die Nacht bei ihm in der Höhle zubringe. Dieß geschah und le Santon, sagt die französische Uebersetzung, démentit en un moment une vertu de cent années! Er häuft nun Verbrechen auf Verbrechen; um seine Schande zu verbergen ermordet er die Prinzessin, vergräbt den Leichnam am Eingange der Höhle und sagt zu denen, die sie am folgenden Morgen abholen wollen, daß sie sich bereits fortbegeben habe. Der Teufel offenbart nachher seine That, der todte Körper wird aufgefunden und der Santon zur verdienten Strafe geführt. Da er nun an der Richtstätte anlangt, erscheint ihm der Böse und verspricht ihn wegzuführen, wenn er ihn anbeten wolle; jedoch kaum ist dieß geschehen, so überläßt der Teufel Barsisa der Gewalt des Henkers.

Diese Legende war ursprünglich von Saadi, dem berühmten persischen Dichter, in einer Parabelsammlung nebst andern sinnreichen und nützlichen Geschichten erzählt worden[486]. Früh schon wurde sie in Europa in einem Conte Dévot nachgeahmt, der den Titel führt: De l'Hermite, que le Diable trompa, und von welchem Le Grand (5, 229.) vier verschiedene Bearbeitungen aufzählt. Aus der Geschichte der Vierzig Veziere gieng diese Historie in die englische Zeitschrift „The Guardian" über und gab den Stoff zu Lewis' Roman „Der Mönch" (The Monk), wo Ambrosio, ein wegen seiner Beredsamkeit und Heiligkeit hochberühmter Mönch zu Madrid, von einem bösen Geiste in menschlicher Gestalt dazu verführt wird, der schönen Antonia Gewalt anzuthun und sie dann zur Verheimlichung seiner Schuld zu ermorden. Nach der Entdeckung dieser Verbrechen wird er in die Kerker der Inquisition geschleppt, aus welchen ihn der Teufel, den er um Hülfe anruft, zu erretten verspricht, wenn er ihm seine Seele verschriebe. Dieß geschieht und der Böse trägt Ambrosio in seinen Klauen davon, zerreißt und zerschmettert ihn jedoch nachher an den Felsen der Sierra Morena.

Die Geschichte des Faust nach Göthe's[487]) Bearbeitung ist ähnlichen Inhaltes. Faust, ein weiser und gelehrter Mann, geräth durch den Teufel in Liebesversuchung, wird von Verbrechen zu Verbrechen verleitet und endlich von dem Bösen in die Hölle geführt[487a]).

Die wundersamen Ereignisse und die prächtige Maschinerie der morgenländischen Märchen machten einen starken Eindruck auf die Phantasie und erweckten bald Aufmerksamkeit. Ein blumenreicher Styl aber und phantastische Gebilde sind leicht nachzuahmen, so wie markierte, eigenthümliche Sitten, deren feinere Schattierungen das größere Publikum nicht genauer kennt, leicht zu schildern. Die Nachahmer orientalischer Dichtungen haben uns daher eine Fülle von Juwelen, Verschnittenen, Kadi's, Zauberern und Sklaven vorgeführt und alle ihre handelnden Personen sind Mohamedaner oder Heiden, welche der despotischen Herrschaft von Kaliphen, Pascha's und Vezieren unterworfen sind, die ihrerseits wieder Scherbet trinken, auf Sopha's ruhen und auf Kameelen oder Dromedaren reiten.

Der wichtigste Nachahmer morgenländischer Märchen unter den Franzosen ist Gueulette. Er ist der Verfasser der

Mille et un Quart d'Heure, Contes Tartares,

welche der Tausendundeinen Nacht so wie dem Tausendundeinen Tag sowohl hinsichtlich des Rahmens, in den sie gefaßt erscheinen, als der Beschaffenheit der Erzählungen selbst ähnlich sind.

Ein Derwisch nämlich, welcher in der Nähe von Astrachan lebte, fand eines Abends bei seiner Rückkehr nach Hause einen neugeborenen Knaben vor. Dieser wurde von ihm der Frau eines Schneiders zu Astrachan, von welcher er gewöhnlich Almosen empfieng, anvertraut und lernte später unter dem Namen Schemseddin das Handwerk seines vermeintlichen Vaters. Einst sieht ihn eine der schönen Bewohnerinnen des Serails und von Liebe ergriffen läßt sie ihn unter dem Vorwande, sich ein Kleidungsstück bei ihm bestellen zu wollen, zu sich holen. Bei einer der hierauf folgenden Zusammenkünfte werden jedoch die Liebenden von dem Könige überrascht, welcher sie eben seiner Eifersucht zu opfern im Begriffe ist, als er selbst von Schemseddin getödtet wird. Es ergiebt sich nun in Folge der

Aufhellungen einer alten Sultanin, daß Schemseddin der Sohn des ermordeten Königs ist und nach seiner Geburt in Folge der Weissagung eines Sterndeuters, daß er seinen Vater um's Leben bringen würde, ausgesetzt worden war. Schemseddin besteigt daher den Thron von Astrachan und vermählt sich mit dem Gegenstande seiner Zuneigung; da ihn jedoch Gewissensbisse über die unfreiwillige Ermordung seines Vaters fortwährend quälen, so unternimmt er zur Büßung seiner Schuld in Begleitung seiner Gemahlin eine Pilgerfahrt nach Mekka. Auf der Rückkehr verfällt Letztere in eine Krankheit, und da man sie für todt hält, legt man sie in einen prächtigen Sarg. Der Sultan wird demnächst von einem Beduinenstamm überfallen und todt auf dem Platze gelaßen, der Sarg aber, in welchem sich seine Gemahlin befindet, von den Räubern fortgeführt. Bei seiner Ankunft in Astrachan findet er seinen Thron im Besitze eines Usurpators, der ihn blenden und einkerkern läßt; jedoch eine Kontrerevolution giebt ihm seine Freiheit und Macht wieder, obwohl seine Aerzte vergeblich ein Heilmittel gegen seine Blindheit zu finden suchen. Endlich erklärt einer von ihnen, daß sich auf der Insel Serendib (Ceylon) ein Baum und auf diesem Baume ein Vogel und um den Hals dieses Vogels ein Fläschchen und in diesem Fläschchen ein Wasser befände, welches selbst in den verzweifeltsten Fällen von Augenkrankheiten ein Specificum wäre. Der Arzt wird daher abgesandt, um etwas von diesem Wasser herbeizuschaffen. Während seiner Abwesenheit nun pflegte der König alle Tage eine Stunde außerhalb seines Palastes und den vierten Theil dieser Zeit im Gespräche mit Weisen oder mit Fremden, die seinen Hof besuchten und ihre Abenteuer erzählten, zuzubringen. Seine Veziere begannen jedoch zu fürchten, daß dieser Unterhaltungsstoff endlich ausgehen möchte und der Sohn des Arztes, der nach Serendib gereist war, welcher, wie es scheint, viel las und sich im Besitze eines guten Gedächtnisses befand, übernahm es daher seiner Majestät bis zur Rückkehr seines Vaters alle Tage eine Viertelstunde lang durch die Erzählung einer Geschichte die Zeit zu vertreiben.

In diesen so eingeleiteten Geschichten selbst ist jedoch nur wenig Erfindung; die Maschinerie und Ausschmückung sind orientalischen Märchen, eine große Zahl der Ereignisse aber den Nächten des Straparola entnommen. So z. B. liegt der Histoire de Sinadab fils du Medecin Sazan die erste Geschichte dieses Werkes zu Grunde (sieh oben S. 284.). Ein alter Mann nämlich ertheilt seinem Sohne Sinadab den Rath, nie in den Dienst eines Fürsten zu treten, nie seiner Frau ein Geheimniß zu offenbaren und nie ein Pflegekind zu erziehen. Sinadab jedoch wird durch seine Talente und Tugenden der Günstling eines Königs, mit dessen Schwester er sich vermählt, und da er keine Kinder hat, so nimmt er den Sohn eines seiner Sklaven an Kindesstatt an. Er befindet sich nun vollkommen wohl und glücklich und lacht über die Rathschläge seines kindischen Vaters. Im Verlaufe der Zeit jedoch vertraut er seiner Frau ein unbedeutendes Vergehen, daß er sich hat zu Schulden kommen laßen, als Geheimniß an und alsobald theilt sie es ihrem Bruder mit, der ihn undankbarerweise ohne Weiteres zum Tode verdammt. Sinadab war indeß so allgemein beliebt, daß sich Niemand zum Henker hergeben wollte, bis endlich sein Adoptivsohn Noumy sich freiwillig dazu erbietet. Bei Straparola giebt ein genuesischer Kaufmann seinem Sohne ähnliche Rathschläge, deren Vernachläßigung gleiche Folgen hat. — Die Histoire du Chien de Sahed et du Cadi de Candahar ist bereits bei den Cent Nouvelles Nouvelles (no. 96.) erwähnt worden. — Les Bossus de Damas [Quart d'H. 13 ff.] ist das Fabliau Les trois Bossus (s. oben S. 210.) und Le Centaure Bleu [Quart d'H. 47 ff.] aus der ersten Erzählung der vierten Nacht des Straparola. — Einige Geschichten, wie z. B. die Geschichte des Feridun und die des Mahalem, Königs von Borneo [Quart d'H. 62 ff.] werden von Chondemir und anderen orientalischen Schriftstellern erzählt [cf. d'Herbelot Bibl. Orient. s. vv. Feridoun u. Khondemir]. L'Histoire de Faruk [Quart d'H. 98 ff.], wo ein Sohn sich weigert mit seinen Brüdern um die Herrschaft zu streiten, weil er mit einem Bogen nach dem Leichnam ihres Vaters schießen soll, ist das Fabliau Le Jugement de Salomon (Le Grand 2, 426.) oder das 45ste Capitel der Gesta Romanorum. Ein anderer Theil derselben Geschichte, wo ein Richter durch einen Ring, den er von seinem Sohne erhält, entdeckt, daß dieser eine Räuberei begangen, ist die Erzählung des jüdischen Arztes in Tausendundeine Nacht [Nacht 154, Breslau]. — Die Geschichte Du vieux Calender entspricht der von den Zwei Träumen in den Sieben Weisen Meistern (s. oben S. 197.).

Die Histoire d'Alcouz, Taber et du Meunier [Quart d'H. 90 ff.], welche ein übertriebenes Gemälde weiblicher Untreue enthält, ist genau die fünfte Novelle des Printemps von Jacques Yver, welcher 1575 erschien.

Alle diese Geschichten drehen sich um plötzliche Veränderungen und Glückswechsel. Sie stehen zwar den ächt morgenländischen Märchen bei Weitem nach, werden aber für die besten der französischen Nachahmungen gehalten.

Das Werk schließt endlich mit der Rückkehr des Arztes, der das köstliche Augenwasser mitbringt. Bei seiner Ankunft in Ceylon hatte er nämlich gefunden, daß der Baum bloß von einer Frau bestiegen werden konnte, die ihrem Manne nie die Treue gebrochen hatte. Keine Schöne aber wollte das Experiment machen, bis es endlich die Sultanin von Astrachan unternahm, welche von ihrem Gemahle für todt gehalten worden war, obwohl die Beduinen in ihr später noch Leben entdeckten. Sie war alsdann ihrer Gewalt entflohen und ihren Weg von Arabien nach Astrachan verfehlend an den Hof des Königs von Ceylon gekommen. Sie begleitete hierauf den Arzt zu ihrem Gemahl zurück, dem die kostbare Medizin, die sie mitbrachte, nicht nur als ein Heilmittel für sein verlorenes Gesicht, sondern auch als ein unbestreitbares Zeugniß ihrer unerschütterlichen Liebe für ihn im höchsten Grade willkommen war.

Gueulette ist auch der Verfasser der

Contes Chinois
ou les Aventures merveilleuses du Mandarin Fum-Hoam.

Diese Erzählungen werden auf folgende Art eingeführt. Ein chinesischer Kaiser schickt einen Abgesandten nach Circassien mit dem Auftrage, die schönsten Weiber dieses Landes für ihn anzukaufen. Der Emissär kehrt mit einer großen und wohlgewählten Anzahl von Sklavinnen zurück, zugleich aber auch in Begleitung des Königs von Georgien und seiner Tochter, denen er bei der Ausführung seiner Mission begegnet war und, da sie von einem Usurpator aus ihrem Reiche vertrieben worden waren, eine Zufluchtstätte in seinem Wohnsitz zu Tonkin angeboten hatte. Der chinesische Monarch beschaut die gefälligen circassischen Schönen mit vollkommener Gleichgültigkeit, verliebt sich aber über alle Maßen in die georgische Prinzessin. Da er jedoch zu wissen wünscht, ob er auch ohne den Glanz des Diadems ihr Herz gewinnen könne, so giebt er sich für den Bruder ihres Wirthes aus und bewirbt sich als solcher um ihre Gunst, während zugleich ein Mandarin die Rolle des Kaisers spielt und sein Nebenbuhler bei der Prinzessin ist. Da nun diese den allem Anscheine nach am wenigsten vortheilhaften Anträgen den Vorzug giebt, so entdeckt sich ihr endlich ihr königlicher Bewerber und erhebt sie zu seiner Gemahlin. Sie bedingt sich jedoch hierbei die freie Ausübung ihrer, d. h. der mahomedanischen Religion aus, während zugleich ihr Gemahl sie durch die weisen Unterhaltungen des Mandarins Fum-Hoam zu den Lehren des Chacabout und zwar besonders dem Theile derselben, der die Seelenwanderung behauptete und gegen welchen sie am meisten Opposition machte, zu bekehren versucht. Fum-Hoam erscheint daher jeden Abend vor seiner erhabenen Gebieterin und erzählt mit vieler Gravität die mannigfachen Abenteuer, die ihm in den verschiedenen Körpern jedes Geschlechtes und Standes zugestoßen waren. Gelegentlich hatte er aber auch Leiber von Thieren und selbst geringere bewohnt, wie z. B. von Schoßhunden, Flöhen u. s. w. was ihm Gelegenheit gab von den geheimsten Abenteuern Zeuge zu sein, die er nun auch wiedererzählt.

Les Sultanes de Guzaratte
ou les Songes des Hommes éveillés, Contes Mogols,

sind aus der nämlichen fruchtbaren Feder wie die Chinesischen und Tartarischen Märchen. Der Sultan von Guzerat, ein Vasall des Großmoguls, besaß, wie daselbst erzählt wird, vier Weiber, welche mit ihm und unter einander viele Jahre lang in der größten Eintracht lebten. Endlich von den Reizen einer Circassierin gefesselt, entzieht er einen großen Theil seines Zutrauens und seiner Liebe den älteren Weibern und schenkt ihn jener. Nach Verlauf von fünfzehn Jahren fängt er an, die Treue seiner circassischen Favoritin zu bezweifeln und einigermaßen über die Vernachläßigung, die er ihren Nebenbuhlerinnen erwiesen, Reue zu empfinden. Da er nun ihre geheimen Gedanken zu entdecken wünscht, so befragt er einen berühmten Kabalisten, auf dessen Rath er seine Weiber nach einem Palaste bringt, woselbst er von einem gewissen Gemache aus alles sehen

und hören konnte, was in dem Innern des Gebäudes gethan oder gesprochen wurde. Demnächst verbreitet der Sultan das Gerücht seines Todes und begiebt sich gelegentlich nach dem Palaste, um ungesehen Zeuge davon zu sein, wie seine Weiber in ihrer vermeintlichen Wittwenschaft die Zeit zubringen. Nachdem die Trauerzeit verlaufen ist, schicken letztere täglich einige Diener nach einer Karavanserei, um den daselbst anlangenden Reisenden einen Schlaftrunk einzugeben und sie so nach dem Palaste zu bringen, damit sie dann an dem folgenden Abende ihre Gebieterinnen durch die Erzählung ihrer Abenteuer unterhalten. Die letzte Gesellschaft, die sich auf diese Weise nach dem Palaste versetzt sieht, besteht aus einer Truppe von Tänzern und Komödianten, deren einen die Circassierin zum größten Verdrusse des Sultans heirathet.

Die

Contes Orientaux

des Grafen **Caylus** werden einem Könige von Persien, der an Schlaflosigkeit leidet, erzählt, um dieselbe auf solche Weise zu verbannen. Die in diesem Werke vorkommende Histoire de la Corbeille, die sich als „plus longue que celle de Feredbaad“ und „plus triste, que celle de Wamakweazra“ ankündigt, erzählt die Geschichte eines glücklichen Monarchen, an dessen Hof ein in die tiefste Traurigkeit versenkter Derwisch anlangt. Der König, der den Grund derselben zu erfahren wünscht, wird dahin beschieden, daß er dieß nur könne, wenn er sich nach einer gewissen Stadt in China begebe. Der Schach reist also dorthin und findet bei seiner Ankunft alle Einwohner in größter Betrübniß. Da seine Neugier hierdurch noch erhöht wird, so steigt er der Anweisung eines derselben gemäß in einen Korb, der sich über der Mauer eines verfallenen Schlosses aufgehängt befand, und wird alsbald mit größter Schnelligkeit nach einer entzückenden Gegend geführt, woselbst er seine Tage in allen nur irgend denkbaren Vergnügungen in der Gesellschaft einer engelschönen Frau zubringt. Nach einiger Zeit kehrt er in dem Korbe wieder auf die Erde zurück und verbringt, gleich dem Derwische, den Rest seines Lebens in tiefer Niedergeschlagenheit über den Verlust jener herrlichen Freuden, die er genossen und die ihm den Geschmack an allen andern geraubt hatten. — Diese Geschichte, die eigentlich eine moralische Dichtung sein und zeigen soll, daß es nur eine Folge der Gnade Gottes ist, wenn er ihnen eine deutlichere Offenbarung der Seligkeit des ewigen Lebens vorenthalten hat, findet sich in der ganzen Welt wieder, von den Traditionen der Braminen bis zu der Mythologie der Skandinavier; denn sie wird in dem 38sten und den beiden folgenden Capiteln des Babar-Danusch, welche die Geschichte des Yezzeez enthalten, so wie in dem neunzehnten Abschnitte der Edda erzählt [255]).

Die Märchen des Grafen **Hamilton** Fleur d'Épine und Les quatre Facardins sollen hauptsächlich eine Satyre auf den zu seiner Zeit herrschenden Geschmack an morgenländischen Dichtungen enthalten. Fleur d'Épine wird für die letzte Geschichte der Tausendundeine-Nacht ausgegeben und von der Schwester Schehzerades erzählt. Es heißt darin, daß eine Prinzessin von Kaschmir eine so blendende Schönheit besaß, daß Jeder, der sie sah, erblindete oder sich verzehrte; welcher Anfang die Einleitung von Tausendundeinem-Tag lächerlich machen soll. Ein verkleideter Prinz, der sich einst bei dem Seneschal des Königs aufhält, erbietet sich mit Hülfe einer Fee die verderblichen Wirkungen ihrer Reize zu hemmen, ohne den Glanz derselben zu vermindern. Die genannte Fee hatte ihm nämlich ihren Beistand verheißen, unter der Bedingung, daß er ihre Tochter aus der Gewalt einer boshaften Zauberin befreie und letztere zugleich des musikalischen Pferdes und der Lichtmütze beraube. Das Märchen erzählt nun die Ausführung dieser Thaten und die Liebesgeschichte Fleur d'Epine's und des Prinzen.

Les quatre Facardins, welche theils ein Feenmärchen theils ein Ritterroman sind, enthalten die Abenteuer des Prinzen von Trapezunt, des Liebhabers der Dinarzade. Es soll eine allgemeine Satyre auf alle unglaubliche Abenteuer sein, steht jedoch der Fleur d'Épine bei Weitem nach.

Unter die morgenländischen und Feenmärchen kann man auch die in Frankreich unter dem Namen Voyages Imaginaires bekannten Erzeugnisse zählen, welche in einem historischen Berichte über prosaische Dichtungen nicht füglich ganz übergangen werden können. Diese Reisen stehen zu wirklichen Reisen in demselben Verhältnisse, wie Novellen und Romane zu der Geschichte und den Lebensbeschreibungen. Die Verfasser derselben hatten zwar verschiedene Absichten, jedoch enthalten sie am gewöhnlichsten Beschreibungen, Ereignisse und mannigfache Belehrung, wie sie die Scenen oder Sitten der wirklichen Welt nicht darbieten. Einige

von ihnen, wie z. B. Robinson Crusoe wollen die Menschen zum Bewußtsein dessen bringen, was sie vermögen, indem sie zeigen, was jene in vollkommener Einsamkeit und nur auf ihre eigenen Hülfsmittel angewiesen zu leisten im Stande sind. So sieht man in der Isle Inconnue, was der Mensch erreichen kann, wenn er auf die häusliche Gesellschaft beschränkt und von allem Umgange mit der übrigen Welt abgeschlossen ist. Zuweilen auch gelangt der imaginäre Reisende zu Völkern von vollkommener und idealer Weisheit. Manchmal wieder bedient sich der Verfasser eines Schiffbruches oder der Seeräuber und bringt seinen Helden auf irgend eine ungastliche Küste, deren vorgebliche Entfernung ihn berechtigt, sie mit allen Arten Ungeheuer und Wunderdinge zu bevölkern. Nicht minder wurden die Planeten und der Mittelpunkt der Erde zum Schauplatze dieser chimärischen Fahrten gemacht, die selbst in ihrer gewöhnlichsten Gestalt immer unterhaltend sind, wohingegen sie in ihrer vollkommeneren Ausbildung, wie z. B. in dem berühmten Werke Swift's das Hülfsmittel der schärfsten Satyre und selbst philosophischer Forschungen geworden sind.

Den Ursprung dieser Art von Dichtungen kann man zwar, wenn man will, in der **Wahren Geschichte** (Ἀληθὴς Ἱστορία) des **Lucian** suchen; die Odyssee jedoch, in welcher Homer von Menschenfressern und Riesen mit einem Auge in der Stirn redet, ist das ursprüngliche Vorbild derselben. Auch Ktesias aus Knidus erzählte in seinen Indischen Nachrichten viele unglaubliche Dinge und Jambulus in seinem Reiseberichte [bei Diodor II. c. 55 sqq.] noch viel größere Uebertreibungen. Dieß waren indeß bona fide Historiker oder wünschten wenigstens in vollem Ernste ihren Leser etwas weiß zu machen. Die Schrift des Lucian hingegen ist das erste Werk, welches eingeräumtermaßen Fabeln enthält, obgleich die Idee dazu aus den lügenhaften Berichten jener Autoren entsprungen sein mag. Ja, der Verfasser selbst theilt uns mit, daß Alles, was er sagt, auf einen oder den anderen der alten Dichter oder Geschichtschreiber anspielt, welche unglaubliche Unwahrheiten mitgetheilt haben [l. I. c. 1 sqq.].

Lucian also erzählt, daß er von Neugier getrieben, sich an den Säulen des Herkules einschiffte und in den westlichen Ocean hineinfuhr. Eine Zeit lang hatte das Fahrzeug einen günstigen Wind, endlich jedoch überfiel es ein Sturm, der mehr als drittehalb Monate lang anhielt und es zuletzt nach einer entzückenden Insel verschlug [1, 5. 6.], woselbst mancherlei Wunder zu schauen waren. Ein Fluß nämlich, zu welchem sie dort kamen, enthielt lauter Wein [1, 7.] und die Gipfel der Bäume bestanden aus dem Oberleibe von Weibern; indem aber mehrere von den Begleitern Lucians sich zu große Freiheiten gegen letztere herausnahmen, wuchsen sie mit denselben zusammen [1, 8.]. Diejenigen von der Schiffsmannschaft indeß, welche mit Lucian wieder unter Segel giengen, wurden alsbald von einem Wirbelwinde mit unsäglicher Schnelligkeit durch die Luft hin nach einem glänzenden Lande getragen [1, 9.], welches sie daselbst angelangt als den Mond erkannten. Hier wurden sie von Männern begrüßt, welche auf Geiern ritten und sie an den Hof ihres Königs führten, der sich als der wohlbekannte Endymion erwies [1, 10. 11.]. Dieser Fürst befand sich im Kriege mit Phaeton, dem Könige der Sonne, indem beide Potentaten einander das Recht, den Morgenstern zu kolonisieren, streitig machten. Die Fremden wurden von seiner lunarischen Majestät gnädig empfangen und um ihren Beistand in dem bevorstehenden Feldzuge gebeten, zu welchem Behufe er ihnen einen Geier von Primaqualität anbot. Lucian nimmt diesen Antrag an [1, 12.] und stößt zum Mondheere und dessen Hülfstruppen vom Großen Bären, die zum Theile auf Flöhen ritten, von welchen jeder so groß war wie zwölf Elephanten [1, 13.]. Eine Schaar Spinnen, welche das Heer begleitete, wird detaschirt, um zwischen dem Monde und dem Morgensterne ein Gewebe zu machen und dieß alsdann zum Schlachtfelde erwählt [1, 15.]. In dem darauffolgenden Kampfe mit den Sonnenbataillonen und deren Bundesgenossen vom Hundsterne unterliegen die Freunde Lucians, welcher nebst zweien seiner Freunde in die Gefangenschaft der Feinde geräth [1, 17. 18.]. Nach dem Friedensschlusse kehrt er in's Meer zurück [1, 27—29.], wo ihn aber bald darauf ein Wallfisch mitsammt dem Schiffe verschlingt [1, 30.], in dessen Bauche sich unermeßliche Regionen mit Wäldern und Bergen befinden und von seltsam gestalteten Menschen bewohnt werden [1, 31—36.]. Lucian und seine Gefährten befreien sich endlich dadurch, daß sie die Wälder anzünden und so das Seeungeheuer in Flammen aufgeht [2, 1. 2.]. Demnächst segeln sie durch ein Milchmeer und gelangen nach einer Insel aus Käse [2, 3.] u. s. w.

In dieser Satyre Lucian's ist nun aber die Satyre zu augenfällig und übertrieben. Sie besteht aus einer Masse von Wunderdingen, die ohne Ordnung oder Einheit zusammengeworfen sind und denen es auch an dem allergeringsten Scheine von Wahrscheinlichkeit fehlt. „Menschenbäume, sagt Beattie in seinem vortrefflichen Essay on Poetry, Schiffe, die in der Luft segeln, Heere von Ungeheuern, die zwischen der Sonne und dem Monde auf Spinneweben einherziehen, befeindete Völker, welche in dem Bauche eines Wallfisches Wälder und Berge bewohnen, ähneln mehr den Träumen eines Tollhäuslers als den Phantasiegebilden eines vernünftigen Wesens" [489]).

Der Geist jener extravaganten Erzählungen, welcher Lucian's Satyre verspotten wollte, verlosch jedoch niemals ganz und sogar in wahre Reiseberichte wurden erdichtete Ausschmückungen eingeflochten. Der Hang zum Wunderbaren, welcher während des Mittelalters herrschte, beschränkte sich nämlich nicht bloß auf die Ritterbücher, sondern durchdrang das ganze Gebiet der Literatur und Wissenschaft, und dieß bewirkte ein ähnliches Verfahren in den Berichten derjenigen Reisenden, welche ferne Länder besuchten; denn dergleichen Reisebeschreibungen würden die Leser nicht sehr angezogen haben, wären sie nicht voll gewesen von Wundern der Natur und übermenschlichen Erzeugnissen der Kunst. Demgemäß erzählten Benjamin von Tudela, ein spanischer Jude, welcher um die Mitte des zwölften Jahrhunderts durch Persien bis an die Gränzen von China vordrang, so wie der Venetianer Marco Polo, der hundert Jahre später diese und noch andere Länder Mittelasiens besuchte, in ihren Reiseberichten viele wunderbare und romantische Geschichten. Das Werk Mandeville's wurde im fünfzehnten Jahrhunderte in fast alle europäischen Sprachen übersetzt und in die Sammlung Ramusio's aufgenommen. Zu derselben Zeit auch übertrug man die Mirabilia Mundi des Solinus, welche viele wunderbare Erzählungen in der Weise der Voyages Imaginaires enthalten, in's Französische und sie erwarben sich allgemeine Beliebtheit

Die Reisen des Ferdinand Mendez Pinto [490]), welchen Addison einen Mann von unendlichen Abenteuern und unbegränzter Einbildungskraft nennt, lieferten das Vorbild zu Ereignissen, welche zwar eingeräumter Maßen erdichtet, jedoch kaum unglaublicher waren als jene.

Wir begegnen auch einem Beispiele der philosophischern Klasse der Voyages Imaginaires in der Geschichte des Hai Ebn Yokdhan von dem arabischen Philosophen Ebn-Tophail, welcher gegen Ende des zwölften Jahrhunderts in Spanien lebte. Dieses Werk übertrug Moses Narbonensis in's Hebräische und Pokocke 1671 in's Lateinische. Mehrere englische Uebersetzungen wurden aus dem letztern, die des Simon Ockley, welche 1708 erschien, jedoch aus dem arabischen Originale gemacht [491]).

In dem geistlichen Romane „Barlaam und Josaphat" haben wir einen von der Welt abgeschiedenen Prinzen stufenweise durch eigenes Nachdenken moralische Begriffe so wie Vorstellungen von Krankheit und Tod erlangen sehen [492]). Gleichfalls vor der Zeit des Ebn-Tophail nämlich zu Anfange des eilften Jahrhunderts, war dieses System der Selbstbildung in einer Abhandlung des berühmten Avicenna, welche einen Umriß von der des Ebn-Tophail enthält, exemplifiziert worden. Es wird darin nämlich vorgegeben, daß auf einer entzückenden aber unbewohnten Insel ein menschliches Wesen ohne Zuthun irdischer Eltern durch das bloße Zusammentreffen der Elemente hervorgebracht wird, welche Vorstellung den Systemen des Demokrit und Epikur, wie Lukrez (l. 2.) sie darstellt, ziemlich entspricht. Das auf diese ungewöhnliche Weise erzeugte Wesen erhält, wenngleich jeglicher Belehrung entbehrend, durch seine eigene Anstrengung Alles, was zu seiner persönlichen Bequemlichkeit erforderlich ist, und gelangt endlich auch durch Nachdenken zu den abstrakten Wahrheiten der Religion. Diese Idee nun ist von Ebn-Tophail weiter entwickelt worden, dessen Hauptabsicht es nämlich ist zu zeigen, daß der Mensch ohne irgend eine äußere Hülfe nicht nur alle persönlichen Bedürfnisse befriedigen, sondern auch zu einer gewissen Kenntniß aller Gegenstände der Natur gelangen und so nach und nach seine Abhängigkeit von einem höhern Wesen, die Unsterblichkeit der Seele und andere zum Heil der letztern nöthige Lehren entdecken kann.

Es heißt nämlich in dem Werke Ebn-Tophail's, daß im indischen Ocean gerade unter dem Aequator eine Insel liegt, welche einst von einem stolzen tyrannischen Könige beherrscht wurde. Dieser Monarch besaß eine Schwester von ungewöhnlicher Schönheit, die er in einen Thurm einsperrte und nicht heirathen ließ, weil er keinen ihr entspre-

chenden Gemahl zu finden vermochte. Sie hatte indeß ein geheimes Ehebündniß mit einem Jünglinge, Namens Yokdhan eingegangen und gebar in Folge dessen einen Sohn. Da sie den Zorn ihres Bruders fürchtet, so setzt sie das Kind in einem kleinen Kasten in's Meer, welches denselben in der nämlichen Nacht nach einer nicht weit entfernten, unbewohnten Insel trägt und in Folge einer ungewöhnlich hohen Flut in einem dem Ufer nahe liegenden Hain landen läßt. Hier wird Ebn-Yokdhan (diesen Namen hat nämlich das Knäblein von seiner Mutter erhalten) von einem Reh gesäugt. Nachdem er herangewachsen ist, folgt er seiner Amme, die ihm alle mögliche Zärtlichkeit erweist ihn vermöge ihrer ungewöhnlichen Klugheit nach Orten führt, wo Fruchtbäume wachsen, und ihn mit den reifsten und süßesten Erzeugnissen derselben nährt. Des Mittags schützt sie ihn gegen die heiße Sonnenglut; des Nachts liebkost sie ihn und hält ihn warm. Im Laufe der Zeit gewöhnt sie ihn mit den Heerden von Rehen umherzuziehen, unter denen er mancherlei Ideeen und Eindrücke empfängt und in ihm nach und nach das Verlangen nach einigen Dingen so wie eine Abneigung gegen andere rege wird. Indem er ferner auf die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Thiere achtet, verfehlt er nicht zu bemerken, daß sie alle Vertheidigungswaffen besitzen, wie Hufe, Hörner, Klauen, er hingegen nackt und unbewaffnet ist, daher er auch immer den Kürzern zieht, wenn sich über die von den Bäumen fallenden Früchte ein Streit erhebt. Er nimmt ferner wahr, daß seine Gefährten mit Haaren, Wolle oder Federn bekleidet sind, während er selbst sich allen Rauheiten des Wetters ausgesetzt sieht. Sobald er ungefähr ein Alter von sieben Jahren erreicht hat, denkt er daran, den Mängeln, deren er sich so in Betreff seiner bewußt geworden, Abhülfe zu leisten und macht sich zuvörderst eine Bedeckung aus dem Felle und den Federn eines todten Adlers. Bald darauf eröffnet ihm das Verscheiden seiner Amme, des Rehes, ein weites Feld der Spekulation. Es theilt ihm die Idee von einer Auflösung des Körpers mit und veranlaßt ihn über das Wesen nachzudenken, welches, wie er muthmaßt, denselben verlaßen haben muß, was es war, wie es existierte, was es mit dem Körper verband und wohin es gegangen.

Da sich eines Tages zufällig durch das Zusammenreiben einiger Schilfhalme ein Feuer entzündet, so wird unserm Einsiedler selbst in Abwesenheit der Sonne der Genuß des Feuers und der Hitze zu Theil, und indem er die Gewalt des Feuers durch das Hineinwerfen einiger Substanzen prüft, versucht er dieß auch mit einem Stucke von einem Fische, den das Meer an's Ufer gespült hatte, und lernt so die ersten Elemente der Kochkunst kennen.

Außer der Decke, die er sich aus den Fellen wilder Thiere bereitet, macht er auch Fäden aus ihren Haaren, und indem er auf den Bau der Schwalbennester achtet, lernt er die Kunst des Bauens kennen, so wie er nicht minder Mittel findet andere Thiere einzuholen, indem er die schnellsten von ihnen zähmt und besteigt.

Der erste Theil des Lebens des Ebn-Yokdhan [293]) ist also ziemlich unterhaltend und den Abenteuern des Robinson Crusoe ziemlich ähnlich; nachdem er aber alle äußerlichen Bedürfnisse befriedigt hat und Muße findet zu geistigen Spekulationen, wird das Werk im höchsten Grade mystisch und an einigen Stellen sogar unverständlich. Zuvörderst nämlich untersucht Yokdhan die Eigenthümlichkeiten aller Körper dieser sublunarischen Welt, als Pflanzen, Mineralien u. s. w. Indem er nun die Gegenstände der Natur betrachtet, muthmaßt er, daß alle diese Dinge durch Etwas erzeugt sein müßen, und erlangt so eine allgemeine, wenn auch unbestimmte Idee von dem Schöpfer. Da er ihn aber näher kennen zu lernen wünscht, so richtet er seine Aufmerksamkeit auf die himmlischen Körper, deren Größe und Bewegungen seine Bewunderung und Staunen erhöhen. Nachdem er so eine genauere Kenntniß des höchsten Wesens erlangt hat, wünscht er auch zu wissen, durch welche seiner geistigen Fähigkeiten er das Dasein desselben begriffen hat und geräth auf diese Weise in metaphysische Spekulationen und auf Ideeen von praktischer Moral, welche darin bestanden zu haben scheinen, daß er seinen Lebenswandel gewissen weit hergeholten Analogieen mit den Himmelskörpern anpaßt. Endlich subtilisiert und spekuliert er dermaßen, daß er alle materiellen Gegenstände aus seinen Betrachtungen und selbst aus seinen Sinnen verbannt, bis er, in die Anschauung des durch sich selbst seienden Wesens versenkt und über die Grenzen dieser Welt hinaus entrückt, in seinen Verzückungen diejenigen Visionen von Seligkeit genießt, nach denen die Quietisten, deutschen Theo-

sophen und andere Schwärmer der neuern Zeit gestrebt haben.

Es finden sich in diesem Werke natürlich viele Irrthümer der Theologie und Philosophie, da erstere mahomedanisch und letztere aristotelisch ist. Die dort ausgesprochenen Grundprinzipien bestehen nämlich darin, daß wir uns ohne Hülfe der Belehrung die Kenntniß aller zum Seelenheile nothwendigen Dinge so wie durch Nachdenken eine geläuterte und abstrakte Art von Anbetung, eine Anschauung der Gottheit, zu eigen machen können, wie sie kaum den größten Günstlingen des Himmels in den ältesten Zeiten zu Theil wurde und wie sie weder die mosaische noch die christliche Heilsordnung verheißen hat.

Es vergiengen viele Jahrhunderte, ehe von der Wahren Geschichte des Lucian oder dem mystischen Werke Ebn-Tophails irgend eine direkte Nachahmung erschien. Endlich kamen während einer Zeit, als die physische Theorie von der Weltordnung noch keine bestimmte Gestaltung gewonnen hatte und die Cartesische Hypothese noch mit anderen Systemen um den Sieg kämpfte, verschiedene Werke dieser Art zum Vorschein. Sie dienten dazu diejenigen Gegenstände, deren Untersuchung damals an der Tagesordnung war, auf anziehende Weise zu besprechen, wobei die Verfasser jede mögliche neue Ansicht einfließen laßen konnten, ohne einerseits ihrem Rufe zu schaden, wenn sich dieselbe als irrig erwies, und andererseits ohne die Gefahr den Vorurtheilen der Welt Anstoß zu geben.

Die Histoire Comique des Etats et Empires de la Lune von Cyrano-Bergerac und Les Etats et Empires du Soleil von demselben Verfasser scheinen beide diesen Zweck verfolgt zu haben. Ich werde von dem ersten und besten dieser beiden Werke eine kurze Uebersicht geben, da man mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthet, Swift sei durch dasselbe zur Annahme der nämlichen Schreibart veranlaßt worden, und es selbst auch sich unter den Erzeugnissen dieser Gattung einen großen Ruf erworben hat.

Beide Werke Cyrano's erschienen erst nach seinem Tode und sind zum Theile lückenhaft. Die Histoire etc. de la Lune wurde von einem Herrn de Bret herausgegeben, welcher in seiner Vorrede sagt, daß der Vater Cyrano's „estoit un bon vieux Gentilhomme assez indifferent pour l'education de ses enfans.“ Auch erzählt er, daß der junge Cyrano in die Armee eintrat und der berühmteste Duellant seiner Zeit wurde, indem er mehr als hundert Mal den Kampfplatz betrat, ohne auch nur ein einziges Mal persönlich bei den Sachen, die er durchfocht, betroffen gewesen zu sein. Er wurde 1640 bei der Belagerung von Arras verwundet und starb in Folge davon, wie auch von frühzeitigen Ausschweifungen, Strapazen und Kümmernissen im fünfunddreißigsten Jahre seines Alters.

Der Gedanke, eine imaginäre Reise nach dem Monde zu beschreiben, scheint zum Theil aus dem Umstande entsprungen zu sein, daß dieser Himmelskörper unter den Philosophen jener Zeit ein Gegenstand der Forschung geworden war. Gegen die alte Meinung der Peripatetiker, daß der Mond wegen seiner unveränderlichen Natur keine bewohnbare Welt sein könnte, setzten Gilbert (Philosoph. Magnet. c. 13. 14.), Henry Leroy und Francesco Patrizio sehr ausführlich die Gründe auseinander, auf welche sie ihr entgegengesetztes System gründeten, während Hevelius in seiner Selenographie und Gassendi sich hinsichtlich der Flüsse und Berge des Mondes in ernstkomischen Spekulationen ergiengen.

Cyrano faßte daher den Plan, die Chimären[494]), welche einige seiner Zeitgenossen zu ernsthaft behandelt hatten, in einer humoristischen Weise zu besprechen. Er verband damit zugleich die Absicht, die Pedanterei und Schulzänkereien seiner Zeit und jenen Autoritätsglauben, der so lange der Wissenschaft zum Verderben gereicht hatte, lächerlich zu machen. Den Gedanken aber, diese Satyre in die Form einer Mondreisebeschreibung zu bringen, entnahm er wahrscheinlich zunächst dem spanischen Werke des Dominico Gonzales, von welchem später eine französische Uebersetzung erschien unter dem Titel L'Homme dans la Lune ou le Voyage Chimérique fait au Monde de la Lune, nouvellement decouvert par Dominique Gonzales, Aventurier Espagnol, autrement dit le Courier Volant. Bayle irrt, indem er glaubt, daß Bergerac irgendwie der Reise nach Australien, die unter dem erdichteten Namen Jaques Sadeur erschien (s. Anmerk. 514.) verpflichtet ist. Allerdings ist dieß eine imaginäre Reise, jedoch haben die beiden Werke nur wenig Aehnlichkeit und Bergerac war schon mehr als zwanzig Jahre todt, ehe die Reise Sadeur's von dem berüchtigten Gabriel de Foigny geschrieben wurde.

Bergerac beginnt sein Werk mit der Erzählung einer Unterhaltung, welche ihm den Gedanken zu seiner luftigen Exkursion eingab. Seine darauffolgenden Meditationen endigten damit, daß er einen Plan sie in's Werk zu richten entwarf, indem er nämlich einige Flaschen mit Thau füllte und sie sich um den Leib befestigte, worauf ihn die Hitze der Sonne, welche den Thau anzog, zugleich mit in die Höhe hob. Er kam hierauf wieder in Canada zur Erde und hatte daselbst einige astronomische Unterhaltungen mit dem Gouverneur, die er dem Leser mittheilt. Es würde nutzlos sein ausführlich zu berichten, auf welche Weise er später in einer Art elastischer Maschine (deren Konstruktion nicht sehr genau beschrieben wird) seinen Flug auf's Neue versuchte oder durch welche Umstände es ihm endlich gelang, seine Absicht zu erreichen. Genug daß die Fiktion Bergerac's zur Erklärung seines Fluges weit weniger glücklich ist, als die des Dominico Gonzales, welcher vorgiebt, daß er von Ganzars, einer Art Zugvögel, welche in dem Monde überwintern, zu diesem Himmelskörper emporgeführt wurde.

Nach einem langen Steigen befindet Cyrano sich zwischen zweien Monden, von denen unsere Erde der größte ist, und endlich erreicht er die Mondathmosphäre, nach welcher seine Füße sich demnächst hinkehren. Dieß geschieht jedoch nicht eher, als bis er dem Monde bedeutend näher ist als der Erde und es ist interessant zu sehen, daß er hierbei ziemlich so räsonniert, wie dieß jetzt ein Newtonianer thun würde. „Car, disois-je en moy-mesme, cette Masse (la lune) estant moindre que la nostre, il faut que la sphère de son activité ait aussi moins d'éstendue et que par consequent J'aye senty plustard la force de son centre“ [p. 300. Oeuvres Vol. I. Amsterdam 1710.].

Nach seiner Ankunft in dem Monde befindet sich eine Lücke in dem Werke, was sich, wie bereits früher bemerkt, noch mehremal wiederholt, und zwar mögen einige dieser Lücken vielleicht von dem Verfasser selbst herstammen, wo sich ihm nämlich eine nicht leicht zu übersteigende Schwierigkeit darbot, andere aber von dem Herausgeber, wenn er zu freie Stellen unterdrückte. Die Schönheiten der Gegenden im Monde werden mit viel Glück geschildert, obgleich diese Gemälde nicht frei sind von der Affektation, welche zur Zeit Bergerac's unter den französischen Autoren herrschte. „Là le Printemps compose tous les saisons — là les ruisseaux par un agréable murmure racontent leurs voyages aux cailloux — là mille petits gosiers emplumés font rétentir la forest au bruit de leurs melodieuses chansons; et la trémoussante assemblée de ces divins musiciens est si générale, qu'il semble que chaque feuille dans les bois ait pris la langue et la figure d'un rossignol — on ne sçait si les fleurs agitées par un doux zéphir courent plutost après elles-mesmes, qu'elles ne fuyent pour eschapper aux caresses de ce vent folâtre [p. 302.].

Nachdem er in einem Walde von Jasmin und Myrthen etwa eine halbe Meile weit gegangen ist, erblickt Bergerac einen schönen, majestätischen Jüngling, der im Schatten ruhte. Mit diesem, der einst ein Bewohner unserer Erde gewesen war, läßt er sich in eine Unterhaltung ein, von welcher wir bloß noch Bruchstücke besitzen. Bald nachher jedoch ist er weniger glücklich, indem er den Eingeborenen des Landes begegnet, die als ungeheure, nackte Menschen beschrieben werden, welche zwölf Ellen hoch sind und auf allen Vieren gehen. Diese halten den neuen Ankömmling für ein kleines Wunderthier und übergeben ihn einem Marktschreier, damit er von diesem, wie Gulliver, den Leuten gezeigt werde. — „Ce Basteleur me porta à son logis, où il m'instruit à faire le Godenot, à passer les culbutes, à figurer des grimaces; et les après-dinées il faisoit prendre à la porte un certain prix de ceux qui me vouloient voir. Mais le ciel fléchy de mes douleurs et fasché de voir prophaner le Temple de son maitre voulut qu'un jour comme j'estois attaché au bout d'une corde, avec laquelle le Charlatan me faisoit sauter pour divertir le monde, j'entendis la voix d'un homme qui me demanda en Grec qui j'estois. Je fus bien estonné d'entendre parler en ce pais-là comme en notre monde. Il m'interrogea quelque temps; je lui répondis et luy contay ensuite généralement toute l'entreprise et le succès de mon voyage; il me consola et je me souviens qu'il me dit: „Hé bien mon fils, vous portez enfin la peine des foiblesses de votre monde. Il y a du vulgaire icy comme là qui ne peut souffrir la pensée des choses, où il n'est point accoutumé. Mais sçachez qu'on ne vous traite qu'à la pareille; et que si quelqu'un de cette terre avoit monté dans la vostre avec la hardiesse de se dire homme, vos sçavans le feroient estouffer

comme un monstre.“ Il me promit ensuite qu'il advertiroit la Cour de mon desastre [p. 309.].

Dieser freundliche Mann nun war weder von sublunarischem noch lunarischem Ursprunge, vielmehr theilt er Bergerac mit, daß eigentlich die Sonne sein Vaterland wäre, welche zuweilen im Falle einer Uebervölkerung Kolonieen nach den benachbarten Planeten aussende. Er hatte auch in seiner Jugend unsere Erde besucht, war in Griechenland als der Dämon des Sokrates bekannt gewesen und hatte sich in Rom dem Brutus angeschlossen. Endlich jedoch zog er den Aufenthalt im Monde dem auf der Erde vor, wofür er verschiedene Gründe anführt. „C'est que les hommes, sagt er nämlich, y sont amateurs de la verité, qu'on n'y voit point de Pedans, que les Philosophes ne se laissent qu'à la raison et que l'autorité d'un sçavant, ny le plus grand nombre, ne l'emportent point sur l'opinion d'un bateur en grange quand il raisonne aussi fortement. Bref, en ce pays on ne conte pour insensés que les Sophistes et les Orateurs.“ Je lui demanday combien de temps ils vivoient; il me repondoít, trois ou quatre mille ans.“ [p. 311.].

Mit diesem Sonnensprößling läßt sich Bergerac auf philosophische Unterhaltungen ein und es folgen nun verschiedene sehr sublime Diskussionen, welche glücklicherweise von seinem Freunde, den Marktschreier, unterbrochen werden. „Il en estoit là dans son discours quand mon basteleur s'aperçut que la chambrée commençoit à s'ennuyer de mon jargon qu'ils n'entendoient point, et qu'ils prenoient pour un grognement non articulé: il se remit de plus belle à tirer ma corde pour me faire sauter jusqu'à ce que les spectateurs étant saouls de rire et d'asseurer que j'avois presque autant d'esprit que les bestes de leur pais, ils se retirérent chacun chez soy“ [p. 313.].

Die Hauptunannehmlichkeit, die Cyrano während der ersten Zeit seines Aufenthaltes im Monde empfand, war der Mangel an Lebensmitteln, da die Einwohner desselben von dem bloßen Geruche wohlriechender Speisen leben; welche Art der Subsistenz ihnen auch in der Wahren Geschichte des Lucian beigelegt wird und woraus die Nachahmung des griechischen Satirikers von Seiten unseres Verfassers erhellt. Zuletzt jedoch gelingt es Cyrano, den Mondbewohnern begreiflich zu machen, daß er zu seinem Unterhalte etwas Substantielleres bedürfe, als des bloßen Dampfes oder Geruches von Festgelagen.

Endlich wird er auch von dem ihm befreundeten Dämon an den Hof gebracht, wo man nach langem Hin- und Herreden zu dem Schlusse kommt, daß er das Weibchen des kleinen Thierchens der Königin sei, welches demgemäß herbeigeholt wird. „Il m'arborda, erzählt Bergerac, par un *Criado de vuestra Merced* [495]); je luy ripostay sa révérence à peu près en mesmes termes [p. 321.]. Dieser Herr war nämlich Dominico Gonzales, der Kastilier, der sich mit den Ganzars gleichfalls nach dem Monde begeben hatte; und dieser Umstand ist, beiläufig bemerkt, ein Beweis, daß das Werk des Gonzales, wie wir bereits oben erwähnt, dem des Bergerac als Vorbild diente, so wie hinwiederum letzteres offenbar Swift den Gedanken zu Gullivers Reise nach Brobdignag eingab. Dominico war unmittelbar nach seiner Ankunft zu der Klasse der Affen gezählt worden, da er in die spanische Tracht gekleidet war, welche die Bewohner jenes Planeten nach langem Nachdenken als die lächerlichste, die sie irgend ersinnen konnten, zur Modekleidung ihrer Affen bestimmt hatten. Da nun Cyrano von den Weisen des Mondes für das Weibchen der nämlichen Art von Affen gehalten wurde, für deren Männchen Dominico galt, so wurden sie zusammengesperrt und es folgen nun lange und ziemlich ermüdende Unterhaltungen über die Prinzipien der Elemente, über die Möglichkeit eines leeren Raumes und andere Gegenstände, welche zur Zeit Bergerac's unter den philosophischen Forschern an der Tagesordnung waren. — „Voilà, sagt er, les choses à peu près dont nous amusions les temps: car ce petit Espagnol avoit l'esprit joly. Nostre entretien toutefois n'estoit que la nuit à cause que depuis six heures du matin jusqu'au soir la grande foule du monde, qui nous venoit contempler à nostre logis nous eust detourné. Car quelquesuns nous jettoient des pierres, d'autres des noix, d'autres de l'herbe. Il n'estoit bruit que des bestes du roi, on nous servoit tous les jours à manger à nos heures et le Roy et la Reine prenoient eux-mesmes assez souvent la peine de me taster le ventre pour connoistre si je n'emplissois point, car ils bruloient d'une envie extraordinaire d'avoir de la race de ces petits animaux. Je ne sçais si ce fut pour avoir esté plus attentif que mon masle à leurs simagrées et à leurs tons, mais j'appris plustost que

luy à entendre leur langue et à l'escorcher un peu [p. 330.].

Dieser letztere Umstand, daß nämlich Cyrano sich einige Kenntniß der Landessprache aneignete, war ihm jedoch keineswegs günstig, sondern setzte ihn vielmehr mancherlei Unannehmlichkeiten und Verfolgungen aus, da einige Freidenker anfiengen zu behaupten, daß er mit Vernunft begabt sei. Dieser Meinung widersetzten sich auf das wüthendste die rechtgläubigern und angesehenern Weisen, welche sich dahin aussprachen, daß es nicht nur thöricht, sondern auch eine gräuliche Gottlosigkeit wäre zu glauben, daß ein Geschöpf, welches nicht auf allen Vieren gienge, irgent eine Art geistiger Fähigkeit besäße. „Nous autres, argumentierten sie, marchons à quatre pieds, parce que Dieu ne se voulut pas fier d'une chose si precieuse à une moins ferme assiette, et il eut peur qu'allant autrement il n'arrivast malheur à l'homme; c'est pourquoi il prit la peine de l'asséoir sur quatre piliers, afin qu'il ne pût tomber: mais dédaignant de se mesler de la construction de ces deux brutes, il les abandonna au caprice de la Nature, laquelle ne craignant pas la perte de si peu de chose ne les appuya que sur deux pattes" [p. 331.].

Das Hauptargument gegen die Nationalität Cyrano's und seines Männchens, auf welches die Mondweisen ein ganz besonderes Gewicht legten, bestand jedoch darin, daß diese Thiere das Os sublime [496]) besaßen, was die Weisen unserer Erde in ihren Diskussionen gegen die Vierfüßler mit Recht als Unterpfand der Unsterblichkeit betrachten. — „Voyez un peu outre cela, sagten nämlich die Mondphilosophen, comment ils (Cyrano und der Spanier) ont la teste tournée devers le Ciel. C'est la disette, ou Dieu les a mis de toutes choses, qui l'a située de la sorte, car cette posture suppliante témoigne qu'ils se plaignent au ciel de celui qui les a creés et qu'il luy demandent permission de s'accomoder de nos restes. Mais nous autres nous avons la teste penchée en bas pour contempler les biens dont nous sommes seigneurs comme n'y ayant rien au ciel à qui notre heureuse condition puisse porter envie" [l. c.].

Das Resultat der philosophischen Konferenzen in Betreff Cyrano's war, daß er ein Vogel sein müße; eine Entdeckung, auf die sich die Weisen nicht wenig zu gut thaten. Er wurde daher in einen Käfig eingesperrt und dem Vogelwärter der Königin anvertraut, der es sich angelegen sein ließ, ihn ebenso abzurichten wie man hienieden die Häuflinge abrichtet. Unter den Auspizien dieses Mannes machte Cyrano solche Fortschritte, daß die Dispute in Betreff seiner Nationalität sich erneuten, und die Folge davon war, daß diejenigen Weisen, welche die orthodoxe Ansicht vertheidigten, sich genöthigt sahen „de faire publier un Arrest par lequel on defendait de croire que j'eusse de la raison avec un commendement très-exprès à toutes personnes de quelque qualité qu'elles fussent, de s'immaginer quoy que je pusse faire de spirituel, que c'estoit l'instinct qui me le faisoit faire" [p. 332.].

Denen, die mit der Geschichte der Philosophie und dem Stande der Meinungen zur Zeit Bergerac's bekannt sind, wird die eben erwähnte Satyre des letztern im hohen Grade treffend erscheinen. Die Anhänger des aristotelischen Systems hatten einst, so lächerlich dieß auch scheinen mag, zu Paris einen Arrêt erwirkt, vermöge dessen dasselbe nicht angefochten werden sollte; und einige neuere Bewunderer dieser Lehren, wüthend über den Stoß, welchen Descartes, Gassendi und andere französische Philosophen denselben versetzten, wünschten ein ähnliches Mittel in Anwendung zu bringen.

Trotz des Lunar-Arrêt's jedoch wurde der Streit so hitzig, daß zur endlichen Entscheidung desselben Cyrano den Befehl erhielt, vor einer öffentlichen Versammlung zu erscheinen, wo über seine geistigen Fähigkeiten ein Urtheil gefällt werden sollte. Die Examinatoren befragten ihn über einige Punkte der Philosophie und widerlegten die Meinungen, die er in seinen Antworten an den Tag legte, „de sorte que n'y pouvant répondre, j'alleguay pour dernier réfuge les principes d'Aristote, qui ne me servirent pas davantage que les Sophismes, car en deux mots ils m'en découvrirent la fausseté. Cet Aristote, me dirent ils, dont vous vantez si fort la science, accomodoit sans doute les principes à sa philosophie, au lieu d'accomodez sa philosophie aux principes. Enfin comme ils virent que je ne leur clabaudois autre chose sinon qu'ils n'estoient pas plus sçavans qu' Aristote et qu'on m'avoit defendu de disputer contre ceux, qui nioient les principes, ils conclurent tous d'une commune voix que je n'estois pas un homme mais possible quelque espèce d'austruche, si bien, qu'on ordonna à l'Oyseleur de me re-

porter en cage. J'y passois mon temps avec assez de plaisir, car à cause de leur langue que je possédois correctement toute la cour se divertissoit à me faire jaser. Les Filles de la Reine entr'autres fourroient toujours quelque bribe dans mon panier; et la plus gentille de toutes ayant conceu quelque amitié pour moy, elle estoit si transportée de joye, lorsqu'estant en secret, je l'entretenois des moeurs et des divertissemens de nos cloches et de nos autres divertissemens de musique, qu'elle me protestoit, les larmes aux yeux, que si jamais je me trouvois en estat de revoler en nostre monde, elle me suivroit de bon coeur" [p. 332 ff.].

Diese junge Dame legt fortwährend große Zuneigung für Cyrano an den Tag, was uns an die Liebe der schönen Glumdalclitsch für Gulliver in Brobdignag erinnert.

Endlich verschafft ihm sein Freund, der Dämon des Sokrates, die Freiheit, jedoch entgeht er alsdann nur mit der größten Noth einem Todesurtheile wegen Gottlosigkeit, indem er behauptet daß unsere Erde nicht bloß ein Mond, sondern auch eine bewohnte Erde sei. Diese Meinung war von den Weisen mit so großem Eifer und so vielen guten Argumenten angegriffen worden, daß Cyrano aus Rache behauptet, er sei zu dem Glauben gekommen, ihre Erde sei keine Erde, sondern ein Mond. — „Mais, me dirent ils tous, vous voyez de la terre, des rivières, des mers, que seroit-ce donc tout cela? N'importe, repartis-je Aristote asseure que ce n'est que la Lune; et si vous aviez dit le contraire dans les classes où j'ai fait mes études, on vous auroit sifflé. Il se fit sur cela un grand éclat de rire; il ne faut pas demander si ce fut de leur ignorance. Mais cependant on me conduisit dans ma cage" [p. 337 ff.]. Kurzum, vor seiner Befreiung aus dieser zweiten Gefangenschaft war Cyrano genöthigt, eine amende zu machen und in den Hauptstraßen der Stadt öffentlich auszurufen: „Peuple, je vous déclare que cette Lune-cy n'est pas une Lune, mais un Monde, et que ce Monde de la bas n'est pas un Monde mais une Lune. Tel est ce que le Conseil trouve bon que vous croyez" [p. 340.].

Hierauf folgen eine Anzahl philosophischer Untersuchungen, welche Bergerac mit dem Dämon und seinen Freunden hatte. Unter Anderm giebt die Ankunft eines auf besondere Weise herausgeputzten Mannes von Rang Veranlaßung zu einer Diskussion, welche Sterne benutzt hat. — „Cette Coustume me semble bien extraordinaire, repartis-je, car en nostre monde la marque de noblesse est de porter une Epée. Mais l'Hoste sans s'émouvoir: „O mon petit homme, s'écria-t-il, quoy, les grands de vostre monde sont si enragés de faire parade d'un instrument qui designe un bourreau et qui n'est forgé que pour nous détruire, enfin l'ennemy juré de tout ce qui vit; et de cacher au contraire ce sans qui nous serions au rang de ce qui n'est pas, le Promethée de chaque animal, et le reparateur infatigable des foiblesses de la nature. Malheureuse contrée, où les marques de génération sont ignominieuses et où celles d'anéantissement sont honorables" [p. 368.] [427]).

Endlich kehrt Cyrano nach einer Rundreise um den Mond von diesem Weltkörper in den Armen des Dämons auf die Erde zurück, welcher letztere ihn auf den Gipfel eines Hügels niedersetzt und dann verschwindet. Einige italienische Bauern, denen er begegnet, bekreuzen sich voller Schrecken, geleiten ihn aber endlich nach einem Dorfe. Hier wird er von einem heftigen Gebelle von Hunden überfallen, da diese nämlich an ihm den Geruch des Mondes, welchen sie anzubellen pflegen, riechen und ihn daher mit beständigem Lärm verfolgen. Nachdem aber Cyrano einige Tage lang auf einer Terrasse in der Sonne auf und ab spaziert ist, gelingt es ihm den Geruch los zu werden und mit seinen hündischen Feinden Frieden zu schließen, worauf er Rom besucht und endlich in Marseilles anlangt. —

Dieß etwa ist der Hauptinhalt der Histoire Comique des Etats et Empires de la Lune, eines Werkes, welches gleich allen denen, deren Satyre irgendwie sich nur auf gleichzeitige Umstände bezieht, viel von seinem ersten Reize verloren hat. Es verdient jedoch noch immer gelesen zu werden und besonders von denen, die mit der Geschichte der Philosophie desjenigen Zeitabschnittes bekannt sind, in welchem es geschrieben wurde; für einen englischen Leser aber muß es um so anziehender sein, da es dem beliebtesten Erzeugnisse eines so berühmten Schriftstellers, wie Swift ist, zum Vorbilde gedient hat, und zwar muß man selbst schon in dem kurzen Abrisse von Cyrano's Mondreise, den wir oben gegeben, auf den ersten Blick nicht bloß hinsichtlich des Planes im Allgemeinen, sondern auch in den Einzelheiten vielfache Aehnlichkeit mit der Reise nach Brob-

dignag erkennen. Gulliver wird gleich nach seiner Ankunft in diesem seltsamen Lande von einer Anzahl Einwohner umringt, die ähnliche Dimensionen besitzen, wie die Leute im Monde, und über seine unbedeutende Statur erstaunen; man läßt ihn in einer der Hauptstädte als Wunderding sehen, er belustigt die Zuschauer durch mancherlei Kunststücke und erwirbt sich einige Kenntniß der Landessprache; demnächst wird er an den Hof gebracht, woselbst er dem Lieblingszwerge der Königin vorgestellt wird und sich unter den vornehmsten Gelehrten, deren Spekulationen fast ganz so wie die der Mondweisen lächerlich gemacht werden, ein Streit darüber erhebt, zu welcher Spezies von Geschöpfen er gehöre. Die Art des Witzes und der Laune im Allgemeinen ist außerdem dieselbe und scheint diesen beiden Schriftstellern eigenthümlich zu sein. Zwar giengen dem Franzosen die Vortheile der Bildung und Gelehrsamkeit ab, die sein Nachfolger besaß, und daher war vielleicht seine Einbildungskraft weniger gezügelt und korrekt; in vielen Beziehungen jedoch sind seine Extravaganzen angenehmer und seine luftigen Exkursionen frei von dem, was man als den Haupttadel gegen die Satyre der vier Reisen Gullivers betrachtet (vgl. weiter unten).

So wie Cyrano's Mondfahrt der Ursprung von Gulliver's Reise nach Brobdignag ist, eben so scheint die Histoire des Etats du Soleil die Idee zu der Reise nach Laputa geliefert zu haben. Diese zweite Expedition Cyrano's steht zwar an Werth der ersten bei Weitem nach, jedoch soll sie wie der dritte Ausflug Gullivers hauptsächlich das thörichte Treiben der Charlatans und Projektenmacher auf dem Gebiete der Gelehrsamkeit und Wissenschaft verspotten.

Wahrscheinlich in Folge der Nachahmung von Bergerac's Werken 497*) beschrieben viele von den Voyages Imaginaires, die in Frankreich während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erschienen, Reisen nach den Himmelskörpern. Die Voyages de Milord Ceton von Marie Anne de Roumier erzählen, wie ein englischer Edelmann während der Unruhen in seinem Vaterlande zur Zeit Kromwells in eine Fliege verwandelt und in dieser Gestalt von einem befreundeten Genius nach dem Monde und den sieben Planeten getragen wird. Der Verfasser paßt den Charakter der Einwohner jedes Sternes dem Namen an, den dieser auf der Erde trägt. So ist Venus der Mittelpunkt der Liebesgenüsse und Merkur die Wohnung des Geizes und Betruges. Auf diese Weise werden verschiedene Laster im Allgemeinen satyrisch gegeißelt, so wie nicht minder scheint, daß gelegentlich bestimmte, der in dem jedesmaligen Planeten herrschenden Leidenschaft ergebene Individuen lächerlich gemacht worden sind.

Man hat auch noch einige Beschreibungen von Expeditionen durch das Innere der Erde, von denen die nach Kircher's Mundus Subterraneus berühmteste, nämlich des Chevalier Mouhy's Lamekis Nachricht giebt von den Anbetern des Serapis, die sich von der übrigen Welt nach dem Mittelpunkte der Erde zurückzogen, damit sie in dieser Abgeschlossenheit ihre Mysterien in ungestörter Ruhe feiern könnten. Dieses Werk gleicht ziemlich einem morgenländischen Märchen; es ist voller Wunder und zeugt von einem großen Reichthume der Phantasie.

Zu diesen mirakulösen Expeditionen in die Höhe oder in die Tiefe gehören auch eine Art allegorischer Reisen nach imaginären Ländern, welche der besondere Aufenthalt irgend einer Leidenschaft oder Thorheit sein sollen. Von dieser Art ist z. B. Le Voyage de l'Isle d'Amour, Relation du Royaume de Coqueterie 498*) u. s. w. Das beste Werk dieser Gattung, das ich gesehen, heißt Le Voyage merveilleux du Prince Fan-Feredin dans la Romancie. Es enthält die Beschreibung eines mit chimärischen Erzeugnissen angefüllten und mit Einwohnern von seltsamen oder gekünstelten Sitten bevölkerten Reiches und ist im Ganzen eine vortreffliche Satyre auf die unwahrscheinlichen Scenerieen und unnatürlichen Sitten, mit denen so viele Romanschreiber ihre Werke ausstaffiert haben. So z. B. sind einige Felsen, bei denen Fan-Feredin auf seiner Reise vorüberkommt, so weich wie Sammet, da sie nämlich den Tag vorher durch die Klagen eines Liebenden erreicht worden sind; ein großer Theil der Satyre ist gegen Cleveland und die Mémoires d'un homme de Qualité von Prévôt gerichtet. Der Verfasser dieses Werkes war der Jesuit Guillaume Bougeant, welcher sich durch verschiedene historische und satyrische Schriften berühmt machte und im Jahre 1743 starb.

Zu den erwähnten Arten von Voyages Imaginaires kann man auch Werke wie Sterne's „Empfindsame Reise" zählen, wo das Land ein wirklich vorhandenes, die Vorfälle aber erdichtet sind. Das früheste und berühmteste dieser Erzeugnisse ist Le Voyage de Chapelle 498*), aus der

Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, worin eine Reise durch verschiedene Provinzen von Frankreich beschrieben wird. Dieß Werk diente als Muster zu La Fontaine's Le Voyage de Paris en Limousin, zu Le Voyage en Languedoc und einer Anzahl ähnlicher Produktionen, von denen viele, gleich ihrem Vorbilde, theils in Prosa theils in Versen abgefaßt sind.

Den Voyages Imaginaires gleicht die Klasse der Songes et Visions und unterscheidet sich von denselben nur darin, daß hierbei der Körper ruht, während der Geist durch die ganze Welt der Chimären frei umherschweift. Diese Erzeugnisse sind von einer mehr flüchtigen Beschaffenheit als jene Reisen, da ihre Dauer beschränkt ist; dafür sind sie aber auch weniger unnatürlich, da der Phantasie nichts zu extravagant scheint, sobald das Auge der Vernunft zugleich mit dem des Körpers geschlossen ist. Von dieser Art Schriften hat uns das Alterthum einige schöne Beispiele überliefert [499]); das früheste der neuern Zeit ist Boccaccio's Labirinto d'Amore, welches zu ähnlichen französischen Erzeugnissen Veranlaßung gab.

In Italien folgte auf dasselbe im Jahre 1499 die Hypnerotomachia Poliphili [500]) von Francesco Colonna, einem Geistlichen, der so auf allegorische Weise seine Leidenschaft für eine Nonne, Namens Lucretia Maura [501]), geschildert haben soll. Es wird darin erzählt, wie sich Polifilo im Traume, von seiner Geliebten Polia, durch die Tempel, Gräber und Alterthümer Griechenlands und Aegyptens geführt sieht. Endlich werden sie von Amor in einer Barke nach der Insel Cythera übergesetzt, von welcher uns das Werk eine schöne Schilderung giebt und woselbst sie die Feste der Venus und die Erinnerungsfeier zu Ehren des Adonis mit ansehen. Die Nymphen bewegen Polia ihre Geschichte zu erzählen, nach deren Beendigung Polifilo durch den Gesang der Nachtigall aufgeweckt wird. Dieß Werk ist voller Mysterien, welche Polia erklärt, aber trotz ihrer Erklärung nicht immer verständlicher macht.

Der Polifilo wurde schon früh [1546] unter dem Titel Hypnerotomachie ou Discours du Songe de Poliphile in's Französische übertragen und rief ähnliche Erzeugnisse hervor, welche während der vorliegenden Periode in Frankreich in großer Zahl erschienen.

In den Songes d'un Hermite [von Mercier: s. Barbier Dict. des Anonym. 2ed. no. 17176.] passiren die verschiedenen Stände und Beschäftigungen des Lebens die Revue vor einem Einsiedler, welchem sie sämmtlich nicht von der Art scheinen, daß sie ihn veranlaßen sollten seine Einsamkeit zu verlaßen.

In Mercier's Songes et Visions Philosophiques erzählt der Verfasser, daß er einst auf der Rückreise von dem Lande nach Paris in einem kleinen Wirthshause einkehrte, woselbst er einer reizenden Frau begegnete, welche eine unglückliche Liebesheirath eingegangen war. Während sie ihm nun ihre Geschichte erzählt, wird sie durch die Ankunft ihres verloren geglaubten Gatten in eine freudige Ueberraschung versetzt. Die Geschichte aber, welche der Verfasser vernommen, so wie die Scene, von der er Zeuge gewesen, veranlaßen ihn sich in Gedanken über die Freuden und Leiden der Liebe zu versenken, die dann den Gegenstand seines ersten Traumes bilden, da die Eindrücke, die er empfangen, auch noch im Schlafe fortdauerten. Die Natur hält ihm einen Spiegel vor, in welchem er die Wirkungen und den Einfluß jener Leidenschaft in den verschiedenen Zuständen der Gesellschaft, den Impuls, den sie dem Wilden verleiht, so wie die Stille des häuslichen Glückes in der civilisirten Welt erblickt, welcher letztere der Verfasser den Vorzug vor den Genüssen des Indianers zu geben scheint. Seine zweite Vision bezieht sich auf den Krieg und wird durch das Lesen des berühmten Werkes von Hugo Grotius hervorgerufen. Der Träumer sieht sich in ein Thal versetzt, wo die Gerechtigkeit über das Schicksal der Eroberer und Helden entscheidet. Hier ziehen die Geister Alexanders, Tamerlans und anderer berühmter Krieger vor ihm vorüber und vernehmen das verdiente Urtheil.

Die Romans Cabalistiques bilden die letzte Klasse in dieser Gattung von Prosadichtungen, die zu erwähnen sein möchte. Viele Jahrhunderte lang machten die Geheimnisse der kabalistischen Philosophie in Frankreich einen Gegenstand des Glaubens und der Forschung aus. Die Zwecke, wonach die Anhänger derselben strebten, war die Verwandlung von Metallen und die Verfertigung des Lebenselixieres aus der Quintessenz der vier Elemente, die nach diesen phantastischen Vorstellungen von Sylphen, Undinen, Gnomen und Salamandern bewohnt oder beherrscht wurden. Die thörichten Bestrebungen der Kabalisten hatten jedoch einige Entdeckungen in der Experimentalphysik zur Folge und der mehr

zur Ausschmückung dienende Theil ihres Systemes hat die Mythologie zu dem geheimnißvollen Gebäude in zweiter Sprache geliefert [502]).

Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, als die Anhänger dieser Philosophie noch ziemlich in Ansehen standen, unternahm es der Abbé Montfaucon de Villars die Ungereimtheiten derselben in einer Satyre, betitelt Le Comte de Gabalis, ou Entretiens sur les Sciences secrètes zu verspotten, welches Werk große Berühmtheit erlangte und vielleicht dazu beitrug, die darin angeregten Träumereien lächerlich zu machen. Der Verfasser giebt darin vor, daß er mit einer Anzahl Philosophen, welche dem Studium der verborgenen Wissenschaften oblagen, in Beziehung stand und in ihrem Namen mit dem Grafen Gabalis, einem berühmten deutschen Adepten, der in der französischen Hauptstadt erwartet wurde, correspondierte. Der Graf wird durch die Briefe sehr zu Gunsten des Schreibers eingenommen und besucht denselben auch gleich nach seiner Ankunft in Paris. Da er ihn zur Aufnahme seiner Lehren auf das vortrefflichste ausgestattet findet, so beschließt er, ihm alle Geheimnisse der Rosenkreuzerischen Wissenschaft zu offenbaren, legt ihm jedoch vor seiner Einweihung eine Art Enthaltsamkeit auf, welche, wenn sie in der That so wesentlich für die erfolgreiche Pflege der kabalistischen Künste, wie der Adept behauptete, war, hinlänglich die geringen Fortschritte, die sie machten, erklärt. Als Ersatz dafür wird dem Schüler die vertrauteste Bekanntschaft mit den Elementargeistern verheißen und er fühlt daher natürlich ein großes Verlangen, die Beschaffenheit derselben näher kennen zu lernen. Dieß veranlaßt die darauffolgenden Unterhaltungen, welche sich auf die oben erwähnten Geister und die Art ihres Umganges mit den Menschenkindern beziehen. Das ganze System von den Sylphen, Gnomen u. s. w. war ursprünglich von Paracelsus ausführlich behandelt worden [503]). Der Abbé Villars folgt jedoch hauptsächlich der Chiave del Gabinetto, welches Werk dem Giuseppe Francesco Borri, einem mailändischen Betrüger, zugeschrieben wird, der wegen seines liederlichen Lebens und seiner ketzerischen Meinungen sein Vaterland verlaßen mußte und in Europa umherreiste, wobei er die Leichtgläubigen durch seine vorgebliche Kenntniß der kabalistischen Geheimnisse betrog. Während seines Lebens erschien eine Reihe von Briefen in Druck, unter dem Titel La Chiave del Gabinetto, welche von Borri geschrieben worden sein sollen, jedoch in der That bloß eine Darstellung seiner Ansichten und vermeintlichen Geheimnisse enthalten. Die beiden ersten Briefe berichten ein Gespräch, welches einst Borri und ein dänischer Kabbalist in Betreff der Elementargeister hatten, während die übrigen die Geheimnisse von der Verwandlung der Metalle, dem Perpetuum mobile u. s. w. erörtern.

Auf den Comte Gabalis folgten eine Anzahl von Erzählungen, welche von den Elementargeistern handelten; so z. B. Les Ondins, wo eine Prinzessin aus der Gewalt eines sie verfolgenden Zauberers entflieht. Sie gelangt an das Meeresufer und in einem Anfalle von Verzweiflung über ihre verlassene Lage stürzt sie sich in die Tiefe, wird jedoch daselbst von den Seejungfern gastfreundlich aufgenommen, von deren Palast und Reich eine herrliche Schilderung folgt.

L'Amant Salamandre [von Cointreau] erzählt wie eine Erzieherin, um ihren Sohn zu versorgen, das ihrer Sorgfalt anvertraute schöne und reiche junge Mädchen in eine Lage zu bringen beschließt, welche dasselbe zwingen soll sich mit jenem zu verbinden. In dieser Absicht verleitet sie ihren Zögling alle Menschen zu verachten und nach höheren Wesen zu seufzen, als welche allein ihrer Tugenden und Vollkommenheiten würdig wären. Demgemäß wendet das Mädchen alle ihre Gedanken darauf, Umgang mit Elementargeistern zu suchen, und indem der junge Mann mit der imponierenden Attributen eines Salamanders bekleidet bei ihr eingeführt wird, raubt er ihr schließlich Unschuld und Ehre.

Les Latins du Château de Kernosy haben die durch ihre Feenmärchen so berühmte Gräfin Murat zur Verfasserin. Auch in diesem Werke sind die Zaubereien keine wirklichen Wirkungen der Zauberkunst. Zwei Liebhaber nämlich verkleiden sich als Elementargeister, um in das Schloß, welches ihre beiden Geliebten bewohnen, Zutritt zu erlangen, täuschen so die Wachsamkeit einer alten und strengen Hofmeisterin und befreien sich von ihren Nebenbuhlern, zweien leichtgläubigen plumpen Landjunkern.

Der Vater der Geschichte, Herodot [504]), erzählt uns von Menschen, welche sich zu Zeiten in Wölfe verwandelten, und in der achten Ekloge des Virgil heißt es, daß Moeris oft in gleicher Gestalt gesehen wurde. Auch Solinus erwähnt ein Volk in Istrien, welches dieselbe beneidens-

werthe Eigenschaft besaß. Diese Vorstellung nun hatte ohne Zweifel ihren Grund in dem Betruge vermeintlicher Zauberer, welche vorgaben, derartige Verwandlungen bewirken zu können und sich vielleicht zu diesem Behufe in Wolfsfelle hüllten. Wie dem aber auch sein mag, der Glaube an dergleichen Menschen dauerte in ganz Europa fort; sie hießen Garwalf bei den Normannen und bisclaveret bei den Bretonen, welches letztere Wort der Titel eines der armorikanischen Lai's der Marie de France ist. Es erzählt die Geschichte eines Barons, dessen Gemahlin wahrnahm, daß er ohne Ausnahme drei Tage in jeder Woche abwesend war, und ihn über die Ursache dieses periodischen Verschwindens endlich so scharf befragte, daß er ihr das demüthigende Geständniß ablegte, er streife die Hälfte der Woche als Währwolf (bisclaveret) umher; auch entlockte sie ihm ein Geheimniß, welches sie befähigte, sich von seiner Metamorphose zu vergewissern. Nach einer Stelle in Latour d'Auvergne's Origines Gauloises [ch. 2.] möchte es scheinen, daß der Glaube an diese Art Verwandlung noch lange in der Bretagne fortdauerte. „Dans l'opinion des Bretons ces mêmes hommes se revêtent pendant la nuit de peaux de loups et en prennent quelquefois la forme pour se trouver à des assemblées où le démon est supposé présider. Ce que l'on dit ici des déguisements et des courses nocturnes de ces prétendus hommes-loups, dont l'espèce n'est pas entièrement éteinte dans l'ancienne Armorique, nous rapelle ce que l'histoire rapporte des Lycanthropes d'Irlande." In der That auch bestand dieser Aberglaube in Irland wahrscheinlich länger als in irgend einem andern Lande. „In einigen Gegenden von Frankreich, sagt Sir William Temple in seinen Miscellanea [P. II. Essay on Poetry. — Works. London 1720. vol. I. p. 244.] glaubte einst das gemeine Volk für ganz gewiß, daß es Währwölfe (Lougaroos) oder in Wölfe verwandelte Menschen gäbe, und ich erinnere mich verschiedener Irländer, die denselben Glauben hegten."

Unter diesem Namen Loups-Garoux erscheinen die mit der erwähnten angenehmen Eigenschaft begabten Personen in verschiedenen französischen Dichtungen der Periode, die wir eben behandelt haben. Diese Produktionen sind in der Histoire des Imaginations de M. Oufle von dem Abbé Bardelon sehr glücklich verspottet worden. Dieß Werk ist zum Theil in der Weise des Don Quijote geschrieben und erzählt die Geschichte eines leichtgläubigen und indolenten Mannes, welcher nichts als Wundererzählungen liest und endlich an Zauberer, Dämonen und Währwölfe glaubt. Er bildet sich zuerst ein, daß ihn ein Geist verfolge, dann hält er sich abwechselnd für einen Zauberer und Währwolf und einen bringt außerdem seine Zeit damit zu, ein Verfahren zu entdecken, wie er in die Gedanken anderer Menschen eindringen und sich die Liebe des schönen Geschlechtes erwerben könne.



Vierzehntes Capitel.

Kurze Geschichte des Ursprunges und Fortganges der neueren englischen Prosadichtungen — der ernsten — der komischen — der romantischen. — Schluß.

Man wird bemerkt haben, daß der Bericht über die neueren französischen Romane und Erzählungen weit weniger ausführlich gewesen ist als die Analyse der ihnen voraufgehenden Erscheinungen. Zu dieser kürzern Behandlungsweise hat mich theils die große Zahl, theils die Bekanntschaft der neueren Produktionen veranlaßt. In den älteren Zeiten nämlich gab es von dergleichen Erzeugnissen nur wenige und es war daher vergleichungsweise leicht, sie vollständiger aufzuzählen und zu besprechen. Während des vorigen Jahrhunderts jedoch war die Menge derselben sowohl in Frankreich als in England so bedeutend, daß wenn von ihnen ein eben so genauer Bericht erstattet werden sollte wie von den früheren Produktionen, dieß viele Bände anfüllen würde. Eine solche Vollständigkeit ist aber auch um so weniger nothwendig, da wenn derartige Werke in so großer Zahl und Mannigfaltigkeit erscheinen, sie aufhören die Zeit, welche sie hervorbringt, zu charakterisieren. In den früheren Jahrhunderten nämlich, wo es wenige Leser gab und nur immer eine Gattung von Dichtungen bearbeitet wurde, war es leicht zu beurtheilen, welche Umstände dieselbe hervorriefen und hinwiederum dadurch hervorgerufen wurden. Später jedoch sind nicht nur eine zahllose Menge von Werken, sondern auch Werke von verschiedener Art zugleich zum Vorscheine gekommen und sie bezeichneten daher, wie bemerkt, nicht länger scharf genug den Geschmack und die Gefühle, welche zur Zeit ihrer Abfassung vorherrschend waren. Ganz besonders aber erscheint eine genauere Analyse unnöthig und überflüßig, wenn die Produktionen selbst den meisten Lesern bekannt sind; denn eine solche mag wohl an ihrer Stelle sein, wo letzteres nicht der Fall und das Original sehr umfangreich ist; wohingegen bei einem konzis und elegant geschriebenen Werke der Werth desselben weniger in der Geschichte selbst als in dem Style, den Gefühlen, dem Kolorite, kurz in solchen Dingen besteht, die in einem Auszuge gänzlich verfliegen.

Diese Gründe haben mich abgehalten die neuern französischen Erzeugnisse ausführlicher zu behandeln und sie finden auf die englischen eine noch viel größere Anwendung. Was könnte wohl unerträglicher sein, als eine Analyse des Tom Jones und wie schwach müßte die Idee sein, welche eine solche von dem Originale beizubringen vermöchte? Ich werde mich daher nur auf eine sehr kurze und allgemeine Uebersicht der neueren englischen Romane beschränken.

Wir haben bereits gesehen, daß unter der Regierung unserer Heinriche und Eduarde die Fabelwelt der Ritterbücher die Hauptunterhaltung des englischen Volkes ausmachte. Die französi-

schen Originalromane von Arthur und der Tafelrunde genossen unter den Plantagenets fortwährend die größte Beliebtheit; zur Zeit Eduards des Vierten jedoch erschien eine Kompilation aus den berühmtesten derselben in englischer Tracht unter dem Namen Morte Arthure (sieh oben S. 76.), während um dieselbe Zeit die Romane von Troja und den Helden des klassischen Alterthumes von dem unermüdlichen Caxton übersetzt und gedruckt wurden. Unter Heinrich VIII übertrug Lord Berners den Artus de la Bretagne und Huon de Bourdeaux, welche nebst dem Morte Arthure während der Herrschaft der Tudors die hauptsächlichste Lektüre unserer Vorfahren bildeten. Zur Zeit der Königin Elisabeth wurden die Romane von Amadis und Palmerin übersetzt und auch einige Nachahmungen der Ritterbücher in englischer Sprache geschrieben. Als Repräsentant derselben kann man des Emanuel Ford „Berühmte, ergötzliche und anmuthige Geschichte des hochberühmten Parismus, Prinzen von Böheim" (The famous, delectable and pleasaunt Hystorie of the renowned Parismus, Prince of Bohemia) betrachten, welche 1598 erschien. Dieß Werk war zu seiner Zeit so beliebt, daß mir die dreizehnte mit gothischen Buchstaben gedruckte Ausgabe vorliegt. Es ist besonders nach den spanischen Romanen, namentlich dem Palmerin de Oliva gearbeitet.

Der Roman „Ornatus and Artesia" gleichfalls von Emanuel Ford und der „Pheander, oder der jungfräuliche Ritter" (Pheander or Maiden Knight), welcher von Henry Roberts verfaßt und 1595 gedruckt wurde, gehören zu derselben Gattung von Prosadichtungen. Um diese Zeit jedoch war der ächte Geist des Ritterthumes verflogen und die genannten Werke gewähren nur einen schwachen Abglanz der gewaltigen Kämpfe und kühnen Abenteuer eines Lancelot oder Tristan. Ein neuer Zustand der Gesellschaft und der Sitten hatte sich herangebildet und die Nation griff daher mit großer Gier nach den zahlreichen Uebersetzungen und Nachahmungen der italienischen Novellen, welche durch Paynter's Palace of Pleasure, Whetstone's Heptameron und Grimstone's Admirable Histories in den ausgedehntesten Umlauf kamen und den höheren Klassen englischer Leser dieselbe Unterhaltung gewährten, die ihre Vorväter aus der Recuyell of the Hystoryes of Troye (sieh oben S. 180.) und den Arthursagen geschöpft hatten. Die Heldenthaten der Ritterbücher, die blutigen Gräuel und Liebeshändel der italienischen Novellen sind jetzt auf gleiche Weise vergessen, und so lange Werke wie die Richardson's und Fielding's zwischen ihnen und der spätern Zeit stehen, können sie allerdings kaum mehr die Aufmerksamkeit dieser erwecken. Gleichwohl sollte man nicht übersehen, daß die Phantasiegebilde der Ritterwelt der reichen Einbildungskraft Spensers erhöhte Fülle und Mannigfaltigkeit verliehen, während die Ereignisse der italienischen Novellen sogar der unerschöpflichen Phantasie Shakespeare's Materialien darboten und sowohl dem tragischen wie dem komischen Interesse jene eigenthümliche Färbung verliehen, welche sich in den Erzeugnissen der so zahlreichen und edlen Reihe unserer dramatischen Dichter ausspricht.

Während nun aber die englische Nation zur Zeit Elisabeths an den Gebilden der schwindenden Ritterwelt und den ältesten Bearbeitungen der italienischen Novellen ihre Hauptunterhaltung fand, kam eine neue Art von Romanen auf, deren Styl einen hohen Grad von schlechtem Geschmacke und Affektation besaß, welcher bis dahin ohne Gleichen gewesen war und, wie wir hoffen, wohl nie wieder nachgeahmt werden wird. Das erste Werk dieser Art war der Euphues des John Lylie, der 1553 in Kent geboren wurde. Er gieng frühzeitig an den Hof, wo er die Gunst der Königin genoß und die Würde eines maître des plaisirs (Master of the Revels) zu erlangen hoffte, jedoch, nachdem er viele Jahre vergeblich gewartet, sich endlich getäuscht sah. Während seines Aufenthaltes am Hofe nun schrieb er seinen Euphues, welchen man zuweilen irrigerweise für eine Satyre auf die Ausdrucksweise der Hofdamen zur Zeit Elisabeths gehalten hat; denn der Euphues scheint ein vollkommen ernsthaftes Werk zu sein und der Verfasser besaß entweder den schlechten Geschmack, in demselben die Phraseologie, welche damals herrschend war, anzunehmen oder, was wahrscheinlicher ist, die Beliebtheit seiner Produktion führte unter den Précieuses Ridicules seiner Zeit jenen affektierten Jargon ein, ganz so wie die Romane des Fräulein von Scudéri die langen und hochtrabenden Komplimente ihrer Helden und Heldinnen in Mode brachte; daher Boileau sagt [Satire 3. v. 43. 44]:

Deux nobles campagnards grands lecteurs de Romans
M'ont dit tout Cyrus dans leurs longs complimens

Lylie's Werk, welches um das Jahr 1580 erschien, ist in zwei Theile getheilt, von denen der erste Euphues, der zweite hingegen „Euphues und sein England" (Euphues and his England) betitelt ist. Zu Anfange wird nun erzählt, daß Euphues, ein junger Athener, der sich durch Schönheit und Witz, so wie durch ein verliebtes Temperament und Reiselust auszeichnete, an den Hof von Neapel kam, „welcher eher das Tabernakel der Venus, als der Tempel der Vesta war und sich mehr für einen Atheisten als einen Athenienser ziemte." Hier wird Euphues mit einem neapolitanischen Jünglinge, Namens Philautus, befreundet, der ihn einst in das Haus seiner Geliebten Lucilla oder der Edeldame (Gentlewoman), wie sie stets in dem Romane genannt wird, zu Abendbrot mitnimmt, woselbst jedoch Euphues so kalt empfangen wird, daß er fragt, ob es in Italien Sitte sei, Fremde mit Befremdung zu empfangen. Trotz dieser ungünstigen Aufnahme verliebt sich Euphues heftig in Lucilla und bittet nach dem Abendessen um Erlaubniß, die Frage, ob Liebe mehr durch die Vollkommenheiten des Geistes oder die Schönheit des Körpers erweckt werde, ausführlich untersuchen zu dürfen. Lucilla wird durch die Beredsamkeit des Euphues in der Behandlung eines so zarten Gegenstandes dermaßen gefesselt, daß sie „um seinetwillen sich nicht mehr um Philautus' Willen kümmert" und ihn verläßt. Hierauf findet man nur noch wenig Handlung in dem Romane, aber desto mehr Gespräche zwischen Euphues und seiner neuen Geliebten, besonders über die Beständigkeit in der Liebe, deren Vorhandensein Euphues dadurch zu beweisen sucht, daß er Lucilla erinnert, „wie zwar der Rost den härtesten Stahl zerfrißt, jedoch nicht den Smaragd angreift; wie ferner zwar der Polyp seine Farbe ändert, jedoch der Salamander sein Aussehen bewahrt." Auf alles dieß antwortet Lucilla damit, daß sie gegen ihn ganz ebenso verfährt, wie früher gegen Philautus. Diese unglücklichen Liebhaber versöhnen sich nun wieder und Euphues schreibt seine „Abkühlende Karte an Philautus und alle zärtlichen Liebhaber."[595]) Er kehrt hierauf nach Athen zurück, von wo aus er noch verschiedene Briefe an seinen neapolitanischen Freund richtet und ihm auch eine Abhandlung über die Erziehung, die er „Euphues und sein Ephoebus" benannt hat, zukommen läßt.

Zu Anfange des zweiten Theiles begeben sich beide Freunde nach England. Die episodische Geschichte des Eremiten, welche sie während der Seereise vernehmen, ist vortrefflich und der Rath des letztern an seine Familie erinnert uns an jenes vollkommene Beispiel weltlicher Klugheit, welches die „Lehren des Lord Burleigh an seinen Sohn" (Instructions of Lord Burleigh to his Son) enthalten. Nach der Ankunft des Euphues in England werden uns einige interessante Details in Betreff der Sitten und Regierungsweise dieses Landes zur Zeit der Königin Elisabeth geboten. In London angelangt verliebt sich Philautus in eine Dame, Namens Camilla, und befragt daher einen Zauberer, wie er sich ihre Zuneigung erwerben könne, wobei er natürlich alle Beispiele von heftiger Leidenschaft aus der alten Geschichte und Mythologie aufzählen muß. Eben so gelehrt ist der Zauberer in Betreff der Liebestränke; indeß schließt er damit, daß er sagt: „Obgleich es Viele gegeben hat, welche so gottlos waren dergleichen Mittel zu suchen, so ist doch noch nie Jemand so unglücklich gewesen sie zu finden." Da sich nun Philautus auf diese Weise in seiner Erwartung getäuscht sieht, so übersendet er der Camilla einen Liebesbrief in einer Maulbeere, der jedoch seine Wirkung verfehlt, daher er ihr einen zweiten zukommen läßt, in welchem er sich das Leben zu nehmen droht und sich unterschreibt: „der Deine für immer, obgleich in kurzem nimmer."

In diesem kritischen Zeitpunkte wird Euphues durch Briefe nach Athen zurückgerufen, von wo aus er zum Gebrauche der neapolitanischen Damen eine Schrift nach Italien sendet, die er „Euphues' Spiegel für Europa" benennt und als einen Spiegel betrachtet, nach welchem die anderen Länder sich richten sollen. Sie enthält, wie sich von selbst versteht, eine lobpreisende Schilderung des Hofes der Königin Elisabeth, der Schönheit, der Geistesgaben und vor Allem der Keuschheit dieser selbst, so wie endlich der Tugenden der englischen Frauen, „welche nicht wie die italienischen Damen ehe sie aufstehen, Wein trinken, um ihre Farbe zu erhöhen." Philautus meldet nun seinem Freunde, daß er sich mit seiner dritten Geliebten, Namens Flavia, vermählt hat. „Hierauf ergab sich Euphues der Einsamkeit und beschloß in irgend einer wilden Gegend seinen Aufenthalt zu nehmen, indem er seinen Freunden den Auftrag gab, daß wenn irgend eine wichtige Nachricht oder Briefe anlangten, sie ihm dieselben nach dem Berge Selersedra übersenden

sollten, wo ich ihn seiner Muße oder Muse überlaße."

Der eben besprochene Roman leidet nun aber besonders an drei Fehlern, welche in allen Erzeugnissen derselben Schule wiederkehren; erstens an einer beständigen Antithese nicht bloß der Ideeen, sondern auch der Worte, wie z. B. one more given to theft than to thrift (einer, der mehr ergeben ist dem Diebstahle als der Sparsamkeit); zweitens an einer ungereimten Affektation von Gelehrsamkeit in fortwährenden Beziehungen auf Geschichte und Mythologie, und drittens an einer lächerlichen Ueberfülle von Gleichnissen. Treffend wird daher Lylie von Drayton charakterisiert, als einer der immer

„Von Steinen, Sternen, Fischen, Fliegen spricht,
Mit Worten spielt, mit müß'gen Bildern ficht."

So z. B. bemerkt Lylie gleich zu Anfange seines Werkes, indem er in Betreff der Zierlichkeit und Geistesgaben seines Helden moralisiert, „daß die frischesten Farben am schnellsten schwinden, das schärfste Scheermesser am schnellsten seine Schneide umbiegt, das feinste Tuch am schnellsten von Motten verzehrt wird und Cambray schneller Flecken bekömmt als grobe Sackleinwand." Dieselbe Ausdrucksweise wird in den leidenschaftlichsten Briefen und Gesprächen beibehalten; so vergleicht Philautus in einem Briefe an Euphues, der ihm eben das Herz seiner Geliebten geraubt hat, diesen seinen Nebenbuhler auf einer einzigen Seite mit Moschus, mit einer Ceder, einer Schwalbe, einer Biene und einer Spinne, während die vollkommene Freundschaft mit dem Johanniskäfer, dem Weihrauche und der Damascenerrose verglichen wird. Um aber auch eine Probe von der Liebessprache dieses Romanes zu geben, wollen wir hier nur anführen, daß Lucilla, nachdem sie ihre Anbeter daran erinnert hat, daß es mehr Gefahren in der Liebe giebt als Hasen auf dem Athos, alle Beispiele von Frauen des Alterthumes durchgeht, welche von Fremden getäuscht wurden, wie z. B. Dido, Ariadne u. s. w., und dann so fortfährt: „Es ist gewöhnlich und beklagenswerth zu sehen, wie die Arglosigkeit von der Schlauheit überlistet wird, und wie diejenigen, so die meiste Gewalt besitzen, am meisten von Bosheit angesteckt sind. Die Spinne webt das feine Gewebe, um die Fliege zu fangen, der Wolf nimmt ein freundliches Gesicht an, um das Lamm zu zerreißen, der Falk stößt auf das Rebhuhn, der Adler schnappt nach der Fliege.... Ich habe gelesen, daß der Stier, wenn er an einen Feigenbaum gebunden wird, seine Stärke verliert, daß ganze Heerden von Rothwild stille stehen und umherschauen, wenn sie einen süßen Apfel wittern, daß der Delphin durch den Klang der Musik an's Ufer gezogen wird. Es ist daher kein Wunder, daß wenn man wilde Hirsche mit einem Apfel fängt, ein zahmes Mädchen durch eine Blume gewonnen wird, — daß wenn man den schnellen Delphin durch harmonische Töne heranlockt, die Frauen durch die Melodie der menschlichen Rede bestrickt werden."

Ungeachtet jedoch des schlechten Geschmackes und der Affektation, die sich in dem Euphues kund thun oder vielleicht gerade in Folge derselben, war dieses Werk zur Zeit seiner Abfassung im höchsten Grade beliebt, besonders aber unter den Hofdamen, welche alle darin vorkommenden Phrasen auswendig wußten. Blount, der Herausgeber von sechs von Lylie's Lustspielen, theilt uns mit, daß alle Damen jener Zeit bei Letzterm in die Schule giengen, indem diejenige, welche nicht in Euphuismen redete, bei Hofe eben so wenig angesehen war, als wenn sie nicht hätte französisch sprechen können. Ben Johnson läßt seine Damen oft den Euphues citieren; so z. B. sagt Fallace in „Alle Verdrüßlich" (Every Man out of his Humour Act. V. Sc. X.) „O, Meister Brick, hart ist die Wahl, wie es im Euphues heißt, wenn man gezwungen ist entweder durch Schweigen vor Kummer zu sterben oder durch Sprechen mit Schande zu leben."

Unglücklicherweise jedoch hatte Lylie nicht bloß Bewunderer, sondern, wie sich ganz natürlich in Folge seiner Beliebtheit erwarten ließ, auch Nachahmer. Einer der frühesten von diesen war Lodge, der Verfasser von „Rosalinde oder Euphues' goldne Hinterlaßenschaft" (Rosalynd or Euphues' Golden Legacy), welches Werk 1590 erschien und besonders deswegen interessant ist, weil es den Stoff zu einem der berühmtesten Lustspiele Shakspeare's herlieh. Einen Theil von seinem Romane entnahm Lodge wahrscheinlich aus „Des Koches Erzählung von Gamelyn" (The Coke's Tale of Gamelyn), welche von einem Zeitgenossen Chaucer's verfaßt wurde und zuweilen irrthümlicherweise diesem Vater der englischen Poesie zugeschrieben worden ist. Es wird darin erzählt, wie Gamelyn, der jüngere Sohn des Sir Jo-

han de Boundis, von seinem ältern Bruder seines Erbtheiles beraubt und auch sonst hinterlistig behandelt wird, indem dieser ihn unter Anderm überredet sich mit einem handfesten Gegner in einen Kampf einzulaßen, da er nämlich hofft, daß Gamelyn dabei um's Leben kommen würde. In allen seinen Unfällen jedoch wird Letzterer von Adam, dem alten Haushofmeister seines verstorbenen Vaters, auf das innigste bemitleidet, durch dessen Beistand er auch endlich aus der Gewalt seines grausamen Bruders entkommt. Hierauf gelangt er mit seinem Befreier zu einem Walde, woselbst er eine Schaar Geächteter antrifft und von ihnen zu ihrem Könige geführt wird. — Andererseits hat Lodge's „Rosalinde" fast den ganzen Stoff zu „Wie es euch gefällt" hergegeben, indem Shakespeare aus jener Erzählung nicht bloß den Plan zu seinem Lustspiele, sondern auch die Umrisse einiger Hauptcharaktere, so wie selbst verschiedene Reden und Ausdrücke entliehen hat; so z. B. den Ausdruck „Weinende Thränen" (Weeping tears), welchen der Narr (Akt II. Sc. 4.) gebraucht; ferner die Schilderung, welche Oliver (Akt IV. Sc. 3.) davon giebt, wie ihn Orlando im Walde entdeckt, während ihm von dem Löwen und der Schlange Gefahr droht; eben so ist der Gesang in der zweiten Scene des vierten Aktes, welcher anfängt

„Was kriegt der, der den Hirsch erlegt? —
Sein ledern Kleid und Horn er trägt" u. s. w.

einer Stelle in Lodge entnommen, wo es heißt: „Was giebt's Neues, Förster? Hast du ein Rothwild angeschossen und es bei'm Fallen verloren? Gräme dich nicht um einen so geringen Verlust, Mann; dein Antheil war doch nur das Fell und das Geweih." — Lodge's Roman enthält auch einige Verse, welche von ziemlich poetischem Geschmack und Gefühl zeugen und von Shakespeare in den Liedern und sonstigen Gedichten, die er in sein herrliches Drama eingeflochten, nicht vernachläßiget worden sind. Die Rolle des Narren und Audrey's gehören jedoch Shakespeare's eigener Erfindung an, eben so wie die des Jaques, welche gleich dem „blassen Tod" in dem Frühlingsliede des Horaz [Od. I, 4.] den Hintergrund der Scene mit einer düstern Empfindsamkeit anfüllt. Die Katastrophe des Drama's weicht gleichfalls von der des Romanes bedeutend ab. Shakespeare scheint, wie die Kommentatoren bemerken, den Schluß desselben in großer Eile gearbeitet zu haben. Bei Lodge rettet der ältere Bruder die Aliena aus der Gewalt einer Bande Räuber, „welche sie zu rauben und dem Könige zu schenken gedachten, indem sie auf diese Weise für sich alle Verzeihung zu erkaufen hofften." Ohne diesen Umstand erscheint die Leidenschaft Celia's (welche den Namen Aliena angenommen hat) zu plötzlich; denn sie faßt dieselbe für einen Mann, den sie zwar an dem Hofe ihres Vaters kennen gelernt, jedoch hatte er sich daselbst nur durch seinen rohen, unliebenswürdigen Charakter und durch seine üble Behandlung eines jüngern Bruders bemerkbar gemacht; von seiner Besserung aber hat sie nur eben jetzt etwas gehört. Bei Lodge endlich wird der gewaltthätige Herzog Rosader, nicht durch die frommen Rathschläge eines Einsiedlers von seinem Plane abgebracht, sondern von den zwölf Pairs von Frankreich, die sein dritter Bruder zur Hülfe gerufen, besiegt und getödtet. Dieß Ereigniß ließ sich allerdings nicht gut dramatisch verarbeiten; aber sogar in demjenigen, welches von Shakespeare an die Stelle desselben gesetzt worden, hat er, zum Schlusse eilend, den Dialog zwischen dem Usurpator und dem Einsiedler unterdrückt „und so, wie Johnson bemerkt, die Gelegenheit zu einer moralischen Lehre verloren, die ihm einen seiner höchsten Dichterkräfte würdigen Stoff hätte bieten können. Auch hat er den alten Adam, den Diener des Sir Rowland de Boyes vergessen, dessen Treue wohl einiger Beachtung und Belohnung werth gewesen wäre und welchen Lodge am Schlusse seines Romanes zum Hauptmanne der königlichen Leibwache macht."

Auch den Stoff zu seinem „Wintermärchen" hat Shakespeare einem Romane derselben Schule entnommen, nämlich der „Anmuthigen Geschichte des Dorastus und der Fawnia" (Pleasant History of Dorastus and Fawnia [196]) von **Robert Greene**, einem wegen seines Genies und seiner Immoralität gleich merkwürdigen Schriftsteller. Man war einst der Meinung, daß der Roman sich auf das Lustspiel gründe, jedoch entdeckte später Dr. Farmer ein Exemplar des erstern vom Jahre 1588, zu welcher Zeit das „Wintermärchen" noch nicht verfaßt war. Unser großer Dramatiker hat jedoch alle Namen verändert; sein Leontes, König von Sizilien, heißt in dem Romane Egistes; Polyxenes, König von Böhmen, heißt daselbst Pandosto; Mamillius, Prinz von

Sizilien — Garinter; Hermione — Bellaria; Florizel — Dorastus und endlich Perdita — Fawnia. Außerdem hat Shakespeare noch die Rolle des Antigonus, der Paulina und des Autolykus hinzugefügt. In dem Haupttheile des Stoffes ist er dem Romane knechtisch gefolgt; auch das Orakel in der zweiten Scene des dritten Aktes ist daraus entnommen und an mehreren Stellen hat er bloß die Sprache versifiziert. So z. B. geben die Verse:

„— — — — — Die Götter selbst
Sich vor der Liebe Gottheit beugend, hüllten
Sich ein in Thiergestalten: Jupiter,
Er brüllt' als Stier; Neptun, der grüne, ward
Ein Bock und blökt'; der Gott im Feuerkleid,
Apoll, der gold'ne, ward ein armer Schäfer,
Wie ich jetzt bin." —
[Akt IV. Sc. 3.],

folgende Stelle des Greene'schen Romans wieder: „Und doch, Dorastus, beschäme nicht die Hirtengewänder. — Die himmlischen Götter haben zuweilen irdische Gedanken; Neptun wurde ein Widder, Jupiter ein Stier, Apollo ein Schäfer. Sie Götter und doch verliebt — du ein Mensch, bestimmt zur Liebe." Dadurch, daß er sich so streng an den Roman hielt, ist Shakespeare auch zu den gröbsten geographischen Verstößen verleitet worden, indem er z. B. Böhmen an das Meer verlegt, Gesandte nach der Insel Delphi schickt u. s. w. Er ist ferner durch den Roman zu solchen Unwahrscheinlichkeiten und zu einer solchen Verletzung aller Regeln der Dramatik verleitet worden, daß sie nur durch seine kunstvolle Charakterzeichnung und jene romantische Einfachheit, welche die Gefühle und die Sprache durchweht, wieder gut gemacht werden konnten.

Greene ist auch der Verfasser der Arcadia, eines Romanes, welcher 1587 erschien, und Sidney's berühmtem Hirtenromane nachgebildet ist, der zwar erst einige Jahre später gedruckt wurde, jedoch schon lange vorher verfaßt worden war.

Die schönste und beste von Greene's Produktionen jedoch ist seine Philomela, auch „Lady Fitzwater's Nachtigall" (Lady Fitzwater's Nightingale) betitelt, weil er nämlich das Buch der Lady Fitzwater widmete; „denn, sagt er in der Zuschrift, es ist zum Lobe der weiblichen Keuschheit geschrieben." Diese schöne Erzählung ist in der ersten Nummer der Archaica wieder abgedruckt worden und sie genügt, wie der Herausgeber bemerkt, um das Andenken des Verfassers von der Schande einer steten Herabwürdigung seiner Talente im Dienste der Immoralität zu befreien. Der Charakter der Philomela ist so herrlich gezeichnet und besitzt eine so engelgleiche Reinheit, daß die Phantasie, welche ihn schuf, zu manchen Zeiten wenigstens von den zartesten und erhabensten Gedanken erfüllt gewesen sein muß. Zwar ist der Styl durch die Affektation des Euphuismus entstellt, in dem Plane der Erzählung jedoch findet sich eine sorgfältige Auswahl der Umstände, welche der Kunst einer spätern Periode vorgreift und um so merkwürdiger erscheinen muß, wenn man sie mit der Weitschweifigkeit der Arcadia Sidney's vergleicht, welches Werk zu jener Zeit das höchste Ansehen genoß.

Es wird nun aber in diesem Romane erzählt, daß Philomela, die Heldin desselben und Gemahlin des venezianischen Grafen Philippo Medici, das Wunder der Inselstadt bildete, „nicht wegen ihrer Schönheit, obwohl Italien keine gleiche aufzuweisen hatte — auch nicht wegen ihrer Mitgift, obwohl sie die einzige Tochter des Herzogs von Mailand war — sondern wegen der bewunderungswürdigen Zierden ihres Geistes, deren sie so viele und unvergleichliche besaß, daß die Tugend in denselben das Paradies ihrer Vollkommenheit gepflanzt zu haben schien." Obgleich der Schleier, welchen Philomela „für ihr Angesicht gebrauchte, die Wände ihres Hauses waren — obwohl sie nie anders als in Gesellschaft ihres Gemahls auszugehen pflegte und dann mit so großer Verschämtheit, als hielte sie sich für schuldig, weil sie über den Schatten ihrer eigenen Behausung hinaus schritt," quälte sie gleichwohl der Graf „mehr durch Eifersucht, als er sie durch Liebe belohnte, indem er sich von derjenigen Leidenschaft nährte, welche gleich dem Neide an ihrem eigenen Fleische nagt." Unter solchen Umständen dachte er darüber nach, welcher von seinen Gästen wohl „bei ihr die freundlichste Aufnahme fände." Zwar konnte er sich durchaus auf keine Unziemlichkeit oder auch nur Unbesonnenheit in ihrem Betragen besinnen, indeß erinnerte er sich, „daß nicht jeder äußere Schein ein authentischer Beweis ist, daß die Aloeblätter einen desto bitterern Saft haben, je grüner sie aussehen und daß der Salamander am wärmsten ist, wenn er am weitesten vom Feuer entfernt liegt;" aus allen welchen Betrach-

tungen er den Schluß zieht, „daß die Frauen je herzhohler desto lippenheiliger sind."

Diese unselige Erinnerung in Betreff der Farbe der Aloeblätter und der so sonderbaren Eigenschaften des Salamanders benebst anderen gleich überzeugenden Gleichnissen, die er den Sternen und Adlern und astronomischen Kalendern entnimmt, veranlaßen den Grafen die Tugend seiner Gemahlin vermittelst eines vertrauten Freundes, Namens Giovanni Luteßo, den zierlichsten und höflichsten Mann in Venedig, zu prüfen, wobei dieser ihm verspricht, daß, wenn er sie geneigt fände seiner Leidenschaft Gehör zu geben, er ihm dieß unverhohlen mittheilen würde.

Luteßo beginnt daher seinen Köder auszuwerfen, und indem er eines Tages Philomela allein in ihrem Garten findet, woselbst sie zur Laute viele fröhliche Lieder singt, benützt er diese Gelegenheit ihr mitzutheilen, daß er verliebt sei, ohne ihr jedoch den Gegenstand seiner Leidenschaft namhaft zu machen. Hierauf ergeht sich Philomela in so vielen moralischen Maximen, die sie durch passende Beispiele aus der Mythologie und römischen Geschichte erläutert, und sagt so viele schöne Dinge über Raben und moschusduftende Angelika, daß Luteßo nicht weiter zu gehen wagt, sondern sich zu seinem Freunde begiebt, um ihn von der Züchtigkeit seiner Gemahlin in Kenntniß zu setzen und ihm die „abkühlende Karte guten Rathes," (vergl. Anm. 505.) den er von ihrer Klugheit empfangen, mitzutheilen.

Philippo jedoch ist damit nicht zufrieden; er schreibt den Schatz goldener Lehren, den sie geäußert, dem Umstande zu, daß sein Freund ihr nicht gestanden, sie selbst sei der Gegenstand seiner Leidenschaft, und überredet ihn daher, ihr eine Liebe zu gestehen, die er nicht fühlt. Luteßo übersendet in Folge dessen der Philomela einen Brief derartigen Inhaltes nebst einem schlechten Sonette, worauf sie zwar voll Unwillen antwortet, jedoch folgt auch zugleich eine Erwiderung auf sein Sonett, um zu „zeigen, daß ihr Verstand ihrer Tugend gleich käme."

Alles dieß wird ihrem Gemahle hinterbracht, der nun beginnt Verdacht gegen Luteßo zu hegen und zu fürchten, „daß man nicht mit Feuer spielen noch mit Gefühlen tändeln dürfe und daß der, so im Scherze ein Hofmacher gewesen, im Ernste ein begünstigter Liebhaber werden möchte." Endlich glaubt er seinen Verdacht durch federleichte Kleinigkeiten so sehr bestätigt zu sehen, daß er keinen Zweifel an der Untreue seines Weibes hegt; da er jedoch keine Beweise hat, so stiftet er zwei Sklaven an, ihre Schuld zu bezeugen. Der Gerichtshof spricht daher die Ehescheidung aus und verbannt sowohl Luteßo als Philomela von dem venetianischen Gebiete.

Philomela begiebt sich zur See nach Palermo. Während der Fahrt verliebt sich der Schiffskapitän in sie, „aber seine Leidenschaft wurde durch ihre seltenen Eigenschaften so sehr in Schranken gehalten, daß er sich eher bestrebte, sie wie eine Heilige zu verehren, als sie wie ein Liebchen zu minnen." In Palermo angelangt, wohnt sie bei ihm und seiner Frau und findet in ihrem anspruchlosen Hause, daß „die Ruhe in schlichten Gedanken und die sicherste Zufriedenheit in den ärmsten Hütten wohne; daß die höchsten Bäume den heftigsten Stürmen und die vornehmsten Menschen den finstersten Blicken des Schicksals ausgesetzt seien; sie ertrug daher mit Geduld ihre einfache Lebensweise und genoß einen ruhigern Schlaf, als in ihrem Palaste zu Venedig. Nur dann war sie unzufrieden, wenn sie an Philippo dachte, daß er so lieblos gewesen, und an Luteßo, daß er um ihretwillen so schweres Unrecht erduldet hatte; jedoch salbte sie diese Wunden, so gut sie konnte, und bedeckte ihr hartes Geschick mit dem Schatten ihrer Unschuld."

Inzwischen war Luteßo zu dem Herzoge von Mailand, dem Vater Philomela's, geflohen und hatte ihn von der seiner Tochter angethanen Schmach in Kenntniß gesetzt. Der Herzog begiebt sich daher sogleich nach Venedig und verlangt von dem Senate Genugthuung. Die Sklaven, welche von Philippo früher zu dem falschen Zeugnisse angestiftet worden waren, gestehen ihren Meineid, worauf ihr Gebieter selbst sich erhebt und erklärt, „daß es nichts so Geheimes giebt, was nicht der Verlauf der Tage offenbare; daß so wie das Oel, obschon es feucht ist, kein Feuer auslöscht, so auch die Zeit, obschon es noch so lange währe, kein sicherer Schutz für die Sünde ist; vielmehr wie ein Funke, der aus der Asche hervor gescharrt wird, endlich anfängt zu glühen und eine Flamme emporzusenden, so pflegt auch der in Stillschweigen verborgene Verrath hervorzubrechen und um Rache zu schreien."

„Jede Bosheit, fährt der Graf fort, die das Herz begeht, verräth der Wurm des Gewissens im Laufe der Zeit. Es würde wenig nützen, wollte ich den Kummer, der mich ergreift, um-

ständlich schildern und eben so wenig brauche ich die Unschuld meines Weibes zu bestätigen, da doch diese Sklaven, welche ich zum Meineide anstiftete, ihre Keuschheit und meine Schmach laut verkündet haben. Darum möge es genügen, daß ich, wenn auch zu spät, Reue empfinde und gern mein Unrecht wieder gut machen wollte; aber meine Sünde kann keine Sühnung finden, denn es giebt keine hinreichende Genugthuung für ungerechte Verläumdung. Zur Buße für meinen Meineid gegen Philomela flehe ich daher um Gerechtigkeit gegen mich selbst, so daß ihr mir eine Strafe auferlegen möget, aber keine geringere als den Tod."

Durch die Nachsicht des Herzoges wird jedoch Philippo's Leben geschont und alle machen sich demnächst in verschiedenen Richtungen auf den Weg, um die schwer gekränkte Philomela aufzusuchen. Ihr Gemahl kommt nach Palermo und klagt sich voller Verzweiflung eines Mordes an, den er in einem entlegenen Stadttheile hatte begehen sehen. Da nun Philomela vernimmt, daß ein Venetianer in's Gefängniß geworfen worden wäre, so bittet sie um die Erlaubniß ihn sehen zu dürfen und erblickt hierauf durch das Gitter ihren Gemahl; kurz darauf erfährt sie auch, daß ihre Unschuld in Venedig an den Tag gekommen sei. Ihre ersten Empfindungen waren die des Zornes und der Hoffnung auf Rache, bald jedoch erinnert sie sich „daß der Name „Gemahl" ein hohes Wort ist, welches von dem Munde leicht ausgesprochen wird, nie aber aus dem Herzen verbannt werden darf. — Weißt du nicht, daß die Liebe eines Weibes nur mit dem Leben enden soll? Daß die Ehe nur im Grabe ihre Endschaft erreicht?" Sie sucht alsdann eine Entschuldigung für das Verfahren ihres Mannes zu finden, indem sie zu sich sagt: „er begieng dieß Unrecht nicht, weil er eine andere liebte, sondern weil er dich zu sehr liebte. Es war Eifersucht, die ihn zu dieser Thorheit zwang, und Verdacht regt sich nur bei denen, die eine innige Liebe hegen."

Unter dem Einflusse dieser Gefühle erscheint sie bei dem Verhöre ihres Gemahls vor dem Gerichtshofe und klagt sich selbst des Mordes an; jedoch im weitern Verlaufe desselben kommt die Unschuld beider an den Tag, und da der Richter sie fragt, warum sie sich dieser That schuldig bekannt hätten, so antwortet Philippo, es wäre aus Verzweiflung geschehen, weil er des Lebens überdrüßig gewesen, und Philomela sagt, sie hätte es gethan um ihren Gemahl vom Tode zu retten.

„Kaum hörten dieß die Sicilianer, so brachen sie in ein lautes Freudengeschrei über Philomela's wunderbare Tugend aus und Philippo, vor Kummer und Freude ohnmächtig, wurde halb todt in seine Wohnung gebracht, woselbst er noch keine zwei Stunden gelegen hatte, als er von der Heftigkeit der Gefühle überwältigt sein Leben endete. Sobald Philomela den Tod ihres Gemahles vernahm, wurde sie von dem tiefsten Schmerze ergriffen; sie kehrte nach Venedig zurück und dort brachte die trostlose Wittwe des Philippo Medici den Rest ihrer Tage zu. Diese ihre beständige Keuschheit nun machte sie so berühmt, daß man sie während ihres Lebens als ein Muster von Tugend pries, nach ihrem Tode aber sie feierlich und mit ungewöhnlichen Ehren in der St. Markuskirche bestattete und ihren Namen bis auf diesen Tag wie den einer Heiligen hoch hält."

Der Schluß der Geschichte ist offenbar Boccaccio's berühmter Novelle von Titus und Gesippus (sieh oben S. 252.) entnommen; der erste Theil hingegen, welcher erzählt, wie Philippo die Treue seiner Gemahlin vermittelst seines Freundes auf die Probe stellt, entspricht, wie man ohne Zweifel bemerkt haben wird, der Episode des Don Quijote (Parte I. c. 33.), welche überschrieben ist: „Thörichte Neugier" (El Curioso Impertinente), wo Anselmo seinen Freund überredet, die Keuschheit der Camilla, der Gemahlin Anselmo's auf die Probe zu stellen. Es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß Greene den Cervantes oder dieser jenen nachgeahmt habe; denn Greene war todt, ehe der Don Quijote, erschien und es läßt sich nicht füglich annehmen, daß Cervantes Gelegenheit gehabt die Philomela zu lesen. Es muß daher beiden ein gemeinschaftliches Original zu Grunde liegen und in der That auch erinnere ich mich, daß ich diese Geschichte einmal in einem alten italienischen Novellisten gefunden, kann mich aber desselben nicht genauer erinnern [s. auch v. d. Hagen Gesammtabenteuer zu Nr. 27.]. Die Philomela lieh den Stoff zu Davenport's Schauspiele „die Stadtnachtmütze" (the City Night-cap), wo Lorenzo die Keuschheit seines Weibes Abstemia, der Schwester des Dogen von Venedig, durch seinen Freund Philippo auf die Probe stellt. Dieses Stück wurde zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts verfaßt und befindet sich in Dodsley's Sammlung [vol. IX.]; Letzterer irrt jedoch,

wenn er glaubt, daß es dem Curioso Impertinente entnommen sei, da es weit mehr mit der Philomela übereinstimmt. Lorenzo nämlich besticht zwei Sklaven, die Untreue seiner Gemahlin zu beschwören, worauf der Doge von Venedig kommt und für die seiner Schwester angethane Unbill Genugthuung fordert. Letztere hat sich inzwischen nach Mailand zurückgezogen und Alles, was daselbst vorfällt, entspricht genau dem, was sich in der Philomela zu Palermo zuträgt. Auch der Styl ist voller Euphuismen und sogar die Worte Greene's sind zuweilen wiedergegeben; so z. B.:

„Ach, wenn das Blatt der Aloe am grünsten ist,
Dann ist der Saft am bittersten. Ein guter Schein
Ist kein authentischer Beweis; denn oftmals sind
Die Lippenheil'gen herzhohl." — — —
[Akt I. Sc. 1.].

Lodge und Greene sind die einzigen Nachahmer Lylie's, welche für die Affektation des Styles durch Genie oder Erfindungsgabe einigermaßen Ersatz geleistet haben, und ich bin keineswegs gesonnen, den Leser mit den Euphuismen des Philotimus von Brian Melbank, welcher 1583 erschien, oder mit denen der „Leiden der Mavillia" (Miseries of Mavillia) von Breton bloß deswegen aufzuhalten, weil diese Werke mit gothischen Buchstaben gedruckt und so selten sind, wie sie zu sein verdienen.

Der Romanstyl, den Lylie einführte, behauptete sich nicht lange, aber auch der auf denselben folgende Geschmack verdient kein höheres Lob. Während der unruhigen Regierung Karl's I und der Republik hatte zwar das englische Volk Wichtigeres zu thun, als Romane zu schreiben oder zu lesen; zur Zeit der Restauration jedoch nährte die Beliebtheit der Arcadia, welche unter Jakob I mehrmals war herausgegeben worden, und die weite Verbreitung der heroischen Romane Frankreichs den Geschmack an Produktionen, welche voluminöser waren, als alle bis dahin erschienenen. Die Eliana, welche 1661 herauskam, zeichnet sich durch ihre Affektation eben so aus, wie die Romane der Lylie'schen Schule, obgleich sie von anderer Art ist; so z. B. wenn Jemand in der Eliana stirbt, so heißt es, er sei hinabgestiegen in die unterirdischen Alleeen des stygischen Haines; sehen (to see) wird immer durch to invisage, aufrichten (to raise) durch to suscitate ausgedrückt und eine Strickleiter (a ladder of ropes) heißt a funal ladder. Flora „breitet ihren duftigen Mantel über die Oberfläche der Erde aus und bestittert das grüne Gras mit ihren schönheitsvollen Zieraten" (bespangles the verdant grass with her beauteous adornments); und ein Liebhaber „betritt einen Hain, der befreit ist von jedem andern Besuche als dem der umherschweifenden Thiere und anmuthigen Vögel, deren liebliche Töne ihn wider seinen Willen aus seinen melancholischen Betrachtungen herausstreiben" (whose dulcet notes exulcerate him out of his melancholy contemplations).

Die berühmte Herzogin von Newcastle förderte ähnliche Erzeugnisse zu Tage[307]; der einzige englische Roman dieser Gattung, der einigermaßen einen Namen erlangte, ist die Parthenissa des Roger Boyle, Grafen von Orrery, welche 1664 erschien und ziemlich die Manier der französischen Romane aus der Schule des Calprenède und der Scudéri nachahmt. Die Erzählung beginnt damit, daß ein Fremder in reicher Rüstung, der mit allen Gaben der Natur und Erziehung in gehörigem Maaße gesegnet ist, bei dem Tempel zu Hieropolis in Syrien absteigt, wo die Göttin der Liebe ein Orakel gegründet hatte, welches so berühmt war wie sie selbst. Ein Priester, Namens Kallimachus, redet ihn an und bittet ihn ohne weitere Umstände ihm seine Lebensgeschichte mitzutheilen. Der Fremde findet sich auch bereit ihm die gewünschten Aufschlüsse zu geben und zwar als Buße, jedoch erhellt nicht deutlich, ob er dieselbe sich selbst oder dem Priester auferlegen will; eins jedoch ist gewiß, nämlich daß sie jedenfalls den Leser trifft. Er erzählt demgemäß seine Geschichte eine Zeit lang ohne Unterbrechung fort, überträgt aber am Ende die Fortsetzung einem treuen Diener. Wir vernehmen also, daß der Fremde ein medischer Prinz, Namens Artabanes ist, der an dem Hofe des Königs von Parthien geboren und erzogen wurde; ferner ersehen wir auch, daß er in die Parthenissa bis über die Ohren verliebt ist, welche junge Dame, die Heldin des Romanes, bei dem Tode ihres Vaters nach dem parthischen Hofe gekommen war, um daselbst die Bitte vorzutragen, daß die Einkünfte eines Fürstenthumes, welche jener genossen hatte, auch ihr gewährt würden. Artabanes fand bald Gelegenheit, seine Leidenschaft für sie an den Tag zu legen. Bei einem großen Nationalfeste nämlich verkündete eines Tages ein langer Zug mit

einer gehörigen Begleitung von Zinken und Trompeten die Annäherung einer vornehmen Person. Dieser Fremde erwies sich als ein arabischer Prinz, der die herkömmliche Absicht hegte, die Unvergleichlichkeit der Reize seiner Herzenskönigin im Zweikampfe zu vertheidigen; wobei er eine tragbare Bildergallerie zu Jedermanns Ansicht aufstellte, welche die Bildnisse von vierundzwanzig Schönen umfaßte, deren thörichte Liebhaber den Dünkel gehabt hatten zu behaupten, daß die Reize ihrer Damen denen der schönen Mizalenza glichen. Die Tapferkeit des Artabanes nun hindert es nicht nur, daß das Porträt der Parthenissa zu der Gemäldeausstellung hinzugefügt wurde, sondern verschafft ihr mit einem Schlage den Besitz jener Chefs-d'oeuvre, welche die Sammlung seines Gegners enthielt. Artabanes hat jedoch in dem Günstlinge des Königs, Surena, einen furchtbaren Nebenbuhler. Da indeß Letzterer sieht, daß er in der Zuneigung der Parthenissa keine Fortschritte macht, so veranlaßt er eine ihrer Vertrauten durch reiche Geschenke, daß sie dem Artabanes einen Brief in die Hände spielt, aus welchem hervorgeht, daß zwischen Surena und Parthenissa ein sehr intimes Verhältniß obwaltet. In Folge dessen hat Artabanes einen furchtbaren Kampf mit Surena, schont jedoch das Leben desselben und verläßt hierauf Parthien, fest überzeugt von der Untreue der Parthenissa und mit dem unerschütterlichen Entschlusse, auf dem Gipfel der Alpen seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Auf der Seereise nach dieser hochgelegenen Gegend wird er von einem Piraten gefangen genommen und von diesem nebst einem Schock anderer Gefangenen seinem Freunde und Beschützer Pompejus, dem allbekannten Patrone und Ermuthiger der Seeräuber, zum Geschenke dargebracht. Artabanes entkommt jedoch später aus der Knechtschaft, stellt sich an die Spitze seiner Mitsklaven, und indem die Schaar derselben immer mehr zunimmt, erweist sich der Held dieses Romanes am Ende als unser alter Bekannter aus der Geschichte, Spartakus. Die Erzählung des nun folgenden Krieges ist genau historisch, nur wird gesagt, die Nachricht von dem Tode des Spartakus in der Schlacht am Silarus sei falsch, da er nicht nur diesen Kampf überlebte, sondern auch seinen Plan, ein Alpenklausner zu werden, fahren ließ und sich inkognito nach Rom begab. Dorthin kam auch ein parthischer Freund, der ihm seinen Verdacht in Betreff der Parthenissa benahm und ihn überredete, mit ihm in sein Vaterland zurückzukehren. Daselbst angelangt, sah er sich von seinem alten Nebenbuhler Surena, so wie nicht minder von einem neuen, der in der Person des Königs auftrat, noch immer sehr behelligt. Da Parthenissa in die Gewalt des Letztern gerieth und sie fürchtete, er möchte seine Bewerbungen bis zum Aeußersten treiben, so nahm sie einen Trank, der ihr das Aussehen einer Todten gab. Unser leichtgläubiger Held aber, welcher sie für vergiftet hielt, wurde von so heftigem Kummer hierüber ergriffen, daß er sich erstach; jedoch erholte er sich wieder durch ärztlichen Beistand und war nun, wie zu Anfange des Romanes berichtet worden, nach Hierapolis gekommen, um das Orakel zu befragen, was er unter so bewandten Umständen thun solle. — Der Priester Kallimachus beginnt nun, als Aequivalent für die vernommene Geschichte, die Mittheilung seiner eigenen Abenteuer und es zeigt sich, daß er der König von Bithynien, Nikomedes, der Vater von Julius Cäsar's Nikomedes, ist. Mitten im Besten dieser Erzählung jedoch sieht Artabenes wie eine Dame, welche ganz wie Parthenissa aussieht, landet und sich mit einem jungen Ritter in ein Dickicht begiebt. Indeß kann er kaum glauben, daß es die Gebieterin seines Herzens sei und zwar erstens, weil er wußte, daß sie todt war, zweitens aber deswegen, weil ihr Betragen sich nicht nur nicht mit ihrer Treue gegen ihn, sondern überhaupt nicht mit weiblichem Dekorum vertrug. Der Roman bricht jedoch ab, bevor der Verfasser seine Heldin aus der verdächtigen Situation befreit, in die er sie gebracht hat. Diesen unvollendeten Zustand, in welchem das Werk hinterblieben ist, und der bei Marivaux's Marianne und Paysan Parvenu als ein Hauptmangel erscheint, wird indeß gewiß kein Kritiker bei der Parthenissa tadeln. Außer der Episode, welche die Geschichte des Kallimachus bildet, wird auch noch die Geschichte des Perolla erzählt, eines der Anhänger des Spartakus, welcher in eine schöne Kapuanerin verliebt war und durch ein Unglück, das in Betracht der so verschiedenen Zeiten, in denen sie lebten, höchst sonderbar erscheinen muß, Hannibal zum Nebenbuhler hatte. Die Leidenschaft des Karthagers aber war so groß, daß er während der Dauer seines Aufenthaltes in Italien die Leitung aller Kriegesangelegenheiten dem edeln Maharbal übergab und die Eroberung der ganzen Welt aufgab, um die unglückliche Izadora zu erobern. Nichtsdestoweniger

würde er zur Zeit, da er nach Rom vorrückte, jene erstere bewirkt haben, hätte ihn nicht seine schöne Feindin durch die dringendsten Bitten vermocht seine Waffen eher anders wohin zu wenden, als sie zur Zerstörung derjenigen Stadt zu gebrauchen, welche ihr das Dasein gegeben. — Hannibal und Spartakus sind vielleicht diejenigen Helden des Alterthumes, welche am wenigsten dazu taugen die Rolle winselnder Romanhelden zu spielen und besonders vermag der Letztere in dieser Beziehung wenig Interesse zu erregen, da sich gar keine romantischen Ideeen an seinen Namen knüpfen.

Von den sechs Bänden, aus denen dieser Roman besteht, hat der Verfasser einen der Herzogin von Orleans, die übrigen hingegen der Lady Sunderland gewidmet, welche Letztere unter dem Namen Sacharissa besser bekannt ist[308]).

Der Umstand, daß sowohl die Parthenissa als die Eliana unvollendet geblieben sind, beweist, daß diese Art von Produktionen keine große Ermuthigung fand. In der That auch ließ sich nicht erwarten, daß ein Roman wie die Parthenissa, der vielleicht für die feierliche Galanterie, welche an dem Hofe Ludwigs XIV herrschte, recht gut passen mochte, zur Zeit Karls II in England hätte Beifall finden sollen. Man verlangte etwas minder Ernstes und Hochtrabendes, und man kann daher dieser Periode den Ursprung derjenigen Gattung von Erzeugnissen zuschreiben, welche, durch den bessern Geschmack der folgenden Zeit genährt, zu dem neuern englischen Romane herangereift ist. Damals [1709] erschien die Atalantis der Mrs. Manley, welche gleich der Astrée Urfé's lauter skandalöse Geschichten der vornehmen Welt enthielt. Dieses Umstandes wegen wurde dieses Werk eine Zeit lang stark gelesen und demselben von Pope die Unsterblichkeit mit eben so großer Uebereilung vorausgesagt, wie man den von Jarvis gemalten Schönheiten eine tausendjährige Blüthe verhieß.

Die Romane der Mrs. Aphra Behn, welche im Jahre 1687 starb, erschienen meist gegen Ende der Regierung Karls II. Von dieser Dame sagte Sir Robert Steele, wie wir aus Granger's Biographical Dictionary ersehen, daß sie den praktischen Theil der Liebe besser verstand, als den spekulativen. Ihren Werken ist die moralische Pest, von welcher die Literatur ihrer Zeit angesteckt war, nicht fremd geblieben; und in der That, wenn sich nur ein einziger Dichter jener Periode unbefleckter Erzeugnisse rühmen konnte, so läßt sich kaum erwarten, daß auch nur ein einziger Romanschreiber sich ein gleiches Lob erworben haben sollte. Oroonoko ist der interessanteste unter den Romanen der Mrs. Behn und frei von dem Tadel, den man gegen viele der übrigen aussprechen muß. Von den Ereignissen, welche die Umrisse zu demselben lieferten, war Mrs. Behn selbst Zeugin, als sie ihren Vater nach Surinam begleitete; auch haben sie, wie die Verfasserin bemerkt, Southern den Stoff zu einem der bekanntesten und rührendsten seiner Trauerspiele an die Hand gegeben [nämlich dem Oroonoko].

Mrs. Behn fand eine Nachahmerin in der Mrs. Heywood, welche 1696 geboren wurde und 1758 starb. Ihre ersten Romane, wie z. B. „Liebe im Uebermaß" (Love in Excess), „der britische Einsiedler" (The British Recluse), „der gekränkte Ehemann" (The Injured Husband), in denen sie von den Intriguen und zügellosesten Scenen vielfacher Liebeshändel den Schleier weggezogen und sie ausführlich geschildert hat, besitzen in sittlicher Beziehung alle Fehler der ihnen vorangehenden Erzeugnisse. Ihre Männer sind Wüstlinge im höchsten Grade und ihre weiblichen Charaktere so leidenschaftlich wie die maurischen Prinzessinnen in den spanischen Ritterromanen. Die „Geschichte der Miß Betsy Thoughtleß" (The History of Miss Betsy Thoughtless) jedoch, ein späteres und umfangreicheres Werk dieser Schriftstellerin, ist zwar nicht überall frei von den erwähnten Flecken, indeß verdient es sowohl wegen seines eigenen Werthes, als auch deswegen Beachtung, weil es offenbar der Miß Burney die Idee zu ihrer Evelina eingegeben hat.

In dem Romane der Mrs. Heywood betritt eine junge Dame in London schon früh den großen und geschäftigen Schauplatz der Welt. Sie lebt in dem Hause und unter der Obhut der Lady Mellasin, eines Weibes von niedriger Geburt, gemeinen Sitten und ausschweifendem Charakter, deren Gemahl der Vater der Miß Thoughtleß zum Vormunde der letztern ernannt hat. Von dieser Frau nun und von der Bosheit und Impertinenz der Miß Flora, ihrer Tochter, muß die Heldin der Erzählung gar sehr Vieles dulden. Obgleich sie ferner einen tugendhaften Sinn, einen guten Verstand und ein gefühlvolles Herz besitzt, so verursachen ihr doch ihre Unkenntniß der äußeren Formen und ihre Unbekanntschaft mit den Gewohnheiten der Welt viele fatale Vorfälle und

bringen sie in unangenehme, für ihre Eitelkeit höchst kränkende Situationen, welche endlich das Zartgefühl eines liebenswürdigen, ihr ganz ergebenen jungen Mannes verletzen und ihr das Herz desselben fast für immer entfremden.

Die Evelina der Miß Burney befindet sich fast in gleicher Lage und ihre Verlegenheiten entspringen aus ähnlichen Ursachen. Der Hauptanstoß nämlich, den Trueworth, der Liebhaber der Miß Thoughtleß, an dem Betragen der Letztern nimmt, entspringt aus dem Umstande, daß er sie in der Gesellschaft der Miß Forward antrifft, mit welcher sie zusammen in einer Pensionsanstalt gewesen war und von deren üblen Ruf sie nichts wußte. Ebenso wird das Zartgefühl des Lord Orville verwundet und seine Zuneigung für Evelina erschüttert, weil er ihr im Vauxhall in ähnlicher Gesellschaft begegnet. Der darauffolgende Besuch und Rath der Liebhaber wird jedoch von den Heldinnen auf ganz verschiedene Weise aufgenommen.

Aber nicht nur die Analogie des Werkes der Mrs. Heywood im Allgemeinen entspricht der Evelina der Miß Burney, sondern auch viele Charakterschilderungen in jenem stimmen mit denen des letztern berühmten Romanes überein. Trueworth ist ganz derselbe edle und zuvorkommende Liebhaber wie Lord Orville und Lady Mellasin ganz dieselbe gemeine, ausschweifende Frau von niedriger Herkunft wie Madame Duval. Die Bosheit und Eifersucht ferner, mit welcher Miß Flora Mellasin die Heldin zu Anfange des Romanes verfolgt, entspricht der Bosheit und Eifersucht der beiden Miß Branghton; Miß Mabel endlich, die liebenswürdige und bescheidene Freundin der Betsy Thoughtleß, scheint den Gedanken zu der Freundin Evelina's, Miß Mirvan, eingegeben zu haben; obwohl man auch außerdem noch in vielen untergeordneten Charakteren beider Romane die nämliche Zuversicht, affektierte Gleichgültigkeit und galante Frechheit geschildert findet.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wuchs die Zahl der englischen Produktionen auf diesem Gebiete mit reißender Schnelligkeit. Diejenigen nun, welche seit dieser Zeit erschienen sind, laßen sich meiner Meinung nach in ernste, komische und romantische eintheilen.

An die Spitze der ersten Klasse müssen ohne allen Zweifel die Romane Richardson's gestellt werden. Das früheste Erzeugniß dieses berühmten Schriftstellers ist seine Pamela, deren erster Theil 1740 erschien. Aus der Biographie Richardson's ersieht man, daß die Buchhändler, für die er gelegentlich arbeitete, ihn ersucht hatten, einen Band Briefe über verschiedene Gegenstände des gewöhnlichen Lebens zu schreiben. Richardson wollte nun, daß diese Produktion zugleich zum Wohle der unteren Klassen dienen sollte; da aber ein Brief immer den andern hervorrief, so wurde daraus ein Roman, welcher endlich unter dem Titel „Geschichte der Pamela" (History of Pamela) dem Publikum übergeben wurde. In der erwähnten Lebensbeschreibung wird gesagt, daß der Zweck des Verfassers in der Pamela ein doppelter war, nämlich zu zeigen, wie ein Wüstling durch den Einfluß tugendhafter Liebe gebessert werden kann, und dann wie die Tugend durch die schwersten Prüfungen sicher und triumphierend einen ehrenvollen Lohn erreicht. In dieser Absicht nun zeigt der Roman ein junges Mädchen der niedrigsten Lebenssphäre, welche den Nachstellungen ihres Herrn ausgesetzt ist. Der erste Theil der Geschichte schildert also die Versuche, die gegen ihre Tugend unternommen werden, und ihren glücklichen Widerstand in Briefen Pamela's an ihre Eltern, deren Charaktere die Sitten und Tugenden der untersten Klassen der englischen Gesellschaft repräsentieren sollen. In Folge der fortwährenden Bestrebungen ihres Herrn jedoch kommt unsere Heldin endlich auf den Gedanken, daß sie wohl noch am Ende etwas mehr erreichen könne, als sich von seinen Schlingen frei zu erhalten; die Klugheit kommt jetzt der Tugend zu Hülfe und ihr Herr belohnt sie endlich nach einem harten Kampfe seines Stolzes mit seiner Leidenschaft durch das Anerbieten seiner Hand, welches denn auch Pamela dankbar annimmt. Später folgten noch zwei Bände, welche Letztere als Ehefrau vorführen. Aus diesen beiden Theilen des Romanes nun hat Goldoni den Stoff zu seinen beiden Lustspielen „Pamela als Mädchen" (Pamela Nubile) und „Pamela als Frau" (Pamela Maritata) entnommen.

Bei ihrem Erscheinen wurde die Pamela mit allgemeinem Beifalle aufgenommen; der Ruf dieses Werkes ist jedoch einigermaßen durch die größere Berühmtheit der späteren Erzeugnisse Richardson's verdunkelt worden. Von letzteren ist es besonders die Clarissa, auf welche seine Celebrität sich hauptsächlich gründet. Wie Jedermann weiß, enthält dieser Roman die Geschichte eines jungen Mädchens von Stande, welche ihre Eltern zu einer Heirath zwingen wollen, die ihr

widerstrebt und, um dieselbe zu vermeiden, sich in den Schutz eines Liebhabers begiebt, welcher ihr Zutrauen schmählich misbraucht und zuletzt seine Leidenschaft befriedigt, wenngleich es ihm nicht gelungen war, ihre Tugend zu Falle zu bringen. Sie weist seine Hand zurück, die er ihr endlich anbietet, und verbirgt sich in einer einsamen Wohnung, wo sie von Kummer und Scham überwältigt stirbt. Es ist eine oft wiederholte Bemerkung, daß für Richardson der Ruhm aufbewahrt war, in dieser Erzählung alle Umstände, welche weibliche Schmach und Schande begleiten, als besiegt zu zeigen, die Würde der Tugend, selbst in den schmerzlichsten Lagen, in's hellste Licht zu stellen und, was die Hauptmoral dieses Werkes ist, zu weisen, daß die Tugend in jeder Lage triumphiert.

Das Hauptverdienst Richardson's besteht in seiner Charakterzeichnung. Klarissa ist ein Musterbild weiblicher Vortrefflichkeit. Die übrigen Glieder der Familie Harlowe besitzen alle eine gewisse Aehnlichkeit und zugleich hat doch jedes derselben etwas Eigenthümliches. „Der strenge Vater, sagt Mrs. Barbauld in ihrer Vorrede, der leidenschaftliche finstere Bruder, die neidische boshafte Schwester, die geldsüchtigen Oheime, die sanfte aber schwache Mutter werden alle durch jene Steifheit, Prunksucht und Feierlichkeit, welche über die ganze Gruppe geworfen ist, so wie durch die selbstsüchtigen Familienzwecke, in denen sie alle übereinstimmen, hinwiederum assimiliert.“ Der Charakter des Lovelace ist, wie allbekannt, eine Erweiterung des Lothario in Rowe's „Schöner Büßerin“ (The Fair Penitent); nach Dr. Johnson's Meinung jedoch (siehe dessen Leben Rowe's) hat Richardson sein Vorbild in der moralischen Wirkung bei Weitem übertroffen. „Lothario, sagt der berühmte Biograph, bewahrt sich durch seinen Frohsinn, den man nicht hassen, und durch seinen Muth, den man nicht verachten kann, das Wohlwollen des Zuschauers in einem zu hohen Grade. Nur Richardson allein vermochte es zugleich Achtung und Abscheu zu erwecken, alles Wohlwollen, welches Schlauheit, feines Benehmen und Muth gewöhnlich hervorrufen, durch tugendhaften Zorn zu überwältigen und endlich den Helden über den Schurken verachten zu laßen.“

Obgleich indeß die Charakterschilderung des Lovelace vielleicht nicht in ihrer moralischen Tendenz zu tadeln sein mag, so giebt es doch in dem ganzen Bereiche der Dichtung keine andere, die der Wahrscheinlichkeit so sehr Trotz bietet. Es hat nicht nur niemals einen Charakter wie den des Lovelace gegeben, sondern er scheint sogar mit der menschlichen Natur unverträglich zu sein. Große Verbrechen können zwar, auch wenn kein starkes Motiv vorliegt, aus Uebereilung begangen werden, eine überlegte lang fortgesetzte Nichtswürdigkeit jedoch hat immer irgend einen bestimmten Zweck verfolgt, der sich nicht auf unschuldigem Wege erreichen ließ. —

Nachdem Richardson in seiner Klarissa ein Muster weiblicher Delikatesse, Anmuth und Würde aufgestellt hatte, versuchte er in seinem Sir Charles Grandison, seinem dritten und letzten Werke, einen vollkommenen männlichen Charakter zu schildern, welcher alle Gaben des Körpers und des Geistes mit der strengsten Beobachtung der moralischen und religiösen Pflichten vereinen sollte. Alle Ereignisse beziehen sich auf die vielfachen Verhältnisse, in denen „dieses fehlerlose Wunderthier“ erscheint und es hat das Ansehen, als ob die übrigen Personen nur auftreten, damit ihm Gelegenheit gegeben werde, seine zahlreichen Vollkommenheiten an den Tag legen zu können, ausgenommen vielleicht Clementina, deren Wahnsinn mit so ächten Zügen der Natur und Leidenschaft geschildert wird, daß er kaum verlieren würde, auch wenn man ihn mit dem eines Orestes ***) oder Lear vergleichen wollte.

Es ist also die Absicht Richardson's in allen seinen Romanen, die Ueberlegenheit der Tugend zu vergegenwärtigen. Er versucht in der Pamela den Charakter eines Wüstlings verächtlich zu machen und den Werth der Tugend an einem höherer Bildung entbehrenden Geiste zu zeigen, sowie die Belohnung, welche ihr zuweilen zu Theil wird. In der Clarissa hingegen hat er die Schönheit geistiger Vollkommenheiten geschildert, welche freilich hinieden nicht immer ihren Lohn erreicht. In Sir Charles Grandison endlich thut er dar, wie Moralität alle Talente und Eigenschaften erhöht und verschönert.

Außer den Werken Richardson's giebt es auch noch verschiedene andere englische Romane, die sich durch ihre Innigkeit und ihren Pathos auszeichnen und deren Hauptzweck es ist unser Mitgefühl zu erregen. In Mrs. Sheridan's Sydney Biddulph wird auf die Heldin jede Art von Kummer gehäuft, um zu zeigen, daß weder Klugheit noch Vorsicht noch der beste Charakter genügen, um uns vor den Uebeln des Lebens zu schützen.

Dieß Werk wurde, wie die Verfasserin sagt, gegen das moralische System geschrieben, welches damals Mode war, daß nämlich Tugend und Glück immer Hand in Hand gehen oder wie Congreve am Schlusse seiner „Trauernden Braut" (The Mourning Bride) es ausdrückt:

„Daß Segen stets der Tugend That begleitet
Und, wenn auch spät, doch sichern Lohn bereitet."

In den Produktionen Godwin's werden einige von den stärksten Gefühlen des menschlichen Herzens auf eine gewaltige Weise erregt und es giebt nur wenige Romane, welche erschütterndere Gemälde bieten oder ein höheres Interesse erwecken als Caleb Williams. Der Charakter der Hauptperson, des Falkland nämlich, der sich auf phantastische Prinzipien von Ehre gründet, ist vielleicht, genau genommen, keine ursprüngliche Erfindung Godwin's, da er dem des Shamont in Beaumont und Fletcher's „Muth und Ehre" (Nice Valour) entspricht. Der hohe Grad von Leiden, die sich auf Falkland häufen, das undurchdringliche Dunkel, das ihn umgiebt, und die furchtbaren Verfolgungen, denen er den muthmaßlichen Besitzer seines schrecklichen Geheimnisses preisgiebt, gehören jedoch dem Verfasser eigenthümlich an und sind mit einer Kraft geschildert, welche selbst von den schönsten Stellen poetischer oder dramatischer Dichtung nicht übertroffen worden ist. Godwin's anderer Roman St. Leon soll zeigen, daß unvergängliche Jugend und unerschöpfliche Reichthümer das menschliche Glück nicht vermehrt haben würden. Indeß beweist diese Geschichte keineswegs das Ungenügende derartiger Gaben; denn mit Ausnahme der Zurückhaltung und des Mistrauens, welche dadurch in dem häuslichen Kreise St. Leon's hervorgerufen werden, erscheint dieser stets eher als ein Opfer des Unglückes, als der Folgen seiner übernatürlichen Eigenschaften. Auch ist es ein ungünstiger Umstand, daß der Verfasser, um zu zeigen, wie durch das Lebenselixier die Leiden des Daseins nur verlängert werden, sich genöthigt sah, seinen Helden in ein fernes und abergläubisches Zeitalter zu versetzen, da sich uns stets der Gedanke aufdrängt, wie verschieden das Schicksal St. Leon's gewesen sein würde, wenn er in einem glücklichern Lande und einem aufgeklärtern Jahrhunderte gelebt hätte. Auch sind seine Unglücksfälle viel zu ähnlich, da diese hauptsächlich in der Beraubung persönlicher Freiheit bestehen und er sich hintereinander in den Kerkern zu Konstanz, der Inquisition zu Madrid und des Bethlen Gabor befindet. Daher hat mir auch der Theil des Romanes, der seiner Erwerbung des Lebenselixiers und des Steins der Weisen voraufgeht, immer am anziehendsten geschienen. Die geschichtlichen Ereignisse hingegen, welche sich auf diejenigen italienischen Feldzüge beziehen, die mit der Schlacht bei Pavia endeten, sind mit der größten Lebendigkeit erzählt und die Kontraste ritterlichen Glanzes, armseligster Dürftigkeit und behaglichen Auskommens in dem häuslichen Leben des St. Leon auf bewunderungswürdige Weise geschildert, während Margaretha, welche diesen wechselnden Lagen ihres Gatten zur Zierde zum Troste und zur Verschönerung gereicht, als eins der schönsten Gemälde weiblicher Vortrefflichkeit erscheint, die je dargeboten worden sind. Nicht minder ist der Charakter St. Leon's gut durchgeführt; wir freuen uns über die Treue und die Vaterlandsliebe, die er schon so früh an den Tag legt, so wie über seine Hochherzigkeit und zärtliche Liebe für seine Familie, während zugleich sein Hang, sich mit Pracht zu umringen und Bewunderung zu erregen, den Weg dazu anbahnen, daß er die verhängnißvollen Gaben des Alchymisten annimmt. In dem ganzen Romane sind die Gespräche voller Beredsamkeit und fast jede Scene mit dem kräftigen und lebendigen Pinsel eines Meisters gemalt. Noch nie ist eine Rettung anziehender, als die des St. Leon von dem Auto da Fé zu Valladolid oder eine Gegend herzerquickender geschildert worden, als dieß in dem Romane bei Gelegenheit der auf jenes Ereigniß folgenden Rückkehr St. Leon's zu dem Wohnsitze seiner Väter geschieht. Noch nie auch hat der menschliche Geist ein furchtbareres Gemälde von Verlaßenheit und geistiger Verödung geschaffen, als das des geheimnißvollen Fremden, welcher in der Hütte des St. Leon anlangt und ihm das unselige Geschenk zurückläßt. Am Schluße des Werkes bleibt uns der stärkste Eindruck von denjenigen Gefühlen gänzlicher Einsamkeit und Ertödtung des Herzens, welche St. Leon empfindet und die durch seine stete Erinnerung an die Scenen frühern Glückes noch quälender gemacht werden.

Unter den Verfassern komischer Romane sind, wie allbekannt, Fielding und Smollett die berühmtesten, mit deren Werken ich den Leser nicht lange aufhalten werde; denn es wünscht Niemand zum

zwanzigsten Male zu hören, daß Ersterer sich durch seine Schilderung von Landjunkern und der Letztere von Seeleuten auszeichnet. Die Vorzüglichkeit beider in diesen verschiedenen Arten von Charakterzeichnungen ist ein starker Beweis davon, wie nothwendig Erfahrung und Umgang mit der Welt für einen Sittenmaler sind, indem Fielding einige Jahre lang Gutsbesitzer und Smollet Gehülfe eines Chirurgen am Bord eines Linienschiffes war. Tom Jones ist das berühmteste von Fielding's Werken und vielleicht der ausgezeichneteste aller komischen Romane. Der Verfasser erweckt in uns das wärmste Interesse für seinen Helden, bringt ihn durch eine Reihe von Vorfällen in die größte Bedrängniß, und während nun alles düster und finster um ihn her erscheint, befreit er durch eine zugleich natürliche und außerordentliche Verkettung von Umständen sowohl den Helden als den Leser aus seiner Noth. Es giebt keinen Roman, dessen Anlage bewunderungswürdiger wäre, als die des Tom Jones; auch nicht ein Umstand findet sich darin, der nicht einigermaßen zu der Katastrophe beitrüge; und überdieß, was für Humor und Natürlichkeit, was für wunderbare Kraft und Wahrheit in der Schilderung der Ereignisse! Nur einen einzigen Fehler möchte vielleicht diese Erzählung besitzen, der so leicht hätte verbessert werden können, daß man bedauern muß, daß der Verfasser dieß unterlaßen hat. Jones nämlich erweist sich am Ende doch als ein uneheliches Kind, obwohl sich dieser Umstand leicht vermeiden ließ, wenn die Mutter als heimlich mit dem jungen Geistlichen verheirathet dargestellt wurde. Dieß hätte nicht nur von der Geburt des Helden jeden Flecken entfernt, sondern auch ihm ein größeres Anrecht auf das Eigenthum seines Oheimes Allworthy verliehen. In der That auch läßt in einer elenden Fortsetzung, die vom Tom Jones erschienen ist, der querköpfige Verfasser, als dessen Liebling Blifil auftritt, diesen seinen Helden nach dem Tode Allworthy's einen Prozeß gegen Tom anhängig machen und Letztern denselben zugleich mit seinem Vermögen verlieren.

Von den Romanen Smollett's ist Humphrey Clinker bei weitem der originellste. In diesem Werke führt der Verfasser aus, was bis dahin fast noch nie versucht worden war, nämlich die Schilderung der verschiedenen Wirkungen, welche die nämlichen Scenen, Personen und Vorfälle auf verschiedene Charaktere und Gemüthsarten hervorbringen, und in einer der lebendigsten launigsten Gemälde bestätigt er die große moralische Wahrheit, daß unser Glück und alle unsere Empfindungen nicht sowohl aus äußeren Umständen, als aus der Beschaffenheit des Gemüthes entspringen. In den übrigen Werken Smollett's hat der Verfasser, wie schon bemerkt, besonders die Seeleute, ihre Mischung von Rauhheit und innigem Gefühle, ihre engherzigen Vorurtheile, ihre unbesonnene Verschwendung, ihre unerschrockne Tapferkeit und ihren warmen Edelmuth auf bewundernswerthe Weise geschildert. In seinem Peregrine Pickle sind die derartigen Charaktere etwas karikiert, der des Tom Bowling in Roderick Random jedoch hat sogar etwas Erhabenes und wird immerdar als ein glückliches Gemälde jener Seehelden betrachtet werden, denen Großbritannien einen so großen Theil seines Glückes und Ruhmes verdankt.

Obgleich es, wie ich bereits früher erwähnt, nicht in meiner Absicht liegt auf eine genauere Behandlung der englischen Prosadichtungen einzugehen, da dieß allein ein Werk von mehreren Bänden erfordern würde, so möchte es doch vielleicht nicht passend erscheinen, die eigentlich romantischen Produktionen gänzlich zu übergehen, da diese Gattung von Romanen der englischen Literatur gutentheils eigenthümlich ist, gewissermaßen von allen übrigen Erscheinungen, die ich bisher besprochen, abweicht und sich einer zahlreichen Klasse von Lesern dadurch empfohlen hat, daß sie Empfindungen des stärksten Grauens erweckt.

„In jeder Brust, sagt ein geschmackvoller Schriftsteller, die überhaupt für den Einfluß der Phantasie empfänglich ist, findet sich der Keim einer gewissen abergläubischen Furcht vor der Geisterwelt, welche leicht die Idee eines Umganges mit derselben hervorruft. Einsamkeit — Dunkelheit — leise, flüsternde Töne — der undeutliche Anblick von Gegenständen — alles dieß trägt dazu bei jenes geheimnißvolle, das Innerste durchzuckende Grauen zu erregen, welches durch die Gedanken an „die Mächte, die unsichtbar und weit mächtiger sind als wir," veranlaßt wird."

Es ist vielleicht auffallend, daß so gewaltige und allgemeine Gefühle nicht schon früher zum Gegenstande romantischer Behandlung gemacht worden sind; denn man kann den Ursprung dieser Gattung von Romanen nicht höher hinauf ver-

folgen, als bis zu dem „Schlosse von Otranto" (The Castle of Otranto) von Horace Walpole.

Folgenden interessanten Bericht von der Idee zu diesem Werke und der Art der Abfassung desselben giebt der Autor selbst in einem Briefe an Mr. Cole (datiert Strawberry-Hill, den 9. März 1769): „Soll ich Ihnen gestehen, welches der Ursprung dieses Romanes war? Ich erwachte eines Morgens zu Anfange Juni vorigen Jahres aus einem Traume, von welchem mir nichts weiter im Gedächtnisse blieb, als daß ich mich in einem alten Schlosse befand (ein sehr natürlicher Traum für einen Kopf, der wie der meine mit mittelalterlichen Geschichten angefüllt ist) und daß ich auf der obersten Balustrade einer großen Treppe eine gigantische bepanzerte Hand erblickte. Ich setzte mich daher des Abends nieder und fieng an zu schreiben, ohne im geringsten zu wissen, was ich zu sagen oder zu erzählen beabsichtigte. Die Arbeit wuchs mir unter den Händen und ich faßte Liebe zu ihr, wozu auch noch der Umstand kam, daß ich an Alles lieber dachte als an Politik. Kurzum, meine Erzählung fesselte mich so sehr, daß ich sie in weniger als zwei Monaten vollendete und eines Abends von der Zeit, wo ich Thee getrunken hatte, also etwa von sechs Uhr an bis nach halb zwei des Morgens hinter einander fort schrieb. Endlich waren meine Hände und Finger so ermüdet, daß ich die Feder nicht mehr halten noch den Satz vollenden konnte, sondern das Gespräch Mathilde's und Isabella's mitten im Paragraphe unterbrechen mußte. Sie werden über meinen Eifer lachen; jedoch wenn ich Ihnen durch eine einigermaßen treue Schilderung der Sitten alter Zeit einige Unterhaltung gewährt habe, so bin ich zufrieden."

Dieses mit so vieler Liebe geschriebene Werk ließ jedoch Walpole nicht unter seinem Namen erscheinen, sondern gab es als die Uebersetzung eines italienischen Autors heraus, den er Onuphrio Montalto nannte; auch gab er vor, das Original sei zu Neapel 1529 mit gothischen Buchstaben gedruckt und unlängst in der Bibliothek einer alten katholischen Familie in Nordengland aufgefunden worden. Walpole's Arbeit wurde bei ihrem Erscheinen nicht günstig aufgenommen und das übertriebene Lob, mit welchem der wirkliche Verfasser den vorgeblichen überhäuft, erscheint jetzt, wo die Täuschung entdeckt ist, in hohem Grade ungereimt.

Walpole sagt, er habe in diesem Werke versucht den ältern und den neuern Roman zu vermischen; wenn er aber unter dem ältern Romane die Ritterbücher versteht, so muß man dagegen bemerken, daß die Extravaganzen seiner Produktion gar keine Aehnlichkeit mit der Maschinerie jener besitzen. Denn welche Analogie besteht zwischen den Schädeln und Skeletten, den geheimen Thüren, feuchten Gewölben, Fallthüren und öden Gemächern des Schlosses von Otranto und den zeltbedeckten Feldern und luftigen Zaubereien der Ritterwelt?

Es sind viele Zweifel darüber entstanden, ob Walpole's Werk ernst oder scherzhaft gemeint war; wenn ersteres der Fall ist, so kann man es bloß als einen sehr schwachen Versuch übernatürliches Grauen oder Schrecken zu erregen, betrachten; denn ein unermeßlicher Helm gewährt einen nur armseligen Anlaß zu dergleichen Empfindungen und die Maschinerie ist so gewaltsam, daß sie eben dadurch die beabsichtigte Wirkung zerstört. Ein Schwert, das bloß durch hundert Menschen emporgehoben werden kann — Blut, welches einer Statue aus der Nase tropft — ein Romanheld, der in einen Helm eingesperrt wird — alle diese Dinge sehen nicht aus wie der erste und ernstgemeinte Versuch einer neuen Gattung von Romanen, sondern weit eher, als wenn sie ersonnen wären, frühere Ungereimtheiten durch Uebertreibung lächerlich zu machen, wie dieß mit dem Don Quijote hinsichtlich der Ritterbücher der Fall war.

Jedoch, wie dem auch sei, das Schloß von Otranto enthält alle Elemente der romantischen Gattung. Wir finden darin hohles Stöhnen, gothische Fenster, welche das Tageslicht abhalten, und Fallthüren mit Treppen, die zu öden Gewölben führen. Auch das Benehmen der Dienerschaft, die weibische Furcht der Zofen und die durch ihre plumpen Scherze und Umschweife hervorgebrachten Verzögerungen sind in allen späteren Produktionen dieser Art nachgeahmt worden. Als Entschuldigung für diese Abweichung von dem ernsten Tone des Ganzen führt Walpole an, daß er sich Shakespeare zum Muster genommen, welcher in seine tragischesten Schöpfungen die plumpen Späße von Todtengräbern und römischen Bürgern eingeflochten hat, und bemerkt weiter, daß, wie wichtig auch immer die Pflichten der Helden und Fürsten, wie ernst und düster auch immer ihre Empfindungen sein mögen, sich doch

nicht die nämlichen Affekte in ihren Dienern ausprägen oder sie doch wenigstens dieselben nicht auf so würdevolle Weise ausdrücken, und daß so der durch die pathetische Erhabenheit der Einen und die Natürlichkeit der Anderen hervorgebrachte Kontrast erstere desto stärker hervortreten läßt.

Der „Alte Englische Baron" (The Old English Baron) von Clara Reeve, welcher 1780 erschien, ist der literarische Nachkomme des Schlosses von Otranto und beruht gleich diesem auf der Entdeckung eines Mordes durch übernatürliche Mitwirkung und der darauffolgenden Wiedereinsetzung des rechtmäßigen Erben in seine Rechte. Auch dieser Roman soll, wie die Verfasserin selbst sagt, die anziehendsten und interessantesten Züge der alten Romane mit den Ereignissen und Gefühlen des wirklichen Lebens vereinen. Die letztern sind jedoch zuweilen zu natürlich geschildert und die wichtigsten und heroischesten Charaktere dieses Werkes legen eine Besorgtheit in Betreff der Jahrgelder, der Einrichtung von Pachthöfen und der Hausgeräthe an den Tag, welche zu der schauerlichen und gigantischen Haltung des Ganzen nur sehr schlecht stimmt; so heißt es einmal: „Sir Philipp hatte eine Besprechung mit Lord Fitz-Owen in Betreff der Uebergabe des Landgutes und bestand dabei in Erwägung der Rückstände auf dem Hausgeräthe und der Einrichtung des Pachthofes. Als jedoch Lord Fitz-Owen auf die Erziehung des jungen Mannes und die dadurch verursachten Kosten anspielte, versetzte Sir Philipp: „Sie haben Recht, Milord; daran hatte ich nicht gedacht."" Und ein andermal: „„Du mein Sohn wirst das Haus und das Landgut deines Oheims in Besitz nehmen und nur die Verpflichtung haben, jedem deiner jüngeren Brüder alljährlich die Summe von tausend Pfund auszuzahlen."" Wieder ein andermal ergreift der Baron Sir Philipp's Hand und sagt: „„Edler Herr, ich will für jetzt Ihr Miether sein, und inzwischen soll mein Schloß in Wales hergestellt werden. Es befindet sich auf meinem Landgute auch noch ein anderes Haus, welches lange Jahre unbewohnt gewesen ist; ich will es auf meine Kosten ausbessern und gehörig einrichten laßen.""

Wir wollen unsere Bemerkungen über diese Gattung von Romanen mit den Werken der Mrs. Radcliffe beschließen, da alle diejenigen Schriftsteller, welche ihr auf diesem Pfade folgten, ihre Manier gewöhnlich so knechtisch nachgeahmt haben, daß von ihnen weder in Betreff der Ereignisse noch der Maschinerie irgend bedeutend Neues hervorgebracht worden ist. Die drei berühmtesten ihrer Romane, welche allein ich auch nur gelesen, sind der „Roman des Waldes" (Romance of the Forest), die „Geheimnisse des Schlosses Udolpho" (The Mysteries of Udolpho) und der „Italiener oder der Beichtstuhl der Schwarzen Büßenden" (The Italian or the Confessional of the Black Penitents).

Es scheint nun aber die Hauptabsicht dieser mit Recht gefeierten Schriftstellerin gewesen zu sein, heftige Gefühle der Ueberraschung, des Schreckens und besonders des Grauens vermittelst scheinbar übernatürlicher Einwirkungen hervorzubringen. Um dieß zu bewirken, versetzt sie ihre handelnden Personen und ihre Leser mitten unter Scenen, welche darauf berechnet sind, dieselben stark aufzuregen und sie für Geisterseherei empfänglich zu machen; gothische Schlösser, düstere Abteien, unterirdische Gänge, Räuberhöhlen, das Stöhnen des Windes, das Heulen des Sturmes — alle diese Dinge werden zu jenem Zwecke in Anwendung gebracht, und damit sie ihre volle Wirkung äußern, ist die Hauptperson in ihren Romanen jederzeit ein liebenswürdiges und schutzloses weibliches Wesen, welches sich von Fallstricken und Bösewichtern umringt sieht. Der Punkt aber, in welchem sich die Produktionen der Mrs. Radcliffe hauptsächlich von den ihnen vorangehenden unterscheiden, besteht darin, daß die Maschinerie in dem „Schloß von Otranto" und dem „Alten Englischen Baron" eine in der That übernatürliche, bei Mrs. Radcliffe hingegen dieß wie schon bemerkt, nur scheinbar und von der Art ist, daß sie durch natürliche Ereignisse erklärt wird oder doch wenigstens erklärt werden soll. Auf diese Weise erweckt sie allerdings ein höchst lebendiges Interesse, da der Leser den vollen Eindruck des dem Anscheine nach Wunderbaren und Grauenerregenden empfindet; jedoch hat dieses Verfahren einen Fehler zur Folge, der freilich davon unzertrennlich zu sein scheint. Da es nämlich die Absicht der Verfasserin ist, daß die mysteriösen Vorfälle später ihre Aufklärung erhalten sollen, so erscheinen sie alle als lauter gebährende Berge und sogar, wenn es ihr gelingt jene wunderbaren Umstände hinlänglich aufzuhellen, fühlen wir uns gewissermaßen dadurch getäuscht, daß wir uns durch Kleinigkeiten so sehr haben aufregen laßen. In der That aber werden sie nie gehörig erklärt; ja, die Erklärung scheint meist im höchsten Grade ungenügend; so

z. B. nach all' dem Wunder, der Bestürzung, dem Grauen und der Erwartung, die durch das geheimnißvolle Gemach in dem Schlosse Udolpho erweckt werden, welche Täuschung und Verdruß empfinden wir nicht, daß dieser ganze Spektakel von einer Wachsfigur herkam! Mit einem Worte nicht nur von Mrs. Radcliffe's Schlössern, sondern auch von ihren Werken im Allgemeinen kann man sagen, daß sie reich sind „an Stellen, die zu nichts führen."

In den Romanen dieser Schriftstellerin herrscht ferner ein hoher Grad von Einförmigkeit und Manieriertheit, was vielleicht bei allen Erzeugnissen eines starken und originellen Geistes der Fall ist. So gleichen ihre Heldinnen einander gar zu sehr oder vielmehr man findet kaum irgend einen Schatten von Verschiedenheit zwischen ihnen. Sie haben alle blaue Augen und kastannienbraunes Haar, sie besitzen alle „die luftige Leichtigkeit einer Nymphe," sie sehen alle gern die untergehende Sonne, die purpurnen Farben des Abends und die lebendige Glut oder den schwindenden Glanz des westlichen Horizontes. Unglücklicherweise stehen sie alle früh auf; ich sage unglücklicherweise, denn die Heldinnen der Mrs. Radcliffe sind immer, wenn's Noth thut, mit Bleistift und Papier versorgt und laßen die Sonne nie in Frieden auf- oder untergehen. Wie Tilburina im Lustspiele[310]) „sind sie untröstlich nach dem Takte der Menuet aus Ariadne" und finden in der traurigsten Lage immer noch Zeit, um Sonette auf die aufgehende Sonne, auf eine Fledermaus, eine Seenymphe, eine Lilie oder einen Schmetterling zu machen.

Auch ist Mrs. Radcliffe viel zu verschwenderisch mit ihren Schilderungen von Gegenden und ihre Leser haben oft Anlaß zu bedauern, daß sie nicht dem Beispiele Puff's im Lustspiele folgt, welcher sagt: „Ich eröffne das Stück mit dem Schlagen einer Uhr, um in den Zuschauern eine schauererfüllte Aufmerksamkeit zu erwecken; auch giebt dieß die Zeit an, nämlich vier Uhr des Morgens, und erspart die Beschreibung des Sonnenaufganges so wie ein langes Gerede über ihr Heraufsteigen am östlichen Himmel" [s. Sheridan's Critic. Act. II. Sc. 2.]. Jedoch müßen wir gestehen, daß die Landschaften der Mrs. Radcliffe ausgezeichnet schön sind und ihr einziger Fehler nur der ist, daß sie deren zu viele vorführt. Ferner würde es vielleicht William von Wyckham[311]) in Verlegenheit gebracht haben, die Pläne, nach denen ihre gothischen Schlösser gebaut sind, zu verstehen, doch sind letztere hinlänglich groß, labyrinthisch und düster. Mrs. Radcliffe glänzt aber nicht nur in Schilderungen von Naturgegenständen, von Licht und Schatten, von Schlössern und Wäldern, sondern sie veranschaulicht auch auf das vortrefflichste die Wirkungen der Musik und mit einem Worte, sie ist ausgezeichnet in malerischen Schilderungen im Allgemeinen, d. h. in Allem, was die Phantasie oder die Sinne aufregt. Ich weiß nicht ob irgendwo ein lebendigeres Porträt geboten wird, als das des Schedoni ist (s. unten S. 449.); und der starke Eindruck, den er auf unsere Phantasie macht, entspringt vielleicht hauptsächlich aus den kräftigen Pinselstrichen, mit denen sein Aeußeres gemalt wird.

Von den Künsten der Komposition ist es besonders eine, von welcher Mrs. Radcliffe am häufigsten Gebrauch macht und die gleichfalls aus ihrer Vorliebe für malerischen Effekt entspringt, nämlich der Kontrast, indem sie Scenen von verschiedenem Charakter auf einander folgen und sich gegenseitig stärker hervorheben läßt. Hierin wenigstens stimmt die Verfasserin mit Puff überein.

> Puff: Sind schon alle Kanonen abgefeuert?
> Souffleur (hinter der Scene): Ja wohl.
> Puff: Dann mag die sanfte Musik anfangen.
> [S. Sheridans Critic. Act II. Sc. 2.].

Mrs. Radcliffe läßt ihre sanfte Musik mit vielem Glücke auf ihre Kanonen folgen. So z. B. wird Emilie vor der Belagerung des düstern Schlosses Udolpho, von Bertrand und Ugo nach einer höchst anmuthigen Hütte am Fuße der Alpen gebracht, von wo aus sie dann wieder in jenen grauenvollen Wohnsitz zurückkehrt. Auch in dem „Roman des Waldes" ist sie mit Adeline's Besuche bei dem schauerlichen Grabe und ihrer Reise durch das mitternächtliche Waldesdunkel in Begleitung ihres verrätherischen Führers noch nicht zufrieden, sie bringt auch noch, eben so wie bei Emiliens Reise, ein Ungewitter mit Sturm und Blitz an, damit die heitere Pracht und liebliche Schönheit der Villa des Marquis einen desto stärkern Kontrast dagegen bilde.

Aehnlich dieser Vertheilung von Licht und Schatten und um noch weitere Effekte von Kontrast und Abwechslung hervorzubringen, ist auch

das Auftreten eines schlichten, treuen Dieners in allen diesen Romanen; so Jeronimo in dem „Italiener" und in den andern beiden Peter und Annette. In dem „Roman des Waldes" besucht der ehrwürdige La Luc in Begleitung seiner Tochter und Adeline's die Gletscher und wir werden zuerst durch eine Schilderung von Wasserfällen betäubt und dann durch Abgründe, Seeen und Berge schwindlig gemacht. „Sie setzten sich, fährt die Verfasserin fort, nicht weit von den Ruinen im Schatten einiger hohen Bäume auf's Gras nieder. Eine Oeffnung in den Wäldern gewährte den Anblick auf die fernen Alpen, während rings umher das tiefe Schweigen der Einsamkeit herrschte. Einige Zeit lang saßen sie in Nachdenken verloren."

„Adeline empfand eine wohlthuende Ruhe, wie sie dieselbe schon lange nicht gekannt hatte, und indem sie auf La Luc blickte, sah sie, wie sich eine Thräne über seine Wange herabstahl, während in seinen Zügen die höhere Stimmung seines Geistes auf das lebendigste ausgedrückt war. Er wandte seine Augen voll inniger Zärtlichkeit auf Klara und suchte sich zu fassen."

„„Die Stille und gänzliche Abgeschlossenheit der Scene, sagte hierauf Adeline, jene gewaltigen Berge, die düstere Großartigkeit dieser Wälder so wie jenes Denkmal hingeschwundener Herrlichkeit, auf welches die Hand der Zeit in so ergreifender Weise eingedrückt ist, alles dieß verbreitet über das Gemüth eine heilige Schwärmerei und erweckt wahrhaft erhabene Empfindungen.""

„La Luc wollte eben hierauf antworten, als Peter heran trat und fragte, ob er nicht den Schnappsack öffnen solle, da seiner Meinung nach der gnädige Herr und die jungen Damen nach einer so langen Wanderung Berg auf und Berg ab vor dem Mittagbrote einen großen Appetit haben müßten. Sie räumten ein, daß der ehrliche Peter richtig gemuthmaßt und folgten seinem Winke."

Bei allen untergeordneten Charakteren zeichnet Mrs. Radkliffe außerordentlich gern ihre Umschweife in der Rede, ihre Gewohnheit ungehörige Antworten zu geben oder sich in einem nutzlosen Detail geringfügiger Umstände zu ergehen, und zwar zu einer Zeit, wo der Fragende mit der gespanntesten Aufmerksamkeit den Bescheid erwartet und die größte Schnelligkeit erforderlich ist. Das erste, beste Beispiel, das sich mir darbietet, möge hier als Probe folgen: „Peter, heißt es unter Andern, welcher eines Tages nach Aubaine gegangen war, um den wöchentlichen Vorrath von Lebensmitteln herbeizuholen, kehrte mit einer Nachricht zurück, welche neue Furcht und Besorgniß in La Motte erweckte."

„Ach, rief Peter aus, ich habe etwas gehört, was mich sehr in Erstaunen gesetzt hat, wie es auch wohl mußte und wie es auch Sie überraschen wird, wenn Sie es vernehmen werden. Ich stand nämlich in der Schmiede, während der Schmidt einem Pferde einen Nagel in das Hufeisen schlug — ja, was ich sagen wollte, es hatte ihn auf eine kuriose Weise verloren — ich will Ihnen erzählen, wie es war —"

„Nicht doch; laß das bis auf ein anderes Mal und erzähle deine Geschichte weiter."

„Ja nun, gnädiger Herr, wie ich so in der Schmiede stehe, kommt ein Mann herein mit einer Pfeife im Munde und einem großen Tabacksbeutel in der Hand . . ."

„Was hat denn aber die Pfeife mit der Geschichte zu thun?"

„Ei, gnädiger Herr, Sie bringen mich ja ganz heraus. Ich kann nicht weiter fortfahren, wenn Sie mich nicht auf meine eigene Weise erzählen laßen. — Ja, also mit einer Pfeife im Munde... da war ich doch stehen geblieben, gnädiger Herr?"

„Ja doch, ja."

„Der Mann setzt sich also auf die Bank nieder, nimmt seine Pfeife aus dem Munde und sagt zu dem Schmidt: „Hört mal, Nachbar, kennt ihr hier herum Jemand, der La Motte heißt?" — Ei du mein Himmel, ich war in einem Augenblicke ganz mit kaltem Schweiße bedeckt! — Ist Ihnen nicht wohl, gnädiger Herr? soll ich Ihnen etwas holen?"

„Nein, nichts; doch mach's kurz mit deiner Erzählung."

„La Motte, La Motte, sagte der Schmidt; ich denke, ich habe den Namen gehört." — „Wirklich? sag' ich; da seid ihr ein pfiffiger Kerl; denn so viel ich weiß, so ist hier herum Niemand, der so heißt."

„Dummkopf! Warum hast du das gesagt?"

„Weil ich nicht haben will, daß die Leute wissen sollen, daß Sie hier sind; und wenn ich es nicht so geschickt gemacht hätte, so hätten sie es herausbekommen." Kurz es zeigt sich in der Folge, daß der ehrliche Peter es so geschickt gemacht hat, daß man es gerade durch diese seine Geschicklichkeit herausbekommt.

Es ist unmöglich ein Beispiel von den grauenerregenden Scenen in den Romanen der Mrs. Radcliffe anzuführen, da ihre Wirkung von der vorhergehenden Aufregung des Geistes abhängt. Sie sind, was Zeit, Ort und andere Umstände betrifft, im Allgemeinen ganz vortrefflich erdacht, um Furcht und Entsetzen zu erwecken. „Ein Gesicht in einer Kapuze, sagt ein Schriftsteller, den ich bereits öfter angeführt, — eine plötzlich unterbrochene Rede — schwere, halb offenbarte Schuld — die in Dunkel gehüllten Mysterien eines Gefängnisses — alles dieß ergreift das Gemüth mächtiger, als irgend ein regelmäßiges oder deutliches Bild von Gefahr oder Weh." — Demgemäß giebt Mrs. Radkliffe durch das Einflechten gewisser geheimnißvoller Winke der Vermuthung und Befürchtung vollen Spielraum und erhöht das Schreckliche derselben, indem sie ahnen läßt, daß das, was sie beschreibt, nur wenig ist im Vergleiche zu dem, was noch später offenbart werden soll. Durch die Aeußerungen, die ihren schuldbelasteten Charakteren unfreiwillig entfahren, erscheinen sie wie erdrückt von dem Bewußtsein irgend eines furchtbaren Verbrechens, welches ihrer Phantasie stets gegenwärtig ist, das aber gleichwohl sie nicht abhält, neue Gräuelthaten zu begehen. Mit einem Worte, Mrs. Radcliffe versteht es nicht bloß das Stampfen eines Rosses und die Pausen des Sturmes, sondern unter gewissen Umständen sogar gewöhnliche Fußtritte und das Zumachen einer Thür erhaben oder schrecklich zu machen.

Von den genannten drei größeren Werken der Mrs. Radcliffe ist der „Roman des Waldes," dessen Stoff sie einer der Causes Célèbres entnommen hat, im Ganzen und als ein Ganzes das interessanteste und vollkommenste in seiner Anlage. Obwohl an Stellen von gewaltigem Eindrucke weniger reich als die anderen beiden, ist die Geschichte doch natürlicher durchgeführt und mit weniger Unwahrscheinlichkeiten beschwert; denn die scheinbar übernatürlichen Umstände werden am Ende des Romanes so erklärt, daß sich der Leser kaum getäuscht sieht und sie den Empfindungen von Ueberraschung und Grauen, die sie im Laufe der Erzählung erregt, angemessen erscheinen. Der Anfang des Romanes ist von der Art, daß er lebendiges Interesse erweckt; die mysteriöse Flucht des La Motte — die Art, wie die Heldin der Geschichte ihm anvertraut wird — der romantische Wald und die Klosterruine, in welcher er Zuflucht sucht — seine Furcht entdeckt zu werden — die Ankunft seines Sohnes, — seine Besuche bei dem schauerlichen Grabe im Walde — das Auftreten des Marquis de Montalt so wie dessen weit ausgesponnenen Anschläge und plötzliche Veränderung des Benehmens gegen Adeline — alles dieß wird auf höchst eindrucksvolle Weise geschildert. Wir fühlen uns entzückt durch die wilde romantische Lage der Abtei und der geisterhafte Theil der Geschichte (wenn ich so sagen darf) ist weder übertrieben noch überladen. Fast in keinem andern ähnlichen Werke möchte man ein schöneres Gemälde antreffen, als das von La Luc und seiner Familie (im dritten Bande) und es beweist, daß Mrs. Radkliffe nicht nur Romanhelden in allgemeinen Umrissen zu zeichnen, sondern auch die feineren Züge des wirklichen Lebens zu schildern verstand. Klara de Luc ist der interessanteste weibliche Charakter in den Werken der Mrs. Radcliffe; auch werden wir in diesem Romane weniger als in den anderen beiden durch Landschaftsmalerei ermüdet. Zwar ist die Heldin, Adeline, ziemlich freigebig mit ihren Poesieen, jedoch sehen wir in diesem Falle unsere Gefahr vor Augen und können sie vermeiden; wohingegen wir in der Prosa ungewarnt bleiben und in Folge dessen die Purpurtinten so wie alle anderen Tinten, die beim Auf- und Untergange der Sonne zu sehen sind oder im Laufe späterer Jahrhunderte noch zu sehen sein werden, mit anschauen müßen, damit wir nicht etwa unbemerkt eins oder das andere von den Ereignissen überschlagen und es so verlieren.

Es ist zu bedauern, daß der letzte Band des „Italieners" oder derjenige Theil desselben, welcher sich auf die Inquisition bezieht, nicht mit mehr Kunst gearbeitet ist, da er durch seine Unwahrscheinlichkeit und Uebertreibung das gewaltige Interesse, welches die anderen Theile erwecken, gutentheils vernichtet. Das Gemälde des Schedoni ist, wie bereits oben bemerkt, ganz besonders trefflich gelungen und sein Aeußeres, sein geheimnißvolles Wesen und der sich immer wieder aufdrängende Gedanke, daß er furchtbare und unerhörte Verbrechen begangen, erregen unsre Neugier und Theilnahme im höchsten Grade. Die neapolitanischen Gegenden in diesem Romane sind wahrhaft schön und die Schreckensscenen werden nicht minder nachdrucksvoll geschildert. Wie vielfach gehäufte Umstände dringender Gefahren erfüllen uns nicht mit Befürchtungen bei der Schilderung

der Flucht Vivaldi's und Ellena's aus dem Kloster! Welch' einen tiefen Eindruck macht nicht die mitternächtliche Untersuchung des Leichnams Bianchi's und das entsetzliche Gespräch der Marquisin mit Schedoni in dem trüben Zwielicht der Kirche San Nikolò! Mehr als alles jedoch zeichnet sich der ganze Theil des Romanes von da an, wo Ellena nach dem einsamen Hause Spalatro's an der Meeresküste gebracht wird bis zu dem Kapitel, wo Schedoni sie nach Hause zurückführt, durch den höchsten Grad von Vortrefflichkeit aus und ist weder in dramatischer noch romantischer Dichtung übertroffen worden. Das Grauen, welches man während dieses ganzen Abschnittes empfindet, ist nicht von der Art, wie es die Bewegung einer alten Tapete, ein Gemälde mit einem schwarzen Schleier, das Heulen des Windes in einem dunkeln Gange oder ein Todtengerippe in einem Winkel mit einem rostigen Dolche daneben zu erwecken pflegt, sondern vielmehr ein solches, welches durch die Schilderung der Schuld, des Entsetzens und der Gewissensbisse erregt wird, und wenn Shakespeare Gleiches geleistet hat, so hat er doch das hier Geleistete nicht übertroffen. Die Scene zwischen Schedoni und Spalatro, bevor und nachdem der letztere das Zimmer Ellena's betreten hat in der Absicht sie zu ermorden, ist vielleicht die erschütterndste, die je aus einer Feder hervorgegangen. Auch die Unterhaltung mit dem Führer, welcher Ellena und Schedoni durch den Wald geleitet, nachdem sie Spalatro verlaßen haben, so wie das ganze Benehmen des Schedoni bei dieser Veranlaßung wird mit bewunderungswürdiger Kunst veranschaulicht.

Der Styl der Mrs. Radcliffe ist nicht rein, zuweilen sogar ungrammatisch, im Allgemeinen jedoch reich und kräftig. Ihre Poesieen bestehen gleich ihrer Prosa hauptsächlich aus malerischen Schilderungen.

Im Ganzen genommen nun müßen wir zwar gestehen, daß die eben besprochene Gattung von Erzeugnissen weder sehr lehrreich noch auch so geeignet ist, wie einige andere Dichtungsarten, angenehme Eindrücke zu hinterlaßen; gleichwohl aber ist sie nicht ohne Werth. Romane nämlich, wie die eben ausführlicher erwähnten, gewähren vielleicht solchen Personen, die mit sehr ernsten und strengen Studien beschäftigt sind, eine bessere Erholung als diejenigen, welche sich dem gewöhnlichen Treiben des Lebens mehr nähern. Auch ist die Tendenz dieser Art von grauenerregenden Produktionen eine tugendhafte. Der ruchlose Marquis oder der schurkische Pfaffe finden am Ende ihre verdiente Strafe, während die glückliche Heldin nicht mehr belästigt von Koboldeu oder den Täuschungen, welche durch das Knarren von Thüren, das Stöhnen des Windes oder das Schimmern von Lichtern hervorgerufen werden, endlich entdeckt, daß das grauenvolle Schloß oder die modernde Abtei, in denen sie so vielfache Schrecken oder Qualen erduldet, ein Theil ihres Eigenthumes ist und in glücklicher Ehe sich der ausgedehnten Besitzungen erfreut, deren man sie so lange beraubt hat. Alles dieß mag nun zwar sehr albern sein, jedoch bietet das Leben vielleicht nur wenige Dinge, welche besser sind, als an einem Winterabende nach einem in der Erfüllung seiner Pflichten zugebrachten Tage am Kamine zu sitzen und solche Albernheiten zu lesen.

Die erwähnten drei Klassen von Prosadichtungen, nämlich die ernsten, die komischen und die romantischen, umfassen den größten Theil der neueren englischen Romane; denn die Engländer besitzen nur wenige Werke, in denen Dichtung und Geschichte vermischt sind[512]) und welche in der modernen französischen Literatur eine so zahlreiche Klasse bilden. Ferner besitzen wir mit Ausnahme des „Weltbürgers" (The Citizien of the World)[513]) keine irgend berühmte Produktion, welche den Lettres Juives von d'Argens oder den Lettres Persannes von Montesquieu ähnlich sind und in welchen vermittelst der fingierten Person eines Ausländers, der frei ist von den Vorurtheilen der Eingeborenen, mannigfache Bemerkungen über die Sitten und Gewohnheiten eines Landes geboten werden. An Feeen und morgenländischen Märchen leiden wir gleichfalls Mangel; was aber die imaginären Reisen betrifft, so hat kein Volk Europa's drei Werke von solchem Verdienste hervorgebracht, wie es der Robinson Crusoë, Gulliver's Reisen und Gaudentio di Lucca besitzen.

De Foe und Swift, die Verfasser der beiden ersten der genannten Erzeugnisse, obgleich an Erziehung, Meinungen und Charakter weit von einander verschieden, besitzen gleichwohl in einigen Punkten eine große Aehnlichkeit. Beide zeichnen sich aus durch die ungeschminkte Einfachheit ihrer Erzählungen, beide auch mischen so viele geringfügig scheinende Umstände ein und geben Namen, Daten und Orte so sorgfältig an, daß sich der Leser unwillkürlich zur Ueberzeugung von der Wahr-

heit derselben verlocken läßt. Es scheint unmöglich, daß etwas so kunstlos Mitgetheiltes erdichtet sein sollte und um so mehr, als die Erzähler den Bericht von ihren Reisen mit Berufung auf lebende Personen beginnen oder die doch ihrer Behauptung nach leben sollen und deren Wohnort so genau erwähnt wird, daß man nicht umhin kann zu glauben, eine Erzählung müße wahr sein, deren Unwahrheit so leicht zu entdecken war. Auch findet man von den Ereignissen eine so umständliche Darstellung, daß wir diese ohne die Wirklichkeit der ersteren nicht für möglich halten können. So z. B. statt wie andere Schriftsteller uns erzählen, daß Robinson Crusoë bei seiner ersten Seereise Schiffbruch litt und bloß eine allgemeine Schilderung von haushohen Wellen, herzzerreißendem Geschrei und anderen dergleichen Dingen, die einen Sturm gewöhnlich begleiten, zu geben, bekräftigt De Foe die Wahrheit seiner Erzählung unmittelbar durch Mittheilung einer Reihe von näheren Umständen. „Indem wir nun so, sagt er nämlich, theils ruderten, theils uns von den Wellen treiben ließen, gieng unser Boot immer nordwärts fast bis nach Winterton-Neß, wobei es der Küste immer näher kam. Jedoch geschah dieß nur sehr langsam und wir vermochten dasselbe nicht eher zu erreichen als bis da, wo es jenseits des Leuchtthurmes von Winterton eine westliche Richtung nimmt und so das Land und die Heftigkeit des Windes ein wenig brach."

Diese genauen Einzelheiten veranlaßen uns, wie gesagt, der Erzählung ohne Weiteres Glauben zu schenken. Einer ähnlichen Darstellungsweise begegnen wir auch in Gullivers Reisen und wir werden durch diese verleitet, die unwahrscheinlichsten Dinge, wenigstens zum Theile, für wahr zu halten [314]).

Der Eindruck, den diese beiden Werke hervorbringen, ist jedoch ein ganz verschiedener. In dem Robinson Crusoë freuen wir uns höchlich über das Schauspiel besiegter Schwierigkeiten und über das Vermögen des menschlichen Scharfsinnes, sich unter den ungünstigen Umständen nicht nur das Nothwendige, sondern auch das Behaglichkeit Gewährende zu verschaffen. Noch nie wohl hat das Schicksal eines menschlichen Wesens mehr Mitgefühl erweckt, als das dieses schiffbrüchigen Matrosen; wir nehmen Theil an allen seinen Bedrängnissen und jeder rostige Nagel, den er findet, erfüllt uns mit Freude. Wir lernen so den Genuß dessen, was wir jetzt besitzen, höher achten und uns zur Thätigkeit gewöhnen; vor allen Dingen aber der göttlichen Güte und Gnade mit frommem Sinne vertrauen. Dadurch aber, daß der Verfasser seinen Helden nach einer unbewohnten Insel in dem westlichen Oceane versetzt hat, bietet sich ihm zugleich Gelegenheit, Scenen zu schildern, welche, außer dem Verdienste der Wahrheit, zugleich auch noch all' das Aufregende und Grauenvolle der unglaublichsten Dichtungen besitzen. Diese Fußstapfen im Sande — jene Wilden, welche an dem einsamen Ufer landen, um ihre Gefangenen zu verzehren, erfüllen uns mit Angst und Entsetzen, und nachdem wir von der Furcht, Robinson durch Hunger umkommen zu sehen, befreit sind, empfinden wir neue Besorgnisse für seine Sicherheit. Die Befreiung Freitags und der ganze Charakter dieses jungen Indianers sind ganz vorzüglich schön geschildert und, um es kurz zu sagen, von allen Werken der Dichtung, die je geschaffen worden, ist die Geschichte des Robinson Crusoë vielleicht die anziehendste und lehrreichste.

Die moralische Wirkung von Gulliver's Reisen ist hingegen eine ganz andere. Es wäre vielleicht zu viel gesagt, wollte man behaupten, es sei die ausdrückliche Absicht des Verfassers gewesen, die menschliche Natur anzuschwärzen und zu verläumden; jedoch verräth wenigstens sein Werk offenbare Spuren einer krankhaften Einbildungskraft und eines zerrißenen Herzens — kurz einer solchen Geistesstimmung, wie sie ihn veranlaßte, in der Grabschrift, die er sich selbst schrieb, das Grab als die Wohnung zu beschreiben, ubi saeva indignatio ulterius cor lacerare nequit [315]). Wir erheben uns daher von Gulliver's Reisen nicht wie von dem Werke De Foe's mit einem Gefühle des fröhlichen Selbstbewußtseins, sondern schwindelnd und selbstsüchtig und unzufrieden und von einigen Stellen fast entmenscht. In der That auch ist die Wirkung von Erzeugnissen der Satyre und des Spottes im Allgemeinen eine für den Geist nur wenig günstige und sie sind nur dann statthaft und nützlich, wenn sie als Geißeln des Lasters oder der Thorheit dienen.

Gaudentio di Lucca wird gewöhnlich und wie ich glaube, mit gutem Grunde für ein Werk des berühmten Bischofs von Cloyne, Berkeley, gehalten, eines der tiefsten Denker und tugendhaftesten Schwärmer seiner Zeit. In der Biographie dieses gefeierten Mannes wird erzählt, daß Plato

sein Lieblingsschriftsteller war, und in der That auch hat Berkeley von allen englischen Schriftstellern den Styl und die Manier dieses Philosophen am glücklichsten nachgeahmt. Es scheint daher nicht unmöglich, daß die phantastische Republik des griechischen Weisen Berkeley veranlaßt hat, Gaudentio di Lucca zu schreiben, dessen Hauptzweck es offenbar ist, eine fehlerlose und patriarchalische Regierungsform zu schildern. Dieses Bild von Vollkommenheit und Glückseligkeit wird uns dargeboten in der Beschreibung einer Reise des Gaudentio nach Mezzaramia, einem Lande in dem Herzen der afrikanischen Wüsten, dessen Einwohner der übrigen Welt unbekannt geblieben waren und welches nur auf dem Wege erreicht werden konnte, auf dem Gaudentio hingelangte. Letzterer nämlich, der sein Leben meist auf der See zubringt, geräth einst in die Gefangenschaft von Korsaren und wird von ihnen nach Alexandrien gebracht. Dort verkaufen sie ihn an einen der Häupter oder Pophären jenes unbekannten Landes, der in kaufmännischen Geschäften nach Aegypten gekommen war. Der beste und eindrucksvollste Theil des Werkes ist nun die Beschreibung der Reise durch die Wüste, welche auf Dromedaren durchzogen und mit den auf dem Wege liegenden Stationen, wo die Reisenden Schutz und Erholung suchen, in einen glücklichen Kontrast gesetzt wird. Die Region, welche Gaudentio endlich erreicht, schildert der Verfasser als ein irdisches Paradies und die Regierungsweise, die Gesetze und die Sitten desselben sind von der Art, wie der Autor sie als die vollkommensten in politischer und socialer Beziehung betrachtete. Allerdings sind seine Ansichten etwas phantastisch, aber doch nicht in dem Grade wie die in Moore's Utopia dargelegten. Während Gaudentio sich, in diesem glücklichen Lande aufhält, zeigt es sich, daß er der Großneffe des Herrn ist, dem er nach Mezzoramia gefolgt war, und wird daher mit ganz besonderer Achtung behandelt, so wie er auch endlich die Tochter des Pophars heirathet. Nach einem Aufenthalte von 25 Jahren jedoch, während dessen er seine Frau und Kinder verloren, kehrt er in sein Vaterland zurück und erreicht nach einigen Abenteuern Bologna, wo er von der Inquisition festgenommen und gezwungen wird, seine Schicksale zu erzählen.

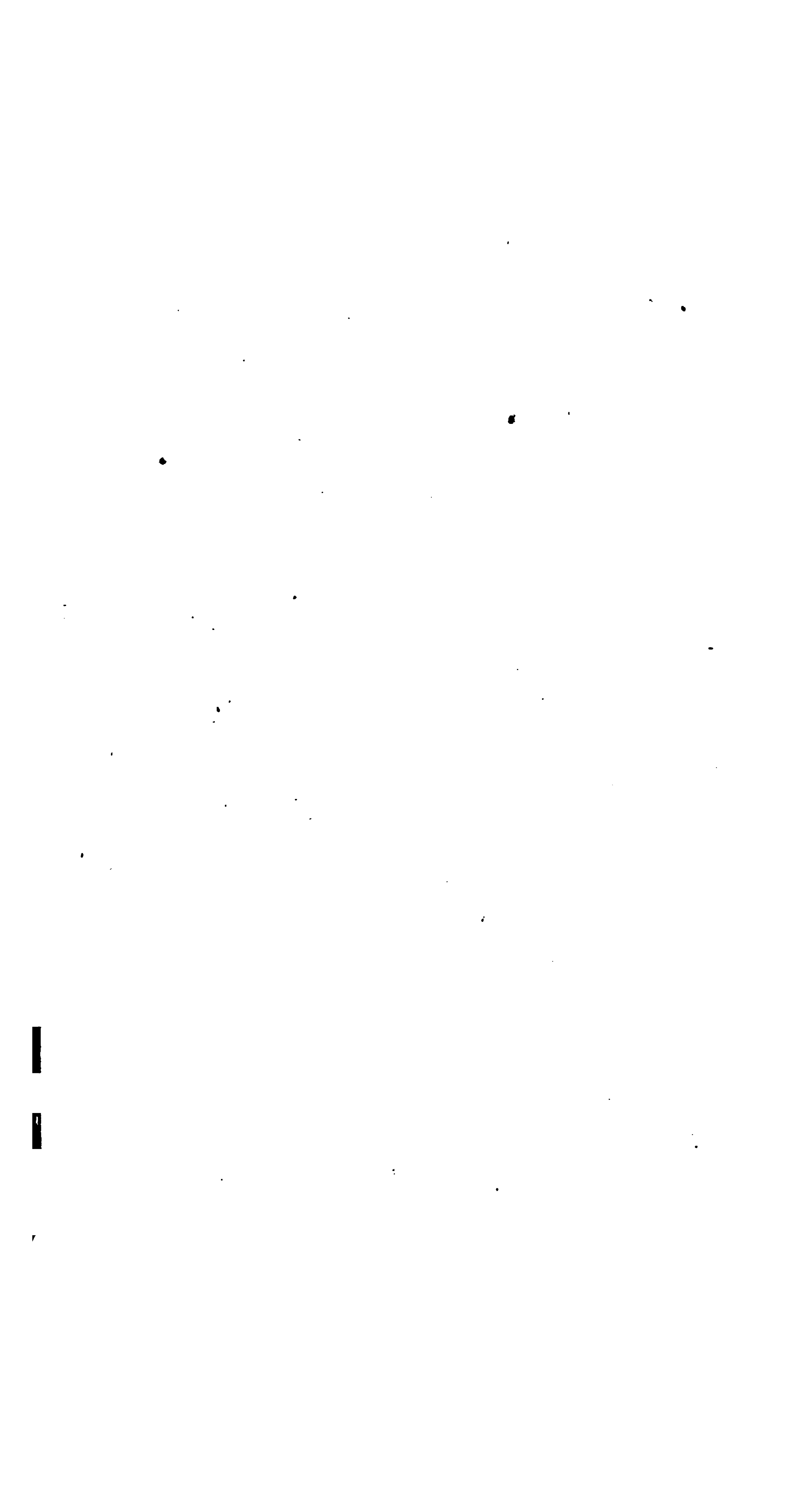
Der Styl dieses Werkes ist in ungewöhnlichem Grade rein und einige von den Ereignissen, besonders das, welches sich auf die Tochter des Großveziers bezieht, die nachher Gemahlin des Sultans wird, sind ganz vortrefflich behandelt. Auch das Gemälde des englischen Freidenkers gegen den Schluß des Werkes ist sehr gelungen und die Ungereimtheit der Argumente Hobbes' auf besonders launige Weise dargethan.

In Folge der Beliebtheit des Robinson Crusoë erschienen in England gegen Ende des vorigen Jahrhunderts viele ähnliche Produktionen; so z. B. die „Reisen und Abenteuer des William Bingfield" (Travels and Adventures of William Bingfield, Esq.); ferner das „Leben und Abenteuer des John Daniel, worin enthalten ist sein Schiffbruch mit einem einzigen Gefährten an einer wüsten Insel; seine zufällige Entdeckung einer Frau; ihre Bevölkerung der Insel; die Beschreibung eines von seinem Sohne Jakob erfundenen Adlers, auf welchem er nach dem Monde flog, nebst einigen Nachrichten von den Bewohnern dieses letztern, so wie endlich seine Rückkehr und zufälliges Hinabstürzen in die Wohnung eines Seeungeheuers, bei welchem er zwei Jahre lebte" (Life and Adventures of John Daniel etc.). Von all' diesen Erzeugnissen ist das beste die „Seereise des Peter Wilkins" (Voyage of Peter Wilkins), welche um 1750 herauskam und jetzt in unverdiente Vergessenheit gesunken ist. In diesem Werke findet man die einfache Sprache des Robinson Crusoë, so wie verschiedene Ereignisse aus demselben glücklich nachgeahmt. Gleich Robinson ist Peter Wilkins ein Seemann, der nach mancherlei Unfällen auf dem Meere endlich an ein fernes unbewohntes Ufer geworfen und durch das Wrack des Schiffes, in welchem er Schiffbruch gelitten, mit Lebensmitteln, Geräthschaften und anderen Dingen versehen wird. De Foe jedoch beschränkt sich auf Ereignisse, die innerhalb der Möglichkeit liegen, während der unbekannte Verfasser des „Peter Wilkins" viele übernatürliche Abenteuer erzählt; auch hat er eine neue Art Wesen geschaffen, welche zu den schönsten Schöpfungen der Phantasie gehören und von Southey in seinem „Fluch des Kehama" (Curse of Kehama) als der Ursprung der Glendoveers anerkannt worden sind:

„Die lieblichsten von allen Himmelssprossen,
Die ob der Erd' vom Mondlicht rings umflossen
Mit sanftem Wiegen stets
In Scherz und Spielen allwärts gaukelnd schweben."

[Nr. IV.]

Hiemit schließe ich denn, was ich über den Ursprung und den Fortgang der Prosadichtung zu schreiben beabsichtigte. Einigen meiner Leser wird es vielleicht scheinen, als hätte ich mich bei manchen Gegenständen zu kurz gefaßt und wiederum auf andere zu viel Aufmerksamkeit verwandt; auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß in einem Werke von so großer Ausdehnung und Mannigfaltigkeit Dinge übergangen worden sind, die nicht zu vernachläßigen waren. Dergleichen Mängel jedoch ließen sich von einer Untersuchung dieser Art nicht trennen und würden sogar eingetreten sein, wenn ich derselben eine ungetheilte Aufmerksamkeit hätte zuwenden können und sie, statt einer Erholung, meine einzige Beschäftigung gewesen wäre. Indeß werde ich immer noch glauben, daß meine Arbeit nicht ganz nutzlos ist, wenn ich die Aufmerksamkeit anderer Schriftsteller, welche besser als ich im Stande sind diesem Gegenstande gerecht zu werden, auf denselben hingelenkt habe. In der That auch läßt sich ein Werk wie das von wir unternommene nicht von einem einzigen Individuum und durch einen ersten Versuch vollkommen herstellen, sondern muß das Ergebniß fortgesetzter Bestrebungen sein; denn mit Hülfe früherer Untersuchungen wird die Arbeit des folgenden Forschers abgekürzt und er auf diese Weise in den Stand gesetzt werden, die Irrthümer und Mängel seiner Vorgänger zu ergänzen und zu berichtigen.



Anmerkungen.

Die Anmerkungen Dunlop's sind mit D., die des Uebersetzers mit L. bezeichnet.

Anm. 1. (S. 2.)

Hier folgen im Originale noch einige Angaben über die Bibliothèque des Romans von Lenglet Dufresnoy und über die andere von Bastide u. s. w. herausgegebene so wie über Huet's Abhandlung de Origine fabularum, welche ich jedoch als überflüßig ausgelaßen habe. In Bezug auf letztere Schrift, die Dunlop häufig anführt, will ich jedoch bemerken, daß sie ursprünglich in französischer Sprache erschien unter dem Titel: Lettre de M. Huet à M. de Segrais de l'Origine des Romans. Paris 1670 (sieh unten Anmerk. 462.). Hier ist stets die zweite Ausgabe von 1678 angeführt, auch wo im Originale die lateinische Uebersetzung (Huetii Liber de origine fabularum Romanensium Hag. Com. 1682) citiert wird. L.

Anm. 2. (S. 3.)

„Einen göttlichern Geist."

Anm. 3. (S. 3.)

In Betreff der Anschauungsweise Dunlop's, welcher die Uebereinstimmung der Dichtungen verschiedener Völker zu oft in einer rein äußern Ueberlieferung sucht, s. ein Mehres vorn in der Vorrede. L.

Anm. 4. (S. 4.)

Aus ungewisser Zeit; etwa um 100 v. Chr.; vgl. Pauli Real-Encyklop. s. v. Aristides. L.

Anm. 5. (S. 4.)

II v. 413. Eine andere Lesart ist jedoch crimina; die Verse lauten dann nach Manso's Uebersetzung (Verm. Schriften Bd. 2. S. 268.):

„Schuldig machte sich auch Aristid der milesischen Laster;
Dennoch ward Aristid nicht aus Miletus verbannt."

Er bemerkt dazu (S. 270.) „Zuverläßig ist es, daß Aristides' Werk in Prosa abgefaßt war. Sisenna übersetzte es in Prosa, und Lucian und Apulejus, beides Prosaisten, erwähnen des Griechen als ihres Vorbildes im Vortrage und Ausdrucke, jener in Amores §. 1, dieser im Eingange zu seinen Metamorphosen; Heinsius und Upton (zu Arrian Tom. II. P. II. p. 937. ed. Schweigh.) irren offenbar, wenn sie diesen Punkt für unentschieden halten oder das Gegentheil wahrscheinlicher finden." L.

Anm. 6. (S. 4.)

Περὶ ἐρωτικῶν παθημάτων, „Trauerschicksale Liebender." — Uebers. von Fr. Jakobs in der Uebersetzungsbibliothek. Stuttgard 1837. L.

Anm. 7. (S. 4.)

Parthenius führt bei den meisten seiner Erzählungen die Quellen derselben namentlich an, woraus hervorgeht, daß jene „größtentheils aus einem historischen Hintergrunde hervortreten." Sieh Jakobs Einleitung S. 9ff. Aehnlich sind übrigens auch, selbst hinsichtlich des tragischen Endes, die in Plutarchs Moralia (4, 516ff. Tauchn.) enthaltenen fünf Liebeserzählungen (*Ἐρωτικαὶ Διηγήσεις*). L.

Anm. 8. (S. 4.)

Auch der Grammatiker Konon aus der Zeit des Cäsar und Augustus, von dessen *Διηγήσεις* (Erzählungen) betitelter Schrift uns Photius (cod. 186.) einen Auszug aufbewahrt hat und welche, fünfzig an Zahl, meist mythisch-historischen Inhaltes sind, aber auch andere Erzählungen enthalten, wie Nr. 22. 35. 38, mag namentlich in der letztgenannten eine milesische Fabel überliefert haben, die aber noch außerdem des-

wegen interessant ist, weil ihr in verschiedenartiger Gestaltung eine sehr weite Verbreitung zu Theil geworden und sie auch den Stoff zu der bekannten richterlichen Entscheidung Sancho Pansa's in Betreff des mit Gold gefüllten Stabes geliefert hat. Diese Geschichte nun findet sich zunächst in der Legenda aurea im Leben des heiligen Nikolaus von Bari, woraus sie wahrscheinlich Cervantes (Don Quijote P. 2. c. 45.) entnommen hat. Ferner ist sie auch unter den Muhammedanern bekannt (sieh Weil Biblische Legenden der Muhamedaner S. 213 ff.) und ebenso im Talmud enthalten (s. Blätter f. Israels Gegenwart und Zukunft, Erster Jahrg. Berl. 1845. S. 27.); endlich ist eine ganz gleiche Sage auch in der Mark Brandenburg heimisch (s. Magazin für die Literatur des Auslandes 1843. Nr. 77.). L.

Anm. 9. (S. 4.)

Manso (Verm. Schr. Bd. 2. S. 206 Anm.) meint „die Erotica des Klearch waren aber schwerlich ein Roman, sondern ein philosophisches Werk über die Liebe. Wenigstens geht aus Athenäus, der ihn mehrmals erwähnt, nichts Bestimmtes hervor." Koraës hingegen in seinem Briefe an Alexander Basiliu, welcher sich vor seiner Ausgabe des Heliodor befindet und eine zwar sehr kurze, jedoch treffliche Uebersicht der griechischen Romanliteratur giebt, stimmt der Meinung des Huetius (p. 44.) bei, der aus einer Stelle des Athenäus (p. 573.) folgert, es sei nicht sowohl eine zusammenhangende Liebesgeschichte, als eine Sammlung kurzer erotischer Erzählungen gewesen, ähnlich, wie Koraës meint, denen des Parthenius und Anderer; jedoch hält er es für möglich, daß Klearch, gleich seinem Lehrer Aristoteles und seinem Mitschüler Theoprast, von denen jeder eine Abhandlung unter dem Titel *Ἐρωτικόν* schrieb, philosophische Untersuchungen über die Natur der Liebe in seine Erzählungen eingeflochten habe. —

Was übrigens Dunlop in dem Obigen hinsichtlich des Einflusses sagt, den die durch Alexander's Eroberungen eingetretenen häufigern und engern Beziehungen zwischen Griechen und Asiaten auf die Dichtungen der erstern ausgeübt haben sollen, so ist dieß durchaus unbegründet; vielmehr ist ein solcher Einfluß, wenigstens in den noch vorhandenen Erzeugnissen dieser Art, soviel mir bewußt, keineswegs wahrzunehmen, wie groß auch sonst der Umschwung gewesen sei, der durch jene Heerzüge oder vielmehr „wissenschaftliche Expedition" in der Wissenschaft und ganzen Weltanschauung der Hellenen überhaupt hervorgebracht wurde (vergl. hierüber Humboldt's Kosmos 2, 183—200.). Meine Behauptung wird auch von Dunlop selbst vollkommen dadurch bestätigt, daß er zur Unterstützung des von ihm Gesagten nur zwei Werke anzuführen weiß: die Erotica des Klearch nämlich und den Roman des Antonius Diogenes. Ueber den Inhalt des erstern jedoch stehen uns, wie wir so eben gesehen, nur Vermuthungen zu, und gesetzt er habe wirklich eigentliche Liebesgeschichten enthalten, so ließe sich darin nichts weniger als irgend eine besondere Einwirkung jener neuen Beziehungen zwischen Griechenland und dem Orient entdecken; Antonius aber lebte höchst wahrscheinlich lange nach Christi Geburt (vergl. die folgende Anm.) und zeigt überdieß seinem Inhalte nach keinesweges speziell auf den Osten hin; so wie ihm auch von Dunlop selbst, mit mehr oder weniger Grund, fast nur voralexandrische Quellen und Vorbilder zugewiesen werden. L.

Anm. 10. (S. 4.)

So vermuthet Photius cod. 166 s. f. Es ist jedoch weit wahrscheinlicher, daß er nicht vor Ende des zweiten oder Anfange des dritten Jahrhunderts n. Chr. gelebt habe. S. Passow in Ersch und Gruber's Encyklop. Bd. 1 s. v. Antonius Diogenes. L.

Anm. 11. (S. 4.)

Τὰ ὑπὲρ Θούλην ἄπιστα: Photius cod. 166. Die Auszüge des Photius aus Antonius Diogenes und dem gleich zu erwähnenden Jamblichus finden sich auch in Passow's Corpus Script. Erot. I. p. 31 ff. Auf diese Ausgabe beziehen sich auch die im Texte angeführten Capitelzahlen. L.

Anm. 12. (S. 4.)

S. dagegen Manso (Verm. Schriften 2, 232 ff.), welcher sagt: „Schwerlich dürfte, wenn die Merkwürdigkeiten Thules oder Jamblichus babylonische Geschichte unvermuthet wiedergefunden würde, ein unbefangenes Urtheil diese Zurückführung [auf Homer] billigen oder zwischen der Anlage dieser und den homerischen Darstellungen eine auch nur entfernte Beziehung entdecken." L.

Anm. 13. (S. 4.)

Ueber diesen lügenhaften Schriftsteller (er lebte vor Eratosthenes, der 276 v. Chr. geboren wurde) s. Passow in Ersch und Gruber's Encyklopädie Bd. 1 s. v. Antiphanes. L.

Anm. 14. (S. 5.)

Dieß ist die Meinung des Photius (p. 111 b. ed. Becker, welche Ausgabe hier immer citirt wird). — Noch will ich bemerken, daß Gellius in der oben angeführten Stelle (§. 6.) eigentlich nur von Menschen spricht, die bei Nacht besser (plus) sehen als bei Tage. L.

Anm. 15. (S. 5.)

„Besichtigung des Körpers."

Anm. 16. (S. 6.)

Μεταμορφώσεων λόγοι διάφοροι (Verschiedene Erzählungen (od. Bücher) von Verwandlungen) Photius cod. 129. L.

Anm. 17. (S. 6.)

Photius sagt gerade das Gegentheil. „Lucius meint es aufrichtig, hält die Verwandlungen von Menschen aus einer Gestalt in die andere, so wie die von Thieren in Menschen und umgekehrt nebst den übrigen Albernheiten und Possen der alten Fabeln für volle Wahrheit und hat sie als solche mit einander verflochten und niedergeschrieben." L.

Anm. 18. (S. 6.)

Er war von syrischen Eltern geboren und in seiner Jugend der Sorgfalt eines gelehrten Babyloniers anvertraut, der ihn in den Sitten und Gebräuchen seines Vaterlandes, besonders aber in der Sprache desselben unterwies, welche zu jener Zeit bereits nicht mehr so schwierig gewesen sein muß. Sein babylonischer Lehrer gerieth jedoch zur Zeit der Eroberung Syriens durch Trajan in Gefangenschaft und wurde als Sklave verkauft. Hierauf beschäftigte sich Jamblichus hauptsächlich mit der griechischen Literatur, jedoch theilt er uns mit [Phot. cod. 94. p. 75 b.], daß er seine Magie nicht verlernte, denn als Antoninus seinen Mitregenten Verus gegen den Partherkönig Vologesus sandte [167 n. Chr.], sagte Jamblichus den Verlauf und Ausgang dieses Zuges vorher.

Photius hat eine ziemlich ausführliche Nachricht von dem Romane des Jamblichus gegeben. Ein Manuskript desselben war ehemals in der Bibliothek des Escurials vorhanden, gieng aber im J. 1670 bei einem Brande verloren. Eine zweite Handschrift befand sich im Besitze Jungermanns, welcher zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts starb, ist jedoch seitdem verschwunden [s. Passow Corp. Scr. Erot. I. p. III. u. Struve in Seebode's krit. Bibl. 1828. No. 5. p. 40.]. Einige Bruchstücke aus der Florentiner Bibliothek, welche ursprünglich Vossius abgeschrieben hatte, wurden 1641 von Leo Allatius in seinen Excerpten aus den griechischen Rhetoren herausgegeben (Mem. de l'Acad. des Inscr. vol. XXXIV. p. 57.), [sie gehören jedoch nicht den Babylonica an; s. Chardon de la Rochette Mélanges etc. I. p. 32.].

Jamblichus, der Verfasser des in Rede stehenden Romanes, muß mit keinem der beiden Platoniker verwechselt werden, welche unter Julian lebten und sehr beliebt bei ihm waren. D.

Anm. 19. (S. 6.)

Ἰστορίαι Βαβυλωνιακαί, „Babylonische Geschichten" (s. Chardon de la Rochette l. c. p. 18 ff.). Diese und ähnliche Benennungen, wie Aethiopica, Lesbiaca, Ephesiaca u. s. w. sind von dem Geburtsorte des Helden oder der Heldin oder beider hergenommen (s. Xenoph. Ephes. ed. Peerlkamp p. 66 ff.). L.

Anm. 20. (S. 6.)

Diese hätten nämlich der Sitte gemäß auf dem Grabe verbrannt werden sollen; s. Potter's Griechische Archäol. übers. von Rambach II. S. 417. L.

Anm. 21. (S. 7.)

Die früheren Vorfälle mit der Höhle und dem wilden Honig, so wie das jetzige mit dem Hunde sind sehr genau nachgeahmt in Marino's Adone c. 14. st. 148 ff. L.

Anm. 22. (S. 8.)

Bedeutet wahrscheinlich die Sinonis, so wie der Adler den Garmus und die Weihe den Rhodanes. L.

Anm. 23. (S. 8.)

Nach Photius; nach Suidas s. v. *Ἰάμβλιχος* aber bestand er aus 39 Büchern. L.

Anm. 24. (S. 8.)

„Mitten in die Geschichte hinein versetzen."

Anm. 25. (S. 8.)

Heliodor theilt uns am Schlusse seines Romanes mit, daß er von dem Geschlechte der Sonne abstammte, und in der That auch scheint sein Name auf eine Verwandtschaft mit diesem Himmelskörper hinzudeuten. Obgleich er nun von so hoher mythologischer Abkunft war, so nahm er gleichwohl unter den christlichen Kaisern Arcadius und Honorius, welche zu Anfange des fünften Jahrhunderts regierten, das Bisthum Tricca in Thessalien an. Man erzählt, daß als eine Synode ihm die Alternative stellte, entweder seinen Bischofssitz aufzugeben oder seinen Roman zu verbrennen, er das erstere vorzog. Diese Nachricht scheint jedoch eben so zweifelhaft zu sein, wie seine Abstammung von der Sonne. [Vergl. Jakobs Einleitung zu seiner Uebers. d. Heliodor S. 6.].

Die erste Ausgabe des griechischen Textes der Aethiopica erschien zu Basel 1535. 4. und wurde von Vincent. Obsopoeus besorgt, welcher das Manuskript einem Soldaten abkaufte, der an der Plünderung der Bibliothek des Matthias Corvinus zu Ofen Theil genommen hatte. Hierauf erschienen die Ausgaben von Commelin, Heidelberg 1596. 8. und Bourdelot, Paris 1619. 8. Die letzte und beste Ausgabe ist die von Koraës. Paris 1804. II. 8. Bald nach seinem Erscheinen wurde dieser Roman in fast alle neuere Sprachen Europa's übertragen. Das ganze Werk übersetzte Thomas Underdown in englische Prosa 1577 und einen Theil versifizierte Abraham Fraunce in englischen Hexametern 1591. 8. Es giebt mehrere französ. Uebertragungen, von denen die früheste die des Amyot ist, dessen Arbeit Franz dem Ersten so gefallen haben soll, daß er ihn mit der Abtei Bellozane belohnte. Sonderbar, daß eine Pfründe die Belohnung für das Uebersetzen eines Werkes war, dessen Original, wie man sagt, dem Verfasser sein Bisthum gekostet hat.

Die Aethiopica wurden bald ein Lieblingsbuch in Frankreich und besonders erzählt man, daß der Lehrer in einem Kloster, in welchem Racine erzogen wurde, diesem den Roman wegnahm, als er ihn einst beim Lesen desselben betraf. Der junge Dichter verschaffte sich jedoch ein anderes Exemplar, und als er wiederum von seinem Erzieher mit demselben ertappt wurde, so sagte Racine zu ihm, er könne es nun immerhin verbrennen, da er jetzt das ganze Buch auswendig wüßte [s. Chardon de la Rochette Mélanges etc. II. p. 8.]. D.

Anm. 26. (S. 9.)

Αἰθιοπικῶν βιβλία δέκα. — Zehn Bücher äthiopischer Geschichten. Uebers. von Jakobs. Stuttg. 1837. III. L.

Anm. 26 a. (S. 9.)

Da Musäus aller Wahrscheinlichkeit nach später

als Heliodor gelebt hat, so kann eine solche Entlehnung auch nicht Statt gefunden haben.

L.

Anm. 27. (S. 11.)

Diese Leibesübung, ταυροκαθάψια genannt, sollte die Jugend zu kriegerischen Strapazen abhärten und war besonders in Thessalien, dem Vaterlande des Theagenes, im Schwunge, von wo sie späterhin nach Rom kam. D.

Anm. 28. (S. 11.)

Dunlop citiert hier auch noch (wahrscheinlich nach Bourdelot a. a. O.) Casaubonus zu Athen. l. 1. c. 23. Casaubonus spricht aber weder an dieser Stelle noch sonst wo von dieser Sache.

L.

Anm 29. (S. 13.)

„Auf das Grauen des Opfers folgt die unerwartete Freude, die Jungfrau aus der dringenden Gefahr befreit zu sehen." De l'Or. d. Rom. p. 54. L.

Anm. 30. (S. 13.)

„Erkennungsscene" s. Aristot. Poet. c. 9.

L.

Anm. 31. (S. 13.)

Im Or. Parnassus Reformed. Dunlop meint wahrscheinlich Gabriel Guéret, den Verfasser des Parnasse Reformé, der mir jedoch nicht zur Hand ist. L.

Anm. 32. (S. 14.)

Anders urtheilt Schöll (Gesch. d. griech. Lit. III. S. 154 ff.) nach Villemain (Essai sur les Romans Grecs in dessen Mélanges historiques etc. p. 425 ff.): „Er (nämlich Heliodor) führt uns nicht in die wirklichen Sitten der Zeit und des Landes ein, sondern zeigt uns eine völlig erdichtete Welt, die für den lernbegierigen Leser wenig Interesse hat." Vgl. Villemain a. a. O., wo dieses Urtheil weiter ausgeführt wird. L.

Anm. 33. (S. 14.)

Sieh Barbauld's Vorrede zu Richardson.

D.

Anm. 34. (S. 14.)

„Die berühmteste Nachahmung (des Heliodor) bei den Spaniern ist die nordische Geschichte Persilos y Sigismunda von Cervantes." Val. Schmidt in den Wien. Jahrb. Bd. 18. Anz. Bl. Nr. 21. S. 8. vgl. weiter unten. L.

Anm. 35. (S. 14.)

„Einst herrscht', auch herrscht vielleicht noch diese Stunde
Senap, beglückt im Aethiopier Land,
Der treulich mit Marien's Sohn im Bunde
Nebst seinem ganzen schwarzen Volke stand.
Ich Heide war dort Sklav' und meine Kunde
Im Frauendienst ward bald am Hof' erkannt;
Des Königs Ehgemahlin wurde meine
Herrin, zwar braun, doch reizend trotz der Bräune.

Der König glüht für sie, allein es gleicht
Das Eis der Eifersucht der Glut der Liebe,
Und nach und nach in seiner Brust erreicht
Solch' eine Höh' die Qual der tollen Triebe,
Daß er von ihr jedweden Mann verscheucht,
Ja wünscht, daß sie versteckt den Sternen bliebe;
Sie, weis' und hold in frommer Demuth, hält
Nur das für Lust, was ihrem Herrn gefällt.

Ihr Zimmer war bemalt mit frommer Mähr
Und würdigen, gottseligen Gestalten;
Ein Mägdlein weiß und hold und hoch und hehr
Durch Fesseln nächst dem Drachen festgehalten;
Ein Ritter traf das Unthier mit dem Speer,
Es fiel, indem ihm Ströme Bluts entwallten.
Dort warf sie oft sich mit zerknirschtem Sinn,
Beichtend geheime Schulden, betend hin.

Und schwanger wird sie und gebiert ein Kind;
Du warst das Kind — doch sie bemerkt mit Schrecken,
Daß weiß und roth des Kindes Farben sind,
Und scheut sich dem Gemahl es zu entdecken;
Sie kennt den Herrn und seine Wuth und sinnt
Vor ihm das Neugebor'ne zu verstecken,
Denn aus dem unbefleckten Weiß an dir
Argwöhnt er wohl befleckte Treu' an ihr.

Ein schwarzes Mägdlein, das sie Tochter nannte,
Ließ sie an deiner Statt den Vater schauen" u. s. w.
[Befr. Jerus. übers. v. Streckfuß].

D.

Anm. 36. (S. 14.)

Dem Heliodor hat auch der Neapolitaner Basile den Stoff zu seinem Heldengedichte Teagene entnommen (s. den Pentamerone des Giamb. Basile, übers. von Liebrecht II. S. 336.).

L.

Anm. 37. (S. 15.)

Er soll nach Einigen im vierten Jahrhunderte gelebt haben; jedoch Boden glaubt, er müße aus späterer Zeit sein, weil er in einigen seiner Schilderungen den Dichter Musäus, welchen Boden nach jener Periode setzt, ganz augenscheinlich nachgeahmt hat. Achilles Tatius war ein Rhetor und soll verschiedene Abhandlungen über Astronomie und Geschichte geschrieben haben. Wir besitzen [in der Anthol. Gr. IX, 203.] von dem Kaiser Leo dem Philosophen (886—911) ein Epigramm zu Ehren des Achilles Tatius und besonders zum Lobe der Keuschheit seines Romanes. Man hat dieß Gedicht auch dem Photius zugeschrieben, jedoch mit nur geringer Wahrscheinlichkeit, wenn man bedenkt, wie ungünstig er über jenen Autor urtheilt [cod. 87.]. Hieronymus Commelin unternahm die erste Ausgabe des Romans, starb jedoch vor Vollendung desselben, so daß sie 1601 seine Neffen erscheinen ließen. Ungefähr vierzig Jahre nachher lieferte Salmasius zu Leiden eine vollkommnere Ausgabe und erläuterte sie durch eine Reihe von Anmerkungen, welche sich bei den spätern Ausgaben gewöhnlich wiederfinden. Die letzte derselben erschien 1792 als erster Band des Bipontiner Corp. Scr. Erot [und seitdem die Ausg. von Fr. Jakobs 1821. 8.]. Der Roman wurde vom Abbé Desfontaines in's Französische übersetzt; es giebt auch eine deutsche Uebertragung

von Seybold [Lemgo 1772.], welcher eine Beurtheilung des Werkes vorangeht, und eine englische, welche im siebzehnten Jahrhunderte zu Oxford gedruckt wurde. D.

Anm. 38. (S. 15.)

Ἐρωτικά, Liebesgeschichte; auch Τὰ κατὰ Λευκίππην καὶ Κλειτοφῶντα, Geschichte der Leukippe und des Klitophon; in 8 Büchern.

Leukippe. Ein Roman aus dem Griech. des Ach. Tatius (übers. von F. Ast u. G. Güldenapfel). Leipzig 1802. L.

Anm. 39. (S. 16.)

„Unterleib."

Anm. 40. (S. 16.)

„Gesichtstäuschung."

Anm. 41. (S. 16.)

Während dieses Zustandes von Geistesabwesenheit begeht sie mancherlei extravagante Handlungen. Sie ohrfeigt ihren Liebhaber, stößt Menelaus mit Füßen von sich und vergißt endlich gänzlich die Gegenwart männlicher Personen: ἡ δὲ προσεπάλαιεν ἡμῖν, οὐδὲν φροντίζουσα κρύπτειν ὅσα γυνὴ μὴ ὁρᾶσθαι θέλει. l. 4. c. 9. D.

Anm. 42. (S. 17.)

Auch Plato, Longus, Synesius, Nonnus und Andere mehr dienten ihm als Vorbilder in mehrfacher Beziehung. S. Passow in Ersch u. Gruber's Encykl. s. v. Achilles Tatius, und Jakobs in seiner Ausgabe Prolegg. p. XIX. L.

Anm. 43. (S. 17.)

»Und gleich als hätte eine Biene mich
Gestochen in die Unterlippe, fieng
Ich kläglich dergestalt zu jammern an,
Daß wenn die Zunge nicht, doch mein Gesicht
Zu fordern jenes Heilungsmittel schien.
Und Silvia ganz arglos
Und voll von tiefem Mitleid
Wollt' schnelle Hülfe bringen
Der Wunde, die ich vorgab, ach, und machte
Nur tödtlicher und tiefer
Mir noch die wahre Wunde.
Denn als sie ihre Lippen
Auf meine Lippen drückte —
Fürwahr so süßen Honig
Saugt keine Bien' aus Blumen, wie ich saugte
Aus jenen frischen Rosen.
Doch während tief in's Herz mir
Die Süßigkeit sich senkte,
Obwohl mit Gift gemischt sie,
Empfand ich solch' Entzücken,
Daß ich so that, als wär' noch nicht vergangen
Der Schmerz mir jenes Stiches;
So daß sie mehre Mal noch
Den Zauber wiederholte.«

[Aminta Akt I. Sc. 2.]
D.

Anm. 44. (S. 18.)

Anders urtheilt Koraës (in seiner Ausg. des Heliodor p. ιη'): „Seine Sprache ist oft sehr elegant, gleicht jedoch meist nicht der natürlichen Schönheit eines züchtigen Weibes, sondern dem künstlichen Schmucke einer Buhlerin." Eben so urtheilt Jakobs (p. XII.) und im Allgemeinen auch Passow a. a. O. L.

Anm. 44a. (S. 18.)

Nach des Tatius Roman ist gearbeitet: Les Amours de Leucippe et de Clitophon en deux Journées von Durier (1605—1658). L.

Anm. 45. (S. 18.)

Es scheint ungewiß, wer Longus war oder wann er lebte. Photius sagt in seinem Myriobiblon nichts von ihm, noch wird er von irgend einem der Schriftsteller erwähnt, die man für seine Zeitgenossen hält. Man hat jedoch vermuthet, daß er in Lesbos geboren war und, seinem Style nach zu urtheilen, nicht nach dem vierten oder fünften Jahrhunderte lebte. Dieß ist jedoch nur eine sehr unsichere Folgerung, denn es leuchtet gar nicht ein, warum er sich nicht durch ein eifriges Studium der alten griechischen Autoren im zehnten Jahrhunderte einen eben so reinen Styl aneignen konnte wie im fünften. Diejenigen Schriftsteller, welche in der letzten Zeit des griechischen Reiches lebten, und besonders die Sophisten, eine Benennung die man gewöhnlich zu dem Namen des Longus hinzufügt [„man weiß aber nicht, ob er ein Sophist gewesen, da ihm dieser Beiname zuerst ohne alle Beglaubigung von Jungermann beigelegt worden." Jakobs in der Vorrede seiner Uebersetzung des Longus S. 6. Anm.], beschäftigten sich besonders mit irgend einem alten Autor wie z. B. Plato, Demosthenes u. s. w., dessen Styl sie sich anzueignen strebten, und nur auf diese Art glaubten sie sich auszeichnen zu können. — Die erste griech. Ausg. des Longus besorgte Columbanus Florenz 1598. Er sagt, daß er ihn nach einem Coder gedruckt habe, welchen er sich aus der Bibliothek des Luigi Alamanni verschaffte und durch einen seiner Freunde, nämlich Fulvius Ursinus, mit einer römischen Handschrift vergleichen ließ, der ihm dann die Varianten überschickte. Hierauf folgte die Ausgabe Jungermann's im J. 1601 und eine große Zahl anderer, von denen die meisten von Villoison benutzt worden sind, der sich in der Vorrede zu seiner Ausgabe (Paris 1778) rühmt, seit seiner Kindheit täglich zwölf Stunden Griechisch studiert zu haben. Seine Arbeiten bilden die Grundlage zu der Ausgabe Leipzig 1803. Noch ehe dieser Roman griechisch herausgegeben wurde, übertrug ihn Gambara aus einer Handschrift in lateinische Verse, welche Arbeit 1569 erschien. Im Jahre 1559 trat die französ. Uebersetzung von Amyot an's Licht, von der viele Auflagen erschienen sind, unter andern eine mit Kupfern, die der Herzog von Orleans, Regent von Frankreich, zeichnete. Auch in das Italienische sind die Pastoralia des Longus übertragen worden und zwar von Annibale Caro, dem berühmten Uebersetzer des Virgil. D.

Mehr über die Ausgaben des Longus s. bei Schöll Gesch. d. griech. Lit. III. S. 161 ff., woselbst auch hinsichtlich der Lücke, welche in den

vor 1810 erschienenen Ausgaben sich im ersten Buche zu Ende des sechsten Capitels befand, das Gehörige mitgetheilt ist. Dunlop scheint das hieraus Bezügliche bis zum J. 1816, wo die dritte Ausgabe seiner History of Fiction erschien, ganz unbekannt geblieben zu sein, so wie er denn auch seine Analyse nach einer der früheren unvollständigen Ausgaben des Longus gemacht hat, wie dieß aus der hier zur Anm. 47. gehörigen Stelle des Auszuges im englischen Originale hervorgeht, die ich jedoch berichtigt habe. L.

Anm. 46. (S. 18.)

Ποιμενικὰ τὰ κατὰ Δάφνιν καὶ Χλόην. — Schäferroman von Daphnis und Chloe. Uebers. von Fr. Jakobs. Stuttgardt 1832. L.

Anm. 47. (S. 19.)

Sieh Anm. 45. Zusatz.

Anm 48. (S 19.)

Sieh Diez Leben u. Werke der Troubadours. S. 169. L.

Anm. 49. (S. 20.)

In dem Romane ist sehr viel von der Weinlese die Rede; Lesbos war freilich zu allen Zeiten wegen seines Weines berühmt, der aber schwerlich sehr berauschend sein konnte.

„Im Schatten trinkst unschädlichen Lesbier
Du hier; es wird hier nimmer mit Mars den Kampf
Bestehn der Semele Thyoneus!“
[Horaz Carm. 1, 17.]

Ueber die Eigenschaften des Lesbischen Weines sieh auch Athen. l. 1. p. 28, 32 etc. u. Gellius 13, 5. D.

Anm. 50. (S. 20.)

„*φίλημα, περιβολὴ καὶ συγκατακλιθῆναι γυμνοῖς σώμασι.*“ D.

Anm. 51. (S. 22.)

„— — dann nur das Richtige wissend,
Wann sie vermögen gar nichts zu wissen.“

Anm. 52. (S. 23.)

Vgl. oben S. 8. bei Anm. 24.

Anm 53. (S. 23.)

„Die üble Anlage seiner Erzählung ist ein noch wesentlicherer Fehler. Er beginnt auf ungeschickte Weise mit der Geburt seines Schäferpaares und hört nicht einmal mit ihrer Hochzeit auf. Er dehnt seine Geschichte auch noch bis auf ihre Kinder und ihr hohes Alter aus;“ und ferner: „Er weicht auf diese Weise ganz von dem wahren Charakter dieser Art von Werken ab. Man muß mit der Vermählung aufhören und über die Folgen derselben schweigen. Eine Romanheldin, welche guter Hoffnung wird und in Wochen kommt, ist ein seltsames Ding.“ De l'Orig. d. Rom. [p. 98.]. D.

Anm. 54. (S. 23.)

„Sein Styl ist einfach, leicht, natürlich und concis ohne Dunkelheit; seine Ausdrücke sind voller Lebendigkeit und Feuer; er schafft mit Geist, malt mit Anmuth und ordnet seine Bilder mit Geschick.“ De l'Or. d. Rom. [p. 97.].

„Der Styl des Longus ist rein, natürlich, lieblich und zwar durch viele Theile und Glieder concis, aber dennoch wohlklingend; ohne irgend eine Künstelei (sales) fließt er süßer als Honig dahin, gleich einem Silberstrome, der von beiden Seiten durch grünende Wälder beschattet wird; sein Ausdruck ist so blühend, so schmuckreich, so geglättet, daß sich jegliche Anmuth der Worte und Gedanken in demselben vereint findet. Die Bilder u. den übrigen Redeschmuck ordnet er mit so vieler Kunst, wie der Maler die mannigfachen Farben.“ Villoison Prooem.

Auch von Muret [Var. Lect. 9, 16.] wird Longus „ein höchst lieblicher und anmuthiger Schriftsteller“ genannt und von Scaliger [Miscell. Liber c. 2.] „ein höchst anmuthiger Schriftsteller, der je einfacher desto vorzüglicher ist.“ D.

Anm. 55. (S. 23.)

Koraës (pag. ιγ' seines Heliodor) beurtheilt Longus ungemein streng, indem er ihn zwar hinsichts der Sprache lobt, ihn aber sonst einen geschmacklosen Sophisten nennt, dem es an Verstand und Einsicht abgehe. L.

Anm. 56. (S. 23.)

„Dieses Urtheil ist im Ganzen und Einzelnen schief. Die Richtung des Romans von Longus ist in ethischer Rücksicht weder gut noch schlecht und es ist auf keine Weise die Absicht seines Verfassers gewesen einen Zustand der vollkommensten Unschuld darzustellen. Wenn aber Dunlop meint den schlüpfrigsten Stellen dieses Romans keine andere in irgend einem Buche vergleichen zu können, so ist dieß eine unhistorische Uebertreibung, bei der, um von neueren Erotikern zu schweigen, welche die Alten bei Weitem überboten haben, an die viel schlimmeren Gemälde in Lucian's verwandeltem Esel und seinen Hetärengesprächen, an Apulejus und Petronius nicht gedacht ist. Man sehe über diesen ganzen Gegenstand die Bemerkungen von K. G. Jakob in der Charakteristik Lucian's im dritten Abschn. §. 4. u. 5. S. 176—193.“ Fr. Jakobs in der Vorr. zu s. Uebers. d. Longus S. 12 ff. Anm. L.

Anm. 57. (S. 24.)

Ebenso Bernardin de St. Pierre in seinem Paul et Virginie. Schöll Gesch. d. griech. Lit. III. S. 161. L.

Anm. 58. (S. 24.)

Von Chariton Aphrodisiensis ist eben so wenig bekannt, wie von den übrigen griech. Romanschriftstellern; ja, einige haben sogar gemeint, sein a n m u t h i g e r Name sei gänzlich erdichtet, während wieder andere muthmaßen, daß er aus Aphrodisias in Karien gebürtig war, so wie man auch aus dem unvollkommenen Style schließt, daß der Verfasser, wer er auch gewesen sein mag, n a ch dem Heliodor gelebt hat. Sein Roman wurde 1750 zu Amsterdam von D'Orville herausgegeben nach einer von seinem Freunde, Antonio Cocchi, genommenen Abschrift einer in einem Kloster zu Florenz gefundenen Handschrift.

Die lateinische Uebersetzung von Reiske ist ungemein lebendig und treu. Der Roman selbst nimmt 144 Seiten ein, D'Orville's Noten hingegen füllen 788 Seiten. Gleichwohl sagt er: „Wo es nothwendig schien, habe ich den Text in *kurzen* Anmerkungen erklärt." Die Mühe, die der Kommentator auf diese Arbeit verwandt, ist um so mehr zu bewundern, als er von dem Werthe des Romanes keine sehr günstige Meinung gehabt zu haben scheint; denn er bemerkt: „Man kann in Wahrheit sagen, daß Chariton nicht sowohl besonders lobenswerthe Eigenschaften besitze, als vielmehr von hervorstechenden Fehlern frei sei." Im Jahre 1753 erschien eine italienische Uebersetzung, aus welcher die englische entstanden ist.
D.

Anm. 59. (S. 25.)

Τῶν περὶ Χαιρέαν καὶ Καλλιῤῥόην ἐρωτικῶν διηγημάτων λόγοι η. — Acht Bücher Liebesgeschichten von Chäreas und der Kalirrhoe. Uebersetzt von Schmieder. Leipzig 1807. 8.
L.

Anm. 60. (S. 25.)

Diese Notiz ist jedoch nur eine sehr kurze und unbedeutende im Vergleiche mit den 76 Epigrammen, welche der heil. Gregorius Nazianzenus gegen diese Resurrection-men des Alterthumes mit unauslöschlichem Haß und erstaunlicher Fruchtbarkeit geschrieben hat. Sie befinden sich in der Anthol. Gr. l. VIII. No. 179—254.
L.

Anm. 61. (S. 26.)

Daß dieser Name so wie der des Achilles Tatius, Chariton, Longos und anderer griech. Romanschriftsteller ein erdichteter gewesen, wird von Peerlkamp zu Xenoph. Ephes. p. LXIV u. ausführlicher namentlich in Betreff Chariton's von Dorville (p. 200. der Leipz. Ausg.) behauptet.
L.

Anm. 62. (S. 26.)

S. Suidas s. v. *Ξενοφῶν*, der aber über ihr Zeitalter nichts bemerkt. — Xenophon Antiochenus nannte, wie Peerlkamp (zu Xenoph. Ephes. p. 66.) meint, seinen Roman wahrscheinlich deswegen Babylonica, weil er Babylon als die Vaterstadt der Hauptpersonen genannt haben mochte (vergl. oben Anm. 19.). Den oben gleich näher erwähnten Xenophon Ephesius hält Passow (p. XII. seiner Ausg. desselben), dem Koraës beistimmend, für jünger als Heliodor und auch als Longos und Achilles Tatius, aber für älter als Chariton.
L.

Anm. 63. (S. 26.)

Ἐφεσιακὰ τὰ κατὰ Ἀνθίαν καὶ Ἀβροκόμην. — Ephesische Liebesgeschichte von der Anthia und dem Abrokomes. Uebers. von Krabinger. München 1820. II Ausg. 1831.
L.

Anm. 64. (S. 26.)

Nicht *zehn*, wie Dunlop sagt, wahrscheinlich von Huet (p. 101 ff.) verleitet. Indeß kannte man zur Zeit des Letztern den Roman des Xenophon nur aus Suidas (s. v. *Ξενοφῶν Ἐφέσιος*), wo allerdings *zehn* steht. Angelo Poliziano hatte ihn zwar bereits in seinem Liber Miscell. c. 51. erwähnt, jedoch gab ihn Niemand heraus (sieh Chardon de la Rochette Mélanges etc. vol. II. p. 70.) und erst im J. 1723 erschien er zum ersten Male und zwar in einer italienischen Uebersetzung; der griechische Text wurde zuerst im Jahre 1726 gedruckt. Man weiß also jetzt, daß das Werk nur aus *fünf* Büchern besteht und mit dem fünften Buche vollständig schließt. Man will daher bei Suidas statt 10 (ι) nur 5 (ε) lesen, so z. B. Chardon de la Rochette a. a. O. S. 69.; indeß hält Peerlkamp zu Xenoph. Ephes. p. 67. diese Aenderung nicht für nöthig, da Suidas sagt, Xenophon habe zehn Bücher Ephesiaca von Habrokomas und Authia und von der Stadt Ephesus geschrieben; da jedoch von der letztern in dem vorliegenden Romane nichts gesagt wird, so könne Xenophon wohl noch ein zweites Ephesiaca betiteltes Werk in fünf Büchern verfaßt und darin auch von Ephesus gehandelt haben.
L.

Anm. 65. (S. 26.)

„Mit Unrecht haben einige Engländer hier (bei Chariton u. Xenoph. Ephes.) den Ursprung mehrerer italienischer Novellen und somit *den* berühmter Schauspiele finden wollen. Das Zusammentreffen einiger Begebenheiten, Umstände und Entwickelungen in erdichteten Geschichten ist immer zufällig, wenn die Nachahmung nicht in etwas tiefer Liegendem, was auf geschichtlichem Wege zusammenhangen muß, nachgewiesen werden kann." Val. Schmidt in den Wien. Jahrb. Bd. 26. S. 25.
L.

Anm. 66. (S. 26.)

Andere wie Koraës zu Heliod. vol. 1. p. *ιε*, welchem auch Passow Praef. p. XI beistimmt, weichen von dem obigen günstigen Urtheile ab und schreiben die schmucklose Einfachheit des Styls und der Gedanken in den Ephesiaca der geistigen Kraftlosigkeit ihres Verfassers zu. — Wie dem aber auch sei, jedenfalls sind einzelne Stellen der Erzählung in hohem Grade anziehend, wozu ich ganz besonders das erste Capitel des fünften Buches rechne. Die dort geschilderte Liebe eines armen Fischergreises für die bereits hingeschiedene Gefährtin seines leidenvollen Lebenslaufes ist in ihrer einfachen aber ausdrucksvollen Kürze voll von dem ergreifendsten Pathos und gehört vielleicht zu dem Vortrefflichsten, dessen irgend eine Literatur sich rühmen kann.
L.

Anm. 67. (S. 27.)

„Es ist ein Roman, jedoch ein geistlicher Roman; er handelt von der Liebe, jedoch ist dieß die Liebe zu Gott und es wird darin viel Blut vergossen, jedoch ist dieß das Blut der Märtyrer." Huet p. 67.
D.

Anm. 68. (S. 27.)

Er wurde im siebenten oder achten Jahrhunderte in Syrien geboren und sein geistlicher Roman soll ursprünglich in der Sprache dieses Landes geschrieben worden sein; jedoch schon früh

wurde er in's Griechische übertragen. Er brachte seine Jugend im Dienste eines arabischen Kalifen zu, begab sich aber später in das Kloster d. heil. Sabas in Syrien, wo er Mönch wurde und in einem Alter von 84 Jahren starb. Außer seinem Barlaam und Josaphat verfaßte er auch noch viele theologische Abhandlungen und namentlich Streitschriften, besonders verschiedene Werke zu Gunsten der Bilderverehrung gegen Leo den Isaurier und die Bilderstürmer, wodurch er sich vielen Verfolgungen aussetzte; ja sogar die Hand wurde ihm wegen der Lehrsätze, zu denen er sich bekannte, abgehauen, ihm jedoch nachher durch die heilige Jungfrau auf wunderbare Weise wiedergegeben. D.

Die Frage, wer der Verfasser des Barlaam und Josaphat sei, ist noch nicht vollkommen entschieden; vielleicht war dieß nicht Johannes Damascenus, sondern irgend ein anderer Mönch, Namens Johann. Vgl. Gräße Lehrb. einer allg. Lit. Gesch. Bd. II. Abth. 3. S. 460.; dagegen jedoch s. das Vorwort von Ludolf von Beckedorf zu der in der folgenden Anm. angeführten Uebersetzung des Barlaam u. Josaphat von Liebrecht. — Ueber die Literatur des Romanes vgl. auch noch Reiffenberg im Annuaire de la Bibliothèque Royale de Bruxelles 6, 59 ff. 7, 268 ff. L.

Anm. 69. (S. 27.)

Ἱστορία ψυχωφελὴς κ. τ. λ. ἐν ᾗ ὁ βίος Βαρλαὰμ καὶ Ἰωασαφ. Erbauliche Geschichte u. s. w., worin das Leben des Barlaam u. Josaphat erzählt wird. — Zum ersten Male griechisch herausgegeben in dem vierten Bande der Anecd. Graeca von Boissonade. Paris 1829.

Des heil. Johannes Damascenus Barlaam u. Josaphat. Aus dem Griech übersetzt von Felix Liebrecht. Münster 1847. Die Capitelangabe oben im Texte bezieht sich auf diese Uebertragung, in welcher übrigens auch die Seitenzahlen der Boissonade'schen Ausgabe angeführt sind. L.

Anm. 70. (S. 28.)

Der hier genannte Sterndeuter bleibt im griechischen Originale ohne alle Bezeichnung des Namens. Er muß ihn also erst in der Uebertragung, die Dunlop für seinen Auszug benutzt, erhalten haben. L.

Anm. 71. (S. 30.)

Vgl. auch Barl. u. Josaph. C. 32. (S. 243.), C. 33. (S. 252.), C. 35. (S. 261.); ferner Milton's Verl. Parad. B. 1. V. 376—522. u. Turpin's Chronik c. 4. L.

Anm. 72. (S. 32.)

Quelle dieser Parabel ist das vierte Capitel d. Kalilah ve Dimnah; s. Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fables Indiennes p. 64 ff. Vergl. auch Val. Schmidt Wien. Jahrb. Bd. 26. S. 33 ff. u. besonders Grimm D. Myth. 2te Aufl. S. 758 ff. Rückert hat sie in ein metrisches Gewand gebracht (s. dessen Gesammelte Gedichte 4te Aufl. Th. 1. S. 51. die erste der vier Parabeln), ebenso Oehlenschläger „Manden i Brönden." L.

Anm. 73. (S. 32.)

„Auch hier bestätigt sich, daß Barlaam u. Josaphat ursprünglich aus dem Morgenlande herstammt; denn diese Parabel ist dort einheimisch, wie die weniger geschmückte Allegorie aus Achmed Ben Arabschah No. 1509. übertragen in Cardonne Mélanges de Litt. orient. 1, 68. beweist." Val. Schmidt a. a. O. S. 41, wo auch die weiteren Nachweise über die verschiedenen Bearbeitungen dieser Parabel zu finden sind; s. auch denselben zu Petrus Alfonsi Discipl. Clericalis S. 164 ff. Aus dieser Parabel stammt auch das 40ste Capitel des Conde Lucanor. — Gräße zu Nr. 74 der Gesta Roman. führt auch noch Ebn Tophail's philosophischen Roman Ebn Yokhdan an; es findet sich jedoch darin nichts, was auf gegenwärtige Parabel Bezug hätte. L.

Anm. 74. (S. 32.)

Ueber diese Parabel s. Val. Schmidt zur Discipl. Cler. S. 95 ff. Sie ist auch nachgeahmt in Thomas Wright's Selection of Latin stories from mss. of the XIII and XIV centuries. Lond. 1842. No. 108. — Unter den übrigen im Barlaam und Josaphat enthaltenen Parabeln befindet sich ferner auch noch (c. 6.) die aus dem Kaufmann von Venedig hinlänglich bekannte von den vier Kästchen, über welche s. Val. Schmidt in den Beiträgen zur Gesch. der romant. Poesie S. 100 ff., Wiener Jahrb. Bd. 26. S. 45.; sie findet sich auch außer den Gesta Romanor. noch in mehreren anderen lateinischen Geschichtensammlungen des Mittelalters (sieh Thomas Wright Essays on the Literature, Superstitions and History of England in the Middle-Ages. London 1846. vol. II. p. 70 ff.), in Luther's Tischreden Cap. 38. Bl. 490 f. v. Leipz. 1621: „Von Herzog Friederichen, Churfürsten zu Sachsen" (wo sie vom Kaiser Sigmund erzählt wird), in Morlini Novellae No. 5. und daraus bei Straparola 12, 5. so wie endlich in Timoneda's Alivio de Caminantes P. 1. No. 47. (Bibliot. de Autores Españ. vol. III. Madrid 1846.); — ferner (c. 10.) die Parabel von dem Vogel und dessen drei Lehren, über welche s. Val. Schmidt zur Discipl. Cler. S. 151., vergl. denselben zu den Märchen des Straparola S. 288 ff. so wie Gräße zu Nr. 167 der Gesta Roman. — und endlich (c. 29.) die aus Bocc. Decamerone (Giorn. 4 Einleitung) bekannte Parabel, wie die Liebe zu dem weiblichen Geschlechte den Männern schon von Natur eingepflanzt sei, worüber nachzusehen Val. Schmidt Beitr. zur Gesch. d. rom. Poes. S. 27 ff.; s. auch v. d. Hagen Gesammtabenteuer Nr. 23. (welcher Bd. II. S. IX. Anm. 1. bemerkt, daß sich diese Geschichte in Hebers' Dolopatos, den Dunlop [s. unten S. 230 b.] anführt, nicht befindet), ferner Thomas Wright in der eben angeführten Selection of Latin stories etc. No. 3. u. 78. und Johannes Discipulus

(Herolt) im Promtuarium exemplorum No. 24. — Nach Du Meril Hist. de la Poésie Scandinave p. 348. soll diese letztere Erzählung Boccaccio's eine große Aehnlichkeit haben mit einer Episode des Ramayana, betitelt: die Verführung Richyaśringa's (bei Chézy Sacountala p. 278.).
L.

Anm. 75. (S. 33.)

Τὸ καθ᾽ Ὑσμίνην καὶ Ὑσμινίαν δρᾶμα. Roman von der Hysmine und dem Hysminias. — Uebersetzt von Ernestine Christine Reiske in deren „Hellas." Mitau 1778. Th. I. S. 101 ff.
L.

Anm. 76. (S. 33.)

Wir wissen von den übrigen Romanschreibern nur sehr wenig. Eustathius, der Verfasser von Ismene und Ismenias, wird in den Handschriften Eumathius genannt und man hat Gaulmin, welcher 1618 den Roman mit einer latein. Version herausgab, in Verdacht, daß er den Namen Eustathius vorgezogen, um das Publikum glauben zu machen, das Buch sei von dem diesen Namen führenden Kommentator des Homer geschrieben.
D.

Der Erotiker Eustathius führte den Beinamen Parembolites oder Makrembolites (denn beides findet sich in den Handschriften), und war geheimer Archivar (χαρτόφυλαξ). Ersterer Beiname würde bedeuten „gebürtig aus Parembole," einer Stadt in Aegypten nahe bei Syene; hingegen letzterer hieße „aus Makrembole," worunter einige Gelehrte Konstantinopel verstehen. Er wird zuweilen nur irrthümlich Eumathius genannt und ist nicht mit dem berühmten Erzbischofe von Thessalonich zu verwechseln. S. Gräße Ueber den griechischen Erotiker Eustathius und dessen auf uns gekommenen Roman, in Seebode und Jahn's Neuen Jahrbüch. 4ter Supplementband S. 267., wo jedoch, eben so wie in desselben Lit. Gesch. Bd. 1. Abth. 2. S. 768. dem Huet diese Verwechslung mit Unrecht vorgeworfen wird, da dieser ausdrucklich sagt (p. 90.): „Mr. Gaulmin a donné l'un et l'autre (nämlich den Theodorus Prodromus und den Erotiker Eustathius) au public avec sa traduction et ses notes. Comme il ne dit rien d'Eustathius dans la préface du livre, qui porte son nom, je veux expliquer son silence en sa faveur et croire qu'habile comme il estoit, il n'est pas tombé dans l'erreur de quelques Savans, qui se sont persuadé que le docte Commentateur d'Homère a esté capable de faire un aussi misérable ouvrage qu'est celui-cy." Man vergleiche auch das nachher von Dunlop angeführte Urtheil Huet's über das Werk des Erotikers. — Hier will ich auch noch bemerken, daß Gaulmin's Ausgabe nur in Bücher, nicht auch in Capitel abgetheilt ist, daher ich oben im Texte nur erstere angeben konnte und es daher auch S. 33b. Z. 11 u. 13 v. u. statt C. 10. u. 11. vielmehr B. 10. u. 11., so wie S. 10a. Z. 20 v. u. gleichfalls Buch 9 u. 11. heißen muß.
L.

Anm. 77. (S. 33.)

Die Höhle der Siebenschläfer soll sich in der Nähe von Ephesus befunden haben.
L.

Anm. 78. (S. 34.)

Philostrat. Ep. 24. Dieser Gedanke nebst vielen anderen weit hergeholten Einfällen des Philostratus ist von Ben Jonson in seinem Gedichte der Wald (the Forest) nachgeahmt worden:

Trink' mir nur mit den Augen zu,
Dank soll in meinen sein;
Wenn nicht, wirf einen Kuß in's Glas,
Dann kümmert mich kein Wein.
D.

Auf das nämliche Experiment wird auch angespielt in der Anthol. Gr. l. V. No. 261. 285. cf. Lucian Dial. Deor. 6. §. 2. Corp. Inscr. Graec. ed. Boeckh vol. III. p. 686.
L.

Anm. 79. (S. 35.)

Gaulmin gab auch den Theodorus Prodromus heraus, da ihm Salmasius eine Handschrift desselben überschickte, die er 1615 zu Paris drucken ließ. Der Verfasser dieses Romanes, sagt er, war eigentlich von Geburt ein Russe, wurde aber bald nach seiner Ankunft in Griechenland Priester, Arzt und Philosoph.
D.

Anm. 80. (S. 35.)

Von Niketas Eugenianus aus dem zwölften Jahrhunderte.

„Im Allgemeinen (bemerkt Val. Schmidt Wien. Jahrb. Bd. 26. S. 46. hinsichtlich des Eustathius, Theodorus Prodromus und Niketas Eugenianus höchst treffend) hat man beim Lesen dieser für Sprachkunde u. Literaturgeschichte wichtigen Monumente das Gefühl, welches uns ergreift, wenn wir einen im Alter kindisch gewordenen Mann sehen."
L.

Anm. 81. (S. 35.)

Dunlop meint wahrscheinlich die im J. 1500 von Gabriel Contianus verfaßte Uebersetzung dieses Romanes aus dem Lateinischen in's Neugriechische in politischen Versen, zuletzt gedruckt Venedig 1696. Ein eigentlich alt- oder mittelgriechisches Original, obwohl ein solches gewiß zu Grunde liegt, hat sich bis jetzt noch nicht gefunden, daher Dunlop hier irrt, wenn er meint, es sei ein solches herausgegeben worden. Sieh Gräße Lit. Gesch. Bd. 2. Abth. 3. S. 457, wo auch ausführlich von der Literatur dieses Romans gehandelt wird.
L.

Anm. 81a. (S. 36.)

Your Ben and Fletcher in their first young flight,
Did no Volpone, no Arbaces write;
Shakspeare's own muse his Pericles first bore,
The Prince of Tyre is elder than the Moor.

[Prologue to the tragedie of Circe, by Charles D'Avenant, 1677.]

Anm. 82. (S. 36.)

Die Unächtheit dieſes Romans iſt jetzt längſt erwieſen; ſ. oben im Folgenden u. vgl. Schöll Geſch. d. griech. Lit. Bd. 2. S. 519. Anm. 3. u. S. 611. Anm. 1., ſo wie Pauli Real-Encyklop. s. v. Athenagoras. L.

Anm. 83. (S. 38.)

„Mit dem Athenagoras ſchließt Dunlop das Capitel vom griechiſchen Romane. ... Wir werden zuletzt noch beiläufig den Phlegon aus Tralles in Lydien, einen Freigelaßenen des Hadrian, erwähnen, unter deſſen Namen ſogar der Kaiſer ſelbſt ſeine eigene Lebensbeſchreibung verfaßt haben ſoll (Spartiani Vita Hadriani c. 16.). Sein Buch περὶ θαυμασίων (nach Meurſius Bearbeitung gedruckt in Jac. Gronovii Thes. Graec. Ant. VIII. p. 2694.) enthält eine Sammlung von Wundergeſchichten und Geſpenſtererſcheinungen nicht unähnlich dem, was in neueſter Zeit in Deutſchland freilich in ganz anderer Form Effekt gemacht hat. Der Anfang des Buches fehlt leider und ſomit der Eingang jener weitberühmten Geſpenſtergeſchichte, welche in der Darſtellung unſres großen Meiſters Göthe als Braut von Korinth Einheit und Rundung erhalten hat und unvergleichlich auf den geheimnißvollen Uebergangspunkt der alten Welt der Sinnlichkeit zur neuen Welt der Geiſtigkeit hindeutet. Das ſchauerliche Fragment des Phlegon hat übrigens ſchon früh bei uns Eingang gefunden ... Offenbar hängt das Märchen zuſammen mit der noch jetzt im Süden von Oſt-Europa nicht ungewöhnlichen Sage von den Vampyren, ſchmatzenden Todten oder Blutſaugern ... Die Todten erſtehen aus den Gräbern und ſaugen den Lebenden, beſondern Verwandten, Ehegatten u. ſ. w. das Blut aus ... Gräbt man die Leichen aus, findet man ſie friſch, roth und von Blut ſtrotzend. Die Neugriechen nennen ſie Buthrolakkas, auch Burkolassas [l. Burkolakkas, *Βουρκόλακκας*]."

„Hiermit iſt in Verbindung gebracht die Sage von den Succubi (*ἔμπουσαι*) oder weiblichen Alpen. Hierüber iſt Mehreres mitgetheilt in von Dobeneck: Des deutſchen Mittelalters Volksglaube 1, 32. Auch iſt ſie ſchon vorchriſtlich u. ein Beiſpiel der Art bei Philoſtratus. S. Dobeneck a. a. O. [vgl. unten Anm. 220.]." Val. Schmidt Wien. Jahrb. Bd. 26. S. 47 ff.

Dem Buche Phlegon's ähnlich müßen auch die von Photius (cod. 130.) erwähnten Schriften des Damaſcius geweſen ſein, über deſſen Lebensumſtände er jedoch nichts Näheres beibringt; nur können wir aus der Weiſe, wie ſich Photius über ihn ausſpricht, ſchließen, daß er zur Zeit, als ſich das Chriſtenthum bereits weiter verbreitet hatte, gelebt haben muß. Auch führt er nur die Titel ſeiner Bücher an, welche folgendermaßen lauten: Von den unglaublichen Erdichtungen in 352 Capiteln; Erzählungen von Dämonen in 52 Cap.; Wunderbare Geſchichten von Geſpenſtererſcheinungen in 63 Cap. und von den unglaublichen Naturen in 105 Capiteln. Sie waren nach Photius' Urtheile voll von Ungereimtheiten und dem finſterſten, heidniſchen Aberglauben, jedoch in einem klaren und nicht unelegauten Stile geſchrieben. L.

Anm. 84. (S. 39.)

„Man führt auch mileſiſche Erzählungen von demſelben an, die in ziemlichem Anſehen ſtehen, obwohl ſie nur mittelmäßig geſchrieben ſind." Capitol. Vita Clodii Albini c. 11. D.

Anm. 85. (S. 40.)

Es führt den Titel: Satiricôn sc. libri. — Ueberſetzt mit einem vollſtändigen Kommentar von J. G. C. Schlüter. Halle 1796. II. 8. L.

Anm. 86. (S. 40.)

„Das aber nicht vollſtändig ſondern nur in einer Folge von Fragmenten auf uns gekommen iſt, welche als Theile eines größern Werkes oder als eine Sammlung betrachtet werden können, die, wie man glaubt, irgend ein Liebhaber von Obſcönitäten aus jenem Werke gemacht. Die Unvollſtändigkeit und das Fragmentariſche dieſes noch im zwölften Jahrhunderte vollſtändig vorhandenen Werkes hat man bald dem frommen Sinne der Abſchreiber, welche das Uebrige weggelaßen, bald der Lüſternheit der Mönche, welche die ſtärkſten Theile ausgewählt und uns ſo die Reſte dieſes Werkes überhaupt erhalten, zugeſchrieben." Bähr Geſch. der Röm. Literat. 3te Ausg. Bd. 2. S. 365 ff. u. vergl. dagegen Bernhardy Grundriß der Röm. Literat. S. 331. L.

Anm. 87. (S. 40.)

Sieh hierüber Bähr a. a. O. Bd. 1. S. 346. L.

Anm. 88. (S. 41.)

S. auch noch Robert Fabl. Inéd. 2, 430., beſonders aber Keller, Li Romans de Sept Sages S. CLIX ff. und Nachträge dazu in deſſelben Ausgabe von Dyokletianus' Leben von Hans von Bühel. Quedlinburg 1841. Einleit. S. 49 ff. Zu den dortigen Angaben füge hinzu L'Ephesienne. Tragicomédie de Pierre Brinon. Paris 1614. (ſ. Hist. du Théatre Français 4, 188 ff.) und Sercambi Novelle, No. 16. (Zu der oben von Dunlop angeführten Stelle aus Du Halde vgl. die unten Anm. 485 a. beſprochenen Contes Chinois vol. III. No. 3.). L.

Anm. 89. (S. 41.)

Wie goldene Gedichte des Pythagoras, goldene Legende des Jakob de Voragine u. dergl. m. Uebrigens kennt ſchon Auguſtin dieſes Beiwort, welcher de Civ. Dei l. 18. c. 18. ſchreibt: „Sicut Appulejus in libris, quos *Asini Aurei* titulo inscripsit." („Wie Apulejus in dem Werke, dem er den Titel „der goldene Eſel" gegeben hat"). — Der vollſtändige Titel lautet nämlich: Metamorphoseôn s. de Asino Aureo libri XI. Vgl. Bähr a. a. O. 2, 374. Anm. 1. Ueberſetzung: Des Apulejus Goldener Eſel, aus dem Lat. v. A. Rode. Deſſau 1783. 8. L.

Anm. 90. (S. 41.)

„Gieb her ein Aß und vernimm dafür ein goldenes Märlein." Plin. Epist. l. II. ep. 20.
D.

Anm. 91. (S. 41.)

„Wohlan, ich will dir in bekannter milesischer Weise mancherlei Märlein erzählen und wenn du mir wohlwollendes Gehör leihst, dein Ohr durch anmuthige Rede ergötzen."

Anm. 92. (S. 45.)

„L'âne d'Apulée ne parla point; il ne put jamais prononcer que *oh* et *non*: mais il eut une bonne fortune avec une dame, comme on peut le voir dans l'Apuleïus, en deux volumes in-4o., *cum notis ad usum Delphini*." Voltaire, Pucelle ch. 20. note 4.

Anm. 93. (S. 45.)

„Eine so große Fröhlichkeit schien außer meiner eigenen Alles zu erfullen, daß sogar die Thiere jeglicher Art und sämmtliche Gebäude und der Tag selbst für mein Gefühl ein heiteres Ansehen gewannen." [lib. XI. p. 167. ed. Oud.].

Anm. 94. (S. 46.)

Dunlop bezieht sich mit den hier angeführten Worten, welche sich in dieser Fassung nicht in den Metamorphosen befinden, wahrscheinlich auf folgende zwei Stellen derselben, nämlich l. XI. p. 817 Oud.: Osiris .... ne sacris suis gregi cetero permixtus deservirem, in collegium me Pastophororum suorum, immo inter ipsos Decurionum quinquennales elegit." („Damit ich nicht mit der übrigen Schaar vermischt seinem Dienste obläge, wählte Osiris mich in das Kollegium seiner Pastophoren, ja sogar unter die Dekurionen, die fünf Jahre ihr Amt verwalten"), und ferner l. XI. p. 811 sqq. Oud.: „connexa, immo vero unica ratio numinis religionisque." („Die Gottheit und der Religionsdienst [des Osiris und der Isis nämlich] stehen mit einander in Verbindung oder sind vielmehr ein und dieselben").
L.

Anm. 95. (S. 46.)

„Welche Märchenspielereien wir zu unserer Verwunderung auch bei Apulejus antreffen." [Somnium Scip. I. p. 8. ed. Bip.].

Anm. 96. (S. 46.)

„Entweder erzählt er es [als wirklich vorgefallen], oder hat es erdichtet." [De Civ. Dei 18, 18.]

Anm. 97. (S. 46.)

Nämlich Lucian; s. S. 47. L.

Anm. 98. (S. 47.)

Ueber Lucius Patrensis vergl. oben S. 6. — Wieland in seiner Uebersetzung des Lucianischen Esels hat bekanntlich dem Lucian diese Schrift, so wie dem Lucius seine Existenz abgesprochen und die Metamorphosen des Letztern für apokryph erklärt; beides jedoch bestreitet Manso, Vermischte Schriften 2, 209 ff. u. 246 ff. Vgl. Schöll Gesch. d. gr. Lit. 2, 486 u. 518. Auch darüber herrscht Ungewißheit, ob dem Apulejus die Metamorphosen des Lucius oder der Esel des Lucian als Original gedient. Vergl. Manso und Schöll a. a. O. so wie Hildebrand in seiner Ausgabe des Apulejus p. XXVII ff. L.

Anm. 99. (S. 49.)

Ueber die mannigfachen Auslegungen Neuerer in Betreff der Fabel von Amor und Psyche sieh Hildebrand a. a. O. p. XXVIII ff. — Wahrscheinlich ist dieselbe indischen Ursprunges; wenigstens gleicht ihr in den Hauptzugen auffallend das Märchen von der „Tochter des Holzhauers," mitgetheilt von Brockhaus in seiner deutschen Uebersetzung der Märchensammlung des Somadeva Bhatta. Th. 2. S. 190 ff. vergl. Th. 1. S. XVIII. L.

Anm. 100. (S. 50.)

Da Gräße in seinem Lehrbuche der Literärgeschichte Bd. 2. Abth. 3. die Sagenkreise des Mittelalters ausführlich behandelt und die darauf bezüglichen Schriften aufgeführt hat, so werde ich mich hier mit den nothwendigsten Anmerkungen begnügen und im Uebrigen, besonders aber in Betreff der Titel und Ausgaben auf dieß Werk verweisen. Schade nur, daß die Citate und sonstigen Angaben in dieser sonst so vollständigen Arbeit nicht selten ungenau sind; ich habe daher die daraus hier zuweilen aufgenommenen, gleich fast allen anderen, wo mir die betreffenden Werke zugänglich waren, stets mit den angezogenen Stellen verglichen und sie nöthigenfalls berichtigt.

Ferner bemerke ich, daß ich nur bei denjenigen der hier behandelten altfranzös. Ritterbücher die jedesmalige Capitel- oder Seitenzahl der aus denselben in die Analysen aufgenommenen Stellen anzugeben vermochte, welche auf der Berliner Königlichen Bibliothek vorhanden sind; die genannten Zahlen fehlen also, wo mir das Original nicht erreichbar war. L.

Anm. 101. (S. 51.)

p. 3 ff., der auch die betreffenden Stellen Mallet's anführt. L.

Anm. 102. (S. 53.)

Vgl. auch Herodot l. 1. c. 1 — 6, wo der Ursprung der Feindschaft zwischen den Griechen u. Persern auf ähnliche Weise erzählt wird.
L.

Anm. 102a. (S. 53.)

Hier irrt Dunlop; Drachen, Riesen und Zauberer jeder Art gehören bekanntlich schon der ältesten nordischen Dichtung und Mythologie an. — Zu dem was Dunlop im Folgenden über den Zusammenhang orientalischer und westlicher Dichtung sagt, vergleiche Grimm Deutsche Mythol. S. VII. 2te Ausg. L.

Anm. 103. (S. 54.)

Sieh jedoch San-Marte, Die Arthur-Sage und die Märchen des rothen Buches von Hergest, S. 37 ff., welcher ebenso wie de la Rue in

seinem Essai sur les Bardes et Jongleurs Anglo-Normands p. 57. und Villemarqué (s. die folgenden Anmerkungen) mit Recht die Heimat dieser romantischen Fiktionen in der Bretagne findet, woselbst sie, wie die fabelhaften Ausschmückungen in allen Ländern (wie schon Huet Orig. d. Rom. p. 155 und Ritson (s. oben S. 55a.) bemerkt hat) aus dem Volksglauben entstanden sind. Außerdem aber gaben nach Caylus (Orig. de l'ancienne chevalerie et des anciens romans in der Hist de l'Acad. des Inscript. T. XXIII. p. 237.) und de la Rue a. a. O. auch die Bibel und nach Letzterm auch noch die in Nordfrankreich sehr wohl bekannte klassische Mythologie vermehrten Stoff zu jenen Fiktionen her. Vgl. den Text oben im Folgenden. L.

Anm. 104. (S. 54.)

z. B. auf die Andromeda (welche er freilich für einen gefesselten Riesen hält) c. 4, auf Aeneas und Dido c. 5., auf goldgrabende Ameisen c. 30. Vgl. Plin. H. N. XI, 31. L.

Anm. 105. (S. 55.)

„Schon dann schreckte das Graun der Religion das verzagte
Landvolk; schon dann lebt' es dem Wald und Felsen mit Ehrfurcht.
Schau hier, sprach er, den Hain und den buschigen Hügel bewohnet
(Welcher Gott, ist verborgen) ein Gott; die Arkader glaubten
Jupiter selber zu sehn, wann oft er die nachtende Aegis
Schüttert' und schwang in der Rechten und Sturm und Donner erregte."
[Aeneide 8, 349 ff.].
L.

Anm. 106. (S. 55.)

S. Hesekiel Cap. 1 u. 10.

Anm. 107. (S. 55.)

„Vorn ein Leu, in der Mitt' eine Zieg' und hinten ein Drache:"
Lucrez l. 5. v. 901.; vgl. jedoch über diese Stelle Berger de Xivrey, Traditions Teratologiques p. 245 ff.; so wie über die Greife und Drachen denselben a. a. O. p. 451 ff. und 484 ff.; Schmidt zu Straparola S. 345.; Grimm D. Mythol. 2te Ausg. S. 652 ff. L.

Anm. 108. (S. 55.)

In Zachary Grey's Notes on Hudibras (vol. 1. p. 125.) findet man eine Geschichte von einem Manne, der aus einer Ratte einen Drachen machte: „Jakob Bobart, Professor der Botanik zu Oxford, fand vor ungefähr vierzig Jahren in dem Pflanzengarten daselbst eine todte Ratte, welche er den gewöhnlichen Vorstellungen von einem Drachen dadurch ähnlich machte, daß er den Kopf und Schwanz des Thieres zustutzte und spitze, scharfe Holzstücke hineinsteckte, wodurch die Haut zu beiden Seiten sich dergestalt ausdehnte, daß sie Flügeln nicht unähnlich sah, worauf er es so hart trocknen ließ, wie nur irgend möglich. Die Gelehrten nun erklärten es für einen Drachen und einer von ihnen sandte an Magliabecchi eine genaue Beschreibung davon. Auch verschiedene zierliche Gedichte wurden auf einen so seltenen Gegenstand gemacht, bis endlich Bobart den Betrug gestand. Man betrachtete es jedoch als ein Meisterwerk der Geschicklichkeit und stellte es als solches in dem anatomischen Museum auf, wo ich es einige Jahre nachher gesehen habe." D.

Anm. 108a. (S. 57.)

Die hier im Originale folgende Beschreibung der Turniere habe ich ausgelaßen, da dieser Gegenstand hinlänglich bekannt ist. L.

Anm. 109. (S. 60.)

Ueber Gildas vgl. Gräße a. a. O. Th. 2. Abtheil. 1. S. 239, wo die Angaben richtiger sind. Gildas starb nämlich nicht als Schulmeister zu Bangor in Wales, sondern auf der bretagnischen Insel gleichen Namens (jetzt Belle-Isle) in dem von ihm gestifteten Kloster Ruys: sieh die Vita Gildae in den Acta SS. Boll. tom. II. Jan. p. 952 ff., wo auch der Schlacht bei Cattraith keine Erwähnung geschieht. L.

Anm. 110. (S. 60.)

Auch über diesen s. Gräße a. a. O. S. 744, wo gleichfalls richtig gesagt ist, daß Nennius schon um 620 lebte, einige Handschriften seines Elogium Britaniae aber bis zum J. 845 fortgesetzt sind. Vgl. jedoch Fabricius Biblioth. Lat. Med. Aev. 5, 293. L.

Anm. 111. (S. 60.)

Ueber das Historische in der Arthursage sieh Gräße 2, 3. S. 157 ff. und San-Marte Arthursage S. 4 ff. Vgl. Villemarqué Contes pop. des anciens Bretons 1, 11 ff. L.

Anm. 112. (S. 61.)

Vgl. Anm 136 u. 142, so wie in Betreff der Sage von Ywain San-Marte, Arthursage S. 153 ff. L.

Anm. 113. (S. 61.)

Näheres über Gottfried von Monmouth und dessen Schriften s. bei Gräße, Sagenkreise S. 96 u. San-Marte Arthursage S. 10 ff. L.

Anm. 114. (S. 61.)

Ueber diese s. Gräße a. a. O. S. 103 ff. L.

Anm. 115. (S. 62.)

Gaimar schrieb vor Wace und kann ihn daher auch nicht fortgesetzt haben; s. Gräße a. a. O. 2, 2, S. 1063. L.

Anm. 116. (S. 62.)

Dieß Gedicht ist jedoch nicht von Wace, sondern von Chretien de Troyes. Vgl. weiter unten S. 110; über Wace s. ein Mehres bei Gräße Sagenkreise S. 104. L.

Anm. 117. (S. 65.)

In einem andern alten Ritterromane wird ge-

sagt, daß ein derartiger Gebrauch in Frankreich bestand. C'estoit la coustume en ce tems telle que quand une femme estoit grosse que ce n'estoit de son mari ou qu'elle ne fust mariee on l'ardoit. (L'Histoire plaisante du noble Siperis de Vinevaulx et de ses dix-sept fils). [Ueber diesen Roman s. Gräße Sagenkr. S. 380.]. Im Rasenden Roland wird diese Strafart den schottischen Gesetzen zugeschrieben (c. 4. st. 59.):

L'aspra legge di Scozia empia e severa.

Rinaldo, davon hörend, ruft unwillig aus (St. 63.):

„Verflucht sei, wer ein solch' Gesetz gegeben,
Verflucht auch sei, wer es ertragen kann;
Mit Recht stirbt die, so Grausamkeit verübt,
Nicht die, die treuem Buhlen Leben giebt."

D.

S. auch Jubinal Nouveau Recueil etc. I, 9. Später jedoch waren die Gesetze milder. Unter Ludwig dem Heiligen wurde fille noble qui s'est laissée engrosser, desheritée. In Maine und Anjou war man noch nachsichtiger; les filles qui avoient atteint vingt-cinq ans pouvoient impunément devenir enceintes. La coutume alors donnoit tort aux parents; elle supposoit que c'étoit leur faute, puisqu'ils avoient attendu si tard à marier leurs filles (sieh Le Grand Anmerkung zu dem Fabliau du voleur que Notre-Dame sauva). L.

Anm. 118. (S. 65.)

Mit dem Beinamen Ambrosius, um ihn von einem etwa hundert Jahre später lebenden Namensvetter zu unterscheiden, der den Beinamen Wyllt (Silvester) und Calidonius (od. vielleicht richtiger Celidonius (Kelidonius) von dem Walde Celydon (Kelidon) in Lincolnshire, in welchen er sich, wahnsinnig, zurückgezogen hatte) führte. Beide Merline werden jedoch häufig mit einander verwechselt. S. hierüber die von Gräße Sagenkr. S. 197 ff. angeführten Schriften u. füge hinzu San-Marte Arthursage S. 87 ff. Villemarqué Contes pop. des anciens Bretons 1, 42 ff. L.

Anm. 119. (S. 66.)

Deren Vorbild diejenige Tafel war, welche Joseph von Arimathia auf Befehl Christi errichtete, und diese glich wiederum der, an welcher Christus selbst mit seinen Aposteln das letzte Abendmahl genossen hatte; s. Merlin a. a. O. Uter Pendragons Tafelrunde wurde nachher von Arthur erneuert s. oben S. 92. Ueber die noch späteren Erneuerungen der Tafelrunde (namentlich durch Eduard den Bekenner im J. 1043) s. Gräße Sagenkr. S. 149, wo auch (S. 150 ff.) die Namen der sämmtlichen Ritter der Tafelrunde verzeichnet sind, so wie (S. 151. vgl. S. 2.) ähnliche Tafelrunden in anderen Ländern angeführt werden.

„Die runde Tafel, sagt Val. Schmidt (Wiener Jahrb. Bd. 29. S. 86.) gewährt dem, welcher die Plätze anzuweisen hat, bei gleichen Ansprüchen der Sitzenden auf den Vorrang den Vortheil, daß keiner eine Auszeichnung vor dem andern erhält als die, welche allen gemeinschaftlich wird, das Recht an der runden Tafel zu sitzen. Dieß war also auch ein äußerer Grund, welcher Fürsten bestimmen konnte, den Pares regni eine Tafelrunde zu geben. Nach Posidonius bei Athenäus Deipn. B. 4. Cap. 36. fand diese Sitte aus derselben Ursache schon bei den Galliern Statt."

Posidonius sagt in der hier von Schmidt angeführten Stelle jedoch gerade das Gegentheil, daß nämlich die im Kreise Sitzenden ihre Plätze nach Maßgabe ihres Ranges und Ansehens einnahmen, und erwähnt eben so wenig etwas von Lustgefechten, welche nach den Festgelagen folgen sollten, wie Villemarqué Contes popul. des anciens Bretons 1, 40. irrthümlich anführt. —

Dieß erinnert mich an einen sehr wahren Ausspruch Val. Schmidt's selbst, den er bei anderer Gelegenheit (zur Discipl. Cler. S. 95. Anm. *) eine irrige Angabe Dunlop's berichtigend, thut: „Wenn selbst einem so belesenen und tüchtigen Litterator wie D. dergleichen begegnen kann, so muß uns dieß vorsichtig machen bei Benützung der Notizen anderer." L.

Anm. 120. (S. 66.)

Nicht Ulfius, wie er hier bei Dunlop und auch bei Schlegel in seiner Uebersetzung des Merlin heißt. — In einem alten mythischen Gedichte des walisischen Barden Taliesin wird übrigens erzählt, daß Uter Pendragon (d. h. Uter mit dem Drachenkopfe), um Arthur zu zeugen, sich in eine Wolke (wal. gorlais) verwandelt habe. Gorlois ist aber der Name des Gemahls der Yguerne (vgl. S. 69 a.) und man sieht also, wie diese spätere übrigens auch noch walisische Darstellung entstanden ist. An Jupiter und Alkmene, wie Dunlop meint (s. oben S. 67 b.) mag sie dabei wohl nicht gedacht haben. S. Villemarqué Contes popul. des anciens Bretons 1, 18. 54, der auch ebendas. p. 51 ff. die ursprüngliche, walisische Erzählung von den oben S. 65 b ff. erwähnten zwei Drachen und deren eigentlicher Bedeutung mittheilt. L.

Anm. 121. (S. 66.)

Einige Spuren des Schlosses Tintadiel oder Tintaggel sind noch auf einer felsigen Halbinsel von furchtbarer Steilheit auf der Nordküste von Cornwall sichtbar. D.

Anm. 122. (S. 67.)

„Bald ward Roß, bald Rind, bald Vogel und bald wieder Hirsch er."

Anm. 123. (S. 67.)

Die hierauf bezügliche von Schlegel in seiner Bearbeitung des Merlin ausgelaßene Stelle s. im Auszuge bei Val. Schmidt zu den Märchen des Straparola S. 335 ff. L.

Anm. 124. (S. 67.)

La forest de Broceliand, auch Breceliand, Bre-

cilien und im Lancelot (s. oben S. 99.) la forest Darnantes genannt (d. i. der Wald des Darnant, nicht von D., wie er oben S. 82a. und 996. mehrmal heißt). Ueber diesen Wald s. die von Gräße Sagenkreise S. 199 angeführten Schriften; füge hinzu San-Marte Arthursage S. 153ff. und Villemarqué Contes popul. etc. 1, 317ff. — Der Name der Geliebten Merlin's, Viviane, lautet im Walisischen Vivlian; sieh Villemarqué a. a. O. 1, 49. L.

Anm. 125. (S. 68.)

oder genauer caledonischen d. i. celidonischen s. oben Anm. 118. Das hier im Text erwähnte Gedicht ist bis jetzt, so viel ich weiß, noch nicht vollständig gedruckt (Auszug bei Ellis Specimens of early English metr. Rom. 1, 76ff.). Thomas Wright (Essays on the Literature, Superstitions and History of the Middle Ages. Lond. 1846. vol. I. p. 203ff.) macht es übrigens wahrscheinlich, daß nicht Gottfried von Monmouth, sondern irgend ein späterer Schriftsteller (aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrh.) Verfasser der Vita Merlini ist. L.

Anm. 126. (S. 68.)

Pinkerton's Vitae Antiquae p. 200. bei Ellis Metr. Rom. 1, 222. Einige seltsame Sagen gleicher Art werden auch in des Boethius Geschichte von Schottland erzählt [l. VIII. p. 149ff. Parisiis 1574.]. D.

Man vergleiche über diesen Gegenstand, d. h. die Verbindung von Dämonen u. dergl. mit irdischen Frauen, auch noch Dobeneck Des deutschen Mittelalters Volksglauben 1, 28ff., Boaistuau Histoires Prodigieuses ch. 7.; Caesarius Heisterb. Mirac. et Hist. l. 3. c. 6. 7. 8. 9. Wolf Niederländ. Sagen zu Nr. 105, Düntzer in Scheible's Kloster V, 197ff., die Sage von der Gemahlin des Frankenkönigs Clodio sieh Grimm Deutsche Mythologie S. 364. 2te Ausg., die Geschichte vom Meerwunder in Kaspar von der Rön's Heldenbuche, Dietrich's von Bern dämonische Abstammung (im Anhang zum alten Heldenbuche) s. W. Grimm Deutsche Heldensage S. 294. Nr. 9.) und für das umgekehrte Verhältniß hier Anm. 220. (zur Gesch. vom Grafen Balduin von Flandern). L.

Anm. 127. (S. 68.)

S. 1 Mos. 6, 2. 4. Ev. Luc. 2, 46. 47. L.

Anm. 128. (S. 68.)

Vielmehr des Hasses. Es heißt nämlich St. 34:

„Denn diese Quelle war also beschaffen,
Daß jeder Ritter, wenn verliebt er war
Und daraus trank, die Liebe von sich stieß
Und die, so er geliebt, voll Haß verließ.“

Beiläufig hier noch die Bemerkung, daß bereits im Alterthume dem Flusse Selemnos eine gleiche Kraft zugeschrieben wurde; sieh Pausan. VII, 23, 2. L.

Anm. 129. (S. 69.)

„Ich auch werde der Dardaner Fahrt im rutupischen Meere
Singen, das Reich auch, das alte, der Inegen, Pandrasus' Tochter,
Brennus, Arvigarus auch, die Fürsten, den alten Belinus,
Endlich wie Britten Heimat hierauf in Armorica fanden
Auch Jogerne, durch Trug und Geschick einst Mutter des Arthur,
Den auch, der falsches Antlitz erlog und Gorleis' Waffen
Durch die List des Merlin.“

Vgl. auch Milton's Mansus v. 80ff. L.

Anm. 130. (S. 69.)

Ueber den heiligen Gral vgl. Gräße a. a. O. S. 134ff., 137ff., über den Ursprung dieser Sage dens. S. 168, (ist derselbe vielleicht indisch? vgl. Germania Bd. II. S. 265ff.) und über Wunscheldinge überhaupt Grimm's Deutsche Mythol. S. 828 u. Zusatz S. 1227ff. 2te Ausg. — Zunächst mag übrigens wohl die Idee zu dem Graal der geheimnißvollen druidischen, gleiche Eigenschaften wie dieser besitzenden Schüssel (walisisch per, daher Peredur (d. i. Perceval sieh unten Anm. 136.) wörtlich übersetzt eigentlich Schüsselsucher bedeutet) in Verbindung mit christlichen Vorstellungen entnommen sein. S. Villemarqué Contes pop. des anciens Bretons 1, 192ff., über deren Verbindung mit der Arthursage s. San-Marte Arthursage S. 59ff. und Villemarqué a. a. O., über die Verbreitung beider s. San-Marte S. 63ff. u. Gräße a. a. O. S. 163—167, so wie endlich über die Etymologie des Wortes Gral s. Gräße S. 135ff. vgl. S. 192. L.

Anm. 131. (S. 69.)

„Es ist dieß nur eine Verwechslung mit seinem Perceval le Gallois, der den Beschluß der Begebenheiten des H. Graal's enthält und zuweilen diesen Titel führt.“ Gräße a. a. O. S. 195ff. Anm. *). L.

Anm. 132. (S. 69.)

Ueber diesen Schriftsteller s. Gräße a. a. O. S. 246. Anm. *). L.

Anm. 133. (S. 70.)

In Betreff dieses nur handschriftlich vorhandenen Auszuges s. Michel p. XIII. note 17. seiner Ausg. des metrischen St. Graal (vergl. folg. Anm.). L.

Anm. 134. (S. 70.)

Jetzt ist das Gedicht, so weit es noch vorhanden, herausgegeben: Le Roman du Saint Graal publié pour la première fois etc. par Francisque Michel. Bordeaux 1841. 8. Es beginnt mit der Geburt der Jungfrau Maria, erzählt das Leben Christi bis zu seiner Höllenfahrt und soll eben, wie es scheint, zur Geschichte der Zeugung und Geburt Merlin's übergehen, bricht aber mit Vers 4018. fragmentarisch ab. L.

Anm. 135. (S. 70.)

„Aus dem lateinischen Piscator [Fischer] entstand gleichwie aus Peccator [Sünder] das französische Pecheur. Später verschmolzen in der symbolischen Person des Graal-Hüters beide Bedeutungen des Wortes. Aber ursprünglich war gemeint Piscator, nämlich St. Petrus, der indeß auch als Peccator (nach Matth. 26. Schluß) mit dem kranken Könige Pecheur in Verbindung gebracht wurde. S. Jakob Grimm Altdeutsche Wälder I, 1. Die ausführlichsten Nachrichten über ihn enthält der Roman Perceval. Indessen bedürfen auch diese noch Ergänzung aus anderen. Nach dem Tristan mußte der Hüter des Graal vom Stamme des Joseph von Arimathia in unbefleckter Keuschheit sich erhalten. Der König Pecheur, ein Nachkomme Josephs, hatte eine Pilgerin, die sich vor dem Heilthume niederwarf, mit einem Blicke des Wohlgefallens angesehen (Bibl. d. Rom. Avril 1776. I. p. 222.), da stürzte die Lanze aus seinem Arme und brachte ihm eine Wunde bei, aus der das Blut funfzig Jahre unaufhörlich floß. Nach Merlin's Weissagung sollten die Wunden des Königs und der Christenheit erst heilen, wenn ein vollendeter Ritter noch keuscher als König Pecheur gewürdigt würde, das Heilthum zu berühren und zu erhalten." Val. Schmidt in d. Wiener Jahrb. Bd. 29. S. 73; vgl. Gräße a. a. O. S. 177 u. San-Marte Leben und Dichten des Wolfram von Eschenbach 2, 417. L.

Anm. 136. (S. 70.)

Vgl. auch noch San-Marte Arthurs. S. 218ff.; was er jedoch in Bezug auf das walisische Mabinogi Peredur ab Efrawc (d. i. Peredur Sohn des Efrawc: vgl. Villemarqué Contes Popul. etc. 2, 255ff.) sagt, daß wir es nämlich als die älteste bis jetzt bekannte Quelle der Parcivalsage betrachten dürfen, ist dahin zu berichtigen, daß vielmehr dieses Mabinogi (aus dem eilften Jahrhunderte) größtentheils einem ältern geschichtlichen Volksliede der Bretonen über ihren Nationalhelden Morvan Lez-Breiz (etwa um 825 verfaßt) entnommen ist. S. Villemarqué Contes Popul. des anciens Bretons 1, 181ff. u. dessen Barzaz-Breiz. Chants Populaires de la Bretagne ed. IV. Paris 1846. vol. I. Anm. zu Nr. 12. p. 178ff. (vergl. hier Anm. 219. u. Nachtrag zu S. 83b.). Ueber die Bedeutung des Namens Peredur s. oben Anm. 130. L.

Anm. 137. (S. 70.)

Ueber den Verfasser und den Ursprung dieses Romanes s. oben S. 64. Außer den dort angeführten Werken, die sich auf den vorliegenden Gegenstand beziehen, giebt es noch eine gereimte Erzählung Percyvell of Galles, die sich in der Kathedralbibliothek zu Lincoln befand und unter der Regierung Heinrichs VI von Robert de Thornton geschrieben worden sein soll.

D.

Anm. 138. (S. 71.)

Auch in dem walisischen Mabinogi Kilhwch und Olwen reitet ersterer auf seinem Rosse in die Halle, wo Arthur eben zu Tische sitzt; sieh San-Marte Beiträge zur bretonischen u. celtisch-german. Heldensage S. 7. Es war dieß übrigens eine ganz gewöhnliche Sitte. „On voyait au moyen âge, dans la salle des chefs gallois d'énormes crampons de fer, fixés au pavé de distance en distance, qui servaient aux chevaliers pour attacher leurs chevaux, car ils y entraient souvent avec eux; quelques-uns les conduisaient même jusque dans leur chambre à coucher." Villemarqué Contes Popul. etc. 2, 288. L.

Anm. 139. (S. 71.)

Ueber diesen Keux, im Walisischen Kay genannt, der in den walisischen Sagen übrigens als ein ganz tapferer Held erscheint und in einer Schlacht hundert Feinde erlegt (vgl. auch Rom. de Jaufre p. 49b in Raynouard Lex. Rom. vol. I.), sieh Lady Guest zu den Mabinogion vol. I. p. 97, bei San-Marte Arthursage S. 168; Villemarqué Contes Popul. 1, 308ff. L.

Anm. 140. (S. 73.)

Ueber diese blutende Lanze (s. oben S. 72b.), mit welcher einer der römischen Kriegsknechte, der Sage nach Longinus genannt, in Christi Seite gestochen haben sollte s. Gräße a. a. O. S. 182 Anm. *) (woselbst Z. 4. in der Verweisung S. 140 statt 160 zu lesen ist). — Nach Villemarqué a. a. O. 1, 199ff soll auch diese blutige Lanze gleich dem Graal (s. oben Anm 100.) aus einer Vermischung späterer christlicher Ideeen mit älteren und zwar aus jener andern „blutigen Lanze" herstammen, welche ursprünglich bei den eingeborenen Britten ein Symbol ihres blutigen Kampfes und des auf demselben geschworenen ewigen Hasses gegen die eingedrungenen Sachsen gewesen sei. Daher die berühmte Weissagung Taliesins: „Das Land der Longrier (d. i. England) wird durch die blutige Lanze untergehen," und fünfhundert Jahre später war sie in Frankreich noch nicht vergessen, so daß ein französischer Dichter um 1160, von dieser lance qui saigne sprechend, sagt:

Il est écrit qu'il est une heure
Où tout le royaume de Logres
Qui jadis fut la terre aux ogres
Sera détruit par cette lance.

Wenn Villemarqué Recht hat, so könnte man mit dieser ältern Blutlanze auch das feurige Kreuz (auch Crean Tareigh oder Kreuz der Schande genannt) vergleichen, welches angebrannt und in Blut gelöscht wurde (s. Walter Scott Lady of the Lake C. III., und dazu Note 1.). Dieses feurige Kreuz entspricht den herör und bodkefli der Skandinaven. Noch näher jener blutigen Lanze käme die fetialis hasta ferrata aut praeusta der Römer bei Kriegsankündigungen. Livius 1, 32. Ueber sonstige Bluteide und Blutbund-

nisse s. Grimm Geschichte der deutsch. Sprache S. 135ff. — Die oben erwähnte silberne Schüssel diente zum Zudecken des h. Graal, wie dieß der Roi Pecheur selbst erklärt, war also eine Art Patene. L.

Anm. 141. (S. 73.)

Die Genueser jedoch rühmten sich im Besitze des heiligen Graals zu sein, welchen sie bei der Eroberung Jerusalems, im Anfange des eilften Jahrhunderts als Beuteantheil erhalten zu haben vorgaben. Jehan d'Autun erwähnt, daß diese Relique Ludwig XII bei seinem Besuche in Genua im J. 1502 vorgezeigt wurde (S. Chroniques de Louis XII). D.

Mehr über diesen genuesischen Graal sieh bei Gräße a. a. O. S. 138ff. L.

Anm. 142. (S. 74.)

Lancelot d. i. l'ancelot Dimin. von ancel, Diener, ist die französ. Uebersetzung des walis. mael, welches das nämliche bedeutet und zugleich Eigenname eines walis. Häuptlinges ist, dessen Geschichte der des Lancelot zu Grunde liegt. Sieh Villemarqué Contes popul. etc. 1, 65ff.; vergl. San-Marte Beiträge zur bretonischen u. s. w. Heldensage S. 93ff. — In Betreff der Geliebten Lancelot's ist zu bemerken, daß Arthur eigentlich drei Frauen sämmtlich des Namens Genevra (walis. Gwennivar oder Gwennhwyar) hatte, von denen die letzte die Heldin des Romans ist. S. Villemarqué Contes popul. etc. 1, 310. L.

Anm. 143. (S. 75.)

Auch Mordred, Modred und Medrawd genannt. „Mordred heißt bald des Arthur's Neffe, bald sein Bastard. Den Grund davon lesen wir im Giglan a 2 vers. Son propre fils naturel qu'il avoit engendre en sa soeur avant quelle fust mariee, car *il ne scavoit pas* [vgl. jedoch unten Anm. 187.], quelle fust sa soeur lequel avoit nom Mordret etc.“ Val. Schmidt Wien. Jhrb. Bd. 29. S. 103. Geschichtlich war jedoch Medrawd, Arthurs Neffe und verdiente keineswegs die Schmach, mit welcher sein Charakter von seinen Landsleuten gebrandmarkt worden ist, weil ihr Liebling, Arthur, im Kampfe gegen ihn fiel. Denn einerseits gab Letzterer selbst durch eine seinem Neffen angethane Beschimpfung Anlaß zu dem Kriege, andererseits spricht eine der walisischen Triaden von Medrawd's sanfter Gemüthsart, seiner Gutmüthigkeit und anziehenden Unterhaltungsgabe und erklärt, es wäre schwer gewesen ihm irgend etwas abzuschlagen. S. Turner History of the Anglo-Saxons B. III. ch. 3. Uebrigens ist das verwandtschaftliche Verhältniß zwischen Arthur und Mordred in der Sagengeschichte nicht alleinstehend. „Siegmund zeugt den Sinfiötli (nach der Völsunga-Saga) mit seiner Schwester (Signe), ohne sie zu kennen, denn sie hatte eine fremde Gestalt angenommen; und da er deshalb nicht nur sein Sohn, sondern auch sein Schwestersohn ist, so läßt sich der Ausdruck Oheim und Neffe in dem angelsächsischen Gedichte (dem Beowulf nämlich) erklären.“ W. Grimm Deutsche Heldensage S. 16. L.

Anm. 144. (S. 76.)

Und in Handschriften; s. Paulin Paris Manuscrits Français du la Bibl. du Roi 1, 146ff. L.

Anm. 145. (S. 76.)

Warton 1, 37. (London 1824) sagt vielmehr: dem Originale von Malory's Morte Arthur, ohne jedoch anzugeben, welches Werk er dafür hält. L.

Anm. 146. (S. 76.)

„Diejenigen, welche die Welt der Romantik nicht genauer kennen, dürfen diesem Werke [Malory's Morte Arthur] kein vollkommenes Zutrauen schenken, da es die Abenteuer unrichtig darstellt und den Charakter Sir Gawain's und anderer hochberühmter Ritter der Tafelrunde verleumdet. Es ist jedoch ein sehr interessantes Buch in vortrefflichem alten Englisch geschrieben und voll hohen Rittersinnes:“ Walter Scott, Sir Tristrem Introd. No. II. s. f. Die oben im Texte bald nachher besprochene Fee Morgana „bedeutet auf bretonisch so viel als Meerfrau (von mor, Meer und gwen, splendens femina)“ s. Grimm D. Myth. S. 384. Anm. 2te Ausg. — Dagegen sagt Villemarqué Contes popul. etc. 2, 127ff. Anm. IX. (zu ebend. p. 39.): „Morgan Hud, le médecin en chef (nämlich Arthur's). Ce personnage, dont les traditions celtiques et, d'après elles, tous les romanciers de l'Europe au moyen âge, ont raconté l'histoire sur tous les tons, semble apparaître ici sous son jour véritable. Son nom, qui peut s'appliquer aux êtres des deux sexes, aide à comprendre par quelle méprise les chanteurs populaires bretons, et leurs imitateurs, en ont fait une femme: le sobriquet de Hud (*industrieux*, par extension *enchanteur* et *enchanteresse*) qui repond exactement au mot *faé*, fée, dans la langue romane („En celuy temps estoit appelé *faé* cil qui s'entremettoit d'enchantements .... et moult en estoient pour lors principalement en la Grand' Bretaigne:“ Roman de Lancelot du Lac), joint à sa qualité de médecin, explique l'origine de sa renommée fabuleuse“ etc. L.

Anm. 147. (S. 77.)

„Nach dem Auszuge des Perceforest in den Mélanges t. d'une gr. Bibl. T. XII p. 141. erhielt das Königreich Leonnoys seinen Namen bei dem glänzenden Turniere des Perceforest, wo Lyonnel von Glar König des unheimlichen Gebietes des Zauberers Darnant wurde. Im Perceforest selbst vol. 4. fol. 6. vers. col. 1. aber begleitet Perceforest das Geschenk nur mit den Worten: „Hiemit gebe ich euch das ganze Land, welches Darnant der Zauberer hatte und das ich früher eroberte, und will, daß es zu eurem Königreiche gehöre, welches genannt werden soll

eurem Namen zu Ehren das Königreich Lyonnel." Wichtiger ist eine andere Stelle im Perceforest vol. 3. Cap. 16 Schluß. f. 37. v. col. 2.: „Es wurde das Königreich Lyonnel genannt, denn er war dessen erster König. Und es gieng von Erbe zu Erbe bis Meliadus König davon wurde." Vgl. Schmidt Wien. Jahrb. Bd. 29. S. 98. L.

Anm. 148. (S. 77.)

Diese Vorrede zum Meliadus (in welcher übrigens statt Brut vielmehr Bret d. i. Tristan zu lesen ist: s. Paulin Paris Manuscr. etc. 2, 346. 352. cf. 1, 140.) gehört jedoch eigentlich zu Giron le Courtois und ist jenem in den gedruckten Ausgaben nur deswegen vorgesetzt worden, weil beide Romane in ihrer ursprünglichen Fassung ein Ganzes unter dem Titel Palamedes bildeten, dessen Verfasser Hélie de Borron war. Rusticien machte hieraus einen Auszug, welcher von den Abschreibern und Herausgebern wiederum verstümmelt und endlich von letztern in die zwei Romane Meliadus und Giron getheilt wurde; sieh Paulin Paris a. a. O. 3, 58. 64. L.

Anm. 149. (S. 77.)

Dieser Ritter wird jedoch in dem folgenden Auszuge gar nicht und in dem Originalromane nur sehr wenig erwähnt; s. Paulin Paris a. a. O. 2, 351. L.

Anm. 150. (S. 79.)

Ueber einen andern jedoch nicht in den Kreis der Arthursage gehörigen halb mystischen Ritterroman Meliadus chevalier de la Croix sieh Gräße S. 211. Anm. L.

Anm. 151. (S. 80.)

Da Hélie de Borron, der Verfasser des ursprünglichen Palamedes und daher auch des Meliadus (s. Anm. 148.), den von Luces de Gast nicht vollendeten Tristan beendigte (sieh Paulin Paris a. a. O. 1, 137 ff.), so ist Walter Scott's Meinung wenigstens theilweis richtig. L.

Anm. 152. (S. 80.)

Sieh Warton 1, 118. Note o (ed. 1824); er führt eben nur diesen Titel an, ohne eine weitere Meinung auszusprechen. L.

Anm. 153. (S. 80.)

Marc d. i. Pferd (cf. Paus. X, 19, 6.), weil er Pferdeohren hatte. — Von ihm und seinem Barbiere wird in walisischen, irischen und bretonischen Sagen ungefähr das Nämliche erzählt, was sonst von Midas; s. Villemarqué Contes popul. etc. 1, 99 ff. u. vgl. (Jakob Grimm) in den Götting. Gel. Anz. 1824. Stück 12. S. 118 ff. L.

Anm. 154. (S. 80.)

Im Perceforest vol. III. ch. 2. p 37. wird der Name Tristan erklärt durch né en tristesse. Im Walis. jedoch bedeutet er eigentlich unruhig, stürmisch; s. Walter Scott in der Einl. zu Sir Tristrem p. 10. (Paris 1838) u. Villemarqué Contes pop. etc. 1, 82, welcher letztere überhaupt p. 76 ff. die walisische Grundlage dieses Romans nachweist. — Morhoult heißt im walisischen Marthölouc'h u. Brangian heißt Brongwen. L.

Anm. 155. (S. 83.)

Im Mittelalter studierten viele Quacksalber, meist Italiener, an der jüdischen Universität zu Salerno die Heilkunde. Sie zogen gewöhnlich, wenn sie diese verließen, in Begleitung eines Hanswurstes oder Lustigmachers in Europa umher, indem sie ihre Reisekosten mit der Bezahlung für ihren ärztlichen Beistand bestritten. D.

Anm. 156. (S. 84.)

Dieser Roman stimmt in seinen Einzelheiten mit einem sehr seltenen italienischen Gedichte von Nicolò Agostini, dem Fortsetzer Bojardo's, überein, welches im J. 1520 zu Venedig unter folgendem Titel erschien: Il secondo e terzo libro de Tristano, nel quale si tracta come Re Marco di Cornovaglia trovandolo un giorno con Isotta l'uccise a tradimento e come la ditta Isotta vedendolo morto di dolore mori sopra il suo corpo („Das zweite und dritte Buch von Tristan, worin erzählt wird, wie König Mark von Kornwall ihn eines Tages bei Isotta fand, verrätherischer Weise tödtete und wie Isotta bei dem Anblicke seines Leichnams auf demselben vor Schmerz verschied"). D.

Anm. 157. (S. 94.)

So sagt nämlich Graf Tressan Bibl. d. Rom. 1776. Avril p. 161. Jedoch „weder bei Boccaccio noch im Heptameron der Königin von Navarra, noch in den Contes, Nouvelles et joyeux Devis ihres Kammerdieners, des Bonaventura Despériers, so weit wir die letztern aus der Uebersicht in der B. d. Rom. 1775. Decembre p. 111—170. kennen, haben wir diese Erzählung gefunden. Tressan muß hier etwas verwechselt haben:" Vgl. Schmidt Balladen und Romanzen der deutschen Dichter u. s. w. Berlin 1827. S. 112 ff. — Auch in dem Originalwerke des Bonaventura Despériers, welches ich nachgesehen, steht nichts Hierhergehöriges. L.

Anm. 158. (S. 85.)

„Nach Anderen ist dieser Schwank auch in den Lancelot vom See aufgenommen, aber gewiß nicht in den in Prosa aufgelösten Roman." Vgl. Schmidt Balladen und Romanzen u. s. w. S. 113. Anm. L.

Anm. 159. (S. 85.)

Dieß so wie das Fabliau du Mantel Mautaillé sind zum ersten Male herausgegeben von Francisque Michel bei Ferd. Wolf, Ueb. die Lais rc. S. 327 ff. L.

Anm. 160. (S. 86.)

Eine derartige mythologische Fabel wird nirgends in Betreff der stygischen Quelle erzählt und es mögen wohl Dunlop Stellen wie Achilles

Tatius VIII, 12, Eustathius Ismenias und Ismene l. XI. u. drgl. vorgeschwebt haben. L.

Anm. 161. (S. 86.)

Jedoch nicht im Longus und auch nicht im Antonius Diogenes. L.

Anm. 162. (S. 86.)

Chariklea so wie Ismene jedoch öffentlich; s. oben S. 11 u. 33. L.

Anm. 163. (S. 86.)

Unter den dreizehn kostbaren Dingen der Insel Britannien (deren Verzeichniß bei San-Marte, Beiträge zur bretonischen u. s. w. Heldensage S. 62.) wird auch der Mantel des Tegau Eurvron aufgezählt, welcher in seinen Eigenschaften dem oben erwähnten kurzen Mantel entspricht. Andere Nachweise über diese Proben der Tugend und Treue s. bei Gräße S. 184 ff. Anmerk. II. v. d. Hagen Gesammtab. III. S. LXXXIX ff. und die dazu gehörige Berichtigung. Ein hierher gehöriges älteres deutsches Volkslied ist angeführt in Mone's Anzeiger 8, 354. Nr. 1. vgl. S. 378. Nr. 165, wo aber zwölf Männer (Könige) die Probe ehelicher Treue nicht bestehen können und eine Krone das Prüfungsmittel ist. — Bei Basile III, 4. (s. oben S. 407 ff.), und in Flore u. Blancheflur finden wir wieder eine Probe der Jungfräulichkeit und zwar bei Erstern durch Ringe, in Letzterm durch Ueberschreiten eines Baches; s. Flecke's Gedicht V. 4462 ff. — Sieh auch noch oben S. 201 b u. 287. (zu Bandello I, 21.); Grimm Rechtsalterth. S. 932. L.

Anm. 164. (S. 91.)

„Dunlop wirft den Verfassern der Bibl. d. Rom. hier die abgeschmackteste Leichtgläubigkeit (the most absurd credulity) vor, daß sie der Versicherung des Verfassers Glauben beimessen, einer der Sire Clercs oder Annalisten der Tafelrunde habe den Roman verfertigt. Aber der ganze Ton des Auszuges in der Bibl. d. R. lehrt, daß Dunlop den Franzosen hier zu viel thut. So leichtgläubig sind sie in diesem Punkte nicht. Sie meinen es nicht ernsthaft. Der feierliche Ton ihrer Ironie macht die Sache noch mehr pikant und lächerlich. Wichtiger ist die Berichtigung in den Mélanges tir. d'une gr. Bibl. daß die Statuten der Tafelrunde in der Bibl. d. Rom. in keiner der Ausgaben des Romanes von Artus sich befinden, sondern in einem der letzten Theile des Amadis, im zweiten Bande des Sonnenritters vorkommen:" Schmidt Wien. Jahrb. Bd. 29. S. 104. L.

Anm. 165. (S. 91.)

Dieser König Ryon und sein Mantel wird auch erwähnt in einer walisischen Legende: sieh San-Marte Beiträge zur bretonischen u. s. w. Heldensage S. 60. und bei Gottfried von Monmouth Hist. Reg. Brit. X. c. 3.; auch im Merlin P. II fol. 105, so wie im Roman de Brut v. 11957 ff., wo der König Riton (bei Gottfried Rython) u. im Chevalier aux deux Epées, wo er Ris heißt (s. Leroux de Lincy zu dieser Stelle des Brut) ist von Beiden die Rede. L.

Anm. 166. (S. 93.)

„Mordred und seine Verbündeten nahmen unter ihre Heerhaufen auch Sarazenen. Dieß halten wir für den wichtigsten Punkt des Ueberganges in den folgenden Sagenkreis. In den frühern Romanen der Tafelrunde sind Sachsen, nicht Sarazenen, die äußeren politischen Feinde des Artus." Val. Schmidt Wien. Jahrb. Bd. 29. S. 103. Vgl. Gräße S. 242. Indeß sind unter den Sarazenen doch immer nur Sachsen zu verstehen, da die Romanschreiber alle Heiden ohne Unterschied mit diesem Namen bezeichneten. Sieh Walter Scott Minstrelsy of the Scottish Border vol. I. p. 270. Note I. ed. Baudry (On the Fairies of Popular Superstition sect. III.) und Percy Reliques etc. die Anmerkung zur Ballade King Estmere (Series I. B. 1.). So werden auch in dem King Horne die heidnischen Dänen „Sarazenen" genannt; s. Thomas Wright St. Patrick's Purgatory p. 14. Lond. 1844.; und in der Chanson des Saxons sind die Sachsen gleichfalls Anbeter Mahomeds. L.

Anm. 167. (S. 93.)

Aehnliches findet sich auch in anderen Sagen: s. Grimm Deutsche Myth. S. 903 ff. 2te Ausg.; Gräße S. 341. Anm.*), wozu noch hinzuzufügen die bretonische Sage über Morvan Lez-Breiz (s. Villemarqué Barzaz-Breiz vol. I. No. 12.; vgl. oben Anm. 136.), die nordamerikanische von Rip van Winkel, in W. Irvings Sketch-Book, die spanische in Betreff Boabdil-el-Chico's, worüber s. desselben Alhambra. Wanderung durch die Berge; so wie das, was die Berl. Vossische Zeitung vom 2ten März 1849, erste Beilage, im folgendem interessanten Aufsatze mittheilt:

„Ein falscher Joseph II.

Die Bohemia enthält folgendes Curiosum: Das Volk ist gegen seine Wohlthäter und Helden nie undankbar und bewahrt das Andenken seiner Lieblingsmänner tief und mit unauslöschlichen Zügen im Herzen. Ja es kann sich kaum an den Gedanken gewöhnen, seine erklärten Lieblinge aus dem Kreise der Lebenden geschieden zu wissen; Jahrhunderte lang tröstet es sich oft mit dem Gedanken, jene leben noch und werden, wenn das Land in Nöthen, wieder kommen und Hülfe bringen. Wer kennt nicht die Sage von Kaiser Friedrich Barbarossa, welcher einem Steinbilde gleich mitten im Kyffhäuser Berge an einem steinernen Tische sitzt, indeß sein langer rother Bart in mächtigen Windungen um die Tischbeine wächst? Die Serben leugnen, daß ihr siegberühmter Verkämpfer Kraljević Marko gestorben sei; sie versichern, er sei noch am Leben und schlafe in einer Höhle der Sumadia, bis einst die Stunde der Befreiung Serbiens schlägt. Man sagt von ihm, er habe sich, als er die Wirkung des ersten Feuer-

gewehres gesehen — wehklagend, daß List über Muth gesiegt und Heldenmuth und Tapferkeit nichts mehr zählen, indem der feigste Schwächling den stärksten, todesmuthigsten Recken aus schnödem Hinterhalte in den Sand strecken könne — selbst nach jener Höhle begeben. Dort schlafe er noch jetzt, zu den Füßen seines Pferdes gelagert, das aus goldener Futterschwinge grünes Moos frißt; sein Handzar hänge, vom Roste unangetastet, an der Wand. In der Stunde der Entscheidung wird der Handzar von der Wand fallen und durch das Geräusch des Falles den Helden erwecken, der aufstehen und die Serben frei machen wird. Das gläubige Landvolk in Mähren hofft noch immer auf die Wiederkehr des verlorenen Fürstenkindes Jecminek, wie der böhmische Landmann sehnsuchtsvoll St. Wenzel und seine Schaaren und das Erwachen der Schläfer im Berge Blanik erwartet. Als die Trauerkunde vom Ableben des großen Volksfreundes Kaiser Joseph II erscholl, fand sie in Böhmen viele Ungläubige, die steif und fest behaupteten, Joseph sei nicht todt, die Pfaffen hätten ihn aus Wien entführt und hielten ihn in einem unterirdischen Kerker zu Rom gefangen; in der Kapuzinergruft zu Wien aber liege statt des Kaisers Leiche sein bloßes Bild aus Wachs. Jahre lang kursierten Gerüchte in Böhmen, Pilger haben unfern von Rom einen dürftig gekleideten silberhaarigen Greis gesehen, der ihnen gesagt, er sei Kaiser Joseph II, aus der Gefangenschaft heimkehrend und eben auf der Reise in seine Staaten begriffen. Wie verbreitet und eingewurzelt dieser Glaube noch vor zwei Jahrzehnten war, dürfte u. A. folgender tragi-komischer Vorfall beweisen, der sich in der Nähe unserer Hauptstadt zutrug. Im Jahre 1826 tauchte plötzlich in Prags nächster Umgebung das Gerücht auf, Kaiser Joseph befinde sich in Kunradic. Ein Vagabund aus Resowic, Namens Kulbanka, gieng weit und breit herum, für den wieder erschienenen Kaiser zu agitieren und wußte von den gläubigen Seelen, deren er nicht wenige fand, ansehnliche Geldbeiträge zu erschleichen. Sein eifrigster Mithelfer war Mathias Prchal, Bauer aus Russin, der wirklich fest überzeugt zu sein glaubte, Kaiser Joseph befinde sich zu Kunradic und werde vom dortigen Ortsgerichte in Haft gehalten. Kulhanka hatte ihm weiß gemacht, es sei eine bedeutende Summe zur Auslösung der gefangenen Majestät nöthig, die ihm der leichtgläubige Bauer Prchal wirklich mit aufzutreiben behülflich war. Vom Russiner Schmidmeister Wenzel Linkart, welchen Prchal völlig in sein vermeintliches Staatsgeheimniß eingeweiht hatte, erhielten sie zu diesem Zwecke eine hundertguldige Banknote. Bald darauf brachte jener Gauner einen alten, siechen Mann in den Bauernhof Prchal's zu Russin und machte sich mit dem erhaltenen Gelde eilig aus dem Staube. Der falsche Kaiser Joseph ward bald nach seiner Ankunft in Russin krank und starb zum nicht geringen Leidwesen seiner aufopfernden Befreier, welche ihre hochfahrenden, weitausgreifenden Pläne mit einem Male vernichtet und ihr schönes Geld verloren sahen. Immer noch ahnten die guten Leute die erfahrene grobe Täuschung nicht; sie konnten sich an der Leiche des unbekannten Greises gar nicht satt sehen und zeigten sie, ehe der Sarg verschlossen und auf den Kirchhof zu Libos getragen wurde, mehren in das Geheimniß eingeweihten Nachbarn mit der Bemerkung: „Fürwahr, das ganze Gesicht, insonderheit aber die Nase hat die unverkennbarste Aehnlichkeit mit dem Kopfe des Kaisers auf den Münzen!“ Erst zehn Jahre nachher kam der Bauer Prchal und Schmid Linhardt zur Besinnung und der Jünger Tubalkain's hieng Prchal einen Prozeß an den Hals, um den zur Bewirkung der Auslösung des in Kunradic angeblich verhafteten Kaisers Joseph vorgestreckten Betrag von 100 Gulden ersetzt zu bekommen.“ Fd. [Fidicin].

Ueber Kaiser Joseph sieh auch P. A. Pfizer Briefwechsel zweier Deutschen S. 335.; vergl. noch Maßmann, Kaiser Friedrich im Kyffhauser. Quedlinburg u. Leipzig 1850 und zur Kaiserchronik B. 17,400 ff. L.

Anm. 168. (S. 93.)

Explan. in prophet. Merlini l. III. c. 26. — „Ja, nach Juan del Castillo (Historia de los Reyes Godos que uinieron á España p. 365. Madrid 1624.) gieng das Gerede, Philip II habe sogar müßen bei der Vermählung mit Maria von England schwören, seine Ansprüche auf die englische Krone aufzugeben, im Falle König Artus einstmals wiederkommen sollte. Man vergl. Don Quijote I. Cap. 13. und die Anmerk. daselbst:“ Val. Schmidt a. a. O. S. 79. L.

Anm. 169. (S. 93.)

Turner, History of the Anglo-Saxons B. III. ch. 3. hält die Auffindung des Grabes Arthurs für wahr; die Inschrift war demnach nicht die oben angeführte:

„Hier ruht Arthur, der König einst war und König einst sein wird,“

sondern vielmehr:

Hic jacet sepultus inclytus rex Arthurus in Insula Avallonia.

(„Hier auf der Insel Avallon liegt der berühmte König Arthur begraben“). Sieh auch Gräße S. 161 ff. — Ueber diese Insel selbst s. ebendas. S. 133. Sie hieß auch Glastonbury (Glaseiland); sieh über diesen Namen Grimm Kindermärchen B. III. S. 48. — Wenn man übrigens im Walisischen für „sterben“ sagte „sich im Glashause einschiffen“ (s. Villemarqué Contes popul. etc. 1, 50.), so hängt diese Ausdrucksweise sowohl mit dem Ueberfahren der Leichen und Seelen (Grimm D. Myth. S. 790 ff. 2te Aufl.), als mit dem Glasberg (ebend. S. 796. Anm.; vgl. S. 781 Anm. u. den Nachtrag S. 1225.) u. der in Rede stehenden Glasinsel zusammen. — Ueber die Todeswunde Arthur's, durch welche, der Sage nach, die Sonne schien, vgl. Grimm Rechtoalt. S. 95. L.

Anm. 170. (S. 93.)

Dieß ist die sogenannte Arthursjagd (Arthur's Chace) ähnlich dem *wilden Jäger* in Deutschland, über welchen vgl. Gräße S. 64. Anm.**) Grimm D. Myth. 2te Ausg. S. 871—902. (wo zu S. 887 Anm.**) auch noch auf den im Staate Neu-York umgehenden kopflosen „hessischen Reiter (Hessian trooper) in Washington Irving's Sketch-Book (the Legend of Sleepy-Hollow), zu S. 893 auch auf Pausan. I, 32. §. 3. und zu S. 895 auf Villemarqué Barzaz-Breiz vol. I. No. 8. cf. Anm. Nr. 24. hinzuweisen ist) und Schwartz im Schulprogramm des Friedrich-Werderschen Gymnasiums zu Berlin f. 1850. S. 8 ff., so wie über Arthur's Verwandlung in einen Raben Gräße S. 162. (Warum *Herodias* mit der *wilden Jagd* in Verbindung gebracht wird s. bei Grimm a. a. O. S. 260 ff. u. Bock, L'Amphithéatre de Constantinople. Bruxelles 1849. p. 55 Anm. (Ausz. aus dem tome XV. No. 11. des Bulletins de l'Acad. Roy. de Belgique).
L.

Anm. 171. (S. 94.)

Eine gleiche Anspielung hat auch Balbuena in seinem epischen Gedichte El Bernardo C. V. st. 17. 18. L.

Anm. 172. (S. 95.)

„Wir können dem Dunlop darin nicht beistimmen, daß der Held *vor* der Zeit des Artus gedacht werde... Fol. 16. r. col. 2. nicht weit vom Anfange stoßen die Waffenbrüder Giron der Adelige und Danayn der Rothe auf Creux [lies Keux], den Seneschal des Artus und auf Ywain, einen bekannten Ritter der Tafelrunde. Hier dachte sich offenbar der Romancier den Giron gleichzeitig:" Val. Schmidt Wien. Jahrb. Bd. 29. S. 105 ff. L.

Anm. 173. (S. 95.)

Sieh jedoch oben Anm. 148. — Gräße, welcher S. 240 sagt, daß Dunlop aus dem Prologe des Giron folgere, es habe ein versifizierter Roman zu Grunde gelegen, muß sich irgendwie geirrt haben, wie aus dem Obigen hervorgeht.
L.

Anm. 174. (S. 95.)

„Will man sich bei dem Worte *adelig* einen Mann denken, der ebenso edel von Sinnesart und Sitten als von Geburt ist, so drückt es den ganzen Sinn des altfranzösischen *courtois* aus:" Wieland, Vorrede zu Gyron dem Adeligen.
L.

Anm. 175. (S. 96.)

„Diesen Kernspruch theilt selbst Dunlop entstellt mit. Er lautet wörtlich fol. 40. vers. col. 1.: Loyaulte passe tout et faulcete se honnit tout et decoit tous hommes dedans qui elle se heberge. Als wenn der Verfasser geahnet hätte, daß man später diese Inschrift verändern würde, setzt er warnend hinzu: „und es war darauf nicht mehr noch weniger eingeschrieben" (et ny avoit ne plus ne moins en escript): V. Schmidt a. a. O.
L.

Anm. 176. (S. 98.)

Im Romane fällt jedoch *Porrex* (der jüngere Bruder) in der Schlacht. L.

Anm. 177. (S. 102.)

„Die bloße Versicherung Warton's ist unbestimmt und ohne Autorität:" V. Schmidt a. a. O. S. 110. L.

Anm. 178. (S. 102.)

„Der Verfasser der Dedikation unterscheidet sich am Schlusse seiner Anrede nur: Der Diener (le serviteur). Das große Werk selbst aber rührt von einem Bessern her, als von diesem großredenden Vorredner.... Aber wie und durch wen die Geschichte des Perceforest ihm in die Hände gekommen ist, das verschweigt er, nennt indeß zum Ueberflusse andere Männer, welche den unsterblichen Ruhm der französischen Heroen gefeiert hätten... darunter *Jean Marot*, starb um 1523 u. a. m. Dieß beweist, daß die Dedikation des Herausgebers zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts geschrieben ist. Aber die Geschichte selbst? Hier mögen Andere Wahrheit und Dichtung sondern:" Val. Schmidt a. a. O. S. 111. L.

Anm. 179. (S. 103.)

„Utterson [der Herausgeber der History of the valiant Knight Arthur of little Britain, a romance, translated by Lord Berners. New ed. London 1814] setzt die Abfassung des französischen Originales in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, ehe Johann der Dritte, Herzog von Bretagne, zum Herzogthume gelangte... Wir überlaßen es Andern, die Gründe zu erwägen und zu entscheiden. Nur darf Tressan's Auszug dabei ja nicht benutzt werden, dessen unglaubliche Abweichungen vom Romane Utterson in der Vorrede nachgewiesen hat:" V. Schmidt a. a. O. S. 124. L.

Anm. 179a. (S. 106.)

Auch in der Geschichte von den vier Haimonskindern (c. 23 des franz. Volksbuches) wird Kaiser Karl durch Malagis (Maugis) auf fast gleiche Weise in die von ihm belagerte Burg Montalban versetzt. — Ueberhaupt scheint die Figur des *Meister Stephan* der des *Zauberers* Malagis im Allgemeinen entliehen zu sein. L.

Anm. 180. (S. 107.)

Beispiele dieser Art des Verliebens (nämlich im Traume) sind jedoch in den romantischen Dichtungen keineswegs selten. Denn abgesehen davon, daß schon *Athenäus* (p. 575.) sagt: „Man darf sich aber nicht wundern, wenn einige Personen sich vom Hörensagen verliebt haben, da der Mytilenäer Chares im zwölften Buche seiner Geschichte Alexander's berichtet, daß Manche sich in Personen verliebten, die sie nie anders als im Traume gesehen," und alsdann aus dem genannten Chares eine sich hierauf beziehende ächt romantische Geschichte mittheilt (vgl. auch Lucian im Hermotimus §. 73. in Betreff der *Medea*,

vgl. Hygin. Fab. No. 20.), so finden sich noch andere hierher gehörige Beispiele im Amadis von Griechenland (s. oben S. 155 a.), im Palmerin von Oliva (s. oben S. 161 b.), in dem Romans des Sept Sages (v. 4218 ff. ed. Keller), in dem Fabliau du Chevalier à la Trappe (s. oben S. 197 b.), (vgl. auch Nibelungenlied St. 13 ff.) u. s. w. Ja, diese Art des Verliebens war in den Ritterbüchern so gewöhnlich, daß Chaucer sich darüber lustig zu machen scheint (s. Rime of Sire Thopas v. 13717 ff.) Auch bei den morgenländ. Dichtern finden sich dergleichen Beispiele; so verliebt sich bei ihnen Suleicha (d. i. Potiphars Frau) in Jussuf im Traume (vgl. Fortlage Vorlesungen über die Gesch. der Poesie S. 200.), ebenso Kamrup in Kala und diese in jenen (sieh Les Aventures de Kamrup par Tahcin Uddin, trad. de l'Hindoustani par Garcin de Tassy (Oriental Transl. Fund) ch. 3 u. 4.) u. s. w. Wenn daher Dunlop seine Meinung, daß Spenser sich den Artus de la Bretagne zum Vorbilde genommen, nur auf ihre Uebereinstimmung in dem in Rede stehenden Umstande gründet (s. oben S. 108 b), so kann man ihm darin keineswegs beistimmen.
L.

Anm. 181. (S. 108.)

Ganz Aehnliches wird auch von Anderen erzählt; s. Scheible's Kloster Bd. V. S. 190 ff.; vgl. S. 168 ff.; auch hier zu Boccaccio G. X. Nov. 5. Diese Zaubergärten waren wahrscheinlich warme Treibhäuser; sieh Scheible a. a. O. Bd. V. S. 191. Anmerk.; Humboldt's Kosmos 2, 130.
L.

Anm. 182. (S. 110.)

„Giglan [deutsch „Wigalois oder der Ritter mit dem Rade," über welchen Beinamen s. Grimm D. Myth. 2te Ausg. S. 827. Anm.*)] verdient weit mehr als der kleine Artus und Cleriadus den Beschluß zu machen unter den Romanen der Tafelrunde; die Bibl. des Romans hat ihn nur später aufgeführt als jene zwei, weil früher kein Exemplar davon aufzutreiben war. Sie nennt ihn le plus rare et le plus introuvable de tous ceux de la Table Ronde. Hier finden wir noch den König selbst und seine ganze Hofhaltung, seinen Seneschal, seine Gewohnheiten und Gelübde und jene Ritter der Tafelrunde in dem ihnen durch die Tradition beigelegten stehenden Charakter. Noch ist hier der Raum der Abenteuer und Thaten, das freie romantische Land mit seinen Einöden und Forsten, durchzogen von Rittern, Riesen und reitenden Fräulein, geschmückt mit Zelten, Bergfesten, Strömen, Brunnen und dergleichen. So sind auch die vielen Zaubereien im Geiste der früheren Bücher der Art, z. B. des Merlin:" Val. Schmidt a. a. O. S. 125.
L.

Anm. 183. (S. 110.)

Jetzt indeß die oben unter Nr. 3 u. 5. angeführten metrischen Erzählungen; s. Gräße S. 215 u. 250 θ.
L.

Anm. 184. (S. 110.)

Vgl. Gräße S. 249 ζ und über das auf denselben Gegenstand bezügliche Mabinogi Geraint ab Erbin: s. Villemarqué Contes popul. etc. 1, 156 ff. 2, 329 ff; San-Marte Arthursage S. 321 ff; Götting. Gel. Anzeig. 1843. Nr. 101. S. 1007.
L.

Anm. 184 a. (S. 110.)

S. oben S. 75 ff. Seitdem ist erschienen Le Roman de la Charrette d'aprés Gautier Map et Chrestien de Troies publié par le Docteur W. J. A. Jonckbloet. La Haye 1850, worin der versifizierte Roman des Chrestien de Troies und Godefroi de Leigni so wie die in Gautier Map's Lancelot enthaltene Prosabearbeitung herausgegeben sind.
L.

Anm. 185. (S. 111.)

Soll wohl heißen „Sklaven;" sieh Gellius 5, 14. (zu dieser Geschichte vgl. Robert Fabl. Inéd. 2, 473.). In den Gesta Roman. No. 104 ist es freilich ein Ritter. — Val. Schmidt Märchen des Straparola S. 342 ff., führt ähnliche Geschichten von treuen Löwen an; füge hinzu die Chronique du bon chevalier Gilles de Chin. ch. 32, die Sage von dem Ritter Godefroi de la Tour (poetisch bearbeitet von Friedrich Kind: der Löwe) und einige hierher gehörige Legenden in Mone's Anzeiger 8, 351. Nr. 64. — Ueber Ywain, walis. Owenn s. außer den oben angeführten Schriften auch noch Villemarqué Contes popul. etc. 1, 109 ff. 305 ff. 2, 328 ff.
L.

Anm. 186. (S. 112.)

Ebenso im Perceval fol. 153; vgl. auch San-Marte Arthursage S. 214. Nr. 29. und dazu Anm. 9.; Villemarqué Contes pop. etc. 2, 296.
L.

Anm. 187. (S. 112.)

Einige minder bedeutende Ritterromane in Prosa oder Versen werden auch noch aufgezählt bei Gräße S. 249. Hier will ich nur den ebendas. S. 253 u. 394. kurz erwähnten Triumphe des neuf Preux etwas näher erwähnen, da dieses Buch eben nicht sehr bekannt ist. Nach dem in der Bibl. d. Romans. Paris 1782 ed. in 4o. vol. 1. p. 71 ff. enthaltenen Auszuge fingiert der Verfasser, daß ihm in einer Vision neun Helden und in einer zweiten dann noch ein zehnter erscheinen, nämlich Josua, David, Judas Makkabäus, Hektor, Alexander d. Große, Julius Cäsar (bis hierher geht der erste Theil; der zweite enthält) Arthur, Karl der Große, Gottfried von Bouillon und endlich Bertrand du Guesclin; sie fordern ihn auf, ihr Leben und ihre Thaten zu beschreiben, damit die zugleich mit ihnen erscheinende Dame Triumphe (d. h. der Sieg) entscheide, wer ihre Krone verdiene. Diesem Verlangen genügt also der Verfasser, weicht jedoch von der heiligen und Profan-Geschichte sehr oft ab. Aus dem Leben des Arthur theilt die Bibliothèque p. 78 ff., als Probe

die Geschichte mit, wie Arthur wissentlich (sieh dagegen Anm. 143.) mit seiner Schwester, der Gemahlin Lot's, Königs von Orkanien, den Mordrec zeugt, indem er von ihr im Dunkeln für ihren Gemahl gehalten wird. — (Titel und Ausgaben des Originales wie einer alten spanischen Uebersetzung s. bei Brunet s. v. Triumphe des neuf Preux). — Diese neun Helden werden nun aber in früheren Dichtungen nicht selten erwähnt, so z. B. spielt Shakespeare in „Verlorene Liebesmüh“ Akt V. Sc. 2. auf die neun Worthies an (vgl. Douce, Illustrations of Shakespeare zur Stelle (p. 149. Lond. 1839), vgl. auch den provenzalischen Roman de Flamenca in Raynouard's Lexique Roman vol. I. p. 10ff.), ferner erscheinen sie in den Versen, die der plattdeutschen Geschichte Alexander's des Großen (bei Bruns Altplattdeutsche Gedichte S. 336ff.) vorangehen; ebenso bei öffentlichen Schauspielen (sieh Warton vol. IV. p. 151. Note a. Lond. 1824.); auch wurden sie auf Teppichen und Gemälden dargestellt (id. II. p. 44. Note 9.). Höchst wahrscheinlich ist nun aber der Ursprung dieser Zusammenstellung der dreimal drei Helden in den walisischen Triaden zu suchen, unter denen sich (s. San-Marte Arthursage S. 46.) die drei heidnischen, jüdischen und christlichen Dreiheiten folgendermaßen aufgezählt finden: Hektor, Alexander und Julius Cäsar; Josua, David und Judas Makkabäus; Arthur, Karl der Große und Gottfried von Bouillon. Statt Gottfried's von Bouillon wird zuweilen Guy von Warwick mit aufgeführt; s. Douce a. a. O. (Ueber Guy sieh oben S. 170a. und vergl. Gräße S. 255.). — Mit den Nine Worthies sind übrigens nicht zu verwechseln die Seven Champions d. i. die sieben Helden des christlichen Glaubens. Ueber einen ihre Geschichte behandelnden Roman sieh Gräße S. 465ff., wo jedoch S. 466. Z. 1. v. o. statt später zu lesen ist früher, indem jener Roman vor 1598 verfaßt wurde. S. Warton III. p. 63. Note b. ed. 1824. L.

Anm. 188. (S. 115.)

„Mit Ueberlegung und Aufmerksamkeit (intentione sagaci), sagt Eginhard c. 25., erforschte er den Lauf der Gestirne auf das sorgfältigste.“ D.

Anm. 189. (S. 117.)

Die hierauf bezügliche Stelle ist auch abgedruckt bei Gräße S. 272.; vgl. die dazu gehörige Stammtafel. L.

Anm. 190. (S. 117.)

In den Cento Novelle Antiche No. 24. wird ein ähnlicher Besuch des Sultans Saladin im christlichen Lager erzählt. Auch er sieht die Armen „elendiglich“ auf der Erde essen und äußert seinen heftigsten Tadel hierüber. Mit dem Ausdrucke „die Freunde ihres Herrn“ (gli amici di lor Signore) wird hier „das Volk Gottes“ des Turpin bezeichnet, nicht etwa die Freunde des Königs von Frankreich, wie dieß auch aus der ganzen Fassung dieses Theiles der Novelle erhellt. — Bei Sacchetti Nov. 115. wird dieselbe Geschichte erzählt, nur tritt statt des Sultans Saladin ein spanischer Jude auf. L.

Anm. 191. (S. 117.)

Ueber diesen s. Regis im Glossar zu seiner Uebers. des Bojardo S. 407. L.

Anm. 192. (S. 119.)

In den Walpoliana steht nichts der Art. L.

Anm. 193. (S. 119.)

Ueber diesen s. Regis zu Bojardo S. 414ff. L.

Anm. 194. (S. 119.)

Das Thal Roncesvalles, wo diese Katastrophe sich zugetragen haben soll, liegt nordöstlich von Pampelona. Es dehnt sich bis nach St. Jean Pied de Porte aus und erhält seinen Namen von dem Berge Roncesvalles, der am Ausgange der Ebene liegt und für die höchste Spitze der Pyrenäen gehalten wird. D.

Anm. 195. (S. 119.)

„An Stärke festestes, durch einen elfenbeinernen Griff weißestes, durch ein goldenes Kreuz glänzendstes.“

Anm. 196. (S. 119.)

Dieß Horn ist den späteren Dichtern und Romanschreibern [die es Olivant nennen] unendlich nützlich gewesen. Logistilla im Rasenden Roland (15, 14.) schenkt ein solches dem Astolf und Prinz Arthur's Knappe ist von Spenser [Fairy Queen B. I. C. VIII. St. 3. 4.] mit einem ähnlichen versehen worden. Die Idee dazu mag Turpin wohl aus Simeon Seth's Leben Alexander's zugekommen sein, wo dieser König mit einem Horne von furchtbarem Schalle das Zeichen zum Kampfe giebt. [s. Warton 1, 136. ed. 1824, der jedoch nur glaubt, diese Notiz in dem Pseudokallisthenes gelesen zu haben, woselbst sie sich indeß nicht findet; vielleicht meinte er aber, von seinem Gedächtnisse getäuscht, die Geschichte de cornu Sancti Simeonis in Gervas. Tilbur. Otia Imper. 3, 70. p. 983. bei Leibnitz, oder auch das Gjallarhorn: vergl. den hier folgenden Zusatz]. Alle diese Blasinstrumente jedoch stammen wahrscheinlich von dem Horne der Alecto im 7ten Buche der Aeneide [V. 513.]. D.

Dieß ist indeß keineswegs wahrscheinlich; weit eher ist an Heimdals Gjallarhorn zu denken, welches in der ganzen Welt gehört werden kann und womit er auch in der Götterdämmerung das Zeichen zum Kampfe giebt. L.

Anm. 197. (S. 120.)

Der Ursprung und die Ereignisse dieses Feldzuges werden von den spanischen Geschichtschreibern auf ganz verschiedene Weise erzählt. Sie berichten nämlich, daß Karl von dem Könige von Leon, Alfons, nach Spanien gerufen wurde, indem Letzterer ihm versprach, ihn zu seinem Nachfolger zu ernennen, wenn er ihm bei der Ver-

treibung der Mauren beistünde. Karl war nun zwar in seinen Kämpfen gegen die Ungläubigen glücklich, jedoch die Edeln und Großen des Königs Alfons misbilligten die Bedingungen des Vertrages und mit Hülfe des Bernardo del Carpio, so wie zuletzt der des Königs selbst griffen sie an und vernichteten ein unermeßliches Heer, mit welchem der französische Monarch auf der Ebene von Roncesvalles lagerte. In den spanischen Gedichten werden die Ereignisse auf ähnliche Weise geschildert. In der Segunda Parte de Orlando des Nicolas de Espinosa, welche 1557 erschien, erstickt Bernardo del Carpio den Roland und der Verfasser erklärt:

„Die Wahrheit nur soll dieß Gedicht erzählen
Und nicht, wie der Franzos Turpin es sagt."
D.

Vgl. Gräße S. 300. Noch will ich hier bemerken, daß nach Turpin c. 28 u. 30. ein Theil der bei Roncesvalles gefallenen Krieger und Helden, worunter auch Roland, in Blavium begraben wurde, ein anderer hingegen in den Aylis campi (d. i. Alischanz in Wolfram's Wilhelm, alle-schantz in Hermann's von Sachsenheim Moerin Bl. VII. f. r. 1512). Dieser Ort heißt bei Gervas. Tilbur. 3, 90. (p. 990 bei Leibnitz) Elisius campus, und zu dem, was daselbst von der auch noch später dort üblichen Begräbnißweise gesagt wird (sieh auch Reiffenberg zu Philippe Mouskés 2, 790) vgl. Grimm D. Mythol. 2te Ausg. S. 790—793.
L.

Anm. 198. (S. 121.)
„Die Last des Beweises."

Anm. 199. (S. 121.)
„Luigi Pulci citiert sie oft, jedoch, wie ich glaube, mehr zum Scherz als daß er sie wirklich gesehen." [Istoria della Volg. Poes. 1, 329.].
D.

Anm. 200. (S. 121.)
S. Ducange in seinem Glossaire zu Ville-Hardouin s. v. Bozine, Guenchir etc. Nach Reiffenberg zu Philippe Mouskés vol. II. p. CLXXIX; dagegen soll sie von Maistre Jean auf Befehl des Michel de Harnes, eines belgischen Edelmannes, verfaßt worden sein.
L.

Anm. 201. (S. 122.)
Ueber diesen Namen vgl. Val. Schmidt Roland's Abenteuer 3, 39 ff.
L.

Anm. 202. (S. 122.)
Vergl. Gräße S. 292. Auch Alber. Trium Font. ad ann. 802 spricht von Karl's fabelhaftem Zuge nach Konstantinopel und Jerusalem.
L.

Anm. 203. (S. 122.)
Vergl. Gräße S. 290. Das oben von Dunlop aus der Hist. Litt. de la France Angeführte ist ungenau und sie sagt vielmehr (die Citate bei Gräße a. a. O.), daß ein gewisser Philomena oder Philomela, welcher zur Zeit Karl's des Großen lebte, das Buch en langue vulgaire verfaßt haben soll, dieß jedoch nicht so alt, aber auch nicht jünger als aus der Mitte des zehnten Jahrhunderts sei. Auf Bitten des Bernard, Abts von Notre-Dame de la Grasse habe es dann zwischen 1015—1019 ein gewisser Vidal oder Gilles in's Lateinische übertragen.
L.

Anm. 204. (S. 122.)
Da Dunlop bei seinem sonst richtigen Takte dieß für sein Fach so wichtige Buch nur so kurz erwähnt, so glaubt V. Schmidt (Wien. Jahrb. Bd. 31. S. 105.), daß er es nicht aus eigener Ansicht gekannt. Ausführlicheres in Schmidt's Roland's Abenteuer 3, 61 ff. u. Wien. Jahrb. a. a. O. Vgl. Gräße S. 303 ff.
L.

Anm. 205. (S. 122.)
„wunderbaren Gebilden."

Anm. 206. (S. 123.)
Auch Albericus Trium Fontium ad annum 810 (in Leibnitz Access. Hist. Vol. II. P. 1. p. 154.) erwähnt die Sage von Huon und Oberon.
L.

Anm. 207. (S. 128.)
Auch in den Reisen des heiligen Brandanus findet sich Judas auf einem Felsen im offenen Meere großen Qualen Preis gegeben.
L.

Anm. 208. (S. 128.)
Dergleichen Magnetberge finden sich außer in den von Hagen und Büsching Deutsch. Gedichte d. Mittelalters Bd 1. (zu Herzog Ernst S. XII. Anm. 49.) und Altdeutsches Museum 1, 298 ff., so wie von Gräße S. 339. Anm. angeführten Werken auch noch in der Gudrun V. 4505 ff. u. im Gott Amur (der werden minne lêre in der Bibl. des liter. Vereins in Stuttg. V, 263 ff.) V. 1727 ff. Sieh auch Konrad von Würzburg's Goldene Schmiede V. 139 ff. Der Glaube an Magnetberge ist übrigens in ganz Asien, besonders in China verbreitet; sieh Mandeville's Travels ed. London 1839. p. 318. Anm. zu p. 163.; vgl. ch. 15 u. 27.; s. auch Felicis Fabri Evagatorium (Bibl. des lit. Vereins in Stuttgard) 2, 469 ff.
L.

Anm. 209. (S. 129.)
Eine ähnliche Luftfahrt auch in der zweiten Reise des Sindbad (1001 Nacht, Nacht 77.) u. im Herzog Ernst V. 3359 ff., so wie in Somadeva's Märchensammlung Capitel 12.: Geschichte des Rupinika (Th. 1. S. 124 ff. Uebers. von Brockhaus) u. Capitel 26.: Geschichte des Saktivega (Th. 2. S. 162 ff.).
L.

Anm. 210. (S. 129.)
In diesem ist nirgends von einer solchen Quelle die Rede.
L.

Anm. 211. (S. 129.)
Ueber ähnliche Quellen und Aepfel s. Valentin Schmidt zu den Märchen des Straparola S. 276 ff., woselbst sich auch die oben erwähnte Stelle aus dem Wolfdietrich des Heldenbuches abgedruckt

findet. Füge hinzu Svenska Folk-Sagor och Afventyr. Samlade af Hyltén-Cavallius och Geo. Stephens, zu Nr. 9. (Ungdoms-Landet). Zwei in der neuen Welt wirklich vorhanden geglaubte Jungbrunnen erwähnt Delrius Disqu. Mag. l. II. qu. 23. p. 241 b. ed. 1657. L.

Anm. 212. (S. 129.)

Eine ähnliche unterirdische Wasserfahrt auch in Sindbad's 6ter Reise (1001 Nacht), im Herzoge Ernst V. 3554 ff.; in Voltaire's Candide ch. 17 u. f. w. Vgl. auch Tasso's Befr. Jerusalem XIV, 32 ff. L.

Anm. 212a. (S. 131.)

S. Southey's Gedicht Kehama No. II. L.

Anm. 213. (S. 133.)

Ein Seitenstück dazu schildert der Brief in des Vopiscus Vita Proculi. L.

Anm. 213a. (S. 134.)

Zu dem, was Gräße bei Gelegenheit des Milles et Amys zur Sage von Eginhard und Emma und ähnlichen beigebracht, füge noch Germania 2, 375 ff. u. J. W. Wolf Niederländ. Sagen zu Nr. 38.; ein ähnlicher Zug auch in der hinter Ferd. Wolf Ueber die Romanzen-Poesie der Spanier herausgegebenen alten spanischen Chronik S. 2. Zeile 1—3 v. o. Auf diese Sage läßt sich ferner, wie Depping meint, eine andere, den Conde Claros betreffende, zurückführen; s. bei ihm (Romancero 2, 191.) die Romanze A caza va el emperador und eine andere etwas abweichende Version (A misa va el emperador) bei Ferd. Wolf Ueber eine Sammlung spanischer Romanzen in fliegenden Blättern u. s. w. Wien 1850. S. 82 ff. vgl. S. 181 ff. L.

Anm. 213b. (S. 134.)

Früher jedoch schon in dem versifizierten Ogier le Danois vom Raimbert de Paris (v. 5884 ff.), einem Gedichte des zwölften Jahrhunderts. L.

Anm. 214. (S. 135.)

Ueber dergleichen Heilungen von Krankheiten durch Bäder in Menschenblut vgl. Grimm zum Armen Heinrich S. 173.; s. auch v. d. Hagen Gesammtabent. III. S. CLII ff.; Germania VII, 323 ff.; Wolf, Niederländ. Sagen Nr. 434. L.

Anm. 215. (S. 136.)

Sainte-Foix in seinen Essais Historiques sur Paris [1, 215] muthmaßt jedoch, daß dieser Hund bereits unter Philipp August [oder Ludwig VIII] florierte. D.

Anm. 216. (S. 136.)

Die betreffende Stelle (die meines Wissens noch nirgends angeführt worden) steht ch. 85. und lautet folgendermaßen: „Ceste chose cy fut vraie ainsi que iay ouy recorder et est l'histoire en la chambre des comtes ou souloit estre le temps passe gravee en laton atachee contre les murailles et fut painte lhistoire du cinge et du champion tout en la forme comme ils sentrebatirent et encore de present y est qui bien y vouldroit prendre garde a demander ou regarder la dicte histoire ou en orroit ou verroit la pourtraicte ou le dit on. — Sieh auch Gräße S. 352 ff.; v. d. Hagen Gesammtabenteuer I. S. CV ff. In Betreff der dort besprochenen Geschichte vom Hunde des Aubry will ich übrigens noch bemerken, daß schon Plin. H. N. 8, 40 (61.) erzählt: „Ab alio (sc. cane) in Epiro agnitum in conventu percussorem domini, laniatuque et latratu coactum fateri scelus." vgl. Plutarch Moralia De solertia animal. c. XIII. (vol. IV. p. 453 ff. ed. Tauchn.). L.

Anm. 217. (S. 139.)

Icy endroit est cil livre finez
Qui des Enfances d'Ogier est apelez;
Or vueille Diex qu'il soit parachevez
En tel maniere qu'estre n'en puisse blamez
Li Roy Adans par ki il est rimez.

D.

S. Borel Trésor de Recherches Gaul. et Françoises p. 605. Ueber den Beinamen Roi, den Adenez führte, vgl. Gräße Lit. Gesch. II, 2 S. 1066. L.

Anm. 218. (S. 143.)

Beuves d'Aigremont und Aymon de Dordogne sind nach Anderen die Söhne des Bernard de Clairmont; s. die Stammtafeln in Regis Glossar zu seiner Uebers. des Bojardo und in Valentin Schmidt's Roland's Abenteuer Bd. 3, wiederholt bei Gräße II, 3 zu S. 272. L.

Anm. 219. (S. 143.)

Vgl. Ersch u. Gruber s. v. Hufschenk. Ueber ähnliche Zauberrosse s. Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fables Indiennes p. 35. n. 2. u. Val. Schmidt zu Straparola S. 269 ff. (Grimm D. Mythol. 2te Ausg. S. 621.), so wie Gräße Sagenkreise S. 191 ff. Excurs über das Märchen vom Fortunatus (woselbst S. 191. Z. 12 v. o. statt Pl. H. N. 16, 95 zu lesen ist 29, 3. (12.). Letzteres Märchen ist seinem Grundstoffe nach vielleicht indischen Ursprunges; vergl. Germania vol. II. S. 265 ff.). Ein hölzernes Zauberroß auch bei Delrius Disquis. Magicae l. II. qu. 6. p. 132a, ed. 1657. Ein hölzerner Vogel, der vermittelst eines Zapfens (wie das Pferd im Don Quijote P. II. c. 40; s. auch hier den Nachtrag) durch die Luft fliegt, in einem mongolischen Märchen; sieh Klettke Märchensaal Bd. III. S. 4 ff. — Was nun aber das Roß Bajard selbst betrifft, so gleicht es in der übernatürlichen Abstammung, der Treue gegen seinen Herrn, so wie in seinen Endschicksalen d. h. dem ihm drohenden Wassertode und dem jährlichen geisterhaften Umhertosen und Wiehern im Walde (nach den Quatre fils Aymon; s. Grimm a. a. O.) so auffallend dem Rosse des Graelent in den Poesieen der Marie de France (I, 549 ff., welche Dichtung selbst wieder einer ältern breto-

nischen Sage entliehen ist: s. Villemarqué Barzaz-breiz vol. I. no. 6. Submersion de la Ville d'Is), daß es wohl scheinen könnte, letzteres Roß sei das nächste Vorbild zu dem erstern gewesen. L.

Anm. 219a. (S. 143.)

Ebenso wie Toledo waren in jenen Zeiten auch Salamanca, ferner in Italien die Schulen bei dem lacus Nursinus und in der Grotte von Bisignano (spelaeum Visignianum) wegen dort gelehrter (natürlicher?) Magie berühmt: s. Delrius Disquis. Magicae l. II. qu. 1. p 110. ed. Colon. 1657; nicht minder Krakau s. Scheible's Kloster V, 114. vgl. 56—57. L.

Anm. 220. (S. 144.)

Unter die Romane aus dem Sagenkreise Karl's des Großen und seiner Paladine kann man auch die wohlbekannte Geschichte von Valentin und Orson rechnen, welche unter Karl VIII geschrieben und zu Lyon 1495 fol. zum ersten Male gedruckt wurde [s. Gräße S. 277 ff.].

[Einige andere hierher gehörige Romane und Volksbücher nennt noch Gräße; so S. 279 ff. den Kaiser Octavianus, S. 289β ff. le Roman de Berte au grand pié, S. 308β. le livre de Beufuves danthonne et de la belle Josienne sa mie, S. 309 ff. Historia del Emperador Carlo Magno, S. 354α den Fierabras, S. 355β le roman de Richard sans paour und endlich S. 375 le roman de la Violette oder le roman de Gerard de Nevers. Ueber die mit diesem Sagenkreise theils äußerlich theils innerlich zusammenhangenden Romane Historia de Enrique fi de Oliva Rey de Jherusalem Emperador de Constantinopla und Historia de la Reyna Sibilla s. Ferd. Wolf Ueber die altfranzös. Heldensage S. 98.; vgl. Gräße S. 353. — Einige dramatische Bearbeitungen von Stoffen aus dem Karlsagenkreise durch Lope de Vega sieh bei Schack Gesch. der dram. Lit. in Spanien 2, 329 ff.].

Es giebt ferner noch einige Romane, die französische Ritter betreffen und nicht eigentlich zu jenem Sagenkreise gezogen werden können. Von diesen ist der einzige erwähnenswerthe Le Petit Jehan de Saintré, welcher um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts von Antoine de la Sale aus Burgund verfaßt und 1517 gedruckt wurde. Tressan sagt, daß dieß Werk in die Sitten und Gebräuche jener Zeit und besonders in die des französischen Hofes eine genaue Einsicht gewähre, ja als der volksthümlichste aller französischen Romane betrachtet werden kann. „Ich kenne keinen französischen Roman, sagt Warton [2, 170. ed. 1824.], welcher die ritterliche Lebensweise ausführlicher beschreibt. Er muß, was Turnierregeln, kriegerische Gebräuche und öffentliche Ceremonieen aus der Zeit des Verfassers betrifft, ein vollkommenes Meisterstück gewesen sein." [Vgl. Gräße S. 393 ff.].

Baudouin oder Balduin, Graf von Flandern, ist der Held eines andern Romans, der hier erwähnt werden mag [Le Livre de Baudoyn de Flandres etc. s. Gräße S. 391 ff. u. Mone im Anzeiger 6, 86 ff.]. Es wird darin erzählt, daß Balduin so ungemein hochmüthig war, daß er die Tochter des Königs von Frankreich nicht heirathen wollte. Eines Tages nun begegnet er auf der Jagd im Walde einer Dame von majestätischem Wuchse und prächtig gekleidet, welche ihn anredet und ihm mittheilt, daß sie Erbin eines glänzenden Thrones in Asien wäre, jedoch um einer ihr widerstrebenden Verbindung zu entgehen, die Flucht ergriffen hatte. Der Graf, von Liebe und Ehrgeiz entflammt, vermählt sich mit ihr und bringt sie an den französischen Hof. Nach Verlauf eines Jahres gebiert ihm die asiatische Prinzessin zwei sehr schöne Töchter; jedoch Balduin, obgleich im Genusse häuslichen Glückes, erwartet gleichwohl mit großer Ungeduld die Rückkehr eines Boten, den er an seinen königlichen Schwiegervater gesandt hat. Inzwischen äußert eines Tages ein Einsiedler gegen den Grafen einige Zweifel in Betreff der Existenz dieses asiatischen Reiches und bittet schließlich um die Erlaubniß, in Gesellschaft der Prinzessin speisen zu dürfen. Diese Bitte wird ihm gewährt und als bereits Alle bei Tische sitzen, tritt der Einsiedler in's Zimmer und gebietet ohne weitere Umstände der Frau vom Hause in die Hölle zurückzukehren, aus welcher sie hergekommen wäre. Dieses Benehmen, welches bisher unglücklicherweise keiner der Freunde und Bekannten des Grafen als an dessen Tisch zuläßig gehalten hatte, bringt auf die Wirthin die gewünschte Wirkung hervor und sie verschwindet mit furchtbarem Geschrei, jedoch nicht ohne den Palast und das Mittagsmahl empfindlich zu verderben.

Mit Einem Worte, Balduin war als Strafe für seinen Hochmuth, ohne es zu wissen, mit dem Teufel vermählt gewesen, und der Rest des Romanes ist demgemäß mit der Erzählung eines Kreuzzuges angefüllt, den der Graf als Sühne für diese unheilvolle Ehe unternimmt, so wie mit den Abenteuern seiner zwei Töchter, die sich am Ende noch besser erweisen, als ihre diabolische Abstammung konnte vermuthen laßen [vergl. Gräße a. a. O.].

Verbindungen dieser Art waren nicht nur auf dem Gebiete der Romantik ganz gewöhnlich, sondern bildeten auch einen Theil des Volksglaubens. So hielt man ehemals allgemein dafür, daß ein Ahne des Gottfried von Plantagenet einen Dämon geheirathet habe und dadurch erklärt Fordun [Scotochronicon l. IX. c. 6.] die Lasterhaftigkeit des Königs Johann. Andrew of Wyntoun in seinem Orygynale Cronykil of Scotland schreibt dem Macbeth eine ähnliche Abstammung zu und eine andere Geschichte, die sich auf eine derartige Verbindung gründet, wird in Luthers Tischreden erzählt*). Ja dieser Aberglaube

*) C. 9. Bl. 105. Leipzig 1621: Historia wie der Teufel die Leute betriegen und Kinder zeugen kann. Hierher gehört auch Cäsarius Heisterb. Mi-

scheint zu allen Zeiten und in allen Ländern bestanden und daher zu den gangbarsten Vorstellungen gehört zu haben. So glaubten auch die jüdischen Rabinen an einen Umgang zwischen den gefallenen Engeln und den Töchtern der Menschenkinder, besonders hielten sie Kain für einen Sohn des Weibes und der Schlange und demgemäß für einen Sprößling des Teufels. Die oben erzählte Heirath des Balduin von Flandern und andere ähnliche Verbindungen [vergl. oben S. 68 und Anm. 126.] scheinen jedoch aus der Geschichte des Menippus in Philostratus' Leben des Apollonius von Tyana [cap. 25.] entstanden zu sein. Ein Jüngling nämlich, Namens Menippus, wurde einst auf einer Reise in der Nachbarschaft von Korinth von einem schönen Weibe angeredet, die sich für eine Phönizierin ausgab und ihm ihre Liebe gestand. Sie versicherte ihm, sie besäße große Reichthümer und einen prächtigen Palast nahe bei Korinth, woselbst sie sich jedem nur irgend denkbaren Genuß und Vergnügen ergeben konnten. Menippus begleitete sie daher des Abends nach ihrem Wohnsitze und besuchte sie dann noch eine Zeit lang, bis er endlich einen Tag zur Feier der Vermählung festsetzte. Inzwischen bemerkte der Philosoph Apollonius etwas Eigenthümliches in dem Aeußern des Menippus und sagte daher einst zu ihm: „Ich nehme deutlich wahr, daß du entweder eine Schlange beherbergst oder von ihr beherbergt wirst;" worauf Menippus erwiderte, ob Schlange oder nicht, er würde sich am nächsten Morgen mit ihr vermählen. Apollonius lud sich hierauf selbst zum Hochzeitsmahle ein und während desselben erklärte er die goldenen Gefäße, die kostbaren Geräthe und herrlichen Speisen ganz entschieden für verdammte Trugbilder, die Braut selbst aber für eine Lamia, welche diejenigen verzehrte, die sie durch ihre Reize an sich gelockt. Letztere ersuchte nun zwar den Philosophen den Gegenstand der Unterhaltung zu wechseln, jedoch Apollonius beharrte auf seiner Rede, so daß auch die Braut die Philosophen und Sophisten zu schmähen begann. Inzwischen schwand das Hausgeräth und die Speisen sichtbarlich, worauf die Braut in Thränen ausbrach und flehte, ihren Namen und Abstammung verschweigen zu durfen. Der Philosoph indeß, den sie durch ihren unbesonnenen Ausfall auf die Sophisten erbittert hatte, blieb unerbittlich und ließ nicht eher nach, als bis sie mit klaren Worten gestand, daß sie eine wirkliche Lamia wäre und den Menippus angelockt habe, um ihn zu verschlingen, was sie auch nach der Hochzeit gethan haben würde. Sie gestand ferner, daß sie dergleichen schon oft gethan und ganz besonderes Gefallen daran fände. Als Menippus dieß vernahm, war er, wie leicht zu erachten, sehr überrascht, dankte dem Apollonius für seine Rettung und wurde späterhin vorsichtiger in seinen Liebschaften.
D.

rac. et Hist. l. 3. c. 10. 11. cf. 12 die Geschichte vom heiligen Makarius (s. oben S. 304a.), sowie die Sage in Betreff der dämonischen Abstammung Eleonore's von Aquitanien (Gemahlin Ludwigs VII von Frankreich und später Heinrichs II von England): sieh Reiffenberg zu Philippe Mouskés vol. II. p. LXVIII, ferner: Wolf Niederländ. Sagen Nr. 183, so wie in gewissem Sinne die Sage vom Ritter Tanhäuser (über welche vergl. Grimm D. Myth. S. 888 und Zusatz S. 1230, so wie Gräße die Sage vom Ritter Tanhäuser. Dresden 1846); ferner die Sagen vom Astrolabius in der Kaiserchronik V. 13117 ff., welche wieder in Verbindung steht (vergl. Grimm D. Mythologie S. 406. Anm.) mit der Sage von Karl's des Großen Zauberringe (s. Grimm Deutsche Sagen Nr. 453; v. d. Hagen Gesammtabent. Bd. III. S. CLXII ff. zu Nr. 98 u. 99; Grimm D. Myth. S. 103. Anm.**) u. Zusatz S. 1204; vgl. S. 895 die Sage vom dänischen Waldemar). Alles dieß wird wohl Maßmann zur angeführten Stelle der Kaiserchronik genauer erörtern.
L.

Anm. 220a. (S. 147.)

Diese Anführung Dunlop's aus Tressan ist unrichtig; letzterer sagt vielmehr ausdrücklich das, was Dunlop oben gleich nachher selbst bemerkt, daß nämlich d'Herberay behaupte, Handschriften des Amadis in pikardischer Sprache gesehen zu haben.
L.

Anm. 221. (S. 150.)

Dem Amadis entnahm der portugiesische Dichter Gil Vicente den Stoff zu seinem Schauspiele Amadis de Gaula: ein Stück gleiches Namens schrieb auch der Spanier Micer Andres Rey de Artieda, welches letztere jedoch nicht mehr vorhanden ist. S. Schack Gesch. d. dram. Lit. in Spanien 1, 175. 290.
L.

Anm. 222. (S. 150.)

Las Sergas de Esplandian. — Sergas ist wahrscheinlich aus dem griechischen Worte ἔργα verdorben, welches dem spanischen Worte hechos (Thaten) entspricht.
D.

„Der Verfasser sucht lächerlicher Weise durch das aus dem Griechischen hergeholte Wort, seinem Vorgeben, er habe seinen Roman aus dem Griechischen des Meisters Elisabad übersetzt, Wahrscheinlichkeit zu geben. Es heißt nämlich zu Anfang: „Estas Sergas fueron escritas en Griego por la mano del maestro Elisabad." Valentin Schmidt Wien. Jahrb. Bd. 33. S. 30.
L.

Anm. 223. (S. 150.)

Ueber das sechste Buch s. Gräße S. 408 ff.
L.

Anm. 224. (S. 157.)

„Sehr wichtig ist die in ihren eigenen Zaubernetzen gefangene Armida I C. 22. u. II. C. 38, der grausame Hohn gegen die sie liebenden Ritter, hervorgegangen aus Stolz und Eigenliebe, und die gerechte Strafe, welche sie empfängt, indem sie den Amadis von Griechenland liebt und von ihm verachtet und verlaßen wird (II. C. 40.). Hieraus hat Torquato Tasso Charakter, Namen

und Sachen. Namentlich ist das Verhältniß Rinaldo's zu Tasso's Armida, Nachahmung des ähnlichen von Amadis zu unserer Armida. Die Ausleger des Tasso haben unseres Wissens dieß nirgend erwähnt:" Val. Schmidt a. a. O. S. 55. L.

Anm. 225. (S. 160.)

„Wir zeichnen aus als bemerkenswerth im Sphäramund (Th. 1. Cap. 44 ff.) den Kampf mit Worten und dem Degen zwischen drei irrenden Rittern, von denen der eine (Silves) ein Christ ist, der zweite ein Mohamedaner, der dritte ein Jude. Sie scheinen sich in allen Dingen nichts anhaben zu können. Ein christlicher Einsiedler überführt die beiden Ungläubigen. Dieß Stück ist mit Sorgfalt ausgearbeitet. Man sollte es für eine Widerlegung der berühmten Geschichte des Mittelalters „Von den drei Ringen" [s. oben S. 221] halten. (Ueber frühere Versuche s. Anm. zu den Märchen des Straparola S. 356.):" Val. Schmidt a. a. O. S. 68. — „Die Verwandlung des Drachen in eine schöne Jungfrau (Sphäram. Th. 3. Cap. 85.) beim Berühren seines Angesichtes durch Amadis mag aufgenommen sein aus der verbreiteten Sage „Von der Schlangenjungfrau"; (Grimms Deutsche Sagen 1. Nr. 13. [vgl. Nr. 222]. S. außer den daselbst angeführten Gewährsmännern die aus Stumpf's Schweizer-Chronik ausgehobenen Stellen im Buche De Spectr. et Apparition. Spirit. Isleb. 1597. p. 15 u. Dobeneck: Des deutsch. Mittelalters Volksgl. 1, 18.):" Val. Schmidt a. a. O. S. 70. [vergl. oben S. 173b ff. 315b., so wie Grimm Deutsche Mythol. II. Aufl. S. 920 ff]. — „Bei der Taufe des Riesen und aller der Seinigen auf der Starken Insel (Sphäramund B. 7. Cap. 38.) wird eine Lebensgeschichte Mahomeds zum Besten gegeben, die aus derselben Quelle geflossen zu sein scheint mit der in der Goldenen Legende C. 176. St. Pelagius." Val. Schmidt a. a. O. S. 74. L.

Anm. 226. (S. 160.)

Dunlop verwechselt hier den Espejo de Caballerias en el qual se trata de los hechos del Conde Roldan y de Don Reynaldos de Montalban. Sevilla 1533—36, III Partes fol. von Pedro de Reynosa, einen Roman aus dem Karlsagenkreise (sieh Gräße S. 315 ff.), von welchem Cervantes spricht, mit dem oben in Rede stehenden Espejo de Principes y Caballeros en el qual en tres libros se cuentan los immortales hechos del Caballero del Febo y de su hermano Rosicler hijos del grande Imperador Trebacio etc. etc. Medina del Campo 1583 fol. von Diego Ortuñez (s. Gräße S. 411 ff.) Uebrigens sagt Cervantes auch von erstierm nichts anderes, als daß der Verfasser desselben den Bojardo benutzt habe. L.

Anm. 227. (S. 164.)

Die oben im Texte eingeklammerte Stelle fehlt in der französischen Uebersetzung des Primaleon von François de Vernassal: Paris 1550. fol., die ich in Ermangelung des Originales benutzte. — Dem Primaleon entnahm übrigens der portugiesische Dichter Gil Vicente den Stoff zu seiner Tragikomödie Dom Duardos: s. Schack, Gesch. d. dram. Literat. in Spanien 1, 175. 3, 551 ff. L.

Anm. 228. (S. 165.)

Brunet, Manuel etc. 3, 420. (ed Bruxelles) hat jedoch den spanischen Ursprung des Palmerin von England und als Verfasser den Luis Hurtado nachgewiesen. Die erste Ausgabe erschien Toledo 1548; s. auch Gräße S. 426. L.

Anm. 229. (S. 165.)

Die oben eingeklammerte Stelle fehlt gleichfalls in der französ. Uebersetzung des Primaleon. L.

Anm. 230. (S. 169.)

Siehe dagegen Ritson Observ. on Warton's Hist. etc. p. 44., der mit Recht gegen Warton geltend macht, daß mit dem von Martorell in seiner Dedikation an Don Ferdinand, Prinz von Portugal, gebrauchten Ausdrucke lengua Anglesa durchaus nicht die bretonische Sprache gemeint sein könne; vielmehr hält er (p. 48.) den Tirante für eine Originalarbeit, bei welcher Martorell allerdings manche englische Stoffe benutzt haben mag, da er sich, wie er in der genannten Dedikation sagt, einige Zeit in England aufgehalten hat. L.

Anm. 231. (S. 173.)

Der berühmte Baron Grimm, „der, wie es scheint, mit seinen sonstigen Eigenschaften eben nicht die Reize einer angenehmen Persönlichkeit verband, verwandte unglaubliche Mühe darauf, seine körperlichen Mängel durch Toilettenkünste zu verbergen. Die Massen von Bleiweiß, mit denen er tagtäglich die Runzeln seines Gesichtes ausfüllte, so wie seine geringe Mäßigung in dem Genusse seiner bonnes fortunes erwarben ihm den Namen Tyran le Blanc." D.

Vgl. Biogr. Universelle s. v. Grimm (Fréd. Melchior). L.

Anm. 232. (S. 173.)

Bei Mandeville steht Lango; vgl. die folg. Anmerkung. L.

Anm. 233. (S. 174.)

Mandeville a. a. O. erzählt jedoch von dieser sich in Lango (ein anderer Name für Cos oder Cohos) aufhaltenden durch Diana verwandelten Tochter des Hippokrates (s. auch Felicis Fabri Evagat. 3, 267 ff.) die obige Geschichte von dem jungen Manne. Es ist dieß also ein und dieselbe Jungfrau, aus welcher Dunlop irrthümlicherweise zwei gemacht hat, indem er Mandeville's Erzählung in zwei verschiedene Theile theilt. L.

Anm. 234. (S. 174.)

S. auch Partonopeus und Melior. Altfranz. Gedicht des dreizehnten Jahrhunderts. In

mittelniederländischen u. mittelhochdeutsch. Bruchstücken u. s. w. herausgegeben von H. F. Maßmann. Berlin, Herm. Schultze 1847. 311 u. V. S. gr. 8. L.

Anm. 235. (S. 174.)

Dieß französische Originalgedicht des normännischen Trouveur's Denis Piramus (aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts) ist jetzt herausgegeben worden: Partenopeus de Blois publié par G. A. Crapelet; ergänzt bei Maßmann a. a. O. S. 125 ff. 132 ff. 184—200. L.

Anm. 235 a. (S. 175.)

Von den Zauberern Heliodorus (aus Katanea in Sizilien) und Michael Scotus führt Merlino Coccajo (d. i. Teofilo Folengo) in seinen makkaronischen Gedichten (19, 193 ff.) ebenfalls dergleichen Zauberboote an; s. Dünzer in Scheible's Kloster V. S. 151 Anm. S. auch Gervas. Tilb. Otia Imp. 3, 24 u. hier die Nachträge. L.

Anm. 235 b. (S. 176.)

Expell'd their native home by adverse fate,
They knock'd alternate at each other's gate;
Then blazed the castle at the midnight hour
For him whose arms had shook its firmest tower.

Anm. 236. (S. 177.)

Auch in einem andern persischen Werke The Adventures of Hatim Taï (sieh unten Anmerkung 485 a.) B. V. p. 162 ff. erscheinen dergleichen zauberhafte Fahrzeuge. L.

Anm. 237. (S. 177.)

Partenopex de Blois. A Romance in four cantos. Freely transl. from the French of Mr. Le Grand by W. Stewart Rose. Lond. 1808. 4. L.

Anm. 238. (S. 177.)

Noch einige spanische Ritterromane zählt auf Gräße S. 427 ff. 429 ff. L.

Anm. 239. (S. 178.)

„Unter den Troern war ein unsträflicher Priester Hephästos',
Dares, mächtig und reich, der in's Heer zween Söhne gesendet."
Ilias 5, 9. 10.

Anm. 240. (S. 179.)

Die Vorrede und die Epistel des Septimius weichen nämlich, wie man sieht, in der Darstellung dieses Vorganges etwas von einander ab. L.

Anm. 241. (S. 180.)

Sie führte den Titel: Νίπτρα ἢ Ὀδυσσεὺς ἀκανθοπλήξ; s. Athen. ed. Schweighaeuser. Animadv. vol. IV. p. 43. L.

Anm. 242. (S. 180.)

„O wäre doch das Argoschiff entkommen nicht."
Euripides, Medea V. 1. L.

Anm. 243. (S. 180.)

Dunlop meint wahrscheinlich die Argonautica des Apollonius von Rhodus und des Valerius Flaccus so wie das siebente Buch der Metamorphosen des Ovid. L.

Anm. 244. (S. 182.)

„Grimmig und unbeugsam:" Horaz Ars poet. v. 123. L.

Anm. 245 (S. 182.)

„Der unstäte Herkules."

Anm. 245 a. (S. 183.)

Sieh auch Mager's Revue 1847. Februar. S. 129 ff. — Der Essai sur la Légende d'Alexandre-le-Grand dans les Romans Français du XIIe. siècle par Eugène Talbot. Paris 1850 (Doktor-Dissertation) enthält außer einer ausführlichen Analyse des Gedichtes von Lambert li Tors (besonders nach Michelant's Ausgabe, aber auch nach einigen davon abweichenden Handschriften) sonst nichts Besonderes.

Hier noch eine, vielleicht zu gewagte Vermuthung. — In Richter's Reisen zu Wasser und zu Lande u. s. w. Dresden und Leipzig 1831. Bd. 3. S. 182 wird erzählt, daß „der König der Trarsas (eines maurischen Stammes am Senegal) ein Nachkömmling des Alichandoras, eines ihrer berühmtesten Helden der Vorzeit sein soll." — Könnte man hierin nicht einen durch die Araber vermittelten Nachklang der auch im Orient so weitverbreiteten Sagen von Alexander erblicken? L.

Anm. 246. (S. 183.)

Simeon Seth ist nicht der Verfasser des Pseudokallisthenes, vielmehr ist derselbe unbekannt oder doch zweifelhaft (vergl. Gräße S. 439.). Der griechische Text ist zum ersten Male herausgegeben von Karl Müller in der Bibliothèque des Auteurs Grecques. Paris 1846 hinter dem Arrian von Dübner. Müller bemerkt in Betreff der Entstehungsgeschichte des Pseudokallisthenes, daß dieses Werk in seiner frühesten Gestalt höchst wahrscheinlich zu Alexandrien unter den ersten Ptolemäern verfaßt worden sei, an welchen Kern sich dann nach und nach Späteres ansetzte, so daß von den jetzt noch übrigen Bearbeitungen die älteste aus dem Ende des vierten Jahrhunderts, die jüngste aus dem achten Jahrhundert n. Chr. oder noch jünger sein mag. Die latein. Uebersetzung des Julius Valerius, welche im Ganzen jener ältern Recension entspricht, ist wahrscheinlich aus dem Anfange des fünften Jahrhunderts. L.

Anm. 247. (S. 184.)

Pompejus erhielt diesen Weinstock von Aristobulus, Sohn des Alexander Jannäus, welcher letztere denselben hatte verfertigen laßen, zum Geschenk und brachte ihn von Jerusalem nach Rom, woselbst er ihn im Tempel des Jupiter Kapitolinus aufstellte. Es gab aber auch noch einen andern goldenen Weinstock zu Jerusalem, der sich über dem Thore des Tempels befand und tausend Talente wog. Diesen hatte Herodes anfer-

tigen laßen. S. die Erklärer zu Tacitus Histor 5, 5 — Ein ähnlicher Weinstock wie der obige im Alexanderromane kommt übrigens auch im Ysaie le Triste (c. 80.) vor (s. hier Anh. Nr. 11.), ferner im Huon de Bourdeaux (s. ebendaselbst Nr 15.) und von dem chinesischen Prinzen Tung-hwan (um 900 n. Chr.) wird erzählt, er habe sich eine sechs Ellen hohe Lotosblume aus Gold machen laßen, an welcher kostbare Edelsteine hiengen. S. auch Gervas. Tilbur. Otia Imp. 3, 78. p. 985 bei Leibnitz; Grimm Kindermärchen Nr. 130 u. 133, Hyltén-Cavallius und Stephens Svenska Folk-Sagor 1, 164 (zu Nr. 9.); Bojardo's Orlando Inamorato (s. oben S. 251.) u. A. L.

Anm. 248. (S. 184.)

Eigentlich Fafner's Herzblut: s. Fafnis-mál in d. Edda u. W Grimm D. Heldensage S. 75.; vgl. D. Mythol. S. 1166. Ueber Vögelsprache vgl. auch noch Weil a. a. O. S. 227; Valentin Schmidt z. d. Märchen des Straparola S. 288 ff. 323 ff. L.

Anm. 249. (S. 184.)

Nämlich im Annoliede V. 206 ff. — Die Meer- und Himmelsexpeditionen Alexanders stehen im Pseudo-Kallisthenes 2, 38 u. 41. L.

Anm. 250 (S. 184.)

Noch zwei Prosaromane von Alexander s. bei Gräße S. 450 β. γ. Ferner führt derselbe S. 126. noch einige andere Prosaromane aus dem antiken Sagenkreise an. L.

Anm. 251. (S. 185.)

Vgl. Apulejus p. 459. ed. Oud. — Ein ähnliches Schicksal wie Virgil hat übrigens außer vielen anderen (s. v. d. Hagen Gesammtabent. III. S. CXXXI Anm.) auch Horaz gehabt, der noch jetzt in der Gegend von Palestrina als ein mächtiger und wohlwollender Zauberer verehrt wird. S. Warton 2, 62 Anm. f. des Herausgebers, ed. 1824. L.

Anm. 251 a. (S. 185.)

„Der Glaube an den Zauberer Virgilius entstand... vielleicht auch durch den Bischof Virgilius von Salzburg, einen für sein Zeitalter äußerst klugen Mann, Zeitgenossen des Bonifazius (s. meinen Einhard II S. 266 ff.), welcher sogar an Antipoden zu glauben wagte, wofür ihn aber auch dasselbe Loos traf, wie Albert den Großen, nämlich als Zauberer angesehen zu werden." Ideler Gesch. der Altfranzös. Nat. Lit. S. 141 Anm. L.

Anm. 252. (S. 186.)

D. i. Toletum, Toledo, welches wegen der dort gelehrten Magie in großem Rufe stand; s. oben S. 143. L.

Anm. 252 a. (S. 187.)

Ein ähnlicher Zug findet sich auch in deutsch. Märchen (vgl. Grimm Kinderm. 3, 187 ff.), ferner in einem flämischen („Smeke-Smée" mitgetheilt in Wodana, Museum voor Nederduitsche Oudheitskunde uitgeg. door J. W. Wolf. Gent 1843. 1tes Heft S. 54 ff.), so wie in einem wallonischen („le maréchal de Tamines" in den Légendes namuroises p. 206. s. Anmerk. 314 a.). Vgl. auch S. 399 b. L.

Anm. 253. (S. 187.)

Ueber Aristoteles in dieser Beziehung s. Val. Schmidt zu Petrus Alfonsus S. 106. Die daselbst erzählte Geschichte von dem gesattelten Weltweisen findet sich ursprünglich im Pantscha Tantra C. 4. Fab. 1.; s. Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fables Indiennes p. 50. S. auch von der Hagen Gesammtabent. zu Nr. 2; Thomas Wright a. a. O. (s. Anm 262 a.) Nr. 83. — Die oben erwähnte Korbgeschichte findet sich außer den in den Gesammtabent. III. S. CXXXIX ff. angeführten Nachweisen auch in einer der Novellen des Fortini 3, 5 mit der Ueberschrift Un pedante credendosi andare ecc. in der Bibliot. Portat. del Viaggiatore. Firenze 1834. vol. V. p. 1162 und in Langbein's Erzählung „Der Korb" nachgeahmt, so wie sie auch zu einem Abenteuer Don Quijote's (P. I. c. 43.) die erste Idee gegeben zu haben scheint. (Die von v. d. Hagen a. a. O. S. CXL gemeinte copla des Arcipreste de Hita ist die 251 ste). L.

Anm. 254. (S 187.)

Dunlop meint wahrscheinlich Kotzebue's „Erinnerungen von einer Reise nach Rom und Neapel," worin ich jedoch nichts hierauf Bezügliches finde; vielleicht hat der englische Uebersetzer etwas der Art hinzugefügt. Dahingegen s. Beschreibung der Stadt Rom von Platen, Bunsen u. s. w. Bd. 3. Abth. 1. S. 379 ff.; vgl. unten Anmerk. 383 zu Timoneda Nr. 4. L.

Anm. 255 (S. 188.)

Die von dem Zauberer Virgilius handelnden Schriften sind namhaft gemacht von Gräße Allg. Lit. Gesch. II, 2, 624 n. und Beiträge zur Literatur und Sage d. Mittelalters. Dresden 1850. S. 27, Maßmann zur Kaiserchronik B. 218 ff. (Th. III, Sagenerörterungen) und v. d. Hagen Gesammtabent. III S. CXXX. L.

Anm. 256. (S. 188.)

„Man wird sich jedoch erinnern, daß in Folge der Kreuzzüge der Schauplatz verschiedener Romane nach dem heiligen Lande verlegt wurde; so z. B. im Sir Bevis, Sir Guy, Sir Isumbras, dem King of Tars u. s. w.; daß aber die meisten von diesen „Lieblingsgegenstände" waren und in hohem Ansehen standen, erhellt aus Chaucer's Erklärung, der sie [Ryme of Sir Thopas v. 13825 ff.] unter den „gepriesenen Romanen" (romances of pris) mit aufzählt. Kurz... Warton's Behauptung enthält nichts, was sich nicht durch historische Zeugnisse oder aus den alten Romanciers beweisen läßt." Warton 1, 113. Anm. des Herausgebers ed. 1824. L.

Anm. 257. (S. 188.)

„Die das Wunderbare liebenden Camönen."

Anm. 258. (S. 190.)

Nämlich in der ersten der Canterbury Tales, der Erzählung des Ritters. L.

Anm. 259. (S. 194.)

I. 2. c. 22. Der Schluß des Briefes fehlt. — Vgl. oben S. 242 ff. zu Boccaccio VII, 8. L.

Anm. 260. (S. 194.)

Dieß ist jedoch erst eine Bearbeitung eines noch früheren indischen Werkes, nämlich des Pantscha Tantra (die fünf Abschnitte), über welches s. Gräße Th. 2. Abth. 1, S. 445 ff. — Hitopadesa. Ein alt indisches Fabelbuch. Uebers. von M. Müller. Leipzig 1844. L.

Anm. 261. (S. 194.)

Die Fabeln Bidpai's. Uebers. von Ph. Wolff. Stuttgart 1837. II. L.

Anm. 262. (S. 195.)

Eine übersichtliche, vergleichende Inhaltsangabe des ursprünglichen Fabelwerkes Pantscha Tantra s. bei Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fables Indiennes etc. Paris 1838. L.

Anm. 262a. (S. 196.)

Das Fabliau heißt bei Le Grand: Du voleur qui voulut descendre sur un rayon de lune. Diese Geschichte steht ferner in A Selection of Latin Stories from Mss. of the XIII and XIV centuries ed. by Thomas Wright. Lond. 1842. (Percy-Society) und ist daselbst Nr. 23. L.

Anm. 263. (S. 197.)

„Autant qu'on en peut juger par le choix des contes traduits en français par Pétis de La Croix sous le titre *d'Histoire de la Sultane de Perse et des Visirs*, ainsi que par ceux qui ont été traduits depuis par M. Edouard Gauttier (inserés dans le premier volume de son édition des Mille et une Nuits. Paris 1822. 8.) l'auteur n'a guère emprunté au livre de Sendabad que le cadre de son roman et quelques fables, quoiqu'il n'en résulte pas pour cela qu'il soit l'inventeur des autres contes; il y a tout lieu de croire, au contraire, que le rédacteur arabe ou turc les a puisés à des sources plus anciennes:“ Loiseleur Deslongchamps Fabl. Ind. p. 173. L.

Anm. 264. (S. 198.)

In der zweiten Novelle des Sabadino also, nicht in der vierten, wie bei Le Grand und nach ihm bei Dunlop (da, wo letzterer im Original von diesem Novellisten handelt) steht, wonach demgemäß Val. Schmidt zu Petrus Alfonsus S. 125 und v. d. Hagen Gesammtab. zu No. 39. II. S. XXIX. Anm. 2. zu berichtigen sind. Andere Nachweise s. bei Schmidt S. 123 ff. und v. d. Hagen S. XXVII ff. L.

Anm. 265. (S. 198.)

Ueber diesen Schwank s. Val. Schmidt a. a. O. S. 126 ff. — v. d. Hagen a. a. O. Bd. II. S. XXX ff. Bd. III. S. XXVI. — Cent Nouvelles Nouvelles ed. Leroux de Lincy zu Nr. 16. vol. 2. p. 353. — (Diese und die vorhergehende Geschichte heißen beide bei Le Grand de la mauvaise femme). — Ich laße hier noch eine kurze Angabe der sämmtlichen in der Disciplina Clericalis enthaltenen Geschichten folgen:

C. 2. bei Granucci die erste der oben S. 291 ff. angeführten Novellen (vergl. die dazu gehörige Anm. 371.).

C. 3. Boccaccio 10, 8. (s. oben S. 251 b. ff.).

C. 5. Ein Maulesel schämt sich seiner Abstammung; aus Aesop Nr. 140.: „der Maulesel.“ Zu Schmidt's Angaben füge noch: Grimm Reinhart Fuchs S. CCLXIII. u. Robert Fables Inédits 2, 16.

C. 6. Lai d'Aristote (s. oben Anm. 253.)

C. 7. Bauer, Fuchs und Schlange; ursprünglich aus Aesop Nr. 170.: „der Landmann und die Schlange.“ Zu Schmidt füge noch Robert Fabl. Inéd. 2, 33. Galland's Bidpaï 2, 276. u. Arcipreste de Hita copla 1322 ff.

C. 8. Cento Nov. Antiche No. 50. (s. oben S. 213.).

C. 9. Beispiel zu dem deutschen Sprüchworte: „Mitgefangen, mitgehangen.“

C. 10. Das Fabliau de la mauvaise femme; erste Version bei Le Grand „Aug geküßt“ und

C. 11. zweite Version desselben „Leinwand vorgehalten;“ (s. oben S. 198 b.).

C. 12. Boccaccio 7, 6. (s. oben S. 241.).

13. Cento Novelle Antiche No. 30. (s. oben S. 213.).

C. 14. Fabliau de la vieille, qui seduisit la jeune femme; zu Schmidt füge hinzu v. d. Hagen Gesammtab. I. S. CXIII ff.

C. 15. Boccaccio 7, 4. (s. oben S. 239 ff.).

C. 16. Boccaccio 8, 10. (s. oben S. 247.).

C. 17. Das Fabliau du jugement sur les barils d'huile mis en dépôt.

C. 18. Cintio 1, 9. (s. oben S. 280.).

C. 19. Das Fabliau du grand chemin bei Le Grand. — Diese Nachweisung fehlt bei Schmidt. Zu den von letzterm angeführten Sprüchwörtern füge noch das dänische: Gjensti vorder ofte glapsti, so wie zu dessen übrigen Anmerkungen hier Anm. 383. zu Conde Lucanor No. 46.).

C. 20. Cintio 1, 3. (s. oben S. 280.).

C. 21. Das Fabliau du tailleur du roi et son sergent.

C. 22. Cintio 7, 6. (s. oben S. 280 ff.).

C. 23. Vogel mit den drei Lehren: Barlaam und Josaphat C. 10. (s. oben Anm. 74.).

C. 24. Wolf im Brunnen. Zu Schmidt füge noch Robert Fables Inédits 1, 186. 283. 2, 299.

C. 25. Fabliau du voleur qui voulait descendre sur un rayon de lune (s. oben S. 195 ff.).

C. 29. Witzeleien des faulen Maymund (vgl. Anm. 408.).

C. 30. Das Fabliau de Maimon. Zu Schmidt füge hinzu Hebel Schatzkästlein. 1te Auflage. S. 175 ff: „Ein Wort giebt das andere.“

C. 32. Sokrates (d. i. Diogenes) u. Alexander.

C. 34. Gesch. zur Erklär. v. Matthäus 6, 19.
C. 36. Ein Schäfer träumt tausend Schafe zu besitzen, die er einem Käufer nicht für den gebotenen Preis laßen mag; während des Streites erwacht, ruft er mit geschloßenen Augen dem Käufer zu, daß er sie ihm unter dem Gebote laßen wolle. L.

Anm. 266. (S. 198.)

Gesta Romanorum. Das älteste Märchen- u. Legendenbuch des christlichen Mittelalters u. s. w. übersetzt von Gräße. Dresden u. Leipzig 1842. II. 8., woselbst 2, 287 eine Anzahl anderer den Gesta Romanorum ähnlicher Werke aufgezählt werden. L.

Anm. 267. (S. 199.)

In der That jedoch kann man die beiden Redaktionen der Gesta eben so gut als dasselbe Werk betrachten, wie die verschiedenen Versionen der Sieben Weisen Meister oder des Kalila ve Dimna. Die Benennung Gesta Romanorum bezeichnet nichts anderes als eine Sammlung alter Geschichten, von denen viele dieselben, andere aber in den verschiedenen Ländern nach dem Geschmacke des Sammlers auch verschieden sein mochten, ganz so wie auch in den griechischen Syntipas, den italienischen Erasto und die englischen Sieben Weisen Meister verschiedene Erzählungen aufgenommen sind. D.
Vgl. Anmerkung 268.

Anm. 267 a. (S. 199.)

Vielmehr fast drei Viertel; s. Gräße a. a. O. 2, 225 ff. L.

Anm. 268. (S. 199.)

Gräße in seiner angeführten Uebersetzung der Gesta Romanorum 2, 285 ff. vermuthet, daß der französische Mönch Helinand († 1227 zu Froimond) der Verfasser der ursprünglichen, jetzt aber nicht mehr vorhandenen Gesta sei, welche man jedoch als das Original der verschiedenen noch vorliegenden Versionen zu betrachten habe (Auf einen Helinand als Verfasser der Gesta muthmaßte auch schon Mone im Anzeiger 5, 454 Anm. *) Vgl. Robert Fabl. Inéd. vol. I. p. CIV.); Thomas Wright hingegen (in dem unter Anm. 271 angeführten Werke vol. II. p. 63 ff.) hält die englischen Gesta für die lateinische Originalsammlung, die jedoch erst um die Zeit Richards II entstanden sein soll. Indeß sind hierüber wie über alles die Gesta Betreffende die Resultate der Untersuchungen Keller's abzuwarten, welche gewiß entscheidend ausfallen werden. L.

Anm. 268 a. (S. 200.)

„Hier gilt dasselbe, was man von vielen Büchern des Mittelalters sagen kann; sie citierten entweder nach schlechten Handschriften, wie z. B. den Plinius, oder hatten wirklich antike Schriften vor sich, die jetzt verloren sind, oder citierten absichtlich falsch, um ihren Berichten durch den Namen eines tüchtigen Gewährsmannes mehr Gewicht zu geben. Letzteres war endlich gewiß der Fall in Bezug auf den Titel; denn obgleich Warton T. I. p. CXLII f. mehrere ältere Arbeiten anzieht, die den Namen Gesta Romanorum führen, so scheint es mir doch ausgemacht, daß man unter dem Namen der Geschichte der Römer, eines Volkes, welches auch im Mittelalter noch Interesse genug erregte, um es wünschenswerth zu machen, seine Geschichte und Thaten kennen zu lernen, mystische und den katholischen Glauben unterstützen sollende Erzählungen unter die Geistlichen und gebildeten Laien einführen und verbreiten wollte." Gräße a. a. O. 2, 303. L.

Anm. 269. (S. 200.)

Diese Moralisationen scheinen (wie Gräße a. a. O. S. 302. meint) erst später hinzugefügt worden zu sein. L.

Anm. 270. (S. 200.)

Ueber diesen s. Gräße Handbuch einer allg. Lit. Gesch. Th. 2. S. 388 ff. L.

Anm. 271. (S. 200.)

Luther schreibt in einer interessanten Stelle seiner Enarrationes in Genesin c. 30. [vol. III. p. 654. ed. Francf. 1553.] den Ursprung dieser Gewohnheit den Mönchen zu und es hat fast den Anschein, als ob sie dieselbe aus dem Orient entliehen hätten. „In der Türkei, sagt er nämlich, giebt es viele Mönche, die sich bemühen den Koran Muhammeds allegorisch zu interpretieren, um sich ein höheres Ansehen zu erwerben. Denn die Allegorie ist gleichsam eine schöne Buhlerin, die den Menschen dergestalt schmeichelt, daß sie geliebt werden muß, zumal von müßigen Leuten, die ohne Versuchung sind und mitten im Paradiese und im Schooße Gottes zu sein glauben, wenn sie sich dergleichen Spekulationen ergeben. Und zwar sind diese zuerst von thörichten und müßigen Mönchen ausgegangen und haben sich endlich so weit verbreitet, daß einige die Metamorphosen des Ovidius in Allegorieen verwandelt, Maria zu einem Lorbeerbaume und Apollo zu Christus gemacht haben. Ich hasse daher die Allegorieen. Wer sie aber gleichwohl gebrauchen will, sehe zu, daß er verständig dabei zu Werke gehe." D.

„Sir Frederick Madden weist in der Einleitung zu seiner Ausgabe der englischen Gesta Romanorum (gedruckt für den Roxburgh-Club) auf die interessante Uebereinstimmung hin, welche zwischen einer in einem arabischen Schriftsteller befindlichen Geschichte nebst der dazu gehörigen Moralisation und der fast gleichen Moralisation der nämlichen Geschichte in einer lateinischen Geschichtensammlung Statt findet. Dieß beweist jedoch keineswegs, daß das mönchische Verfahren, die Geschichten zu moralisieren, direkt aus dem Orient herstammte, was in der That nicht wahrscheinlich ist:" Thomas Wright Essays etc. on the Literature, Popular Superstitions and History of England in the Middle-Ages. London 1846. vol. II. p. 61. Anm. L.

Anm. 272. (S. 201.)

Ma foi, sagt die Königin von Navarra, si toutes celles a qui pareille chose est arrivée buvoient à des semblables vaisseaux, Je crains fort qu'il y auroit bien de coupes de vermeil qui deviendroient têtes de morts.“ D.

Anm. 273. (S. 201.)

S. auch oben S. 287b.; Keller Li Romans des Sept Sages S. CCXI. und zu Dyokletianus' Leben Einl. S. 59.; Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fabl. Ind p. 152ff. n. 1; Grimm D. Myth. S. 1045 ff. Anm. † 2te Ausg. Delrius Disquis. Mag. L. III. P. I. Qu. IV. Sect. IV. p. 436 sqq. Colon. 1657. — Ueber sonstige Keuschheitsproben s. oben Anm. 163. L.

Anm. 273a. (S. 203.)

Dieß erinnert an den Roman de Brut v. 14005 ff, wo eine belagerte Stadt von den Feinden durch Sperlinge angezündet wird. L.

Anm. 273b. (S. 203.)

Vgl. ferner unten Anm. 301, 315 u. 318 wegen Aehnlichkeit und Berührung provenzalischer und italienischer Erzählungsstoffe. L.

Anm. 274. (S. 204.)

S. Weber Metrical Romances 1, 357 ff. — „Lais hießen … Volkslieder oder kunstmäßige Bearbeitungen und Nachahmungen derselben … Zwar unterscheiden sich diese, den Namen der Lais beibehaltenden Bearbeitungen der Kunstdichter in der That oft nur durch den Namen von den Fabliaux und keineswegs mehr durch die Form; wohl aber beweist dieß Beibehalten des Namens so viel, daß sie einmal, aber natürlich in anderer (d. h. strophischer) Form wirklich abgesungen wurden, kurz, daß sie auf Volksliedern beruhen, während die Fabliaux in der Regel von Hause aus nur erzählte Tagesgeschichten, Anekdoten, Märchen u. s. w. waren, zur Quelle wieder nur Erzählungen, Gespräche des Tages u. s. w. (fables) hatten und daher mit Recht nur Fabliaux (fabulae, fabulationes d. i. nur gesagte Erzählungen) genannt wurden …. Doch läßt sich auch hier die Gränze natürlich nicht haarscharf ziehen; denn es giebt auch Fabliaux, die ursprünglich auf Volksliedern beruhten, aber, seit langem nur noch gesagt, in die Klasse der bloßen Erzählungen herabsanken … und manche dieser Erzählungen werden in den einen Handschriften schon nur Fabliaux genannt, während sie in anderen noch als Lais aufgeführt werden:“ Ferd. Wolf Ueber die Lais, Sequenzen und Leiche S. 125. 157 ff. L.

Anm. 275. (S. 205.)

Die Jongleurs waren fahrende Spielleute im Gegensatze zu den später auftretenden Trouvères im engern Sinne oder eigentlichen höfischen Kunstdichtern; wenn auch nicht immer eigentliche Volkssänger, sondern oft auch im Dienste der Trouvères oder der Höfe (dann Menestrels genannt). S. Wolf a. a. O. S. 10. 174. Späterhin jedoch sanken die Jongleurs wegen ihrer zunehmenden Entsittlichung zu gemeinen Bänkelsängern und Possenreißern herab und geriethen in die tiefste Verachtung; vergl. Gräße 2, 2, S. 1067 ff. — Man scheint übrigens den Ausdruck Menestrels oft in einem sehr weiten Sinne genommen zu haben; so heißt es in den Chroniques de St. Dénis (bei Bouquet Coll. des Historiens de France vol XVII p. 363 C. D.): Il avient quelquefois que *jogleor, enchanteor, goliardois et autres manieres de menestriex* s'assemblent aux corz des princes etc. L.

Anm. 276. (S. 206.)

Noch andere Sammlungen von Fabliaux sieh bei Gräße 2, 2, S. 1074. L.

Anm. 276a. (S. 207.)

Nämlich in der Instruction à ses filles (oder Livre pour l'enseignement des Dames et Demoiselles) des Chevalier Geoffroy de Latour — Landri, worüber s. Gräße 2, 2, 715 u. Zusatz 2, 3, 1285. L.

Anm. 277. (S. 207.)

S. Le Grand 2, 366 ff. Zu den daselbst gegebenen Nachweisungen füge auch noch des Poggius Xenodochium in dessen Faceliae u. Pfaff Amis V. 805 — 932. L.

Anm. 277a. (S. 209.)

The Freirs of Berwick steht in den Poems of William Dunbar (ed. Laing Edinb. 1834.) vol II p. 3ff. (auch in Pinkerton's Ancient Scotish Poems vol 1. p 65 ff.); The Monk and the Miller's Wife aber ist ein Gedicht von Allan Ramsay. Aehnlich ist auch in der Famous History of Friar Bacon (ed. pr. um 1612, steht auch in Thoms Collection of early Prose Romances) das Capitel, welches überschrieben ist: „Wie Miles, Bruder Bacon's Diener, Speise herbeibeschwor und auch Speise für sich selbst und seinen Wirth erlangte.“ S. über Aehnliches auch noch Grimm Märchen 3, 111 zu Nr. 61.; von der Hagen Gesammtabent. zu Nr. 61. L.

Anm. 278. (S. 210.)

Aus der Geschichte von dem kleinen Buckligen in Tausendundeine Nacht [Th. 3. S. 141 Breslau] ist wahrscheinlich ursprünglich die obige hervorgegangen; unmittelbar ist sie jedoch einer Erzählung entnommen, die sich in einigen Redaktionen der Sieben Weisen Meister befindet. D.

Sieh auch Keller Roman des Sept Sages S. CCXXIV. und zu Dyoklet. Leben Einleit. S. 61.; v. d. Hagen Gesammtabenteuer III. S. XLIV ff. Gueulette nahm seine Geschichte aus Straparola s. v. d. Hagen a. a. O. S. 1. L.

Anm. 279. (S. 211.)

Oft auch il Novellino Antico (das alte Novellenbuch) genannt, zum Unterschiede von Massuccio's Novellino. L.

Anm. 280. (S. 211.)

Vielmehr um 1325 oder 1330, jedenfalls nach 1311. S. Lami Novel. Letter. vol. XV. No. 34.; vergl. Rott in seiner Ausgabe von Busone da Gubbio's Fortunatus Siculus etc. p. 274. L.

Anm. 281. (S. 212.)

Tales, Anecdotes and Letters, transl. from the Arabic and Persian by Jonathan Scott. Shrewsbury 1800. Deutsch in der Breslauer Uebersetzung der Tausendundeine Nacht Bd. XI, woselbst die in Rede stehende Geschichte die 459te Nacht, und die nachher erwähnte „der Sultan von Jemen und seine drei Söhne" die 458te Nacht bildet. L.

Anm. 282. (S. 212.)

S. Donat Vita Virgilii zu Anfange. Sinnreiche Antworten, die den oben angeführten sehr ähnlich sind, giebt auch der dänische Prinz Amleth (Hamlet) dem Könige von England bei Saxo Grammaticus l. III u. IV. p. 138 ff. ed. Hafn. 1839; s. auch Simrock, Quellen des Shakespeare 1, 81—85 u. dazu 3, 170 ff. — Auch Heraklius (in Otte's gleichnamigem Gedichte, herausgegeben von Maßmann) giebt Beweise seines Scharfsinnes, die mit den oben im Text aus Tausendundeine Nacht und dem Novellino angeführten fast ganz übereinstimmen; eben so ist wie in dem letztern der Kaiser ein griechischer (Phokas). S. auch oben S. 401 b. L.

Anm. 283. (S. 212.)

Ich kann zwischen diesen beiden Erzählungen keine Aehnlichkeit entdecken. L.

Anm. 283 a. (S. 213.)

Sieh auch noch Keller Lieder Guillems von Berguedan S. 4 ff. L.

Anm. 284. (S. 213.)

Ueber Nr. 49. s. Gräße zu Gesta Romanor. Nr. 105.; v. d. Hagen Gesammtabenteuer Bd. 2. Anh. Nr. 8, II. L.

Anm. 285. (S. 213.)

Diese Geschichte findet sich auch in Busone da Gubbio's Fortunatus Siculus l. III c. 13, über welchen sieh Anm. 451. Le Grand sagt, einige französische Historiker berichten sie als wirklich vorgefallen. L.

Anm. 286. (S. 214.)

S. auch Val. Schmidt Balladen u. Romanzen u. s. w. S. 191 ff.; Keller zu Dyoklet. Leben Einl. S. 44 ff.; meine Mittheilung in der Germania Bd. VII. S. 422 ff. (Ueber die daselbst erwähnte heilige Isabelle s. Baillet Vies des Saints zum 8. Juli, wo der hierher gehörige Vorfall mitgetheilt wird; in den Acta SS. Boll. Juli II, 169 ff. findet er sich jedoch nicht). Denselben Stoff behandelt übrigens auch Timoneda Patr. 17. Die ursprüngliche Quelle dieser Erzählung ist höchst wahrscheinlich die Geschichte der Kalaratri in Somadeva's Märchensammlung Cap. 20. (Th. 2. S. 62 ff. Uebersetzt v. Brockhaus); vergl. auch v. d. Hagen in der Germania XI, 207. Anm. L.

Anm. 287. (S. 214.)

Das Decameron. Uebersetzt von Karl Witte. 2te Aufl. Leipzig 1843. III. 8. L.

Anm. 288. (S. 215.)

„Ich erinnere mich sehr wohl, sagt er in seiner Genealogia Deorum [l. 15. c. 10.], daß ich, kaum sieben Jahre alt, und ehe ich noch irgend welche Dichtungen zu Gesichte bekommen oder Lehrer gehabt, ja, ehe ich noch recht lesen gelernt hatte, durch den bloßen Trieb der Natur einige, wenn auch nur unbedeutende Erzählungen verfaßte." L.

Anm. 289. (S. 215.)

Später jedoch schämte sich Boccaccio der Zügellosigkeit des Decamerone und machte sich über die unmoralische Tendenz einiger Novellen desselben Vorwurfe, wie aus seinem von Tiraboschi angeführten Briefe an Maghinardo de' Cavalcanti, Marschall von Sicilien, deutlich erhellt, worin er nämlich in Betreff des Decamerone sagt: „daß du die edlen Frauen deines Kreises meine Possen lesen läßest, billige ich nicht; vielmehr bitte ich dich, daß du aus Liebe zu mir dieß nicht gestattest." D.

Anm. 290. (S. 215.)

Sehr richtig jedoch ist, was Warton (2, 267. ed. 1824) zunächst mit Bezug auf Chaucer bemerkt, was aber auch hinsichtlich Boccaccio's gleiche Wahrheit hat. „Chaucer's Obscönität, sagt er nämlich, muß großentheils seiner Zeit zugeschrieben werden. Zwar sind wir geneigt, uns von der moralischen Unschuld unserer Vorfahren romantische und übertriebene Vorstellungen zu machen, so wie überhaupt Zeiten der Unwissenheit und Einfachheit auch für Zeiten der Reinheit zu halten; jedoch ist, wie ich glaube, gerade das Gegentheil der Fall. In einem rohen Zeitalter herrschen nämlich auch rohe Sitten, welche der Tugend eben so schädlich sind wie die Ueppigkeit. Im Mittelalter wurden daher nicht nur die offenbarsten Verletzungen der Schicklichkeit, sondern auch die ruchlosesten Laster gestattet und ausgeübt. Denn je ungebildeter die Menschen sind, desto weniger schämen sie sich und wenn ein hoher Grad der Sittenverfeinerung auch die strafbaren Vergnügungen vermehrt, so hindert er doch auch zugleich die wirkliche Begehung vieler Schandthaten; wenigstens schützt er den öffentlichen Anstand und unterdrückt die öffentliche Zügellosigkeit." L.

Anm. 291. (S. 217.)

Bembo (a. a. O. p. 101. Venez. 1575) spricht bloß im Allgemeinen von der Abwechslung in den Eingängen und Schlüssen der einzelnen Novellen des Decamerone, ohne gerade die ländlichen Schilderungen hervorzuheben. L.

Anm. 292 (S. 218.)

„Laß uns das Leben genießen, o Lesbia.“
Catull. Nr. 5.

Der oben folgende Vers lautet übersetzt:

„Leb' rasch, mitten im Scherz naht oft der grimmige Tod.“

L.

Anm. 293. (S. 219.)

Dieß sagt Chaucer nicht, vielmehr heißt es V. 793ff. (Fiedler):

„Ein Jeder soll sich für die Fahrt verpflichten,
Den Weg zu kürzen je mit zwei Geschichten;
Das heißt: beim Hinweg soll er zwei erzählen,
Zwei andre soll er für den Herweg wählen.“

L.

Anm. 294. (S. 221.)

Sie findet sich ferner schon vor Boccaccio in Busone da Gubbio's Fortunatus Siculus l. III. Osserv. F. p. 352.; auch in Luther's Tischreden wird sie kurz erzählt Cap. 34. Bl. 420. 4. Leipzig 1621|: „Von einem Jüden, der sich wollt' täufen laßen aber zuvor gen Rom gehen.“ L.

Anm. 295. (S. 221.)

Diese sollen jedoch nach Dunlop's eigener Angabe älter sein, als die Gesta Rom. Ueber die in Rede stehende Novelle s. Val. Schmidt Beiträge zur Gesch. d. rom. Poesie S. 2. füge hinzu Swift Tales of a tub: s. Du Meril Hist. de la Poésie Scandinave p. 344.; sie findet sich übrigens schon in Busone da Gubbio's Fortunatus Siculus l. 3. n. E. p. 347. S. auch v. d. Hagen Gesammtabent. Th. 2. Anh. Nr. 9. Vergl. Bridank's Bescheidenheit S. 6. V. 6—14. ed. W. Grimm. L.

Anm. 296. (S. 221.)

Ueber dieses nicht bloß gerüchtweise existierende Buch s. Gräße Th. 2. Abth. 2. S. 32ff.

L.

Anm. 296a. (S. 222.)

Zu Tag 1. Nov. 7. vergl. außer V. Schmidt a. a. O. S. 3. besonders noch J. Grimm Gedichte d. Mittelalters auf König Friedrich I den Stauffer u. s. w. S. 43ff. 102. L.

Anm. 297. (S. 222.)

Sie ist dramatisch bearbeitet in Lope de Vega's El Animal Profeta (das weissagende Thier); s. Schack Geschichte der dram. Lit. in Spanien 2, 386ff. L.

Anm. 298. (S. 223.)

„Die Aehnlichkeit ist so gering, daß Boccaccio weder unmittelbar noch mittelbar als Quelle dieses humoristischen Lustspieles gedacht werden kann:“ Val. Schmidt a. a. O. S. 7. L.

Anm. 299. (S. 224.)

S. jedoch Val. Schmidt a. a. O. S. 11. Der Stoff dieser Novelle soll übrigens geschichtlich sein; s. Du Meril a. a. O. p. 346. L.

Anm. 300. (S. 224.)

S. jedoch Val. Schmidt a. a. O. S. 11ff.

L.

Anm. 300a. (S. 225.)

Mehre hierher gehörige, spätere Zusätze sind nun, da sie auch v. d. Hagen zu der im Texte angeführten Erzählung seiner Gesammtabenteuer giebt, hier gestrichen worden. L.

Anm. 301. (S. 226.)

Sie befindet sich jedoch nicht in den gedruckten Ausgaben derselben, sondern ist von Borghini aus einer Handschrift mitgetheilt worden; sieh Manni Storia del Decam. zu G. III. Nov. 1. — Die vorliegende Novelle Boccaccio's berührt sich übrigens, wie A. Keller Lieder Guillems u. s. w. S. 4. bemerkt, mit Konrad's v. Würzburg Erzählung von der halben Birne (v. d. Hagen Gesammtabenteuer 1, 211.) und einer Romanze Guillems (Raynouard Choix etc. 4, 83: En Alvernhe part Lemozi). S. auch bei v. d. Hagen die Berichtigung zu Bd. 1. S. CXVI. L.

Anm. 302. (S. 227.)

Durch eine ähnliche List Kei's wird Tristan aus einer ihm durch König Mark gelegten Falle befreit in Heinrich v. Vriberg's Fortsetzung von Gottfried's Tristan und Isolt V. 2698—2974. Etwas Aehnliches auch, jedoch im umgekehrten Sinne, wird in einem chinesischen Werke erzählt: „Tchang-Wang, roi de Tsou, avait invité les vassaux à un festin nocturne; il ordonna à sa concubine favorite de présenter le vin aux convives. Tout-à-coup s'éléva un vent impetueux qui éteignit toutes les lampes. Un des convives profita de l'obscurité pour embrasser la favorite. Celle-ci saisit la houpe du bonnet de cet audacieux mandarin et dénonça au roi de Tsou l'injure qu'on venait de lui faire. — „Bah, s'écria Tchwang-Wang, c'est un badinage sans conséquence, qu'il faut imputer à la folie du vin!“ Sur le champ il ordonna à un officier d'apporter un plat d'or et d'ôter les houpes de tous les bonnets, de sorte que personne ne put réconnaître celui qui avait insulté la favorite. Ce festin fut appelé Tsioué-Ing-Hoeï, c'est-à-dire le festin des houpes enlevées.“ Sieh San-Koué-Tchy etc. Histoire des Trois Royaumes. Roman Historique. Traduit sur les textes chinois et mandchou par Theodore Pavie. Paris 1845. Vol. I. p. 142, wo auch noch weiter erzählt wird, daß der Thäter späterhin den König in einer Schlacht aus der Gewalt der Feinde befreit und sich ihm dann entdeckt — Vgl. auch noch die Kaiserchronik V. 6643ff. und dazu Maßmann. S. 227.

L.

Anm. 303. (S. 227.)

Woselbst sich jedoch diese Geschichte nicht findet.

L.

Anm. 304. (S. 227.)

S. die Analyse des Dolopathos von Leroux de Lincy hinter Loiseleur Deslongchamps Essai

sur les Fables Ind. P. II. p. 122 ff. Die in Rede stehende Geschichte ist daselbst die zweite oder das Beispiel des zweiten Weisen und enthält am Schlusse einen eigenthümlichen Zug, der sie wohl als Vorbild des Boccaccio erscheinen laßen kann (vgl. Loiseleur a. a. O. P. I. p. 148 Anm.), welcher aber in den anderen Bearbeitungen der Sieben Weisen Meister fehlt, woselbst übrigens die Geschichte gewöhnlich die fünfte oder das dritte Beispiel der Kaiserin ausmacht. Danach ist also Val. Schmidt a. a. O. S. 15. zu berichtigen. Vgl. auch unten zu Ser Giovanni's Pecorone IX, 1. gegen Ende, so wie Kaiserchronik V. 6744. u. dazu Maßmann. L.

Anm. 305. (S. 228.)

„Fälschlich hat Manni und nach ihm Dunlop viele Aehnlichkeit gefunden zwischen der Novelle 206 des Sacchetti und der unsrigen. Diese ist ganz verschieden von derselben." Val. Schmidt a. a. O. S. 23. L.

Anm. 306. (S. 229.)

Diese Darstellung ist jedoch sehr ungenau; denn es heißt in der Novelle: „Da sie in Rousfillon in Folge der langen Abwesenheit des Grafen alles in großer Zerrüttung fand, so brachte sie als kluge Frau mit eifriger Sorge jegliches wieder in die gehörige Ordnung. Deshalb waren die Unterthanen hoch erfreut und gewannen sie sehr lieb, während sie den Grafen heftig tadelten, daß er ihr so abgeneigt wäre. Nachdem nun Giletta das ganze Land wieder in den besten Zustand versetzt hatte, theilte sie dieß ihrem Gemahle durch zwei Ritter mit und bat ihn, wenn sie der Grund wäre, daß er nicht zurückkehre, so solle er sie dieß wißen laßen, denn sie würde sich alsdann ihm zu Liebe fortbegeben." L.

Anm. 307. (S. 231.)

S. v. d. Hagen Gesammtab. I. S. CXXII ff.; Mone's Anzeiger 3, 375. Nr. 3. Diese Geschichte steht auch aus „Boccatius" in Eid's Ehebüchlein vgl. Germania 9, 247 u. ist ferner nachgeahmt im Palmerin von England P. I. c. 90.; hier jedoch stürzt sich die Prinzessin von einem Thurme. L.

Anm. 308. (S. 232.)

„Dunlop citiert bei Gelegenheit dieser Novelle den Eingang zu Hist. Alexandri Magni de preliis... Allein diese fabelhafte Erzählung liegt ihrem ganzen Charakter nach ziemlich fern, und nicht viel näher die andere von Dunlop angeführte aus dem Josephus. Mehr hierher gehörig scheint zu sein Massuccio Th. 1. Nov. 2:" Val. Schmidt a. a. O. S. 37. Mit den obigen Geschichten aus Boccaccio, Pseudokallisthenes u. Josephus verbindet Delrio Disqu. Mag. l. II. qu. 27. sect. I. (p. 315. ed. 1657.) noch ähnliche aus Aeschines Ep. 10 u. Rufinus Hist. Eccl. l. XI. c. 25, letztere wiederholt bei Cyrillus Alex. contra Julianum l. 7. Füge hinzu Cäsar Heisterb. l. II. c. 25 u. daraus in des Johannes Discipulus (Herolt) Promtuarium exemplorum: s. Thomas Wright Latin Stories etc. zu Nr. 80. (de filia Judaei). L.

Anm. 309. (S. 232.)

S. auch Somadeva's Märchensamml. C. 12. in der Geschichte der Rupinika (Th. 1. S. 128 ff. Uebers. v. Brockhaus). L.

Anm. 310. (S. 233.)

Zu Decam. 4, 10. s. Val. Schmidt a. a. O. S. 46 ff.; v. d. Hagen Gesammtabent. zu Nr. 11; Gräße 2, 2, S. 1120. (In Betreff der bei letzterm unrichtig bezeichneten Novelle der Cento Novelle Antiche vgl. hier Anm. 301.). L.

Anm. 311. (S. 234.)

„Es ist nicht leicht begreiflich, wie mehrere italienische Gelehrte hier haben eine Nachahmung der 24. [l. 20.] Idylle des Theokrit finden können und danach Hypothesen aufstellen, wie Boccaccio zur Kenntniß des Theokrit gelangt sei." Val. Schmidt a. a. O. S. 47 ff. L.

Anm. 312. (S. 235.)

S. auch Du Méril a. a. O. p. 351.; v. d. Hagen Gesammtabent. zu Nr. 25 Bd. II. S. XI ff. u. Zusatz dazu in den Berichtigungen zu Ende von Bd. III. Das bretonische Original, woraus Marie de France ihr Gedicht erweitert hat, ist mitgetheilt in Villemarqué Barzaz-breiz IV. Ausg. Paris 1846. vol. I. p. 248: Ann eostik (Die Nachtigall). L.

Anm. 312a. (S. 237.)

Ueber diese Novelle vgl. Val. Schmidt S. 55 ff.; Grimm D. Myth. S. 895. Die von letzterm geforderte Zurückführung der Novelle auf den einfachen Grund einer Volkssage ist in der bei Schmidt a. a. O. mitgetheilten Sage aus den Flores Helinandi enthalten; vgl. zu dieser auch noch Grimm a. a. O. S. 896 s. f. und Nachtrag zu S. 895, so wie Schwartz in dem (Anm. 170.) angeführten Schulprogramme S. 11 ff. L.

Anm. 313. (S. 237.)

Vgl. Val. Schmidt a. a. O. S. 60 ff. Dieser Novelle hat Lope de Vega den Stoff entnommen zu seinem Drama El Halcon de Federigo: sieh Schack a. a. O. 2, 337. Die Idee zu derselben entlieh vielleicht Boccaccio dem Fabliau Guillaume au Faucon; s. Barbazan ed. Méon 4, 407 ff. Ein ganz ähnlicher Zug wird übrigens von dem durch seine Freigebigkeit berühmten Hatim Tai erzählt (vgl. unten Anm. 485a.); s. auch Gervasius Tilb. Otia Imp. 3, 100. p. 994. bei Leibnitz. L.

Anm. 313a. (S. 237.)

S. Val. Schmidt a. a. O. S. 61, wo jedoch das nach Dunlop und Manni unrichtig angeführte Citat Morlini Nov. 33. zu streichen ist; s. Anm. 360 die betreffenden Novellen des Morlini (Nr. 31 und 33.). — Aehnlich ist auch bei v. d. Hagen Gesammtabent. Nr. 41. L.

Anm. 314. (S. 237.)

„Seltener Vogel, Seltenheit.“

Anm. 314 a. (S. 237.)

Auch in den Legendes Namuroises par A. B[orgnet]. Namur 1837. S. 215. wird ein gleicher Schwank als zwischen Jesus u. St. Peter auf ihrer Reise von Namur nach Marche vorgefallen erzählt. L.

Anm. 315. (S. 240.)

Ersteres ist der Fall; s. das Fabliau selbst bei Barbazan ed. Méon 3, 229ff. — Die ursprüngliche Quelle der Erzählung des Boccaccio sowohl wie des Fabliau's ist jedoch wahrscheinlich der provenzalische Roman de Flamenca, von welchem Raynouard im Lexique Roman vol. I. p. 1ff. einen Auszug giebt (sieh besonders p. 26ff.). Zwar fehlt in der mangelhaften Handschrift der Schluß des Romans, dieser entsprach indeß allem Anscheine nach dem der Novelle. L.

Anm. 316. (S. 240.)

„Die Novelle des Bandello welche Le Grand und Dunlop herbeigezogen haben, gehört gar nicht hierher:“ Val. Schmidt S. 69. Anm. L.

Anm. 317. (S. 241.)

„Ganz falsch ist das Citat des Le Grand in den Anmerkungen zu seinem Auszuge des französischen Fabliau (3, 296.): Bandello 1, 11. Diese gehört gar nicht hierher. Wahrscheinlich ist gemeint 2, 11, wo indeß die Aehnlichkeit auch nur sehr entfernt ist. Eben so wenig paßt die von Dunlop als Nachahmung angeführte Novelle 16 des Parabosco des schwächsten Nachfolgers des Boccaccio:“ Schmidt a. a. O. S. 72. Dem Boccaccio nacherzählt ist diese Novelle in des Stephanus Apol. pour Hérodote ch. 15, 28. S. auch Keller Rom. d. Sept Sages S. CXLIff., zu Dyoklet. Leben. Einl. S. 46; v. d. Hagen Gesammtab. II. S. XXXIIff. L.

Anm. 318. (S. 242.)

S. Val. Schmidt a. a. O. S. 72ff.; sieh auch Leroux de Lincy zu Cent Nouv. Nouvelles No. 88.; ferner Conti da ridere vol. I. p. 139: D'un uomo che fu cornuto, battuto e contento; vgl. Timoneda im Alivio de Caminantes P. I. No. 69; auch Romancero general. Madrid 1614. P. IX. fol 344. eine Novela in Redondillas. Ein hierhergehöriges Deutsches Volkslied s. in Mone's Anzeiger 4, 452ff. (Der Herr und der Schreiber). Verwandt auch ist die provenzalische Erzählung von Ramon Vidal (Raynouard Choix 3, 398.); s. oben S. 203. L.

Anm. 319. (S. 244.)

Val. Schmidt S. 81ff.; Du Meril p. 354.; s. Keller Rom. de Sept Sages S. CLXXVII und CCIIff. u. zu Dyoklet. Leben Einl. S. 52. 56ff. (Die Stelle in Wieland's Oberon ist Ges. 6. St. 80ff.). Thomas Wright Latin Stories from mss. of the XIII and XIV centuries No. 91: De caeco et ejus uxore. L.

Anm. 319 a. (S. 245.)

Diese Novelle entnahm Boccaccio wahrscheinlich nicht dem von Dunlop angeführten Fabliau, sondern irgend einem andern, an das er sich dann genauer hielt. Denn in einer zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts geschriebenen jetzt in Trinity-College zu Cambridge befindlichen Handschrift, die unter anderen Uebersetzungen in lateinisch-leoninische Verse auch deren mehre enthält, welche den Stoff von Fabliaux epigrammatisch gedrängt zusammenfassen (vgl. unten Anm. 374 a.), finden sich auch folgende

Versus de mola piperis.

Militis uxorem clamidis mercede subegit
Clericus, et piperis clam tulit inde molam.
Mane redit, referensque molam praesente marito
Dixit: „mantellum redde, reporto molam.“
„Redde,“ maritus ait; respondit femina: „reddam:
Amplius ad nostram non molet ille molam.“

S. Thomas Wright Essays on the Literature, Superstitions and History of England in the Middle Ages. Lond. 1846. vol. I. p. 167. (vgl. p. 146.), woselbst statt des dort gemeinten Fabliau's (des von Dunlop angeführten) auf die obige Novelle Boccaccio's zu verweisen war. — Spätere Bearbeitungen dieses Stoffes sieh bei Le Grand 4, 294ff. zu de la Dame et du Curé; füge hinzu: Le Singe de Lafontaine 1773.: Le Mortier — Poetar. Belgic. Deliciae: Mola von Franciscus Swertus — Bebelii Facetiae l. III.: *Factum cujusdam Francigenae* — Nugae Venales or a pleasant companion etc. by Richard Head 1681. p. 78. L.

Anm. 320. (S. 246.)

v. d. Hagen Gesammtab. III. S. XXXVff. zu Nr. 62 (S. XLIII. lies Bandello P. III. Nov. 43.); Casti Novelle Gall. No. 7. L.

Anm. 321. (S. 247.)

Plautus (Menaechmi Act. II. sc. 2.) schreibt den Buhlerinnen in den Seestädten des Mittelländischen Meeres zu seiner Zeit eine ähnliche Gewohnheit zu:

„Dies ist der Huren Weise ja:
Zum Hafen schicken Sklaven sie und Mägde hin;
Und wenn ein fremdes Fahrzeug angelangt dann ist,
So fragen sie, woher es komm' und wer der Herr;
Dann hängen jene rasch sich an.“

D.

Anm. 322. (S. 248.)

Ueber Decamerone IX, 3. sieh Val. Schmidt S. 96 und v. d. Hagen Gesammtab. zu Nr. 24. L.

Anm. 323. (S. 249.)

In den Cent Nouv. Nouv. findet sich diese Erzählung nicht u. Dunlop hat hier, ohne selbst nachzusehen, dem Le Grand (zum Fabliau de Gombert) nachgeschrieben, der die C. N. N. p. 161

citiert. S. auch v. d. Hagen Gesammtabent. zu Nr. 55. — Das eigentliche französ. Original-Fabliau war indeß für Chaucer nicht das oben genannte von Jean de Boves, sondern das von Thomas Wright in seinen Anecdota Literaria London 1844. p. 15ff. aus einer Berner Handschrift mitgetheilte. L.

Anm. 323a. (S. 250.)

Ueber den Stock als Züchtigungsmittel gegen Ehefrauen in jener Zeit s. Le Grand's Anmerkung Nr. 6. zu dem oben erwähnten Fabliau; vergl. Grimm Rechtsalterth. 1, 450. — Uebrigens vgl. auch noch v. d. Hagen Gesammtabent. Bd. 1. S. LXXXVII. (wo in der Anm. 1 statt Straparola p. 99. zu lesen ist Facétieuses Journées p. 99. s. Le Grand a. a. O. Es sind nämlich die F. J. von Gabriel Chapuis gemeint). L.

Anm. 324. (S. 251.)

Ueber Decam. X, 3 u. 4 s. Schmidt S. 103ff. Der zu ersterer Novelle angeführte „freigebige Hatem“ ist der oben Anm. 313. erwähnte. L.

Anm. 325. (S. 251.)

Ueber dergleichen Zaubergärten sieh oben Anmerkung 181. L.

Anm. 326. (S. 251.)

Ueber Decam. X, 7. s. Schmidt S. 109. L.

Anm. 327. (S. 252.)

Zu Decam. X, 9. s. Schmidt S. 112. Düntzer in Scheible's Kloster 5, 212ff. (vgl. 166ff. Zu den an letzterer Stelle besprochenen Mantelfahrten füge noch den Zauberteppich Salomons (sieh oben S. 184b.) und einen ähnlichen aus Woycicki's Polnischen Märchen in Kletke's Märchensaal 2, 109. „Bergstürzer und Eichenreißer“). Ueber die bei Bocc. vorkommende Reise Saladin's nach Europa vgl. unten Anm. 383. zum Conde Lucanor. Nr. 12. L.

Anm. 328. (S. 253.)

Foresti, der diese Geschichte seiner eigenen Angabe nach dem Petrarca nacherzählt, scheint als Historiker von Manni nicht sehr hoch geachtet zu werden. L.

Anm. 329. (S. 255.)

„Francesco Sacchetti schrieb um das Jahr 1400.“ [sieh Borghini Discorsi vol. I. p. 303. Milano 1808 in den Classici Ital. vol. 148.]. D.

Anm. 330. (S. 255.)

„Sacchetti schrieb das Werk, angetrieben durch das Beispiel Boccaccio's, in einem reinern und natürlichern (familiare) Stil.“ D.

Anm. 330a. (S. 256.)

Die von dem Infanten Don Manuel (Verfasser des Conde Lucanor s. unten Anm. 383.) mitgetheilte, in einer Handschrift seiner Werke befindliche Version dieser „närrischen Geschichte“ ist die ältere; s. Ticknor Hist. of Spanish Litterat. 1, 60ff. L.

Anm. 330b. (S. 257.)

Thom. Wright Latin Stories etc. No. 127. de janitore imperatoris Frederici; — Nouveau Contes à rire (Cologne 1722.) 2, 39. le brochet de Florentin. Aehnliches auch bei Gower und John Bromyard: s. Wright a. a. O. L.

Anm. 331. (S. 257.)

Hieraus der einleitende Zug bei Straparola N. 8. nov. 2.; in Hans Sachs' Fasnachtspiel „der böse Rauch“ (abgedruckt in Tieck's Deutschem Theater 1. S. 19ff.) ist jedoch die Frau Siegerin in dem Kampfe um die Hosen; s. v. d. Hagen Gesammtab. I. S. LXXXVIIIff., und ebenso in einem alten Volksliede „Der Rauch beißt“ in Mone's Anzeiger V, 79ff. L.

Anm. 332. (S. 259.)

Lettre CXI, La Haye 1742, in welcher Ausgabe sich jedoch keine derartige Anmerkung findet. Im Texte wird die Geschichte von einem Karmelitermönche und einem Ehepaare zu Sevilla erzählt. Sie findet sich übrigens auch in Othonis Melandri Joco-Seria p. 298. ed. 1626, — Sérées de Bouchet p. 355. ed. 1588, — Amans Heureux 2, 19, — Detti et Fatti del Guicciardini p. 103, — Facetieuses Journées p. 213, — Passetems agréable p. 31. ed. 1715, — Roger Bontems en Belle Humeur 15me. advent. p. 452, — Facétieux Reveille-Matin p. 152. 195. ed. 1654. L.

Anm. 333. (S. 259.)

Ich will hier noch anführen, daß Sacchetti's Nov. 4. die Geschichte von Bürger's Kaiser und der Abt enthält (s. hierüber Val. Schmidt Balladen u. Romanzen deutscher Dichter S. 83ff., zu dessen Anführungen nun noch das von Adalbert Keller herausgegebene Fastnachtsspiel (Ein spil von einem Keiser und eim apt. Tübingen 1850. kl. 8.) aus der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts hinzukommt), so wie daß Nov. 115 in ihrem zweiten Theile aus Turpin's Chronik C. 14 oder den Cento Nov. Ant. No. 24. (s. oben Anm. 190.) entliehen ist, der dritte Theil aber, nur mit anderer Wendung, sich auch in Timoneda's Alivio de Caminantes P. II. No. 9. (Bibl. de Autor. Español. vol. III. Madrid 1846) wiederfindet.

Ferner will ich hier noch die Novellen des Sercambi aus Lucca (der um das J. 1410 lebte) erwähnen, von denen Gamba (Venezia 1816) zum ersten Male zwanzig herausgegeben hat (die Handschrift enthält deren 156.). Einige derselben stimmen mit anderen Novellen überein; so

Nr. 4. mit Cintio 1, 9. (s. oben S. 280.).
" 5. " Ortensio Lando Nr. 13. (s. oben S. 283.).
" 6. " Grannucci, L'Eremita, il Carcere etc. 3, 5. (s. unten Anm. 371.).
" 8. " Boccaccio 7, 4. (s. oben S. 239ff.).

Nr. 12. mit Brevio Nr. 3. (s. oben S. 273.).
= 13. = dem Fabliau Le Chevalier à la Trappe (s. oben S. 197 ff.).
= 16. = der Wittwe zu Ephesus des Petronius (s. oben S. 40 ff.).
= 19. = Boccaccio 1, 9. L.

Anm. 333a. (S. 261.)

S. die Nachträge (zu S. 261.). L.

Anm. 334. (S. 262.)

Sieh dagegen Simrock, Quellen des Shakespeare 3, 191 ff. L.

Anm. 334a. (S. 262.)

Aus Correzetus (de dictis et factis memorabilibus) erzählt endlich auch Delrius (Disquis. Mag. l. IV. praeamb. p. 530a. Colon. 1657) diese Geschichte als zu Constantinopel zwischen einem Christen und einem Juden vorgefallen, u. der Sultan Soliman spricht hier das weise Urtheil. Der von v. d. Hagen Gesammtab. Bd. III. S. CXXXVIII. angeführte Meistergesang steht auch im Ambraser Liederbuche Nr. 138 und das ebendas. genannte altdeutsche Gedicht ist von ihm in d. Germania IX, 188. herausgegeben worden. L.

Anm. 335. (S. 263.)

Ob G. Villani (vgl. oben S. 266a.) den Ursprung der Welfen und Gibellinen auf diese Weise erzählt, kann ich nicht entscheiden; der gleichzeitige Dino Compagni jedoch stimmt wenigstens mit dem zweiten Theile der obigen Novelle überein. S. dessen Storie Firent. l. I. p. 3 ff. (Pisa 1818). L.

Anm. 336. (S. 264.)

Ueber diesen s. Brunet Manuel etc. s. v. Berinus. Der hier vorkommende, oben erwähnte Zug mit dem durch die Königstochter dem Ritter gemachten unauslöschlichen Zeichen erinnert an einen ähnlichen, der in einer Sage vom Albertus Magnus erscheint. Sieh Görres Meisterlieder S. 195—208. L.

Anm. 337. (S. 265.)

Auf die große Aehnlichkeit dieser Novelle mit einem Theile von Straparola's Fav. 4. Notte 3. macht Val. Schmidt zu den Märchen des Straparola S. 316. aufmerksam. L.

Anm. 338. (S. 266.)

Die Katholiken des vierzehnten Jahrhunderts scheinen diese Sau ebenso hochgeachtet zu haben, wie die Jakobiten „den kleinen Herrn in dem Sammetrock" (the little Gentleman in the velvet coat), der den Hügel aufwarf, über welchen das Pferd des Königs Wilhelm [des Dritten] strauchelte. D.

Zum Verständnisse dieser Anspielung diene Folgendes: Wilhelm starb bekanntlich an den Folgen dieses Sturzes und es wurde daher später unter den Jakobiten Gewohnheit, auf die Gesundheit des Maulwurfes (den meint nämlich wegen seines sammetweichen Felles jener „kleine Herr im Sammetrock") zu trinken, der den Hügel aufgeworfen. L.

Anm. 339. (S. 266.)

S. Nov. 18. 19. 35. In allen diesen Novellen ist jedoch nicht von dem Rè Giovanni sondern von dem Rè Giovane (dem jungen Könige) die Rede, unter welchem Heinrich, ältester Sohn Heinrichs II von England zu verstehen ist, den Letzterer in dem jugendlichen Alter von fünfzehn Jahren zum König krönen ließ, der aber noch vor seinem Vater starb. Auch Manni in seinen Anmerkungen zu den drei angeführten Novellen der Cento Novelle Antiche verwechselt den Rè Giovane mit Rè Giovanni. S. Busone da Gubbio Fortunatus Siculus etc. ed. Nott, Firenze 1832. Avvertim. al secondo libro p. 97 ff. Vgl. auch die Erklärer zu Dante Inf. c. 28 v. 135. L.

Anm. 340. (S. 267.)

Durch Alfons V von Portugal. L.

Anm. 341. (S. 267.)

Weder in der Einleitung noch in dem Epiloge sagt er etwas der Art; in der kurzen Lebensbeschreibung des Massuccio (ed. Ginevra 1765 p. XXV.) findet sich jedoch die Notiz, daß Gesner im zwölften Buche seiner Pandectae den Massuccio mit den Worten erwähnt: Bertrutii Salernitani Novellae quinquaginta Italicae, quibus Joannem Boccacium imitatur und dieß mag Dunlop zu der irrigen Angabe verleitet haben. L.

Anm. 342. (S. 267.)

Auch Titel der Cento Novelle Antiche; sieh oben Anm. 279. L.

Anm. 343. (S. 268.)

Hier kann nur der Anfang von Las dos Doncellas (Die beiden Mädchen) gemeint sein, der jedoch bloß eine ganz entfernte Aehnlichkeit mit der in Rede stehenden Novelle hat. L.

Anm. 344. (S. 270.)

S. dagegen Simrock Quellen des Shakespeare 3, 139 ff. L.

Anm. 345. (S. 270.)

S. jedoch Simrock a. a. O. S. 160. L.

Anm. 346. (S. 271.)

Das Stück des Rojas ist betitelt: Los Vandos de Verona, das des Lope de Vega heißt Castelvines y Monteses; vgl. Schack Geschichte d. dram. Lit. in Spanien 2, 331 ff. 3, 318 ff. — Adalb. Keller nennt mir ferner noch: Romeo u. Julia, ein Singspiel von Gotter. L.

Anm. 347. (S. 273.)

Diese Novelle steht nicht bei Brevio, sondern bei Marco Cademosto da Lodi (über welchen s. weiter unten) Nov. 2. Diese beiden Novellisten sind jedoch (Milano) 1799 zusammen herausgegeben worden, daher wohl Dunlop's Irrthum. Die in Rede stehende Novelle findet sich ferner in des Stephanus Apol. pour Herodote

ch. 15, 13, woselbst ein Spitzbube als Kardinal den Zehnten einsammelt; eine ähnliche Geschichte ist auch bei demselben ch. 15, 14. L.

Anm. 348. (S. 273.)

Auch diese Novelle findet sich nicht bei Brevio, sondern bei Cademosto da Lodi Nov. 4.; s. auch v. d. Hagen Gesammtabent. zu Nr. 49 u. Sercambi Novelle Nr. 12. L.

Anm. 348a. (S. 275.)

Bechstein Deutsches Märchenbuch S. 268. (7te Aufl): „Die drei dummen Teufel“ (mündlich im Werrathale) behandelt wesentlich denselben Gegenstand. S. auch Robert Fabl. Inéd. 2, 144 u. Zusatz p. 604. — Ad. Keller nennt mir auch noch: Belphagor, oder die wahrscheinlichste Geschichte unter der Sonne Leipz. 1776, so wie Ben Jonson's Dummen Teufel, von dem Baudissin (Ben Jonson und seine Schule) spreche. L.

Anm. 349. (S. 276.)

S. auch Granucci La piacevol Notte etc. l. 2. p. 157 ff. Venezia 1574. — Ueber zwei andere Novellen des Cademosto da Lodi s. Anmerkung 347 u. 348. L.

Anm. 350. (S. 276.)

Nicht zu verwechseln mit Giraldo Giraldi, der gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts lebte und von dem man gleichfalls eine Novellensammlung hat (Novelle di Giraldo Giraldi Fiorentino per la prima volta date in luce. Amsterdamo 1796). L.

Anm. 350a. (S. 277.)

Diese Novelle scheint mir keineswegs von Cintio's eigener Erfindung, sondern gleich der oben angeführten (VIII, 3.) der alten Geschichte entnommen zu sein, und zwar der Geschichte des Julius Sabinus und der Eponina; sogar die zwei heimlich geborenen Kinder und die neun Jahre verborgenen Aufenthaltes stimmen überein. S. Plutarch Moralia IV, 513. ed. Tauchnitz (Amatorius c. 25.); Tacitus Hist. 4, 67. Das Ganze ist nur von Cintio nach seiner Art mit Greueln überladen worden. L.

Anm. 350b. (S. 277.)

Dunlop nennt ihn, nach Shakespeare, Othello, bei Cintio jedoch bleibt er ohne Namen. L.

Anm. 351. (S. 278.)

Val. Schmidt (Beitr. z. Gesch. d. rom. Poesie S. 179 ff.) zeigt jedoch, daß die unmittelbare Quelle Beaumont und Fletscher's der Roman des Cervantes ist, der den Titel führt Los Trabajos de Persiles y Sigismunda (über welchen s. unten Anm. 452.). Die von Schmidt gemeinte Stelle findet sich in den neueren Ausgaben des genannten Werkes l. III. c. 6. — Auch im Dolopatos (s. Lois. Deslongchamps Fabl. Ind. P. II. p. 225 ff.) wird erzählt, wie eine arme Wittwe den ihr vom Vater angebotenen Sohn eines Kaisers, den Mörder ihres eigenen Sohnes, an Kindesstatt annimmt. Vergl. auch noch über ähnliche Geschichten Maßmann zur Kaiserchronik V. 5905 ff. L.

Anm. 351a. (S. 279.)

Auch in Tragica s. tristium historiarum de poenis criminalibus et exitu horribili eorum qui impietate etc. ultionem divinam provocarunt etc. libri II. Islebiae 1598. l. I. p. 107, wird diese Geschichte als im Jahre 1547 vorgefallen erzählt. Der Thäter (ein dux Hispanus) behandelt so verrätherisch die Frau eines Bürgers zu Como, der einen Mord begangen, und wird von Gonzaga, Herzoge von Ferrara, ebenso wie bei Cintio, bestraft, d. h. nach der Vermählung wirklich an's Kreuz geheftet. L.

Anm. 352. (S. 279.)

Dunlop hat diese Anführung aus Douce a. a. O., der sich jedoch irgendwie geirrt haben muß, da sich diese Geschichte im Belleforest nicht findet. L.

Anm. 353. (S. 281.)

In Voltaire's Trauerspiel gleiches Namens. L.

Anm. 353a. (S. 281.)

Deutsch Leipzig 1788. II. 8. L.

Anm. 354. (S. 282.)

Le Grand 4, 192. Le Villain de Bailleul; s. auch v. d. Hagen Gesammtabent. zu Nr. 45. (woselbst Bd. II. S. L. Z. 8 v. u. Bocc. III, 3. verdruckt ist statt III, 8.), so wie die Berichtigungen zu Ende des Bd. III. zu Bd. II. S. LVI und LVIII. L.

Anm. 354a. (S. 282.)

Diese Angaben stimmen nicht zu den obigen S. 272b, die aber die richtigen sind. Dunlop hat sich also hier geirrt und er wollte wahrscheinlich so schreiben: „Die zehnte Novelle des zweiten Abends ist die siebente des Firenzuola und findet sich auch bei Fortini“ (wo es nämlich die vierzehnte ist. — Zu Grazzini 2, 10. gehört übrigens auch Parabosco 2, 15. L.

Anm. 354b. (S. 283.)

Ferner eine hierher gehörige Erzählung aus dem Lékenspiegel des Jan de Clerc, mitgetheilt durch Mone im Anzeiger VII, 94. Nr. VII. — Thom. Wright Latin Stories etc. No. 26. de divite qui dedit omnia filio suo. — Hebel Schatzkästlein 1811. S. 39: „Kindes Dank u. Undank.“ L.

Anm. 355. (S. 283.)

Val. Schmidt in seiner Uebers. der Märchen des Straparola S. XI. zählt nur 65; er benutzte aber, ohne es zu wissen, eine kastrierte Ausgabe; vgl. unten Anm. 361. L.

Anm. 356. (S. 283.)

„Wenn Dunlop behauptet, Straparola habe dieß Märchen aus dem Fabliau Les trois Larrons

entlehnt, so ist gar nicht abzusehen, wie er zu diesem Vorgeben gekommen ist, da weder im Allgemeinen noch in irgend einem einzelnen Zuge die geringste Aehnlichkeit da ist:" Val. Schmidt zu Straparola S. 310ff.; zu dessen Nachweisungen über den ersten Theil dieser Geschichte man noch hinzufüge Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fables Ind. p. 47. n. 2; Thom. Wright Latin Stories etc. No. 27. de rustico et agno; — zu denen über den zweiten Theil Grimm und Schmeller Latein. Gedichte des X. u. XI. Jahrhunderts S. 354ff. das Gedicht Unibos. L.

Anm. 357. (S. 283.)

Dieser Name (Lodona) muß auf einem Druckfehler oder einem Gedächtnißfehler Dunlop's beruhen; was aber das Richtige ist, habe ich nicht zu entziffern vermocht. L.

Anm. 358. (S. 283.)

S. oben S. 273ff. zu Brevio Nov. 6. L.

Anm. 358a. (S. 284.)

Daß das in dieser Novelle erzählte Abenteuer irgendwo von Tristan berichtet wird, ist mir nicht bekannt. Wahrscheinlich jedoch irrt sich Dunlop und meint die oben folgende Novelle N. X. Fav. 3, welche einem Abenteuer Tristan's in Irland genau entspricht. Vgl. Val. Schmidt a. a. O. S. 345. L.

Anm. 358b. (S. 284.)

Zu dem von Schmidt S. 346ff. über das Bahrrecht Angeführten füge noch Grimm Deutsche Rechtsalterthümer S. 930; Walter Scott in der Vorrede zu An Ayrshire Tragedy. L.

Anm. 359. (S. 284.)

Die eigentliche Quelle dieses Schwankes ist jedoch der Schluß des Fabliau's Les trois aveugles de Compiègne, wo der Wirth auf schlaue Weise geprellt wird (s. oben S. 207ff.). Aehnlich ist auch der Schwank im Pfaff Amis V. 2043 bis 2472. L.

Anm 360. (S. 284.)

Diese Geschichte des Straparola (N. 13 Fav. 11.) findet sich in den Novellae Morlini nicht und Dunlop hat sich daher geirrt. Da letzteres Werk so überaus selten ist (vergl. Brunet s. v. Morlini, Borromeo Notiz. dei Nov. Ital. p. 58ff., erste Ausg., v. d. Hagen Gesammtabenteuer Bd. I. S. LXXXI. Anm 4.), der frühere Königl. Bibliothekar Hr. Dr. Spieker in Berlin aber mir das in seiner eben so reichen als seltene Werke enthaltenden Büchersammlung befindliche Exemplar zur Benützung überlaßen hat, so will ich hier ein Mehres über dasselbe mittheilen und zuvörderst die Inhaltsanzeige der einzelnen Geschichten nebst einigen literarischen Nachweisungen, wo sie sich mir eben darbieten, folgen laßen.

No. 1. De clerico Salvatore a falconibus invaso. Ein Pfaff wird beim Wasserlaßen von zweien Falken an verschiedenen Theilen seines Körpers angegriffen und mehre durch sein Geschrei herbeigelockte Hunde fallen auch seine Beine mit Bißen an.

No. 2. De matre, quae filium vivum ad sepeliendum misit. Ein dummer Bursche läßt seiner Mutter ein Faß Wein auslaufen und wird von ihr auf die angegebene Weise bestraft. Da aber ein Vorübergehender sich klagend äußert, der Verstorbene schulde ihm ein Goldstück, so ruft letzterer aus, jener hätte es von ihm bei seinem Leben fordern sollen. Die Todtengräber laßen ihn darauf vor Schreck fallen und er kehrt nach Hause zurück.

No. 3. De patre stolido commodum enixum gnatum corripiente. Das neugeborene Kind antwortet auf die weisen Lehren des Vaters natürlich nur durch Schreien, worüber letzterer sehr zornig wird.

No. 4. De mercatore qui junctim cum rege per urbem equitando magni census et fidei habitus est. Ein sehr verschuldeter Kaufmann bietet dem Könige eine große Summe, wenn er ihn an seiner Seite durch die Stadt wolle reiten laßen. Dieser geht darauf ein und die Gläubiger jenes, die ihn fortan für einen bei dem Könige sehr angesehenen Mann halten, vermeiden fernere ungestüme Mahnungen.

No. 5. De summo pontifice Sixto qui alumnum Hyeronimum solo verbo ditavit. Straparola 12, 5.

No. 6. De Theotonico et Hyspano simul comedentibus. Straparola 13, 3.

No. 7. De excellente Hectore Carrafa. Straparola 11, 4.

No. 8. De filio, qui matrem offetavit (i. e. compressit); eine widerliche und alberne Geschichte.

No. 9. De doctore qui fuit repertus in furno, wohin ihn nämlich seine Geliebte, die Frau eines Beckers, versteckt hatte.

No. 10. De lusore, quem diabolus decepit; ist das aureum somnium in den Facetiae des Poggius; das Gedicht gleiches Namens von Ducatus Gallus in Deliciae Poetar. Gallicorum; ferner s. Moyen de parvenir ch. XLV; le Tresor découvert in den Contes de Grécourt; Scaramuzza Poema piacevole nel vernacolo Veneziano c. X. st. 4sqq. 1791.

No. 11. De muliere litigante, quae judicis palmas adipe perlinivit; sie versteht nämlich den ihr gegebenen Rath, dem Richter die Hände zu schmieren, ganz buchstäblich. Méon Nouveau Recueil 1, 183. de la vieille qui oint la palme au chevalier; Moyen de parvenir ch. 18.; Thomas Wright A selection of Latin stories from mss. of the XIII and XIV. centuries No. 43. Andere Nachweise bei Le Grand (zum Fabliau de la vieille qui graissa la main du chevalier).

No. 12. De colono, qui ut regem alloqui posset, quadrupedem se fecit. Da ihn die Wachen nie vorlaßen, so ergreift er endlich diesen Ausweg auf den Rath eines Freundes, der sich außerdem auch noch rittlings auf seinen Rücken setzt.

und erreicht so seinen Zweck, da der König dieses sonderbare Schauspiel sehen will. — S. auch die Nachträge.

No. 13. De Hyspano, qui decepit rusticum monacumque carmelitanum. Straparola 13, 3.

No. 14. De uxore decipiente virum; indem sie ihrem Manne (wie immer des Sonnabends) den Kopf mit Seifwasser wäscht, empfängt sie zugleich stillschweigend ihren Geliebten.

No. 15. De plebeo exotico sermone loquente; eine einfältige, nichtssagende Geschichte.

No. 16. De assessino, qui comes evenit; desgleichen nichts besonderes enthaltend.

No. 17. De famulo pistoris qui pistricem dedolavit.

No. 18. De monacho, qui in monasterio divi Laurentii seraphyci Francisci vitam repraesentavit. Ein Mönch will sich einem Mädchen ohne Kleidung zeigen und führt daher in einem Mysterium die Marter des heiligen Franciscus auf; das Gerüst stürzt aber ein.

No. 19. De episcopo Zenone a cubiculario vulnerato. Der Kammerdiener beraubt ihn, nachdem er ihn durch Schläge auf den Kopf betäubt hat, wodurch aber der Bischof von seinem frühern steten Kopfschmerze geheilt wird.

No. 20. De cerdone, qui insidiantem latronem eum interfecturum interfecit. Strap. 13, 5.

No. 21. De famulo aromatarii, qui dominum interfecit. Straparola 13, 4.

No. 22. De hemofrondita (i. e. hermaphrodita). Straparola 13, 9.

No. 23. De viro, qui uxoris fidem periclitatus est. Er stellt sich todt und sie will ihn nun in einem Netze begraben, obwohl sie ihm früher herrliche Todtenkleider versprochen.

No. 24. De moniali infraganti cum auriga reperta. Ein vornehmer und auch mit körperlicher Schönheit begabter Jüngling, der sie gleichfalls liebt, aber von ihr verschmäht wird, ertappt sie nämlich in flagranti und tödtet sie. Aehnlich, jedoch ohne die tragische Katastrophe, ist Nr. 54 in den Cent Nouvelles Nouv. und Nr. 20 des Heptameron de la Reine de Navarre.

No. 25. De patricio quodam Parthenopaeo, qui diabolum allocutus est. Eine Spukgeschichte.

No. 26. De viro zelotipo, quem conjux decepit. Straparola 12, 1.

No. 27. De filiis, qui post obitum patris ejus ultimam voluntatem exequi noluerunt. Straparola 12, 4.

No. 28. De uxore, quae adulter[illegible] cum crissantem umbram fore viro suasit. Sie macht dem Manne weiß, es sei ein Hauskobold. — Ursprünglich vielleicht aus Romuli Fabulae No. 9. (bei Robert Fabl. Inéd. 2, 551; Fables de Marie de France No. 41.); vgl. auch das Fabliau le Revenant (bei Le Grand).

No. 29. De matre, quae desidiosum filium ut reperiret *bonum diem* misit. Straparola 13, 6; sieh Val. Schmidt zu den Märchen des Straparola S. 350 ff., woselbst jedoch diese Geschichte unrichtig mit 13, 5. bezeichnet ist, da er eine unvollständige Ausgabe des Straparola benutzte; vgl. hier Anm. 361.

No. 30. De stulto, qui mulierem pulcram devenustavit a viroque adulterii premium reportavit. Straparola 12, 2.

No. 31. De puero qui deprehensus in adulterio a viro paedicatus deverberatusque fuit. Aus Apulejus Metam. l. IX. p. 621—649. Oud. mit Ausschluß der Episoden. Vgl. oben zu Boccaccio V, 10.

No. 32. De medico et mediculo. Strap. 8, 6.

No. 33. De purgatoribus cloacae, qui in stercore naufragium fecerunt. Eine einfältige Geschichte.

No. 34. De carrucario, qui cum diabolo duellum commisit. Eine Koboldgeschichte.

No. 35. De adultero, qui uxorem in praesentia viri in dolio permanentis retromarte delibabat. Aus Apulejus s. zu Boccaccio 7, 2.

No. 36. De monaco, qui duxit uxorem. Straparola 11, 5. — Aehnlich ist Heptameron de la Reine de Navarre No. 56 und daraus in des Stephanus Apologie pour Herodote ch. 21, 1.

No. 37. De fure suspenso, qui diffracta reste fuit liberatus.

No. 38. De fele, quae unguibus priapum domini arripuit.

No. 39. De clerico Joanne, qui donavit centum vegetes [i. e. dolia] vini summo pontifici; er wird dafür zum Bischofe erhoben.

No. 40. De abatissa, quae moniales corripiens supra caput brachas tenebat. Boccaccio 9, 2. (s. oben S. 248.).

No. 41. De milite Battino, qui cattivum (i. e. captivum) clericum aureos deponentem medela peremit. Da der Gefangene die verschluckten Goldstücke wieder abführt und der Ritter dieß wahrnimmt, so giebt letzterer jenem so viel Purganzmittel ein, bis er davon stirbt. — Ursprünglich aus Aesop 136 ed. Kor. *Γυνὴ καὶ Ὄρνις* und II. 136. *Ὄρνις χρυσοτόκος*; vergl. Robert Fabl. Inéd. 1, 334.

No. 42. De illis qui in Tiberi reperto thesauro ad invicem conspirantes veneno et ferro periere. — Cento Nov. Ant. No. 82. (s. oben S. 214.).

No. 43. De caeco, qui ammissos aureos suo astu recuperavit. — Sacchetti Nr. 198. (s. oben S. 258.).

No. 44. De monacho, qui in suo sermone auditores plorare severos atque ridere fecit; letzteres bewirkt er dadurch, daß er sich bückt und wegen des kurzen Gewandes sein Gesäß entblößt, so daß die hinter ihm Stehenden lachen, während

die Vordern ob der ergreifenden Predigt weinen. — Diese Geschichte wird auch in des Stephanus Apol. pour Herodote ch. 36, 2. erzählt. Der Mönch hieß Roberto Caracciolo aus Lecce (Robertus Liciensis; vergl. Menagiana 1, 171. ed. 1715).

No. 45. De rustico, qui repertum aurum pro ferro distraxit.

No. 46. De monacho, qui venturum terraemotum vaticinatus est. Während alle Einwohner in Folge seiner Weissagung fliehen, begiebt er sich zu seiner allein bleibenden Geliebten.

No. 47. De mercatore Genuensi, qui vinum dilutum vendens pecuniam perdit. Strap. 8, 4.

No. 48. De eo, qui ut regulus conficeretur sororem principi supposuit; er erreicht auch seine Absicht.

No. 49. De matre, quae filium domum custoditum reliquit. — Basile, Pentamerone G. I. C. 4. (Vardiello) bis dahin, wo die Mutter dem Vardiello, voll Schreck über seine geglaubte Vergiftung, seine dummen Streiche vergiebt. S. auch Grimm Kindermärchen 3, 104 ff. (Nr. 59.).

No. 50. De Joculatore Gonnella, qui voluit Neapolitanos periclitari. Eine Neapolitanerin, die er ein Kohlblatt in Briefform zusammenfalten und in den Busen stecken sieht, antwortet ihm auf seine Frage nach dem Grunde dieses Verfahrens, daß sie das Blatt seiner Zeit auf gewisse Weise beschreiben wolle; eine andere, die bei der heftigen Bewegung des Siebens ihr Hinterhaupt entblößt, erwiedert auf eine Bemerkung seinerseits, es sei dieß ein Wink, wohin er sie zu küssen habe. Gonnella steht in Folge dieser Bescheide von weiteren Prüfungen der Neapolitaner ab.

No. 51. De Prodigo, qui invento thesauro avarus evenit. Straparola 13, 13.

No. 52. De Oleario, qui non valens matronam dedolare, ira genitalia incisit. — Aehnlich ist Petronius c. 126—133; vergl. auch Ovid. Amores III, 7.

No. 53. De parasito, qui matronam quandam futuit. Seine übergroße Häßlichkeit giebt ihr keinen Anstoß, da er andere Reize besitzt.

No. 54. De Sirentino edone, qui insperato puellam depuduit. Straparola 13, 11. jedoch etwas abgeändert. Aehnlich: „Wie Peter Leu in einem Lohkorbe in das Feuer fiel," in Peter Leu oder der andere Kahlenberger; sieh v. d. Hagen's Narrenbuch S. 359 ff.

No. 55. De stulto, qui cum voluisset alios terrere perterritus est.

No. 56. De monaco, quem juvenis decepit. Letzterer nämlich macht Ersterem weiß, eine Frau habe bei der eben stattfindenden öffentlichen Schaustellung der Kirchengefäße einen Kelch gestohlen und halte ihn in dem Schuh verborgen, den sie in der Hand habe. Der Mönch eilt auf sie zu und entreißt ihr mit Gewalt den Schuh. Beim Hineinfassen jedoch geht es ihm wie dem Guillaume le Penetier in dem Fabliau De Charlot le Juif, qui chia en la pel dou lievre (Barbazan ed. Méon 3, 87.), da die Frau im Gedränge sich des Schuhes anderweitig bedient hat.

No. 57. De quodam bajulo, qui adulterum sororiam delibantem invenit. Jener offenbart durch lautes Schreien die Schande des Bruders, während der Thäter ungestraft entspringt.

No. 58. De corvo, qui altori domino oculum eruit. Dieser hat ihm nämlich früher einmal Gleiches gethan.

No. 59. De rustico, qui condito sacello rhetorem praesentavit. Straparola 13, 8.

No. 60. De eo, qui excrescendo [l. excernendo i. e., ventrem exonerando] avium loquelam accepit. Einige auf's Geradewohl abgerissene Gräser, deren er sich bei seiner Verrichtung als Reinigungsmittel bedient und welche Zauberkraft besitzen, verleihen ihm nämlich jene Gabe, wodurch er dann einen vergrabenen Schatz entdeckt.

No. 61. De clerico, qui sicophantam ficus edentem adjuravit. Straparola 6, 5.

No. 62. De moniali, quae ducem eam delibantem decepit; s. zu Sacchetti Nr. 207. (oben S. 258.).

No. 63. De matre, quae filium oleum distracturum misit. Er läßt sich beim Kaufen des Oeles erst das Gefäß füllen, dann auch noch, um seine Sache recht gut zu machen, etwas Oel in den hohlen Fuß desselben gießen; indem er jedoch beim Nachhausekommen der Mutter auch die andere aber bereits vergossene Seite zeigen will, verschüttet er auf diese Weise Alles.

No. 64. De monacho, qui volens matronam dedolare fuit repertus in flagranti crimine. Es wird ihm zur Strafe erst ein Suppositorium, dann eine Menge kaltes Wasser zur Abkühlung als Klystier appliziert.

No. 65. De Janello caupone, qui Neapolitanos decepit. Er verkauft ihnen nämlich durch eine List seinen schlechten Wein, indem er sie in großer Sommerhitze nach seinem Wirthshause lockt. — Ein ähnlicher Schwank findet sich im Pfarrherr von Kalenberg V. 425—497.

No. 66. De auloedo, qui vidit clericum uxorem delibantem. Er spielt erst ein Stückchen auf seinem Instrumente und prügelt dann den Thäter weidlich durch.

No. 67. De rustico, qui reperit adulterum cum uxore coëuntem. Er geht hierauf zum Richter und besiehlt der Frau den Thäter inzwischen fest zu halten, was sie auch eine Zeit lang nur zu gut thut, ihn aber vor der Rückkehr des Mannes entlaufen läßt und dann sagt, er sei ihr mit Gewalt entwischt. — Gleicht der oben (S. 194a) aus Aristänetus angeführten Erzählung.

No. 68. De jurista, qui tenebat sententias in filsis. Straparola 13, 10.

No. 69. De patricio, qui ut matronam falleret, Christum aemulatus est. Ehe er jedoch seine Absicht erreicht, verscheucht ihn ein Anderer, der sich für den Apostel Petrus ausgiebt und dann die Frau von dem Betruge Jenes in Kenntniß setzt. Eine ähnliche Geschichte bei Boccaccio 4, 2. (s. oben S. 431 ff.).

No. 70. De syndicis volentibus crucifixum vivum emere; ist der Crucifixus vivus in des Poggius Facetiae; — de certains Marguilliers de village in Elite des contes du Sieur Ouville vol. II. p. 49. 1661; — l'Image de St. Sébastien in den Nouveaux Contes à rire p. 35. 1702; — l'Immagine di San Sebastiano in den Conti da ridere vol. 1. p. 111. 1752; — Contes à rire ou Récreat. Françaises vol. 2. p. 82. 1787; — la Question résolue in den Poésies de Gayetand. 1790.

No. 71. De Puteolano, qui animalium loquelam intelligebat. Straparola 12, 3. und dazu Val. Schmidt a. a. O. S. 323 ff.

No. 72 [a]. De stipatoribus regis Ferdinandi, qui ut ficus ederent, daemones aemulati sunt. Sie verkleiden sich als Teufel, um die Wächter eines Lieblingsfeigenbaumes des Königs zu verscheuchen, was ihnen auch gelingt.

No. 72 [b]. De muliere, quae fefellit tres clericos. Dieß geschieht mit Wissen ihres Mannes. Der erste Liebhaber muß sich bei Ankunft des zweiten, den er für den Ehemann hält, als Frauenzimmer verkleiden; der zweite muß sich in ein Faß verstecken und wird dann von dem Ehemanne über Berg und Thal zu Markte gerollt, wo er endlich entspringt; der dritte muß sich nackt als Christusbild auf ein Kreuz legen (vergl. Le Grand 4, 123 ff. du Prêtre crucifié; die dort gemeinte Novelle des Sacchetti ist Nov. 84, in den Cent Nouv. Nouv. die 85ste Erzählung), wird aber dann von dem Ehemanne mit Nesseln abgefegt und rettet sich nur durch die Flucht von einer noch härtern Strafe. — Aehnliche Geschichten s. oben zu Boccaccio 8, 8. Außerdem will ich noch mit Bezug auf den letzten Theil dieser Novelle bemerken, daß La Monnoye in seiner Ausgabe der Contes et Joyeux Devis des Bonaventure Despériers zu Nov. 23. Folgendes anführt: Voyez un conte tout semblable dans Straparole Fable 4. de la IX Nuit: Conte néanmoins trés-different de celui que dans les premières éditions Italiennes l'Auteur rapportoit d'un *Frate Tiberio Palavicino*, qui ayant été surpris nud dans la maison d'un Sculpteur, fut conseillé par la femme, d'intelligence avec le mari, de monter en hâte sur un buffet, pour y représenter, les bras étendus, un Crucifix de commande. — In der von mir benutzten Ausgabe des Straparola (Venezia 1560), die zu den vollständigen gehört (s. Brunet s. v. Straparola) ist jedoch die Fav. 4. der neunten Nacht nur die mit Nov. 23. des Bonaventure Despériers übereinstimmende Erzählung; gleichwohl verweist auch Le Grand zu dem angeführten Fabliau auf Straparola, aber ohne nähere Angabe.

No. 73. De famulo qui cum domino fecit capitula. Straparola 13, 7.

No. 74. De viro, qui adulterum monacum interfecit. Der Ehemann bedient sich eines höchst sonderbaren Mittels, um sich von der Treue seines Weibes während seiner Abwesenheit zu überzeugen. Ein Mönch berückt jedoch die einfältige Frau und wird dafür von dem Ehemanne bei dessen Rückkehr zuvörderst krank geprügelt, und da sich dann letzterer als Arzt verkleidet bei ihm einstellt, von demselben in ein siedendes Oelgefäß gestürzt.

No. 75. De tribus juvenibus ab illustrissima quadam matrona diffamatis. Die Dame prüft jeden Jüngling bei einem besondern Gastmahle, wobei jedes Mal auf ihren vorherigen Befehl die Lichter ausgelöscht werden. Der erste nun nimmt die Zeit bis zum Wiederanzünden derselben wahr, um von den Speisen rasch zu essen und wird daher als Fresser weggeschickt; der zweite benützt die Zeit besser, schläft aber dann auf dem heimlichen Gemache ein und erfährt als bäurischer Mensch ein gleiches Schicksal; der dritte benutzt zwar die Zeit wie der zweite, erinnert sich jedoch im fernern Verlaufe des Abends während der Liebkosungen von Seiten der Dame, daß er die Kleidung im Garten abgelegt habe, läuft daher weil es eben regnet, trotz der Bitten jener weg, um sie in's Trockne zu bringen, findet aber bei der Rückkehr die Thür verschlossen.

No. 76. De medico, qui curabat mente captos. Straparola 13, 1.

No. 77. De patricio se jactante; seine leeren Prahlereien werden jedoch von einem Andern widerlegt.

No. 78. De Comite, qui adulterum uxorem dedolantem sociavit. S. zu Sacchetti Nov. 206. (oben S. 258.).

No. 79. De fratribus, qui per orbem pererrando ditati sunt. Straparola 7, 5 und dazu Val. Schmidt S. 353 ff.

No. 80. De tribus mulieribus, quae reperient [sic] pretiosam margaritam. Diejenige von ihnen soll den Fund erhalten, welche in ihrem Leben den größten Unfall erduldet hat. Die erste nun erzählt ein Liebesabenteuer, ähnlich dem in Lucian's Amores §. 15. 16. berichteten, nur umgekehrt, wobei sie wegen des hereinbrechenden Morgens auf öffentlichem Markte ertappt wird; die zweite willfahrt ihrem Geliebten ganz so wie Aristoteles der seinigen (vgl. oben Anm. 253.) und wird gleichfalls in flagranti betroffen; die dritte endlich thut in Abwesenheit ihres Mannes, was auch oft die Athenienfischen Frauen thaten (sieh Aristoph. Lysistrata v. 109. 110.); indem sie

aber plötzlich in Begleitung ihres heimkommenden Ehegatten zu ihrem sterbenden Bruder eilen muß und dabei auf der Straße hinstürzt, wird, was sie gethan, aller Welt offenbar. — Der als Richter erwählte Jüngling suspendiert den Ausspruch, welcher den Lesern überlaßen wird. — Die ursprüngliche Idee dieser Geschichte ist dem Fabliau des trois femmes, qui trouvèrent un anneau (Barb. ed. Méon u. bei Le Grand) entnommen.

Dieß nun ist der Hauptinhalt der 81 Geschichten des Morlini*), von denen ein guter Theil, wie so viele italienische Novellen, eigentlich nur Schwänke enthält. Die Latinität des Buches ist barbarisch, wenngleich oft mit Floskeln aus Apulejus aufgestutzt und der Text durch elende Orthographie und Interpunktion so wie durch zahllose Druckfehler (welches alles der Pariser Abdruck mit diplomatischer Treue wiederholt hat) oft bis zur Unverständlichkeit entstellt. Die Geschichten sind fast sämmtlich schmutzig und ohne alles Salz; die besten noch hat Straparola in seine Sammlung aufgenommen**). Sieh auch noch hier die Nachträge. L.

Anm. 361. (S. 285.)

Die im Straparola enthaltenen Märchen sind übersetzt von Val. Schmidt im Märchensaal Bd. 1: Die Märchen des Straparola. Aus dem Ital. mit Anmerkungen. Berlin 1817. (nach einer kastrierten Ausgabe; vergl oben Anm. 355. Es fehlen daher bei Schmidt folgende Märchen I, 2. V, 2 VIII, 5. XI, 2. Die ersten beiden stehen indeß auch in der kastrierten Ausgabe, obgleich abgekürzt; Schmidt hat sie nur aus besonderen Gründen ausgelaßen; dahingegen hat er den Schwank VIII, 6. (in der kastrierten Ausgabe VIII, 5.) aufgenommen. Vgl. Grimm Kindermärchen 3, 272ff. 2te Ausg). L.

Anm. 362. (S. 285.)

Ein Mehres über dieses Märchen bei V. Schmidt a. a. O. S. 284ff. Zu den dortigen Nachweisungen füge noch hinzu: Poselecchejata di Masillo Reppone, cunto 3. (Collezione di tutti i Poemi in Lingua Napoletana vol. 22.). Zu den Stellen über den Basilisk bei Schmidt S. 288ff. füge auch noch hinzu: Berger de Xivrey Traditions Teratologiques p. 540ff. und die von Delrius Disquis. Magicae l. I. c. 3. quaest. 4. §. 10. angeführten Schriftsteller. Ebendas. S. 289. in Betreff des Vogels mit den drei Lehren füge hinzu: Barlaam und Josaphat Cap. 10. (s. oben Anmerkung 74.). L.

Anm. 363. (S. 285.)

S. Val. Schmidt S. 269ff. In Bezug auf die daselbst S. 272ff. besprochenen Zauberrosse vgl. hier Anm. 219. — Schmidt bespricht ferner zu den oben (S. 285b ff.) näher erwähnten Märchen N. III. Fav. 3. die Schlangen (S. 281ff.), füge hinzu: Grimm Deutsche Mythol. 2te Ausg. S. 648ff., — Fav. 4. die Waßergeister, Nixen u. s. w. (S. 318ff.) vgl. unten Anm. 503, — N. V. Fav. 1. die Waldmänner (S 295ff.), über welche s. auch Grimm a. a. O. S. 447ff., und endlich die Elfen, worüber s. unten Anm. 473a. L.

Anm. 364. (S. 286.)

Vgl. Schmidt S. 321ff. Grimm in der Vorrede zu meiner deutschen Uebersetzung des Pentamerone von Basile S. XVIff. — Schmidt S. 322. bemerkt unrichtig, daß die Katze bei Basile gestiefelt ist. — Ueber den Stiefel s. Grimm D. Myth. 2te Ausg. S. 471. L.

Anm. 365. (S. 286.)

Val. Schmidt S. 335ff. Die Geschichte von den als Frauenzimmer verkleideten Buhlen der Königin findet sich schon in Somadeva's Märchensammlung zu Anfange des 5ten Cap. (Th. 1. S. 35ff.; Uebers. von Brockhaus). L.

Anm. 366. (S. 286.)

S. v. d. Hagen Gesammtab. zu Nr. 15. In Betreff des daselbst (1. S. CXXIX. Anm. 1.) und von Gräße Sage vom Ritter Tanhäuser (S. 17.) erwähnten Affos aus Delhi († 1809) s. Gräße Handbuch der allg. Lit. Gesch. 3, 1078. L.

Anm. 367. (S. 287.)

In's Deutsche übersetzt von Adrian. Frankfurt 1826. III. 8. L.

Anm. 368. (S. 287.)

S. über diese Novelle in ihrem Zusammenhange mit anderen v. d. Hagen Gesammtab. III. S. XCff. nebst den Berichtigungen zu Ende des Bandes. Ad. Keller nennt mir noch Valentin Schmidt Roland's Abenteuer S. 158. L.

Anm. 368a. (S. 290.)

Aehnliche Stoffe wie der hier in Rede stehende behandeln in Jubinal's Nouveau Recueil I, 42ff. le dit du buef und 1, 79ff. le dit de la bourjosse de Rome, Méon Nouv. Recueil: Du senateur de Rome ou de la bourjoise, qui fu grosse, in Th. Wright's Latin Stories No. 110. de domina romana u. No. 112a. (p. 105.) de regina differente confiteri, Cäsar Heisterbach. Illustr. Mirac. etc. l. 2. c. 11. Ganz nach Bandello ist La mayor confusion in Montalvan's Sucesos y prodigios de Amor. En ocho novelas ejemplares. — Ueber die mit diesem Stoffe

---

*) Sie sind in den Drucken zwar nur bis Nr. 80. numeriert, doch tragen zwei Novellen die Nummer 72, die ich oben durch a und b unterschieden habe. Borromeo a. a. O. erwähnt auch noch eine 90 Geschichten enthaltende Handschrift, aus welcher er S. 12ff., außer Nr. 32 des gedruckten Buches, auch noch die 36ste mittheilt, betitelt: de matrona canoros crepitus in choreis edente.

**) Hinter der Pariser Ausgabe des Morlini befindet sich ein Nachweis der Novellen, die Straparola aus demselben entliehen hat; er ist aber im höchsten Grade unrichtig und unvollständig.

zusammenhangende Sage vom Gregorius auf dem Steine und Oedipus s. die von Gräße 2, 2, 954. genannten Schriften. Die oben im Texte mitgetheilte Grabschrift wird auch in Mone's Anz. 2, 238. aus Berckenmeyer Vermehrter Curieuser Antiquarius. Hamburg 1712. S. 94. als zu Alincourt bei Paris befindlich angeführt; vgl. auch noch ähnliche Grabschriften u. Verwandtschaftsräthsel bei Mone a. a. O. Keller nennt mir noch: Briefe der Prinzessin von Orleans ed. Menzel. L.

Anm. 369. (S. 290.)

„Wenn Dunlop vermuthet, Bandello habe aus Cinthio's achter Novelle der fünften Dekade geschöpft und hinzufügt [s. oben S. 354a.] auch Montemayor habe nächst unsrer Novelle jene des Cinthio benützt, so muß man dagegen einwenden, daß Cinthio's Hecatommithi, wenn auch früher als Bandello's Novellen geschrieben, doch später im Druck erschien und daß sich in Montemayor's episodischer Erzählung Felismenens nicht die geringste Spur einer Bekanntschaft mit Cinthio's Novelle verräth. Wohl aber möchte Shakespeare dieselbe gekannt und benutzt haben:" Simrock Quellen des Shakespeare 3, 259. L.

Anm. 370. (S. 291.)

Ueber die 39ste Novelle des 3ten Theiles des Bandello, welche den Stoff von Schiller's Handschuh enthält, s. Val. Schmidt Taschenb. deutscher Romanzen S. 142ff. — Die älteste Nachricht über diesen Vorfall findet sich in einer spanischen Romanze, welche Ferd. Wolf in seiner Rosa de Romances. Leipzig 1846. S. 66ff. bekannt gemacht hat; s. auch Germania Bd. VII. S. 419ff. L.

Anm. 371. (S. 291.)

Keine der zwei von Dunlop angeführten Novellen findet sich in Granucci's Piacevol Notte etc.; ein anderes Werk desselben Verfassers ist jedoch: Di Nicolao Granucci di Lucca l'Eremita, il Carcere e'l Diporto. Opera nella quale si contengono Novelle et altre cose morali etc. Lucca, Busdraghi 1569. 8. und in diesem ist (l. 3. Nov. 5.) die erste der zwei genannten Novellen enthalten. S. Val. Schmidt zu Petrus Alfonsus S. 95. Anm. *). Den nämlichen Inhalt behandelt auch der Conde Lucanor No. 37, so wie Sercambi Nov. 6. L.

Anm. 372. (S. 292.)

Von denen der erste 103, der zweite 96 numerierte Novellen enthält, zusammen also eigentlich nur 199, jedoch befindet sich zwischen der 26sten und 27sten des ersten Theiles eine Novelle ohne Nummer (im Inhaltsverzeichniß gleich der folgenden mit Nr. 27. bezeichnet), so daß also die Ducento Novelle del Signor Celio Malespini vollständig sind. Die eben erwähnte Novelle ist übrigens aus den Cent Nouv. Nouvelles No. 91, was Dunlop in der oben folgenden vergleichenden Tafel anzuführen übersehen hat. L.

Anm. 373. (S. 294.)

Am Schlusse des Abschnittes von den italien. Novellen will ich hier auch noch eines derartigen größern Werkes erwähnen, nämlich des Peregrino von Jacobo Caviceo (geb. zu Parma 1443, gest. 1511), welcher in drei Büchern die Liebesgeschichte des Peregrino und der Genevera enthält. Die Erzählung ist in einem höchst affektierten Style geschrieben, mit vielem unnützen Beiwerke, namentlich langen Reden und zahllosen mythologischen Anspielungen überladen, auch viel zu weit ausgesponnen. Am sonderbarsten aber ist, daß der Erzähler (dieß ist nämlich der Held des Romanes selbst) seinen eigenen Tod berichtet (e cosi dicendo l'anima exhalai. l. 3. c. 101.). Auch muß es auffallen, daß bei einem Liebesverhältniß, welches von nicht gewöhnlicher Reinheit zeigen soll, der Verfasser, der zumal ein Geistlicher war, sich nicht selten mit sichtbarem Wohlgefallen in lasciven Schilderungen ergeht. Der Peregrino soll übrigens, nach der nicht unwahrscheinlichen Ansicht des Biographen Caviceo's Giorgio Anselmo, eine Allegorie des menschlichen Lebens enthalten. Er erschien zuerst Parma 1508. Vgl. Gräße II, 3. S. 487, f. L.

Anm 374. (S. 296.)

S. jedoch Leroux de Lincy in seiner Ausg. der Cent Nouv. Nouvelles (Paris 1841. II. 8.) vol. I. p. XXXVII u. XXXIXff. Die verschiedenen Quellen, Nachahmungen und Bearbeitungen der einzelnen Novellen hat der Herausgeber (vol. II. p. 343ff.) aus verschiedenen Vorarbeiten ausführlich, wenn auch nicht immer mit sorgfältiger Kritik zusammengestellt, daher hier ein für allemal darauf verwiesen und nur Einzelnes dort Uebergangenes hinzugefügt wird. L.

Anm. 374a. (S. 296.)

Ein lateinisches Epigramm in fünf Hexametern von Geoffrey de Vinsauf, einem Dichter aus der Zeit des Königs Johann von England, steht bei Thomas Wright in dem oben (Anm. 319a.) angeführten Werke vol. I. p. 180 und bei Leyser Hist. poet. med. et inf. aevi p. 901, wo es auch noch zweimal in zwei Heram. wiedergegeben ist. S. auch v. d. Hagen Gesammtabent. zu Nr. 47, (wo es Bd. II. S. LIV statt Doni, Filosofia Morale t. 2. heißen muß l. II. p. 111ff. Venez. 1552; s. ferner die Berichtigung das. zu S. LV.) —Vgl. noch Eberr's Ueberlief. 1, 72 u. Grimm D. Myth. II. A. S. 855. Anm. **) u. hier die Nachträge. L.

Anm. 375. (S. 297.)

S. den Schluß der Facetiae des Poggius, wo auch der Ausdruck Bugiale erklärt wird; man hatte ihn scherzhaft von bugia (Lüge) gebildet; also gleichsam „Lügenort." — Anderer Meinung als Dunlop in Betreff des Zusammenhanges der Cent Nouv. Nouv. und der Facetiae des Poggius ist Leroux de Lincy a. a. O. vol. I. p. XLVIff. L.

Anm. 376. (S. 297.)

No. 99. La Metamorphose ist des Poggius Sacerdotii virtus u. Malespini P. II. Nov. 99. Die übrigen Angaben bei Leroux de Lincy zu dieser Novelle (vol. II. p. 395.) sind unrichtig und aus einem komischen Misverstehen der Anführungen in Poggii Imitationes (sieh Poggii Facet. Lond. 1798. II. 12.) p. 209ff. hervorgegangen. Aus gleichem Grunde streiche auch bei Leroux de Lincy 2, 356. zu Nov. 21 das Citat Lamonnoye Poésies Latines. — No. 100. Le sage Nicaise ou l'amant vertueux findet sich auch in Eib's Ehestandsbuch und in Göthe's Ausgewanderten; vergl. v. d. Hagen in der Germania IX, 239ff. und Gesammtabent. I. S. LXXXVIII. Anm. 1. L.

Anm. 377. (S. 299.)

S. Addison im Spectator No. 164; von Sterne hingegen ist mir keine Behandlung dieses Gegenstandes bekannt. Vielleicht jedoch hat sich Dunlop geirrt und meint John Langhorne's auf jene Erzählung im Spectator sich gründende Correspondence of Theodosius and Constantia, die wegen der Reinheit des Styles und der sich darin aussprechenden Moral vielfach bewundert worden ist. Noch will ich bemerken, daß das Heptameron VII, 10. die bekannte Erzählung von der Châtelaine de Vergy enthält (vgl. Gräße II, 2. S. 1120.).

S. auch noch eine Notiz von Spicker in der Berl. Spen. Zeit. 1851. vom 4. Jan. Beil. über das Heptameron und die Marguerite de la Marguerite des Princesses, d. h. der ersten Ausgabe desselben durch ihren Kammerdiener Jean de la Haye (Sylvies genannt). Er setzt sie auf 1547. Lyon. 2 Bde. 8. L.

Anm. 378. (S. 299.)

Bei Hierokles findet sich keine Anekdote, die der im Text mitgetheilten genau entspräche; es kann also nur c. 21. gemeint sein, wo Jemand, dessen Zwillingsbruder gestorben ist, gefragt wird, ob er oder sein Bruder gestorben sei. L.

Anm. 379. (S. 299.)

Ein sehr bekanntes englisches Anekdotenbuch, das oft aufgelegt worden ist; so erschien: Old Joe Miller, being a complete and correct copy from the best edition of his celebrated jests and also including all the good things in above 50 jest-books published from the year 1558 to the present time. London 1800. L.

Anm. 380. (S. 300.)

Einen Nachweis, woher Chapuis den größten Theil seiner Geschichten genommen, s. bei Val. Schmidt zu Straparola S. 331ff. L.

Anm. 381. (S. 300.)

Einen gleichen Nachweis in Betreff Belleforest's s. bei Schmidt Taschenbuch deutscher Romanzen S. 144ff. L.

Anm. 382. (S. 300.)

'Tis Pity she is a Whore (Schade, daß sie gefallen). L.

Anm. 382a. (S. 300.)

S. auch Gervas. Tilbur. 3, 123. (p. 1004.): de avibus ex arboribus nascentibus. L.

Anm. 383. (S. 300.)

Nicht minder auch der Patrañuelo (Novellenbuch) des Juan Timoneda, der zu Alcalá 1576 erschien und obwohl bisher nicht oft aufgelegt, doch neuerdings durch die Aufnahme in den dritten Band der von Aribau herausgegebenen Biblioteca de Autores Españoles (Madrid 1846. 4.) wieder in den Buchhandel gekommen ist. Der Verfasser war bekanntlich Buchhändler zu Valencia, so wie Dichter und Herausgeber der vor Kurzem durch Ferd. Wolf bekannt gewordenen Romanzensammlung Rosas. Da der Patrañuelo in Werken, die sich auf die romantische Literatur beziehen, nicht selten erwähnt wird, so will ich hier die Angabe der Quellen seiner 22 Patrañas, so weit ich dieselben aufzufinden vermochte, folgen laßen (und zwar jetzt vollständiger als meine früheren Mittheilungen über Timoneda und den Conde Lucanor in der Germania Bd. VIII. S. 201ff.).

Nr. 1. Nach eigener Angabe aus einer Komödie des Alonso de la Vega, betitelt Tolomea, gedruckt 1566, über welche s. Schack Gesch. d. dram. Lit. in Spanien 1, 231.

Nr. 2 ist Boccaccio X, 10. (s. oben S. 252ff.).

Nr. 3 ist Massuccio I, 1. (s. oben S. 267.).

Nr. 4 gründet sich auf die Sage von dem Zauberer Virgilius und der Bocca della Verità (s. Altenglische Sagen und Märchen, herausgegeben von Thoms. Deutsch von Spazier Bd. 1. S. 132ff. und hier S. 187b.). Dieselbe Erzählung ist Straparola N. 4. Fav. 2. (nur ist bei diesem der Schauplatz der Handlung Athen (vgl. v. d. Hagen Gesammtab. II. S. XXXIX ff. u. III. S. CXXXVI.) so wie Malespini Nov. 98. — Ein diese Begebenheit vorstellendes Gemälde befand sich ehemals zu Rom; s. Beschreibung der Stadt Rom von Platen, Bunsen u. s. w. Bd. III. Abth. 1. S. 382. Anm. — Sehr ähnlich auch ist die List der Isalt u. Tristan's bei Gottfried von Straßburg V. 15522ff., in dem französ. Gedicht von Tristan V. 3902ff. (bei v. d. Hagen 2, 296.), so wie im Sir Tristrem Fytte II. st. 102ff. Vergl. ferner über die Bocca della Verità die „Kaiserchronik" V. 10795ff. u. III, 448—449 ed. Maßmann.

Nr. 5 ist die Sage vom Gregorius auf dem Stein (vgl. oben Anm. 368a.).

Nr. 6 ist Sercambi Nov. 4. (s. Anm. 333.).

Nr. 7 ist nach eigener Angabe aus einer Komödie des bereits zu Nr. 1. angeführten Alonso de la Vega, betitelt La Duquesa de la Rosa, über welche s. Schack a. a. O. Diese Komödie gründet sich auf Bandello P. II. Nov. 44. S. auch Gräße 2, 3. S. 361, wo aber statt Timoneda Patr. Nr. VIII. vielmehr Nr. VII. zu lesen ist. Ueber den Ursprung und die Wanderungen

der Sage s. F. Wolf Ueber die Lais u.s.w. S. 217. Anm. 60; vgl. Mone's Anzeiger 1834. S. 154 ff. W. Scott Minstrelsy zu Sir Hugh le Blond.

Nr. 8 ist aus dem Ras. Roland, Ges. 28.

Nr. 10 ist Boccaccio VII, 8. (s. oben S. 242 ff.).

Nr. 11 ist die Geschichte des Apollonius von Tyrus (s. oben S. 35 ff.).

Nr. 13 nach eigener Angabe einer (unbekannten) Komödie, betitelt Feliciana, entnommen.

Nr. 14. Die Geschichte vom Kaiser und dem Abt; s. oben Anm. 333.

Nr. 15 ist Boccaccio II, 8. (s. oben S. 224 ff.).

Nr. 16. Geburt u. Jugendgeschichte des Cyrus.

Nr. 17 ist Cento Novelle Antiche No. 68. (s. oben S. 213 ff.).

Nr. 18 ist in den Porretane des Sabbadino delli Arienti Nov. 20. (s. oben S. 271.).

Nr. 19 ist Bandello I, 22. (s. oben S. 287 ff.).

Nr. 20 ist Ser Giovanni's Pecorone XXIII, 2.

Nr. 21 ist die Geschichte von der Florencia von Rom (hier Geroncia von England), über welche s. Gräße II, 3, S. 286, d., v. d. Hagen Gesammtabent. I. S. C ff. Nr. 7. Crescentia u. S. CIV ff. Nr. 8. die Königin von Frankreich und der ungetreue Marschall (vgl. oben zu Ser Giovanni X, 1. S. 265 ff.).

Nr. 22 ist Boccaccio X, 8. (s. oben S. 251 b ff.).

Man sieht also, daß Timoneda fast alle seine Stoffe italienischen Novellisten entliehen hat.

Von größerer Wichtigkeit jedoch als die genannten spanischen Novellenbücher ist für die Geschichte der kleineren Prosadichtungen der Conde Lucanor des Infanten Juan Manuel (geb. 1273. gest. 1348). Da dieß Werk eins von denen ist, in welchen die durch dieselben bewirkte Vermittlung zwischen Orient und Occident deutlich hervortritt (s. F. Wolf in den Wien. Jahrb. Bd. 57. S. 192 ff.; vgl. Clarus Darstellung d. span. Lit. im Mittelalter 1, 357 ff.), so will ich hier einige hierauf bezügliche Nachweisungen folgen laßen, da der Conde Lucanor überhaupt auch durch Keller's Ausgabe und Eichendorf's Uebersetzung jetzt bekannter geworden ist.

Unmittelbar maurischen Sagen entnommen sind (wie Wolf a. a. O. bemerkt) Nr. 1, 11, 14, 19, 39. Anderes ist den Schriften des Morgenlandes entlehnt und wieder Anderes gehört dem Abendlande an; so z. B. ist

N. 3. — s. hier die Nachträge.

Nr. 7. Drei Gauner machen einem Könige weiß, daß sie einen nur für Leute von ehelicher Geburt sichtbaren Stoff zu machen verstünden und betrügen ihn auf diese Weise um vieles Gold und Silber — ist im Pfaff Amys V. 509—804 (s. Wolf a. a. O. S. 196.), nur findet sich in letzterm statt eines unsichtbaren Stoffes eine dergleichen Malerei so wie auch der Ritt des nackten Königs durch die Stadt fortfällt.

Nr. 8. Geschichte von einem betrügerischen Goldmacher — findet sich in zwei Versionen bei Delrius Disqu. Mag. l. I. c. 5. qu. 3. §. 4. p. 86 ff. Colon. 1657.

Nr. 9. Zwei Pferde, die sich mit einander nicht vertragen konnen, werden durch die ihnen drohende Gefahr zur Eintracht gebracht, — ist Gesta Romanorum No. 133.

Nr. 12. Sultan Saladin will das Weib eines Vasallen verführen und entfernt ihn deshalb, wird jedoch durch ihr kluges Benehmen von seinem Vorhaben abgebracht. — Ueber ähnliche Geschichten s. Keller Rom. des Sept Sages S. CXXXVIII und zu Dyokletianus' Leben Einl. S. 45 ff. (Des Löwen Spur). S. auch Simrock Novellenschatz der Italiener 1, 3.

Nr. 13. Ein Dechant von Santiago wird durch einen Nekromanten vermittelst einer Zauberei von seiner Undankbarkeit überführt. — Verwandt ist Méon Nouv. Rec. 2, 242—252, Jubinal nouv. Rec. 1, 128—135, so wie Grimm Kindermärchen Nr. 19, vgl. 3, 29. — Einige Bearbeitungen der vorliegenden Erzählung des Conde Lucanor so wie ähnliche Geschichten in denen lange Zeiträume auf wunderbare Weise als rasch verflossen erscheinen, sieh bei Keller Rom. des Sept Sages S. CLVI ff. und zu Dyokl. Leben. Einl. S. 49. (Schahabeddin); v. d. Hagen Gesammtabenteuer Nr. 90; Tausendundeine Nacht, Nacht 14. (Breslau) (s. auch noch hier die Nachträge). — Auch englische Schriftsteller haben den Stoff dieser Novelle benutzt (s. Ticknor History of Spanish Literat. vol. I. p. 60 ff.) u. Alarcon hat ihn in seinem La Prueba de las Promesas (die geprüften Versprechungen) dramatisch bearbeitet.

Nr. 18. Durch das Vorgeben, die Vögelsprache und demgemäß auch die Unterhaltung zweier Krähen zu verstehen, bringt ein Philosoph den König, den er erzogen, zu einer regelmäßigen Verwaltung seines Reiches zurück, — ist in den Vierzig Vezieren die Geschichte von den zwei Eulen und in des persischen Dichters Nizami Erzählungen und Fabeln Nr. 2. S. auch Biogr. Univers. vol. I. s. v. Abdel-Malek erster Artikel; Gil Blas 8, 6.

Nr. 23. Der Günstling eines Königs entgeht durch den Rath eines Sklaven den Fallstricken seiner Neider — ist im Barlaam und Josaphat Capitel 4. (meiner Uebersetzung. Münster 1846, oder Boissonade Anecd. vol. IV. p. 21 ff.).

Nr. 24. Einem Landmanne und seinem Sohne, die sich mit einem Esel nach dem nahen Markte begeben, werden von den Vorübergehenden mehrfache Rathschläge in Betreff des Reitens auf dem Thiere gegeben, — findet sich in den Vierzig Vezieren; s. Keller Rom. d. Sept Sages S. CLXXIV ff. (der Gärtner) und zu Dyoklet. Leben S. 51 ff.; Robert Fabl. Inéd. 1, 168. Außer den daselbst angeführten Bearbeitungen dieses Stoffes finden

sich auch noch folgende; nämlich bei Thomas Wright Selection of Latin stories from mss. of the XIII and XIV centuries. Lond. 1842. No. 144; ferner in des Poggius Facetiae der *Agaso*; — Gabriel Faernus Fabulae: *Pater, Filius et Asinus;* — Extrait des Loups ravissans. Satyre composée par maître Robert Gobin 1510; — Verdizotti Fav. 1; — Pietro Targa (d. i. Cesare Pavesi) Fab. 105; — Fridericus Widebramus in German. Poët. Deliciae: *Agaso;* — Journal Étranger Avril 1756: *Asinus Vulgi;* — in einem Briefe des Huetius an Ménage (Hominum judicia nullius esse momenti): *Senex, Filius et Asinus;* — La Fontaine Fabl. *Le Meunier son Fils et l'Ane* und dieß übersetzt in lat. Verse in Giraud Presbyter Orator 1775: *Pistrinarius, Puer et Asinus;* — Préface des Oeuvres de Malherbe par Ménage 1783: — Selected Fables by Dodsley B. II: *The Miller, his Son and their Ass;* — Desbillons Fab. Aesop. L. 14. Fab. 10. *Rusticus, ejus Filius et ejusdem Asellus;* — Fables de La Fontaine en Vaudeville par Naw: *le Meunier, son Fils et l'Ane;* — 300 Fables en Musique dans le gout de Mr. La Fontaine unter derselben Ueberschrift; — Nikolaus Barthomäus in dessen Lochia No. 15: *Maria et Joseph.* — S. Poggii Facetiae. Lond. 1798, vol. II. p. 98 ff.

Nr. 26. Bekannte Fabel von dem Fuchs und dem Raben, der einen Käse im Schnabel hat, — ist im Aesop No. 204 ed. Koraës (*Ἀλώπηξ καὶ Κόραξ*); — Poesias del Arcipreste de Hita, copla 1411 ff. Andere Nachweisungen bei Grimm Reinhart Fuchs S. CCLXIV. Nr. 8 und CCXII; Robert Fabl. Inéd. 1, 5 ff.

Nr. 27 ist im Aesop. No. 285, 330, 331 ed. Koraës (*Χελιδὼν καὶ Ὄρνιθες*). Andere Nachweise noch in Robert Fables Inéd. 1, 42.

Nr. 29. Bekannte Geschichte von der Bäuerin und dem von ihr zu Markte getragenen Milchtopfe (hier ein Honigtopf), deren Luftschlösser durch das Zerbrechen des Topfes zu Schanden werden, — ist ursprünglich aus dem fünften Capitel des Pantscha Tantra: sieh Loiseleur Deslongchamps Fabl. Ind. p. 55 ff. Zu den dortigen Nachweisungen füge noch Robert Fables Inéd. 2, 90. — Doni Trattati diversi di Sendabar Indiano. Venez. 1552: ein Theil des Tratt. 4, — Andersen „Konen med Aegene," — Grimm Märchen Nr. 164, — Gleim „Der Milchtopf." — Auch Saadi soll diese Geschichte von einem Kaufmanne auf der Insel Kisch erzählen (im Gulistan jedoch habe ich nichts der Art gefunden). — Einen ähnlichen Stoff behandelt ferner ein Paso des Lope de Rueda: s. Schack Gesch. d. dram. Literatur in Spanien 1, 218 ff.

Nr. 30. Einem Leberkranken zieht der Arzt die Leber aus dem Leibe, um sie zu reinigen und wieder einzusetzen. Während er damit beschäftigt ist, bittet ein Anwesender um die Leber, damit er sie seiner Katze geben könne. — Hängt genau zusammen mit Gesta Rom. No. 76 und Grimm Kindermärchen Nr. 118; vgl. auch ebend. 3, 206.

Nr. 32 — s. hier die Nachträge.

Nr. 33. Einem Jäger treten beim Tödten einiger gefangenen Rebhühner durch die scharfe Luft Thränen in die Augen, worüber die Thiere ihre Betrachtungen anstellen, — sind die Aviculae in des Poggius Facetiae.

Nr. 35. Während eines Krieges zwischen den Raben und Eulen werden letztere durch die verrätherische List eines feindlichen Ueberläufers besiegt — ist ursprünglich aus dem fünften Capitel des Pantscha Tantra: s. Loiseleur Deslongchamps a. a. O. p. 46. Diese Fabel erinnert an die Geschichte des Zopyrus.

Nr. 37 findet sich im Arabischen bei Achmed ben Arabschah s. oben S. 291 ff. die erste der aus Granucci angeführten Novellen und die dazu gehörige Anm 371. — Unserer Fassung ist der Umstand eigen, daß der die Probe Bestehende später auch noch den einzigen Sohn dem Tode Preis giebt, um den seines Freundes zu retten.

Nr 38. Löwe und Stier genau mit einander befreundet und dadurch mächtig, werden durch die List des Fuchses und des Hammels entzweit und dadurch geschwächt, — findet sich ursprünglich im ersten Capitel des Pantscha Tantra s. Loiseleur Deslongchamps a. a. O p. 32 ff. S. auch Grimm Reinhart Fuchs S. CCLXIII. Nr. 4.

Nr. 40 ist das 14. Capitel (meiner Uebers.) des Barlaam und Josaphat (Von dem klugen und vorsichtigen Könige): sieh oben S. 32.

Nr. 41 — s. hier die Nachträge.

Nr. 43. Ein Fuchs sieht sich gezwungen sich todt zu stellen und duldet in dieser Lage mancherlei Mishandlungen, bis es ihm endlich an's Leben geht, worauf er aufspringt und entflieht, — ist die letzte Geschichte in den Sieben Vezieren und die vorletzte in der griechischen Version des Syntipas (nämlich die vom Fuchs); — Poesias del Arcipreste de Hita, copla 1386 ff.

Nr. 45 Ein junger Maure bricht den Eigensinn seiner Frau durch kräftiges Auftreten schon in der Brautnacht; sein Schwiegervater will es ihm nachmachen, jedoch mit schlechtem Erfolge, — letzterer Umstand also abweichend von dem Fabliau, wo auch die Schwiegermutter wieder zur Vernunft gebracht wird. — S. oben zu Straparola N. VIII, Fav. 2.

Nr. 46 Ein Kaufmann will bei einem weisen Meister Verstand kaufen (wie in dem Fabliau de la bourse pleine de sens s. v. d. Hagen Gesammtabent. zu Nr. 35.) und erhält eine Lehre, die ihn später vom Morde seines Sohnes abhält; sie stimmt mit dem bekannten Spruche überein: Quidquid agas prudenter agas et respice finem. — Genau entsprechend ist der Schluß des in Grimm Kindermärchen 3, 392. (aus Lhuyd's Archaeol. britannica) mitgetheilten cornwallisi-

schen Märchens (zu letzterm vgl. auch noch Gesta Roman. c. 103.), — verwandt auch, die letzte Geschichte in den Vierzig Vezieren (Gesch. von einem Sultane, einem Sofi und einem Wundarzte), über welche s. Val. Schmidt zur Discip. Clericalis S. 141 ff.

Nr. 48 findet sich im Salomon und Morolf: s. Hagen und Büschings Deutsche Gedichte des Mittelalters Th. 1. S. 55 ff. V. 917—1008 u. S. 95; in einem alten span. Fabelwerke, s. Ferd. Wolf a. a. O. S. 196, in Thomas Wright's Selection of Latin stories from mss. of the XIII and XIV centuries. Lond. 1842. No. 100: de vetula pactum faciente cum diabolo; in des Adolfus Fabulae No. 9. bei Wright a. a. O. p. 184; in Luther's Tischreden Cap. 36. (S. 447 f. r Leipzig 1621): „Historia wie der Teufel durch ein altes Weib zwei Eheleut wider einander verhetzet, daß eins das andere entleibet;“ ferner in Joh. Discipulus (Herolt) sermo 96. Anderes noch bei Grimm D. Myth. 2te Aufl. S. 991. Anmerkung.

Nr. 49. Der Teufel steht lange einem Diebe bei, betrügt ihn aber endlich, so daß letzterer am Galgen das Leben verliert, — ist in der Poesias del Arcipreste de Hita, copla 1428 ff Aehnlich ist: „Teufel und Dieb machen einen Pact“ in Pauli Schimpf und Ernst. Frankfurt 1594. Bl. 232. S. Ferd. Wolf in den Wien. Jahrb. Bd. 58 zu dieser Stelle des Hita. L.

Anm. 384. (S. 300.)

Auch von Beaumont u. Fletcher's Custom of the Country: s. oben Anm. 351. über Rule a Wife etc. s. oben S. 247. L.

Anm. 385. (S. 301.)

Ueber noch einige größere hierher gehörende Erzählungen s. Gräße II, 3. S. 483 ff. L.

Anm. 386. (S. 303.)

Vies des saints pères des déserts et des saints solitaires d'Orient et d'Occident (par J. F. Bourgoing de Villefore): Paris 1706—8. IV. 12. L.

Anm. 387. (S. 305.)

Des Paulus Diaconus; s. Legenda Aurea in der Vita St. Pelagii. L.

Anm. 388. (S. 306.)

Auch in dem Leben der heiligen Maria Aegyptiaca in der Legenda Aurea tritt ein Löwe als Todtengräber auf. L.

Anm. 389. (S. 306.)

Robert, Le Trésor de l'âme, extrait des saintes écritures et la plus grande partie de latin en françois. Paris, Ant. Verard. fol. Nach Ebert um 1497 gedruckt. L.

Anm. 389 a. (S. 306.)

Der oben erwähnte Cisterciensermönch Odo de Ceritona hat drei solcher Sammlungen verfaßt, nämlich die Parabolae, die Homiliae und das Brutarium: s. Gräße II, 3. S. 463. Ueber die hier in Rede stehende s. Douce Illustrations of Shakspeare p. 524 ff. ed. 1839. L.

Anm. 389 b. (S. 306.)

Diese Geschichte steht auch in Thom. Wright's Latin Stories No. 65. Mehr über diesen Vogel (den sogenannten Martinsvogel) s. bei Grimm D. Mythol. 2te Ausg. S. 1083 ff. L.

Anm. 389 c. (S. 308.)

S. Méon Nouv. Recueil 2, 154: de la segretaine, qui devint fole au monde; ferner Thom. Wright Lat. Stories No. 106: de moniali sacristana; Avellaneda's zweiter Theil des Don Quixote c. 17 ff.; Wolf Niederl. Sagen zu Nr. 344; eine deutsche Bearb. in Versen „die Rückkehr der Pförtnerin“ von Amalie von Imhof (sieh O. L. B. Wolf's Poetischen Hausschatz S. 379 ff.). Folgende Notizen verdanke ich Adelb. Keller: s. auch L'Echelle du Paradis par le P. Crasset, Jesuite p. 123; vgl. Germania. Trauerspiel von Pater Elias. Eichstadt 1800. S. 25; Francisque Michel Le Comte de Poitiers p. VII. führt ein Fabliau an de la nonain ki ala au siecle et revint en sa maison par miracle. L.

Anm. 390. (S. 308.)

S. Méon Nouv. Recueil 2, 314: de l'abesse, qui fut grosse. Thom. Wright Latin Stories No. 38 und zu dem oben vorhergehenden du bourgeois, qui aima etc. s. v. d. Hagen Gesammtabent. zu Nr. 83. Bd. III. S. CXXV u. CLXVI Anm. L.

Anm. 390 a. (S. 308.)

S. auch v. d. Hagen Gesammtabent. Nr. 76; ferner Thom. Wright Lat. Stories No. 31; Southey's Ballade The pious Painter. L.

Anm. 390 b. (S. 310.)

S. Le Grand 3, 216, Jubinal Nouv. Recueil 2, 426, Ritson Pieces of Ancient Popular Poetry 2d. ed. Lond. 1833. p. 99 ff. Bei Reinmar von Zweter (s. Bodmers Minnesinger II, 148, a.) heißt er Her Pfenninc. L.

Anm. 390 c. (S. 311.)

Sermones de tempore et sanctis cum exemplorum promtuario ac miraculis B. Virginis etc. des Johannes Herolt (mit dem Beinamen Discipulus) eines deutschen Dominikanermönches aus Basel um 1470; s. Gräße 2, 2. 169. L.

Anm. 391. (S. 311.)

Ferner bei Bluet d'Arbères, Graf von Permission im 105ten Buche seiner Oeuvres 1604; s. Oeuvres de Voltaire ed. Beuchot 1840. vol. 33 a. a. O. Note; auch in Thom. Wright's Latin Stories No. 7. Vgl. überhaupt noch Grimm D. Myth. 2te Aufl. S. XXXVII. L.

Anm. 392. (S. 313.)

Bottari (Lettera ad un' Academico etc. in Dante Ediz. Padov. vol. V. p. 140 ff.) hat jedoch gemuthmaßt (nicht nachgewiesen, wie

Gräße II, 3. S. 370 sagt), der Guerino sei ursprünglich französisch geschrieben, die Idee desselben von Dante im Allgemeinen benutzt und von dem spätern italienischen Uebersetzer, der übrigens Andrea de Barberino (nicht Andrea Patria) geheißen habe, manches aus Dante's Hölle hinzugefügt worden; die französische Uebertragung vom Jahre 1490 wäre demnach nur eine Rückübersetzung. L.

Anm. 393. (S. 314.)

Zu diesen wahrsagenden Sonnen- und Mondbäumen war auch schon früher, wie es an der obigen Stelle im Guerino heißt, Alexander gekommen, der von ihnen die Zeit seines Todes erfuhr. Vergl. die ältere Recension des Pseudokallisthenes und die lateinische Uebersetzung des Julius Valerius, beide l. III. c. 17. (p. 123. ed. Müller) so wie in der neuern Recension des erstern l. II. c. 44. (p. 93.). Aus dem Julius Valerius ist direkt oder indirekt dieser ganze Theil des Guerino entlehnt. Auch in der Kaiserchronik V. 563, 564 (Annolied V 210. 211.) heißt es: in Indiâ er (d. i. Alexander) die wuoste durchbrach, mit zwein boumen er dâ gesprach.

In der That auch ist in der indischen Märchensammlung des Somadeva von einem weissagenden goldregnenden Baume die Rede (C. 22. Th. 2. S. 84ff. Uebers. von Brockhaus: Gesch. des Himutavahana). S. auch Maßmann zur Kaiserchronik a. a. O. L.

Anm. 394. (S. 314.)

Diese fabelhaften Völkerschaften (*Κυνοκέφαλοι, Σκιάποδες*) werden bekanntlich von den griechischen Autoren schon früh erwähnt; vgl. hierüber Berger de Xivrey Traditions Tératologiques p. 67ff. 90ff. Die Plattfüße erscheinen auch im Herzog Ernst V. 3825ff. u. sonst noch; s. v. d. Hagen u. Büsching Deutsche Ged. des Mittelalters Bd. I. S. XV. Anm. 56. L.

Anm. 395. (S. 316.)

Eins von Calderon's Schauspielen [El Purgatorio de San Patricio], hat die Auffindung dieses Fegefeuers zum Gegenstande. Der heilige Patricius leidet dort an der Küste von Irland Schiffbruch und, entsetzt über die Blasphemien des Königs Egerio, fleht er zu Gott um irgend ein Wahrzeichen, damit er die im Heidenthume befangenen Landsleute desselben zum wahren Glauben bekehren könne. Zwei Engel offenbaren ihm in Folge dessen die furchtbare Höhle, an deren Eingang er hierauf den König Egerio führt. Dieser begiebt sich, wie gewöhnlich, lästernd hinein, stürzt aber durch eine List des Heiligen durch das Fegefeuer durch in den Abgrund der Hölle. Dieß bewirkt alsobald die Bekehrung seiner Unterthanen. D.

Ueber St. Patrick's Fegefeuer in's besondere, so wie über die Geschichte der über das Fegefeuer herrschenden Vorstellungen im Allgemeinen sieh Thomas Wright St. Patrick's Purgatory etc. London 1844.

Anm. 395 a. (S. 316.)

Ueber dergleichen Visionen und Fahrten durch Himmel und Hölle s. Samlingar utgifna af Svenska Fornskrift — Sällskapet. I. Delen, 2 Häft. S. Patriks-Sagan p. XXVff., Scheible's Kloster Bd. V. S. 148 Anm. 114. Das älteste Beispiel der Art mag wohl das in Barlaam und Josaphat vorkommende sein (s. oben S. 30, b). S. auch noch Gräße II, 2. S. 137. (u. oben S. 100, b.) L.

Anm. 396. (S. 318.)

Duyfkens en Willemynkens Pelgrimagie tot haren Beminden binnen Jerusalem (Der Taube und der Eigensinnig Pilgerfahrt zu ihrem Geliebten in Jerusalem). L.

Anm. 397. (S. 319.)

Camus war von einer ziemlich angesehenen Familie und wurde 1582 zu Paris geboren. Noch nicht 26 Jahre alt bestieg er den bischöflichen Stuhl von Belley und zeichnete sich in dieser Stellung durch eine gewissenhafte Erfüllung seiner Pflichten aus. Er wurde von den Protestanten sehr geliebt, zog aber den Haß der Mönche auf sich, gegen die er viele Jahre lang und ohne Unterlaß sprach und schrieb. Im Jahre 1629 legte er die bischöfliche Würde nieder und zog sich in eine Abtei in der Normandie zurück, die der König ihm verliehen hatte. Später jedoch ließ er sich wieder bewegen das Bisthum Arras anzunehmen; ehe indeß seine Bestätigung von Rom anlangte, starb er (1652) und wurde seiner Anordnung gemäß auf dem Kirchhofe des Hospitals der Unheilbaren begraben.

Seine zahlreichen Predigten, von denen später einige in Druck erschienen, zeichneten sich durch ihre Naivetät aus. So fragte er einst in einer derselben, die er vor den Trois Etats hielt: „Was würden wohl unsere Vorfahren gesagt haben, wenn sie die richterliche Gewalt in den Händen von Weibern und Kindern gesehen hätten? Was bleibt nun noch übrig, als daß man noch, gleich jenem römischen Kaiser, Pferde in dem Parlament zulaße! und warum auch nicht, da bereits so viele Esel darin sind?" — Auch sagte er einmal auf der Kanzel, daß ein einzelner Mensch wohl lästern, lügen oder einen Mord begehen könne; jedoch gäbe es noch eine andere Sünde, die so groß wäre, qu'il falloit être deux de le commettre. In einem etwas bessern Geschmacke war einst seine Aufforderung an eine zahlreiche Versammlung zur Mildthätigkeit: „Messieurs, sagte er, on raccommande à vos charités une jeune demoiselle, qui n'a pas assez de biens pour faire *voeux de pauvreté*." Eine große Zahl von dergleichen Anekdoten in Betreff des Bischofs Camus findet man in den Menagiana, obwohl man sie nicht ohne Weiteres für wahr halten darf. D.

Anm. 398. (S. 319.)

Nämlich in La Mémoire de Darie où se voit l'idée d'une devotieuse vie et d'une religieuse mort. Paris 1620. L.

Anm. 398a. (S. 319.)

Dunlop meint wahrscheinlich die bereits oben (S. 273, b) angeführte Pieuse Récréation du R. P. Angelin Gazée etc. mis en françoys par Rémy. Rouen 1647 (s. Brunet s. v. Gazaeus), die ich jedoch nicht näher kenne. L.

Anm. 399. (S. 320.)

Er hat vielmehr auf Gemälden oft ein Schwein neben sich und zwar deswegen, weil er ein Schweinehirt gewesen sein und alle Krankheiten dieses Thieres heilen soll. Daher halten auch die Katholiken an mehren Orten auf gemeinschaftliche Kosten ein Schwein, welches St. Antonius' Schwein heißt und in hohem Ansehen steht. S. Encyclop. Brittanica s. v. Anthony, Saint. L.

Anm. 400. (S. 321.)

Die Pilgerreise nach dem Berge Zion. Aus dem Engl. des John Bunyan. Hamb. 1837. 16. L.

Anm. 401. (S. 321.)

„In der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts verfaßte ein französischer Dichter Namens Guillaume de Deguilleville, den Plan des Roman de la Rose nachahmend, drei große Gedichte unter dem Titel: Le Pélérinage de l'Homme ou de la Vie humaine, — Le Pélérinage de l'Ame sortie du corps und endlich Le Pélérinage de Jesu Christ ou la Vie de Notre Seigneur. Diese Gedichte sind zuweilen unter dem gemeinschaftlichen Titel Roman des trois Pélérinages vereinigt [S. Gräße II, 3. S. 464 ff.]. Sie waren das Vorbild verschiedener späterer Erzeugnisse, von denen das berühmteste John Bunyan's Pilgrim's Progress ist:" Thomas Wright St. Patrick's Purgatory etc. p. 105. Lond. 1844. Auch in des „berühmten Dichters Rutebeuf Gedicht Der Weg zum Paradiese (s. Oeuvres complètes de Rutebeuf publ. par Achille Jubinal vol. II. p. 21 ff.) findet man viele von den Bildern, die später in Werken wie The Pilgrim's Progress auf's Neue in Anwendung gebracht wurden:" id. ib. p. 110. L.

Anm. 402. (S. 323.)

Offenb. Joh. 21, 10 ff. L.

Anm. 403. (S. 323.)

„Die lieblichen Haine und anmuthigen Auen:" Aeneïs 6, 638. Statt loca laeta lies übrigens oben: loci laeti. L.

Anm. 404. (S. 324.)

Meister Francisci Rabelais der Arzenei Doktoren Gargantua und Pantagruel, aus dem Französischen verdeutscht mit Einl. u. Anm. u. s. w. herausgegeben durch G. Regis. Leipzig 1832 ff. III. 8. L.

Anm. 404a. (S. 325.)

S. jedoch Grimm Deutsche Myth. II. Ausg. S. 509. L.

Anm. 405. (S. 326.)

Eine ganz andere, nämlich allegorische Erklärung wird angeführt von Gräße Handbuch der allg. Literaturgesch. 3, 200. L.

Anm. 406. (S. 326.)

Wie Dunlop auf den Namen Truands kommt, weiß ich nicht, bei Rabelais l. I. ch. 25 ff. sind es die Bewohner des Landes Lerné. L.

Anm. 406a. (S. 328.)

Der letzte Herausgeber des Moyen de Parvenir, Paul L. Jacob (d. i. Nodier: Paris 1841) sucht freilich nachzuweisen, daß Bervalde nur der Ueberarbeiter eines vermuthlich in seine Hände gekommenen, jetzt aber verlorenen handschriftlichen Werkes des Rabelais sei; s. jedoch dagegen Paulin Paris im Bulletin du Bibliophile français 1841 Août, der es wieder dem Bervalde zuspricht. L.

Anm. 407. (S. 328.)

Dieß wäre also eine englische Bearbeitung dieser Sprüchwörter. Gräße a. a. O. S. 469 bemerkt, daß er keine dergleichen kenne. L.

Anm. 408. (S. 329.)

„Wer mehr als sonst mit Schmeichelreden naht,
Will dich betrügen, wenn er's nicht schon hat."

Ein spanisches Sprüchwort besagt dasselbe:

„Si te hace caricias el que no las acostumbra hacer,
O engañar te quiere ó te ha menester."

S. Guzman de Alfarache P. I. l. III. c. 1.

Auch jene erste der oben angeführten Antworten Bertoldo's gleicht einer andern, die der witzelnde Maymund (im 29ten Capitel der Discipl. Clericalis) giebt. Auf die Frage nämlich, wieviel er essen könne, fragt er selbst erst: „Von meiner Mahlzeit oder der eines andern?" und auf die Erwiederung: „Von der Deinigen," versetzt er: „So wenig als möglich." (S. noch hier die Nachträge). L.

Anm. 409. (S. 331.)

Uebersetzt von Tieck. 3te Aufl. Berl. 1831. IV. 8. L.

Anm. 410. (S. 331.)

„Dieß gelang ihm jedoch nicht ganz, indem die Lektüre und der Einfluß der Amadisromane sich noch längere Zeit hindurch erhielt. Hat doch selbst Cervantes, der im Persiles an abenteuerlichen Erfindungen mit dem Lobeira wetteifert, sich derartigen Einwirkungen nicht zu entziehen vermocht:" Schack Gesch. der dram. Literatur in Spanien 2, 28 ff. vgl. 47 Anm. 46. L.

Anm. 410a. (S. 333.)

Ueber den trefflichen Aufsatz von Charles Lamb On the Productions of Modern Art (in seinen Essays of Elia), worin dieser eigenthümliche Schriftsteller eine tiefgefühlte Charakteristik des Don Quijote giebt und namentlich in seinem Ur-

theile über den zweiten Theil desselben mit Dunlop übereinstimmt s. hier die Vorrede. L.

Anm. 411. (S. 333.)

Uebersetzt in: Leben und Thaten des weisen Junkers Don Quijote nebst Avellaneda's neuen Erzählungen. Aus dem Span. Orig. von Bertuch. 2te Aufl. Leipzig 1781. VI. 8. L.

Anm. 412. (S. 333.)

Dieß ist jedoch keineswegs der Fall, vielmehr ist Avellaneda's Arbeit nur eine höchst armselige Nachahmung des ersten Theiles des Don Quijote, der es durchaus an Erfindung und Selbständigkeit mangelt, und wenn Don Agustin de Montiano y Luyando in seiner Beurtheilung des Avellaneda (vor der Ausgabe von 1732) gesagt hat: „Ich glaube nicht, daß bei einer Vergleichung beider zweiten Theile ein urtheilsfähiger Leser sich zu Gunsten des Cervantes aussprechen wird," so ist er deswegen von dem neuesten Herausgeber der Werke des letztern, Don Buenaventura Carlos Aribau, in dem ersten Bande der Bibliot. de Autores Españoles (Madrid 1846ff. 4.) p. XXXff. nach Verdienst zurecht gewiesen worden, woselbst zugleich bemerkt ist, daß nur Le Sage's Bearbeitung des Avellaneda, weil er sein Original vielfach ausgeschmückt hatte, das Andenken an den längst in Vergessenheit begrabenen Autor in Spanien wieder erweckte und eine neue Herausgabe desselben veranlaßte. Auch Dunlop scheint nur die französische Uebertragung genauer durchgegangen zu haben, da er dem spanischen Originale Stellen zuschreibt, die sich darin nicht finden, wohl aber bei Le Sage; so die Andeutung (freilich nicht „der ganze Plan") in Betreff der Statthalterschaft Sancho Pansa's, ferner die von Dunlop wörtlich angeführte Stelle, die mit den Worten beginnt: „Ich werde mich dann dem Riesen nähern u. s. w.", von denen erstere sich bei Le Sage vol. II ch. 47, letztere ebendas ch. 35 befinden und Erweiterungen von resp. cap. 33 u. 28 des Avellaneda sind. L.

Anm 413. (S. 334.)

Nouvelles Aventures de l'admirable Don Quichotte de la Manche, traduits de l'Espagnol d'Alonzo Fernandez d'Avellaneda. Paris 1704. II. 8. L.

Anm. 414. (S. 334.)

Once on a time La Mancha's knight, they say,
A certain bard encountering on the way, u. s. w. L.

Anm. 415. (S. 334.)

Dieß ist die Suite nouvelle et véritable de l'Histoire et des Aventures de l'incomparable Don Quichotte de la Manche etc. Paris 1722. VI. 12. Nach Barbier Dict. des Anonymes No. 17310 ist sie jedoch nicht von Le Sage, obwohl er den wahren Verfasser nicht angiebt. L.

Anm. 416. (S. 335.)

Nic. Clenardi Epist. libri duo. Es sind dieß Briefe, welche ein holländischer Gelehrter an seine Freunde richtete, während er um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts Spanien in der Absicht besuchte, Nachforschungen auf dem Gebiete der arabischen Literatur zu veranstalten. D.

Anm. 417. (S. 336.)

Uebersetzt von Keil. Gotha 1810. 8. L.

Anm. 418. (S. 336.)

Sie befindet sich hinter der Ausgabe des ersten Theiles: Amberes 1554. Die Abenteuer, welche Lazarillo als Thunfisch besteht, nehmen den größten Theil des Buches ein, dem es sehr an Erfindung gebricht, obwohl Einzelnes nicht übel erzählt ist. Lazarillo erhält gegen Ende seine menschliche Gestalt wieder. Als Verfasser dieser Fortsetzung nennt Nic. Antonio (Bibl. Nova I p. 340.) einen Dominikaner aus Oporto, dessen Vornamen (Emanuel) allein er anführt. L.

Anm. 419. (S. 337.)

Ehe noch Aleman den zweiten Theil seines Werkes herausgab, war bereits eine andere Fortsetzung von dem Valencianer Mateo Lujan de Sayavedra, Pseudonym für Juan Marti (s. Mateo Aleman's P. II. L. I. c. 8. L. 2. c. 4. 5.) erschienen, von welchem das erste Buch und ein Theil des zweiten mit Aleman's Arbeit wetteifern kann; der Rest jedoch entspricht dem Anfange keineswegs. L.

Anm. 420. (S. 338.)

Der Glücksritter. Mit Erläuterungen von Guttenstein. Karlsruhe 1841. II. 8. L.

Anm. 421. (S. 338.)

Diese Stelle des Gil Blas gleicht weit mehr einer andern im Marcos de Obregon Rel. I. Desc. 9. s. oben S. 339a. L.

Anm. 422. (S. 338.)

Deutsch mit einer Einleitung von L. Tieck Berlin 1827. II. 8. L.

Anm. 423. (S. 339.)

Rel. II. Desc 14. Don Rafael landet jedoch zuerst in Livorno, nicht in Genua: s. Gil Blas l. V. ch. 1. L.

Anm 424. (S. 340.)

D. h. von ältern; denn in neuerer Zeit haben Dickens, Ainsworth und Andere in England gleichfalls ähnliche Werke geschrieben. L.

Anm. 425. (S. 340.)

Paul Scarron wurde 1610 zu Paris geboren. Er war der Sohn eines vermögenden Mannes und auch sonst von guter Familie. Nach dem Tode seiner Mutter heirathete sein Vater wieder, und da Scarron der Stiefmutter verhaßt wurde, so sah er sich endlich gewissermaßen aus dem väterlichen Hause getrieben. Er widmete

sich hierauf, ohne jedoch die Weihe zu empfangen, dem geistlichen Stande, was keineswegs mit seinem Charakter übereinstimmte, reiste nach Italien und hielt sich nach seiner Rückkehr wiederum zu Paris auf. Einen großen Theil seiner Jugend verlebte er in der Umgebung der Marion de l'Orme und Ninon de l'Enclos, deren fröhliche Gemüthsart und schmiegsame Moralität manchen Einfluß auf Scarron geübt haben mag. Die Ausschweifungen, denen er sich ergab, zerstörten seinen Körper; eine scharfe Feuchtigkeit soll seine Nerven ergriffen und aller Kunst der Aerzte Trotz geboten haben. In dem Alter von 27 Jahren wurde er von Hüftweh und Rheumatismus so wie von dem sonderbarsten Komplex schmerzlicher und schwächender Krankheiten ergriffen, deren Entwickelung durch einen Karnevalstreich beschleunigt worden sein soll, wobei er sich als Wilder verkleidete und, vom Pöbel verfolgt, gezwungen wurde, sich eine Zeit lang in einem Sumpfe zu verbergen. Jedoch wie dem auch sei, in einem Alter von dreißig Jahren sah er sich in demjenigen Zustand physischer Hülfslosigkeit, den er in einem Gemälde, das er von sich selbst entworfen, auf folgende Weise geschildert hat: „Ich war früher wohlgebildet, wenn auch klein; meine Krankheit hat mich noch um einen Fuß kürzer gemacht; meine Beine und Schenkel machten erst einen stumpfen Winkel, endlich einen spitzen; meine Schenkel und mein Oberleib bilden gleichfalls einen Winkel und mein Kopf ruht auf meiner Brust, so daß ich ziemlich wie ein Z aussehe; mit einem Worte, ich bin ein Kompendium menschlichen Elends. Dieß habe ich hiermit allen denen sagen wollen, die mich nie gesehen, weil einige Spaßvogel sich auf meine Kosten lustig machen und mich anders schildern, als ich in Wahrheit bin. Einige sagen, ich sei ein cul-de-jatte; Andere sagen, ich hätte keine Schenkel und stehe auf einem Tische in einem Gehäuse; wieder Andere sagen, daß mein Hut an einer Schnur hange und ich ihn vermittelst eines Zuges herablaße und aufsetze, um die, so mich besuchen, zu grüßen. Ich habe mir daher einen Kupferstich machen laßen, worin ich genau abkonterfeit bin, und in der That gelte ich unter den Krüppeln für einen der hübschesten."

Um seine Leiden zu erleichtern, besuchte Scarron verschiedene französische Bäder, kehrte jedoch immer in demselben Zustande von Verkrümmung nach Paris zurück, in welchem er abgereist war. Außer seinen übrigen Leiden fand er sich nun auch noch in sehr bedrängten Umständen; denn nach seines Vaters Tode wurden er und seine rechten Schwestern in einen Prozeß mit seiner Stiefmutter und deren Töchtern verwickelt, den er verlor. Eine Eingabe, welche er bei dieser Gelegenheit aufsetzte, war überschrieben: „Bittschrift, oder wie man es sonst nennen will, des Paul Scarron, Dekan aller Kranken in Frankreich, und der Anna und Franzisca Scarron, alle drei an Körper und in ihren sonstigen Umständen sehr inkommodiert, Verklagte gegen den Ehemann der Magdalene Scarron u. s. w., welche ganz munter und gesund sind und auf Unkosten Anderer ein gar lustiges Leben führen." Der Rest der Bittschrift ist ebenso absurd gehalten wie die Ueberschrift. Zur Vermehrung seiner Leiden kamen nun auch noch seine beiden Schwestern zu ihm nach Paris, von denen er zu sagen pflegte, „que l'une aimoit le vin et l'autre les hommes." Endlich gewährte ihm eine Pension von dem Kardinal Richelieu, so wie eine andere von der Königin Anna eine große Erleichterung seiner Lage. Im Jahre 1646 erhielt er auch von dem Bischofe von Mans eine Pfründe in dessen Diöcese, und wie oben bemerkt, begann er seinen Roman Comique auf der Reise dorthin.

Bald nach seiner Rückkehr nach Paris lernte er Mlle. d'Aubigné kennen, welche mit ihrer Mutter in dürftigen Umständen lebte und gerade über von Scarron wohnte. Zwei Jahre nach ihrer ersten Bekanntschaft vermählte er sich mit der genannten jungen Dame, die nur sechzehn Jahre alt war. Durch diese Heirath verlor er zwar seine Pfründe zu Mans, zog jedoch noch immer eine beträchtliche jährliche Rente aus derselben, da er Gönner hatte, welche die Uebertragung der Pfründe auf den Kammerdiener seines Freundes Ménage bewirkten, der zu diesem Behufe die Tonsur erhielt.

Scarron hatte Hoffnungen auf eine Pension durch die Fürsprache des Kardinals Mazarin gehegt und ihm eines seiner Gedichte gewidmet. In dieser Erwartung sah er sich indeß gänzlich getäuscht, so daß er in Folge dessen eine Satyre gegen den Minister schrieb und ein Lobgedicht auf denselben unterdrückte. Sein Haus wurde daher ein Sammelplatz für diejenigen, welche mit Mazarin unzufrieden waren und unter der Benennung Frondeurs so sehr bekannt geworden sind. Am häufigsten besuchten ihn Ménage, Pelisson und Sarrazin. In der Gesellschaft, die sich in dem Hause ihres Mannes zusammenfand, erlangte Madame Scarron wahrscheinlich diejenige geistige Ausbildung, welche den Grund zu ihrem spätern hohen Geschick legte.

Die Gebrechen Scarrons nahmen von Tag zu Tage zu; gleichwohl fuhr er fort vers burlesques zu schreiben. Sein Hauptwerk in dieser Gattung ist der Virgile Travesti, auf welchem seine Berühmtheit einige Zeit nach seinem Tode fast allein beruhte. Das Vergnügen, welches wir jetzt bei der Durchlesung dieser Produktionen empfinden, erwächst hauptsächlich aus unserer Kenntniß der schweren Körperleiden des Verfassers zur Zeit ihrer Abfassung und aus unserer Bewunderung seiner unerschütterlichen Lustigkeit inmitten so vielen Kalamitäten. Zu allen Zeiten jedoch hat es sich bewährt, daß les gens, qui font le plus rire, sont ceux qui rient le moins.

Scarron wurde endlich im Oktober 1660 von allen seinen Leiden erlöst. Es ist allgemein bekannt, daß nach seinem Tode seine Frau in der

untergeordneten Stellung einer Gesellschafterin bei einer Dame lebte, in deren Haus sie mit Frau von Montespan bekannt wurde. Auf diese Weise lernte Ludwig XIV sie kennen, der ihr das Landgut Maintenon schenkte und sich später im Stillen mit ihr vermählte. Vielleicht mag die hohe Stellung, welche Frau von Maintenon erreichte, die Veranlaßung gewesen sein, daß keiner der zahlreichen Freunde ihres ersten Mannes das Leben desselben beschrieb, noch auch die ihn betreffenden umlaufenden Anekdoten sammelte, da die Erinnerung an ihn seiner Wittwe keineswegs angenehm war und ihre Schmeichler vielmehr bis zum letzten Augenblicke Alles vermieden, was diese Erinnerungen wieder erwecken konnte. „On a trop affecté, sagt Voltaire [Siècle de Louis XIV ch. 27.], d'oublier dans son Epitaphe le nom de Scarron: ce nom n'est point avilissant, et l'omission ne sert qu'à faire penser qu'il peut l'être.“ D.

Anm. 426. (S. 340.)

Die Idee zu seinem Roman Comique hat Scarron wahrscheinlich aus der „Unterhaltenden Reise“ (El Viage entretenido) des Agustin de Rojas Villandrando geschöpft: s. Schack Gesch. d. dram. Lit. in Spanien 1, 251. L.

Anm. 427. (S. 340.)

Dieß war das Trauerspiel Marianne von Tristan l'Hermite. Mondori starb in Folge der Heftigkeit, mit welcher er die Rolle des Herodes gespielt hatte, wie Montfleury in der des Orestes verschieden sein soll. Bei einer dieser Veranlaßungen war es, wo man sagte: „Il n'y aura plus de poète, qui ne veuille avoir l'honneur de créver un comedien dans sa vie.“ D.

Anm. 428. (S. 342.)

Antoine Furetière wurde 1620 zu Paris geboren. Nachdem er unter die Advokaten war aufgenommen worden und sogar einige Aemter bekleidet hatte, trat er in den geistlichen Stand und erhielt die Abtei Chalivoy. Er wurde 1662 Mitglied der französischen Akademie und ließ 1658 eine allegorische Satyre auf die Beredsamkeit seiner Zeit erscheinen. Sein Dictionnaire Universel de la Langue Française, welches die Grundlage des unter dem Namen Dictionnaire de Trevoux bekannten Wörterbuches bildete, wurde erst nach seinem Tode herausgegeben; denn nachdem er einen Discours Préliminaire hatte erscheinen laßen, untersagte die französische Akademie den weitern Druck, da sie ihn der Entwendung der Materialien anklagte, welche sie zum Behufe eines ähnlichen Werkes gesammelt hatte. Von beiden Seiten wurden Streitschriften in dieser Angelegenheit gewechselt und Furetière brachte die letzten Jahre seines Lebens damit zu, gegen seine früheren Genossen Pasquille zu schreiben, welche nach dem Ausdrucke der Geschichtschreiber der Akademie ne donnent pas une trop bonne idée de son esprit et qui en donnent une bien plus mauvaise de son coeur. Furetière wurde endlich durch seine Feinde, die er auf diese Weise so sehr erbittert hatte, überführt und aus der Akademie gestoßen. Zwar wurde seine Stelle, so lange er lebte, durch keinen Andern ersetzt; bei seinem Tode jedoch bekundete die Akademie ihren noch vorhandenen Groll dadurch, daß sie seinem Nachfolger Bayle untersagte, ihm die herkömmliche Lobrede zu halten. D.

Anm. 429. (S. 342.)

Thomas Morus und sein berühmtes Werk Utopia. Aus dem Englischen von Oettinger. Leipzig 1846. 8. L.

Anm. 429a. (S. 342.)

Οὐτοπία d. i. Nirgendland. L.

Anm. 430. (S. 343.)

„Was hätte dieser bewunderungswürdige, glückliche Geist nicht geleistet, wenn Italien ihn belehrt und er sich ganz den Musen gewidmet hätte, wenn er zur gehörigen Frucht und so zu sagen zu seinem Herbste herangereift wäre?“

Anm. 431. (S. 343.)

Mit dem Werke des Thomas Morus hat die Utopia des Jesuiten Biderman (Dilingae 1691) nichts als den Titel gemein, da in derselben eine Reihe Abenteuer verschiedener Personen in einem Lande, dessen Name (Utopia) zwar erdichtet ist, dessen Sitten jedoch nichts Ungewöhnliches bieten und worunter vielleicht Venedig zu verstehen ist, erzählt werden. Es sind einige äsopische Fabeln und italienische Novellen eingeflochten (sieh oben zu Boccaccio II, 5 u. VI, 4.). L.

Anm. 432. (S. 343.)

Uebersetzt von dem Verfasser der grauen Mappe [Haken]. Berlin 1794. II. 8. L.

Anm. 433. (S. 343.)

Hier ist ohne Zweifel die Arcadia des Sir Philipp Sidney gemeint, nicht das gleichnamige Werk des Sannazaro. L.

Anm. 434. (S. 343.)

Der Stoff von Calderon's Argenis y Poliarco ist diesem Romane entnommen. L.

Anm. 435. (S. 345.)

Uebers. Leipzig 1794. II. 8. S. auch hier die Nachträge. L.

Anm. 436. (S. 345.)

Dieß ist jedoch sehr oft geschehen; auch Thomas Moore, der in seinem Romane The Epicurean das Werk des Abbé Terrasson theilweise nachgeahmt hat, führt häufig seine Quellen in den Anmerkungen an. L.

Anm. 437. (S. 348.)

„Plötzlich ertönt's von Stimmen daher und von lautem Gewimmer
Und von kindlichen Seelen, die weineten vorn an dem Eingang,

Welche, da kaum sie erblühten mit Lust, von den Busen der Mütter
Raubte der dunkele Tag und unreif senkt' in die Grube."
Aeneide 6, 426 ff.

Der kurz vorher erwähnte Vers aus der Aeneide heißt deutsch:

— — — — — „andern spület der Strudel
Haftende Sünden hinweg, noch andern brennt sie die Flamm' aus."

Anm. 438. (S. 348.)

„— und eigene Sonn' erkennen sie, eigene Sterne."
A. a. O. 6, 641.

Anm. 439. (S. 349.)

Hier möge noch die Notiz folgen, daß auf der ersten Seite des ersten Bandes des auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindlichen Exemplars von Abbé Terrasson's Séthos der Custos Herr Dr. Siebel folgende interessante Nachricht angemerkt hat:

„In diesem Romane, einer Lieblingslektüre Friedrichs des Großen, ist der Ursprung der Ueberschrift der Königlichen Bibliothek: Nutrimentum Spiritus zu suchen. Vgl. p. 70." [l. 2. ed. Amsterd. 1732, woselbst der Verfasser fingiert, daß die Inschrift über der Bibliothek zu Memphis lautete: La Nourriture de l'Ame]. L.

Anm. 440. (S. 351.)

So wie unter ersterer Marie, die natürliche Tochter Roberts von Neapel. L.

Anm. 441. (S. 352.)

Il quale tiene nel suo mezzo dipinto il rubicondo Priapo che strettissimamente abbraccia una Ninfa ed a mal grado di lei ecc. D.

Anm. 442. (S. 352.)

„Was machst du Echo, während ich dich rufe (chiamo)? —
„Ich liebe (amo)."

Anm. 443. (S. 352.)

Jorge de Montemayor wurde in Portugal in der Nähe von Coimbra geboren. Er begab sich in frühester Jugend nach Spanien und befand sich als Musiker in der Umgebung des Don Philipp, des Sohnes Karls V. Als dieser unter dem Namen Philipp II den Thron bestieg, blieb Montemayor als Dichter und Schöngeist in seinen Diensten. In dieser Stellung verharrte er bis an seinen Tod, der 1562 erfolgte, zwei Jahre nach dem Erscheinen der Diana. Diese umfaßt sieben Bücher. Die Fortsetzung des Arztes Alonzo Perez von Salamanca in acht Büchern erschien 1564 und die des Gaspar Gil Polo in fünf Büchern 1574. D.

Anm. 444. (S. 356.)

Die mehrfachen Bearbeitungen des in dieser Episode behandelten Stoffes werden namhaft gemacht von Ferd. Wolf in der von ihm herausgegebenen Rosa de Romances. Leipzig 1846. S. 107; füge hinzu Malespini Novelle P. II. nov. 36. L.

Anm. 445. (S. 356.)

Auch diese Fortsetzung des Alonzo Perez ist unvollendet geblieben, indem sie damit schließt, daß Sireno von der Priesterin einen neuen Trank erhält, damit er bei dem in Folge einer Krankheit eingetretenen Tode des Gemahles der Diana wieder Liebe für letztere fasse und gegen zwei andere nicht unbegünstigte Liebhaber einen Wettstreit unternehme, dessen Ausgang jedoch erst in dem dritten Theile erzählt werden sollte. L.

Anm. 446. (S. 357.)

Il ne dit pas ce qu'il pense, mais je pense ce qu'il dit. D.

Anm. 447. (S. 358.)

Hierher gehört auch des um 1540 zu Goa geborenen Portugiesen Fernão d'Alvarez do Oriente Hirtendichtung A Lusitania Transformada (das verwandelte Lusitanien), worin er Sannazaro's Arcadia nachahmte, wie er solches auch gleich im Eingange seines Werkes und auch sonst noch an vielen Stellen selbst sagt; ja er läßt sogar diesen unter seinem Dichternamen Sincero in seiner Hirtengesellschaft auftreten. Die Lusitania Transformada enthält gleich ihrem Vorbilde Prosa und Verse, steht demselben aber an Werth bei Weitem nach. Das Ganze ist nichts als ein zweckloses Hin- und Hergehen der darin auftretenden Hirten, wobei Beschreibungen und Schilderungen nur höchst spärlich angebracht sind, so daß das Werk an großer Eintönigkeit leidet. Eine um so angenehmere Abwechslung gewähren daher die in das zweite Buch eingeflochtenen Bruchstücke aus dem Leben und den Reisen des Dichters und man muß nur bedauern, daß er sein Erzeugniß nicht häufiger durch ähnliche Episoden belebt hat, wenn er die Erzählung an sich nicht interessanter zu machen wußte. Was aber den Haupttheil des Werkes, d. h. den poetischen betrifft, so sind die einzelnen Poesieen zu sehr in die Länge gezogen und dieß ist um so fühlbarer, als sie sich im Geschmacke seiner Zeit meist um Spitzfindigkeiten und Subtilitäten drehen, auch oft nur metrische und andere Künsteleien enthalten, an denen Oriente großes Behagen gefunden zu haben scheint; so begegnen wir (p. 217. ed. II.) einem Sonnet in sechs Sprachen. Unpassend erscheinen ferner die häufig eingeflochtenen religiösen Poesieen, namentlich zum Lobe der heiligen Jungfrau, die er gewöhnlich als keusche Diana, so wie die Klöster und Nonnen als heilige Haine und dem Dienste der Göttin geweihte Nymphen darstellt. Wo er hingegen von dieser geschmacklosen Dichtweise abgeht und seinen natürlichen Gefühlen freien Lauf läßt, zeigt er, daß ansprechende Einfachheit, anmuthige Schilderungen und erhabene Gedanken ihm nicht fremd waren. Selb-

ständigkeit und eigene Erfindung besaß er jedoch nicht; besonders ahmt er Ovid und Virgil nach. Seine Sprache ist übrigens stets dem Gegenstande angemessen, immer aber reich und edel. — Den Titel „Das verwandelte Lusitanien" trägt das Werk vermuthlich deswegen, weil die darin auftretenden Personen ihrem Stande nach eigentlich keine Hirten sind, vielmehr von Geburt höheren Lebenskreisen angehören, aber aus verschiedenen Ursachen diese Lebensweise wählen. Wahrscheinlich hatte der Verfasser bei den einzelnen Persönlichkeiten bestimmte Zeitgenossen im Auge, wie er dieß auch bei einigen derselben andeutet. L.

Anm. 448. (S. 358.)

Diese Gegend war später keineswegs wegen ihrer pastoralen Schönheit berühmt. In der Einleitung zu St. Pierre's Arcadia, die zum Theile aus einem Dialoge zwischen dem Verfasser und Rousseau besteht, erwiedert Letzterer auf eine Bemerkung des Erstern Folgendes mit lächelnder Miene: „Weil Sie gerade die Schäfer des Lignon erwähnen, so fällt mir ein, daß ich einst einen Ausflug nach Forez machte und zwar lediglich in der Absicht, die ehemaligen Wohnsitze Celadon's und Asträa's zu sehen, von welcher Gegend d'Urfé so entzückende Gemälde entworfen hat. Statt verliebter Hirten fand ich jedoch an den Ufern des Lignon nichts als Grobschmiede und andere Eisenarbeiter."

St. Pierre: „Wie, in einer so entzückenden Gegend?"

Rousseau: „Sie ist voll von lauter Hochöfen. Diese Reise nach Forez hat mich enttäuscht. Vorher gieng kein Jahr vorüber, wo ich nicht die Asträa von Anfang bis zu Ende durchgelesen hätte und ich war mit allen Personen in diesem Romane vollkommen vertraut. So beraubt das Wissen uns des Vergnügens." D.

Anm. 449. (S. 361.)

Sie befindet sich auch im Auszuge hinter der Ausgabe der Astrée. Paris 1733. L.

Anm. 450. (S. 363.)

„Auf neue Weise wird in diesen Wäldern
Man heut, fürwahr, von Liebe reden hören,
Und zeigen wird es sich, daß eine Gottheit
Heut selbst hier ist und nicht in ihren Dienern;
Denn edlen Sinn will ich den rauhen Seelen
Einhauchen, mildern auch den Klang der Sprache."

Amint. Prolog.

Anm. 450a. (S. 366.)

Stow (Survey of London) erwähnt, daß die Hofbelustigungen bei dem Empfange und der Bewirthung des dänischen Gesandten zu Greenwich im Jahre 1587 aus ähnlichen „kurzweiligen Ergötzlichkeiten" (merry disports) bestanden. D.

Anm. 450b. (S. 366.)

War als Generaladvokat 1649 Ankläger König Karls I von England. L.

Anm. 451. (S. 370.)

Ueber die Literatur der Geschichte von Flos und Blankflos s. Gräße II, 3. S. 274ff.; vgl. Emil Sommer in seiner Ausgabe von Konrad Flecke's Gedicht. Der altfranzös. Roman ist jetzt von Bekker (Berlin 1844. 8.) herausgegeben worden.

Schon vor Boccaccio hatte übrigens im J. 1311 Bosone oder Busone da Gubbio, Freund und Verbannungsgefährte Dante's (sieh Mazzuchelli Scrittori d'Italia s. v. Bosone) einen dem Anscheine nach nicht ganz vollendeten historischen Roman in drei Büchern geschrieben unter dem Titel Fortunatus Siculus ossia L'Avventuroso Ciciliano (Der glückliche Sizilianer. — Per la prima volta pubblicato da G. F. Nott. Firenze 1832) in der Absicht wahrscheinlich, gleich seinem Freunde Dante zur Ausbildung der italienischen Sprache beizutragen, zugleich aber auch, wie er selbst in der Einleitung (§. 1.) und am Schlusse des Werkes sagt, um zum Ausharren im Unglücke zu ermahnen und zu zeigen, wie man durch Standhaftigkeit, Klugheit und Gottesfurcht fast immer auch schon hienieden ein glückliches Ziel erreiche. Zu diesem Zwecke also läßt er fünf sizilische Barone durch den in Folge der sizilianischen Vesper herbeigeführten, unruhigen Zustand ihres Vaterlandes sich bewogen fühlen, dasselbe zu verlaßen und in fremden Ländern ihr Glück zu versuchen. Drei von ihnen treten in die Dienste des Königs von Tunis (l. I.), einer später in die des Königs von England (l. II.) und der letzte in die der Könige von Serbien (Rascia) und Armenien (l. III.), in denen sie mehrfache Abenteuer bestehen und sich besonders als kluge und tapfere Krieger erweisen, worauf sie ihrer ursprünglichen Verabredung gemäß nach zehn Jahren mit Reichthümern beladen in ihrer Heimat wieder zusammentreffen, mit Ausnahme jedoch von zweien der erstern drei, welche nämlich in den Kriegen des Königs von Tunis gefallen waren. — In dichterischer Beziehung nun besitzt das Werk keinen sehr hohen Werth; es enthält fast nur eine ununterbrochene Reihe von Kriegsabenteuern und Reden, welche letztere meist klassischen Mustern nachgebildet sind. Charakteristisch ist es hierbei, daß in dem ganzen Buche nirgends von Frauenliebe die Rede ist, so daß der Verfasser also seinen ausgesprochenen praktischen Zweck streng im Auge behielt; fast überall aber zeigt er eine wackere Gesinnung, wenn auch zuweilen (z. B. l. III. c. 4. 5.) die italienische Politik durchblickt. Ob übrigens den Abenteuern der fünf Barone geschichtliche Thatsachen zu Grunde liegen, läßt sich nicht entscheiden, wennschon es bei einigen derselben nicht unwahrscheinlich ist. Das Hauptverdienst dieses Werkes besteht, wie bereits bemerkt, jedenfalls darin, daß der Verfasser, möglicherweise von seinem Freunde Dante angeregt, nach Kräften zur Ausbildung der italienischen Schriftsprache beizutragen suchte, und man muß einräumen,

daß sein Styl als ein durchgebildeter, wenn auch schlichter erscheint.

Schließlich will ich noch anführen, daß sich in dem Werke des Busone einige Erzählungen eingeflochten finden; so z. B. Proemio Note E die Geschichte des Amelf und Anfaleus (d. i. Cyrus und Astyages), — l. II. c. 17. eine Novelle (im Decamerone G. X. Nov. 1, nur hat Boccaccio den Schluß mit den Kästen hinzugefügt), — l. II. c. 19 die Geschichte von dem griechischen Könige und dem Arzte Douban (Tausendundeine Nacht, Nacht 12. 13. 20—22. Breslau), — l. III. c. 13. Saladin wird zum Ritter geschlagen (sieh oben Cento Novelle Ant. No. 51.), — l. III. Note D, ein Ritter speit dem Saladin ungestraft in's Gesicht (Salomon und Morolf Cap. 6. des Volksbuches; ursprünglich wohl eine sonderbare Anwendung von Diogenes Laërt. l. II. §. 75.), — l. III. Note E. die Novelle von den drei Ringen (Cent. Nov. Ant. No. 72, Boccaccio G. I. Nov. 3.) — u. endlich l. III. Note F. p. 352 ist im Boccaccio G. I. Nov. 2. Noch will ich bemerken, daß eine Reise Saladin's nach Europa, von welcher l. III. Note F. p. 351. die Rede ist, auch sonst noch bei gleichzeitigen Autoren erwähnt wird; so bei Boccaccio G. X. Nov. 9, in den Cento Novelle Ant. No. 24, im Conde Lucanor c. 12, so wie in der noch ungedr. Histoire des Princes Jehan d'Avennes, de son fils le Comte Jehan etc. (Mél. tirés d'une gr. Bibl. T. V. p. 213.). S. noch hier die Nachträge. L.

Anm. 452. (S. 370.)

Eine Nachahmung des Heliodor ist auch des Cervantes Leidensgeschichte des Persiles und der Sigismunda (Los Trabajos de Persiles y Sigismunda. Deutsch mit einer Einleitung von Tieck. Leipzig 1837. II. 8.). Sie enthält vier Bücher und erzählt, daß Eusebia, Königin von Friesland, aus Veranlaßung eines drohenden Krieges ihre Tochter Sigismunda nach Thule zu der Königin Eustoquia sandte. Letztere schickt das Bildniß der Sigismunda ihrem abwesenden Sohne Mariminus, der sich in dasselbe verliebt und seine Mutter wissen läßt, daß er gesonnen sei, sich mit der friesländischen Prinzessin zu vermählen. Sein jüngerer Bruder Persiles, der gleichfalls eine große Leidenschaft für Sigismunda gefaßt hat, dieselbe aber aus Liebe zu seinem Bruder in sich verschließt, verfällt darüber in eine schwere Krankheit, deren Veranlaßung er endlich auf dringendes Bitten seiner Mutter dieser offenbart. Um ihrem Sohne das Leben zu retten, theilt nun Letztere der Sigismunda das Vernommene mit und da diese einer Verbindung mit Persiles nicht abgeneigt ist, so veranlaßt die Königin sie, ehe Mariminus zurückkehrt sich nach Rom zu begeben, gleich als hätte sie ein Gelübde gethan diese Reise zu unternehmen. Persiles begleitet sie auf dieser Pilgerfahrt, als wäre er ihr Bruder, unter dem Namen Periander, während sie selbst den Namen Auristela annimmt. Mariminus, in seine Heimat zurückgekehrt, begiebt sich, da er Sigismunda nicht findet, gleichfalls nach Rom (l. 4. c. 12.), stirbt aber daselbst im Augenblicke seiner Ankunft in Folge des veränderten Klima's, indem er jedoch vorher selbst noch die Hände der Liebenden in einander legt (l. 4. c. 14.). — Erst am Schlusse des Ganzen werden übrigens diese näheren Umstände mitgetheilt, bis dahin ist das Verhältniß der beiden Liebenden für den Leser unklar, da sie sich immer nur Bruder und Schwester nennen und er die eigentliche Sachlage nur muthmaßen kann, den Zweck ihrer Reise nach Rom aber ihm bis zuletzt verborgen bleibt. Der ganze Roman ist nun angefüllt mit den Reiseabenteuern der Liebenden, bei Weitem mehr aber noch mit zahlreichen, oft uninteressanten Episoden, welche die Einheit der Handlung zerstören und über welche man daher die Hauptpersonen oft ganz aus den Augen verliert, so daß die Schicksale dieser eigentlich nur den kleinsten Theil der Erzählung einnehmen. Was aber ihr Liebesverhältniß betrifft, so wird dasselbe allerdings als überaus rein und keusch geschildert, jedoch berührt es den Leser unangenehm, daß Sigismunda, nachdem Persiles um ihretwillen so viele Leiden und Mühsale erduldet, ihm nach ihrer Ankunft in Rom volles Ernstes vorschlägt, sie von dem ihr gegebenen Versprechen zu entbinden und sich mit ihrer jüngern Schwester zu vermählen. Diese Liebe scheint denn doch ein wenig zu himmlisch; wenn aber, wie z. B. Val. Schmidt (Beitr. zur Gesch. der rom. Poesie S. 179.) geglaubt hat, der Roman ein geistlicher sein soll, wie dieß auch zuweilen aus einigen offenbar nur allegorisch zu deutenden Stellen hervorzugehen scheint, so hätte hinwiederum die ganze Haltung desselben ernster und die Sprache oftmals würdiger sein, überhaupt die Absicht des Verfassers deutlicher am Tage liegen müßen. — In Betreff der erzählten Ereignisse ist zu bemerken, daß sie größtentheils nach imaginären, vorgeblich in den nördlichen Meeren belegenen Ländern verlegt werden und der Wahrscheinlichkeit und Abwechslung entbehren, wenngleich es nicht ohne Interesse ist daraus zu ersehen, welche Vorstellungen und Fabeln zur Zeit des Cervantes besonders hinsichtlich jener Gegenden im Umlaufe waren. — Daß übrigens Beaumont und Fletcher's Custom of the Country aus einzelnen Theilen des Persiles und Sigismunda zusammengesetzt ist, haben wir bereits (zu Cinthio VI, 6.) gesehen. L.

Anm. 453. (S. 370.)

Alles dieß erzählt Ginez Perez selbst: sieh Guerras Civ. P. I. cap. ult. — Vgl. auch den Titel der alten Drucke des ersten Theiles, wo es unter Anderm heißt: agora nuevamente sacado de un libro aravigo, cuyo autor de vista fue un Moro llamado Aben Hamin, natural de Granada, tratando desde su fundacion,

traduzido en castellano por Gines Perez de Hita etc. L.

Anm. 454. (S. 370.)

„Wahrscheinlich aber ist es, daß die eigentliche arabische Quelle jene an derselben Stelle und früher öfter erwähnte ... Landsmännin und Verwandte des Verfassers Esperanza de Hita gewesen sei, die sieben Jahre als Sklavin der Sultanin von Granada diente, ihre Vertraute wurde und erst nach der Eroberung Granada's zu den Ihrigen zurückkehrte, deren Mittheilungen sich schriftlich oder mündlich in der Familie erhalten haben mochten, um so mehr als der Verfasser sie mit dem angeblichen maurischen Chronisten zusammen hauptsächlich als Zeugin für die Geschichte der inneren Spaltungen Granada's und der Anklage und Vertheidigung der Sultanin anführt ..., welche Umstände geheim gehalten wurden ... Diese aber bilden gerade den Hauptinhalt seines Buches und nur in so fern giebt er selbst es für eine Uebersetzung aus dem Arabischen, da er sich sonst auch öfter auf spanische Chronisten beruft." Ferd. Wolf Ueber die Romanzen-Poesie der Spanier (auch in den Wien. Jahrb. Bd. 114.) S. 27. Anm. 2. L.

Anm. 455. (S. 371.)

Nämlich der erste Theil, der auch den Titel führt: Historia de los Vandos de los Zegries y Abencerrages etc. (Geschichte der Parteien der Zegris und Abencerragen). Der zweite Theil erschien wahrscheinlich zuerst 1610, und dann nicht mehr oft, so daß er selten wurde. Dunlop scheint ihn gar nicht gekannt zu haben. Er schildert die Unterdrückung des Aufstandes der rebellischen Moriscos in den Alpujarras (1568—1570), wobei der Verfasser selbst mitkämpfte, der daher hier Miterlebtes erzählen konnte. Dieser Theil hat daher eine mehr geschichtliche Basis als der erste. S. Ferd. Wolf a. a. O. S. 27. 30. u. Bibl. de Autores Españoles. Madrid 1846. 4. vol. III. p. XXXV ff. L.

Anm. 456. (S. 372.)

Louis le Roy de Gomberville wurde zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts geboren. Als Jüngling von fünfzehn Jahren trat er als Schriftsteller auf, da er 1624 einen Band Gedichte herausgab, der Quatrains zum Preise des Alters enthielt. Er ließ später das Romanschreiben sein, und da er bei seinen häufigen Reisen nach seinem Gute Gomberville mit den Bewohnern von Port Royal genau befreundet wurde, so beschäftigte er sich mit ernsthaftern Dingen, begann ein bußfertiges Leben und verfaßte, wie man sagt, ein Sonnet auf das heilige Abendmahl. Gegen Ende seines Lebens soll er jedoch wieder eine weniger strenge Lebensweise geführt haben. D.

Anm. 457. (S. 374.)

Gautier de Costes, Seigneur de la Calprenède, war von Geburt ein Gascogner und wurde zu Toulouse erzogen. Er kam 1632 nach Paris und trat in die Garde. Im Jahre 1648 heirathete er eine Frau, die nach einigen Nachrichten bereits fünf Männer gehabt hatte, und man hat behauptet, daß Calprenède von ihr vergiftet wurde. Diese Geschichte wird jedoch nicht geglaubt, da es ziemlich ausgemacht ist, daß er im Jahre 1663 in Folge eines Sturzes vom Pferde starb.

Außer seinen Romanen hat Calprenède eine große Zahl Trauerspiele geschrieben, wie z. B. La Mort de Mithridate, Le Comte d'Essex, Bradamante u. s. w. In seinen Vorreden zu diesen Tragödien und in seinen Unterhaltungen zeigte er einen bedeutenden Hang zu der sprüchwörtlichen Großsprecherei seiner Landsleute, der Gascogner. Boileau entdeckte dieß sogar in den Helden seiner Trauerspiele:

„Tout a l'humeur Gasconne en un Auteur Gascon,
Calprenède et Juba parlent du même ton"
[Art Poét. Ch. 3. v. 129 ff.].

Kardinal Richelieu fand bei Durchlesung eines der Stücke Calprenède's, daß der Stoff erträglich, die Verse aber lâches wären. Als man dieß dem Verfasser wiedersagte, rief er aus: „Comment! Lâches — Cadédis, il n'y a rien de lâche dans la maison de Calprenède." D.

Anm. 457 a. (S. 375.)

S. Richard Sheridan's The Critic or a Tragedy Rehearsed Act. III. gegen Ende. L.

Anm. 458. (S. 380.)

Fräulein von Scudéri wurde zu Havre geboren, kam aber jung nach Paris, woselbst sie größtentheils bis zu ihrem Tode lebte, welcher 1701 im 94ten Jahre ihres Alters erfolgte.

Das Hôtel Rambouillet scheint die Pflanzschule gewesen zu sein, wo die ersten Blüthen ihres Geistes gepflegt wurden, und man muß gestehen, daß wenn die späteren Früchte auch nicht den besten Wohlgeschmack besaßen, das Volumen derselben dennoch von der Art war, daß sie jeden Nebenbuhler zurückschrecken mußten. Wenigstens verschafften sie ihr Aufnahme in alle diejenigen Akademieen, in denen Frauen zugelaßen wurden. Sie korrespondierte mit der Königin Elisabeth, welche ihr mit Zeichen besonderer Gunst einen Jahrgehalt verlieh, und mehre Jahre lang war ihr Haus der Sammelplatz einer Art literarischen Vereins, was zu jener Zeit das höchste Ziel der Pariser Blaustrümpfe bildete.

Alle diese Ehrenbezeugungen schützten sie eben so wenig wie ihren Bruder vor der Satyre Boileau's. Die Feierlichkeit und der Dünkel ihres Bruders, so wie die ungemeine Häßlichkeit der Schwester gaben dem Dichter reichlichen Stoff zum Spott an die Hand. Die ersten Romane des Fräuleins von Scudéri erschienen unter dem Namen ihres Bruders, der ihr auch in der That bei der Abfassung derselben Beistand leistete.

Man erzählt, daß einst beide als sie eben an

dem Artamène arbeiteten, sich auf der Reise befanden und unterwegs in einem kleinen Wirthshause einkehrten, woselbst sich zwischen ihnen eine Diskussion darüber erhob, ob sie den Prinzen Mazares, der in jenem Romane auftritt, durch Gift oder Dolch aus dem Wege räumen sollten. Zwei Kaufleute nun, die ihre Unterhaltung unbemerkt mit angehört hatten, bewirkten ihre Verhaftung und sie wurden demgemäß nach der Conciergerie gebracht, jedoch nach gegebener Aufklärung natürlich wieder entlaßen. Eine ähnliche Geschichte wird irgendwo von Beaumont und Fletcher erzählt. Während nämlich diese beiden Dramatiker einst in einem Wirthshause den Plan zu einem ihrer Trauerspiele entwarfen, hörte man, wie ersterer sagte: „Ich nehme es auf mich, den König zu tödten." Da man von dieser dem Anscheine nach hochverrätherischen Absicht gehörigen Orts Anzeige machte, wurden sie sogleich eingezogen, aber wieder entlaßen, als sie darthaten, daß sie bloß den Tod eines Theaterkönigs beabsichtigt hatten. D.

Anm. 459. (S. 385.)

Die Verse sind von Duryer. Rochefoucault schrieb sie unter das Bildniß der Madame von Longueville. S. Oeuvres de la Comtesse de la Fayette etc. Paris 1804. vol. I. p. VII. L.

Anm. 460. (S. 386.)

Die Fiktion des Boileau scheint eben so ungereimt zu sein, wie die Werke, die er verspottet; jedoch die Klassiker kamen gerade damals in Mode und eine Satyre in der Manier Lucians wurde natürlich für geschmackvoll und witzig gehalten. D.

Anm. 461. (S. 388.)

Dunlop meint hier wahrscheinlich des Jehan Bouchet Histoire et cronicque de Clotaire premier de ce nom. VII roy des Frācoys et monarque des Gaules. Et de sa tres illustre epouse madame saincte Radegonde extraicte au vray de plusieurs cronicq̄s anticq̄s ⁊ modernes. — Poictiers [1517]. In der Widmung wird jedoch gesagt, daß dieß nur eine Uebersetzung der Legende der heiligen Radegunde sei; s. Brunet s. v. Bouchet (Jehan). L.

Anm. 462. (S. 389.)

Sie war die Tochter des Aymar de la Vergne, Gouverneur von Havre de Grace. Im Jahre 1655 heirathete sie Franz, Grafen von La Fayette. Sie genoß unter der Regierung Ludwigs des Vierzehnten die höchste Achtung und wurde von allen Schöngeistern jener Zeit sehr bewundert, erwies sich auch gegen viele derselben als freigebige Wohlthäterin. Als Segrais sich gezwungen sah seine Stellung bei der Mlle. de Montpensier zu verlaßen, wurde er mit der Gräfin von Lafayette befreundet und diente ihr besonders in ihren literarischen Beschäftigungen als Führer. Unter seinem Namen auch erschienen zuerst ihre beiden berühmtesten Romane und es war die Zayde, für welche Huet die Gefälligkeit hatte, seinen vortrefflichen Essai sur l'Origine des Romans zu schreiben und ihn an der Spitze des genannten Romanes erscheinen zu laßen. Außer ihren Romanen hat die Gräfin von La Fayette auch noch Mémoires de la Cour de France pour les années 1688 et 1689, die Histoire de Henriette d'Angleterre und das Portrait de Madame de Sévigné geschrieben, welche Werke sämmtlich wegen derselben Grazie des Styles und Zartheit der Gefühle bewundert werden, die ihre Zayde und Princesse de Clèves charakterisieren. D.

Anm. 463. (S. 393.)

Marivaux wurde 1688 geboren und starb 1763. Sein Leben ist keinesweges reich an besonderen Ereignissen; er war zweimal verheirathet, war sehr arm und sehr mildthätig und fühlte sich sehr leicht beleidigt, besonders in Allem, was seine Werke betraf. Seine Unterhaltung hatte, wie man berichtet, etwas Seltsames an sich und war eine Zeit lang unterhaltend, wurde aber endlich durch ihre metaphysische Monotonie langweilig. Marivaux war kein Gelehrter und hegte eine besondere Verachtung gegen die Gedichte Homers, dessen Iliade [d. h. die Lamotte'sche Uebersetzung derselben] er ebenso wie den Télémaque von Fenelon travestierte. Außer diesen Werken und seinen Romanen verfaßte er eine Anzahl Theaterstücke, die auf dem Théatre des Italiens vielen Erfolg hatten, zu dem Ruhme ihres Verfassers nach dessen Tod aber nur wenig beigetragen haben. D.

Anm. 464. (S. 396.)

Antoine Prévôt d'Exiles wurde 1697 zu Hesdin in Artois geboren. In seiner Jugend trat er zweimal in den Jesuitenorden und verließ ihn ebenso oft, um Militairdienste zu nehmen. Der Ausschweifungen satt, wurde er nach dem gewöhnlichen Noviciate Mitglied der Benediktiner-Congregation zu St. Maur. Kaum hatte er aber das dreifache und unwiderrufliche Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams und der Armuth geleistet, als er seine Wahl bereute und des klösterlichen Zwanges überdrüßig nach England entfloh, wo er einige seiner frühesten Werke schrieb und eine zärtliche Verbindung anknüpfte, die ihn von dem Schoße der Kirche noch weiter entfernte. Durch Vermittlung des Prinzen Conti erhielt er jedoch die Erlaubniß nach Frankreich zurückzukehren und wurde bald darauf Sekretair und Großalmosenier seines Gönners. In dieser Stellung beschäftigte er sich fortwährend auf das eifrigste mit der Abfassung aller Arten von Werken, bis er einst unbesonnenerweise Beiträge zu einem periodischen Blatte lieferte, welches sich über die Regierungsweise und die Religion Frankreichs ziemlich frei aussprach, und er daher nach Brüssel verbannt wurde. Bald jedoch wurde er wieder nach Frankreich zurückgerufen, woselbst er auf's Neue jenen unermeßlichen literarischen Arbeiten oblag, deren Früchte die Histoire Générale des

Voyages, die Uebersetzungen von Richardson's Romanen u. s. w. waren. Ein Jahr vor seinem Tode zog er sich von Paris nach einem kleinen Hause zu St. Firmin bei Chantilly zurück. Sein Tod erfolgte in der Nähe seines Wohnortes unter folgenden entsetzlichen und unerhörten Umständen, wie sein Biograph berichtet. — „Comme il s'en rétournoit seul à Saint-Firmin le 23. Novembre, par la forêt de Chantilly, il fut frappé d'une apoplexie subite et demeura sur la place. Des paysans qui survinrent par hazard, ayant aperçu son corps étendu au pied d'un arbre, le portèrent au curé du village le plus prochain. Le curé le fit deposer dans son église, en attendant la justice, qui fut appellé, comme c'est l'usage, lorsqu'un cadavre a été trouvé. Elle se rassembla avec précipitation et fit procéder sur le champ par le Chirurgien à l'ouverture. Un cri du malheureux, qui n'étoit pas mort, fit juger la verité à celui qui dirigeoit l'instrument et glaça d'effroi les assistans. Le Chirurgien s'arrêta — il étoit trop tard, le coup mortel étoit porté. L'Abbé Prévôt ne r'ouvrit les yeux, que pour voir l'appareil cruel qui l'environnoit et de quelle manière horrible on lui arrachoit la vie." D.

Anm. 465. (S. 396.)

Uebersetzt von Bülow. Leipzig 1842. 8.

Anm. 466. (S. 497.)

Uebersetzt von Nelly. Leipzig 1832. III. 8.

Anm. 467. (S. 398.)

Uebers. von Th. Hell. Leipzig 1826. VIII. 16.

Anm. 468. (S. 398.)

Jetzt möchte dieser Ausspruch wohl bedeutende Abänderung erfahren müßen. L.

Anm. 469. (S. 400.)

Soll wohl heißen „Der Ball des Schmetterlinges" (The Butterfly's Ball); vergl. die folg. Anmerkung. L.

Anm. 470. (S. 400.)

The Peacock at home. A Sequel to the Butterfly's Ball (von Mrs. Dorset). London 1807. Ein Gedicht. L.

Anm. 470a. (S. 401.)

oder Cyrano's; vgl. Anm. 497a. L.

Anm. 471. (S. 401.)

Es giebt mehre Werke dieses Namens. Das hier gemeinte ist wahrscheinlich das von Kazwini; s. d'Herbelot Bibl. Orient. s. v. Nighiaristan. L.

Anm. 472. (S. 404.)

Von Pidansat de Mairobert. London 1780ff. X vol. Damit nicht zu verwechseln ist L'Espion Anglais (par Merle). Paris 1809. II vol.; s. Barbier Dict. des Anonym. No. 5350 u. 22418. II ed. L.

Anm. 473. (S. 405.)

„— — — Ueberall brachten verborgene Genien hin sie,
Welche regierten, Bewegung verlieh'n, das Leben beschützten;
Bäume bewohnten Dryaden, Najaden die Wellen der Flüsse,
Satyrn bewohnten die Wälder und Faune auch, häßliche Götter."

Anm. 473a. (S. 405.)

Ueber die Feeen und Elfen s. Val. Schmidt zu Straparola S. 200ff.; Grimm D. Mythol. S. 382ff. u. 411ff.; Halliwell Illustrations of Fairy Mythology. Lond. 1845 und die von Gräße I, 3 S. 28 angeführten Schriften. L.

Anm. 474. (S. 406.)

Ueber ähnliche Verwandlungen s. Val. Schmidt zu Straporola S. 282; vgl. oben Anm. 225. — Zu dem von Gräße (S. 385ff.) in Betreff der Sage von der Kuhhaut der Dido Bemerkten, die auch in dem Volksbuche von der Melusine vorkomme, will ich noch hinzufügen, daß die vom Stammvater der Mannsfelder Grafen angeführte Sage auch in Grimm's Deutschen Sagen Nr. 369 (hier jedoch ist es ein ausgesäeter Scheffel Gerste) erzählt wird. Eine gleiche Sage ist mir auch mündlich von einem Engländer in Betreff des Londoner Hyde-Park (i. e. hide-park, Haut-Park) mitgetheilt worden, die folgende aber brieflich durch den vortrefflichen Uebersetzer des Basile (s. unten Anm. 475a.) Herrn J. E. Taylor: „Die Fischer auf der Küste von Sussex, in der Nähe eines Ortes, Namens Bulverhithe (was ganz deutlich „Landungsplatz Bulver" Bulver-landing-place bedeutet) erzählen, daß als Wilhelm der Eroberer nach seiner Landung in Pevensey-Bay auf Hastings vorrückte, er bei seiner Ankunft an jenem Orte eine Ochsenhaut (bull's hide) in Riemen schnitt, diese an einander knüpfte und an der Stelle Halt zu machen und eine Schlacht zu liefern beschloß, wo die auf diese Weise gebildete Riemenreihe enden würde." Wie man sieht, beruhen diese beiden englischen Sagen auf eine volksmäßig etymologisierende Deutung (wie so viele andere), oder stehen sie auch noch irgendwie in Verbindung mit der von Grimm in den Rechtsalterth. S. 90. Nr. 4. (nach dem Zusatze ebendas. S. 939. aus Gottfried von Monmouth VI, 2.) angeführten Sage von der ersten Ankunft des Hengist und Hors in England? L.

Anm. 475. (S. 406.)

Eine der Geschichte von der Fee Melusine ganz ähnliche Sage s. zum Roman de Rou ed. Pluquet 2, 386 Anm. Auch die dort in Rede stehende Familie Argouges führt als Helmschmuck une fée nue ayant de long cheveux, tenant de sa main droite un miroir et de la gauche cachant le bas de son ventre. Vielleicht sind diese beiden Sagen, gleich ähnlichen, aus einer spätern Erklärung der Wappen hervorgegangen, deren ursprüngliche Bedeutung verloren gegangen war. Vgl. über diese Art der Sagenerklärung Jakob Grimm in Fr. Schlegels Deutschem Museum S. 53; Germania Bd. 4. S. 60ff. — S. auch noch hier die Nachträge. L.

Anm. 475a. (S. 406.)

Der Pentamerone oder das Märchen aller Märchen von Giambattista Basile. Aus dem Neapolitanischen übertragen von Felix Liebrecht. Nebst einer Vorrede von Jak. Grimm. Breslau 1846. II. 8. [S. Berlinische Nachrichten (Spenersche Zeitung) vom 5ten Nov. 1846. Nr. 259.; Wiener Jahrb. 1847. Bd. 119. S. 222ff. Neue Jenaische Lit. Zeitung 1848. Nr. 24.]. Eine vortreffliche englische Uebersetzung ist The Pentamerone or the Story of Stories. Fun for the Little Ones from the Neapolitan by John Edward Taylor. With Illustrations by George Cruikshank. London 1848. 8. Sie enthält jedoch nur 31 Märchen, die übrigen 19 sind als unnahbar für die Jugend, für welche die Arbeit zunächst bestimmt ist, ausgelaßen worden; eine Rücksicht, die ich nicht zu nehmen hatte, da ich für ein anderes Publikum arbeitete (vgl. bei mir 2, 324. 332.). — Ich laße hier einige Berichtigungen und Zusätze zu meiner Uebertragung folgen, die den Besitzern derselben nicht unwillkommen sein werden.

Band I.

S. 15. Ueber die wilden Männer und Hexen s. Grimm D. Myth. 2te Ausg S. 447—454. 992ff.

S. 45 Z. 5 v. o. „Drei junge Leute" (gagliune Plural von gaglione der junge Mann, Jüngling) und Z. 14 v. o. „Die Jünglinge, welche Söhne einer Fee waren." Berichtige hiernach den Auszug dieses Märchens in Grimm Kindermärchen 3, 284 und D. Myth. 2te Aufl. S. 383 Z. 16 v. o.

S. 56. Den Namen Bardiello leitet Taylor vom lat. bardus (dumm) ab.

S. 93 Z. 8ff. v. o. Bei den Worten „den Hals zwischen zwei Beinen zu haben" war zu verweisen auf Anm. 32, in dieser aber statt „Neapel" zu setzen „Italien" und hinzuzufügen: „Daher heißt es in Buonarotti's Tancia Atto I Sc. 1:
„Cecco, i' mi muojo, e vonne a maravalle,
I' ho 'l nodo al collo, e'l *boja sulle spalle.*"

S. 131 Z. 3 v. u. In Betreff des Schwertlegens s. die von Keller zu Romans d. Sept Sages S. CCXXXV Anm. 1 und zu Dyoklet. Leben Einl. S. 64 angeführten Werke.

S. 217 Z. 7ff. v. o. Zu den Worten „nachdem der Prinz aufgestanden war, um die Klugheit der Aerzte auf die Probe zu stellen" vergl. Bd. II. S. 49 Z. 3 u 4 v. u. und S. 75 Z. 4 und 5 v. u.

S. 231 Z. 6 v. o. Vergessen machender Kuß; — S. Grimm D. Myth S. 1050.

S. 398 Anm. 11. Ueber solche Kobolde u s.w. in Kutten s. Düntzer in Scheible's Kloster 5, 126ff.; Mone's Anz. 3, 365ff. Wie im Neapolitanischen monaciello heißt er im Franz. moine bouru und im Span. frayle: s. Grimm D. Myth. S. 479 (bei Delrius Disq. Mag. l. II qu. 27. s. 2. p. 342a. [Colon. 1657] ein Berggeist Namens Snebergius, nigro cucullo vestitus).

S. 400 Anm. 21. Schiffstrompeter. — Sieh Felicis Fabri Evagatorium 1, 39. 126ff. (Liter. Verein in Stuttg.). Uebrigens brauchten schon die Tyrrhener Trompeter auf Schiffen, daher auch ληστοσαλπιγκταί genannt; vgl. K. O. Müllers Etrusker 2, 209.

— ebendas. Anm. 22. fato. — S. Ducange s. v. Fadus.

— ebend. Anm. 25 Z. 6 st. unerschrocken sein l. schon viel mitgemacht haben, viel Erfahrung besitzen. Beide Bed. hat auch das frz. il a vu le loup.

S. 401. Anm. 29. S. auch Reinhaert de Vos v. 2056ff.

S. 403 Anm. 45. Erblinden durch Schwalbenkoth. — S. das Buch Tobiä 2, 11.

S. 405. Anm. 55. Kreuzschlagen beim Gähnen. — S. auch Tassoni's Secchia Rapita 4, 48. Ist auch in Irland Sitte; s. Taylor p. 119 Anm.

S. 406 Anm. 62. Licht anzünden bei Auktionen. — Diese Sitte herrschte früher auch in England: „Goods used to be sold thus in this country, by what was called „inch of candle." Taylor p. 168 Anm. Auf diesen Gebrauch spielen wahrscheinlich auch an die Gesta Romanorum Nr. 96 u. 98.

— ebendas. Anm 63. Aehnliche Schneckenlieder (auch aus England und Schottland) s. bei Fiedler Volkslieder und Volksreime aus Anhalt-Dessau (Dessau 1847) S. 95ff.

S. 407 Anm 69. Fuchsschwänze gehörten ehemals zu den Zieraten von Narren, Lustigmachern u. s. w., eine Sitte, die oft erwähnt wird; sieh Flögel Geschichte des Grotesk-Komischen S. 302.

S. 408. Anm 74. Nach den Worten „verwandelt hat" füge hinzu „daher Canna Dea bei Apulejus Metam. p. 367 Oud."

S. 410 Anm. 97. Auch im Spanischen scheint die Redensart cantar el cuclillo por alguno diese zwiefache Bedeutung zu haben; sieh Timoneda El Sobremesa y Alivio de Caminantes P. II. Cuento 57: Porqué se dijó: „Por mí cantó el cuclillo" (in der Bibliot. de Aut. Esp. Madrid 1846. vol. III. p. 181.). Vergl. auch Grimm D. Myth. S. 640ff.

Ebendas. Anm. 103. Hexensabat u. Nußbaum zu Benevent. — S. Grimm a. a. O. S. 1004ff.

Band II.

S. 3. Hahnenstein. — S. meine Bemerkung in der Germania 1848. Bd. VIII. S. 374; Grimm D. Myth. S. 1169ff.

S. 70 Z. 18ff. v. o. „Daß die Ehre nicht in dem Hemde einer Frau bestehe." — Vgl. Bd. I Anm. 18 über die cammisa dell' annore.

S. 75 Z. 3ff. v. o. „Bei den drei Dingen, die den Menschen aus dem Hause jagen, Gestank, Rauch und ein böses Weib." — Fast dieselben drei Dinge nennt schon Chaucer: „Three thinges driven a man out of his house, that is to

say, smoke, dropping of raine, and wicked wives" (Tale of Melibeus. — Canterb. Tales. London 1843. p. 109. col. 1.). Auch von dem französischen Priester Herrmann hat man unter Anderm auch Les trois mots de l'Evêque de Lincoln; moralische Betrachtungen über die drei Worte fumée, pluie, femme; s. Hist. Liter. de la France 18, 830 ff. Vgl. auch noch v. d. Hagen Gesammtabent. 1. S. LXXXVIII ff. Anm. 5.

S. 84 Z. 7 v. u. Aehnliche, den Klang gewisser Glocken ausdrückende Worte (in Dessau und in London gebräuchlich) führt an Fiedler a. a. O. S. 92 ff. Aehnliches auch bei Rabelais l. III. ch. 27: Escoute, dist frere Jean, l'oracle des cloches de Varenes: que disent elles?... Escoute: Marie toy, marie toy: marie, marie. Si tu te maries, maries, maries, tres bien t'en trouveras veras, veras. Marie, marie. Vgl. l. III. ch. 28 und die Erklärer.

S. 86 Z. 13 v. o. Rosen und Jasmin fallen aus dem Munde. — Sieh Grimm D. Myth. S. 1054 ff.

S. 115 Z. 3 ff. v. o. Aehnliche Spottreime auf Ortschaften auch in Deutschland gebräuchlich, s. Fiedler a. a. O. S. 106; ebenso in Spanien: sieh Guzman de Alfarache P. I. l. II. c. 9.

S. 162 Z. 5 ff. v. o. Die zwölf Monate als Brüder dargestellt. — Vergl. Grimm Geschichte der deutschen Sprache S. 75.

S. 252 Anm. 2. Das Spiel „Bild oder Wappen" (engl. cross and pile) heißt franz. jouer à croix ou à pile. — Das dort gleichfalls erwähnte altdeutsche Spiel „Fingerlein snellen" ist in Müller's Rom u. s. w. unrichtig erklärt (s. v. d. Hagen Gesammtab. II, 404 Anm.) und entspricht also nicht der morra.

S. 253 ff. Anm. 4. Schwerttanz. — Auch in Messina wird er (mit hölzernen Schwertern) getanzt und heißt dort ballo alla scherma (Fechttanz), s. T. F. M. Richter's Reisen zu Wasser und zu Lande. 3te Ausg. Dresden u. Leipz. 1831. Bd. VII. S. 148 ff.; in Asturien heißt er danza prima: sieh über denselben Duran Colleccion de Romances vol. IV. p. XLI Anm.*) Bachuber ist der Name eines Schwerttanzes im Dorfe Cervières im Departement der hohen Alpen (wie mir Maßmann aus „Georgia oder der Mensch im Leben und im Staate von Kilian. Leipz. 1806. I, 1. S. 396" mittheilt). Auch in der Bretagne waren früher Schwerttänze gebräuchlich: s. Villemarqué Barzaz-Breiz. Chants populaires de la Bretagne 4te Ausg. Paris u. Leipzig 1846, vol. I. No. VII. p. 75 ff.: Le vin des Gaulois et la danse de l'épée; die baskische pordoi dantza (d. i. Lanzentanz) wird angeführt von Schack Gesch. der span. dram. Lit. 1, 70. Nach Taylor (p. 404.) war in Norwich bis vor wenigen Jahren noch ein jährlicher Schwerttanz Sitte, den die whifflers d. i. Schwerttänzer aufführten. Diese whifflers werden auch von Shakespeare erwähnt und traten ehedem auch in London bei feierlichen Gelegenheiten auf. Ueber den am byzantinischen Hofe gebräuchlichen Waffentanz (τὸ γοτθικόν) vergl. Grimm Gesch. d. deutschen Spr. S. 451 ff. u. Maßmann in Haupt's Zeitschr. f. D. Alterth. I, S. 366, Müllenhoff Sagen S. XXIII. — Noch will ich bemerken, daß die von mir (S. 254.) aus dem Guzman de Alfarache angeführte Stelle wörtlich aus Covarruvias s. v. danza entliehen zu sein scheint; vgl. Mone's Anz. 4, 229. Nr. 8 a.

S. 257. Anm. 217. „Mit dem Gesichte zwischen den Knieen." — Over his eyes were drawn the curtains of despair and *his head touched the knee of anguish.* S. The Adventures of Hatim Tai. A Romance transl. from the Persian (Oriental Translation Fund) B. 5. p. 169.

— Ebendas. Anm. 19. Statt „Ochsenblut" lies „Stierblut" und füge hinzu Herod. 3, 15; Aristoph. Equites v. 83; Plutarch Themistocles c. 31.

S. 259 Anm. 34. Diese Anmerkung ist so abzuändern: „Einem Hirsch, einem Raben u. einem Phönix" S. Hesiod bei Plut. de Defectu Orac. c. 11 in.; vgl. Ausonius Idyll. No. 18.

— Ebendas. Anm. 35. Taylor (p. 302.) verweist hierzu auf Plin. H. N. 9, 62 (88).

S. 262 Anm. 55. Brücke Sirat im Koran. — Vgl. Grimm D. Myth. S. 793. vgl. 1036.

S. 264 Anm. 69. Statt „im Orig." l. „im Vocabol." — Hinsichtlich des in dieser Anm. besprochenen Geschichtchens und der darauf bezüglichen Redensart ist auch noch anzuführen, daß beide ihren Ursprung dem Fabliau du Pré tondu (bei Le Grand) verdanken, aus welchem u. der fraus muliebris in den Facetiae des Poggius die italienische Fassung entstanden ist. Zu den von Le Grand angeführten Nachahmungen und Bearbeitungen dieses Stoffes füge auch noch Montaigne Essais 1, 240. ed. 1727. — Les Bigarrures et Touches du seigneur des Accords ch. 7. p. 117. ed. 1648. — Contes à rire ou Récréat. Françaises 1, 102. ed. 1787: dispute d'un homme avec sa femme — Democritus ridens p. 121: Mulierum pertinacia — Additamenta Phil. Hermotimi ad Bebelii Facetias p. 299. ed. 1660: de uxore cujusdam nobilis vapulante — Le moyen de parvenir 3, 160 ed. 1881: la femme opiniâtre — Abstemii Fabulae p. 587 ed. Neveleti 1660: de muliere ob turdos verberata — Gellert Fabeln und Erzähl. S. 55. 1786. Die Widersprecherin — Dufresne's Lustspiel l'Esprit de Contradiction. — Mit der Version des Poggius steht auch in Verbindung und ist vielleicht daraus entstanden das italienische Sprüchwort:

Chi sta nell' acqua sino alla gola
Ben è ostinato se mercè non grida.

Sieh Poggii Facetiae. London 1798. vol 2. p. 51 ff. Füge hinzu die Zusätze und Verbesserungen zu meiner Uebersetzung (zu S. 264.) und Hebel's Schatzkästlein S. 234: „Das letzte Wort."

S. 266. Nachträgliche Bemerkungen zu dem Exkurse über die Redensart „Die Feige weisen" habe ich in der Germania Bd. VIII. S. 370 gegeben. Der Ausdruck far la fica kommt zuerst bei Dante Inferno 25, 2 vor; s. Douce an der

dort angef. Stelle. Im Poema del Cid v. 77. (Sanchez 1, 233.) heißt es non lo precio un figo. — Die beiden Abhandlungen von Jorio (Yorio) Mimica degli Antichi investigata nel Gestire Napoletano. Napoli 1832. 8. und von Echtermayer Ueber Namen und symbolische Bedeutung der Finger bei den Griechen und Römern. Halle 1835. 4. S. 21 ff. (Programm des Pädagogiums daselbst) kenne ich nur aus der oben erwähnten Anzeige meiner Uebersetzung des Basile in der Jenaischen Neuen Lit. Zeitung.

S. 287 Anm. Z. 1 v. u. Statt piolaje lies: piolejà.

S. 288 Anm.*) Bagascia ist altspan. bagassa und auch im Limosinischen u. Altfranz. (bajasse) vorhanden; s. Sanchez im Glossar zum 2ten Bd. seiner Coleccion s. v.

S. 289 Z. 2 v. u. Parzonaro findet sich auch im altfranz. parçonneres u. provenz. parzonier.

S. 290 Z. 5 ff. v. o. Auch in der mittlern Latinität findet sich cata in Zusammensetzungen wie catamane, catamodicum s. Ducange s. vv.

S. 293 Z. 7 v. o. gehört noch zu Z. 4 v. o. Auf Diez Gramm. d. rom. Spr. 1, 80. Z. 3 v. u. habe ich bereits in den Zusätzen u. Verbess. zum 2ten Bde. verwiesen; füge hinzu daß bren auch altspan. und noch in den Gebirgen von Santander gebräuchlich ist; s. Sanchez a. a. O.

S. 293 Anm.*). Mit der Redensart servir alcuno a la coscia vergleiche ferner Aehnliches in Grimm's Gesch. d. Deutsch Spr. S. 133 ff., so wie die lateinischen latus tegere, latus claudere. — Eine andere Erklärung jedoch giebt Taylor (p. 19 Anm.), nämlich to help one to the best part, — a common saying in Naples, taken from the butcher's shop.

S. 295. Auch die Redensart: „Wenn ihr auch hundert Meilen liefet, fiele euch doch kein Heller aus der Tasche“ (s. 1, 183 Z. 11 v. u.) entspricht der span. poder dar diez saltos sin que se le caya á uno una blanca.

— Ebend. Anm. Z. 1 v. u. Statt: „viele bemerkt“ l. „bemerkt, viele.“

S. 297 Anm. Z. 2 v. u. St. de al l. e dal.

S. 307 Anm. Z. 4 v. u. Statt Sante lies Santo.

S. 308 Z. 21 v. o. Nach den Worten „den Märchen Basile's“ füge hinzu „und Straparola's z. B. N. 4 Fav. 3.“

S. 315 Anm. Z. 9 v. u. Nach den Worten „Tom. 22 S. 310“ füge hinzu: „u. 307 ff.“

S. 328 Anm.*) Z. 2 u. 10 v. o. Statt „modenesische“ l. „bolognesische.“ Dieser Schreibfehler muß um so mehr berichtigt werden, da er ganz wider meine Absicht eine gar nicht vorhandene modenesische Uebersetzung in die Literaturgeschichte eingeführt hat, die auch bereits auf meine Autorität hin von mehren meiner Recensenten angeführt worden ist und auch bei Taylor müßte es p. XI Anm.*) nicht heißen Fernow also mentions a third (sc. translation) into the Modenese, sondern vielmehr Liebrecht mentions etc. Dahingegen steht bei mir 2, 239 Anm. Z. 13 v. o. ganz richtig „bolognesisch.“

S. 317 Z. 9 v. o. Taylor (Pref. p. VI Anm.*) bemerkt: Milton was introduced to Adriana (for her beauty called „la bella Adriana“) and her daughter (Leonora Baroni) and heard them play at the concerts of Cardinal Barberini at Rome; he has celebrated Leonora in three of his Latin epigrams and in an Italian Canzone. Diese drei lateinischen Epigramme führen die Ueberschrift ad Leonoram Romae Canentem (s. The Poetical Works of John Milton. Leipsic 1827 p. 367 ff.). Seine italienischen Gedichte (5 Sonnette und 1 Canzone a. a. O. p. 391 ff.) scheinen sich aber **sämmtlich** auf ein und dieselbe Dame zu beziehen, wenigstens hat die Canzone nichts Eigenthümliches, denn nur am Schlusse derselben erwähnt er die Donna:

Canzon dirotti, e tu per me rispondi,
Dice mia Donna, e'l suo dir, e'l mio cuore
Questa è lingua di cui si vanta Amore;

wohingegen im ersten und dritten Sonnett auf den Gesang der Dame angespielt wird. So heißt es im erstern

Quando tu vaga parli o lieta **canti**
Che mover possa duro alpestre legno ecc.

und in letzterm

E'l **cantar** che di mezzo l'hemispero
Traviar ben può la faticosa Luna ecc.

Endlich noch die Bemerkung, daß Taylor, nachdem er angeführt: „I had great difficulty in obtaining a copy of the work, which is very scarce in this country; but at length, through the kindness of a friend, I procured one from Naples,“ die gewiß höchst bemerkenswerthe Nachricht hinzufügt: „Even in Naples the Work is *almost unknown* and *very scarce*.“ Und doch sind in Neapel allein **acht** Ausgaben (die letzte im J. 1788 in der Collezione di tutti i poemi in Lingua Napoletana) erschienen! —

Nachdem ich nun so meine eigene Arbeit ergänzt, wird es vielleicht nicht uninteressant sein, in Bezug auf den Schriftsteller selbst, über dessen hohe Wichtigkeit für die Märchenliteratur sich die Brüder Grimm bereits vor längerer Zeit so nachdrücklich ausgesprochen (Kinder- u. Hausmärchen Bd. 3. S. 276 ff.; vgl. Jak. Grimm in der Vorrede zu meiner Uebersetzung), noch eine Bemerkung hinzunehmen. Bei wiederholtem Lesen des Rabelais bin ich nämlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß Basile den Styl und die Ausdrucksweise desselben auf das genaueste (und zugleich glücklichste) nachgebildet hat (wie ich dieß sogleich ausführlich nachweisen werde), wodurch also meine in der Uebersetzung (2, 260 Anm. 45.) ausgesprochene Vermuthung, daß die dort angeführte Stelle des französischen Schriftstellers unsern Basile zur Verwandlung der bei Straparola vorkommenden Puppe veranlaßt haben möchte, eine

noch viel höhere Wahrscheinlichkeit erhält. Ich gründe aber meine obige Behauptung auf die auffallende Uebereinstimmung der beiden Autoren in der genannten Beziehung, nämlich auf den Styl und Ausdruck, welche durchaus nicht zufällig sein kann, und will ich, weil eine längere Ausführung zu viel Raum einnehmen würde, hier nur einige Punkte berühren; so z. B. liebt es Rabelais, vielerlei Dinge einer Gattung neben einander aufzuzählen, wie Vögel (l. 1. ch. 37.) ebenso Basile (1, 202. 2, 103.), Pflanzen (l. 1. ch. 13.) ebenso Basile (1, 196.), Geschirr (l. 1. ch. 51.) ebenso Basile (1, 195.), Schimpfwörter (l. 1. ch. 25.) ebenso Basile (1, 3. vgl. 1, 21, 49.), Spiele (l. 1. ch. 22.) ebenso B. (1, 152.), Kleidungsstücke (l. 1. ch. 56.) ebenso B. (1, 384 ff.) Synonyme (l. 1. ch. 22; nach Regis: „Nachdem er also die Zeit verthan, vertempert, verklempert, durch's Mehlsieb gebeutelt und gereutert hätt" u. s. w.) ebenso Basile (1, 255: „welcher aß und fraß, schluckte und schlang, ausleerte und abräumte, einhieb, einlud, einwammste, einpackte, fortbrachte, verschwinden machte, vernichtete, zerstörte und verheerte" u. s. w. Rabelais l. 4. neuer Prolog: „Beluchsen, prellen, rupfen und hinter's Licht führen;" Basile 1, 19: „Einen Streich spielen, hintergehen, anführen, betrügen, beluxen, prellen, berücken, hinter's Licht führen"); ferner gelegentliche Reime (l. 4. neuer Prolog: „Am Abend hatten sie alle beid' die Mauk im Hacken, den kleinen Krebs am Kinn und Nacken, auf der Brust thät der Keuch sie zwacken, der Fluß kriegt sie beim Schlund zu packen, die Blutschwär an den Hinterbacken;" l. 1. ch. 52: „Murren, knurren, trauern, versauern") ebenso bei Basile (1, 84: „Ganz geschniegelt und gebiegelt, ganz schimmernd und flimmernd, ganz Bänder und Gewänder und befalbelte Ränder, während Blumen und Düfte parfümirten die Lüfte und tausend von Dingen sie noch umfiengen"); von welchen Beispielen ich, wie gesagt, nur einige wenige anführen kann, die sich aber vielfach vermehren ließen, wozu auch noch die beiden Schriftstellern gemeinsame Sprüchwörterfülle kommt. Wenn man sich indeß vollkommen von der Nachahmung, welche Basile in Betreff Rabelais geübt, überzeugen will, so vergleiche man nur bei letzterm das neunte Capitel des vierten Buches mit der Einleitung des fünften Tages bei ersterm und jene wird auf das Deutlichste erhellen. L.

Anm. 476. (S. 406.)

„Den frühern Straparola hat er (Basile) nicht benutzt, wahrscheinlich nicht einmal gekannt; beide haben nur vier Stücke gemeinschaftlich (Nr. 3. 14. 41. 45. bei Straparola III. 1. X. 1. V. 2. VII. 5.) und aus der Vergleichung ergiebt sich klar, daß er unabhängig davon schrieb." Grimm Kindermärchen III. S. 278. 2te Ausg.

L.

Anm. 477. (S. 408.)

S. jedoch Jakob Grimm's Vorrede zur deutschen Uebersetzung des Pentamerone von Basile Th. 1. S. XII. Nach Val. Schmidt (W. Jahrb. Bd. 29. S. 109.) ist die Belle au bois dormant hervorgegangen aus d. Perceforest vol. 3. f. 127 v. col. 2. L.

Anm. 478. (S. 408.)

Dunlop muß sich hier geirrt haben. Grimm (Kindermärchen Th. 3. S. 379. Nr. 7.) bemerkt zu diesem Märchen Perrault's: „Könnte am ersten als bloße Erfindung gelten ... Im Italien. und Deutschen auch nichts Aehnliches." L.

Anm. 479. (S. 409.)

Nämlich der Adroite Princesse, welche er der Gräfin Murat widmete. L.

Anm. 480. (S. 409.)

Sie war 1650 geboren, Tochter des Le Jumel de Barneville, eines Edelmannes von einer der ersten Familien der Normandie, und an den Grafen François d'Aulnoy verheirathet. Mit den Vorzügen einer hohen Geburt und eines vornehmen Ranges verband sie auch noch den der Schönheit und des Geistes; sie zeichnete sich aus durch die Eleganz ihres Benehmens und ihre Unterhaltungsgabe. Außer ihrer Berühmtheit als Märchenschriftstellerin ist sie auch noch durch ihre Voyage en Espagne bekannt. D.

Anm. 481. (S. 410.)

Sie war 1670 geboren und Tochter des Marquis von Castelnau so wie Gemahlin des Grafen Murat. Sie soll voll Lebendigkeit und Glut und dem Vergnügen sehr ergeben gewesen sein, was sie auch selbst in der Art von Bekenntniß gesteht, das sie in den Mémoires abgelegt hat, einem Werke, welches, wie man glaubt, von ihr selbst abgefaßt ist. Sie hatte das Unglück das Misfallen der Frau von Maintenon zu erwecken, die sie in dem Verdacht hatte, ein Pasquill geschrieben zu haben, worin die nächste Umgebung Ludwigs XIV gröblich beleidigt wurde, und sie sah sich daher von Paris verbannt. Im Jahre 1715 wurde sie jedoch auf Verwendung ihrer Freundin, der Frau von Parabère, durch den Regenten, den Herzog von Orleans, wieder zurückberufen. Gleichwohl genoß sie das Vergnügen, an den Belustigungen der Hauptstadt auf's Neue Theil nehmen zu können, nicht lange, da sie ein Jahr nach ihrer Rückkehr starb. D.

Anm. 482. (S. 410.)

Sie war die Enkelin des Jacques de Caumont, später Duc de la Force, der dem Blutbade der Bartholomäusnacht entkam, welcher Umstand auch in der Henriade [Ch. II. gegen Ende und vergl. dazu die Anm.] erwähnt worden ist. Er zeichnete sich später unter Heinrich IV und Ludwig XIII durch seine Thaten auf das Rühmlichste aus. Seine Enkelin vermählte sich 1687 mit Charles de Brion; die Ehe wurde jedoch zehn

Tage nach der Hochzeit für nichtig erklärt. Sie überlebte diese kurze Verbindung fast vierzig Jahre, während welcher sie sich außer ihren Feeenmärchen auch noch durch verschiedene andere Werke berühmt machte. Von diesen ist ihre poetische Epistel an Frau von Maintenon und ihr Château en Espagne ganz besonders gefeiert worden.

D.

Anm. 483. (S. 410.)

Die Verfasserin dieses Buches war die Gräfin von Auneuil; sieh Barbier Dict. des Anonym. II ed. No. 18547.

L.

Anm. 484. (S. 411.)

Auch in den Vierzig Vezieren, die Geschichte vom Könige Papagei (sieh 1001 Nacht, Nacht 18. Breslau). Das Märchen ist übrigens indischen Ursprunges; s. Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fabl. Ind. p. 175. n. 5. — Der oben von Dunlop angeführte Roman des Béroalde de Verville ist wahrscheinlich die Histoire Véritable ou le Voyage des Princes Fortunés, dessen ich jedoch nicht habhaft werden konnte.

L.

Anm. 484 a. (S. 412.)

Ueber Polyphemus und dergleichen Riesen vgl. Grimm Deutsche Myth. S. 521.

L.

Anm. 485. (S. 413.)

Dergleichen Vorstellungen von den gewaltigen Wirkungen weiblicher Schönheit scheinen bei den Orientalen gewöhnlich zu sein; so sagt Zoega, es sei die Geschichte der thrazischen Zaubrerin Rhodope, von der „die Araber den Glauben hergenommen haben mögen, daß in einer von den Pyramiden als Schutzgeist eine Frau von wunderbarer Schönheit wohne, welche die Menschen durch ihren Anblick wahnsinnig mache:“ De Usu Obeliscorum und L'Egypte de Murtadi par Vattier; sieh Thomas Moore The Epicurean Anm. 6 zu cap. VI. S. auch The Adventures of Hatim Taï (vergl. die folgende Anmerkung) p. 18 u. ö.; so wie Somadeva's Märchensamml. Cap. 15. Gesch. der Unmadini (Th. 1. S. 166. Uebers. von Brockhaus).

L.

Anm. 485 a. (S. 413.)

Sie sind zunächst einem türkischen Werke (Feeredsch baadesch schidded d. h. Freude auf Leid) das wieder aus anderen orientalischen Quellen schöpfte, entnommen und in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrh. in's Persische übersetzt worden; vergl. Gräße II, 3. S. 993 und dessen Handbuch 2, 331.

Noch will ich hier einer größern persischen Prosadichtung Erwähnung thun, nämlich der „Abenteuer des Hatim Taï (The Adventures of Hatim Taï. A Romance translated from the Persian by Duncan Forbes. Lond. 1830. Oriental Translation Fund). Dieß ist ein in Persien und Indien höchst beliebter Roman, von sehr moralischer Tendenz, indem darin die Tugenden und der Heldenmuth des Hatim Ben Ubaid Ben Sa'id gefeiert werden, welcher Haupt des (jüdischen, s. B. VI. p. 181.) Araberstammes Taï war und in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts in Jemen lebte. Er war berühmt wegen seiner Tapferkeit, Weisheit und Freigebigkeit; noch jetzt wird sein Name als synonym mit diesen Tugenden gebraucht und die arabischen und persischen Schriftsteller enthalten zahlreiche Anspielungen auf denselben, vgl. d'Herbelot (Bibl. Orient. s. v. Hatem Abou Adi Hatem), welcher unter Anderm von ihm erzählt, daß der griechische Kaiser einst einen Gesandten an ihn schickte, um ihn um sein Lieblingsroß zu bitten. Da Hatim von dieser Gesandtschaft nichts erfahren hatte, so war er bei der Ankunft desselben ganz unvorbereitet und sah sich daher, um ihn nur irgendwie bewirthen zu können, genöthigt, eben jenes Roß zu tödten und zu braten. Als nun der Gesandte nach der Mahlzeit den Wunsch seines Herrn mittheilte, sprach Hatim: „Es ist zu spät, das Roß ist zu unserm Mahle getödtet worden; es war die einzige Nahrung, die ich dir zu bieten hatte und ich kannte den Zweck deiner Reise nicht.“ (Vergl. oben Anm. 313.).

In dem Romane selbst wird erzählt, wie Hatim einst dem syrischen Prinzen Munir begegnet und dieser ihm mittheilt, daß er sich in eine wunderschöne junge Dame, Namens Husn Banu, verliebt habe, diese ihm aber nicht eher ihre Hand reichen wolle, als bis er ihr sieben Fragen beantwortet, mit deren Lösung eben so viele schwierige Unternehmungen verknüpft sind, die Munir selbst nicht auszuführen im Stande ist. Hatim nun verrichtet sie statt seiner und verschafft ihm so den Besitz seiner geliebten Husn Banu. Auf diesen Zügen aber bietet sich dem Hatim reichliche Gelegenheit seine Tapferkeit, Unerschrockenheit und Ausdauer in der Besiegung aller Arten von Schwierigkeiten zu zeigen, indem er in Einem fort mit Geistern, Genien, Peris und allen Arten von Zaubereien und Entbehrungen zu kämpfen hat, die er indeß alle glücklich besiegt. Oft wiederholt sich hierbei der der indischen Mythologie entnommene Zug, daß er, um selbst hungrige Thiere zu sättigen, seinen Körper ihnen anbietet und wenn sie diesen ablehnen, sich doch wenigstens Stücke Fleisch ausschneidet und ihnen darwirft.

Die Abenteuer sind voll von den extravagantesten Einfällen einer orientalischen Phantasie, die sich immer einander zu überbieten suchen. Kein Wunder, daß endlich die Einbildungskraft des Verfassers erschöpft wird, so daß der letzte Theil des Werkes Wiederholungen bietet und daher dem ersten nachsteht. Anziehend ist jedoch auch dieses Werk, um die verschiedenen Vorstellungen orientalischer Mythologie und Volksglaubens daraus kennen zu lernen. Eine der Histoire de la Corbeille von Caylus ähnliche Geschichte findet sich B. I. p. 31 ff. (vergl. unten Anm. 488.).

Da hier gerade von orientalischen Prosadichtungen die Rede ist, so will ich auch über die chinesischen Erzeugnisse dieser Art Einiges hinzu-

fügen und zuvörderst bemerken, daß das Privatleben in China, so wie es sich uns in den Romanen darbietet, von dem unsrigen eben nicht sehr abzuweichen scheint und daß im Ganzen dieselben Verhältnisse und Ereignisse bei ihnen wie bei uns Statt finden und daher auch geschildert werden. Liebes- und Räubergeschichten, Hof- und andere Kabalen, Abenteuer allerlei Art, besonders weibliche Treue und Untreue, ferner Studentenleben und das Ablegen eines „glänzenden" Examens zu Ende der Studienjahre so wie dergl. mehr — alles dieß bildet wie bei uns so auch bei den Chinesen die Grundlage des Treibens im Leben und in den Romanen, und nur einige besondere Sitten, Gebräuche und Lebensweisen machen uns bemerkbar, daß wir uns in einem andern, fernen Lande befinden, nicht aber das Wunderbare, Außerordentliche, Abenteuerliche der mehr westasiatischen Dichtungen dieser Art; es sei denn, daß es sich von eigentlichen Feenmärchen handle, wovon nachher. Manches freilich scheint uns gleichwohl ganz eigenthümlich, wie wenn ein Liebender fuglich sein Herz theilen und am Schlusse der Erzahlung der beglückte und beglückende Besitzer zweier Frauen werden kann, wobei alles gleichwohl eine sentimentale Färbung behält; wie z. B. in dem Romane Ju-kiao-li ou les deux Cousines. (Roman Chinois traduit par Abel Rémusat. Paris 1826. IV. 8.), von welchem nebst dem gleichzuerwähnenden der beliebteste in China, (s. Stanislas Julien in der Vorrede zu dem am Schlusse dieser Anm. (S. 523.) anzuführenden Feeenmärchen p. VIII.) bereits Fortlage in seinen Vorlesungen über die Geschichte der Poesie (Stuttgart u. Tübing. 1839. S. 38ff.) eine Analyse gegeben (die ich hier in den Nachträgen wiederhole). Dieser Roman übertrifft übrigens den eben angedeuteten (Hau-kiou-choan or the fortunate union. Translated by Francis David. London 1829) bei Weitem, da die Fabel viel verschlungener und interessanter ist; denn in der „Glücklichen Verbindung" wird nämlich erzählt, wie zwei Liebende nach Besiegung zahlreicher Schwierigkeiten endlich das Ziel ihrer Wünsche erreichen; und obwohl beide als nec plus ultra der Vollkommenheit geschildert werden, laßen sie trotzdem die Erzählung höchst langweilig, indem sie, ohne sonst lebendiges Interesse, ohne Neuheit und Abwechslung, nur steif conventionelles Wesen bieter. Der Blick, den wir übrigens hier in die chinesischen Sitten und Zustände thun, offenbart nicht viel Erfreuliches.

Trotz dieser ceremoniösen Formenfülle scheinen übrigens die Chinesen dennoch besonders gern und viel zu lachen, oft sogar zur Unzeit, denn in den Romanen lachen sie und sagen lachend Dinge, bei denen es uns keineswegs Zeit scheinen würde unsere Gefühle auf diese Weise zu äußern. — Daß sie ferner sich zuweilen auch des allgemein Menschlichen so wie der Steifheit ihrer eigenen Manieren bewußt werden, geht sowohl aus einigen der folgenden Erzählungen als auch namentlich aus einer Stelle der „Deux Cousines" (ch. 17. vol. IV. p. 104.) hervor, wo Tschangfanjou bei dem heftigen Kummer Sse Yeoupé's über den vermeintlichen Verlust seiner Geliebten zu ihm sagt: „Vous devez, il me semble, seigneur, modérer vos affections conformément aux rites," und jener ihm antwortet: „Un auteur du temps de la dynastie des Tsin dit que les objets de nos affections sont identifiés avec nous mêmes. Vous me parlez de rites: est-ce pour nous qu'ils ont été institués? Quel homme suis-je, mon cher ami, pour que vous ayez une telle idée de moi!" —

Und was endlich die geschlechtlichen Verhältnisse betrifft, die demnach keineswegs sehr beengt sein müßen, heißt es in des Pater Martin Martinius Description de l'empire de la Chine vol. II. p. 213: „Tant ceux de la Chine aiment la modestie exterieure et apparente, quoyque leurs enfans ne laissent pas naturellement d'être assez enclins à toute sorte d'impudicité et de paillardise et d'avoir assez de liberté, les parens n'en faisant pas grand bruit, pourveuqu'elles se passent en cachette."

Bei Weitem anziehender als die „Glückliche Verbindung" sind hingegen wieder die novellenartigen Contes Chinois traduits par MM. Davis, Thoms, le P. Dentrecolles etc. publiés par Abel-Rémusat. Paris 1827. III. 12. — Sie sind zur Verlebendigung und Einschärfung gewisser moralischer Pflichten und Lehren geschrieben (wie auch die Verfasser gewöhnlich am Schlusse andeuten, also eine Art contes moraux oder novelas ejemplares) und enthalten folgende Erzählungen:

Vol. I. 1) L'Héroisme de la Piété Filiale. Ein chinesischer Beamter wird auf der Reise nach seinem Bestimmungsorte nebst Weib und Kindern von den Schiffsleuten ermordet und nur seine Tochter geschont, welche der Patron heirathet, dann aber aus Furcht vor Verrath erdrosselt. Sie ist jedoch nicht ganz todt, sondern lebt wieder auf und gelangt dann in die Gewalt verschiedener anderer betrügerisch gesinnter Männer und erduldet hierbei viele und mannigfache Unfälle. Zuletzt wird sie die Gemahlin eines Ehrenmannes, durch den es ihr gelingt ihre Absicht zu erreichen, nämlich die Mörder ihrer Eltern endlich der verdienten Strafe überliefert zu sehen. Denn nur um dieses Zweckes willen hat sie bis jetzt ihr schweres Dasein und ihre Schande Jahre lang ertragen; weshalb sie denn auch, nachdem er erreicht ist, sich selbst das Leben nimmt. — Diese Erzählung giebt von dem Treiben der chinesischen Flußpiraten ein sehr lebendiges Gemälde.

2) Les tendres Epoux. Ein kränklicher Ehemann wird von seinen Schwiegereltern, jedoch ohne Wissen und Willen seiner Frau bei einer Flußreise an einem einsamen Ufer unter einem Vorwande ausgesetzt und zurückgelaßen, in der Absicht, ihre Tochter anderweit zu verheirathen.

Dort erhält er mittels überirdischer Hülfe und durch fleißiges Beten seine Gesundheit wieder und kommt auch in den Besitz eines großen Schatzes, mit dem er auf einem vorüberfahrenden Schiffe sich nach Nanking begiebt und dort niederläßt. Inzwischen ist seine Frau trostlos, sie macht ihren Eltern heftige Vorwürfe und weist alle Absichten derselben, sie wieder zu verheirathen, standhaft zurück. Endlich nach längerer Zeit sucht ihr Mann sie wieder auf und nimmt sie wieder als Gemahlin an, worauf sie ein ungestörtes eheliches Glück bis zum hohen Alter genießen. — In dieser Novelle soll, wie man sieht, die eheliche Treue der Frauen gefeiert werden.

Vol. II. 1) L'Ombre dans l'eau: beruht auf dem neuen und sinnreichen Gedanken, daß ein junges Paar, welches sich wegen einer Mauer, die über ein sie trennendes Bassin, aber ein Stück über der Oberfläche des Wassers erhöht gebaut ist, persönlich nicht sehen kann, sich dennoch gegenseitig im Wasser erblickt und in einander verliebt, auch nach mehrfachen, besiegten Hindernissen, die aus der Feindschaft ihrer Eltern entspringen, endlich heirathet, wenngleich der Liebende der Umstände halber sich genöthigt sieht, auch noch eine zweite Gemahlin zu nehmen, woran indeß die andere keinen Anstoß nimmt. -- Diese Novelle ist wie die beiden folgenden sehr leicht und fließend erzählt und gleich ihnen sehr unterhaltend.

2) Les trois frères. Ein Kaufmann findet auf der Landstraße einen Beutel Geld und da er den Verlierer entdeckt, so giebt er ihm denselben zurück, bei welcher Gelegenheit er in dem Hause des letztern einen längst verloren geglaubten Sohn wiederfindet. Auf seiner Rückkehr nach Hause begegnet er einem untergehenden Schiffe; Niemand will demselben beistehen; jedoch da er endlich eine Belohnung aussetzt, so werden die in Todesgefahr befindlichen Passagiere gerettet, worunter sich auch ein Bruder von ihm befindet, der sich aufgemacht hatte um ihn aufzusuchen, da jener schon sehr lange von Hause abwesend war. Inzwischen schwebt die Frau des Kaufmannes in großer Sorge und ist sogar in Gefahr von einem zweiten Bruder ihres Mannes an einen Wittwer als Frau verkauft zu werden; durch einen Irrthum jedoch wird sein eigenes Weib statt ihrer fortgeführt und der Verräther erhält so seine Strafe. Bald darauf kehren die anderen beiden Brüder nebst dem Sohne des einen zu der beglückten Gemahlin und Mutter zurück. — Hier soll gezeigt werden, wie jeder guten oder bösen That stets auch ihr Lohn folgt. Die Novelle ist ohne besondere Kunst geschrieben. —

3) Le Crime puni. Ein reicher Mann, der seinen Feind, Namens Li-yi, ermordet hat, wird durch die Bestechlichkeit eines Richters für unschuldig erklärt; indem er aber triumphierend nach Hause zurückkehrt, wird er von einem kalten Windstoße getroffen und mit den Worten: „Je suis perdu! J'aperçois Li-yi; il me menace, il se jette sur moi!“ stürzt er leblos zu Boden, und der Verfasser schließt mit dem Ausrufe: „Exemple terrible et effrayant! grande leçon! on ne saurait tromper le ciel!“ —

4) La Calomnie demasquée. Ein Gelehrter, Namens Wang, sonst sehr sanften Charakters, stößt gleichwohl eines Tages einem Hausierer im Streite so heftig vor die Brust, daß er besinnungslos niederfällt. Man bringt ihn jedoch alsbald in's Haus, woselbst er sich in Folge angewandter Mittel wieder erholt und mit einem Stücke Seidenzeug beschenkt das Haus verläßt. Bald darauf erscheint ein Fährmann bei Wang, welcher anzeigt, daß ein Hausierer, den er über den Fluß setzen sollte, in seinem Kahne todt niedergesunken sei, vorher aber ihn von dem Vorfalle mit dem Gelehrten und der Mishandlung, die er von diesem erlitten, in Kenntniß gesetzt habe. Der Fährmann, der auch zugleich das Stück Seidenzeug vorweist, will dieses Ereigniß beim Gerichte anzeigen, wird indeß durch Wang vermittelst einer beträchtlichen Geldsumme beschwichtigt, worauf der Leichnam mit Hülfe eines Sklaven in dem Erbbegräbnisse der Wang'schen Familie begraben wird. Nach einem Jahre ungefähr erkrankt Wang's einziges Kind und der nach dem Arzte gesandte Sklave, statt diesen zu holen, betrinkt sich in einem Wirthshause, woselbst er den Tag über verweilt und dann sagt, er habe den Arzt vergeblich die Zeit über erwartet. Das Kind stirbt und Wang ist trostlos, erfährt jedoch bald die Lüge des Sklaven und läßt ihm dafür eine derbe Züchtigung zu Theil werden. Voll Wuth darüber geht der Sklave zum Richter hin und zeigt den frühern Vorfall mit dem Hausierer an. Wang wird eingezogen, gesteht das Vorgefallene und soll die Todesstrafe leiden. Während seine Gemahlin nun trostlos zu Hause sitzt, tritt plötzlich eines Tages der todtgeglaubte Hausierer in ihr Haus, um einige kleine Geschenke zu bringen als Dank für das ihm einst geschenkte Stück Seidenzeug. Die Frau erfährt nun von ihm, daß bei seinem Eintritte in den Kahn er dem Schiffer seinen Vorfall mit Wang erzählt und dieser ihm dann das Stück Seidenzeug abgekauft habe, wodurch es damals demselben möglich wurde, zumal bei Nacht, Wang die Identität des Leichnams glauben zu machen, so daß er sich für den Mörder des Handelsmannes halten müßte. Der Leichnam aber war der eines wahrscheinlich Ertrunkenen, der, wie der Hausierer sich erinnert, eben damals vorüber schwamm. Alsbald begiebt sich die Frau nebst dem Hausierer zu dem Richter, der sogleich den Angeber wie den ehemaligen Fährmann, jetzigen Leinwandhändler, einziehen läßt. Letzterer gesteht hierauf seine That, die er in der Absicht, Geld von Wang zu erpressen, begangen; der Sklave jedoch hatte allerdings seinen Herrn für den wirklichen Tödter des Hausierers gehalten. Für seine Rachsucht wird er mit vierzig Stockhieben bestraft und stirbt, ehe er sie alle erhalten; des Fährmanns Urtheil lautet gleich auf Todtprügeln; Wang aber kehrt freudig zu seiner treuen Gemahlin zurück. — Diese No-

velle ist mit vielem Geschmacke geschrieben und hält das Interesse bis zu Ende gespannt, da man den unvermutheten Ausgang nicht vorher sieht. Auch sind einige sehr scharfsinnige juristischen Bemerkungen darin eingemischt und der Zweck der Novelle ist, sowohl jeden Menschen gegen zornige unbesonnene Handlungen zu warnen, als auch die Richter zu großer Vorsicht in ihren Untersuchungen zu ermahnen.

5) Histoire de Fan-hi-tscheou: ganz unbedeutend an Inhalt und Werth.

Vol. III. 1) San-iu-leou ou les trois étages consacrés: enthält keine Liebesgeschichte, sondern soll den Scharfsinn eines Richters, den Edelmuth eines Freundes so wie den endlichen Sieg der Tugend über die Ungerechtigkeit zeigen.

2) Les deux jumelles. Ein Vater sucht für seine Zwillingstöchter zwei Schwiegersöhne aus; ebendieß geschieht von der mit jenem stets in Zwist befindlichen Mutter; beide hindern sich gegenseitig in der Ausführung ihrer Absichten, bis endlich der Gouverneur der Stadt selbst vermittelst eines wissenschaftlichen Examens würdige Ehemänner für jene reizenden Schwestern zu finden übernimmt, da aber nur ein Kandidat sich als würdig und Sieger erweist, beide Mädchen an ihn verheirathet.

3) La Matrone du Pays de Soung. Ein Weiser, Namens Tschuang-tseu, begegnet einst auf einem Begräbnißplatze einer jungen Wittwe, welche das Grab ihres Mannes mit ihrem Fächer fächelt und auf sein Befragen ihm mittheilt, daß sie ihrem verstorbenen Gatten auf dem Todtenbette versprochen, sich nicht eher wieder zu vermählen, als bis die Erde des Grabhügels an dem einen Ende ganz trocken wäre, was sie durch das Fächeln zu beschleunigen sucht. Der Weise bewirkt dieß ihr zu Liebe sehr schnell und kehrt nach Hause zurück. Seine Frau, der er den Vorfall mittheilt, schmäht heftig die Unenthaltsamkeit jener Wittwe und sagt, sie würde als Wittwe nie wieder heirathen. Bald darauf stirbt Tschuang-tseu und seine Wittwe ist anfangs trostlos. Bald jedoch kommt ein ehemaliger Schüler ihres Mannes, welcher der Leiche seines Lehrers die letzte Ehre erweisen und dann seine Bücher zu ferneren Studien benutzen will. Sie nimmt ihn in ihr Haus auf, verliebt sich in ihn, und kurzum der Hochzeittag wird festgesetzt, nachdem der Leichnam in eine elende Hütte geworfen worden ist. Im Begriff das hochzeitliche Lager zu besteigen, fällt der Bräutigam in Krämpfe, welche, wie sein Diener sagt, nur durch das Gehirn eines noch nicht lange gestorbenen Menschen mit Wein vermischt und so getrunken beseitigt werden können. Die Braut eilt mit einer Art zu dem Leichnam ihres Mannes, haut erst den Sarg entzwei und will eben der Leiche den Schädel einschlagen, als ihr Mann von einem längern Scheintode erwacht und mit ihr nach Hause zurückkehrt. Die Nichtigkeit ihrer anfänglichen Ausflüchte wird bald klar, worauf sie vor Scham sich erhängt, ihr Mann aber das Haus nebst ihrer Leiche und allem andern in Brand steckt; der Schüler und sein Diener sind jedoch inzwischen entflohen. — Diese Novelle, wie es am Schlusse heißt, soll zeigen, daß man auf die Treue der Frauen, ehe man sie genau geprüft, nicht zu sehr bauen soll. — (Dieß ist die Geschichte der Matrone von Ephesus; s. oben S. 88.).

Drei von diesen Erzählungen (vol. II. No. 1. und vol. III. No. 1 u. 2.) waren früher schon in einer englischen Uebersetzung erschienen (Chinese Novels translated from the originals by John Francis Davis. Lond. 1822, enthaltend The Shadow in the Water, The twin Sisters und The three dedicated Chambers) und auch diese gerade enthalten viele treffende moralische Betrachtungen und Sentenzen, die oft mit anderweitig bekannten fast wörtlich übereinstimmen und daher ihre Wahrheit und Allgemeingültigkeit beweisen; so z. B. in der ersten (p. 83 der englischen Uebersetzung): „Es giebt keinen Schmerz, der dem stummen Grame gleiche," womit schon Davis die Stelle aus Macbeth vergleicht [Akt IV gegen Ende]:

„Der stumme Gram verräth
Ein schwer belastet, brechend Herz;"

wozu man aber auch noch den Ausspruch des Publius Syrus anführen kann:

„Ach wie ist der Schmerz doch wehvoll, der da in der Qual verstummt,"
(Heu dolor quam miser est qui in tormento vocem non habet),

sowie den des Sophokles gleichfalls mit Bezug auf den Schmerz (Antigone v. 1251 ed Tauchn.):

„— — unheimlich scheint zu tiefes Schweigen mir."

Ferner heißt es in der letzten Erzählung (p. 183): „Unerwarteter Reichthum ist nie dem zu Theil geworden, der dazu bestimmt war, arm zu bleiben." — Eine ähnliche Bemerkung finde ich bei Walter Scott: „Ich denke, ich habe zuweilen von Menschen reden hören, die unter einem Hellerplaneten geboren und dazu verdammt sind, nie einen ganzen Groschen zu besitzen." (Letter to Lord Montague in den Memoirs of the Life of Sir W. S. by Lockhart vol. II. c. 14.) und schon Freidank sagt (ed. Grimm S. 367.):

Wer geborn ist ze drien helbling,
Der wirt nit rich zweiger pfenning.

Weiter (p. 192.): „Der Umstand mit den frühern oder spätern Belohnungen gleicht vollkommen dem Ausleihen von Geld auf Zinsen. Wenn man es einen Tag früher zurückerhält, so bekommt man einen Tag weniger Zinsen; wenn man es ein Jahr länger ausstehen läßt, so erhält man auch ein Jahr Zinsen mehr. Wenn du die Belohnung deiner guten Thaten mit ängstlichem Herzen erwartest, so mag wohl der Himmel sie nicht sogleich senden und es mag scheinen, als ob dich keine Belohnung erwartete. Aber indem du

nun so alle Erwartung für vergeblich erachtest und alle Hoffnung für verloren hältst, da plötzlich erscheint die Belohnung, gleich einer schlechten, lange Jahre ausstehenden Schuld, die, wenn der Ausleiher sie fast vergessen hat, unerwartet mit einer übergroßen Anhäufung von Zinsen eingeht.— Das ist weit besser als eine frühe Rückzahlung." Wie wahr und treffend und Zeugniß ablegend von einem ächten Gottesvertrauen! —

In diesen Novellen wird auch der Leser nicht, wie sonst oft, durch zu häufige Anspielung auf Erklärung bedürfende Sitten u. s. w. in dem Gesammtgenusse des Ganzen gehemmt.

Der Kin-koo-ke-kwan enthält eine Anzahl Erzählungen, von denen die folgende in dem zwölften Keuen oder Abschnitte enthalten, durch J. Birch unter dem Titel: „Die Freunde bis in den Tod" (The Friends till death) übersetzt ist. Es wird darin erzählt, daß zwei Freunde, Namens Tso und Jang, sich mitten im Winter nach dem Hofe des Königs von Tsoo auf den Weg machen, welcher letztere alle Gelehrten an seinen Hof berief. Mitten auf dem Wege von Kälte und Hunger gepeinigt, dringt Tsoo in seinen Freund so lange, bis dieser auch noch seine eigenen Kleider anlegt und mit dem kleinen Reste der Lebensmittel seine Reise fortsetzt, weil beides nur für einen zum Schutze gegen Kälte und Hunger hinreicht, während er selbst sich nackt dem Tode preisgiebt. Jang gelangt auch wirklich an den Hof des Königs von Tsoo, wird alsbald Minister und kehrt sogleich zu dem Leichname seines Freundes zurück, dem er ein Grabmahl errichtet. Der Geist desselben erscheint ihm jedoch bei Nacht und klagt ihm, daß ein früher in seiner unmittelbaren Nähe begrabener Todter drohe, ihn aus seinem eigenen Grabe zu vertreiben. Da nun alle von Jang angewandten Mittel nichts helfen, so tödtet sich dieser endlich selbst um seinem Freunde im Grabe persönlich beizustehen, was ihm auch gelingt. —

Diese Novelle ist mit vielem Gefühle geschrieben und zeigt gleich mehren anderen Erzählungen, daß die Freundschaft auch bei den Chinesen in hohem Ansehen steht. Wichtig ist die vorliegende Novelle auch für die Kenntniß der Vorstellungen, welche die Chinesen von den Seelen nach dem Tode haben und welche Mittel sie zum Schutze derselben so wie der Gräber anwenden.

Ein chinesisches Feeenmärchen (das einzige, das mir bekannt geworden) ist in der französischen Uebersetzung betitelt: Blanche et Bleue où les deux Couleuvre-Fées. Roman Chinois traduit par Stanislas Julien. Paris 1835. Es ist im Jahre 1807 verfaßt und seinem Umfange nach (wie auch der Titel besagt), eigentlich ein Feeen-Roman. Als literarisches Produkt betrachtet (und als solches d. h. als erdichtet erweist sich die Erzählung, keineswegs als „aus dem Munde des Volkes" hervorgegangen) hat sie keinen besondern Werth, denn die ganze Handlung ist gehaltlos, wenngleich zu allererst die Absicht hervortritt, kindliche Liebe und (wie in fast allen chinesischen Romanen) Gelehrsamkeit zu feiern. Die Schilderung der Gefühle enthält übrigens wenig Wahrheit und das Wunderbare leidet an großer Eintönigkeit. Auch hier endlich zeigt sich, wie wenig eifersüchtig die chinesischen Weiber sind, indem eine Frau, welcher ihr Ehegemahl seine Leidenschaft für eine andere Schöne eingestanden hat, hier alle erdenkliche Mühe und List anwendet, um seinen Absichten auf dieselbe förderlich zu sein. — Der Stoff, wie ihn der Uebersetzer selbst in der Vorrede kurz angiebt, ist folgender.

Blanche est une femme que Fo a fait passer dans le corps d'une Couleuvre blanche pour expier pendant des siècles les fautes de sa vie antérieure. Au bout de dix-huit cents ans ce dieu décide que l'astre Wen-sing (l'astre de la litérature) descendra sur la terre où il doit parvenir aux plus hauts honneurs. En conséquence il permet a Blanche de prendre un corps humain et d'épouser Han-wen afin de donner le jour à l'astre Wen-sing, qu'il veut récompenser d'une manière éclatante. Pendant plusieurs années Blanche est exposée aux plus grands périls; il lui arrive même une fois de perdre la vie; mais comme des hautes destinées se rattachent à son existence, Bouddha (i. e. Fo) ordonne à un dieu placé sous ses ordres de la protéger, lorsqu'elle est en danger de périr et de lui communiquer son souffle divin après que la vue du génie de l'astre Nân-sing l'a fait mourir de frayeur. Enfin après beaucoup de vicissitudes où domine toujours le merveilleux Blanche arrive au terme de sa grossesse; une lumière brillante illumine toute la maison et l'astre Wen-sing descend dans le monde.

Dès ce moment le rôle de Blanche est accompli; et comme elle n'avait pas encore expié toutes ses fautes lorsque Bouddha la choisit pour être, à l'égard de l'astre Wen-sing, l'instrument de ses desseins, il ordonne au religieux Fa-haï de l'ensevelir sous la pagode de Louï-pong. Vingt ans après lorsque Blanche a rempli la mésure de ses souffrances, Fa-haï vient la tirer de sa prison et l'élève au séjour des dieux. —

Insoweit nun diesem Märchen allerdings gangbare Anschauungen und Vorstellungen des Volkes zu Grunde liegen, ist es nicht ohne Interesse, wenn sie auch, wie bereits bemerkt, in der Darstellung übertrieben und mit fremdartigen Zuthaten des Verfassers vermischt zu sein scheinen.

Wunder- und Feeenmärchen sind übrigens in China sehr beliebt und daher auch zahlreich; der französische Uebersetzer bemerkt in dieser Beziehung (p. X.): J'en possède plusieurs d'une date très-recente, qui, si l'on s'en rapporte aux éloges pompeux des Editeurs, doivent être lus en Chine avec autant d'avidité et d'intérêt que le sont chez nous les Mille et une Nuits; und ferner in der Anmerkung: Il existe un curieux Recueil de Contes de Fées, en 26 volumes in-12,

intitulé Liao-tchaï-tchi-i; il fait partie de ma collection.

Schließlich will ich noch des San-Koué-Tchy, Histoire des trois Royaumes (vol. I. Paris 1845; ob mehr erschienen, weiß ich nicht) erwähnen, der zwar gewöhnlich ein historischer Roman genannt wird, jedoch eigentlich kein solcher ist, sondern eine fast hundert Jahre (von 168 — 265 v. Chr.) umfassende regelmäßig nach Jahren abgetheilte Chronik, worin die Geschichte zuweilen mit fabelhaften oder romantischen Beisätzen ausgeschmückt erscheint (vgl. oben Anm. 302.).

Ueber diesen Roman sagt Julien in der Vorrede zu Blanche et Bleue (p. IX.): „Suivant les Chinois l'Histoire des trois Royaumes est la lecture favorite des hommes faits et les jeunes gens ont un goût passionné pour le Chouï-hou-tchouên“ (L'Histoire des Insurgés.) Jedoch Abel Rémusat in der Vorrede zu den Deux Cousines bemerkt in Betreff der historischen Romane (p. 26.): s'il faut en croire un proverbe chinois, les jeunes gens n'en goûtent pas la lecture. L.

Anm. 485 b. (S. 413.)

Dieß ist jedoch unrichtig. Vielmehr erklärt der türkische Uebersetzer, welcher unter Amurath II (1422 — 1451) lebte, in der Vorrede, daß er sein Werk nach einem arabischen Romane des Scheik Zadeh, betitelt „Buch der Vierzig Morgen und der Vierzig Abende“ gearbeitet habe. S. Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fabl. Ind. p. 172. — Das Buch hat ferner nur den Rahmen mit den Sieben Weisen Meistern gemein; die eingeschalteten Erzählungen sind anderswoher. — Uebrigens ist die französische Uebersetzung des Pétis de la Croix unvollständig; Weiteres hat Ed. Gauttier im ersten Band der Mille et une Nuits. Paris 1822 VII. 8. übertragen. — Deutsch in der Breslauer Uebersetzung der Tausendundeine Nacht Bd. I. S. 90 ff. — S. überhaupt Keller Rom. d. Sept Sages S. XIV—XVIII u. CLVI—CLXXVII und zu Dyokletianus' Leben Einleitung S. 11 und 49 — 53. L.

Anm. 486. (S. 414.)

Diese Parabel befindet sich in Saadi's Gulistan (Rosengarten) Buch II. Cap. 29, woselbst indeß nur erzählt wird, wie ein Derwisch sich durch den Umgang mit einem schönen Mädchen von seinem beschaulichen Leben abziehen läßt; jedoch tödtet er dieselbe keineswegs. — Das von Le Grand ausgezogene Fabliau de l'Ermite que le diable trompa hat Adelbert Keller (nebst einem andern von Le Grand zu le Bourgeois qui aima une dame erwähnten) herausgegeben: Zwei Fabliaux aus einer Neuenburger handschrift. herausgeg. von A. K. Stuttgart 1840. (De larmite que la femme vouloit tempter und dun hermit qui avoit une sarrazine par lenhortement de lenemi). L.

Anm. 487. (S. 414.)

Soll wohl heißen Klinger's. L.

Anm. 487 a. (S. 414.)

Seitdem Dunlop seine obige kurze Uebersicht der damaligen Märchenliteratur gegeben, ist auf diesem Gebiete so Vielfaches und tief Eingehendes in mancherlei Ländern gesammelt und gearbeitet worden, daß über Umfang, Geist und Bedeutung dieser frühen Schöpfungen menschlicher Phantasie sowie über ihren zuweilen äußern, noch öfter aber innern gegenseitigen Zusammenhang (selbst wenn sie an den von einander entferntesten Gegenden auftauchen), so wie über den hohen Nutzen, den die Wissenschaft aus genauer Erforschung dieser „auf allen Wiesen und Gründen der abgelegensten Volkspoesie, duftigen Kräutern und Blumen gleich sprießenden Märchen“ (wie Grimm sie in der Vorrede zu meiner Uebertragung des Basile so treffend nennt) einen auch nur gedrängten Bericht zu erstatten, mir jetzt (hier in Lüttich) durchaus alles nur einigermaßen hinreichende Material abgeht. Es muß mir genügen in Betreff des letztgenannten Punktes, ihres wissenschaftlichen Werthes nämlich (ein Gesichtspunkt freilich, den Dunlop seiner ganzen Anschauungsweise nach weniger in's Auge gefaßt haben würde) auf Grimm's genannte Vorrede zu verweisen, obwohl auch dessen (und seines Bruders) Kinder- und Hausmärchen (Bd. III.), besonders aber die Deutsche Mythologie hinlängliche Beweise dafür ablegen, anderer trefflicher Arbeiten wie der von Valentin Schmidt (zu Straparola) u. s. w. nicht zu gedenken, welche in diesem Buche hier und da angeführt worden sind.

Ich muß mich also auf diese kurze Andeutung beschränken, ohne auf die vielfachen Sammlungen oder gelegentlichen Mittheilungen französischer, italienischer (beide schon nebst den arabischen und persischen von Dunlop erwähnt) deutscher, flämischer, englischer, irischer, schottischer, shetländischer, dänischer, schwedischer, norwegischer, russischer, böhmischer, polnischer, croatischer, slavonischer, wendischer, ungarischer, esthnischer, wallachischer, kosakischer, jüdischer, afrikanischer, nordamerikanischer, mongolischer, malayischer, indischer und anderer Märchen einzugehen oder vielmehr eingehen zu können*) und weise besonders nur auf eine hin, weil sie einem der ältesten Völker angehört und gleich dem Pantscha Tantra die ursprünglichste Gestalt mannigfacher europäischer Märchen und Sagen enthält, wie auch von Wilson in dem Oriental quarterly Review Bd. I — III. (Kalkutta 1823—1824), von Loiseleur Deslongchamps in dessen Essai sur les Fables Indiennes, von v. d. Hagen in seinem Gesammtabenteuer, von

---

*) Proben von allen diesen (so weit sie zur Zeit erschienen waren) nebst den dazu gehörigen literarischen Nachweisen enthält die mit Geschmack und Sachkenntniß veranstaltete reiche Auswahl H. Kletke's in dessen: Märchensaal. Märchen aller Völker für Alt und Jung. Gesammelt, übersetzt u. herausgeg. von Dr. H. Kletke. Berlin 1845. III. 8.

von mir selbst in dem vorliegenden Buche und wohl von anderen noch angeführt worden ist. Ich meine nämlich die indische Märchensammlung des Sri Somadeva Bhatta (zum Theil übersetzt von H. Brockhaus. Leipzig 1843. II. 8.). Der Verfasser lebte zu Kaschmir und schrieb sein Werk im ersten Viertel des 12ten Jahrh. n. Chr. Näheres über dasselbe so wie über dessen Wichtigkeit s. in der Vorrede der deutschen Uebersetzung.

Ueber ein chinesisches Feeenmärchen sieh Anmerkung 485a. (S. 523.) L.

Anm. 488. (S. 417.)

Dunlop läßt hier im Originale eine ungenaue und unvollständige Stelle der Edda folgen, welche durch seine unrichtige Anführung ein ganz falsches Ansehen erhält; denn Frey's Traurigkeit entspringt nach der Edda bloß aus Liebessehnsucht und schwindet auch mit der Befriedigung derselben. Sieh Skirnis För in der ältern und die 32ste Dämesage in der jüngern Edda. Diese Stelle gehört also gar nicht hierher; wohl aber eine Erzählung des persischen Dichters Nizami, welche auch in TausendundeineNacht (Nacht 991 Breslau) übergegangen ist (s. v. d. Hagen Gesammtabent. III. S. LXII.) und die älteste bekannte Darstellung zu sein scheint, so wie ferner The Adventures of Hatim Taï (s. oben Anm. 519b.) B. I. besond. p. 31ff., woselbst eine ganz ähnliche Geschichte erzählt wird. S. auch Loiseleur Deslongchamps Essay sur les fabl. Ind. p. 136ff. L.

Anm. 489. (S. 419.)

Gleichwohl scheint Rabelais (l. 2. ch. 32.) dem Lucian nachgeahmt und ihn sogar noch überboten zu haben. L.

Anm. 490. (S. 419.)

Das Original dieses Buches ist portugiesisch und erschien zuerst Lissabon 1614 fol.; s. Brunet s. v. Pinto, Fernão-Mendez. L.

Anm. 491. (S. 419.)

Der Naturmensch, oder Geschichte des Hai Ebn Jokdan. Ein morgenländischer Roman des Abu Dschafar Ebn Tofail; aus dem Arabischen übers. von J. G. Eichhorn. Berlin 1782. 8. L.

Anm. 492. (S. 419.)

Dieß ist ungenau; denn Josaphat wird von einem Diener belehrt; s. Barlaam und Josaphat Cap. V. (S. 28 meiner Uebers.). L.

Anm. 493. (S. 420.)

Derselbe findet sich auch in einer Novelle des Granucci (La Piacevol Notte etc. l. 1. p. 32ff. Venezia 1574) ganz genau wiedererzählt. L.

Anm. 494. (S. 421.)

Gruithuisen würde sie jetzt nicht so nennen. L.

Anm. 495. (S. 423.)

„Ganz ergebener Diener."

Anm. 496. (S. 424.)

„Den emporgerichteten Kopf."

Anm. 497. (S. 425.)

Dieß soll wahrscheinlich eine Satyre auf eine Stelle in Charron's Werk Sur la Sagesse sein. „Hélas, on choisit les ténèbres, on se cache, on ne se livre qu'à la derobée au plaisir de produire son semblable; au lieu qu'on le détruit en plein jour, en sonnant la trompette, en remplissant l'air de fanfares! Il n'est pas honnête de s'entretenir de certaines choses, tandis qu'on parle avec orgueil d'un sabre et d'une pique, et ce qui sert à tuer l'homme est une marque de noblesse — on dore, on enrichit une épée, on s'en pare." D.

Anm. 497a. (S. 426.)

Zu welchen Nachahmungen auch Fontenelle's Entretiens sur la pluralité des Mondes u. Voltaire's Micromegas (vgl. oben Anm. 470a.) gehören. L.

Anm. 498. (S. 426.)

Ersteres von dem Abbé Tallemant; letzteres, nämlich die Histoire du Temps ou Rélation du Royaume de Coquetterie von dem Abbé Hedelin d'Aubignac; s. Barbier Dict. des Anonym. II ed. No. 19298. 8100 u. 19395. L.

Anm. 498a. (S. 426.)

Voyage à Montpellier (Utrecht 1704) von Claude Emmanuel Luillier Chapelle aus La Chapelle (1626—1686) und seinem Freunde François Le Coigneux de Bachaumont (1624—1702). Ersterer (ein natürlicher Sohn des François Luillier maître de comptes zu Paris und Parlamentsrath zu Metz daher er auch den Namen Chapelle oder La Chapelle nach seinem Geburtsorte, einem Dorfe zwischen St. Denis und Paris, erhielt) ist nicht, wie dieß zuweilen geschehen, zu verwechseln mit Jean de la Chapelle, Verfasser eines unbedeutenden Romans Les Amours de Catulle. —

In Betreff der oben gleich nachher erwähnten Voyage en Languedoc s. Barbier Dict. des Anonym. II ed. No. 19293. L.

Anm. 499. (S. 427.)

z. B. Lucian's Somnium (*Περὶ τοῦ ἐνυπνίου*), ferner dessen Somnium s. Gallus (*Ὄνειρος ἢ Ἀλεκτρυών*) u. s. w. L.

Anm. 500. (S. 427.)

In italienischer, nicht aber in lateinischer Sprache, wie Einige, durch den Titel getäuscht, geglaubt haben; vgl. Gräße II, 2 S. 708ff. L.

Anm. 501. (S. 427.)

Oder Lelia. Sie sagt nämlich selbst (L. I. c. 2.), ihr Taufnahme sei Lucrezia und sie stamme von Lelio Mauro aus der alten Trevisanischen Familie Lelia ab. L.

Anm. 502. (S. 428.)

Nämlich zu Pope's Lockenraub (Rape of the Lock). L.

Anm. 503. (S. 428.)

In seiner „Abhandlung von den Undinen, Sylphen, Gnomen, Salamandern und den anderen Elementar-Geistern." Basler Ausg. seiner Werke Th. 9, 45. Im Auszuge mitgetheilt von Val. Schmidt in dessen Beiträgen zur Geschichte der romant. Poesie S. 149 ff.; vgl. denselben zu Straparola S. 318 ff. u. Grimm D. Mythol. S. 455 ff. L.

Anm. 504. (S. 428.)

4, 105. Vergl. über die Währwölfe R. Leubuscher Ueber die Wehrwölfe und Thierverwandlungen im Mittelalter. Ein Beitrag zur Geschichte d. Psychologie. (Berlin, G. Reimer 1850. 65 S. gr. 8.) und Keller zu Dyokletianus' Leben. Einleitung S. 52. (König Papagei) und Gräße II, 3. S. 382 ff. Anmerkung. Letzterer verweist unter Anderm auch wegen des Cervantes Aberglauben in dieser Beziehung auf dessen Persiles y Sigismunda l. 1. c. 8, eine Stelle, die auch schon Val. Schmidt zu Straparola S. 315 als eine solche angeführt hat, aus welcher hervorgehe, daß Cervantes „diese Sage ganz ernsthaft benutzt" habe. Die eigentliche und zwar richtige Ansicht des Cervantes über die Währwölfe spricht dieser indeß a. a. O. c. 18 aus. Das Lai de Bisclaveret der Marie de France findet sich auch wiederholt im Renard Contrefait s. Poëtes de Champagne (vergl. Nachtrag zu S. 85.) p. 138 ff. L'histoire de Biclarel. L.

Anm. 505. (S. 432.)

Cooling-card. Ueber diesen auf verschiedene Weise erklärten Ausdruck s. Halliwell Diction. of Archaic and Provincial Words s. v. L.

Anm. 506. (S. 434.)

Uebersetzt in Simrock u. Echtermeyer's Quellen des Shakespeare 2, 49 ff. — Da Lope de Vega's Marmol de Felisardo eine auffallende Uebereinstimmung mit Shakespeare's Wintermärchen zeigt, „so muß vermuthet werden, daß in diesem Romane (nämlich Dorastus und Fawnia) eine uns unbekannte ältere Quelle, aus der auch Lope geschöpft, benutzt sei." Schack Gesch. der dram. Lit. in Spanien 2, 338. L.

Anm. 507. (S. 438.)

Sie schrieb unter Anderm Natures pictures drawn by fancies pencil to the life (Naturgemälde mit dem Pinsel der Phantasie nach dem Leben gemalt). Lond. 1656. The World's Olio (Quodlibet der Welt) ebend. 1655. L.

Anm. 508. (S. 440.)

Unter welchem sie von dem Dichter Edmund Waller gefeiert wurde. L.

Anm. 509. (S. 442.)

S. den Schluß der Choephoren des Aeschylus. L.

Anm. 510. (S. 447.)

S. Richard Sheridan's Critic or a Tragedy Rehearsed. Act. II. Sc. 2.). L.

Anm. 511. (S. 447.)

Bischof von Winchester, geboren 1324 in dem Dorfe Wykeham in Hampshire, gest. 1404. Wegen seiner großen Kenntniß der Geometrie und Baukunst ernannte ihn Eduard III zum Oberaufseher der Königl. Gebäude; auch leitete er den Bau von Windsor-Castle. L.

Anm. 512. (S. 450.)

Dieß ist jetzt nicht mehr der Fall. L.

Anm. 513. (S. 450.)

The Citizien of the World or Letters from a Chinese Philosopher in London to his Friend in the East. London 1762. (Der Weltbürger, oder Briefe von einem Chinesischen Philosophen in London an seinen Freund im Osten). L.

Anm. 514. (S. 451.)

Diese Darstellungsweise findet sich auch an vielen Stellen eines bereits (s. oben S. 421 b.) erwähnten französischen Werkes, nämlich Sadeur's Reise nach Australasien, welches Gabriel de Foigny um das Jahr 1676 verfaßte (vgl. Barbier Diction. des Anonymes II ed. No. 17668: La Terre Australe connue). D.

Anm. 515. (S. 451.)

„Wo der grimmige Zorn das Herz nicht länger zerfleischen kann."



Anhang.

No. 1. (zu S. 66.)

Quand les Chevaliers et Dames et Damoyselles furent arrivez, Dieu scait la joye que le Roy leur fist; et s'en vint a Yguerne et a son mari, et les fist menger a sa table, et fist seoir le Duc de coste lui. Et fist tant le Roy par ses paroles que Yguerne ne se peut deffendre qu'elle ne print de ses jouyaulx, tant qu'elle sceut bien de vrai que le Roy l'aimoit; et apres que la feste fut passee, chacun se en voulut retourner, et prinrent congie du Roy. Et le Roy leur pria qu'ils revinssissent tousjours, ainsi qu'il leur avoit commande; si luy accorderent chascun. Si endura le Roy cette peine d'amour jusques a long-temps. Si ne peut plus endurer ce martyre, et luy convint se descouvrir a deux des plus privez de son conseil et leur dit l'angoisse qu'il souffroit pour l'amour d'Yguerne. — Et quant le jour de la feste fut venu, chascun se trouva a Cardueil avecque leurs appareils, tant Dames et Damoyselles, de quoy le Roy fut moult joyeux; et quant le Roy sceut que chascun fut arrive et le Duc de Tintaiel et sa femme Yguerne, si prist sa couronne et se presenta devant tous les Barons auxqueuls il donna plusieurs riches jouyaulx et aux Dames et Damoyselles aussi. Et quant se vint a la table que chascun fut assis pour menger, le Roy fut moult joyeux et lye. Si parla a ung sien conseiller auquel il se fioit, qui fut nomme Ulfin. Et lui dist que l'amour d'Yguerne le tuoit et le feroit mourir et qu'il ne povoit durer s'il ne la veoit et que quant il en perdoit la vue, le cueur lui meurdrissoit et que s'il n'avoit remede d'elle qu'il ne povoit longuement vivre. Et Ulfin lui respondit: Sire, cuideriez vous bien mourir pour l'amour d'une dame? Saichez, que Je ne suis que ung poure gentilhomme; mais Je ne cuiderois point mourir pour l'amour d'une femme. Car Je ne ouy parler de femme (pourveu qu'elle fust bien requise) qui, pour ce qu'on luy presente plusieurs dons, ne se consentye a la voulente de celui qui la requiert. Et toy qui es Roy, te esbahis tu comme tu pourras avoir l'amour d'une dame! Il semble que tu ayes le cueur bien couart qui n'oses requirir une dame d'aymer. Et le Roy luy dist: tu ditz vrai, tu sces qu'il convient a telle chose. Si te prie que tu m'aydes en toutes les manieres que tu pourras. Si, prens en mon tresor ce que tu vouldras pour lui donner, et a ceulx et a celles qui sont autour d'elle et pense de faire a chascun son plaisir et va parler a Yguerne. Et Ulfin respondit: Je sauray bien faire ce que m'avez commande. Ainsi tint la court huit jours en grant joye et avoit le Duc tousjours a sa compaignie et lui donna de moult riches jouyaulx et a ses compagnons aussi. Et Ulfin s'en alla parler a Yguerne et luy dist ce qu'il convenoit a parler d'amour et luy porta plusieurs beaulx jouyaulx et riches. Et jamais Yguerne n'en voulut riens; tant qu'il advint ung jour que Yguerne tira Ulfin a conseil a une part et luy dist: Ulfin, pourquoi me offre tu tant de si beaulx jouyaulx? Et Ulfin respondit: Pour le grant sens et belle contenance que Je voy en vous et votre grant beaulte. Et saichez que tout l'avoir de ce Royaume est a vous; et tous les gens aussi sont a faire votre plaisir et vostre voulente. Et elle respondit: comment sais tu ce? Et il respondit: Dame, vous avez le cueur de celuy a qui est le Royaume. Et elle dist: qui

est le cueur? C'est le cueur du Roy, dist il. Comment, dist elle; le Roy a le cueur bien felon et bien traitre de monstrer a monseigneur si grant semblant qu'il l'aime, s'il me veut trahir et deshonnourer; Je te dirai, Ulfin, gardes sur ta vie que jamais tu ne me parles de tieulx parolles; que bien saiches que je le dirois au duc et s'il le scavoit, il te conviendroit mourir. Ne ja ne le celeray que ceste foys. Et Ulfin respondit: se Je mouroye pour le Roy ce me seroit grant bonneur. Puis il lui dit: Dame, je me esbahis que vous reffusez le Roy pour vostre amy, qui plus vous aime que vous mesme; et veuillez scavoir qu'il meurt pour vous et qu'il mourra si n'avez mercy de luy. Et elle respondit: vous vous gabez. Et il luy respondit: Pour Dieu, Dame, ayez mercy du Roy et de vous-mesmes; car si vous n'en avez mercy, vous en verrez venir grant mal. Ne vous ne vostre seigneur ne vous saurez deffendre contre sa voulente. Et adonc Yguerne respondit en pleurant tendrement: Si feray; je m'en deffendrai bien. Car jamais ne me trouveray la feste passee en la compaignie du Roy ny en sa cour ne me trouveray ne pour quelque mandement qu'il face ne viendray. Ainsi se departirent Ulfin et Yguerne.

No. 2. (zu S. 70.)

Au jor que li salveres del monde soffri mort, fu mort detruite et nostre vie restoree. A cel jor estoient moult poi de gent ki creissent en lui; mais il estoit ung Chevalier ki avoit a nom Joseph de Arrimachie (ce estoit une chites en la terre de Aromate ki moult biel estoit). En cele chite estoit Joseph nes, mais il estoit venus en Jherusalem VII ans devant ce ke nostre Sires fu mis en crois et avoit rachate le creanche Jhesu-Crist, mais il n'en osoit faire samblant por les felons Juis; il estoit plaint de sapienche; il estoit nes [i. e. net] d'envie et d'orguel, il secouroit les poures; totes ices bontes estoient en lui et de lui parole le premier salme del sautier: Boin-eureus ki ne s'acordent mie as consaus des felons. Cil Joseph estoit en Jherusalem entre lui et se femme, et sen enfant ki avoit a nom Joseph passa le lignage son pere outremer ki ore est apielee Engleterre et devant estoit apielee la Grande-Bretaigne et le passa sans aviron au pan de sa chemise. Moult ot grant duel Joseph de la mort Jhesu-Christ et se pensa k'il l'onnoroit.

Enfin Joseph avoit ete dans la maison ou J. C. avoit fait la cene avec ses apotres, il y trouva l'escuelle ou le fiex dieux avoit mengie, si s'en sesist, il la porta chez lui et il s'en servit pour ramasser le sang qui coula du cote et des autres plaies et celle escuelle est appellee le Saint Graal.

No 3. (zu S. 71.)

Premierement, dist la mere de Perceval, si vous trouvez ne prez ne loin Dame qui ait de vous besoing ou pucelle deconseillee ou qui de votre ayde ait mestier ne lui veuillez denier votre service. Car je vous dy que tout honneur est a l'homme perdu qui honneur a dame ne porte et quiconque honore veut etre, lui faut a pucelle et a dame honneur referer. Ung autre enseignement retiendrez: s'il echiet que pucelle ayez gagnee ou que pucelle soit de vous amie privee, si le baiser elle ne vous denie, le baiser pouvez prendre; mais le reste Je vous le deffens, fors que si en doigt elle a anneau ou aumoniere a sa ceinture, si par amour anneau ou aumoniere vous donne, licitement le don vous pouvez en la remerciant prendre et le don d'icelle emporter. — Perceval prit conge de sa mere et s'achemina vers la cour du Roy Artus. Le lendemain aux premiers rayons de soleil il decouvrit un riche pavillon.

Quant pres du pavillon fut arrive, ouvert le trouva, dedans lequel vit un lict noblement accoutre, sur lequel etoit une pucelle seule endormie, laquelle avoient laissee ses demoyselles qui etoient allees cueiller des fleurs pour le pavillon jolier et parier comme de ce faire etoient accoutumees. Lors est Perceval du lict de la Pucelle approche, courrant assez lourdement dessus son cheval; adonc s'est la pucelle assez effrayement eveillee. A la quelle dit Perceval: „Pucelle, Je vous salue, comme ma mere m'a apprins, laquelle m'a commande que jamais pucelle ne trouvasse que humblement ne la saluasse.“ Aux paroles du jeune Perceval se print la Pucelle a trembler, car bien luy sembloit qu'il n'etoit gueres sage comme le montroit assez son parler; et bien se reputoit folle, que ainsi seule l'avoit trouvee endormie. Puis elle lui dit: „Amy, pense bientot d'icy te departir, de peur que mes amis ne t'y trouvent; car si icy te rencontroient, il t'én pourroit mal advenir.“ „Par ma foi, dit Perceval, jamais d'icy ne partirai que premier baisee ne vous aye.“ A quoy repond la pucelle que non fasse, mais que bientot pense de departir, que ses amis la ne le treuvent. „Pucelle, fait Perceval, pour votre parler d'icy ne partirai tant que de vous aye eu ung baiser; car ma mere m'a a ce faire enseigne.“ Tant s'est Perceval de la pucelle approche, qu'il l'a par force baisee, car pouvoir n'eut elle d'y resister, combien qu'elle se deffendit bien. Mais tant etoit lors Perceval lafre et lourd que la defense d'icelle ne luy

put profiter qu'il ne luy prit baiser voulsist elle ou non, voire, comme dit le conte, plus de vingt fois. Apres que Perceval eult par force prit de la pucelle baiser advisa qu'en son doigt elle avoit ung anneau d'or dedans lequel etoit une belle claire esmeraude enchassee, lequel pareillement par force lui osta comme le baiser avoit eu, puis le mit en son doigt oultre le gre de la pucelle qui fort s'etoit deffendue quand cet anneau luy a ote. Lors Perceval prennant l'anneau de la pucelle usa de telles paroles, comme il avoit fait au baiser, disant que sa mere l'avoit a ce faire enseigne, mais que plus avant ne ailleurs toucheroit comme par sa mere luy avoit ete commande. La pucelle se voyant ainsi depouillee et perforcee de son anneau et de son baiser, se print si fort a lamenter et gemir que le cueur luy cuida partir. Puis dit a Perceval: „Amy, Je te prie, n'emporte point mon anneau; car par trop en serois blamee et toy possible en perdrois la vie.“ Perceval ne prend a cueur ce que la pucelle luy dit; mais comme depuis qu'il fut de chez sa mere parti, n'avoit menge ne bu, par quoy ne fut au pavillon de la pucelle sans grand appetit. Et luy, en ce desire de menger comme tout affame, advise d'aventure un boucal plein de vin, aupres du quel etoit un hanap d'argent. Puis regarde une touaille fort blanche et assez fine qu'il souleve et prend, et dessous icelle trouve trois pates froids de chair de cheuvreuil. Gueres n'arreta, quand les pates en sa main tint, de se mettre en debvoir d'en taster; car, comme ai dit, grand faim avoit. Partant sitot qu'il les tint en froissa un entre ses mains et apres en avoir mange non sobrement, souvent retournoit visiter le boucal. Puis dit a la pucelle: „Dame, Je vous prie, venez et faites comme moy; quand vous aurez ung paste mange et moy ung autre, encore restera-t-il ung pour les survenants.“ La pucelle voyant Perceval ainsi dereglement menger, s'en esbabit et rien ne luy repond; mais d'autre chose ne se peut alleger, fors que de se prendre a pleurer et a gemir tendrement. Perceval qui peu garde y prenoit, de la pucelle print conge, apres qu'il eut recouvert le reste des pates dessous la touaille.

No. 4. (zu S. 74.)

Et quand la Royne approcha des chevaulx qu'estoient dessus le lac, si voit son fils deslye hors du berceau et une damoyselle qui le tient tout nud en son giron et le estrainct et serre moult doulcement entre ses deux mammelles et luy baise souvent les yeulx et la bouche; car c'estoit ung des plus beaulx enfans de tout le monde. Et lors la Royne dist a la damoyselle: Belle doulce amye, pour Dieux laissez mon enfant; car assez aura desormais de dueil et de mesaise; il est cheu en trop grande pourete et misere; car il a perdu toutes joyes. Son pere est orendroit mort et sa terre perdue qui n'estoit mye petite si Dieu la luy eust gardee. A chose que la Royne die la Damoyselle ne repond ung seul mot. Et quant elle la voit approcher si se lieve a tout l'enfant et s'en vient droictement au lac et joinct les pieds et se lance dedans. La Royne voyant son fils dedans le lac se pasme incontinent.

No. 5. (zu S. 75.)

Trop durement damoyselle m'avez vous mocque; mais vous en mourrez; car Je ne vueil pas que jamais decevez Chevalier en telle maniere comme vous m'avez deceu. Lors dressa l'espee contremont et la damoyselle qui grant paour avoit de mourir luy cria mercy a joinctes mains en luy disant: Haa franc Chevalier ne m'occiez mye pour celle pitie que Dieu eut de Marie Magdaleine. Si s'arresta tout pensif, si la veit la plus belle que oncques avoit veu: et il trembloit si durement d'yre et de maltalent que a peine pouoit il tenir son espee et pensoit s'il l'occiroit ou s'il la laisseroit vivre. Et continuellement la damoyselle luy crioit mercy et estoit devant luy toute nue en sa chemise a genoulx: et luy en regardant son viz et sa bouche en quoy il avoit tant de beaulte luy dist: Damoyselle Je m'en yrai tout vaincu et tout recreant comme celuy qui ne s'ose de vous venger, car trop seroye cruel et desloyal, se si grant beaulte destruisoye.

No. 6. (zu S. 75.)

En ce temps la estoit acoustoume que Charrette estoit si vile que nul n'estoit dedans qui tout loz et tout honneur n'eust perdu et quant se vouloit a aucun tollir honneur si le faisoit s'en monter en une Charrette. Car Charrette servit en ce temps la de ce que Pilloris servent orendroit; ne en chascune bonne ville n'en avoit en ce temps la que une.

No. 7. (zu S. 75.)

Et quelle part cuydez vous aller, beau Sire, dit Girflet. Le ne vous diray Je pas, dist le

Roy, car Je ne puis: et quant Girflet veit qu'il n'en scauroit plus, il se partit tantost du Roy Artus. Et sitost comme il fut departy commenca une pluye a cheoir grande et merveilleuse, qui luy dura jusques a ung tertre qui estoit loing du Roy environ demy lieue; et puis quant il fu venu au dit tertre il descendit et s'arresta dessoubs ung arbre tant que la pluye fust passee et commenca a regarder celle part ou il avoit laisse le Roy; si vit venir parmy la mer une nef qui estoit toute plaine de dames et de damoyselles et quant elles vindrent a la rive la Dame d'elles qui estoit Seur au Roy Artus l'appella et sitost que le Roy Artus veist Morgain sa seur il se leva incontinent et Morgain le print par la main et luy dist qu'il entrast dedans la nef; si print son cheval et ses armes et entra dedans la nef.

Et quant Girflet, qui estoit au tertre eut veu comment le Roy estoit entre en la nef avecques les dames, il retourna vers la riviere tant qu'il peut du cheval courre; et quant il y fut revenu il veit le Roy Artus entre les dames. Si cogneut bien Morgain la Faee, car plusieurs fois l'avoit veue. Et la nef si estoit ja plus elongnee que une arbalestre n'eust sceu tirer a deux foys.

No. 8. (zu S. 78.)

Brehus encontra ung Chevalier arme de toutes pieces qui menoit en sa compaignie une damoyselle et deux escuyers tant seullement. Et sachez que la damoyselle estoit bien vestue et moult noblement comme ce feust este une Royne et estoit montee sus ung pallefroy blanc et chevauchoient plaisamment parmy la forest, elle et le Chevalier errant. Le chevalier estoit sus ung grant cheval et en faisoit mener ung autre en main. Le Chevalier alloit chantant une chanson nouvelle qu'avoit este faicte nouvellement en la maison du Roy Artus; et estoit la chanson ainsi:

> En grant joye m'a amour mis,
> Et de grant douleur m'a oste
> Maugre tous mes ennemys:
> Je suis si haultement monte
> Que pour son ami m'a compte
> Celle qui passe fleur de Lys;
> Et quant pour son homme m'a pris
> Bien ay le monde surmonte.

No. 9. (zu S. 82.)

Tristan se couche avec Yseult sa femme. Le luminaire ardoit si cler que Tristan povoit bien veoir la beaulte d'Yseult; elle avoit la bouche vermeille et tendre, yeux pers rians, les sourcils brunes et bien assis, la face claire et vermeille comme une rose a l'aube du jour. Sy Tristan la baise et l'acolle; mais quant il luy souvient de Yseult de Cornouailles sy a toute perdue la voulonte du surplus. Cette Yseult est devant luy et l'autre est en Cornouailles qui luy defent que a l'autre Yseult ne fasse nulle rien que a villeinie lui tourne. Ainsi demeure Tristan avec sa femme et elle qui d'acoller et de baiser ne savoit riens s'endort entre les bras de Tristan; et Tristan aussi d'autre part s'endort entre les bras d'Yseult jusques a lendemain que les dames et damoyselles vinrent veoir Yseult et Tristan. Tristan se lieve, puis vint au palais.

No. 10. (zu S. 89.)

Les chevaliers avoyent tant d'envie sur luy qu'a merveilles. Lors s'appensent comment ils pourront mettre Marc a mort a leur honneur et au moins de parolles. Si s'adviserent comment ce seroit fait.

„Bernard mon compaignon fait d'ivoirie a ceste ville a l'hostel d'ung Lombard et y a une chambre en laquelle nulle n'ose habiter qu'il ne s'en repente trop grossement especiallement si par nuyt y repose. Nous nous trairons pres de luy et luy prierons qu'il y voise et il y ira comme celuy qui de rien n'a paour. Et vous voirres qu'il luy mescherra en telle maniere que jamais ce ne luy pourra ayder.“ A ce se sont tous accordez. Une heure entre les autres estoyent les chevaliers avec Marc et parloyent de plusieurs besongnes tant qu'il advint que Messire Bertrand dist a Marc: „Sire, en ceste ville a ung hostel qui souloit estre Isaac le Lombard; mais il n'est nul si hardy qu'en une chambre qui y est osast entrer ne heberger une nuyt, tant soit hardy.“

„Par ma foy, fait Marc, il seroit bien sot qui pour telle chose y lairroit a aller. Je y seray en nuyt quoy qu'il en adviengne.“ Et vers le vespre il fist faire un grant feu en la chambre ou ces merveilles estoyent et fist mettre les tables et allumer environ vingt torches et y avoit bien a boire et a menger. Lors s'enferma dedans tout arme et fist tous yssir hors, fors luy. Ceux et celles de la ville disoyent communement qu'il estoit alle a la mort; mais s'assist a table et commenca a boire et a menger. Mais guieres n'eut ete a table quant table et tout versa; et puis ouyt ung si grant bruyt par l'hostel que c'estoit merveilles a ouyr. Lorsque Marc ouyt telle noise, sault sus et tire l'espee et commence a

fuyr comme ung enraige; mais il n'y voit nully, A tant vient vers le feu et redresse sa table et remet tout sus et se rassiet; mais en l'heure fut tout a bas comme devant. Lors ressault sus si courrouce que plus ne peult. — „Se vous estes de bon pere ou de bonne mere passez avant de par Dieu ou de par le dyable.“ Mais oncques plustost ne eust dit ce mot que toute la lueur qui leans estoit fut estainte. Et fut Marc prins et tant mal mene qu'il ne se peult ayder de membres qu'il eust et demoura tout coy estendu emmy la place.

Le lendemain on vint prendre garde de luy mais on le trouva en tel estat que mieulx sembloit estre mort que vif. Dela fut emporte. Et quant il fut guary feist mander ses armes et s'arma et fist tant aincoy que nul n'en fust adverty qu'il fut en la salle ou il avoit este si mallement atourne; et y beu et mengea et y jeut. Vers mynuyt fut tant mal atourne que tous ses membres estoyent sans force et perdit la parolle et le sens; mais touttefois il advint que gens vindrent leans pour veoir le lieu et estoit jour, car de la nuyt n'y eussent ose aller et le trouverent ainsi que mort.... Et quant il fut reguary, ung homme de religion nomme Annas alla avec Marc en une chambre. Et quant ils furent seul a seul: „Bel amy, fait Annas, Je vous jure sur les saincts que se voulez faire ce que Je vous conseilleray vous yrez en la salle, aultrement non.“ „Or dictes, fait Marc, et sans doubte Je feray ce que me conseillerez.“ — „Certes, fait Annas, Je le vueil.“

„Il est vrai, fait Annas, que Je suis prebstre et pour ce vous plaise me dire tous vos pechez.“ „Voulentiers“, fait Marc; lors luy conte et quant il eut tout dit si luy bailla Annas absolution; et puis luy enchargea en penitence que jamais se il n'estoit premier assailly ne tuast homme et aidast a son poure amy. „Le feray Je voulentiers, fait Marc. „Or beau Sire, fait Annas, or pouvez hardiment aller ou vous avez entreprins, car tel avoit devant pouoir sur vous qui maintenant n'a nul pouoir de vous mal faire.“

Quant ce vint vers le vespre, Marc ne s'oublia mie, aincois s'arma et vint en la salle ou tant de souffraite avoit eu; mais guieres n'y eut ete quant le dyable vinst a luy et luy dist: „Que quieres tu en ce que est nostre.“ „Et pourquoy vostre“, fait Marc. „Pour ce, fait l'ennemy, que la maison a ete faicte des biens qui estoient nostres que nous avions preste a celuy qui ce fist faire, le quel est en nostre demaine et nostre subject. Et est en nostre pouoir et emprisonne en noz prisons pour plusieurs arretaiges qu'il nous doit lesquelz il n'aura jamais payez; et pour ce veux Je que tu en sortes car nul ny a droit que nous.“ „Par sainct Jacques, fait Marc, tu ne l'auras, aincois de ton corps gaingne contre le mien.“ „Je ne vueil point combatre a toy, fait l'ennemy, car tu es plus fort arme que tu ne souloies.“ „Fuy d'icy donc“, fait Marc. Lors tire l'espee; et s'en vient vers luy et l'ennemy s'en fuit entour la salle. Et Marc le chasse, l'espee au poing, longuement et par loisir. Mais en la fin bouta l'ennemy le feu par l'hostel et puis s'esvanouyst.

Quant Marc veit que tout ardoit si en fut tout esbahy et se part. Et quant il en court si conta son adventure dont plusieurs personnes en furent esbahys, et en y eut maint qui plus souvent se confesserent que devant. Et especiallement les chevaliers quant ils debvoient entrer en bataille et disoient qu'estoit la plus seure armure du monde que confession.

No. 11. (zu S. 90.)

Et ainsi qu'ils parloient voyt Marc une grande valee et au fons du val avoit tant d'arbres que merveilles; et y chantoient oyseaulx tant doulcement que c'estoit plaisance a ouyr. Et Marc s'arresta ung petit, si entend chansons de damoyselles chantans tant doulcement que tout esbahy en estoit, car oncques tels choses ouyt n'avoit; et avec se s'accordoient divers instrumens de music tant et si melodieusement que tous cueurs sen pouoient esjouyr.... Mais ne veirent ne dames ne damoyselles ne creature nulle; et y avoit ung si beau pre que c'estoit soulas a veoir, car toutes manieres de bonnes fleurs et herbes aromatiques y estoient et si y fleuroit tant souef que tous cueurs y debvoient prendre plaisance. Si chevaucha ung petit avant et trouva ung moult beau verger enclos et advironne d'ung petit mur tout de diverses manieres de pierres precieuses et tout entour y avoit une vigne qui estoit toute d'or et y avoit grapes toutes d'esmeraudes; et en ce verger avoit une table mise et estoient les treteailx de jayet et la table de jaspe et la nappe de blanche soye si subtillement ouvree que c'estoit merveilles a veoir. Et assez pres de la table avoit ung beau dressouer qui estoit tout charge de pierres precieuses et de grant plente de joyaulx precieux; au pre avoit une petite fontaine plate qui estoit d'une topase et y venoit l'eaue par ung couloir de rubis qui estoit si cler que autre eaue ne s'y pouoit comparer; et yssoit l'eaue de la fontaine quant elle estoit pleine par ung conduit qui estoit de crystal et entroit en terre tant subtillement que on ne le pouoit appercevoir. Et a l'autre coste du verger avoit ung lyt dont le chalit estoit d'yvoire entaille en grans ymages eslevez moult subtillement; et la estoit contenue l'hystoire

de Lancelot et de la Dame du Lac et estoit couvert d'ung grant drap de diverses couleurs moult subtillement entrelace et y avoit tant d'hystoires que les yeulx en estoient tous eblouis.

No. 12. (zu S. 97.)

Ung jour que le temps estoit bel et clair comme il pouvoit etre en la fin d'Octobre, advint que le chemin que Giron tenoit, l'amena tout droictement au pie d'un tertre. Ce tertre etoit tout blanc de la niege, car il faisoit hyver; mais la plaine etoit toute verte comme si ce fut au mois de May. Au pie de cette montagne en la plaine tout droictement dessous ung arbre, sourdoit une fontaine moult belle et moult delectable et dessous celluy arbre etoit assis un Chevalier arme de haubert et de chasses chevaleresques et ses autres armes etoient pres de luy et son cheval etoit attache a l'arbre. Devant le Chevalier seoit une Damoyselle tant belle que c'etoit merveilles que sa beaute. Et si quelqu'un me demandoit qui etoit le Chevalier, Je dirois que c'etoit Danayn-le-Roux, le fort Chevalier; comme aussi la Damoyselle qui etoit assise devant luy n'etoit autre que la belle Damoyselle Bloye qui avoit tant aime Gyron.

No. 13. (zu S. 99.)

Lors dresse l'espee pour luy coupper la tete et le prent par les cheveulx et le voulut ferir; mais il luy fut advis qu'il tenoit la plus belle Damoyselle que oncques veit, par les cheveulx. Lors le regarde et veoit que c'estoit Ydorus sa femme la Royne. Adonc fut tout esbahy, si va dire: Ha doulce amye estes vous icy. Adonc luy fut advis qu'elle dist: Ouy vrayement doulx amy; ayez mercy de moi. Et le nayn qui estoit la crioit tousjours comme enrage: Gentil Roy occis le ou tu es mort. Ce ne valut pas maille; car le Roy s'assit et embrasse Darnant et le print a accoller comme sa femme et dist: Belle seur, pardonnez moy mon meffaict, car J'este deceu. Et Darnant tira ung couteau Galloys et fiert le Roy en la poictrine ung si grant coup qu'il luy fist passer a l'autre lez, mais Dieu l'ayda que ce fust au dextre coste ung peu dessoubz l'espaule. Quant le Roy sentit le coup il sault sus tout effraie et le nayn recommenca a dire: Roy, occis le ou tu es mort. Quant le roy se sentit navre si cruellement, il s'apperceut qu'il estoit enchante. Lors leve l'espee et couppe au chevalier la teste, et le corps s'estend et l'ame s'en va ou elle devoit aller. Et tantost commenca en la forest une noyse et une tourmente si grant de mauvais Esperitz que c'estoit hydeur a ouyr.

No. 14. (zu S. 104.)

Et quant Artus la vit elle luy pleut plus la moitie que quant la vit premierement: si la print par la main a une part entre eux deux et la Dame et Gouvernau furent d'autre part. Si fut la matinee belle et claire et la rosee grande; si chantoient les oysellets par la forest; si que les deux enfans s'en esjouissoient en grande liesse pour le doux temps, comme ceux qui estoient jeunes et a qui il ne failloit que jouer et rire et qui s'entre aymoient de bon cueur sans villenie et sans mal que l'un eust vers l'autre. Lors dist Artus tout en riant: Ma Damoiselle Jeannette avez vous point d'amy? et elle en soubzriant et en regardant Artus doucement luy respondit: Par la foy que je vous dois, ouy, bel et gracieux. Et d'ou est il Jeannette? Sire, il est d'un pays dont il est. Et comme est il appelle, dist Artus. La fille dist: Vous vous souffrirez; mais pourtant veux bien que maintenant scachez que le Roy Artus fut un bon chevalier et preux et de grand vertu; et vous dis que mon amy est aussi bon, si meilleur n'est, et si ressemble a vous mieux qu'a personne qui vive, d'aller et de venir, de corps et de toutes les choses que nul peut ressembler a l'autre.

No. 15. (zu S. 128.)

Il entra dedans la salle laquelle il regarda a grant merveilles car tant estoit belle et riche a la veoir que il n'est clerc aujourdhuy au monde qui la beaulte ne la richesse qui la dedans estoit vous sceust escrire. La eussiez peu veoir autour de la dicte salle les huys des riches chambres qui a la coste de la salle estoyent; toute la maconnerie de leans autant qu'elle duroit, estoit faicte et composee du plus beau marbre blanc et poly que oncques peust veoir. Les poustres qui par la salle estoyent furent toutes de cuyvre dore de fin or; d'aultrepart au bout de la salle avoit une cheminee, dont les deux pilliers qui le manteau soubstenoyent estoyent de jaspre et le manteau fut fait et compasse d'un moult riche cassidoyne, et la listel qui soubstenoit la clere voye estoit faicte de une vigne entergectee laquelle estoit de fin or et les grappes de raisin estoyent faictes des plus fins saphirs du monde. Tant belle et tant riche estoit la cheminee que

la pareille on ne trouva en tout le monde; et tous les pilliers, qui en la salle du palays estoyent, estoyent fais de ung vermeil cassidoyne et le pavement qui en la salle estoit, estoit tout d'ambre.

Quant le Duc Huon eust bien advise la salle il ouvrit une chambre. Quant il fut entre il regarda amont et aval et veit la chambre tant richement garnye et aournee, tendue et encourtinee des plus riches draps que oncques eust veu en sa vie. Les bancs qui la estoyent et les challis des licts et des couches estoyent tous d'ung fin yvoire blanc, tant richement entaillez ouvrez et garnys de pierres precieuses qu'il n'est langue humaine d'homme ne de femme qui dire le vous sceust; et estoit tout ce fait par enchanterie; le palais que je vous dy, estoit moult grant et large et bien garni de riches chambres. Quant Huon eut veu icelle chambre il feust tout esbahy de ce que leans ne veoit homme ne femme; il regarda ung aultre huys sur lequel estoit escript de lettres d'or ainsi comme il avoit trouve a l'huys de la chambre ou il avoit este et print la clef, si ouvrit l'huys et entra dedans et choisit tant d'or de richesse de joyaulx de pierres precieuses que grant beaulte estoit a les veoir. Vray Dieu, ce dist Huon, Je cuyde que en tout le monde on ne scauroit ne pourroit trouver la richesse qui est icy amasse; et puis quant la eust este un espace de temps il regarda et veit une aultre chambre; puis quant dedans fut entre, si grans richesses avoit veues encores, les trouva il plus grans, car la dedans estoyent unes ausmoires moult riches et grandes a merveilles qui estoyent faictes de fine yvoire tant richement ouvrees et entaillees que beste ne oyseau qui au monde fust ou ne avoyt laisse que la ne fust entaille par grant maitrise; dedans les ausmoires y avoit robbes de fin drap d'or et de moult riches manteaulx soubelins et toutes aultres choses qui appartenoyent a vestir homme; puis estoyent les licts et les couches tant richement couverts et parez que n'est nul qui dire le vous sceust. Car tant estoit la chambre belle et riche que Huon ne se pouoit saouller de la veoir. Leans avoit fenestres et voirrieres moult riches par lesquelles l'on veoit ung jardin, lequel estoit tant bel et si bien garny de fleurs moult odorans et de tous arbres chargees de plusieurs fruicts, lesquels estoyent tant delicieux a manger que il n'estoyt que seullement a sentir l'odeur ne feust ressazie et remply. D'aultre part y avoit d'herbes et de fleurs que si tres grant odeur rendoyent que il sembloyt que tout le jardin fust plain de basme.

No. 16. (zu S. 133a.)

Or sont les champions dedans le parc corps a corps pour combatre; si s'eslonguent l'ung de l'autre; puis brochent leurs chevaulx et vont l'ung contre l'autre comme preux Chevaliers qu'ils estoient et se donnent trois coups de glaive sans rompre ne entamer haulbers ne sans tumber a terre. Le quatrieme fois rompirent leurs lances puis tirerent leurs brands d'acier; Roland avoit Durandal sa bonne espee; et en geta ung coup a Olivier et Olivier se couvre de son escu; mais l'espee y entra plus d'ung pied et demy. Vassal, dist Roland, vous devez bien aymer l'escu que vous a saulve ce coup; et ainsi Roland tiroit son espee. Olivier le frappa ung tel coup que Roland n'eust puissance de lever Durandal et Durandal tombe a terre. Et Olivier suyvit Roland tant comme il peust et se combatyrent assez longuement; mais Roland n'osoit approcher d'Olivier, car Olivier avoit bonne espee dont il fiert Roland de toutes pars: si alla tant variant et fuyant Olivier que les destriers furent moult las: et Roland s'est eslongne et broche de l'esperon et descend a pied vueille Olivier ou non. Et quant Olivier le voit si fust bien courrouce et voit bien que s'il ne descend qu'il luy occira son destrier. Si est descendu Olivier et Roland prent Durandal et quant il la tint il ne l'eust pas donnee pour tout l'or du monde. Or sont les barons a pied et tint chascun son blason et chascun sa bonne espee et se donnent de grans coups; car chascun est fier et de grant puissance. Olivier le ferit ung coup sur le coeffe d'acier tant que le sercle qui estoit d'or cheut en la pree et fust de ce coup tout etonne tant qu'il chancela troys coups la teste contre bas. Et quant Roland revint en force il eut grant honte et regarda Belleaude qui estoyt sur la Tour. Par mon chef, dist Roland, or ne vaulx Je riens si Je ne me delivre tantost d'ocire Olivier. Lors fiert Olivier tantost sur sa targe tel coup qu'il emporta la piece jusques a terre: puis courut sus a Olivier tellement qu'ils sont tout deux cheuz. Or sont les deux barons tumbez a terre et laisserent leurs espees et se embrassent et estraiguent l'ung l'autre; mais ne l'ung ne l'autre ne le peust oncques gaigner ne avoir son compaignon; si frappent des ganteletz d'acier l'ung contre l'autre par le visaige si que le sang en coule a terre; si furent tant en ce point lassez et travaillez qu'ils se sont relevez par accord et revont aus espees comme devant.

No. 17. (zu S. 133b.)

Sitot que Galyen eut advise le Pere qui l'engendra, il descendit de dessus son cheval et l'ala embrasser; et moult courtoisement l'osta hors de l'estour et le porta decoste le rocher et le posa a terre sur le bel herbe vert; puis se coucha decoste lui et moult piteusement le regreta en disant: „Helas pere, Je voy qu'ils vous convient mourir; mal venistes oncques par deca. Jaqueline ma mere qui m'a longtemps nourry a Constantinople ne vous verra jamais.“ Et Olivier lui respont: „Tu dits vrai, mon tres-doulx fils, mais ung jour qui passa lui avoie fait promesse de retourner et de l'epouser; mais nous venismes deca qui m'en a garde; ne oncques puis ne retourneray en France, dont mon cueur est dolent — Je la commande a Dieu qui le monde forma. Le Duc Regnier mon pere et ma dame de mere, qui en ses flans me porta ne ma seur Bellaude jamais ne me verra. Helas doulx Jesus! quelle douleur aura le Roy Charlemaigne de ceste mort quand il le saura — helas pourquoy ne venez vous cy Charlemaigne! Et vous mon chier enfant, qui souvent me baisez, Dieu vous veuille tousjours avoir en sa saincte protection et garde. Adieu mon tres gracieulx et doulx enfant, qui en vostre giron et sur vos genoulx me tenez — Adieu Jaqueline ma tres doulce Amye; pardonnez moi gentil Damoyselle, car Je ne vous ay pas tenu promesse: ce a ete par les faulx desloyaulx paiens que Dieu mauldie — Adieu vous dy plaisante Seur Bellaude, car moult grant douleur aurez de ma mort quant vous le scaurez; de vos beaulx yeux vers et rians arrousserez souvent votre doulce face. Tres doulce seur plus ne me baiserez puisqu'a la mort Je dois le corps rendre.“ Le vaillant Conte Olivier estoit couche sur la terre nue ou la mort angoisseusement le tourmentoit et son fils Galyen lui faisoit ombre pour la chaleur de soleil qui merveilleusement estoit chault qui raioit sur sa face et Rolant estoit aupres qui moult regrettoit sa mort et piteusement plouroit a grosses larmes. Adonc Olivier se commanda a Dieu et la veue lui alla troubler et lui partit l'ame du corps. A l'heure eust eu le cueur bien dur qui n'eust ploure de pitie du deuil qui demenoit Galyen et Rolant.

No. 18. (zu S. 135.)

Si n'est point de memoire d'homme que jamais on ouyt parler de la condition de tel Cinge; car il avoit en luy grant sens et memoire et mainte bonne maniere avoit apprise tandis que l'on le nourrissoit. Sy aymoit parfaictement ce Cinge les deux petis enfans du Comte tellement que nuict et jour ne les pouoit laisser; et ne sceut on oncques garder qu'il ne couchast toutes les nuicts avecques eux sans leur faire nulle mesprision ny aucun mal: ne pour quelque bature qu'on luy sceust faire jamais ne vouloit laisser les petis enfans et tout le long du jour leur tenoit compagnie et estoit toute son intention aux enfans. Et ne faisait que les baiser et accoller et jamais ne vouloit ne boire ne menger si ce n'estoit de la propre viande qu'on bailloit aux enfans.

No. 19. (zu S. 139.)

Se trouvant ainsi seulet Dolin commenca a cercher par le palais deca et dela, mais il n'y trouva creature vivant. Mais comme il n'eust de ce jour gueres mange, l'appetit luy commenca a venir, par quoy il descendit en la cuisine ou il trouva viandes a foison, chair fresche et salee toutehabille et venaison, vollaibles, pain, vin et autres victuailles a plante. Et ainsi qu'il vouloit couvrir la table pour prendre sa refection il ouyt une douce voix qui chantoit fort melodieusement tellement quil n'avoit onc ouyt chose qui fust si plaisant a ouyr et pensoit assurement que ce fust quelque Ange du ciel, parquoy il jura qu'il ne mangeroit ne prendroit viande premier qu'il eust sceu ce que c'estoit. Alors il commenca a cercher d'un coste et d'aultre par le palais tant que finalement il se trouva pres d'une chambre en laquelle il apperceut une belle jeune damoyselle toute seule assise sur un lict couvert d'un samis verd, laquelle il regarda a travers une fente de l'huis et la trouva si belle qu'a son advis il estoit impossible de trouver au monde son parragon; sa robbe estoit d'un fin satin verd faicte a l'Alemand, bordee de quatre bords de passement blanc et avoit ceinte une ceinture qui estoit faicte toute de perles et pierreries montant a la valeur de plus de cent marcs d'argent; elle avoit les yeux clairs et etincellans comme l'estoile de jour, la bouche petite et riante, le couleur vermeille comme la rose, les cheveux longs pendans sur les epaules jaunes comme fils d'or et avoit sur son chef un chappeau de perles fines. Elle estoit aagee seulement de seize ans et deux mois mais elle etoit tant sage et bien apprise que merveilles, gracieuse et fort courtoise en son langage; elle s'estoit retiree en ceste chambre pour un peu reposer apres disnee et s'estoit mise a chanter pour chasser le sommeil. Dolin la contemplant a son aise disoit a part soy que jamais il n'avoyt veu si belle creature.

comme aussi il n'en avoit pas beaucoup veu. Je ne scay, dist il, si c'est un ange du ciel ou quelque autre chose encore plus divine, car Je croy qu'onc il n'en fust telle de mere nee. Et fut alors si ardemment espris de l'amour d'elle qu'il ne pouoit penser a autre chose qu'a sa divine beaulte. Estant de tout embrase de l'ardeur que ce jeune archer aveugle luy faisoit sentir jusques aux moelles il ne scavoit en quoy se resoudre craignant par trop de l'offenser s'il luy rompoit son repos; ce neantmoins apres avoir sur ce longuement discouru en son esprit il se print a heurter a l'huis de la chambre tout bellement et luy dist: Gracieuse Damoyselle, Je vous prie par courtoisie que veuillez m'ouvrir l'huis de ceste chambre. Elle cuidant que ce fust un sien cousin qui ordinairement hantoit en la maison luy feist ouverture de la chambre, par quoy Dolin entra dedans et la salue comme il scavoit bien faire; mais elle voyant que ce n'estoit celuy qu'elle avoit cuide estre changea de couleur, parquoy son teint n'en devint que plus beau, et luy ayant rendu son salut luy dist: Je me donne grand merveille Seigneur, qui vous a donne tant de license de me venir trouver en ce lieu. A quoy il respondit promptement: Certainement ma Dame, l'amour vehemente que Je vous porte et non autre respect m'a achemine en ce lieu non point pour vous donner ennuy ou facherie mais pour vous presenter mon service, s'il vous plaist l'avoir pour agreable, vous priant me dire pourquoy vous vous tenez ainsi seulette en ce chambre. Sire Chevalier, repondit elle, la courtoisie de vos parolles m'incite a vous declarer chose qui ne m'est de moindre importance que de la vie. Scachez que la tristesse et angoisse qui m'afflige le coeur ne me permettent reposer de nuict ni de jour et ce pourtent que mon pere a delibere de me bailler pour femme a un ancien chevalier qui de n'a gueres m'a demandee en mariage, lequel venant a estre consomme Je n'auray de ma vie un seul jour de soulas, pourtant que Je ne pourray jamais aymer celuy qui est a moy si inegal. — Ma dame, vous estes maintenant delivre d'un tel mariage, et pourtant si c'est vostre plaisir de prendre ma foy et me donner la vostre, Je vous emmeneray avec moy en mon palais, ou vous serez servie et honnoree et la Je vous espouseray solennellement: mais entretant Je vous prie qu'il vous plaise avoir esgard a l'amour grand que Je vous porte et le recompenser d'un amour reciproque, en ne refusant ce point tant desire que l'on nomme le don de merci. — Quand elle l'entendit parler ce langage elle commenca a muer couleur, mais il la print entre ses bras et la baisa. Puis il dressa la table, laquelle il couvrit de plusieurs sortes de mets et de pain et de vin excellent; puis il s'assit aupres d'elle et la reconfortant luy dist: Ma dame et maitresse de mon coeur, Je vous prie ne vous melancoliez que le moins que vous pourrez, car moyennant la grace de Dieu, J'espere vous faire en brief Dame de Mayence la Grande. Ainsi ils soupperent et se repeurent a leur aise ne prenans propos que d'amour et durant le souper ne se pouvoyent saouler de regarder l'un l'autre. Apres le soupper ils s'en allerent tous deux coucher en un beau liet richement garni ou les baisers et accolades qu'ils sentredonnerent furent infinies et sans nombre; s'ils se contenterent de cela seulement Je le laisse penser a ceux qui autres fois se sont trouvez en telles escarmouches: vray est que l'un et l'autre estoit aprentif a tel mestier, mais il ne tarda gueres qu'ils y furent aussi bon maistres que les plus experimentez et eussent voulu que la nuict eust dure un an entier tant ils estoyent ravis.

No. 20. (zu S. 141.)

Adonc Morgue la Fae le mena par la main au chasteau d'Avallon la ou estoit le Roy Artus son frere et Auberon et Mallabron ung Luyton de mer. Or quant Morgue approcha du dit Chasteau, les Faes vindrent au devant d'Ogier chantant le plus melodieusement qu'on scauroit jamais ouyr: si entra dedans la salle pour soy deduire totallement. Adonc vist plusieures dames Faes aournees et toutes couronnees de couronnes tres sumptueusement faictes et moult riches; et toute jour chantoient, dansoient et menoient vie tres joieuse, sans penser a nulle quelconque meschante chose, fors prendre leurs mondains plaisirs. Et ainsi qu'Ogier se devisoit avecques les dames, tantost arriva le Roy Artus auquel Morgue la Fae dist: Approuchez vous, Monseigneur mon Frere, et venez saluer la fleur de toute Chevalerie, l'honneur de toute la noblesse de France; celuy ou bonte, loyaulte et toute vertu est enclose, c'est Ogier de Dannemarcke, mon loyal amy et mon seul plaisir et auquel git toute l'esperance de toute ma lyesse." Adonc le Roy Artus vint embrasser Ogier tres amiablement et luy dit: „Ogier tres noble Chevalier vous serez le tres bien venu et regrace Je nostre Seigneur doulcement de ce qu'il m'envoye ung si notable chevalier." Puis Morgue la Fae lui mist sur son chief une couronne riche et tres precieuse que nul vivant ne la scauroit priser et avecques ce elle avoit une vertu en elle merveilleuse, car tout homme qui la portoit sur son chef il oublioit tout dueil, tristesse et melencholie, ne jamais luy sou-

venoit des pays ne de parent qu'il eut..... Et Ogier et Morgue la Fae s'entreaymerent si loyaulement que ce fut merveille, non pensans a chose de monde fors d'escouter les sons de tous les instrumens dont on se puisse recorder, sonnans si doulcement qu'il n'estoit si dur cueur qui n'oubliast tout dueil, tristesse et melencolie seulement pour leur prester l'oreille; car c'estoit ung lieu si delectable qu'il n'estoit possible a homme de souhaiter chose qu'il ne trouvast leans. Et penses qu'Ogier, qui tant avoit veu de choses, en estoit si esbahy qu'il ne scavoit qu'il devoit faire ne dire si non qu'il cuidoit mieulx estre en Paradis que a nulle autre region.

Nachträge und Verbesserungen.

Seite

10a Zeile 20 v. u. lies Buch 9 und 11.
10a " 24 v. u. statt und l. so z. B.
11b " 6 v. o. statt Charikles l. Theagenes.
13a " 10 v. u. l. derselben.
17b " 15 v. u. tilge das C.
26a " 5 v. u. statt jener l. einer.
27b " 10 v. o. " in l. im.
30a " 10 v. o. " seine l. seine.
33b " 11 u. 13 v. u. lies Buch 11 und Buch 10.
52b " 7 v. o. tilge das Komma.
52b " 10 u. 18 v. u.
53a " 4 u. 21 v. o.
53b " 10 v. o.
55a " 1 u. 30 v. o.
56a " 3 v. u.
statt gothisch l. (besser und richtiger) nordisch, denn dieß will das englische gothic sagen nach der früheren irrigen Vorstellung, daß die Gothen aus dem Norden Europa's gekommen seien. — Zuweilen jedoch habe ich es weiter unten dem Sinne nach durch mittelalterlich wiedergegeben und so ist auch Seite 56a Z. 15 v. o. u. S. 189a. Z. 3 v. o. statt gothisch zu setzen.
64b ff. Von dem französischen Prosaromane Merlin finde ich nirgend ein versifiziertes Original angeführt; daß jedoch ein solches vorhanden war und wahrscheinlich noch ist, geht aus den Anführungen in Roquefort's Glossaire s. vv. areger, enhaster und labeurer hervor. Ein englischer Merlin in Versen existiert ja auch (s. Gräße 1, 3, 198.) und ist gewiß nach einem versifizierten französischen Vorbilde gearbeitet.
65a Z. 23 v. o. st. ihres l. dieses.
78b " 25 v. o. l. Sofronia; vgl. auch S. 235 zu Boccaccio V, 6.

Seite

82a Z. 18 v. u. l. des Darnant; vergl. Anmerkung 124.
83b. Villemarqué bemerkt zu dem Liede Bran (s. dessen Barzaz-Breiz 1, 216.): „La circonstance du deguisement que prend le messager de Bran pour traverser plus sûrement les pays étrangers; l'anneau d'or qu'il emporte et qui doit le faire reconnaître; la perfidie de son geôlier, le pavillon noir, le pavillon blanc, tout cela a été emprunté à notre ballade par l'auteur du Roman de Tristan, trouvère du douzième siècle, qui eut souvent recours pour la composition de son ouvrage aux chanteurs populaires bretons comme il avoue lui-même. V. Contes popul. des anciens Bretons t. I. p. 102."
83b Z. 5 v. u. Pflanze. Une belle ronce verte et feuilleuse heißt es in dem Prosaromane; s. W. Scott Minstrelsy zur Ballade Prince Robert Anm. — Vgl. überhaupt in Betreff derartiger aus dem Grabe aufsprießender Pflanzen Grimm D. Myth. II A. S. 786ff., wo also ganz richtig bemerkt ist: „In der Sage von Tristan halte ich schon für spätere Aenderung, daß Rose und Rebe, die sich über ihrem Grabe zusammenwinden, erst darauf gepflanzt werden." — Auch in dem bretonischen Liede: Le Seigneur Nann et la Fée (bei Villemarqué Barzaz-Breiz 1, 45.) heißt es: „Ce fut merveille de voir la nuit, qui suivit le jour où on enterra la dame dans la même tombe que son mari, de voir deux chênes s'élever de leur tombe nouvelle dans les airs etc."

Seite

85. Auch in dem Renard Contrefait (woraus zahlreiche Bruchstücke stehen in den Poëtes de Champagne anterieurs au siècle de François I[er]. Reims 1851; das hierhergehörige befindet sich p. 79ff.) wird erzählt, daß dem Könige Arthur einst ein Becher überreicht wurde, der dieselbe Eigenschaft besaß wie der bei Ariost (s. oben im Text). Nur ein Ritter, Namens Quarados Brun-Bras, kann die Probe bestehen, weil er ein treues Weib besitzt, die ihn einst mit Gefahr ihres eigenen Lebens von einer Schlange befreit hatte, die sich um seinen Arm geschlungen.

86 Z. 2 v. o. tilge das Komma vor ein Schleier. — Dieser Schleier (in der alten französ. Uebersetzung von Des Essars heißt er cuevre-chief d. h. couvre-chef) wird im spanischen Originale (l. 2. c. 13.) un tocado de unas muy hermosas flores genannt.

93a. Nach welcher Sage fällt Karl der Große in der Schlacht? und was will Dunlop damit sagen, daß Achilles, wenigstens nach den Fabeln des Mittelalters (at least according to the fables of the Middle Age) durch Paris fällt? — Ueber Antar, der eines gleichen Todes stirbt, sieh hier die Vorrede S. XVI Anm.

98 zu König Lear. S. auch v. d. Hagen Gesammtabent. 2. S. LIXff. zu Nr. 49 und die Berichtigungen.

99b Z. 18 v. u. l. des Darnant; vgl. Anm. 124.

100a Z. 17 v. u. tilge „a. a. O."

108a Z. 27 v. o. glamour. — Vgl. W. Scott Lay of the last Minstrel eine Anm. zu C. III st. 9 und Minstrelsy letzte Anm. zu der Ballade Christie's Will. An letzterer Stelle wird unter Anderm aus dem Valentin et Orson angeführt: „Adonc Adramain leva une cappe par dessus une pillier, et en telle sorte qu'il sembla a ceux qui furent presens que parmi la place couroit une riviere fort grande et terrible. Et en icelle riviere sembloit avoir poissons en grand abondance grands et petits. *Et quand ceux du palais virent l'eau si grande, ils commencerent tous a lever leur robe* etc." Dieß gleicht vollkommen einer Geschichte im Faustbuche, die auch sonst noch erzählt wird; sieh Düntzer in Scheible's Kloster V, 171; s. auch noch Grimm Kindermärchen Nr. 149 u. Mone's Anz. IV, 408. Nr. 28. — Viele von Faust's Zaubereien beruhen auf glamour. Die Geschichte von den Schweinen, die über kein Wasser getrieben werden sollen und, als es dennoch geschieht, sich als Strohwische erweisen (vgl. auch Düntzer l. c. S. 179.) ist auch in Irland bekannt: „Brompton berichtet, daß gewisse irische Zauberer durch Zaubersprüche Erdschollen oder Steine in fette Ferkel verwandeln konnten, die sie dann auf dem Markte verkauften. Sie nahmen aber stets ihre ursprüngliche Gestalt an, wenn sie von dem betrogenen Käufer über ein fließendes Wasser getrieben wurden." W. Scott Lay of the last Minstrel Anm. zu C. III. st. 13, wo er auch noch ferner bemerkt: „Es ist ein unerschütterlicher Volksglaube, daß kein Zauber vor fließendem Wasser bestehen kann, ja daß sogar, das Ueberschreiten eines Baches gegen Hexen, Gespenster und selbst Teufel vollkommene Sicherheit gewährt. Burns' unnachahmliches Gedicht Tam o' Shanter beruht ganz auf einem solchen Umstand." Auch Düntzer (a. a. O.) sagt: „Sommer bemerkt schon richtig, daß das Wasser als reines und heiliges Element den Zauber löse. So erhält ein von zwei alten Weibern in einen Esel verwandelter Jüngling im Wasser seine Gestalt wieder. Vincent. Bellov. Spec. natur. 3, 109." Ueber diese heiligende und reinigende Kraft des Wassers s. auch noch Grimm D. Myth. S. 555ff. vergl. S. 567, wo er bemerkt: „Wie die Flut keinen Missethäter in sich duldet, ist „daz mer so reine, daz ez keine bôsheit mac gelîden. Wiener Merfrt 392." Dieß erinnert an ein Fragment des Euripides:

θάλασσα κλύζει πάντα τ' ἀνθρώπων κακά.

111b Nr. 5. La Mule sans frein. Dunlop bemerkt, daß sich in dem Originalfablian auch nicht der geringste Nutzen an den Besitz dieses Zaumes knüpft. Der Werth jedoch, der auf denselben von der Dame, die ihn beansprucht, gelegt wird, läßt muthmaßen, daß er ganz besondere Eigenschaften besessen haben muß. S. über dergl. Zäume Düntzer in Scheible's Kloster V, 213. u. ebendas. S. 150 Anm. die Geschichte von Johann Semeca; Svenska Folk-Sagor etc. (s. hier Anm. 211.): Ungdoms-Landet p. 159. („Der Jüngling schüttelte nun den Zaum, wie die Fischkönigin ihn gelehrt, und alsbald kam da ein schönes Pferd u. s. w."); Villemarqué Contes popul. des anciens Bretons 2, 288.

122b Z. 24 v. o. lies: les Enfances.

124b. Ueber unfreiwilliges zauberhaftes Tanzen s. auch Grimm K. Märchen 3, 199ff.; vgl. W. Scott Lay of the last Minstrel C. II. st. 13 dritte Anmerk.

125a Z. 21 v. o. l. Malebron.

130b Z. 7 v. u. st. und l. oder.

131b Z. 7 v. o. st. Letzterem l. Arnaud.

136b Z. 25 v. u. st. p. setze C.

137b Z. 3 v. o. l. „erschien es zu Paris."

• Z. 19 v. u. Das Citat aus der Odyssee gehört zu Z. 21 v. u. hinter „gebraucht."

150a Z. 15 v. o. Diese Vorstellung von einem

Seite

Zimmer u. s. w. — S. eine sehr interessante Anm. W. Scott's zu The Vision of Don Roderick st. X; vgl. zu Lay of the last Minstrel C. II. st. 13 zweite Anm.
155b Z. 10 v. u. l. Argiver.
158b Z. 9 v. u. l. Prinzessin v. Ebuda.
168a Z. 9 v. u. setze ein Semikolon nach „gut."
174b Z. 4 v. u. l. Lai de Gugemer.
179a Z. 12 v. o. st. sie l. es.
180a Z. 12 v. o. warum morgenländisch?
183a Z. 16 v. o. st. es l. sie.
186b Z. 3. Salvatio Romae. Professor Bock in Brüssel hat in der Bibliothèque de Bourgogne daselbst Bruchstücke einer lateinischen Schrift gefunden, die etwa im ersten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts von einem gewissen Magister Gregorius verfaßt wurde und aus welcher die bekannten Mirabilia Urbis Romae einen ungefähr 30 oder 40 Jahre später gemachten Auszug bilden. Er wird dieselben in dem nächsten Bande des Annuaire de la Bibliothèque Royale de Bruxelles (seit dem Tode Reiffenbergs von ihm und Alvin herausgegeben) nebst den dazu gehörigen Erläuterungen mittheilen, worin unter Anderm sich auch der Nachweis befinden wird, daß die oben im Text erwähnte Sage von der Salvatio Romae aus einem zu Rom befindlichen künstlichen Uhrwerk entstand.
186b Z. 18 v. o. l. Virgille.
194b Z. 24 v. u. st. Füchse l. Schakale.
197a „ 7 v. o. l. Erasto.
„ b „ 8 „ „ st. Brutulus l. Lentulus.
198b „ 7 „ „ l. Malespini P. I.
„ „ 8 „ „ l. Ginnesio.
„ „ 9 „ „ l. Bacalerio.
201a zu Gest. Rom. c. 56 vgl. auch noch Grimm Gesch. d. deutschen Spr. S. 143 ff.
203b Z. 10 v. o. vergl. zu Boccaccio VII, 7, welche Novelle bei v. d. Hagen Gesammtabent. 2, S. XIII Anm. 2. gemeint ist.
208. Fabliau des trois larrons: auch in Hebel's Schatzkästlein: „Die drei Diebe."
209a Z. 24 v. o. l. Duhamel.
211a „ 20 „ „ l. untersagt.
214a Nr. 91 s. auch Robert Fabl. Inéd. 2, 365; Grimm Sendschreiben an Lachman S. 86 v. 387 des neugr. Gedichts.
ebend. Nr. 100: s. auch Mone Anzeig. 2, 238 ff. Nr. 17.
„ a Z. 16 u. 17 v. u. l. Es ist bereits erwähnt worden, daß zu der Zahl von hundert ursprünglichen Novellen u. s. w.
217a Z. 9 v. u. l. 2, 47.
„ b „ 14 v. u. tilge „(das zehntägige)" und setze es zu Ende v. Z. 21 v. u.
229b l. Z. zu Bocc. III, 9. Ein ähnlicher Zug auch in einer span. Romanze: Romance del engaño que usó la reina doña Maria de Aragon, para qué el rey don Pedro su marido durmiese con ella in Ferd Wolf Ueber eine Sammlung spanischer Romanzen in fliegenden Blättern u. s. w. Wien 1850. S. 52 ff. u. dazu die Anm.
235 zu Bocc. V, 6; vgl. S. 78b.
236b Z. 7 v. u. Der englische Titel dieser Ballade ist: A Notable Historye of Nastagio and Traversari no less pitiefull than pleasaunt.
237 Z. 8 u. 11 v. o. st. et l. and.
239 zu Bocc. VII, 2 s. auch v. d. Hagen Gesammtab. 2, S. XXXVI zu Nr. 41.
241b Z. 10, 18 u. 19 v. o. st. [ ] setze ( )
243a zu Bocc. VII, 8. s. a. Morlini No. 67.
245 zu Bocc. VIII, 7. s. auch v. d. Hagen Gesammtabent. 3, S. CXLV.
245a Z. 2 v. u. st. zweiten l. dritten.
247b Z. 14 v. u. l. il tutto.
248a Z. 3 v. o. l. Pistoja.
257b Nr. 152 s. Grimm K. Märchen 3, 239 (zu Nr. 146.); vgl. Mone's Anz. 8, 561 ff.
258a zu Nr. 198 s. a. Robert Fabl. Inéd. 2, 257.
261b Z. 13 v. o. l. 178.
265 ff. zu Ser Giovanni X, 1 vgl. zu Timoneda Nr. 21 (Anm. 383).
„ b Z. 14 v. u. l. der Roman.
ebend. „ 18 „ „ l. Helena.
269 ein Gegenstück zu Romeo und Julia bildet die Ballade the Gay Goss-hawk in W. Scott's Minstrelsy.
276a Z. 23 v. o. l. Fontanini.
280a zu Cinthio IX, 8, s. Robert Fabl. Inéd. 2, 232.
282a Z. 18 v. u. st. röm. l. rom.
283b Strapar. IV, 1 vgl. S. 415b Z. 30 ff. le Centaure bleu.
286a Z. 5 v. o. l. Guerino.
289b zu Bandello II, 35. Außer Julio de Medrano findet sich dieser Stoff auch noch in einem andern span. Novellisten, nämlich in Montalban's Sucesos y Prodigios de Amor en ocho novelas exemplares.
294a Z. 23 v. u. l. Rota.
296b Z. 3 v. o. setze ein [vor Nr. 20 und tilge es Z. 4 vor Le. — Der Grundstoff dieser und der folgenden Geschichte (Nr. 21.), welche beide aus dem Schwanke des Poggius erweitert sind, scheint von diesem dem Martial XI, 72 (de Leda) entliehen zu sein.
ebend. Nr. 23. S. auch v. d. Hagen Gesammtabent. zu Nr. 54.
297a Z. 17 v. u. setze ein [vor Nr. 76 u. tilge es Z. 16 vor Le.
299b Z. 23 v. o. st. Contes nouveaux l. joyeux Devis. — Der Verfasser dieser Sammlung ist übrigens wirklich Desperriers, nicht Denisot, der als Herausgeber nur einige Erzählungen hinzugefügt hat. S. Brunet s. vv.
310a Z. 31 ff. v. o. l. zu würdigen. Nach vielem Schreien und Rufen endlich eingelaßen, legten sie sich auf ein wenig Stroh unter

Seite

der Treppe nieder und erhielten einen Teller Erbsen, die der Hausherr beim Abendbrote übrig gelaßen hatte. Hier u. s. w.

311a Z. 3 v. o. l. Pflicht.

321a. Zu Shakespeare's Gezähmter Wiederkeiferin theilt mir Keller noch folgendes mit (als Ergänzung zu seiner Anz. von Bülow's Novellenbuch. Heidelb. Jahrb. Juli 1837. S. 688.): „Méon 3, 365. Vgl. die description des mss. du Partonopeus vor Crapelets Ausg. — The wife lapped in morel's skin or the taming of a shrew in Utterson's Select pieces of early popular poetry 2, 169." — S. auch v. d. Hagen Gesammtabent. I, S. LXXXII zu Nr. 3.

328a Z. 7 v. u. l. Fanfreluche et Gaudichon. Mythistoire baragouine de la valeur de dix atomes pour la récréation de tous les Fanfreluchistes (par Guillaume des Autels), Lyon 1559. 8; s. Barbier Dict. des Anonymes No. 6638. Gräße Handbuch u. s. w. 2, 204 Anm. 7.

335 tilge die Ueberschrift der Seite und setze: Wieland's Don Silvio de Rosalva.

335b Z. 14 v. o. l. Biribinquer.

339a Z. 1 v. o. soll es statt Descanso I vielleicht heißen Relacion I Desc. 2? Ich habe das Buch nicht mehr.

341a Z. 3 v. o. l. Mariamne's.

361a Z. 4 v. o. Quelle der Liebestreue: s. S. 35a Z. 17 ff. v. o.

364a l. Z. l. Pembroke's.

365a Z. 2 v. o. l. Philoklea's.

388a Z. 18 v. u. Die Anecdotes de la cour de Childéric roi de France (so ist der Titel) sind von der gleich nachher erwähnten Mademoiselle (nicht Madame) de Lussan; s. Barbier Dict. des Anonymes No. 775.

390b Z. 22 v. o. l. Vidame.

399b Z. 10 v. o. tilge die Anführung in Klammern u. vgl. dafür S. 187a.

400b Z. 2 v. u. l. geschildert sein.

401b Z. 20 v. u. vgl. S. 212 zu Cento N. A. Nr. 2.

411b Z. 14 v. o. l. Veillées.

" " 15 u. 19 v. o. l. Mademoiselle.

" " 12 v. u. l. und der Mythologie.

414a Z. 15 v. u. Guardian Nr. 148.

Nachträge und Verbesserungen zu den Anmerkungen.

Anm.

71. Diese ganze Vorstellung ist wahrscheinlich biblischen Ursprunges: s. 1 Cor. 10, 19. 20; vgl. Offenb. 9, 20. Psalm 106, 37.

78 tilge das Citat aus dem Corp. Inscr. Graecarum.

118. Ueber den schottischen Merlin (Wyllt), dessen Grab noch zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bei dem Dorfe Drumelzier an der Tweed gezeigt wurde, s. auch noch die Einleitung zu der Ballade Thomas the Rhymer Part II in W. Scotts Minstrelsy; vgl. dessen Vision of Don Roderick Introd. st. IV. Anm.

124 S. 468a Z. 4 v. o. l. 99b.

126. Ein Baron von Drumelziar ist der Sohn des Flußgeistes der Tweed und der Frau eines abwesenden Kreuzfahrers; s. W. Scott Lay of the Last Minstrel C. I st. 12 Anm.

140 469b Z. 21 v. u. l. Logrier. — So hießen eigentlich die britischen Bewohner von Logrien oder dem östlichen England, welche zuerst von den Angelsachsen angegriffen wurden, sich aber dann mit ihnen verbündeten. Daher werden die Sachsen überhaupt von ihren Feinden, den Wallisern, mit dem Namen Logrier bezeichnet. Sieh Villemarqué Poëmes des Bardes Bretons etc. p. 77 Anm. 6.

167. Die Geschichte von Rip von Winkel gehört, so weit sie diesen selbst betrifft, eigentlich in den Kreis der Sage von den Siebenschläfern u. s. w.; wohl aber gehört hierher die damit verknüpfte Sage von dem bergentrückten noch jetzt dort fortlebenden Hudson und seinen Gefährten. — Ueber Lemenik oder Leminock, einem britischen Nationalhelden, dessen einstige Rückkehr seine

Anm.

Landsleute bereits im sechsten Jahrhundert ebenso sehnsüchtig erwarteten, wie später die des Arthur, s. Villemarqué Poèmes des Bardes Bretons du VI siècle etc. Paris 1850. p. 116ff. — Hierher gehört ferner die Sage von Thomas von Ercildoune, der noch jetzt im Feeenlande lebt und einst wiederkehren wird; s. W. Scott's Einleitung zur Ballade Thomas the Rhymer Part. I in dessen Minstrelsy — Folgende Umstände in Betreff Arthur's sind noch mittheilenswerth: „Er und alle seine Ritter liegen in der Höhle unter den Wurzeln des Haselbaumes auf Craig y Dinas schlafend im Kreise, ihre Köpfe auswärts gerichtet, jeder in seiner Rüstung, Schild, Schwert und Speer neben sich, um sie alsobald zu ergreifen, wann der schwarze und goldene Adler ihren Streit beginnen und durch ihren Kampf die Erde erzittern machen werden; so daß dann die Höhle erbeben, die Glocke ertönen und die Schläfer erweckt und hervorkommen werden." S. W. Scott's Sir Tristrem erste Anm. des letzten Herausg.

170 Z. 11 l. Anm. zu Nr. 24 (IV Ausg.) — Zu D. Myth. S. 893 Anm † sieh auch W. Scott's Lady of the Lake C. III st. 7 dritte Anm. Was es mit dem von Scott in seinem Aufsatze: On the Fairies of popular Superst. no. III (zur Ballade Young Tamlane in der Minstrelsy) erwähnten allnächtlich Prag bestürmenden geisterhaften Nachtlager für eine Bewandtniß hat, weiß ich nicht. — Zu D. Myth. S 895 ist auch die in Schottland umgehende wilde Jagd zu bemerken; s. W. Scott Ballads from the German zu The Wild Huntsman S XIff. S. auch noch hier die Vorr.

184a. In der Collection des poètes champenois anterieurs au XVIe siècle (Reims) enthält auch ein Band Le Roman du Chevalier de la Charrete par Chrétien de Troyes. Diese Sammlung, herausg. von P. Tarbé, umfaßt 14 (nicht numerierte und einzeln verkaufte) Bände, von denen der letzte 1851 erschienen ist. Sie wird nicht fortgesetzt.

196. Olivant im Ruolandslied und ebenso beim Stricker; bei Turold Olifan und Olifant. Mit dem Worte wird aber im Altfranzös. nicht bloß das Thier, sondern auch das Elfenbein und im Allgemeinen Kriegshorn bezeichnet. Bei Turold aber ist es, wie in den deutschen Gedichten, der Eigenname von Rolands Horne. Turpin c. 23. 24 übersetzt wörtlich tuba eburnea. Diese Benennung ist also bei ihm noch nicht zum Eigennamen geworden. Sieh W. Grimm Ruolandes liet S. 238 Anm. zu S. 233 V. 4 u. S. CXIV.

Anm.

220 S. 479b ff. Auch Hemricourt in seinem Miroir des Nobles de la Hesbaye ed. Salbray p. 139 erzählt, daß ein junger Ritter Namens Ameil-à-l'Oeil de Lerhy einst an der Quelle von Lerhy eine unbekannte, jedoch sehr schöne junge Frau antraf, die sich für eine auf der Wallfahrt begriffene Edeldame ausgab; er führte sie von da nach seinem Schlosse, wo sie des Nachts sein Lager theilte. Am andern Morgen erst ließ ihn die schöne Frau wissen, daß er in ihr den Teufel beherbergt habe. — „Le Diable! ruft jedoch der preux chevalier unerschrocken aus; par le digne mort notre Saingnor! dont toy poras tu bien vanteir, quant tu venras en infer, *qu'il n'out onkues al monde miez croxut deable que tu as a nuyt esteit.* — Chelle sesvanuwit, nicht jedoch ohne vorher dem Schloßherrn das rechte Auge auszureißen, der deshalb sein Leben lang einäugig blieb und daher den Beinamen à l'oeil erhielt.

" S. 480a Anm. Z. 1 l. „cf. 12, ferner." ebendas. Z. 5 v. u. zu Gesammtabenteuer Nr. 99. — Die daselbst 3, S. CLXV erwähnte Geschichte von dem ausgedienten Rosse scheint in dieser Gestalt weitverbreitet zu sein. Denn nicht nur daß eine gleiche Sage als an dem alten Vineta haftend berichtet wird (ich kann leider zunächst nur den Preußischen Kinderfreund von Preuß und Vetter 24te Ausg. Königsberg 1845 S. 74ff.: „Das blinde Roß" dafür anführen, wo sie aus Harnisch „Erstes Sprachbuch" aufgenommen ist), sondern sie ist auch in Italien ganz mit denselben Umständen bekannt, nur wird sie dort nach Sparta verlegt. Indeß kann ich auch hier bloß auf die der ital. Grammatik von Filippi angehängten Lesestücke verweisen (in der 13ten Ausg. von Zeh. Nürnberg 1847 ist es Nr. 7 auf S. 374).

235a. Wünschelschiffe führt Grimm D. Myth. S. 1227 aus norske event. 1, 18, 142 an und das in Tegnér's Frithjofs Saga III geschilderte selbstfahrende Schiff Ellida kommt mit diesem Attribute auch wohl schon in der altnordischen Frithjofs Saga vor.

235b. Vgl. auch Rasend. Roland I, 21. 22, und die Erzählung von Antar und Bostam Cap. 13; s. hier die Vorrede S. XIV ff.

256 Ueber Sir Bevis s. Gräße 2, 3, 308; über Sir Guy oben S. 476; über Sir Isambras Gräße S. 279; der King of Tars ist von Ritson Ancient Metr. Rom. II, 156ff. herausgegeben.

265 zu Discipl. Cler. c. 19. In einem kornischen Märchen (Grimm K. Märch. 3, 392ff.) wird die Lehre gegeben: „Hüte dich den

Anm.

alten Weg zu verlaßen, um den neuen zu wählen."

286. Auch in dem Renard Contrefait wird diese Geschichte im Ganzen nach dem Fabliau D'un roi, qui voulut faire bruler etc. erzählt; nur ist es hier kein König, sondern Un riches hom deux clers avoit etc. S. Poëtes de Champagne (s. oben Nachtrag zu S. 85.) p. 98 ff. Dramatisiert ist dieser Stoff auch von Mira de Mescua in seiner Comedia: Lo que puede el oir misa.

295. Z. 5 l. Tale.

301. Mit Konrad's von Würzburg Gedichte stimmt fast überein eine Novelle des Luigi Alamanni (in der Raccolta di Novelle dall' origine della lingua ital. fino al 1700). Hier jedoch gewinnt der junge Graf die Gunst seiner Braut, als Kaufmann verkleidet, durch einige Kostbarkeiten wieder, nachdem er sie durch Verschlucken eines Apfelkerns verloren. Da sie sich schwanger fühlend, dem vermeinten Kaufmanne folgt und so mehrfache harte Büßungen aussteht, giebt er sich endlich zu erkennen und heirathet sie. S. Keller in d. Heidelb. Jahrb. Juli 1837 S. 679. Das Verschlucken des Kernes ausgenommen, entspricht diese Novelle ganz dem 40ten Märchen des Basile „Bestrafter Hochmuth." —

312. Auch in dem Renard Contrefait wird das Lai de Laustic wiederholt; s. das Bruchstück Le Roy Odoars et la Royne Gentille in den Poëtes de Champagne etc. (s. oben Nachtrag zu S. 85.) p. 133 ff.

312a s. die Vorrede S. XII.

320. Bei v. d. Hagen a. a. O. S. XLIII muß Straparola II, 4 ein Druckfehler sein, den ich aber ohne das Buch nicht berichtigen kann (vielleicht IX, 4).

327. Die zehnte Novelle (von Liberale Motese) des zweiten Theils der Cento Novelle Amorose dei Signori academici incogniti (Bülow's Novellenbuch 1, 38.) gehört dem Stoffe nach zur Sage vom edlen Möringer, ebenso wie eine schottische Erzählung (s. W. Scott Ballads from the German zu The noble Moringer und die Einleit. zu seinem Romane The Betrothed).

334a l. Corrozetus; gemeint ist die in Versen verfaßte Hecatongraphie c'est-à-dire les descriptions de cent figures et hystoires, contenants plusieurs appophthegmes, prouverbes et sentences, et dictz tant des anciens que des modernes. Paris 1540 u. ö. von Gilles Corrozet.

358b l. Auchindrane or the Ayrshire T.; sieh auch eine Anm. zu der Ballade Earl Richard in der Minstrelsy.

Anm.

360 zu Morlini No. 12. Es ist bekannt daß Papst Leo X ein großer Freund von lateinischen Improvisatoren, Gauklern, Taschenspielern u. dergl. war. — Daher geschah es einmal, wie Jovius in seiner Vita Leonis l. IV p. 189 erzählt, daß Jemand, der ein Gesuch bei dem Papste hatte, durchaus aber von der Dienerschaft nicht vorgelaßen wurde, endlich auf den Einfall kam sich für einen solchen Verskünstler und zugleich geschickten Hofnarren auszugeben, worauf er sogleich mit besonderer Freude zur Audienz gelaßen wurde. — Vielleicht hat dieses Geschichtchen den Stoff zu dem obigen Schwanke Morlini's hergegeben.

No. 13 l. Straparola 13, 2.

No. 21. S. Robert Fabl. Inéd. 2, 136.

No. 38. Vergl. Reinaert de Vos B. I. v. 1262 — 1273. (p. 51. ed. Willems).

No. 47. S. auch W. Scott Minstrelsy Anm. zu st. 36 der Ballade Young Tamlane.

366 zu Gesammtabent. Nr. 15. Der Verfaßer dieses Gedichtes muß ein Geistlicher gewesen sein; wenigstens verstand er Latein und hat die in demselben vorkommenden zwei Episteln fast wörtlich aus den Heroiden Ovids übertragen.

374a zu Grimm D. Mythol. S. 855: „Die Götter schufen aus dem Speichel einen Mann, Namens Kvasir u. s. w." Vgl. den Mythus auf Hispaniola, wo „der Menschenschöpfer ein Bäcker ist, der das erste Weib durch Speien auf des Mannes Wange schuf." S. Ad. Wagner's Ausg. von Bailey und Fahrenkrügers englischem Wörterbuch s. v. Rie.

377. Zu Heptam. VII, 10: La Chatelaine de Vergy. — Die von Le Grand zu dieser Erzählung gemeinte Novelle des Bandello ist II, 5. — Das Heptam. IV, 2 enthält den Stoff von Stollbergs Ballade, die Büßende, über welche s. oben S. 201 a.

383. Zu Timoneda.

Nr. 2. Sieh auch Bäckström Svenska Folksböcker 1, 275, wo jedoch diese Patraña nicht erwähnt ist.

Nr. 4. l. Gesammtab. III.

Nr. 11. Sieh auch Bäckström a. a. O. S. 140.

Nr. 22. Sieh auch Bäckström a. a. O. S. 202. Diese nachträglichen Verweisungen entnehme ich aus Ferd. Wolf's ausführlicher u. sehr lehrreicher Anzeige von Vol. 1, 2 und 3 der Biblioteca Española publ. por Aribau in den Wien. Jahrbüchern Bd. 122 S. 76 ff.

Anm.

Zum Conde Lucanor.

Nr. 3. Am Schlusse der in diesem Cap. enthaltenen Erzählung wird weiter berichtet, wie einer der Helden derselben, Pedro Nuñez, der in einem gerichtlichen Zweikampfe für eine Dame ein Auge verloren, bei seiner Nachhausekunft ganz traurig darüber ist, weil er seine Gemahlin lachen sieht und glaubt, daß dieß seinem verunstalteten Gesichte gelte; sie jedoch sticht sich, sobald sie die Ursache seiner Niedergeschlagenheit vernommen, ohne Zögern mit einer Nadel gleichfalls ein Auge aus, damit er fürderhin ihr Lachen, das nur der Freude über seine Rückkehr gegolten, nicht so übel auslege. — Dieser Theil der Erzählung entspricht in dem Hauptumstande der Nr. 12 in v. d. Hagen's Gesammtabenteuer und bestätigt seine Muthmaßung von der wälschen Abstammung des deutschen Gedichtes.

Nr. 13. Die Erzählung von Merlin steht außer bei Méon und Jubinal auch noch im Renard Contrefait: s. Poëtes de Champ. (vgl. Nachtrag zu S. 85.) p. 69 ff. Merlin et le bucheron, jedoch sehr in's Kurze gezogen. — Zu der oben gleichfalls angeführten Nr. 90 in v. d. Hagen's Gesammtabenteuer will ich hier die ursprüngliche Quelle mittheilen. In Prudentius van Duyse's Vaderlandsche Poezy. Gent 1840 findet sich nämlich zu dem Gedichte de Monnik van Afflighem (vol. I p. 35 ff.) folgende Anmerkung (p. 202.):

Men vindt deze legende in verscheidene godvruchtige boeken. In't handschrift *Hafflighemium illustratum* in-fo. I, 61, thands bewaert in de herstelde abdy van Affligbem, binnen Dendermonde, staet er:

„Eodem tempore (circa finem XI saeculi) ut fertur, accidisset Fulgentio (primo Abbati Hafflighemi) mirabilis historia: admonitus enim a fratribus illic adesse peregrinum sed venerabilem monachum, qui se illius monasterii fratrem affirmabat, introduci fecit illum: qui interrogatus, quisnam et unde esset, respondit, se de nocte adhuc fuisse in matutinis, ubi cum recitasset hunc versum psalmi LXXXIX: „Mille anni ante oculos tuos tamquam dies hesterna quae praeteriit“ mansit in choro, meditans super mysterio verborum illorum, quando avicula quaedam apparuit sibi; ad cujus cantum exurgens secutus est eam asseruitque quod hujus melodia et volatu delectatus exiverit monasterium intraveritque silvam; ubi adhuc modico tempore persistens reversus sit domum; quam appropinquans in tantum invenerit mutatam ut non cognosceret eam. Cumque Fulgentius interrogasset eum de suo Abbate et principibus terrae, repertum fuit, illos a trecentis annis floruisse; quibus omnibus narratis, monachus ille defecisset et acceptis ecclesiae sacramentis, dormivisset in Domino.“ — Dieselbe Legende finde ich auch in Bechsteins Märchenbuch: „Der Mönch und das Vögelein“ (S. 205 der 7ten Aufl.) nach einer metrischen Bearbeitung von Friedrich Kind.

Anm.

Auch in einem altenglischen Gedichte (s. W. Scott in dem Appendix zu der Ballade Thomas the Rhymer P. I in dessen Minstrelsy) sagt Thomas zu der Fee, die ihn aus Elfenland auf die Erde zurückbringen will:

... Lowely ladye lat me be,
For I sai ye certenly here
Haf I ben bot the space of dayes three.
Sothly (erwiedert sie) Thomas as I telle ye
You hath ben here thre yeres,
And here you may no longer be, etc. —

Nr. 29. Bei Robert Fabl. Inéd. 2, 40 muß das Citat Ser Giovanni Pecor. II, 2 auf einem Irrthume beruhen; sieh oben S. 261 b. —

Nr. 32. Ein Hahn läßt sich von einem Fuchse durch thörichte Furcht von Baum zu Baum scheuchen, bis er endlich ermattet herabfällt und gefressen wird. — Vergl. La Fontaine's Le Renard et les Poulets, Robert Fabl. Inéd. 2, 372. —

Nr. 41. Das Laster (el mal) betrügt die Tugend (el bien) bei mehrfachen Theilungen, so z. B. überläßt es dieser bei einer zu ihrer Bedienung angenommenen Frau den Theil vom Gürtel aufwärts und behält selbst den untern. — In v. d. Hagen's Gesammtabent. Nr. 18 kommt eine gleiche Theilung vor und dieß gewährt einen neuen Beweis für des Herausgebers Vermuthung, daß das deutsche Gedicht wahrscheinlich seiner Ganzheit nach romanischen Ursprunges sei. —

Auch zu den übrigen der in dem Conde Lucanor enthaltenen Erzählungen werden sich von Andern mancherlei Nachweise geben laßen, deren ich selbst mich eben nicht genauer erinnern kann; so z. B. zu Cap. 5, wo die böse und streitsüchtige Gemahlin des Kaisers Friedrich, weil er ihr den Gebrauch eines gewissen Giftes untersagt, durch ihren Widerspruchsgeist gerade dasselbe in Anwendung bringt und so ihr Leben verliert, während die Frau des Alvarfañez im Gegentheile, dem Ausspruche ihres Mannes folgend, Stuten für Kühe erklärt und behauptet, daß ein Fluß, an dem sie sich be-

Anm.

finden, stromaufwärts laufe (der erste Theil dieser Geschichte wird in Deutschland in mancherlei Gestalt erzählt); — zu Cap. 31, wo ein über seine Armut jammernder Mann, der die von ihm weggeworfenen Bohnenhülsen von einem noch ärmern aufsammeln und gierig verschlingen sieht, dadurch getröstet wird (diese Geschichte erzählt unter Anderm irgendwo Fr. Jakobs, ob nach dem Conde Lucanor weiß ich nicht); u. s. w. — In Cap. 4 endlich, wo einem Einsiedler, der sich sein Lebenlang eines heiligen Wandels befleißigt hat, ein Engel mittheilt, daß Richard Löwenherz, sonst ein großer Sünder, sich dennoch durch den bei seiner Landung in Palästina von seinem Schiffe an das durch die Saracenen dicht besetzte Ufer gethanen Sprung das Paradies erkauft habe, findet Simrock, wie er mir mittheilt, eine innere Verbindung mit Rudolfs Gutem Gerhard.

399. St. Antonius' Schwein. — Vgl. Roquefort's Glossaire Supplem. s. v. Pourchel.

408. Ein anderes spanisches Sprüchwort lautet:

Quien te alabare con lo que non has en ti,
Sabe que quiere relevar lo que has de ti.

Zu der Antwort Bertoldo's vgl. Diog. Laert. l. VI §. 54: Diogenes gefragt, was für Wein er gerne trinke, antwortete: „Den fremden."

435. Das oben gleich nachher erwähnte Eloge findet sich in D'Alembert's Mélanges und in dessen Werken und war ursprünglich besonders erschienen unter dem Titel: Réflexions sur la personne et les ouvrages de Mr. l'Abbé Terrasson. XV Seiten. 1750. 12. — Die Bezeichnung Zoilus (s. oben S. 348a.) bezieht sich auf Terrasson's Dissertation critique sur l'Iliade d'Homère etc. 1712. II. 12.

451. S. 511a. Zwischen Fortunatus Siculus l. II c. 17 und dem Ruodlieb (in Grimm und Schmeller's lat. Gedichten) scheint mir eine, wenn auch nur entfernte Aehnlichkeit und innere Beziehung obzuwalten.

452. S. 511b. Z. 12 v. o. statt „den" l. „der."

464. S. 514a. Z. 15 v. o. l. appellée.

475. Ich führe aus Pluquet Contes populaires etc. de l'Arrondissement de Bayeux. Rouen 1834 p. 1 ff. noch folgendes Nähere über die Fée d'Argouges an:

„Un seigneur d'Argouges, près de Bayeux, était protegé par une fée, dont le nom n'est pas parvenu jusqu'à nous. Elle lui fit remporter la victoire sur un géant, et pour comble de bienfaits elle l'épousa et lui apporta de grandes richesses. Die einzige Bedingung war, daß er nie des Todes erwähnen durfte. Eines Tages jedoch ließ sie bei einer gewissen Gelegenheit sehr lange auf sich warten und als sie endlich ankam, sagte der Herr d'Argouges: „Belle dame, seriez bonne à aller chercher la mort, car vous êtes bien longue en vos besoignes."

A peine avait-il prononcé le mot fatal, que la fée disparut, en imprimant sa main au-dessus de la porte du château. Toutes les nuits elle revient errer autour du manoir seigneurial en poussant de longs gemissements, et criant de temps en temps: „La mort! ... la mort!"

Deux circonstances paraissent avoir donné lieu à cette tradition fabuleuse; la première est la victoire que remporta Robert d'Argouges sur un Allemand d'une très-haute stature, nommé Brun, lors du siége de Bayeux par Henri I[er] en 1106; et la seconde les armes de la maison d'Argouges, ou se trouve pour cimier la Foi, representée sous la figure d'une femme nue, avec la devise ou cri de guerre: „à la fé" (à la foi) que le peuple prononçait „à la fée."

Ob übrigens diese Erklärung der ursprünglichen Bedeutung des Helmziemers der Familie d'Argouges die richtige sei, laße ich dahingestellt. — Wie käme z. B. der Spiegel in die Hand des „Glaubens?"

475a. S. 516b. Z. 5 ff. v. o. — Mit dieser im Guzman de Alfarache (u. Covarruvias) geschilderten degollada vergleiche man den Schwertertanz der Landleute in der Gegend von Dent; s. Grimm D. Mythol. S. 280 ff.

485a. S. 520. Der Inhalt des chines. Romanes „Les deux Cousines" ist folgender:

Der junge Gelehrte und Dichter Sse Youpe und das Fräulein Houng Ju erscheinen als vom Schicksal einander bestimmt. Das erste Glückspiel dieser Wahlverwandtschaft ist, daß dem jungen Manne vom Oheime des Fräuleins selbst ein Heirathsantrag gemacht wird, weil er ihn als Dichter und vorzüglichen Gelehrten schätzen gelernt hat. Sse Youpe, begierig die ihm angetragene Unbekannte zu sehen, erblickt statt des Fräuleins Houng Ju ein anderes Mädchen, welches ihm irrthümlich statt ihrer von fern gezeigt wird, geräth in den Wahn, Fräulein Houng Ju sei sehr häßlich und schlägt ihre Hand aus. Fräulein Houng Ju wird von ihrem Vater auf seinen Landsitz weggeführt. Hierhin muß also auch das Schicksal Herrn Sse Youpe bringen. Dieß geschieht so: Sse Youpe wird von seinem Oheime eingeladen, zu ihm in eine andere Provinz des Reiches zu ziehen. Er reiß

Anm.

zu Pferde dahin. Unterwegs wird er von einem toll scheinenden Menschen angefallen, welcher ihn um Gottes willen bittet, ihm seine Reitpeitsche zu schenken, weil ihn ein Astrolog darauf angewiesen habe, daß er durch sie sein gestohlenes Weib wieder finden werde. Sse Youpe überläßt ihm die Peitsche unter der Bedingung, daß jener ihm eine starke Weidengerte zum Ersatze für jene schneide. Indem der Bittsteller nun auf einen nahen Weidenbaum steigt, entdeckt er seine verlorene Frau in einer verfallenen Kapelle in den Händen von Räubern, welche entfliehen. Sse Youpe, durch dieses Kunststück des Astrologen in Erstaunen gesetzt, beschließt einen Abstecher zu machen, um den Astrologen selbst zu besuchen und ihn wegen seiner zukünftigen ihm vom Schicksale bestimmten Geliebten zu befragen. Ehe er aber noch zu dem Astrologen kommt, macht er die Bekanntschaft zweier jungen Männer, welche sich um Houng Ju bewerben. Sie zeigen ihm Verse, die aus des Fräuleins Feder geflossen sind und er wird von Liebe zu den Gedichten und der Dichterin entflammt. Er gelangt durch seine Nebenbuhler nach vielen Umwegen und Intriguen zum Landsitze Pe's, des Vaters der Houng Ju, und zum Einverständnisse mit ihr selbst. Durch diese und ähnliche Verwickelungen erscheinen die beiden für einander Bestimmten wie ein Paar Magnete, welche sich durch Macht des Geschickes in großen Fernen gegenseitig anziehen, aber, kommen sie sich nahe, durch Macht der Umstände und Zufälle immer wieder auseinander gestoßen werden. Alle Knoten lösen sich endlich auf in den einem himmlischen Ohre nicht dissonierenden Accord einer Doppelheirath. — Soweit Fortlage. Eine ausführlichere Analyse steht im Morgenblatte 1827. S. 2 ff.; eine Kritik im Auslande 1833. S. 246. Vgl. auch Wiener Jahrb. Bd. 59; Blätter für liter. Unterhalt. 1827. Nr. 18.

485 a. S. 521 a. Z. 28 v. o. Mit den „beiden folgenden" sind Nr. 1 u. 2 des vol. III (s. hier S. 522 a.) gemeint, da ich sie nämlich zuerst in der englischen Uebersetzung (s. S. 522 b.) las, wo sie auf The Shadow in the Water folgen.

Nicht uninteressant mag zuletzt noch die Bemerkung sein, daß ich der in der Tristansage (z. B. Sir Tristrem Fytte II st. 85) vorkommenden Korrespondenzart der Liebenden durch in's Wasser geworfene Zweige auch in einem chinesischen Romane begegnet bin, leider aber vergessen habe, in welchem.

Noch einige Verbesserungen und Zusätze.

Seite

XIII. Anm. Z. 1. Ueber Wuotan's Spieß s. Grimm D. Myth. S. 134.

202 a. Zu Gesta Rom. c. 107. — Hierher gehört auch v. d. Hagen Gesammtab. Nr. 94. (aus Enenkel), wo aus der Statue bei Wilhelm von Malmesbury (und nach diesem bei Albericus Trium Fontium ad an. 1002) der Teufel geworden ist.

434 a. Den Ausdruck weeping tears finde ich schon in dem alten englischen Gedicht auf die Schlacht bei Otterbourne (in Percy's Reliques), wo es heißt:

> Then on the morn they made them beeres
> Of birch and hazell gray;
> Mony a widow with *weeping tears*
> Their makes they fette away.

463. Anm. 81. Zu Apollonius von Tyrus. — In den Gesta Abbatum Fontanellensium (etwa um 850 verfaßt; s. Pertz Monum. 2, 270.) finde ich in einem Bücherverzeichniß des genannten Klosters auch aufgeführt: item historiam Apollonii regis Tyri in codice uno; s. Pertz a. a. O. p. 287. Dieß ist die früheste Erwähnung des Apollonius von Tyrus, die ich bis jetzt kenne. Das griechische Original muß also noch älter gewesen sein; denn der oben erwähnte Codex war ohne Zweifel in lateinischer Sprache.

482. Anm. 246. Professor C. P. Bock in Brüssel ist gesonnen in dem nächsterscheinenden Bande der Memoires der Brüsseler Akademie der Wissenschaften eine Arbeit mitzutheilen, welche ganz neue und bestimmte Resultate über Zeit und Ort der Abfassung des Pseudokallisthenes enthalten wird.

Seite

488. Anm. 295. Zu Boccaccio I, 3. — Enenkel's Erzählung (s. v. d. Hagen Gesammtabent. Nr. 100.) findet sich mit geringer Abweichung auch bei Albericus Trium Fontium ad ann. 1195 (P. II. p. 404.).

494. Anm. 360. Z. 1. soll das Citat wahrscheinlich lauten: „Straparola N. 13. Fav. 12" (vgl. zu Morlini Nr. 54.); ich habe bei jener Anführung muthmaßlich eine castrierte Ausgabe benutzt, kann jedoch hier in Lüttich (ohne Straparola) nichts Gewisses hierüber sagen.

511 b. Z. 12 v. o. l. der.

519 b. Z. 16 v. o. l. daher.

520 a. Z. 30 v. o. setze ein Komma nach „welchem".

526. Anm. 513 l. Citizen.

527 b. Z. 15 v. o. tilge das Komma nach Si.

528 a. Z. 6 v. u. l. onorroit.

538. Zusatz zu S. 108 a. — *Nihil quod per nigromantiam fit, potest in aqua fallere intuentem*, sicut de pulvere quodam invento superius [ad ann. 999] refertur qui in aurum vertebat quidquid contingebat, id est ita videri faciebat, donec aqua dilueretur, sagt Albericus Tr. Font. ad ann. 1049, wo er nach Elinandus und Guillelmus (Malmesburiensis) die von Dünzer (in Scheible's Kloster, 5, 179.) aus Vincentius Bellov. angeführte Geschichte von dem in einen Esel verwandelten Jüngling erzählt.

541 a. Zusatz zu Anm. 170. — Albericus Tr. Font. ad ann. 1235 (2, 556) erzählt: Eodem anno extra sylvas juxta Kerte apparuit quaedam, ut dicitur, daemonum ludificatio; apparuerunt rubei homines, qui de montana quadam (cavea?) exierunt in rubeis equis, minoris tamen staturae quam sint nostri homines, fere ducenti, qui discursus varios spectante populo faciebant; illis de oppido contra illos irruentibus caveam suam intraverunt, nec postea comparuerunt, unus tamen aliquantum ab uno de oppido retentus fecit ejus manum omnino esse rubeam, et sic effugit, qui (l. quae) quam diu vixit, rubea permansit. Fere omnes illi qui eos viderunt, aliquod infortunium eodem anno incurrerunt.

Register.

Die mit einem *) bezeichneten Zahlen deuten auf die Stellen, wo ein Schriftsteller hauptsächlich behandelt ist.

A.

C.

G.

H.

I.

J.

K.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin. Grünstr. 18.





